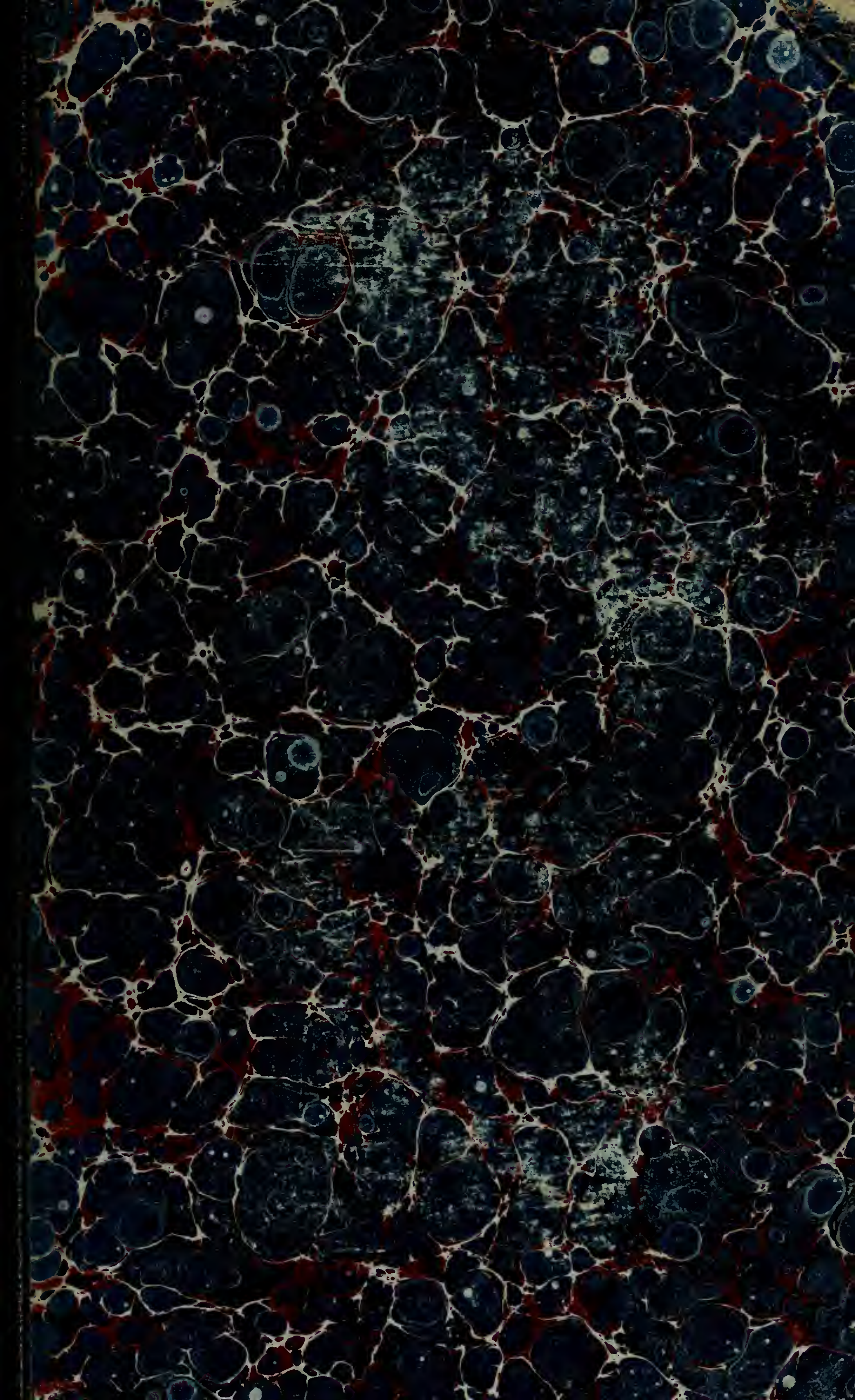
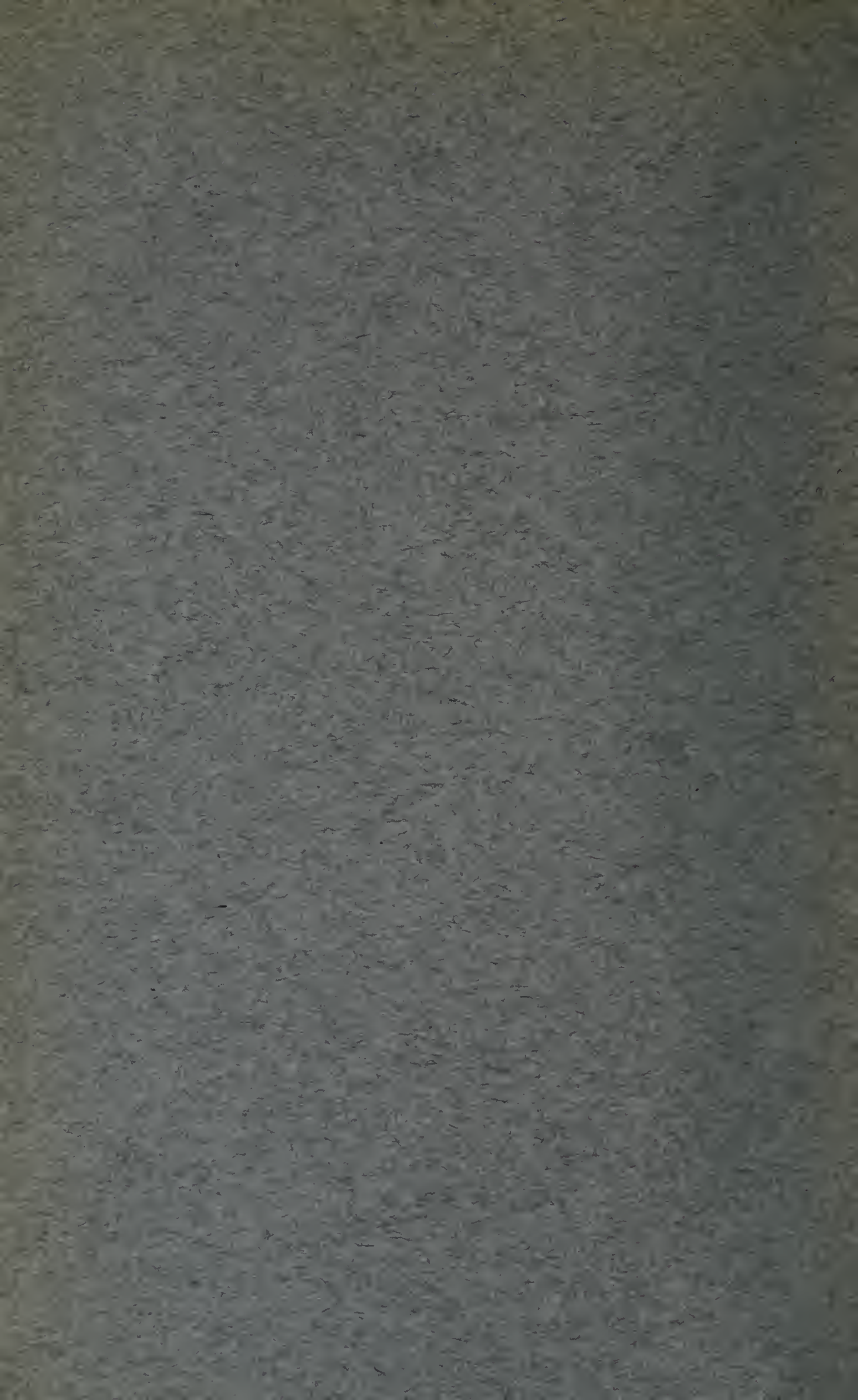






Allgemeine
Deutsche Biographie.

Dreizehnter Band.

Zur gef. Beachtung.

☞ Am Schlusse dieses Bandes, S. 795/96, befindet sich ein Verzeichniß der in Band I—XIII der Allg. Deutsch. Biographie als Nachträge gedruckten Artikel und wichtigeren Zusätze.



Allgemeine
Deutsche Biographie.

Dreizehnter Band.

Holstein — Jesup.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1881.

Holstein: Friedrich Franz v. H., geb. am 16. Februar 1826 zu Braunschweig, entstammte einer alten Adelsfamilie aus dem Mecklenburgischen. Sein Vater, strenger Soldat und Aristokrat, trat zwar dem früh erwachenden musikalischen Talent des Sohnes nicht entgegen, verlangte aber doch unerbittlich, daß derselbe die militärische Laufbahn einschlug. Mit dem 16. Lebensjahre trat H. in das Cadettenhaus zu Braunschweig. Durch die Bekanntschaft mit Griepenkerl ward ihm die Möglichkeit geboten, seiner Neigung für die geliebte Musik gerecht zu werden; vor Allen waren es Berlioz, Liszt und die Opern Meyerbeer's, welche mächtigen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth machten. Beschäftigt mit den Vorbereitungen zum Officiersexamen, arbeitete er zugleich mit Eifer an einer Oper „Zwei Nächte in Venedig“; er vollendete beides: Examen und die Oper! Das Garnisonleben und die musikalischen Studien des jungen Mannes wurden unterbrochen durch die Bewegungen des J. 1848 und den Feldzug nach Schleswig-Holstein, den H. mitmachte. Während eines Aufenthaltes in Sesen, wohin er inzwischen als Adjutant bei einem Landwehrbataillon versetzt worden war, erschienen seine als op. 3 und 4 veröffentlichten Balladen und Lieder bei Bote & Bock in Berlin. — Im J. 1853 endlich konnte H. den langgehegten Wunsch ausführen, sich ganz der Kunst zu widmen. Durch das beistimmende Urtheil Hauptmann's in Leipzig bewogen, billigte der Vater den Entschluß und so ging der nun 27jährige Kunstjünger nach Leipzig, um seine Musikstudien zu vollenden. Clavierunterricht genoß er bei Wenzel, Plaidy und Moscheles, Theorie und Formenlehre hörte er bei Richter, Contrapunkt bei Hauptmann, zu dessen Privatschülern er übrigens zählte, Composition bei Richter und Rietz. Eine Fülle neuer Eindrücke bedrängte ihn. Von Schumann und Mendelssohn war ihm fast alles neu, von Bach kannte er bis dahin nur die kleineren Clavierwerke. Beethoven's riesige Sinfonien waren ihm bis auf die Eroica und die C-moll unbekannt geblieben! Dazu kamen die ersten Aufführungen des „Tannhäuser“ und „Lohengrin“. — 1866 trat er zum ersten Mal mit einem größeren Werke vor die Oeffentlichkeit und zwar mit der Oper „Der Haideschacht“, die mit entschiedenem Erfolge in Dresden gegeben ward, um von da den Weg auf viele deutsche Bühnen zu finden. — Eine zweite 1872 zuerst in Leipzig gegebene Oper „Der Erbe von Morley“ hatte nicht den gleichen Erfolg. Mehr Glück machte eine dritte Oper „Die Hochländer“, welche zuerst 1878 in Mannheim aufgeführt wurde. Zu sämmtlichen Opern hatte H. auch den Text geschrieben. Inmitten des rüstigsten Schaffens hatte sich inzwischen bei dem trefflichen Künstler ein schweres Leiden (Magenkrebs) ausgebildet. Trotz der sorgsamsten Pflege der

geliebten Gattin (Hedwig Salomon) erlag er diesem heimtückischen Uebel in der Nacht vom 21. auf den 22. Mai 1878. Kurz vorher hatte er mit seiner Frau den schon früher gehegten, bald nach seinem Tode von seiner treuen Gefährtin ausgeführten Gedanken besprochen, auf seinem Grundstück eine Stiftung für junge Musiker zu errichten, ein Künstlerhaus, das unbemittelten Talenten eine sichere Zuflucht während ihrer Ausbildung auf dem Leipziger Conservatorium gewähren sollte. — Außer den erwähnten Opern hat H. einige Kammermusikwerke geschaffen, worunter eine Claviersonate in C-moll und ein Trio in G-moll zu erwähnen sind. H. war entschieden Lyriker; sein Talent, unterstützt durch eine universelle Bildung, gipfelte im deutschen Lied, welches auch in seinen Opern den hervorragendsten Theil bildet; weniger gelang ihm die Darstellung wirklicher dramatischer Leidenschaft. Zu den besten seiner Schöpfungen gehören die Lieder aus Wolff's „Rattenfänger von Hameln". Hier fand er alles, was er beherrschte: die weiche, elegische Liebesklage in dem Lied der Gertrud: „Immer schau'st du in die Ferne", den ausgelassensten Uebermuth, die frische Zecherlust des „Willekumm" und der „Fahrenden Scholaren", die herzlichsten und rührendsten Töne in den Wander- und Werbeliedern, den leisen Flügelschlag des Dämonischen in dem Beschwörungslied der Kinder, deren Lockung eine eigenthümlich kindlich-verführerische Weise bringt; endlich die ingrimmige Kraft in dem Schmiedelied des Wulf. Auch eine Ouverture „Frau Aventiure" entwarf er, er sollte sie leider nicht vollenden. Albert Dietrich unterzog sich später, als H. schon nicht mehr war, der schönen Aufgabe, sie nach den hinterlassenen Skizzen des Freundes zu instrumentiren, und in dieser Einrichtung kam sie im Winter 1879 in den Concerten der Oldenburger Hofcapelle unter Dietrich's Leitung zum ersten Mal mit Beifall zu Gehör.

Franz v. Holstein. Seine nachgelassenen Gedichte herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Heinrich Bulthaupt, Leipzig 1880. Fürstenau.

Holt: Johannes H., † am 29. Mai 1432, der erste Rostocker Docent, welcher geradezu als Professor der Theologie genannt wird, während nach päpstlicher Bestimmung eine theologische Facultät der Universität versagt war und erst 1432 gestattet und errichtet wurde. Er ist im Sommer 1427 als Docent nach Rostock gekommen und als Dr. theol. und Rector der Kirche zu „Wesenburg, Bremer Diöcese", inscribirt, schon im Herbst wurde er Rector der Universität, zum zweiten Male 1429. Die Universität hatte einen Dominicaner, der Dr. theol. sei, gesucht, H. war aber Weltgeistlicher. Von Rostock kam er als Nachfolger Heinrichs v. Gheismar 1431 nach Hamburg als Canonicus und Lector Primarius am Dom.

Vgl. Ed. Meyer, Gesch. des Hamb. Unterrichtswesens im Mittelalter. Krabbe, Univ. Rostock, S. 56. Rostocker Schulprogramm, 1875, S. 19. Krause.

Holt: Johannes H. oder van H., ist der einzige dem Namen nach bekannt gewordene Drucker der berühmten Druckerei der Michaelisbrüder oder Brüder vom gemeinsamen Leben zu Rostock. Er druckte die niedersächsische Uebersetzung des (katholischen) hochdeutschen Neuen Testaments von Hieronymus Emser († 1527, S. Bd. VI. 98) seit 1529, wodurch Luther veranlaßt wurde, den Herzog Heinrich von Mecklenburg um Verbot dieser Unternehmung anzugehen. Der Rostocker Rath untersagte die Arbeit darauf, nichts destoweniger ist der Druck fertig geworden, anscheinend 1532, wo H. mit dem Herzoge Albrecht, dem Gegner Luther's, über seine Verbreitung Rath pflog. Hier in die Mitwissenschaft eines Planes gegen die Stadt Rostock eingeweiht, wurde er, als der Rath davon Kunde erhielt, eingekerkert, der Rector des Hauses Martin Hillemann

aber in Hausarrest gelegt. Am 28. Juni 1532 mußten beide Urfehde schwören. Die in verbotener Weise gedruckten Exemplare wurden confiscirt und vernichtet. Ein einziges Exemplar tauchte 1731 in Reimmann's Katalog auf, um dann wieder zu verschwinden, erst 1878 sind Bruchstücke in einem Einbande der Rostocker Universitätsbibliothek und ein vollständiges Exemplar auf der königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart wieder aufgefunden. Der Titel trägt die Zahl 1530, vielleicht als Jahr des Holzschnitts. Es ergibt sich, daß die Brüder ihre nach Emser genannte Ausgabe direct aus der Vulgata übersetzt oder doch vollständig umgearbeitet haben und mit der Apostelgeschichte schlossen.

Lisch, Jahrb. 4, 23. 43. 261 ff. 44, 53 ff. A. Hofmeister und Theod. Schott in Petzholdt, N. Anz. für Bibliogr., 1878, Nr. 10 u. 12.

Krause.

Holtei: Julie v. H., geb. Holzbecher, Schauspielerin und Sängerin, geb. am 29. Juli 1809 zu Berlin, † am 10. Januar 1839 zu Riga. Die Genannte, die zweite Frau Holtei's (s. u.), war die Tochter eines Schauspielers am königlichen Theater zu Berlin, auf dem sie zuerst als Künstlerin auftrat, von der Stich, nachmaligen Crelinger, für ihre Carrière vorbereitet. Ihre Debutrollen waren Betty in „Heinrich V. Jugendjahre“ (12. November und 22. December 1823); Röschen in „Die beiden Billets“ (31. December) und Fanchette in „Die drei Gefangenen“ (15. Januar 1824). Im Februar 1825 wurde sie Mitglied des Königstädtischen Theaters, zu dessen fleißigsten und beliebtesten Künstlerinnen sie bis 1830 gehörte, in welchem Jahre sie die Gattin Holtei's wurde und diesem nach Darmstadt folgte, um aber schon 1831 nach Berlin zurückzukehren und nun bis zum 24. April 1834 dem Königstädtischen Theater treu zu bleiben. Sie zeigte sich während ihres Engagements an dieser Bühne dem Publikum in nicht weniger als 308 der allerverschiedensten Rollen, von denen zu den beliebtesten ihrer Leistungen gehörten: das Pfefferrösel, Leonore, Lenchen (Fest der Handwerker), Antoinette (Stille Wasser sind tief), Isouard's „Aschenbrödel“, Franziska (Liebe kann Alles) u. A. Sie bewegte sich auf den verschiedensten Gebieten mit der gleichen Sicherheit, war in der Posse wie im feinen Drama, im Vaudeville wie in der Oper eine gleich sichere Darstellerin, die äußeren Liebreiz und ein wohlklingendes Organ mit Natürlichkeit und nie versagender froher Laune verband. In „Hosenrollen“, wie sie Angely's leichtgeschürzte Muse liebte, gefiel sie besonders und zeichnete sich bei ihrer Darstellung durch Decenz aus. 1834 unternahm sie mit H. eine Kunstreise, die sie nach Wien, Dresden, Berlin rc. führte, bis sie 1837 in den sicheren Port Riga einlief, wo ihr Gatte das Theater übernahm. Leider nahm sie der Tod dort schon nach zwei Jahren von der Erde, auf der sie treue Bewunderer genug zurückließ.

Joseph Kürschner.

Holtei: Karl v. H., Dichter, Schauspieler, Vorleser und Dramatiker, geb. am 24. Januar 1797 zu Breslau, † daselbst am 12. Februar 1880. Die Litteraturgeschichte kennt wenig Lebensläufe, die so bewegt sind wie der Holtei's, der zwar nicht zu den hervorragendsten, aber ohne Zweifel zu den populärsten modernen deutschen Dichtern zählt und auf dem Gebiete der Dialectdichtung, auch wenn er nicht gleich tief, wie etwa Hebel, in das Wesen und den Geist des Volkes eindringt, geradezu einen ersten Platz einnimmt. Als 1878 Holtei's 81. Geburtstag festlich begangen wurde, sagte Professor Weinhold, sein Wirken und Leben treffend schildernd, von ihm: „Holtei ist ein vielseitig entwickeltes Wesen; er ist Dichter, Redacteur, Schauspieler, Liedersänger, künstlerischer Vorleser, Meister im plaudernden Gespräch und im Briefwechsel gewesen; er war ein wilder fahrender Geselle und ein fleißiger Bücherschreiber; er verlor sich in leichtsinniges, thörichtes Treiben und gab sich kindlich weich dem stillen Leben der Natur hin und lauschte den ernsten Geheimnissen der menschlichen Seele. Eine dunkle Macht

jagte ihn in früher Jugend auf die wirren Pfade seines Lebens, und dieser Macht ist er gefolgt, wohin sie ihn führen wollte, ohne ihr bewußtes Wollen entgegenzustellen." Das ist der ganze Holtei! In zwei große Epochen zerfällt das Leben Holtei's, deren eine die Wanderjahre umfassend bis 1850 reicht, während der anderen, die mit H.'s Tod ihren Abschluß findet, das ruhige Schaffen und der Frieden des Alters die charakteristische Signatur gibt. Ueber die ersten vier Jahrzehnte der ersten Epoche liegt von H. selbst eine Quelle vor in seiner autobiographischen Schrift „Vierzig Jahre" Breslau (1843—50, 8 Bde., 2. Aufl. 1859/62, 6 Bde.), der wir zunächst folgend, seinen Lebenslauf erzählen. Nach dem frühen Tod seiner Mutter, einer geb. v. Kassen, von einer Verwandten in der verkehrtesten Weise erzogen, ausgebildet auf dem Magdalenäums-Gymnasium zu Breslau, kam H. frühzeitig nach dem Dorfe Obernigk als Eleve der Landwirthschaft, um in einem ernsten Beruf die Leidenschaft für das Theater wieder zu verlieren, die ihn namentlich beim Spiele Ludwig Devrient's machtvoll erfaßt hatte. Sein Eintritt in das schlesische Reserve-Armeecorps befreite ihn ein Jahr später aus der Obernigker Einsamkeit und als er wieder nach Breslau kam, begann er juridischen Studien auf der dortigen Universität sich zu widmen. Freundliche Beziehungen zu dem bekannten Schriftsteller Carl Schall führten ihn vollständig zu seiner alten Liebhaberei, dem Theater, zurück und so erschien er am 5. November 1819 als Mortimer (Maria Stuart) auf dem Breslauer Stadttheater und wurde sogleich engagirt, nachdem er schon vorher auf dem Schloßtheater des Grafen Herberstein in Grafenort bei Glatz sich als Darsteller versucht, auch Lustspiele und Gedichte geschrieben hatte. Bald jedoch verließ er sein Breslauer Engagement und zog mit einem Freunde, der zur Guitarre sang, als Declamator umher. So kam er auch nach Dresden, wo ihn Tieck zum Aufgeben dieses Wanderlebens veranlaßte und ihm eine Unterkunft beim Hoftheater verschaffte. Allein auch hier hielt es ihn nicht und nach manchen Kreuz- und Querfahrten kehrte er nach Obernigk zurück, heirathete dort 1821 die Schauspielerin Louise Rogée (s. u.), die nun am Breslauer Theater Triumphe feierte, während er an eben dem Institut eine Stelle als Theaterdichter und Secretär annahm, außerdem eine bekannte Wochenschrift „Der Obernigker Bote" (Breslau 1822), dann mit Schall und Barth ein großes Blatt „Deutsche Blätter für Poesie, Litteratur, Kunst und Theater" herausgab (ebd. 1823) und das „Jahrbuch deutscher Nachspiele" (ebd. 1822—24), nachmals als „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" von Gubitz fortgesetzt, begründete. Ein Theaterscandal machte der Stellung der Gatten ein Ende und das Paar begab sich nun auf eine Kunstreise, die es nach Prag, Wien, Brünn, Berlin und Hamburg führte. Endlich ließ es sich in Berlin nieder, wo Frau v. H. am königlichen Theater angestellt wurde, während H. eine fruchtbare litterarische Thätigkeit eröffnete. Vor Allem arbeitete er mit Erfolg auf dramatischem Gebiet und gab mit seinen „Wiener in Berlin", „Berliner in Wien" dem deutschen komischen Singspiel einen neuen lebensvollen Impuls. Auch nach dem Tode seiner Frau (1825) setzte er dieses Wirken fort und nahm zugleich beim Königstädtischen Theater die Stellung eines Directionssecretärs, Bühnendichters und Regisseurs ein. Nachdem er diese Stelle niedergelegt hatte, begleitete er den Grafen Herberstein nach Paris, lebte dann einige Zeit in Düsseldorf und Weimar, von Goethe freundlich aufgenommen und an Johanna Schopenhauer eine Freundin für's Leben findend. Nach Berlin zurückgekehrt ließ er die Dramen „Der Kalkbrenner", „Der alte Feldherr", darunter das bis heute sein Publikum findende Volksstück „Leonore" u. A., aufführen, ebenso seinen „Johannes Faust, der wunderthätige Magus des Nordens", heirathete Julie Holzbecher (s. o.) und gab die erste Ausgabe seiner „Schlesischen Gedichte" (Berl. 1830, 14. Aufl. 1875) heraus, denen bereits „Gedichte" (Berl. 1826, 5. Aufl. Breslau 1861) vorangegangen

waren. Von nur kurzer Dauer war ein mit seiner Frau an das Hoftheater zu Darmstadt angenommenes Engagement, das er bald aufgab, um sich abermals nach Berlin zu wenden, wo nun u. A. der von Gläser componirte Operntext „Des Adlers Horst", der durch Ludwig Devrient's Spiel bekannt gewordene „Dumme Peter" und „Das Trauerspiel in Berlin" entstand, in denen zum erstenmal der Versuch unternommen wurde den Berliner Jargon auch für das Tragische nutzbar zu machen. 1833 betrat er selbst wieder auf dem Königstädtischen Theater in Berlin die Bühne und spielte u. A. den Wachtmeister in „Leonore", seinen „Hans Jürge", dann auch in dem effectvollen Drama „Lorbeerbaum und Bettelstab", das seinem Namen ein langes Leben in den Bühnenannalen gesichert hat. Eine Kunstreise mit seiner Frau entführte ihn von neuem Berlin, auf der er u. A. die beiden Stücke „Wiener in Paris" und „Shakespeare in der Heimath" schrieb. Als er abermals zurückkehrte und sich in manchen seiner Erwartungen getäuscht sah, gedachte er der Bühne Valet zu sagen und begann die Abfassung der schon oben erwähnten „Vierzig Jahre" zu schreiben. Allein schon 1837 folgte er einem Rufe als Director des Theaters in Riga. Den glücklichen Tagen, die er dort verlebte, machte der Tod seiner Gattin (1839) ein jähes Ende und ruhelos zog er nun wieder umher, Shakespeare recitirend, wie er es schon früher einmal gethan. Auch vollendete er wieder einige Bände seines Memoirenwerks, bis alle seine Thätigkeit von Neuem durch eine sorgenvolle Directionsübernahme, die des Stadttheaters zu Breslau, durchkreuzt ward. 1845 warf er die Bürde von sich, schrieb weiter an seiner Lebensgeschichte und nahm dann die Vorlesungen von Neuem auf. 1847 vom Fürsten von Trachenberg dahin berufen, dichtete er dort seine „Stimmen des Waldes" (1848), in denen sich der Dichter H. neben seinen prächtigen „Schlesischen Gedichten" von der liebenswürdigsten Seite zeigt. Schon das folgende Jahr sieht ihn abermals mit dem Wanderstab in der Hand; 1850 endlich läßt er sich in Graz nieder, und nun beginnt die Periode seines Schaffens auf dem Gebiete des Romans. Noch in die Zeit vor 1850 fallen neben anderen und oben schon erwähnten Schriften die Sammlungen seiner Dramen u. d. T. „Beiträge für das Königsstädter Theater" (Wiesbaden 1832), „Almanach für Privatbühnen" (Riga 1838) und „Theater" (Breslau 1845, in 6 Bdn. nochmals 1867), ferner „Deutsche Lieder" (Schleus. 1834, 2. Aufl. 1836) rc. 1864 siedelte H. nach Breslau über und lebte dort — die letzten Jahre im Kloster der barmherzigen Brüder — bis an sein Ende, geliebt und gelegentlich seines 80. Geburtstags von ganz Deutschland gefeiert, ausgezeichnet von seinem Kaiser und geehrt durch die Begründung eines nach ihm benannten Fonds, dessen Gelder zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller verwendet werden. Wenn auch den meisten seiner Romane, die er in dieser zweiten Epoche seines Lebens schuf, eine künstlerische Conception abgeht, wenn an ihnen auch oft die Flüchtigkeit der Darstellung zu rügen ist, so fesselten sie doch alle durch die Unmittelbarkeit des Geschilderten und die Liebenswürdigkeit und Lebendigkeit, die ihnen meistens zu eigen ist. Am bekanntesten wurden „Die Vagabunden" (Brsl. 1851), denen sich anschlossen „Christian Lammfell" (ebd. 1853), „Ein Schneider" (ebd. 1854), „Ein Mord in Riga" (Prag 1854), „Die Eselsfresser" (Brsl. 1860), „Der letzte Komödiant" (ebd. 1863), „Haus Treustein" (ebd. 1866), „Erlebnisse eines Livreedieners" (ebd. 1868) u. A. m., die zum Theil gesammelt sind in den 39 Bänden der „Erzählenden Schriften" (ebd. 1861—66). Die größte litterarische Bedeutung Holtei's liegt darin, daß er der „vorzüglichste und eigentlichste Vertreter von Schlesiens Antheil an der deutschen Poesie" ist.

Vgl. Karl v. Holtei. Eine Biographie (Prag u. Leipzig 1856), u. Max Kurnik, Karl v. Holtei, ein Lebensbild, Berl. 1880.

Joseph Kürschner.

Holtei: Luise v. H., geb. Rogée, vortreffliche Schauspielerin, geb. am 1. Decbr. 1800 in Wien, † am 28. Januar 1825 zu Berlin. Trotz dieser kurzen Spanne Zeit, die das Leben der Künstlerin umfaßte, gehörte sie durch ihre sympathische Erscheinung zu den beliebtesten Darstellerinnen der deutschen Bühne, und ihr Andenken als des besten Käthchens von Heilbronn, wird unvergessen bleiben. Von dunkler Herkunft, ein natürliches Kind, wurde sie mit 8 Jahren von Mad. Patrillo, der als Christiane Dorothea Eigensatz bekannten Schauspielerin, aufgenommen und erzogen. Andere, darunter Caroline Bauer, die sich auf ein Zeugniß der Amalie Wolff stützt, behaupten, die Eigensatz sei die Mutter, der österreichische Reichsgraf von Herberstein der Vater Louisens gewesen. Von der Bethmann für die Bühne ausgebildet, betrat Luise diese am Hoftheater zu Berlin 1814 in den Lustspielen „Jac Spleen" und „Welche ist die Braut" und wirkte von 1815—20 als Mitglied des genannten Instituts. Das Ehepaar Wolff nahm sich ihrer in herzlicher Weise an und arbeitete an ihrer künstlerischen Ausbildung. Asla (König Ingurd), Gurli, Melitta (Sappho) u. a. galten schon damals als vortreffliche Leistungen der H., über die Zelter an Goethe 1816 schreibt: „sie hat eine natürlich klingende, fließende, leidenschaftliche, anmuthige Sprache, sieht wohl aus". In Grafenort lernte sie Holtei kennen und heirathete ihn am 4. Febr. 1821, nachdem sie das Jahr zuvor aus Gesundheitsrücksichten der Bühne entsagt hatte. Am 9. Mai 1821 nahm sie in Breslau als Gurli ihre künstlerische Thätigkeit wieder auf, bald in seltener Weise gefeiert. Zwei Jahre später vertrieb sie ein Streit ihres Gatten mit der Direction, von Breslau, und gastirend zog sie von Prag nach Wien, Brünn, Berlin und Hamburg, wo endlich der ersehnte Contract von Berlin eintraf, den sobald schon der Tod wieder löste. Am 21. April 1824 gab sie zum ersten Mal für Berlin das Käthchen und als sie es im November desselben Jahres wieder spielte, war es ihre letzte Rolle — für immer. Anspruchslos, eine liebliche jugendliche Erscheinung, voll tiefer Innigkeit und echten Gefühls, lebte sie ihre Rollen mehr als daß sie sie spielte. Der Schmerz um ihr frühes Hinscheiden war ein allgemeiner. Holtei besang ihr Leben und sammelte die Gedichte, die bei ihrem Tode erschienen unter dem Titel: „Blumen auf das Grab der Schauspielerin Luise v. H., geb. Rogée", Berlin 1825.

Vgl. auch seine Autobiographie „40 Jahre", Bd. III u. IV.

Joseph Kürschner.

Holtermann: Arnold Moriz H., verdienter Rechtsgelehrter, wurde im J. 1627 (Tag und Monat sind unbekannt) zu Tecklenburg in Westfalen geboren; sein Vater war daselbst auf dem Gute Rheda, dem Wittwensitze der Gräfin Margaretha von Bentheim, Hofmeister. Er besuchte zuerst das Gymnasium zu Steinfurt und studirte dann zu Deventer neben der Rechtswissenschaft Philosophie und classische Alterthümer, indem er (Praef. in scholam Florianam, 1673) wenig auf denjenigen Juristen zu halten erklärte, der die letzteren vernachlässige oder verachte. Von Deventer siedelte er an die Hochschulen zu Leyden, Utrecht und Gröningen über. Hierauf besuchte er Heidelberg, sodann Basel, wo er am 28. Octbr. 1651 durch seine Disputation „Ad l. ult. Cod. de edicto D. Hadriani tollendo", sich den Doctorgrad erwarb. Nachdem er sich von jetzt an zwei Jahre in Schaffhausen aufgehalten hatte, unternahm er 1653 zur Bereicherung seiner Kenntnisse eine Reise nach Italien, war aber kaum bis Mailand gekommen, als er einen Ruf aus dem Vaterlande als Lehrer der Rechte an das Gymnasium illustre zu Steinfurt erhielt. Einen gleichen 1656 nach Franeker schlug er aus Dankbarkeit gegen die ihn begünstigende Herrschaft aus. Im J. 1658 machte er mit einigen schweizerischen Edelleuten eine Reise nach England und nahm nach deren Vollendung 1661 die Vocation als ordentlicher Pro=

fessor der Geschichte und Beredtsamkeit, auch außerordentlicher Lehrer der Rechte zu Marburg an, wurde bald darauf ordentlicher Professor der Institutionen, sowie der Pandekten und erhielt 1666 den Titel eines hessischen Rathes. Einen Ruf nach Gröningen in demselben Jahre als Professor jur. primarius, sowie einen wiederholten nach Franeker und 1677 nach Heidelberg lehnte er ab. Im J. 1679 bekleidete er die Würde eines Rectors der Universität. Anhaltender übermäßiger Fleiß für seinen Beruf, verbunden mit theologischen und medicinischen Nebenstudien, bereiteten ihm einen frühen Tod, der am 28. April 1681, in einem Alter von 54 Jahren, zu Marburg erfolgte. Holtermann's schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich fast ausschließlich auf die Abfassung von juridischen Dissertationen, Disputationen und Programmen, deren er bis zum Jahre 1680 in mehr oder minder ausführlicher Weise annähernd 112, alle in Quartform, veröffentlichte. Diese Arbeiten sind zum Theil in den Sammlungen enthalten: „Dissertationes jurid. ad IV. Institutionum libros ...“, Marp. 1664 (24 Diss.); „Προθεωρία universi jur. feudalis“, ibid. 1668 (19 Diss.); „Lex regia s. vera et fundam. Imper. R. G. hod. ratio status ...“, ibid. 1677 (14 Disput.); „Jus noviss. s. Novell. Justin. concinna et method. expositio“, ibid. 1678 (14 Diss.) ꝛc. Einzeln gedruckt blieben u. a.: „Diss. de quaest. s. torturis reorum“, Marb. 1666; „Von der Fürladung vor Gottes Gericht in bürgerl. und peinl. Sachen“, das. 1668; „Disput. de sponsionibus licitis et temerariis vulgo Prael sacht oder ich fresse dich“, das. 1676, und „Disput. de nequitia Advocatorum — von Tücken und Bubenstücken der Advokaten“, das. 1679, sowie als Pendant hierzu „Verkehrter Jurist s. sine lege monstrosus Jureconsultus“, das. 1680. Von diesen beiden letzteren Schriften wurde die erstere, in satirischem Tone gehalten und mit lateinischen und deutschen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten und anzüglichen Reimen versehen, wiederholt aufgelegt (ed. II. ibid. 1681, 1684, Francof. et Lips. 1735) und rief vielfache Controversen hervor (u. a. „Francisci Clientis judicium defensivum ...“, Freienhagae 1680, dagegen wiederum o. O. aber am Ende: Ex Musaeo die 27. Maji 1681“, vermuthlich aus der Feder Holtermann's: „Vindictae adversus virgas Ludimagistri cujusdam ...“). Uebrigens war dieser gegen Advokaten, wie böse Juristen überhaupt gerichtete Ausfall Holtermann's ein im 17. und 18. Jahrhundert sehr beliebtes Thema und wurde, für und gegen, auf ernst- und scherzhafte Weise, in lateinischen und deutschen Dissertationen und Tractaten vielfach abgehandelt. So erschienen (wir führen aus einer größeren Anzahl derartiger Schriften nur die bedeutendsten in chronologischer Folge an): „Von der juristischen Windmacherei, Jena 1686; J. Nik. Hertius, De perversis Advocat. artibus. Diss. Giess. 1703; Fr. Gerdisius, Von jurist. Fündgen. Diss. Lips. 1717; Joh. Ad. Stein, Juristen böse Christen. Diss. Giess. 1719; Die Religion eines Juristen. Frankf. 1720; Fr. Armand Trautmann, Von Advokatenstreichen. Diss. Jen. 1720; Joh. G. Fichtner, De cereo juris naso. Diss., Norib. 1724; J. Fr. Puchelberger, Das Recht habe eine wächserne Nase, Diss., Altd. 1724; H. Brokes, De advocato injuriante. Diss., Vitemb. 1713; Alb. Spinetto, Polit. Schnupftabaksdose vor die wächserne Nase der Juristen, Frankf. 1739, Jena 1766; C. W. Kreuter, De odio vet. Germ. erga Advocatos, Corb. 1786; Von den Chikanen der Rechtsgelehrten, o. O. 1806; B. Strykius, De conscientia Advocati ...; Ahasv. Fritschius, De peccatis Advocatorum und dessen „Beschämter Geschenk-Fresser“ ... und schließlich schrieb der rostockische Rechtslehrer E. J. F. Mantzel zwei unedirte Reden (Chr. Weidlich, Nachrichten von Rechtsgel., II. 165): De suspecto Advocati titulo: Practicus felicissimus 1740 und „Ob die Advocaten mit zur beßten Welt gehören“, 1752. Dieser feindlichen Cohorte in ihren bis 1730 erschienenen Schriften gegenüber fand sich

meines Wissens, wenn wir von der vorhin erwähnten Schrift des Franc. Cliens, die jedoch mehr eine Schmähschrift auf H. ist, absehen, nur ein einziger, der den Muth besaß, unbedingt die Juristen in Schutz zu nehmen, und einer der einen vermittelnden Weg einschlug. Der erstere, J. P. Schmidt, in seiner deutsch geschriebenen Dissertation „Juristen gute Christen“, Rost. 1730, 4, hebt zur Entlastung derselben hervor, daß bei den alten Deutschen ein jeder sich selbst vertheidigte oder dessen Freunde für ihn sprachen. In den späteren Zeiten des Anwuchses der päpstlichen Herrschaft aber wären die Advokaten für verdächtig gehalten worden, weil sie die weltliche Herrschaft des Papstes nicht für göttlichen Ursprungs halten wollten. Der zweite pseudonyme Verfasser „Veriphantor“ betitelte seine o. O. erschienene Schrift: „Wie auffrichtige Advokaten gute, hingegen Rabulisten böse Christen sein“. Uebrigens nennt schon L. Apulejus (im zweiten Jahrhundert nach Christi) im 10. Buche seines Romans vom goldenen Esel die Advokaten „vilissima capita, forensia pecora ac togatos vultures“. Auffallend und seltsam ist es, daß noch in unserer Zeit die stark bureaukratische Auffassung dahin geht, daß der Advokat bedeutend tiefer stehe als der Richter. Selbst in Frankreich, dem Eldorado der Advokaten, wo der Advokat Gambetta Dictator war und thatsächlich jetzt noch (1880) die Stimmung des Landes leitet, ward noch zu Anfang dieses Jahrhunderts der Advokatenstand als unwürdig betrachtet und der erste Napoleon gerieth außer sich, als er erfuhr, daß der von ihm mit dem Kreuze der Ehrenlegion decorirte M. Férey dem Advokatenstande angehöre. Ueber andere deutsche proverbiale Anzüglichkeiten gegen Advokaten, Juristen und Richter vgl. u. a. H. v. Trimberg im Renner (Bamb. 1833—34) v. 8467; G. v. Kaysersberg, „Narrenschiff“, 1498, Bl. XXXIX. 2a, dessen „Irrig Schaf“ (Straßb. 1505), Bl. Aij b und „Marien Salbung“ (das. 1520), Bl. II. 1b; Seb. Brant, Narrenschiff. Strobel, S. 203; Luther (Werke, Jena 1555) T. I. 269b; Seb. Franck, „Bawm des Wissens“ (Vlm 1528), Bl. 158b; Reineke d. Vos (Frankf. 1575), Bl. 37a; J. G. Döhler, Processualische Mausfalle (Cob. 1723, 1724, 1745, 4. Aufl. 1750 u. Frankf. a/M. 1750); J. G. Estor, Bürgerl. Rechtsgelehrs. d. Teutschen (Marb. 1757—67), I. 21; Wander, Sprichwörter-Lexikon (Leipz. 1870), II. 1082. Von Holtermann's übrigen Schriften verdienen Erwähnung: „Belli et pacis schola Floriana s. Comm. in L. A. Flori rer. rom.“, Marp. 1673; „Princeps Machiavelli, osor religionis . . . refutatus“ und damit verbunden: „Idea boni principis, Guilelmi VI. Hass. Landgr.“. Marp. 1674, sowie seine orationes: „De furibus non suspendendis vel morte puniendis“, Bas. 1651, und „De honore Ictorum et Jurisprudentiae“, Marp. 1677.

Strieder, Hessische Gelehrten-Gesch., VI. 98—109. Zedler, Universal-Lexikon, XIII. 678. Witte, Diar. biograph. ad ann. 1681. Jöcher. (Vergl. auch Stintzing, Das Sprichwort „Juristen böse Christen“ in seinen geschichtlichen Bedeutungen. Rectoratsrede. Bonn 1875). J. Franck.

Holtermann: Karl Diedrich H., geb. 14. Octbr. 1802 in Stade, † am 10. Mai 1858 ebenda, war ein tüchtiger Jurist, sehr gesuchter Anwalt, Justizcanzleiprocurator, seit 1852 Obergerichtsanwalt, nachher zugleich Landsyndicus in Stade. Im Streite um das Staatsgrundgesetz mit der Regierung Ernst Augusts war er von 1837—48 einer der Hauptführer der liberalen Opposition, besonders im Bremischen, auch in den Landständen thätig, obwol da weniger hervortretend. Gegen die deutsche Bewegung 1848 verhielt er sich ziemlich ablehnend und trat daher seit dieser Zeit mehr zurück. Er ist einer der Vorkämpfer für idealere Stellung des Advokatenstandes in Hannover gewesen und hat so den Anwaltskammern vorgearbeitet. Krause.

Hölty: Ludewig Heinrich Christoph H. (unter einem gedruckten Abschiedsgedicht an Ewald L. C. H. Hölty, im Todtenregister der Aegidienkirche zu Hannover Christian Ludwig Heinrich Hölty), war geboren am 21. December 1748 zu Mariensee, einem Dorf am linken Ufer der Leine, nordwestlich von Hannover. Sein Vater, Philipp Ernst H. aus Hildesheim, von 1742 bis zu seinem 1775 erfolgten Tode Prediger zu Mariensee, war dreimal verheirathet; die erste Frau, Catharina Charlotta geb. v. Barkhausen, war früh gestorben; die zweite, Elisabeth Juliana geb. Gössel, verheirathet Febr. 1748, gest. 1757 an der Schwindsucht, war die Mutter unseres H. und zweier jüngeren Schwestern: die dritte, Maria Dorothea Johanna geb. Niemann, verheirathet 1758, schenkte ihrem Gatten, den sie überlebte, noch vier Söhne und drei Töchter. H., bis in sein neuntes Jahr ein bildschönes, wißbegieriges und munteres Kind voll drolliger Einfälle, ward in derselben Woche, in der seine rechte Mutter starb, von sehr bösartigen Blattern befallen; die Krankheit entstellte nicht nur sein Gesicht und raubte ihm für zwei Jahre den Gebrauch der Augen, sondern sie hinterließ auch ein Schwächegefühl, welches die angeborne Munterkeit nicht wieder aufkommen ließ. Mit seinem liebevollen Herzen konnte er nie mürrisch und verdrießlich werden; sein anspruchsloser und zufriedener Sinn hielt ihn vom Klagen und Weinen zurück; aber es lag seitdem ein Schatten wie von schwermüthiger Ahnung auch auf den frohen Stunden, die ihm noch beschieden waren. Treu hatte die Stiefmutter ihn gepflegt; „manche Mutterthräne rann mir auf die verblühende Knabenwange“, sang er später. Unter der Leitung des Vaters setzte er mit eisernem Fleiß die unterbrochenen Schulstudien fort, nicht selten die Nächte durcharbeitend bei einer mit heimlich erbeutetem Oel gefüllten hohlen Rübe als Studierlampe. Seine Lesewuth, die ihn nie verlassen hat, und sein Hang zur Einsamkeit würden ihn zum unverbesserlichen Stubenhocker gemacht haben, wenn nicht das glückliche Familienleben im Vaterhause, der freundliche Verkehr mit den Damen im nahegelegenen Fräuleinstift, einem ehemaligen Bernhardinerinnenkloster, und die lieblichen Umgebungen Mariensee's als Gegengift gewirkt hätten. Nur die Nachlässigkeit in Körperpflege und Kleidung war ihm nicht abzugewöhnen. Michaelis 1765 ging H. noch auf drei Jahre zu seinem Onkel Gössel nach Celle, um das dortige Gymnasium zu besuchen; dort begann er das Studium des Englischen und las eifrigst englische Dichter, die unverkennbar für seine ersten eigenen poetischen Versuche Vorbilder wurden. Einem seiner Lehrer, dem Theologen J. C. Sunter, hat er noch 1775 eine Elegie voll dankbarer Rückerinnerung nachgesungen. Den letzten Winter vor seinem Abgang zur Universität verbrachte H. wieder im Elternhause; ihm ward dieser Winter zum Lenz durch die erste, feurigste Jugendliebe. Bei einem Ferienbesuch im vorhergehenden Mai scheint er zuerst das schöne Stadtmädchen von majestätischer Länge und vortrefflichstem Wuchse, mit blondem Haar und blauen Augen gesehen zu haben, das mit unvergleichlichem Anstand tanzte und deutsche wie welsche Lieder zu singen verstand, also das Klopstock'sche Ideal des deutschen Mädchens. In dem Hause einer zu Mariensee verheiratheten, im December 1768 gestorbenen Schwester wohnte sie ein Jahr lang, schwärmerisch verehrt von dem Jüngling, „um dessen Kinn noch zweideutige Wolle hing“, der seine Leidenschaft nicht erklären konnte, aber sie in Liedern austönen ließ, indem er die ihm Unerreichbare, bald anderweitig Vermählte als Juliane und Daphne, vorzugsweise als Laura feierte. Neigung zum Versemachen hatte er als Kind schon gezeigt; der Vater, als Candidat Mitglied der unter Haller's Auspicien 1739 gestifteten deutschen Gesellschaft in Göttingen, scheint noch in Mariensee den Musen geopfert zu haben und verhielt sich den poetischen Anwandlungen des Sohnes gegenüber gewiß eher fördernd als hemmend; Mailust, Naturfreude und heimliche Liebe machten diesen zum Dichter.

Am 19. April 1769 wurde er als Student der Theologie in Göttingen immatrikulirt; sehr bald war es dort bekannt, daß der breitschultrige, gebückt und träge schlendernde, todtbleiche und stumme, unbehülfliche und schlotterig gekleidete Jüngling ein Poet sei; sein am 24. October 1770 bei Kästner eingereichtes Gesuch um Aufnahme in die deutsche Gesellschaft fand sofort Gehör und wenige Wochen später erschien von ihm eine Elegie auf den Tod Münchhausens im Druck. Allein die Poeten der deutschen Gesellschaft waren nicht der rechte Kreis, um das Beste, was H. zu singen vermochte, hervorzulocken: die Prunkoden, die anglisirenden Elegien auf Stadt- und Landkirchhöfe und Hymnen an Morgensonne, Mond und Abendstern haben ebenso wenig Herzenston, als die witzelnden und burlesken Balladen im Geschmack der Gleim, Löwen und Schiebeler. Den eigenthümlichen Ausdruck eigener Empfindung fand er erst, als er in Bürger 1771 einen Dichter von Gottes Gnaden kennen lernte, durch ihn dem Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, Boie, zugeführt ward, welcher bemüht war einen Parnaß in nuce um sich zu versammeln, mit dem liederreichen Johann Martin Miller und dem Tyrannenhasser Hahn Freundschaft schloß und mit Vernachlässigung Kästner's die regelmäßigen Versammlungen dieser jugendlichen Sänger besuchte, die unter Boie's Leitung in die Wette zarte Frühlings- und Liebeslieder für das keusche Ohr deutscher Mädchen erklingen ließen. Die neuen Freunde fesselten ihn in Göttingen, als Ostern 1772 seine Studienzeit abgelaufen war, und der Vater ließ ihn gewähren, da er das Wenige, dessen er bedurfte, durch griechischen und englischen Privatunterricht zu erwerben suchte. So erlebte er die Ankunft von Voß und ward schnell dessen treuester Genosse, bald dem Lernbegierigen mit den vielseitigen Schätzen seines Wissens beim Studium helfend, bald in den jungen Frühling mit ihm hinauswandernd, um unter blühenden Apfelbäumen eine Milch zu trinken, den Messias und Shakespeare zu lesen, oder „kampirend“ selber zu dichten. Mit seinem Voß, den beiden Miller, Hahn und Wehrs zog er am 12. September 1772 nach Geismar und schloß mit ihnen den ewigen Bund unter der Eiche, den er unter seinem Bardennamen Haining selbst besungen hat. An die Sorge um ein Amt wurde nun für die nächsten zwei Jahre nicht mehr gedacht; jede Stunde, die den weit ausgedehnten Studien, der fünfstündigen und doch nur karg lohnenden täglichen Information abgemüßigt werden kann, gehört dem Bunde; das handschriftliche Bundesbuch und der Musenalmanach füllen sich mit Oden und Liedern von ihm; als Klopstock's Schüler handhabt er die lyrischen Maße der Griechen, oft geschmeidiger als der Altmeister, und mit dem Schwaben Miller, der ihm das Verständniß der Minnesinger erschließt, singt er glücklich Walther von der Vogelweide nach. Keiner der Genossen des Hains hat mit seinen Liedern so viel Glück gemacht als H.; manche derselben sind noch heute volksthümlich, z. B. „Ueb' immer Treu und Redlichkeit“ 2c., „Ein Leben wie im Paradies“ 2c., „Rosen auf den Weg gestreut“ 2c., „Wer wollte sich mit Grillen plagen“ 2c. Alle großen Feiertage des Bundes hat er miterlebt: die Geburtstagsfeier Klopstock's am 2. Juli 1773 mit der Verbrennung von Wieland's Bild, die Aufnahme der Stolberge, Cramer's, Brückner's, Leisewitzens, den Besuch Klopstock's Michaelis 1774. Erst als der von jugendlicher Schwärmerei für die Ewigkeit bestimmte Bund durch den Abgang der Freunde sich zu lösen begann, fing auch er an, die Universitätskette ärger als eine Sclavenfessel zu fühlen und Zukunftspläne zu schmieden. Magister war er nicht geworden; um eine Repetentenstelle sich zu bemühen, wie der Vater ihm vorschlug, hatte er keine Neigung, weil er sich bei aller Gelehrsamkeit vor den Vorbereitungen scheute; das Pfarramt kam für ihn schon gar nicht mehr in Betracht, weil Brustbeschwerden, die Vorboten der Krankheit, deren Keim von der Mutter auf ihn vererbt zu sein scheint, ihm vieles Reden unmöglich machten. Dem ganzen

Klopstock'schen Kreise lag ohnehin die Amtsscheu im Blute; im Winter in einer großen Stadt Menschenkenntniß sammeln, im Sommer auf dem Lande Gedichte machen, ein Schäferleben, wie es damals Claudius führte, war sein Ideal. „Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meine Hütte, ist alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche"; und ein großer Dichter wollte er werden, weil ein mittelmäßiger ein Unding wäre. Die Bemühungen um eine Hauslehrerstelle in Braunschweig, Hamburg, Kopenhagen, Leipzig wurden daher flauer betrieben, als der etwas abenteuerliche Plan, mit Voß zusammen eine Junggesellenwirthschaft in Wandsbeck zu beginnen und die Mittel dazu seinerseits durch Uebersetzungen aus dem Englischen zu beschaffen. Seine erste größere Reise stand mit diesem Plan in engem Zusammenhang. Er begleitete seinen Miller im October 1774 nach Leipzig, ließ sich von demselben bei dessen Vetter, dem Buchhändler Weygand, einführen und übernahm für dessen Verlag die Bearbeitung verschiedener englischer Werke. Ein Auszug aus der Wochenschrift, „Der Kenner", Hurd's Dialogen und der erste Theil von Shaftesbury's Werken sind zu Stande gekommen; die letzte Arbeit ward trotz Voß' Hülfe nicht zu Ende geführt, weil der karge Weygand ein der Mühe entsprechendes Honorar nicht zahlen wollte. So unterblieb auch die beabsichtigte Sammlung aus den besten englischen Wochenschriften und die Uebersetzung des Jerningham, die Weygand für seine vom Gießener Schulz redigirte Allgemeine englische Bibliothek zu haben wünschte. Er hätte aber auch mit einem großmüthigeren Verleger nicht von der Feder leben können, weil die lange schon sein Leben bedrohende Schwindsucht sich unverkennbar einstellte. Im November 1774 war er noch zweimal von Göttingen nach Münden gefahren, das erstemal mit Voß zum Besuch des dem Bunde befreundeten Conrectors von Einem und seiner in alle bündischen Dichter verliebten Tochter, „des kleinen Entzückens", das zweitemal um dem scheidenden Hahn das Geleite zu geben. Bald darauf fing er an über Blutbrechen zu klagen, und das anfangs sorglos getragene Leiden wurde im Februar 1775 bedenklich, gerade zu der Zeit, als sein Vater starb. Als ein Welkender kehrte er zu Mutter und Geschwistern zurück. Der schöne Frühling auf dem Lande und eine von dem berühmten Leibarzt Zimmermann vorgeschlagene Kur brachten noch einmal trügerische Besserung. Ende Juli konnte er Klopstock, Voß und Claudius in Hamburg und Wandsbeck besuchen; als er sich von den Freunden trennte, versprach er in wenig Wochen zu dauerndem Aufenthalt zurückzukehren. Er kam nicht wieder; in Hannover, wo er, abgesehen von einzelnen Sommerfahrten zu den Seinigen, in Zimmermann's Nähe seine Heilung abwarten wollte, erlag er seinem Leiden schon am 1. September 1776, ohne die geplante Herausgabe seiner in Almanachen zerstreuten und zum Theil noch gar nicht gedruckten Gedichte ausgeführt zu haben. Diese Gedichte haben ein seltsames Schicksal gehabt. Boie nahm den Nachlaß an sich und wollte mit einem Leben des Freundes seine poetischen Werke veröffentlichen, um von dem Ertrage sein Grab mit einem Denkmal zu schmücken. Dem unverbesserlichen Zauderer rückte die Arbeit, wie so viele andere, nicht vor; Voß suchte sie dann an sich zu ziehen, aber ein Unberufener kam ihm zuvor. A. F. Geisler, ein obskurer Vielschreiber in Leipzig, publicirte (Halle 1782 und 1783) eine zusammengeraffte Sammlung von echten und unechten Hölty'schen Gedichten, und die Hast, mit der nun Voß seine Edition an den Markt zu bringen trachtete, machte auch diese rechtmäßige, im Verein mit F. L. Stolberg besorgte Ausgabe, Hamburg 1783, recht mangelhaft. Eine zweite 1795 erschienene Auflage unterscheidet sich von der ersten nur durch die größere Zahl der Druckfehler. Der Verleger der Halle'schen Ausgabe ließ darauf von einem Ungenannten seine Sammlung so umarbeiten, daß die erste Hälfte derselben ein bloßer Nachdruck der Voß'schen Ausgabe wurde,

während die zweite alle übrigen von Geisler gesammelten Stücke brachte; in dieser Form erschien sie noch zweimal, Halle 1800 und 1803, und ward 1803 auch in Wien auf Velinpapier gedruckt. Voß erließ gegen dies Gebahren geharnischte Erklärungen und kündigte gleichzeitig eine gänzlich umgearbeitete vollständige Ausgabe an. Diese erschien 1804 und ist 1814 und 1833 wiederholt; ihr Inhalt entspricht aber kaum noch ihrem Titel, denn die eigenmächtigen Textveränderungen des Herausgebers gehen noch weiter, als seine in dieser Beziehung selten weitherzigen Bekenntnisse im Vorwort ahnen lassen. Der Versuch des pensionirten Steuerrevisors Friedrich Voigts († 1861) in Hannover, der Hölty bereits zum Helden einer Novelle gemacht hatte, eine kritische Ausgabe mit Hülfe der ersten Drucke und weniger Handschriften herzustellen, war gut gemeint, fiel aber ganz ungenügend aus (Hannover 1857 und 1858). Den echten Text der Hölty'schen Gedichte verdanken wir erst Karl Halm; in dem für die Münchener Bibliothek angekauften Voß'schen Nachlaß fand derselbe den größten Theil der Hölty'schen Papiere vor und konnte daneben die noch erhaltenen Bundesbücher und viel einzelnes in Sammlungen verzetteltes handschriftliches Material benutzen. Seine Ausgabe erschien mit kritischem Apparat Leipzig 1869, mit biographischer Einleitung und erklärenden Anmerkungen Leipzig 1870. Eine ihm unbekannt gebliebene und vorher nirgends gedruckte Ode hat Weinhold A. f. L. VII, 186 ff. veröffentlicht mit einer interessanten Zusammenstellung über Hölty's Sprache.

Johann Martin Miller, Einiges von und über Hölty's Charakter, in Miller's Gedichten S. 439 ff., zuerst als Beilage zu Schubart's Teutscher Chronik von 1776 veröffentlicht, das biographische Vorwort von Voß zu der Ausgabe von 1804 und Halm's Einleitung zu seiner Ausgabe von 1870. Einzelnes auch in Weinhold's Boie, in Herbst's Voß und in der Strodtmann'schen Sammlung der Bürgerbriefe. Hölty's Porträt brachte der Voßische Musenalmanach für 1778, von Chodowiecki gestochen; nach Bürger's Urtheil war es nicht gut getroffen. „Um den Mund herum ist es Hölty, aber weiter auch gar nicht". Redlich.

Holtzclau: Thomas H., geb. zu Hadamar am 23. Decbr. 1716, seit 1736 dem Jesuitenorden angehörig, † 1783, wirkte lebenslänglich in Würzburg und zwar zuerst als Lehrer der Physik und Metaphysik, sodann der Theologie und des canonischen Rechtes. Er ist Mitverfasser der „Theologia Wirceburgensis", eines von den damaligen Würzburger Professoren der Theologie (außer H. noch H. Kilber, Ig. Neubauer, Ulr. Munier) abgefaßten „Cursus theologiae" (Würzburg 1766—71, in 14 Voll., neue Ausgabe Paris 1852 ff., 10 Voll.), von welchem ihm die Tractate „De Verbo Dei incarnato", „De jure et justitia", sowie zum größeren Theile die „Doctrina de Sacramentis" angehören.

Vgl. Backer, Ecrivains de la Comp. de Jésus. Tom. V. Werner.

Holtzendorff: Ernst Konrad H., verdienstvoller Militärarzt, geb. 1688 zu Berlin, wurde durch Friedrich Wilhelm I. 1716 vom Regimentsfeldscheerer der Garde aus zum Director der Chirurgie, Leibchirurg, auch zum Generalchirurg und Vorgesetzten aller Feldscheerer der Armee befördert. An den Reformen im Militärlazarethwesen, welche in die Regierungszeit des genannten Königs fallen, hat Holtzendorff's Rath jedenfalls maßgeblichen Antheil gehabt, insbesondere ist 1713 die Anatomie zu Berlin — das damalige Theatrum anatomicum — welche sich durch Hinzufügung von Vorträgen in der Medicin, Chirurgie, Botanik und Chemie 1724 zu dem collegium medico-chirurgicum — der nachmaligen (1811) medicinisch-chirurgischen Akademie — erweiterte, auf den Vor-

schlag Holtzendorff's errichtet worden. — Er starb 1751 auf seinem Rittergute Colbitz.

Vgl. Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin ꝛc. von Eulenberg, 1874, S. 99. Hermann Frölich.

Holtzendorff: Franz v. H., aus dem Hause Vietmannsdorf, zu Berlin geboren am 8. Februar 1804 als achtes Kind der mit 10 Kindern gesegneten Ehe Joachim Philipp Albrechts v. H. (1761—1815), † am Ostersonntag 1871. Seine Erziehung genoß er theils auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, theils in dem Cadettencorps in Berlin. Er übernahm bei der Erbtheilung die Rittergüter Vietmannsdorf, Basdorf und Gollin. Einer damals bevorzugten Gesellschaftsclasse durch Geburt und Grundbesitz angehörig, wandte er, auf Grund einer königl. Cabinetsordre im höheren Verwaltungsdienste während der Jahre 1839 und 1840 in Berlin und Potsdam verwendet, seine Aufmerksamkeit und eingehende Studien den Gemeindegegenständen zu, d. h. — wie er selbst es später bezeichnete: „denjenigen Bedingungen, worauf das Leben im gesellschaftlichen Verbande und dessen Vervollkommnung beruhen muß, und woraus das in der Menschennatur begründete Streben Nahrung erhält.“ Auf dem Kreistage zu Templin hielt er am 8. Juli 1843 einen Vortrag „Ueber die politische Stellung der Stände, ihr Verhältniß zu den Kreistagsversammlungen und dieser zu den Provinziallandtagen“ (in zwei Auflagen bei Brockhaus 1844 erschienen) und erhob seine Stimme für die Einführung einer reichsständischen Verfassung mitten in dem Heerlager derjenigen, denen die Anbetung des absoluten Staatswesens als Lehnspflicht galt. Er bat, man möge ihm als Kreisstand gestatten, auf dem nächsten Kreistage einen Vortrag über Gemeinden, Steuern und Stände zu halten. Allein er erhielt den Bescheid, „daß so allgemein bezeichnete Gegenstände nicht in das Kreistags-Convocatorium aufgenommen werden könnten“. So sah er sich denn veranlaßt, auch diesen Vortrag dem Druck zu übergeben — in einer Zeit, wo durch Zusammenkünfte und Berathungen über Gemeindegegenstände in den meisten deutschen Staaten die Angelegenheiten des socialen Lebens sich nicht fördern ließen, weil solche Versammlungen verboten waren und die Stimmen derjenigen, deren Beruf es ist, die öffentliche Meinung auszusprechen und zu vertreten, sich nicht geltend machen konnten. Und er that Recht daran. Denn diese Schrift: „Gemeinden, Steuern und Vertretung“, Leipzig, Druck von Brockhaus, 1844, ist mit ihrer gediegenen Besprechung und Beurtheilung der einzelnen Steuern und dem Grundgedanken hinsichtlich der Vertretung auch heute noch ein lesenswerthes, von den edelsten Gesinnungen eingegebenes Werkchen. Er sagt darin: „Wir sind durchdrungen von einer Wahrheit, der Wahrheit nämlich, daß es nur eine rechtlich politische Grundform und ein nationales Lebensgesetz geben könne, aus dem Wohlstand, Sicherheit und Kultur, überhaupt aber höheres Volksleben, worauf das Christenthum gegründet ist, hervorgehen kann. Diese Grundform besteht in Nationalfreiheit. Sie sucht eine Vertretung im Bunde und deshalb sollte durch den deutschen Bund ein Nationalverein gegründet werden mit einer Repräsentation des Volkes. Nicht soll der Bund sein ein Fürstenverein mit einer Fürstenrepräsentation“. Und wenn er so dem Volk gab, was des Volkes ist, so gab er auch dem König, was des Königs ist. Wer könnte zweifeln, fährt er weiter fort, daß jene (die bekannten) Verheißungen in Erfüllung gehen? Die schönste Perle in der preußischen Krone ist die Gerechtigkeit; ihr haben wir Ehrfurcht zu bewahren. Wer kann durch schnöde Zweifel das Heiligste entweihen, es rauben wollen in revolutionären, lasterhaften Zweifeln? Wer ein Diadem, eine Krone der Unwahrheit bezichtigt, oder wer ihr nur mißtraut, der ist der höchsten Strafe werth; jedwedem Menschen muß man an

Ehre und Redlichkeit vertrauen, so lange das Gegentheil noch nicht erwiesen ist; noch schlimmer aber handelt der, wer an der Krone Wahrheit zweifelt."

Je bewegter die Zeiten wurden, desto weniger hielt er mit seinen Ansichten zurück, ohne darum zu sorgen, ob seine Bestrebungen bei seinen Standesgenossen Mißtrauen erregten und ihm viele Gegnerschaft zuzogen, ja andererseits die Regierung ihn vielfach verfolgte, ihn sogar seiner ständischen Rechte verlustig erklären ließ, bis er 1848 durch das Ministerium Auerswald rehabilitirt wurde. Es gehören in diese Zeit seine Schriften: „Der Brief an den Landtagsabgeordneten Obristlieutenant H. von Arnim" (den Ständen der Ukermark gewidmet), Berlin 1845 — „Contra Arnim-Boytzenburg. Ueber den richtigen Standpunkt der deutschen Centralgewalt", Berlin 1848 — „In Preußen!" Mannh. 1848, denen sich später anschlossen: „Politische Erinnerungen", 1849 — „Gustav Adolph. Vaterl. dramat. Lebensbild mit einem dramatischen Bilde", 1860. Eine im J. 1847 an den König gerichtete „Bauernadresse" (als Antwort auf die gegen den vereinigten Landtag agitirende, die Rückkehr zum Absolutismus anempfehlende Adresse von vierzig märkischen Rittern), verwickelte ihn in eine Criminaluntersuchung, die durch die Amnestie im März 1848 ihre Erledigung fand. Obwol schwer gekränkt und arg gemißhandelt, stellte er sich nach dem März 1848 sofort in die Reihe der Gemäßigten. Er gehörte dem constitutionellen Club (unter Lette) an und ging als Vertrauensmann des Ministers Auerswald 1848 im August nach Frankfurt a/M., um privatim auf die Linke des Parlaments im Sinne der Mäßigung zu wirken und auf die in Berlin drohenden Gefahren des Umsturzes hinzuweisen. Ebenso bot er im November 1848 seinen nicht geringen persönlichen Einfluß auf, um vor einem gewaltsamen Widerstande gegen Wrangel abzumahnen. Vor 1848 hatte er mit den bedeutendsten Bewegungsmännern in Verbindung gestanden und längere Zeit für die „Aachener Zeitung" politische Correspondenzen geschrieben. Nach 1848 trennte er sich von den radikalen Elementen. Da er in seiner Jugend Cavallerieofficier gewesen war, bot man ihm während seiner Anwesenheit in Heidelberg 1849 ein Commando in dem Insurgentenheere an, was er entschieden zurückwies. Aus der unpolitischen Periode seines Lebens (1855—71) ist zu bemerken, daß er an zahlreichen gemeinnützigen Unternehmungen (Fröbel-, Unions-, Gustav Adolph-Verein) betheiligt war und gemeinschaftlich mit seinem Sohne, Professor Franz v. H., 1859 bei Auerswald durch ein Flugblatt die Stiftung eines Schillerpreises in Anregung brachte, die der Prinz-Regent demnächst beschloß.

H. hatte sich 1824 mit Charlotte Häsicke aus Wriezen verheirathet und in ihr eine überaus treffliche, theure Lebensgefährtin gefunden. Sie starb den 2. December 1878. Aus der höchst glücklichen Ehe gingen zwei Söhne (Richard, geb. 1831, † 1855, und Franz (Professor in München) hervor, neben drei sehr glücklich verheiratheten Töchtern.

Im trauten Kreise der Kinder und Enkel verlebte H., geistig und körperlich frisch, den Lebensabend in Berlin. Ein schönes Denkmal der Dankbarkeit und innigster Werthschätzung hat ihm sein Sohn Franz in der Widmung des Werkes: „Die Principien der Politik", 1869, gesetzt. H. war der letzte Holtzendorff auf Vietmannsdorf. Er trat 1857 seinen Grundbesitz einem seiner Schwiegersöhne, Freiherrn Felix v. Stein, ab, der denselben alsbald gegen sein thüringisches Stammgut Kochberg vertauschte.

Wichart v. Holtzendorff († am 15. Juli 1877), Die Holtzendorff in der Mark Brandenburg u. Kursachsen, Berl. 1876, S. 110, 121, 122. — Genealogisches Taschenbuch der Ritter- und Adelsgeschlechter, 3. Jahrgang (Brünn 1878), S. 283. — Varnhagen v. Ense, Tagebücher, Bd. IV. (Leipzig 1862)

S. 190, 236. — Wolff, Revolutionschronik, Berlin 1848. — Privatmittheilungen. — Stahr, Die preuß. Revolution, 2. Aufl. 1851, 1, 16.

Teichmann.

Holtzendorf: Georg Ernst v. H., preußischer Generalmajor und Inspecteur des gesammten Artilleriewesens, geb. am 14. Febr. 1714 in Calbe a. d. Saale, nobilitirt den 21. Januar 1767, † den 10. Decbr. 1785 in Berlin. Sein Vater war Ernst Konrad H. (s. o.), seine Mutter, eine geb. v. Senneville, entstammte einem Brabant'schen Adelsgeschlecht. Unser H., 1746 in der preuß. Artillerie zum Premierlieutenant aufgerückt, wurde vom König im folgenden Jahre als Volontär zum Heere des Marschalls von Sachsen entsendet und empfahl sich durch seine genauen Berichte, namentlich über die Schlacht von Lafeld. Am Tage von Lobositz erwarb H. sich den Verdienstorden. Bei Leuthen wurde er schwer verwundet. Fußend auf reichhaltigen praktischen Erfahrungen (10 Schlachten, 9 Belagerungen 2c.) und theoretisch ein nicht minder bewanderter Officier, stieg H. auf zum Oberst, 1771, sodann zum Adlatus des altersschwachen Artilleriechefs v. Dieskau und im September 1777 zu dessen Nachfolger. Der König zeichnete ihn, gleichzeitig mit letzterer Beförderung aus durch das Geschenk „eines schönen Pferdes mit Sattel und Zeug" (Berliner Zeitung). Fortan trat H. als Gesetzgeber für seine Waffe in volle Thätigkeit. Aeußerst arbeitsam, lebte er nur dem Dienst. Nach dem Vorbild seines Kriegsherrn ehrte und beeiferte er väterlich den Berufsfleiß seiner Untergebenen. An seine Tafel zog er auch Unterofficiere und Bombardiere. H. hat großes Verdienst um die verbesserte Beweglichkeit und Brauchbarkeit des Geschützes. So z. B. verringerte er das Kaliber der alten schwerfälligen „Brummer". Auch vereinfachte er die Munitionsanfertigung. Seine Artillerie-Mannschaftsschule theilte er in fünf Classen; in die unterste kamen diejenigen, welche nicht schreiben und rechnen konnten, gleichviel ob sie alte Dienstthuer; in der obersten wurden meisterhafte Pläne gezeichnet. Die ältesten Stabsofficiere besuchten ohne Scheu Holtzendorf's winterliche Vorlesungen für Officiere. Das gesammte Artilleriecorps erhielt jetzt einen erhöheten Bildungsstand, und der invalide Unterofficier demgemäß eine bessere Civilversorgung. Beim „Wedding", in der Nähe Berlins, erbaute H. eine bastionirte Front, gegen die er alljährlich den Angriff übte. Durch Versuchs-Schüsse und Würfe im Hügelland bei Freienwalde, an der Oder und im Ufergelände bei Köpenick, erläuterte H. praktisch das im Winter Erlernte. Außerdem war H. der Schöpfer der artilleristischen „Manövrirfähigkeit". Daß der König entschieden den Holtzendorf'schen Ernst begünstigte, wissen wir aus einer Instruction, in welcher Friedrich an H. befahl, nur junge Leute „mit einem Barte" Ihm zum Officier vorzuschlagen und „Selbige immer nach Potsdam zu schicken; Ich will sie Selbst sehen und aussuchen". — Der General v. Ramin, Gouverneur von Berlin, wollte H. anschwärzen, indem er dem Könige beim Vorübermarsch der Artilleristen sagte: „Wie sie die Köpfe hängen", worauf der alte Fritz erwiderte: „Laß er das; sie studiren". — Holtzendorf's Ableben berührte den König sehr schmerzlich. Er ehrte dessen vielseitige treue Berufserfüllung, indem er eine Theilung der Artillerie-Generalinspectionsgeschäfte anbefahl. Aehnliches geschah nach dem Tode des Reiterfürsten Seydlitz. Ein Bild Holtzendorf's findet sich in der Krünizschen Encyklopädie.

Mars. Eine allgem. milit. Zeitung. Berlin 1805, Bd. II.

Gr. Lippe.

Holtzendorf: Karl Friedrich v. H., aus einer alten märkischen Familie stammend, der Sohn des Generallieutenant und Generalinspecteur der Artillerie, G. Ernst v. H. (s. o.), wurde 1764 in Berlin geboren. Er trat 1778 ins Heer und nahm am baierischen Erbfolgekriege Theil. 1781 wurde er Officier; 1787 zur

reitenden Artillerie versetzt, kämpfte er 1794 in Polen und erwarb im Gefecht von Wawriczow den Orden pour le mérite. 1806 stand er bei der Armeeabtheilung des Herzogs von Württemberg und wurde bei Halle verwundet, dennoch glückte es ihm, 180 reitende Artilleristen nach Danzig zu führen, wo er während der Belagerung die Vertheidigung des Hagelsberges neben dem Major v. Horn leitete. Er wurde dann zum Major und Adjutanten des Prinzen August ernannt und erwarb sich große Verdienste um die Reorganisation der Artillerie. 1809 wurde er Brigadier der gesammten reitenden Artillerie. Im Februar 1813 folgte er mit einer reitenden Batterie der Garde dem Könige nach Breslau, machte die dortige Artillerie mobil, wurde bei Ausbruch des Krieges Chef der Artillerie in Bülow's Corps und nahm an den Gefechten bei Möckern, bei Magdeburg, Halle, Luckau Theil. Während des Waffenstillstandes wurde er Oberst und Chef der Reserveartillerie des zweiten Armeecorps. Mit 66 Geschützen führte er den Einleitungskampf zur Schlacht bei Groß-Beeren, erhielt das eiserne Kreuz erster Classe und wirkte wesentlich mit zum Siege bei Dennewitz. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde er General, ging mit Bülow nach Holland, half Arnheim erstürmen und bombardirte Gorkum. 1814 war H. Commandeur der Gardeartillerie und führte in der Schlacht von Laon seine Waffe mit großem Erfolge. 1815, als Chef der Artillerie des ersten Corps, wurde er bei Ligny blessirt, erhielt den Orden pour le mérite mit Eichenlaub und wurde 1816 Chef der Garde, der märkischen und sächsischen Artilleriebrigade, 1818 Generallieutenant und 1820 Divisionscommandeur in Danzig. 1825 wurde er als Generalinspecteur des Militärunterrichts- und -Bildungswesens nach Berlin berufen, in dieser Stellung, in welcher er segensreich wirkte, starb er am 26. Septbr. 1828. H. hat unter Scharnhorst und dem Prinzen August die Reorganisation der Artillerie nach dem Frieden zu Tilsit wesentlich gefördert, und seine Waffe in den Freiheitskriegen im Sinne der napoleonischen Taktik zu führen gewußt. v. Meerheimb.

Holtzmann: Adolf H., Linguist und Germanist, geb. am 2. Mai 1810 zu Karlsruhe, wo sein Vater Professor am Lyceum war, † am 3. Juli 1870 als Professor der deutschen Litteratur und des Sanskrit an der Universität Heidelberg. Er studirte zuerst, seit 1828, Theologie in Halle und Berlin, wohin ihn Schleiermacher zog; bestand im Juni 1831 in Karlsruhe das theologische Examen und wurde Vicar in Kandern. Aber sein Sinn stand auf Sprachwissenschaft. Mit Staatsunterstützung studirte er seit 1832 von neuem, hörte in München Sanskrit bei Othmar Franck, arbeitete unter Schmeller's Leitung auf der Bibliothek und besuchte in Paris die Vorlesungen von Eugène Burnouf. Eine beabsichtigte Reise nach England wurde dadurch vereitelt, daß ihn Großherzog Leopold von Baden im November 1837 als Erzieher der Prinzen Karl und Wilhelm berief. Die Professur in Heidelberg erhielt er 1852. Seine wissenschaftlichen Leistungen sind von sehr ungleichem Werthe. Die Abhandlung über den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises (Karlsruhe 1841), griff mit Erfolg in die schwierigen chronologischen Fragen der indischen Litteraturgeschichte ein. Auch an der Entzifferung der persischen Keilinschriften hat er sich mit Glück betheiligt („Beiträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften", erstes Heft, Karlsruhe 1845 und Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, 1851—54). Seine „Indischen Sagen" (Karlsruhe 1845—47, zweite Aufl. Stuttgart 1855), poetische Uebersetzungen aus den indischen Epen, sind eine geschmackvolle, vortreffliche Arbeit und verdienten auch als Beiträge zu einer Kritik dieser Epen Beachtung, aber ein Aufsatz „Vyâsa und Homer" aus dem J. 1852 (Zeitschr. f. vgl. Sprachf., Bd. I.) kündigte auf Grund einer unmög-

lichen Etymologie, durch welche der griechische Homeros dem indischen Abstractum samâsa „Zusammenfassung“ gleichgestellt wurde, der ganzen neueren Theorie des Epos Krieg an. In der indogermanischen Urzeit sollten die Epen auf der gemeinschaftlichen Arbeit von Sängern und Gelehrten beruht haben: Sängern, die einzelne Stücke aus dem Sagenschatze herausgriffen; Gelehrten, welche den Zusammenhang des Sagenschatzes bewahrten. Und Epen, wie das Nibelungenlied und die Ilias, sollten sich bei vorurtheilsloser Betrachtung nicht als größere Gebilde aus früheren kleineren Bestandtheilen, sondern als kleinere Ueberreste früherer größerer und vollkommenerer Werke zu erkennen geben. Dieser wissenschaftliche Traum setzte sich in den „Untersuchungen über das Nibelungenlied“ (Stuttgart 1854) fort, welche die Art von Kritik am Nibelungenlied bekämpfen wollten, die der Verfasser selbst am indischen Epos geübt hatte. H. gebrauchte dabei den Kunstgriff, die kritische Frage in eine bloße Handschriftenfrage zu verwandeln und versuchte diese mit höchst mangelhafter sprachlicher und methodischer Vorbereitung einem gewiegten Kenner wie Lachmann gegenüber im Handumdrehen zu lösen. Der Werth des Buches stand in keinem Verhältnisse zu dem siegesgewissen Tone, mit dem es auftrat, und zu dem tendenziösen Beifalle, den es fand. Es genügt jetzt, das unter gleichem Titel erschienene Werk von Karl Bartsch zu vergleichen, um zu sehen, daß sich von Holtzmann's Schrift nichts, aber auch gar nichts als bleibendes wissenschaftliches Resultat bewährt hat und daß man ihm im besten Falle nur das Verdienst zuschreiben kann, eine Anregung zu erneuerter Diskussion gegeben zu haben. Als geschickter und gewandter, nur allerdings nicht vornehmer Schriftsteller bewährte sich H. übrigens auch bei dieser Gelegenheit, namentlich in der Broschüre: „Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmann's Nachtreter“ (Stuttgart 1855). In der Frage selbst war er völlig verblendet, glaubte einen Kampf der Freiheit gegen die Unterdrückung, einen Kampf der Productivität gegen die Sterilität zu führen und besann sich schließlich nicht mehr auf die elementaren Gewohnheiten philologischer Technik, so daß ihm die Aufnahme von Lachmann's Conjecturen in den Text des Nibelungenliedes als eine Art Verbrechen erschien (Germania 7, 196). Er selbst hat das Gedicht 1857 und in einer Schulausgabe 1858 und 1863, die zugehörige „Klage“ 1859 herausgegeben. In seiner Ausgabe des „Großen Wolfdietrich“ (Heidelberg 1865) verkannte er das Verhältniß der Handschriften ebenso wie die kritisch herstellbare ältere Sprachform. Seine Versuche, den heil. Pirminius zu einem althochdeutschen Schriftsteller zu machen und den Dichter des Annoliedes zu entdecken (Germania 1, 470; 2, 1—48) sind gescheitert. Seine Schrift „Kelten und Germanen“ (Stuttgart 1855) wollte diese Völker als identisch erweisen und war so haltlos, daß sie keiner Widerlegung bedurfte. Willkürliche Combinationslust und Sucht nach Paradoxien, großer Glaube an den eigenen Scharfsinn und seltene Abhängigkeit von uncontrollirten Vorurtheilen haben ihn wiederholt auf Irrwege geführt. Auch seine Arbeiten über deutsche Grammatik sind nicht frei von Paradoxien. Und auch diese hat er hartnäckig festgehalten. Aber dennoch liegt auf diesem Gebiete seine eigentliche Bedeutung für die deutsche Philologie. Seine Ausgabe des althochdeutschen Isidor (Carolsruhae 1836), seine kleinen Schriften über den Umlaut (1843) und über den Ablaut (1844), weniger seine grammatischen Beiträge zur „Germania“, bezeichnen entschiedene Fortschritte unserer Erkenntniß; und die „Altdeutsche Grammatik“ (Bd. I. Abth. 1, Leipzig 1870; Abth. 2, Leipzig 1875) wäre gewiß sein Hauptwerk geworden, hätte ihn nicht der Tod an ihrer Vollendung gehindert. Die aus seinem Nachlasse herausgegebenen „Germanischen Alterthümer“ (Leipzig 1873), „Deutsche Mythologie“ (Leipzig 1874) und „Die ältere Edda“

(Leipzig 1875), können dagegen nicht als Förderungen der Wissenschaft angesehen werden.

Nekrologe in der Augsb. Allgem. Zeitung, 1870, Beil. 188; Germania, 16, 242 (Bartsch); Zeitschr. f. d. Phil., 3, 201 (Martin). Scherer.

Holtzmann: Daniel H. (Holzmann), Meistersänger zu Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Zu Augsburg um das J. 1536 (nach Anderen erst 1546) geboren, lebte er in späteren Jahren eine Zeit lang zu Eßlingen, wo er zweimal Schule hielt d. h. nicht als Schullehrer thätig war, sondern als Meistersänger zweimal in einer Singschule der Zunft sich hören ließ. Um das J. 1570 hielt er sich wiederum als Bürger in seiner Vaterstadt auf und betrieb daselbst das Kürschnerhandwerk, verweilte aber schließlich in den Jahren 1580—87 zu Wien, mit dichterischen Arbeiten beschäftigt, woselbst er auch gegen 1620 gestorben zu sein scheint. Weiteres über seine persönlichen Verhältnisse ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Holtzmann's ältestes gedrucktes Werk, das seines ursprünglichen Verfassers wegen, eines apokryphischen Bischofs, zu seiner Zeit in großem Ansehen stand, ist sein „Spiegel der natürlichen Weißheit durch den Bischof Cyrillum“ (Augsb. 1571, 1572, 1574 mit Holzschn.), 95 Fabeln in vierfüßigen gereimten Jamben enthaltend, die jedoch kein anderes Verdienst haben, als daß hier die prosaische deutsche Uebersetzung der lateinischen Fabeln des Cyrillus (älteste latein. Ausg. Ulm 1473. Hain 5906 b; deutsche Uebersetzung Basel 1520) in Verse gebracht ist. In diesen letzteren trat H. der Prosaübersetzung, die sich ihrer Kürze und kernhaften Sprache wegen weit besser liest als seine Reimerei, so sklavisch nach und verfällt, wenn er von ihrem wörtlichen Ausdrucke ja einmal abweicht, sogleich und so sehr ins Schaale und Langweilige, daß er sich allerdings auch in der Dichtkunst als bloßer Handwerker zeigt. Seine in äußerst langweilig ausgesponnenen Moralen angebrachte Belesenheit kann ihm eben so wenig zum Verdienste angerechnet werden, denn das war nicht nur Sitte sondern auch Pflicht eines jeden Meistersängers. Doch erheischt es die Billigkeit, auch nicht unverschwiegen zu lassen, daß H. in dem „Beschluß“ zu Ende seines Buches sich selbst über die Unvollkommenheit seiner Reimereien entschuldigt und der Welt und Gott bekennt, daß er ein armer Sünder sei. Ungeachtet dessen hat noch 1782 A. G. Meißner, allerdings im Glauben, daß diese Fabeln Originaldichtungen Holtzmann's seien, geglaubt, 67 derselben mit Abkürzungen und in modernisirte Prosa übertragen aufs Neue herausgeben zu sollen. Nach einer jedoch vereinzelten Nachricht (Stetten, Kunstgeschichte Augsburgs S. 531) soll H. auch Maler zu Augsburg gewesen sein und er habe „seine Kunst an Cyrilli Spiegel natürlicher Weisheit verschwendet“. Wenn H. jedoch die Holzschnitte, mit denen seine Fabeln versehen sind, selbst verfertigt hat und deßhalb „Maler“ genannt wird, wie Stetten anzudeuten scheint, so beweisen sie freilich eben so wenig Talent für Zeichnung und Schnitt als seine Fabeln Dichtergabe verrathen. In ähnlichem Tone gehalten ist ein anderes seiner Gedichte: „Spiegel vnd klare anzeigung der keyserlichen . . . Obrigkeit“ (Wien 1582), eine trockne Moralisation mit Citaten aus der heil. Schrift, den Kirchenvätern u. s. w. Noch in hohem Alter gab er heraus eine poetische „Beschreibung von allerley edelgestein vnd glaßwerck“ (Augsb. 1612). Ueber seine anderen Gedichte und handschriftlichen Meisterlieder vergl. die hier folgenden Quellen.

Eschenburg, Denkmäler S. 376—84. Gräter's Bragur III, 507. Adelung II, 2106—7. Jördens' Lexikon II, 455—59. VI, 345. Serapeum 1864, 321—25. 1865, 124. Weller, Ann. I. 247, 255, 338, 367; II. 377, 408, 435, 437. J. Franck.

Holtzmann: Ernst Friedrich v. H., preußischer Oberst, ein Sohn des 1724 zu Berlin als Feuerwerksmeister der Artillerie gestorbenen Major H., trat 1711 in die gleiche Waffe, ward 1718 Souslieutenant, 1729 Kapitän, 1741 Oberstlieutenant und Kommandeur des 2. Artilleriebataillons, 1747 Oberst und starb am 16. Oktober 1759 zu Berlin. Er befehligte in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges die Artillerie beim Lehwald'schen und darauf beim Dohna'schen Korps auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze, hat sich aber besonders als Erfinder und Konstrukteur einen Namen gemacht, eine Thätigkeit, welcher er sich mit solcher Leidenschaft hingab, daß er die Kosten der Versuche häufig aus eigener Tasche bezahlte. Besondere Erwähnung unter den von ihm ausgegangenen Neuerungen verdienen die Kammergeschütze, welche er herstellte, als König Friedrich Wilhelm I. ein 24pfündiges Feldgeschütz verlangte und man, mit Rücksicht auf die durch diese Forderung bedingten schwächeren Abmeßungen des Rohres die Ladung zu verringern bestrebt war, ferner die Kastenprotzen, deren Einführung wesentlich beitrug die Lenkbarkeit und Beweglichkeit der Geschütze zu erhöhen, die Neunkugel- oder Klemmkartätschen (drei 3pfündige Kugeln in einem Holzcylinder vom Kaliber des 24-Pfünders), und die Versuche, Geschützen eine eiförmige Seele zu geben, damit die Kartätschkugeln sich seitlich mehr ausbreiten möchten; die letzteren wurden nicht eingeführt, dagegen fand der Gedanke in den von den Russen mit vieler Geheimnißkrämerei verwendeten sogenannten Schuwalows und später anderweite Verwirklichung. Daneben lag H. vornehmlich die Sorge für die wissenschaftliche Ausbildung seiner Waffe ob. Am 11. April 1741 ward er mit seinen Brüdern Johann Heinrich (s. unten) und dem, gleichfalls als Artillerieofficier, 1754 gestorbenen Georg Ludwig in den Adelstand erhoben.

Johann Heinrich v. H., preußischer Oberst, trat 1720 als Kanonier in das Artilleriekorps, ward 1728 Sous-, 1732 Premierlieutenant, nahm im gleichen Jahre, um den Krieg kennen zu lernen, an der österreichischen Expedition nach der Insel Corsica theil, leitete während der Kriege Friedrich's des Großen besonders das Transportwesen seiner Waffe, trat aber auch auf dem Schlachtfelde und als Artilleriekommandeur bei abgesonderten Korps mehrfach hervor. Nachdem er 1741 Kapitän, 1753 Major, 1759 Oberst geworden war, forderte er nach dem Hubertsburger Frieden seinen Abschied. Dieser wurde ihm gewährt, jedoch, als gleich darauf der Oberst von Merkatz gestorben war, wieder zurückgezogen, weil H. das Kommando des schlesischen Artilleriebataillons übernehmen sollte, ein Posten, welchen er bis an seinen, am 28. September 1776 zu Neisse erfolgten Tod inne hatte. Während der Feldzüge hat er Tagebücher geführt, welche eine wichtige Quelle für diejenigen Vorgänge bilden, an denen er theil genommen hat und welche für die Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie von v. Malinowsky und v. Bonin, Berlin 1840—42, vielfach benutzt sind.

K. W. v. Schöning, historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, Berlin 1844. Poten.

Holtzmann: Karl Heinrich Alexander H. wurde am 23. Oct. 1811 in Karlsruhe geboren. Nachdem er eine Zeit lang das dortige Lyceum besucht, an welchem sein Vater als Professor wirkte, trat er 1825 in die neu errichtete polytechnische Schule seiner Geburtsstadt ein, um sich dem Studium der mathematischen und Naturwissenschaften, insbesondere aber des Berg- und Hüttenwesens zu widmen, dessen praktische Seite er auf den Werken des Harzes kennen lernte. Nach rühmlich bestandener Staatsprüfung trat er in die Privatdienste der Eisenwerkbesitzer Gebr. Benkiser in Pforzheim, verließ jedoch 1831 diese Stellung wieder, um sich dem Lehrfache zuzuwenden. Nachdem er die Prüfung

für das Lehramt der Mathematik und Naturwissenschaften bestanden, wurde er zum Professor der Mathematik an der polytechnischen Schule in Karlsruhe ernannt, vertauschte aber 1840 diese Stellung mit derjenigen eines Professors der Mathematik und Physik am Lyceum zu Mannheim, welche er bis 1845 inne hatte. In diesem Jahre kehrte er wieder zur praktischen Thätigkeit in seinem ursprünglichen Fache zurück, indem er die Stelle eines Hüttenverwalters am großherzoglich badischen Eisenwerk Albbruck übernahm. Im Jahre 1851 folgte er einem Rufe als Professor für Physik und Mechanik an der polytechnischen Schule in Stuttgart. Er bekleidete diese Stellung bis zu seinem am 25. April 1865 erfolgten Tode, und wurde nach der 1862 erfolgten Neugestaltung der Anstalt wiederholt zu deren Director gewählt. Seine in der technischen Praxis erworbene Erfahrung hatte er Gelegenheit als Mitglied der königl. Centralstelle für Handel und Gewerbe nützlich zu verwerthen. Unter seinen physikalischen Arbeiten, welche zum größten Theil in Poggendorff's Annalen publicirt sind, verdienen hervorgehoben zu werden seine Abhandlung: „Ueber die Wärme und Elasticität der Gase und Dämpfe" (1844), in welcher er, ohne die bereits 1842 publicirte aber damals wenig beachtete Abhandlung von Robert Mayer zu kennen, den Satz von der Aequivalenz von Arbeit und Wärme aussprach und das mechanische Wärmeäquivalent berechnete; ferner seine theoretische Formel für die Spannkraft des Wasserdampfes (Pogg. Ann. LXVII); endlich sein Versuch, die Lage der Schwingungsebene des polarisirten Lichts experimentell zu bestimmen (Pogg. Ann. Bd. XCIX). Auch sein „Lehrbuch der theoretischen Mechanik" (1861) hat verdiente Anerkennung und große Verbreitung gefunden.

Allgemeine Zeitung, Beilage vom 2. Mai 1865. Lommel.

Holwein: Elias H., erscheint 1613 zu Wolfenbüttel als Formschneider und seit 1616 — durch Erwerb der ursprünglich Horn'schen Druckerei — als fürstlich braunschweigischer Buchdrucker; die Druckerei ward bis 1632 unter seinem Namen fortgesetzt. Vielleicht war er derselbe, der auch in Celle von 1626 bis 1651 als fürstlicher Buchdrucker eine Officin hatte; oder das von ihm dort 1626 gegründete Geschäft, welches 1628 und 1629 als „Elias Holwein und dessen Erben" firmirt, ging zu dieser Zeit auf einen gleichnamigen Sohn seines Gründers Elias H. über. Jedenfalls erscheint nun Elias H. bis 1651 als fürstlich bestallter Buchdrucker zu Celle und von 1636—39 zugleich als fürstlicher Buchdrucker zu Hannover. Seit 1651 ist er sodann als königl. schwedischer Buchdrucker zu Stade ansäßig; es war dies die erste Buchdruckerei in den Herzogthümern Bremen und Verden. Er starb dort 1658 und seine Wittwe setzte in Stade bis zur Mündigkeit des Sohnes Caspar (1662) das Geschäft fort. Nach Caspar's Tode (1717) kam das Geschäft durch Heirath in andere Hände.

In Celle erscheint seit des Elias' Fortgang i. J. 1651 Andreas H. als fürstl. Buchdrucker, sei es nun, daß er ein Bruder oder Sohn des nach Stade übergesiedelten Elias war. Bis 1726 finden wir dann in Celle immer denselben Namen, vermuthlich also wieder aufeinanderfolgend Vater und Sohn, als fürstl., später kurfürstl. und königl. Buchdrucker. Das Geschäft bestand dann noch bis 1738 unter der alten Firma fort.

Auch in Hannover begegnet 1707—1737 wieder ein Ludolf Christoph H. als privilegirter Buchdrucker und in Schleswig blühte ebenfalls seit der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Holweinische Familie als „fürstliche Hofbuchdrucker und Formenschneider": Johann H. d. ält. (1655), Johann H. der jüng. (1690—1714), Peter Heinr. H. (1739).

C. L. Grotefend, Gesch. der Buchdruckereien in d. Hannov. und Braunschweig. Landen (Hannover 1840) Bl. A. 1a, 3a. E. 5b ff. J. 5a. — A. Sach, Gesch. d. Stadt Schleswig (Schlesw. 1857) S. 218 Anm. 2.

Kelchner.

Holzappel: Peter Melander Graf v. H., auch Holzapfel (der Ort heißt aber noch heute Holzappel), hessischer und kaiserlicher General, † 17. Mai 1648, wurde 1585 als der Sprosse einer reformirten Bauernfamilie zu Nieder-Hadamar an der Lahn in der Grafschaft Nassau geboren. Sein Vater Wilhelm Eppelmann war reitender Landknecht des Grafen Johann von Nassau-Hadamar. Seine Mutter Anna Lange stammte aus dem benachbarten Dorfe Elz. Ein rechtsgelehrter Bruder Wilhelms, Hans Eppelmann, hatte nach der Sitte damaliger Zeit den Namen Eppelmann in das griechische Melander übersetzt und war Rath und Sekretär des berühmten Prinzen Moritz von Oranien und als Herr von Pyrohne ein angesehener Mann in den Niederlanden geworden. Um der Wittwe und den Kindern seines 1592 verstorbenen Bruders Wilhelm aufzuhelfen, kaufte Hans ihnen 1606 den Adelshof der von Bell zu Hadamar, seitdem der Melandershof genannt, und bemühten sich die älteren Brüder Peter's, Johann Georg und Jakob Eppelmann oder Melander, auf Grund dieses Besitzes um die adelige Qualität, die ihnen auch durch Kaiser Rudolf II. verliehen zu sein scheint. Peter, der jüngste Sohn, machte seine ersten militärischen Versuche in den Niederlanden, 1615 diente er bereits der Republik Venedig und 1620 war er Oberst eines Schweizerregiments zu Basel. In Folge der Auflösung der Union trat er wieder in venetianische Dienste (1625) und focht an der Seite der Franzosen 1628 im Veltlin und 1629 in der Lombardei gegen die Kaiserlichen. Wie es scheint auf französische Empfehlung wurde Melander im Frühjahr 1633 Generallieutenant und geheimer Kriegsrath in Diensten des Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Cassel, welcher seit 1631 im engsten Bündnisse mit Schweden stand. Hier hat sich Melander sowol durch seine Kriegserfahrung, wie durch seine diplomatische Brauchbarkeit in den verwickeltesten Staatshändeln in kurzer Zeit großen Ruf erworben, um so mehr, als auch die Anträge der Republik Venedig, den Oberbefehl über ihre gesammten Streitkräfte zu übernehmen, sein Ansehen in Deutschland vermehrten. Gleich nach dem Falle von Paderborn (8. April 1633) legte er sich mit dem Herzoge Georg von Lüneburg vor Hameln, schlug ein zum Entsatze heranrückendes ligistisches Heer am 7. Juli 1633 bei Segelhorst und zwang Hameln zur Uebergabe (13. Juli 1633). Nach dem Verluste von Höxter an den ligistischen General Geleen (20. April 1634) stellte sich Melander, die Wiedervereinigung mit dem Herzoge von Lüneburg suchend, dem weiteren Vordringen der Kaiserlichen entgegen, erlitt aber bei Herford am 22. April 1634 eine vollständige Niederlage, bei welcher seine beiden hessischen Regimenter Kratzenstein und Dalwigk fast vollständig aufgerieben wurden. Bei Nieheim nochmals geschlagen, rettete sich Melander am 11. Mai 1634 mit großer Noth zu Herzog Georg von Lüneburg nach Soest, kehrte sofort aber dem Feinde wieder die Front zu, nahm am 18. Mai Lünen, am 26. Mai Hamm und stand am 31. Mai vor Münster. Verstärkt durch holländischen Zuzug wandten sich dann die Lüneburger und Hessen wieder zur Lippe zurück und nöthigten nach dem Falle von Borken (27. Juni 1634) den ligistischen General von Bönninghausen zum Rückzuge über den Rhein. Landgraf Wilhelm ehrte die Verdienste Melander's durch die Schenkung der Benedektinerabtei Abdinghof bei Paderborn, während der schwedische Canzler Oxenstiern ihm d. d. Frankfurt am 16. September 1634 die oberelsäßischen Herrschaften Pfirt und Landser im Sundgau überwies, in deren Besitz Melander auch bis zu seinem Eintritte in kaiserliche Dienste ver-

blieb. Trotz der Niederlage der Schweden bei Nördlingen 1634 behauptete sich Melander mit seinen Hessen in diesem und den folgenden Jahren in Westfalen. Er konnte zwar den Verlust von Fulda und Hersfeld nicht abwenden, nahm aber Rhenen und schlug am 27. Juli 1635 Bönninghausen bei Wildungen. In diese Zeit fallen wol die ersten Versuche des kaiserlichen Hofes, sowol den Landgrafen Wilhelm von Hessen, wie seinen General dem Bündnisse zu entziehen, in welches Schweden seit 1631 und Frankreich seit 1634 den thatkräftigen Fürsten verstrickt hielten. Namentlich scheint man an Melander's deutsch-patriotischen Sinn appellirt zu haben, wie solcher allerdings unerwartet bei einem rauhen Zögling des brudermörderischen Krieges in einem Schreiben hervortritt, welches Melander Ende 1635 an den Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar richtete, als Antwort auf die Aufforderung als guter Deutscher in des Kaisers Dienste zu treten, da Frankreich und Schweden doch Deutschland gegenüber nur eine Eroberungspolitik verfolgten. Er sagt darin charakteristisch: („Votre Excellence) se peut asseurer, que je suis non seulement vrai Alleman, mais de plus Westerwaldien, qui vaut autant — selon le dire de feu M. le prince Maurice (d'Orange) — que deux autres Allemans. C'est pourquoi V. E. peut mettre hors de doubte — que je fasse jamais la moindre chose contre ma patrie et nation allemanne." Dem entsprechend stellte Melander auch wirklich im Februar 1636 dem Landgrafen Wilhelm das Bedenkliche des Verharrens in dem schwedisch-französischen Bündnisse vor, versagte seine Mitwirkung zu einer Offensive am Mittelrhein und erbat sich Urlaub nach Holland. In einem am 2. Mai 1636 an den Grafen Johann Ludwig von Nassau gerichteten Schreiben sprach Melander seinen bestimmten Entschluß aus in kaiserliche Dienste zu treten, sobald ein Abkommen mit seinem Herrn dem Landgrafen geschlossen sei, „denn" fügt er hinzu „es sei sein sehnlichster Wunsch gegen die Franzosen zu fechten". Der Friede zwischen Wilhelm und dem Kaiser kam aber nicht zu Stande, vielmehr wurde am 12. Juni 1636 ein noch engeres Bündniß und ein Subsidienvertrag zwischen Frankreich und Hessen abgeschlossen und in Folge desselben der Landgraf im November 1636 in die Reichsacht verfälligt.

Melander vereinigte seine Hessen mit den Schweden und entsetzte am 23. Juni 1636 das von den Kaiserlichen hart bedrängte Hanau. Indessen mußten die Verbündeten zum Schutze des von dem General Götz bedrohten Hessenlandes wieder dorthin zurückkehren und Melander's Versuch die von dem baierischen General von Werth eng eingeschlossene Festung Ehrenbreitstein zu entsetzen mißlang (Januar 1637). Der im Herbste 1637 erfolgte plötzliche Tod des Landgrafen Wilhelm V. hat zwar Pufendorf veranlaßt, gegen Melander den Verdacht der Vergiftung oder wenigstens der Mitwissenschaft an einer solchen zu erheben, indessen ohne allen Beweis und gegen die Wahrscheinlichkeit, da Melander nach wie vor nicht blos der militärische Führer sondern auch der diplomatische Vertraute der Wittwe des Verstorbenen, der ebenso energischen, wie klugen Landgräfin Amalie Elisabeth blieb, welche mit großer Umsicht die Regentschaft des Landes gegenüber dem Vormunde ihrer Kinder, dem zur kaiserlichen Partei hinneigenden Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, behauptete und die Politik ihres Gemahls noch energischer verfolgte. Melander vereidigte sein Kriegsvolk zu ihren Gunsten, und erzwang am 3. Oktober 1637 von den ostfriesischen Ständen einen günstigen Verpflegungsvertrag und drängte vereinigt mit dem schwedischen General King die Kaiserlichen wieder nach Westfalen zurück. Obgleich, wahrscheinlich auf Melander's Rath, am 10. März 1638 ein Waffenstillstand und am 22. August desselben Jahres sogar eine Friedenspunktation zwischen dem Kaiser Leopold I. und der Landgräfin zu Stande kamen, so scheiterte doch das ganze Einigungswerk an der Langsamkeit und Unentschlossen-

heit des Wiener Hofes, und der Kühnheit und Schlauheit französischer Unterhändler gelang es die Landgräfin gegen ein Subsidienversprechen von jährlich 300,000 Rthlr. am 21. Oktober 1639 zu einem engsten Bündnisse mit Frankreich hinüberzuziehen. Melander vereinigte seine 4500 Hessen mit dem Heere des Herzogs von Longueville und den Lüneburgern unter Klitzing bei Langensalza (15. Mai 1640), indessen führten die Operationen der Verbündeten gegen das verschanzte Lager der Kaiserlichen unter Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini doch zu keinem anderen Erfolge, als zu einem Rückzuge des französisch-schwedischen Heeres und zu einem gründlichen Zwiespalte Melander's mit dessen Führern und seiner Landesherrin, deren Politik er nicht billigte. Mitte Juli 1640 verließ Melander das Heer zu Eschwege und legte den Oberbefehl in die Hände der Landgräfin nieder, die ihm indessen einen ehrenvollen Abschied ertheilte. Die schon oben berührten Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe, welche früher Melander die Aeußerung abgenöthigt hatten, er kommandire lieber als einziger General seine Hessen, als mit 27 Generalen und neugebackenen Grafen die Kaiserlichen, wurden nun unter der Vermittlung des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg wieder aufgenommen, Melander nahm seinen Wohnsitz auf dem Schlosse Angerort unterhalb Düsseldorf am Rhein, besuchte von hier aus in Angelegenheiten des Pfalzgrafen den kaiserlichen Hof zu Wien und wurde hier am 23. December 1641 mit seinem Bruder Jakob und dessen Söhnen Wilhelm Wigbold und Adolf zu einem Reichsgrafen v. Holzappel erhoben. Die von seinen ehemaligen hessischen Waffenbrüdern im Frühjahr 1642 ausgeübte Plünderung des Schlosses Angerort glich der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm durch die am 15. Juli 1642 ertheilte Belehnung mit dem Schlosse und Dorfe Lülsdorf und den Dörfern Rantzel und Lohmar bei Siegburg am Rhein aus, und da der Besitz eines reichsunmittelbaren, womöglich mit Reichsstandschaft ausgerüsteten Gebiets von jeher das Bestreben deutschen Adels war, so erkaufte der neucreirte Graf am 17. Juli 1643 von seinem Landesherrn für den Preis von 64,000 Reichsthalern das Gebiet der sogenannten Esterau mit der Vogtei Isselbach und Eppenrod, im Ganzen 16 Ortschaften mit der alten nassauischen Stammburg Laurenburg. Kaiser Leopold bestätigte diesen Kauf, erhob das Gebiet zu einer Reichsgrafschaft Holzappel, und bewirkte die Reception Melander's unter dem Titel eines Reichsgrafen von Holzappel, Freiherrn zu Laurenburg und Herrn zu Lülsdorf in das westfälische Grafenkollegium des deutschen Reichstages. Es verdient erwähnt zu werden, daß der neue Landesherr innerhalb seines Gebietes durchaus human und gerecht verfuhr, die 1630 abgeschaffte reformirte Kirchenordnung wiederherstellte (1646) und seine mit Nassau und Hanau gemeinschaftlichen Gesandten bei den Friedensverhandlungen zu Osnabrück den kaiserlichen Prätensionen gegenüber dahin instruirte „daß J. Kayserliche Majestät die evangelischen Stände ein mehreres nicht zumutheten, als sie vor diesem selbst gesucht, daß Ihnen widerfahren und sie nur bei frey und ungehinderter Uebung ihrer Religion verbleiben mögten und nicht durch allerhandt herfürsuchende Beschwernissen den Bogen allzuhoch spanneten.“ Als Melander noch die Hessen befehligte, hatte es nicht an Einladungen an den thatkräftigen Kriegsmann gefehlt, in andere Dienste zu treten. Außer dem deutschen Kaiser, hatten sich Spanien, England, Dänemark, Portugal, Venedig und Brandenburg um den nun in seiner Abgeschiedenheit vom Schlachtfelde Grollenden bemüht. Die Abneigung gegen die Franzosen und ihr schnödes Spiel um die deutschen Länder scheint ihn, den eifrigen Protestanten, am Meisten für den Dienst des Kaisers bestimmt zu haben — daneben gewiß auch persönlicher Vortheil und Ehre. Am 15. Februar 1642 empfing er ein kaiserliches Feldmarschallspatent mit einem Jahresgehalte von 12 000 Thalern, doch trat Holzappel erst 1645 wieder in den Felddienst ein. Auf die Kunde von Wrangels Einfall in Westfalen,

während Turenne am Rhein die geistlichen Kurfürsten brandschatzte, suchte Holzappel zunächst das Bergische zu schützen, zog dann mit 400 Reitern durch den Westerwald dem Erzherzog Leopold Wilhelm zu Hülfe an den Main und dann zum Landgrafen von Hessen-Darmstadt gegen die Landgräfin Amalie Elisabeth nach Oberhessen. Die Kunde von dem Uebergange des hessischen Generals Rabenhaupt auf das linke Rheinufer, trieb ihn dorthin wieder zurück. Er befreite die jülichschen Plätze Euskirchen, Münstereifel, Niedeggen und Heinsberg, entsetzte das kölnische Städtchen Zons, ging auf das rechte Ufer hinüber und nahm am 30. November 1646 Paderborn, wo die ganze hessische Besatzung in seine Hände fiel. Nach dem Tode von Gallas wurde ihm der Oberbefehl über die gesammten kaiserlichen und ligistischen Völker angeboten, welchen Holzappel gegen ein Jahrestraktament von 12,000 Reichsthalern, 300 Portionen und 200 Rationen täglich, sammt den Einkünften von den Stabsmarketendern und Krämern am 29. April 1647 unter der Bedingung annahm, von den Befehlen des Hofkriegsraths zu Wien vollständig unabhängig zu sein und zu bleiben. Als der fähigste Kapitän, wie die Franzosen sagten, ein ruinirtes Heer wiederherzustellen, wußte Holzappel in kurzer Zeit die fast ganz zu Grunde gerichteten kaiserlichen Streitkräfte wieder auf die Beine zu bringen. Sein Zeitgenosse Freiburger schildert ihn damals „alt und streng, sein Gesicht nicht freundlich, seine Sitten nicht überschön, aber in ihm ein neuer frischer Adel, fertig adelige Thaten zu thun, nicht blos den Edelmann zu spielen.“ Im Juli 1647 konnte er, nachdem Wien gegen jeden Ueberfall befestigt, mit einem fast neu geschaffenen Heere von 25,000 Mann nach Böhmen zum Entsatze des von den Schweden belagerten Eger vorrücken. Zum Entsatze kam er zu spät und nachdem beide Heere sich einige Tage lang vergeblich beschossen hatten, mußte Holzappel unter bitteren Beschwerden über seine durch den Kriegsrath vereitelten Operationen wieder nach Pilsen zurück. Als im Oktober 1647 10,000 Baiern unter Gronsfeld zu Holzappel stießen, folgte er dem weichenden Wrangel durch Sachsen, Thüringen und Hessen und verwüstete das letztere Land auf das Furchtbarste. Der Zwiespalt der beiden ligistischen Feldherrn — Gronsfeld klagte bitter über den Eigensinn, die Ungeduld und das hochfahrende und eigenmächtige Wesen Holzappels — führte Ende November 1647 eine Trennung beider Armeen herbei. Die kaiserliche legte sich, während einige Regimenter die Schweden bis nach Thüringen hin verfolgten, vor Marburg. Die Stadt fiel am 14. December 1647, doch hielt sich das feste Schloß. Holzappel wurde am 28. December, als er eben unter Trompetenschall sich zur Tafel niederlassen wollte, durch vom Schlosse herunter abgefeuerte Kanonenschüsse, welche die Deckbalken des Speisezimmers zerschmetterten, erheblich verwundet und im Januar 1648 zum Rückzuge nach der Donau genöthigt. Hierhin folgte ihm Wrangel, nach der Vereinigung mit dem französischen Heere unter Turenne beinahe 30,000 Mann stark. Holzappel und Gronsfeld überschritten die Donau bei Günzburg, während gleichzeitig (13. Mai 1648) die Schweden und Franzosen etwas oberhalb bei Lauingen über den Strom setzten. Die Reiterei derselben unter Königsmark folgte Holzappel, der das Hintertreffen der Kaiserlichen persönlich befehligte, bei dessen Rückzuge auf Augsburg. Am 17. Mai 1648 kam es bei Zusmarshausen zu einem heftigen Gefechte. Holzappel suchte seine weichenden Truppen zum Stehen zu bringen und warf sich den Degen in der Faust ins Getümmel, als ihn zwei Schüsse in den Leib und die Schulter zu Boden streckten. Den beispringenden Officieren rief er als letzte Worte zu: „Denkt nicht an mich, ich bin todt! Sucht über den Fluß zu kommen, wenn ihr das Glück des Kaisers retten wollt! Vorwärts, vorwärts!“ Man schaffte noch am Abende den sterbenden Helden in den Gasthof zur Traube in Augsburg, wo Holzappel wenige Stunden

nachher verschied. Holzappel's Leiche wurde unter großen militärischen Ehren zuerst nach Regensburg, später aber in seine Grafschaft an der Lahn gebracht und dort in der Kirche zu Langenscheid neben seinem 1644 verstorbenen Töchterlein Ludovika beigesetzt. Aus rechtmäßiger Ehe mit Agnes von Effern genannt Hall, verwittweten von Platen, hinterließ er nur eine Tochter Elisabeth Charlotte, geb. am 19. Februar 1640. Mit seiner Dienstmagd Catharina Winter aus Neumark hatte er zwei natürliche Söhne: Hektor von Holzappel, gestorben als holländischer Hauptmann 1647, und Johann Wilhelm, geblieben als holländischer Generalmajor am Boynefluß 1690. Eine mit Catharina Gottorp aus Werl erzeugte natürliche Tochter Catharina starb 1715. Ueber das am 4. Juli 1645 zu Cöln errichtete Testament Holzappels, worin er selbst sein Vermögen zu 1,386,229 Reichsthaler angab, entstand zwischen den instituirten Erben, den Söhnen seines älteren Bruders Jakob Grafen von Holzappel, und der Tochter des Erblassers ein Prozeß, der 1654 durch Vergleich dahin entschieden wurde, daß Elisabeth Charlotte die Vettern mit Geld absand und die Regierung sowol der vom Vater ererbten Reichsgrafschaft Holzappel wie der von der Mutter 1656 erkauften angrenzenden Reichsherrschaft Schaumburg antrat. Sie hatte sich 1653 mit dem Prinzen Adolf von Nassau-Dillenburg vermählt und ist 1707 gestorben. Durch weibliche Nachfolge ist in der noch heute bestehenden Standesherrschaft das fürstliche Haus Anhalt-Bernburg der Erzherzog Stephan von Oesterreich und zur Zeit der Großherzog von Oldenburg succedirt. Melander war ein Mann von riesenmäßigem Körperbau „über sieben Fuß gehend und stehend", wie der Notar in seinem Testamente sagt, von strengem, finsteren Wesen, der echte Bauer des Westerwalds „derb, beharrlich, unerschütterlich, stets schlagfertig, wie der Sohn des sogenannten Schwere-Krenklandes noch heute erscheint." „Während die Erlauchtetesten seiner Zeitgenossen, befangen in religiösem Hader oder den nichtswürdigsten persönlichen Interessen das Vaterland hinschlachten halfen, hat er, der Bauernsohn, nachdem er Jahre lang den Fremden gedient, der Erste vielleicht von allen Deutschen die Folgen einer solchen Dienstbarkeit erkannt und nach Kräften sich bemüht, seine Landsleute deren zu entledigen." Also das Urtheil Strambergs, welches wir mit Hinblick auf die Ziffer des von Melander hinterlassenen Vermögens nicht unbedingt unterschreiben, insofern Stramberg seinem idealisirten Helden allein edle patriotische und darum schon nicht zeitgemäße Motive unterschiebt. Gerade in dem klugen, sparsamen, aber rücksichtslosen Streben nach Geld-, Ehr- und Gutsgewinn ist sowol die Herkunft, wie die allgemeine Denkungsart der Zeitgenossen Melander's aufs deutlichste ausgeprägt und er ein echter Repräsentant des 30jährigen Kriegs. Als Beleg für unsere Ansicht führen wir an, daß Melander bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg im Juli 1639 zwar seine große Betrübniß aussprach, „daß er mit Oblation etlicher hundert Tausend Franken unaussätzlich allicirt werde, mit seinem hessischen Volke zu den Franzosen zu stoßen, daß er nimmer einen Ausländischen als Kaiser oder Herr im Reiche anerkennen und lieber dazu cooperiren wolle, in seinem Vaterlande deutscher Nation die alte Verfassung wiederherzustellen", nichts destoweniger aber 30,000 Reichsthaler für sich, 1000 Thlr. für seine Gemahlin, 500 Thlr. für den General-Kriegscommissar und 1000 Thlr. für die hessischen Räthe in Empfang nahm gegen das Versprechen mit seinen Truppen das Herzogthum Berg zu räumen.

Staatsarchive zu Coblenz, Düsseldorf und Idstein. Arnoldi, Histor. Denkwürdigkeiten, S. 156—183. v. Stramberg, Rhein. Antiquarius, II. 3, S. 273 fgg. Barthold, Gesch. des großen deutschen Krieges ꝛc.

v. Eltester.

Holzbauer: Ignaz H., ein außerordentlich fruchtbarer und im 18 Jahrh. sehr beliebter Komponist. Geboren in Wien im Jahre 1711, wandte er sich, dem Wunsche seines Vaters folgend, der Rechtswissenschaft zu, doch seine musikalische Begabung ließ ihn das Studium nicht vollenden. Alle Fesseln sprengend verließ er Deutschland und suchte in Italien dasjenige, was ihm sein Vaterland nicht gewährte. Mit einer nur lückenhaften musikalischen Ausbildung versehen, ließ er es seine Hauptsorge sein, das Versäumte nachzuholen; eine langwierige Krankheit zwang ihn jedoch, das Vaterhaus wieder aufzusuchen. Hier überwand er den Widerstand seines Vaters und sein Leben nimmt nun einen ruhigeren Verlauf, wie er selbst in seiner Selbstbiographie (abgedruckt in der musik. Korrespond., Oktober 1790 p. 107) erzählt. Seine erste Stellung war die eines Kapellmeisters bei einem Grafen Rottal in Mähren; hier heirathete er, wie er sagt „ein junges wohlerzogenes Frauenzimmer von guter Familie“, welche dort als Sängerin agirte und wurde um 1745 in Wien am Hoftheater als Musikdirektor, seine Frau zugleich als Sängerin engagirt. 1748 gingen beide nach Italien und gastirten an den Theatern, er als italienischer Opernkomponist, sie als Sängerin. 1750 ernannte ihn der Herzog von Würtemberg zum Oberkapellmeister und 1753 bekleidete er, — (ein Erfolg seiner Oper: „Il figlio delle selve“,) — am churfürstl. Hofe in Mannheim denselben Posten. In Italien erfreuten sich seine Opern großen Beifalls; sein „Alessandro nell' Indie“ wurde z. B. in Mailand im Jahre 1758 dreißigmal aufgeführt. H. lebte daher ebenso oft in Italien als in Deutschland. Erst in höherem Alter ließ er sich 1776 herbei, für das Mannheimer Hoftheater auch eine deutsche Oper zu schreiben: „Günther von Schwarzburg, ein Singspiel in 3 Aufzügen“, und gerade diese Oper ist es, die seinen Namen noch lange nach seinem Tode im Gedächtniß der Menschen erhalten hat. Er ließ sie auf eigene Kosten stechen und widmete sie „Sr. Durchl. zu Pfalz“ (Exempl. kgl. Bibl. Berlin). Trotz vorgerückten Alters und eintretender Taubheit schrieb er noch 1782 eine Oper für München „Tancred“, die sich großen Beifalls erfreute. Bald darauf starb er am 7. April 1783.

H. hat Werke aller Gattungen hinterlassen: Kammermusik, Orchesterwerke, Oratorien, kirchliche Werke und Opern. Es ist außerordentlich schwer für uns heute Lebenden in das Lob einzustimmen, was Kunstrichter wie Publikum den Komponisten um die Mitte des 18. Jahrh. darbrachten. Ueberall treffen wir bei der Prüfung ihrer Werke auf einen fast gleichartigen musikalischen Ausdruck, sowol in der Form, in den Motiven, in der Verarbeitung derselben als auch in der Behandlung der musikalischen Mittel. Der Ausdruck ist gesättigt von Behaglichkeit und spießbürgerlicher Empfindung. Nie erhebt er sich zu einem nur annähernden Fluge der Fantasie; eingeengt in das kleinliche Deutschbürgerthum des Alltagslebens, bleibt die Fantasie auch in ihren geistigen Flügen am Kleinlichen kleben. So zeigt es sich denn auch in seinen Sinfonien, Oratorien, seiner deutschen Oper und seiner Kammermusik. Die kgl. Bibliothek zu Berlin besitzt aber aus seinen italienischen Opern eine kleine Auswahl Arien und hier ist es, als wenn des Komponisten Fantasie einen höheren Aufschwung nähme und einen Anflug von Weltbürgerthum erhielte. Die Motive sind gewählte und der Ausdruck erhält etwas Vornehmeres. Zum Schluß sei noch eines Urtheils Mozart's gedacht, welches er im Jahre 1777, also im Alter von 21 Jahren, da er bereits ein berühmter Mann war, in einem Briefe aus Mannheim über H. fällt, als er eine Messe von ihm gehört hatte (Nissen, Biogr. Moz. Lpz. 1828 p. 323): „Heute, als Sonntag, habe ich eine Messe von H. gehört, die schon 26 Jahr alt, aber recht gut ist. Er schreibt sehr gut, einen guten Kirchenstyl, einen guten Satz der Vocalstimmen und der Instrumente, und gute Fugen.“

Rob. Eitner.

Holzer: Johann Evangelist, Maler, geb. 1709 zu Burgeis im Vintschgau in Tirol, Sohn eines Müllers, sollte sich dem geistlichen Stande widmen und lernte auf dem Kloster Marienberg Lateinisch ꝛc., doch ließ sich seine künstlerische Natur nicht unterdrücken und in Folge eines getroffenen Bildnisses des Johann Baptist Murr, damaligen Prälaten von Marienberg, bewog der letztere den Vater, dem Wunsche des Sohnes nachzugeben. Er kam zu Nikol. Auer in die Lehre und machte rasche Fortschritte; bereits im 18. Jahre entstand das Altarblatt in der Klosterkirche zu Marienberg, der hl. Joseph als Patron der Betrübten, Kranken und Sterbenden. Später kam H. zu dem Maler Merz in Straubing, woselbst er die Klosterkirche zu Oberaltaich ausmalen half; bei dieser Gelegenheit lernte er Praxis in der Freskomalerei, die seinen Hauptruhm begründen sollte. Auch malte er den hl. Antonius von Padua für die Franziskanerkirche in Straubing. Von letzterer Stadt kam er nach Augsburg und verweilte im Hause des damals berühmten Malers J. G. Bergmüller 6 Jahre, mehr als Freund denn als Schüler. Hier ging ihm eine größere Welt auf. Bald häuften sich die Aufträge, und namentlich hatte er in Augsburg Fresken an die Außenseiten der Häuser zu malen, die jetzt leider meist zu Grunde gegangen sind; besonders wurde ein Bauerntanz gerühmt. J. E. Nilson stach diese Compositionen unter dem Titel: Picturae a fresco in aedibus Augustae Vind. a J. Holzer, 28 Blätter. In der Kirche des k. Gymnasiums sind die Heiligen Ignatius von Loyola und Franz Xaver, von 1735 und 1737. Auch wurde Holzer an andere Orte berufen, so malte er im Gartensaal des Bischofs von Eichstädt das Göttermahl in Fresco, ferner für die dortige Jesuitenkirche das große Hochaltarblatt mit dem Engelsturz. Das Altarblatt mit dem hl. Michael in der Klosterkirche zu Diessen ist von ihm, desgleichen der vortreffliche Plafond in der Filiale St. Anton bei Partenkirchen. Holzer's letztes und größtes Werk sind die Frescogemälde in der Klosterkirche des Benediktinerstiftes zu Schwarzach am Main in Franken. Vom Kurfürsten von Köln zur Ausmalung der Hofkirche zu Klemenswerth berufen, starb er hier ohne dazu gelangt zu sein, im J. 1740. H. malte in dem süßlichen Geschmacke seiner Zeit, doch besaß er Phantasie und Studium. Seine Stärke lag im Fresco. Porträts hat er wenig geliefert. Auch kennt man verschiedene Radirungen von ihm.

W. Schmidt.

Holzer: Wolfgang H., hervorragender Parteiführer in Oesterreich, war von mittelmäßiger Herkunft, nach M. Beheim ein Bäckerssohn, doch durch Ochsen- und Pferdehandel in Ungarn reich geworden, ein Mann von großer Entschlossenheit, wie selbst Hinderbach, sonst sein politischer Gegner, anerkannte. Er hatte die Stieftochter des Wiener Bürgers Kristan Wissinger zur Frau, wurde Mitglied des Stadtrathes und Münzmeister, war mit Ulrich Eizinger befreundet und hatte an dessen von vorübergehendem Erfolge begleiteten Versuche, den Grafen Ulrich von Cilli vom Hofe des jungen Königs Ladislaus zu verdrängen, theil genommen. Als aber der Graf Ulrich die Gnade des Königs wieder erlangte, wurde H. verhaftet, seine Güter confiscirt und er selbst wegen gewisser Schmähungen, die er sich gegen Cillier erlaubt hatte, gefoltert. Nur mit Mühe rettete er das Leben. Dies geschah wider ihn besonders auf Antrieb des Hubmeisters Konrad Holzler und der Wiener Bürger Simon Pötl und Nicolaus Teschler, welche zu Eizingers Gegnern zählten. Erst nach dem Tode des Königs Ladislaus bot der Streit, welcher zwischen Kaiser Friedrich III. einer und den Ständen des Erzherzogthums Oesterreich und seinem Bruder Albrecht andererseits ausbrach, H. willkommene Gelegenheit zur Rache dar. Bis in die Mitte des J. 1462 hielt in diesem Streite die Stadt Wien trotz mancher Versuche Herzog Albrechts sie zu gewinnen, an dem Kaiser fest. Endlich aber erhoben sich,

durch die Leiden des Krieges aufgereizt, die Zünfte gegen Bürgermeister und Stadtrath, welch' letzterem auch Teschler angehörte, setzten beide ab, warfen die angesehensten Bürger ins Gefängniß und wählten statt des bisherigen Rathes einen Bürgerausschuß, an dessen Spitze H. trat, der sich anfangs vorsichtig im Hintergrunde gehalten hatte. Als bald darnach der Kaiser mit einem Heere vor der aufgeregten Stadt erschien, verschloß ihm H. die Thore, so daß er im Freien übernachten mußte und erst am dritten Tage nach längeren Unterhandlungen eingelassen wurde. Bald kam es zu offenem Bruche zwischen dem Kaiser und der Stadt. Als nämlich der Kaiser bei der Wiederbesetzung des Stadtrathes, wie es heißt mit Verletzung des alten Herkommens, Sebastian Ziegelhauser zum Bürgermeister von Wien ernannte, versagten die Zünfte diesem den Gehorsam und wählten eigenmächtig unseren H., den der Kaiser, da er inzwischen die Truppen entlassen hatte, anzuerkennen genöthigt war. Zwar leistete H. und der neue Stadtrath dem Kaiser den üblichen Eid, was aber jenen nicht hinderte, insgeheim mit des Kaisers feindlich gesinntem Bruder über die Einlassung der Truppen des letzteren in die Stadt zu unterhandeln. Als aber darauf der Kaiser der Stadt den Blutbann entzog und zur Befriedigung seiner Söldner den Bürgern neue Geldopfer zumuthete, ging die Aufregung der Gemüther in offenen Aufruhr über, die Wiener kündeten dem Kaiser den Gehorsam auf und belagerten denselben in der Burg. Herzog Albrecht brachte den Wienern bewaffnete Hilfe in diesem Kampfe. Endlich rettete die Dazwischenkunft des Böhmenkönigs den Kaiser, der jedoch seinem Bruder in einem Vertrage ganz Oesterreich überlassen mußte. Allein die Gegner des Kaisers sahen sich in den Hoffnungen, welche sie an Albrechts Sieg knüpften, getäuscht. Bald trat H., der an dem Kampfe gegen den Kaiser hervorragenden Antheil genommen hatte und noch im letzten Augenblicke jede Verständigung zu vereiteln suchte, mit dem Kaiser heimlich in Verbindung und versprach demselben, ihm die Stadt wieder in die Hände zu liefern. Am Charfreitag (8. April 1463) Abends berief H. in das Haus des Pötl, das er während der früheren Unruhen sich angeeignet hatte, eine Anzahl Bürger und Rathsherren, verhaftete von diesen einige, die ihm verdächtig schienen und theilte hierauf den übrigen mit, daß der Herzog Söldner in die Häuser der Stadt zu legen beabsichtige, um die Bürger zur Bezahlung des rückständigen Soldes an die letzteren zu zwingen, deshalb habe er (H.) vor, 400 Reiter zur Beschirmung der Stadt in Dienst zu nehmen. Sein Vorschlag fand den Beifall der Versammlung, nur wollte man, daß er dies nicht ohne Vorwissen Albrechts thue. H. ging darauf scheinbar ein. Am nächsten Morgen aber ließ er den in den Diensten des Kaisers stehenden Hauptmann Augustin Tristram mit 400 Söldnern in die Stadt ein. Diesem schloß sich der Anhang Holzer's unter dem Banner der Stadt an und H. selbst ritt dem Zuge, der sich vom Stubenthor nach dem Hof bewegte, mit entblößtem Schwerte vor. Der Herzog war anfangs überrascht. Doch gelang es ihm, die Bürgerschaft für sich zu gewinnen und es entspann sich zuletzt ein heißer Straßenkampf, in welchem die eingelassenen Söldner unterlagen. H. selbst, dessen Haus der Herzog dem Pöbel preisgab, entfloh aus der Stadt und gelangte zu Pferd bis nach Melk. Dort aber faßte er den tollkühnen, kaum begreiflichen Entschluß, als Winzer verkleidet mit zwei Begleitern die Donau hinab nach Wien zurückzufahren. Bei Nußdorf wurde er indeß erkannt, verhaftet und an den Herzog ausgeliefert. Dieser übergab ihn dem Stadtrath, welcher H. und mehrere Mitschuldige zum Tode und Viertheilung verurtheilte. Am 15. April erfolgte auf dem Hohen Markte die Vollstreckung dieses Urtheils. Den übrigen erließ man die schmähliche Viertheilung, nur an H. wurde dieselbe vorgenommen.

Die Theile wurden an den vier Hauptthoren der Stadt aufgehangen, der Kopf gepfählt.

Michael Beheim, Buch von den Wienern. — Hinderpach pg. 851 ff. — Gobellinus pg. 544. — Anonymi chron. austr. — Ebendorfer. — Verlauffung zu Wyenn, in der Karwochen, geschehen 1463 in Th. G. v. Karajan, Kleinere Quellen zur Gesch. Oesterreichs. 1. Heft. Wien 1859. — Vermerck des Burgermaister zu Wien furnemen ꝛc. im Arch. f. K. ö. G.-Q. XI, 165 ff.
Zeißberg.

Holzgethan: Georg H., geboren zu Wien, in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, gestorben ebenda im J. 1860, machte seine juridisch-politischen Studien an der Wiener Universität, an welcher er den philosophischen und juridischen Doctorgrad erlangte, trat sodann in den Staatsdienst bei der Kammerprokuratur in Lemberg, wo er zuletzt den Posten des Kammerprokurators bekleidete. Er widmete sich dort neben seinen Amtsgeschäften auch vielfach wissenschaftlichen Arbeiten, deren Resultate er in der Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit veröffentlichte. Außerdem machte er sich auch in der wissenschaftlichen Welt durch seine im J. 1829 in Wien erschienene „Theorie der Statistik", die bis in die neueste Zeit volle und verdiente Anerkennung fand, vortheilhaft bekannt. Im J. 1856 als Ministerialrath in das Ministerium für Cultus und Unterricht berufen, wurde er insbesondere mit den Angelegenheiten der griechisch nicht unirten Kirche betraut, deren großen und ausgedehnten Vermögensbesitz er mit großem Eifer und Sachkenntniß ordnete. Im J. 1860 in den Ruhestand versetzt, starb er, schon lange vorher leidend, im selben Jahre.

Vgl. Wurzbach, biogr. Lexikon, 9. Band Z. 252. Sommaruga.

Holzgethan: Ludwig Freiherr v. H., geboren zu Wien im J. 1800, betrat im J. 1831 die finanzielle Laufbahn, wurde im J. 1850 als Finanzrath in außerordentlicher Verwendung nach Verona berufen, sodann im J. 1852 zum Ministerialrath und Finanzpräfekt in Venedig ernannt. Er vertrat daselbst mit strengstem Diensteifer das Interesse des Fiskus, und kam dadurch in manche Collision mit der dortigen leichtblütigen Bevölkerung, deren Sympathie der an dem Formenwesen strenge festhaltende deutsche Beamte nicht zu gewinnen im Stande war. Im J. 1864 wurde er dem damaligen Finanzminister von Plener (dessen Schwager), jedoch ohne sein Zuthun, als Unterstaatssekretär beigegeben, und bald darauf in den Freiherrnstand erhoben. Er trat jedoch nach kurzer Zeit, und noch vor dem Rücktritte des Ministeriums Schmerling in den Staatsrath und blieb in dieser Stellung bis zu der im J. 1868 unter dem Bürgerministerium erfolgten Aufhebung des Staatsrathes, welche seine Versetzung in den Ruhestand zur Folge hatte. Nach dem Rücktritte des Bürgerministeriums und unter dem interimistischen Ministerium Potocki wurde H. im J. 1870 zur Uebernahme des cisleithanischen Finanzministeriums berufen, das er auch unter dem Ministerium Hohenwart beibehielt, und neben welchem er nach Hohenwart's Rücktritte im J. 1871, auch einige Zeit bis ins J. 1872 das Präsidium im Ministerrathe versah. Bei der Uebernahme der Geschäfte durch das Ministerium Adolf Auersperg wurde ihm die Führung des gemeinsamen Finanzministeriums übertragen, in welchem er insbesondere aus Anlaß der von ihm verlangten Nachweisung des Standes der sogenannten gemeinschaftlichen Activen, die er anfänglich verweigern zu sollen erachtete, harte Kämpfe mit den Delegationen bestand. H. bewährte sich in all diesen hervorragenden Stellungen als ein sehr ehrenwerther, pflichtgetreuer Beamte, dem es jedoch an der Befähigung für höhere Aufgaben, namentlich für höhere Finanzfragen gebrach. Er starb nach kurzer Krankheit zu Wien am 12. Juni 1876.

Vgl. Wurzbach, biogr. Lexikon, 9. Band S. 253. Sommaruga.

Holzhai: Georg H., Jesuit, geboren 1571 zu Westerrieden im Algäu, gestorben zu Ingolstadt am 9. Mai 1646. Er unterrichtete in Ingolstadt durch eine lange Reihe von Jahren die Cleriker seines Ordens in der Philosophie, der Erklärung der h. Schrift und der hebräischen Sprache. Längere Zeit war er Studienpräfect. Außerdem übte er auch die Seelsorge aus. Als 1634 im dortigen Collegium eine pestartige Krankheit ausbrach, wurde ihm auf seinen eigenen Wunsch die Seelsorge bei den von der Seuche Angesteckten übertragen. Er blieb jedoch von der Krankheit verschont. Auch als Schriftsteller hat er sich versucht. Er schrieb einige Erbauungsbücher, wie z. B. „Seelenschatz aus dem römischen Missal", eine populäre Erklärung der sonn- und festtägigen Evangelien u. s. w. (1641), und einige Controversschriften gegen die Protestanten, darunter: „Von der Rechtfertigung", 1625; „Wundersame Komödie vom röm. Papst und Antichrist", 1626; „Ob's wahr, daß in der neuevangel. deutschen Bibel das Wort Gottes rein und lauter begriffen sei", 1627; „Jerusalem und Babylon, die altkathol. Kirche und neuevang. Gemeine", 1628. Eine hebräische Sprachlehre sammt Wörterbuch blieb Manuscript.

Vgl. Sotvell, Biblioth. scriptorum S. J. (Rom 1676) p. 290; Rotmar et Mederer, Annales Ingolst. acad. (Ing. 1782) II, p. 312; De Backer, Bibliothèque des écriv. de la Comp. de Jés. VI, 222. Stanonik.

Holzhuter: Thomas H. (Holt-, Holtzhüter, Holzhusen, Holthuterus), lutherischer Theolog und Prediger des 16. Jahrhunderts, † 1585 zu Gadebusch in Mecklenburg. — Von seinem Geburtsjahr und seiner Herkunft ist Nichts bekannt (cujus ignoratur patria, sagt schon Schütz II, 223), ebensowenig von den Schulen und Universitäten, wo er studirt und den Magistergrad sich erworben hat: wahrscheinlich war er ein Schüler von Flacius, jedenfalls später ein eifriger Anhänger der gnesiolutherischen Partei. Im Jahr 1557 begegnet er uns zuerst als lutherischer Pfarrer zu Ribnitz oder Ribbenitz im Mecklenburgischen, wo er einem katholischen Priester Heineken und dem von diesem beförderten „Aberglauben" sich widersetzt. 1565 wird er nach Wismar berufen als Pastor an St. Nikolai, und arbeitet hier mit Johann Wigand (1562—68 Superintendent in Wismar) und mit dessen Schwiegersohn M. Andreas Corvin zusammen an dem von Flacius 1557 begonnenen, von Wigand fortgeführten Erstlingswerk protestantischer Kirchengeschichtsschreibung, den sogenannten Magdeburgischen Centurien, speziell an der Cent. XII, die von Flacius, Wigand, Corvin und H. gemeinsam (1569), und an Cent. XIII., die von den drei letztgenannten ohne Flacius unterzeichnet ist (1574), nachdem dieser 1570 wegen des Erbsündenstreits von der Redaktion ausgeschieden war. Aber auch in Mecklenburg war um dieselbe Zeit ein theologischer Streit ausgebrochen, der sogenannte Saliger'sche Abendmahlsstreit, an welchem auch die Wismarer Prediger H., Corvin und Isensee sich betheiligten (s. 1569), indem sie in Predigten und Schriften zu Gunsten des Rostocker Predigers Joh. Beatus oder Saliger sich aussprachen, der wegen seiner ultralutherischen Sacramentslehre angegriffen war. H. brachte (Oktbr. 1569) den Streit auf die Kanzel, verwandte sich auch für den jetzt in Wismar sich aufhaltenden Saliger bei Chyträus wie bei dem Herzog, beschuldigte die Gegner des Mißverstands seiner Lehre und auch eine im J. 1571 von dem Superintendenten Simon Pauli aus Rostock mit den Wismarer „Beatianern" angestellte Verhandlung sowie die Berufung eines Superintendenten Peristerus führte nur zu neuen Differenzen mit dem „tyrannischen und vermeinten Erzsuperattendenten zu St. Claus, M. Thomas, der die anderen alle verführt hatte." Als dann 1577 von den Wismarer Predigern die Unterschrift des sogenannten Bergischen Buchs oder der Konkordienformel verlangt wurde, da war es vorzugsweise wieder H., der mit einigen anderen Kollegen die Unterschrift

verweigerte, theils weil die zu verdammenden Irrlehren in der Formel nicht namhaft gemacht, theils weil diese selbst nicht gedruckt vorliege, also noch Aenderungen an derselben vorgenommen werden könnten. Nach langen Verhandlungen wurden schließlich die beiden renitenten Prediger, Superintendent V. Michaelis und H., weil sie nicht blos standhaft ihre Unterschrift verweigerten, sondern auch der Kanzelpolemik sich nicht enthalten wollten, auf herzoglichen Befehl suspendirt, dann removirt, obgleich der Wismarer Rath in zwei Eingaben für dieselben sich verwandte und insbesondere bat, „ihren M. Th. H., der schon 14 Jahre ihr Prediger gewesen und sich allzeit wohl aufgeführt, der Gemeinde zu belassen“ (Mai 1578). Auch nach seiner Entlassung blieb H. in Wismar; weil ihm aber schuldgegeben wurde, daß er in seiner Privatwohnung Konventikel gehalten, mußte er (21. Okt. 1578) die Stadt räumen, nachdem er zuvor noch in seinem eignen Namen und dem seines Kollegen im Juni 1578 eine ausführliche, höchst leidenschaftliche Protestation und Apologie erlassen (abgedr. bei Schröder III, 377—455). Von Wismar vertrieben und von der dortigen Gemeinde mit viel Klagen und Trauern verabschiedet als ein „hochbeliebter, gelehrter und treuherziger Mann“ ging H. erst nach Stralsund, dann nach Pritzwalk, 1585 aber wurde er auf Rekommandation des Wismarer Raths vom Herzog wieder angestellt als Prediger in Gadebusch, wo er nach wenigen Jahren „an der Pestilenz“ starb. —

D. Schröder, Wismarer Predigerhistorie. Wismar und Leipzig 1734, 4. S. 68 ff.; Ders., Ev. Mecklenburg Bd. II und III; Schütz, Vita Chytraei II, 423 ff.; Krabbe, Chyträus S. 231 ff.; Wiggers, Kirchengesch. Mecklenburgs S. 168 ff.; Preger, Flacius II, S. 427. Wagenmann.

Holzmann: Apollonius H., katholischer Theologe, geb. zu Rieden in Schwaben 1681. Er trat 1699 zu Bamberg in den Franciscanerorden, war in mehreren Klöstern der oberdeutschen Provinz seines Ordens Lector der Philosophie und Theologie (1737 bezeichnet er sich als Lector theologiae emeritus), zu Vorchheim Guardian, und lebte dann zu Bamberg, wo er als Beichtvater im Dom und Präses der Moralconferenzen der Geistlichen thätig war. Er veröffentlichte eine „Theologia moralis“ in zwei Foliobänden, Kempten 1737 und 1740, und ein „Jus canonicum“ in einem Foliobande, Kempten und Augsburg 1749. Benedict XIV. soll (von seiner Moraltheologie) gesagt haben: „Elbel schrieb für Esel, Sporer für Jünglinge, Holzmann für Gelehrte“.

Jäck, Pantheon S. 484. v. Schulte, Gesch. der Quellen und Lit. des canon. Rechtes, III, 1, S. 166. R.

Holzschuher: Christoph Siegmund H. von und zu Harrlach, Vestenbergsgreuth und Thalheim, wurde den 30. November 1729 zu Nürnberg geboren, wo sein Vater Karl Sigmund, der Verfasser der „Historia Holzschuheriana“, geheimer und oberster Kriegsrath war. Von 1748—50 studirte er zu Göttingen die Rechte, kehrte 1751 in seine Vaterstadt zurück, erhielt den Zutritt zum Archiv, wurde 1753 als „Waagamtmann“ angestellt und starb als solcher zu Nürnberg, den 12. Oktober 1779. Er ist Verfasser der Lebensbeschreibung des Ritters Sebastian Schärtlin von Burtenbach, die er aus dessen eigenen und Familiennachrichten vollständig und mit Anmerkungen und Beilagen versehen bearbeitete und deren erster Theil 1777 erschien; den zweiten Theil gab nach seinem Tode B. F. Hummel 1782 heraus. Eben so verfaßte er (1777) aus der Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen dessen Fehde mit der Reichsstadt Nürnberg 1507. Auch sammelte er mit großem Fleiße eine sehr schätzbare Deductionsbibliothek von Deutschland (Frankf. und Leipz. 2 Bände, 1778), deren 3. und 4. Band J. Ch. Siebenkees zu Altorf bearbeitete.

Denkmal von K. Meierlein. Zapf, Augsburg. Bibliothek, I, 117. Hirsching, histor.-literar. Handb. Deutsches Museum 1783, 5—23. Nopitsch, Nürnberg. Gelehrtenlexikon VI, 122—24. J. Franck.

Holzschuher: Rudolph Sigmund Freiherr v. H. (Holtzschuher), v. Harrlach, Vestenbergsgreuth und Thalheim; Jurist, geb. am 22. Januar 1777 zu Nürnberg, gest. dortselbst am 20. Juli 1861. Reich an Ehren, reich an Verdiensten ist die Familie der Holzschuher, welche zu dem ältesten Patriziate Nürnbergs gehört; denn schon zu Anfang des 12. Jahrh. wurde Lorenz H. in der dortigen Sebaldkirche bestattet, eine Ehrenbezeigung, welche damals nur angesehenen, rittermäßigen Personen zu Theil wurde. Die fortlaufende Stammreihe eröffnet Siegfried I, welcher 1272 das Zeitliche segnete; Carl V. gewährte mit Urkunde vom 28. Sept. 1547 auf dem Reichstage zu Augsburg, welchem Hieronymus H. als Botschafter seiner Vaterstadt anwohnte, dem Geschlechte alle Edelmannsfreiheiten und bestätigte die 1503 erfolgte Wappenmehrung. Martin II. († 1476) wurde Stammvater der älteren grünen oder Sigismund'schen, Georg I. († 1526) der jüngeren grünen oder Veit'schen Linie, welch' beide Linien heute noch blühen, und mit den angesehensten Familien Süd- und Mitteldeutschlands versippt sind. Rudolph Sigmund Freiherr v. H. stammt von ersterer, und war in späteren Jahren Senior der Familie. Sein Vater Joh. Karl Sigmund v. H. geb. 5. Oktober 1749, Senator und (1793) jüngerer Bürgermeister, galt als feingebildeter Mann, der seine Nebenstunden literarischen Arbeiten widmete. Der Sohn, Rudolph Sigmund erregte schon als Knabe durch „Lerneifer sowie durch schnelle Beurtheilungs- und Fassungskraft" die Aufmerksamkeit seiner Lehrer; Ostern 1795 bezog er die reichsstädtische Hochschule zu Altdorf; dort trieb er hauptsächlich Fichte'sche Philosophie, und schrieb die 1796 zu Augsburg erschienenen „Philosophisch-moralischen Gedanken über einige der wichtigsten Gegenstände des menschlichen Denkens". Das Studium der verschiedenen philosophischen Systeme beschäftigte ihn noch im reiferen Mannesalter; erst gegen sein Lebensende wandte er sich einer strengpositiven Richtung zu. In Jena, wo H. 1797 immatrikulirt wurde, hörte er Fichte, Walch, Hufeland; vollendete jedoch seine juristischen Studien in Altdorf; dort promovirte er auch am 25. April 1799 als Doktor beider Rechte, aus welchem Anlasse der hocherfreute Vater dem „geliebten Sohne" ein durch den Druck veröffentlichtes Gedenkblatt widmete. Die großen politischen Ereignisse, welche sich zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland theils vorbereiteten, theils vollzogen, der Verfall der reichsstädtischen Gemeinwesen, die Auflösung des Reiches, der Uebergang Nürnbergs an die Krone Baiern, die Entfaltung ständischen Lebens in den Mittelstaaten, — all' diese Ereignisse hat H. im Mannesalter miterlebt; er ist ihnen aber nicht als stummer Zuschauer gefolgt, sondern hat an denselben wenn auch nur mittelbar und untergeordnet thatsächlich Antheil genommen. Zunächst widmete er seine Thätigkeit seiner Vaterstadt, dann im Landtage seinem neuen Heimathlande, und als ihm die Freude am politischen Leben getrübt wurde, da schrieb er mit deutscher Gründlichkeit für den deutschen Juristen seine „Theorie und Casuistik des gemeinen Civilrechts". Um Holzschuher's vielseitige Thätigkeit für das öffentliche Wohl im Einzelnen zu verfolgen, wird auf den Ausgangspunkt zurückzugreifen sein, auf die durch Rathsdekret vom 2. April 1799 erfolgte Ernennung zum Advokaten. Damals veröffentlichte er u. A. die Flugschrift: „Ein prüfender Blick auf die neuesten inneren Staatseinrichtnngen Nürnbergs gerichtet von einem Vaterlandsliebenden Bürger" 1801, 8⁰, in der er die mißliche Finanzverwaltung seiner Geburtsstadt offen darlegte; er lud hiedurch den schweren Unwillen der kais. Subdelegation auf sich, und wurde sogar in Untersuchung gezogen, diese jedoch durch Reichshofrathsdekret vom 8. Juli 1803 niedergeschlagen. Trotz

oder vielleicht wegen dieses Vorganges ernannte ihn der Magistrat allerdings gegen den Einwand des genannten Collegiums bereits im folgenden Jahre zum Stadtsyndikus und am 2. März 1805 zum reichsstädtischen Consulenten. Als solcher war er häufig mit Strafsachen befaßt, und genoß wegen seiner criminalistischen Kenntnisse großes Vertrauen. Diese Umstände brachten ihn mit dem Buchhändler Johann Philipp Palm in vorübergehende Beziehung. Als nämlich Letzterer im August 1806 wegen Verbreitung der Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" durch List in Nürnberg verhaftet worden war, bat die unglückliche Familie H. um seinen Rechtsbeistand zur Rettung des schwer Gefährdeten. H. fuhr mit Palm ins französische Hauptquartier nach Ansbach, wurde jedoch von Marschall Bernadotte nicht vorgelassen, und erkannte alsbald, daß Palm's Schicksal bereits entschieden sei. Trotzdem beruhigte er ihn über seine Zukunft, und versah ihn mit Geldmitteln zum Transport nach Braunau, wo der Unglückliche wenige Tage später — am 26. Aug. Nachm. als Opfer französischer Militärjustiz in Deutschland erschossen wurde. In demselben Jahre kam durch die Rheinbundsacte Nürnberg mit seinem gesammten Gebiete an die Krone Baiern, und sollte auf Vorschlag der angeordneten Spezialcommission die damals zu 2 % verzinste Nürnberger Staatsschuld mit nur 50 % des Capitals übernommen werden. Die Mehrzahl der Staatsgläubiger hatte durch die Verhältnisse gedrängt beigestimmt; v. H. überreichte als Mandatar eines Theiles der Nürnberger Staatscreditoren der baierischen Regierung eine Vorstellung, welche in 50 Paragraphen mit juristischer Schärfe die für Vollzahlung der Schuld sprechenden Rechtsgründe entwickelte; und es ist vornehmlich Holzschuher's Bemühungen zuzuschreiben, daß man auf dem ersten baierischen Landtage durch Gesetz vom 22. Juli 1819 die volle Nürnberger Staatsschuld zu einem integrirenden Theil die baier. Landesschuld erhob, wodurch den betheiligten Gläubigern — darunter mehrere Stiftungen — an 10 Millionen Gulden (also gegen 17 Mill. M.) gerettet wurden. Von nun an beginnt Holzschuher's parlamentarische Thätigkeit. Die Adeligen des Regatkreises wählten ihn 1825, 1831 und 1837 in die Kammer der Abgeordneten, die Wahl von 1831 lehnte er ab, dagegen entwickelte er während der beiden anderen Sessionen rege Thätigkeit bei allen Justiz- wie Finanzfragen, erstattete u. A. über die bekannte Prozeßnovelle von 1837 „einige Verbesserungen in die Gerichtsordnung betr." Vortrag, und schrieb in 2 Bänden eine „Geschichte des baierischen Landtages vom Jahre 1825". Der erste Band (1826) hat das Budget und Staatsschuldwesen, der zweite (1827) die Nationalökonomie und die Justizgesetzgebung zum Gegenstande. Das Werk gibt Zeugniß für den eindringenden, praktischen Verstand des Verfassers und ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Landstände, welche so umfassend wie in Baiern in keinem anderen deutschen Lande bearbeitet wurde. Als die Regierung dem 1847 Wiedergewählten den Urlaub zum Eintritt in die Kammer versagte, zog sich H. vom politischen Leben zurück, und fand hiefür Ersatz in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen. Im genannten Jahre veröffentlichte er den 3. Band (Obligationenrecht) seiner umfassend angelegten „Theorie und Casuistik des römischen Rechts, Leipzig, 1843—54, 8°", welche in Form von Fragen und Antworten die wissenschaftlichen Ergebnisse zweifelhafter Rechtsfragen mit Hinweisung auf die Literatur möglichst vollständig darlegt. Die Zielpunkte der Arbeit liegen sohin nicht in einer Fortbildung der Rechtswissenschaft, sondern in der Zusammenstellung deren gegenwärtigen Zustandes für den Praktiker; und so fand das Werk wegen seiner Gründlichkeit, seiner zweckmäßigen Anordnung und seines Citatenreichthums in den Gerichtshöfen raschen Eingang, erschien 1856 und 57 in verbesserter Auflage, und wurde nach des Verfassers Tode von Dr. J. E. Kuntze 1865 neu bearbeitet und vermehrt herausgegeben.

Im Greisenalter erinnerte Holzschuher's äußere Erscheinung an seinen Ahnherrn, den Septemvir (1526) Hieronymus v. H., welchen Dürer's Meisterhand in jenem Gemälde verewigte, das für alle Zeiten das erste Porträtbild der deutschen Schule bleiben wird. Obwol einem der vornehmsten, zum Regimente des Freistaates berufenen Geschlechter angehörend kannte H. keine Standesvorurtheile; wie wenige seiner Genossen hatte er sich von den in der Jugend eingesogenen politischen Anschauungen losgelöst und den Geist der neuen Zeit erfaßt. Als er aufgefordert wurde, einem in Nürnberg gegründeten Adelsclubb beizutreten, erwiderte er lächelnd: „An einem baufälligen Hause baue ich nicht mehr mit". Nach angestrengter Tagesarbeit verkehrte er gerne mit schlichten Bürgern. Für alles Erhabene noch im vorgerückten Mannesalter erglühend konnte er sich mit der Wärme und der Lebendigkeit eines Jünglings in die Erinnerungen seiner reichen Vergangenheit vertiefen. So blieb sein Umgang ein gern gesuchter, während sein Charakter wegen seiner Biederkeit allgemein hoch verehrt wurde.

(Ueber die Familie H.) Gatterer, Hist. geneal. dom. Holzschuherorum. — Kneschke, Adelslexikon B. 4, S. 466—68. — (Ueber den Vater Joh. K. Sigm. H.) Will's Nürnb. Gel.-Lex. fortges. v. Nopitsch, B. 6, S. 124 bis 128. — (Ueber Rud. Sig. H.) Will a. a. O. 128. — Kieshaber's Anzeigen, Jahrg. 1800 und 1801. — Mohl, Gesch. d. Staatswissenschaften, B. 2, S. 359. — Der aus verwandschaftl. Feder stammende Nekrolog im Nürnb. Correspondenten, Jahrg. 1861, N. 398, 400. Verh. der K. d. Abgeordn. s. d. J. 1837, Beil. B. 3, 6, 12. Eisenhart.

Holzwarth: Franz Joseph H., katholischer Geistlicher, geb. den 21. Dec. 1826 zu Schwäbisch-Gemünd, † den 14. Juni 1878 zu Freiburg im Breisgau. Nachdem er zu Ellwangen das Gymnasium absolvirt, studirte er 1845—49 zu Tübingen Theologie. Am 10. August 1850 zum Priester geweiht, war er einige Zeit Kaplan in Ulm, 1851—57 Repetent im Wilhelmsstift zu Tübingen; als solcher hielt er auch Vorlesungen über Geschichte und Litteraturgeschichte. Nachdem er dann mit Staatsunterstützung eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich gemacht, wurde er Pfarrcurat zu Canstatt, 1862 Pfarrer zu Thannheim. Später war er Erzieher des jungen Grafen von Schaesberg. Von einer Reise, die er mit diesem nach Italien gemacht, kam er krank zurück. Die letzte Zeit lebte er fortwährend kränkelnd zu Freiburg. — Außer einer Abhandlung „Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage über Alter und Ursprung der Waldenserſecte" in der Tübinger Quartalschrift 1854 und einem Werke über den „Abfall der Niederlande" (2 Bände, 1865 ff.), hat H. eine Menge von Volks-, Jugend-, Erbauungs- und populärhistorischen Schriften veröffentlicht, die sich weniger durch Gründlichkeit als durch eine gewandte Darstellung auszeichnen, u. a.: „Deutsche Legende. Geschichte der Heiligen des deutschen Volkes", 1861 (nicht vollendet); „Stunden katholischer Andacht", 1868 ff. (auf 6 Bände berechnet, nur 4 erschienen); „Gerichte Gottes über die Verfolger der Kirche" (5 Hefte), 1872; „Briefe über das h. Meßopfer, 1873; „Julian der Abtrünnige", 1874. Von 1862 an bearbeitete er mehrere Auflagen des „Lebens der Heiligen" von Räß und Weis. 1861—70 erschienen 17 Bände, „Handbücher für das priesterliche Leben", herausgegeben von mehreren Geistlichen, redigirt von H. 1876 begann H. noch die Herausgabe einer auf 6—7 Bände berechneten „Allgemeinen Weltgeschichte für das kath. Volk"; er starb vor der Vollendung des 3. Bandes, das Werk wurde aber von anderer Hand fortgesetzt.

Kehrein, Lexikon der kath. Dichter rc. S. 160. Reusch.

Holzwart: Matthias H., deutscher und lateinischer Dichter in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Von seinen Lebensumständen ist bis jetzt nichts weiter bekannt geworden, als daß er, um 1530 zu Horburg im Oberelsaß geboren und

nachdem er seine humanistischen Studien wahrscheinlich zu Straßburg absolvirt hatte, später zu Rappoltsweiler und Horburg als Magister der Philosophie schriftstellernd lebte und in letzterem Orte gegen 1580 starb. Seine deutschen Schriften, die durch gute Behandlung der Sprache und gesunde Lebensansicht unter den Produkten seiner Zeitgenossen sich vortheilhaft herausheben, sind „Lustgart Newer Teutscher Poeterey" 1568, eigentlich eine gereimte Regentengeschichte von Würtemberg, welche er aber mit den Erzählungen der griechischen und römischen Mythologie durchwebt und deßhalb in der Vorrede gegen den etwaigen Vorwurf, daß er wol gar ein Heide sei, die ernstlichste Verwahrung einlegt; „Saul, ein schön new Spil von Künig Saul" 1571. Die Aufführung dieser der Stadt Basel dedicirten und daselbst im Freien gespielten geistlichen Komödie in 10 Akten erforderte, zu je fünf Akten zwei volle Tage (6—7. August 1571) und nahm 94 redende und gegen 200 stumme Personen in Anspruch; über andere ähnliche zu derselben Zeit in Zürich, Solothurn und Lenzburg in Scene gesetzten Spiele vergl. Weller, Annalen II, 363. Seine lateinische Schrift ist betitelt „Emblematum tyrocinia . . . Eingeblümte Zierwerck oder Gemälpoesie" . . . 1581. Es werden in diesem mit sauberen Holzschnitten versehenen Buche 71 Sinnbilder (vergl. hierüber Goedeke, Grundr. I, 383) in lateinischen darunter gesetzten Versen, bald kürzer bald ausführlicher erklärt. Die Vorrede in Prosa sowie der Anhang „Eikones . . . Bildnisse . . . der 12 ersten Alten Teutschen König vnd Fürsten" haben Fischart zum Verfasser, der auch gegen das Ende der Vorrede sagt, er behalte sich vor, über solche Emblemata in einem eigenen Werke „vom deutschen Wappenrechte" ausführlicher zu handeln, ein Buch, das wie so viele andere entweder nicht zur Ausführung kam oder noch in irgend einer Bibliothek vergraben liegt oder auch gänzlich verloren gegangen ist. Dem ersten Bilde, welches überschrieben ist „Germania domitrix gentium" hat Fischart auch, während im übrigen Werke die deutsche poetische Uebersetzung der Unterschriften immer auch von H. selbst gefertigt ist, eine Apostrophe, eine „Ernstliche Ermahnung an die lieben Deutschen" eingeschaltet, welche anhebt:

„Was hilft's, o Deutschland, daß dir gfallt
Dies Bild, so herrlich sieghafft gestallt?"

Ohne diese Beigaben Fischart's waren indessen Holzwart's Emblemata bereits 1576 im Druck erschienen.

Journal von und für Deutschland 1790, I, 123—125. Bouterwek, Gesch. d. Poesie IX, 433—34 (mit einer Probe aus dem Lustgarten). Jördens' Lexikon VI, 345—47. Gervinus, deutsche Dichtung (1853) III, 145—46. Goedeke, Grundriß, I, 305. H. Kurz, die deutsche Litteratur im Elsaß, S. 30. J. Franck.

Homann: Johann Baptist H., Kartenstecher und Geograph, geb. den 20. März 1663 (4) zu Kamlach im ehemaligen Fürstenthum Mindelheim, † 1. Juli 1724 zu Nürnberg. — Er empfing seinen Schulunterricht, da er katholisch war, bei den Jesuiten in Mindelheim, bereitete sich danach vor, Mönch zu werden, „brachte noch etliche Jahre in Klöstern zu", wandte sich aber darauf der evangelischen Kirche zu und begab sich nach Nürnberg (1687). Die Notarsstelle, welche er dort erlangte, befriedigte ihn auf die Dauer nicht; die Beweglichkeit seines Geistes und eine gewisse künstlerische mit autodidaktischer Betriebsamkeit verbundene Anlage, wiesen ihn auf ein Gebiet der Thätigkeit hin, welches in dem reichen, kunstliebenden und weiten Weltverkehr pflegenden Nürnberg schon fleißig wenn auch ohne besonderen Ruhm angebaut worden war, auf die Kartographie. Er begann in Kupfer zu stechen und erlangte, obgleich nur wenig zu seinem Unterricht vorher geschehen war, sehr bald eine solche Geschicklichkeit im Stechen von Namen und geographischen Bestimmungen, daß er von Jakob

v. Sandrart und David Funck, den damals bedeutendsten Nürnberger Kartenstechern und Verlegern Aufträge und Beschäftigung erhielt. Die Zeit, wann dies zuerst geschehen sei, läßt sich ebensowenig bestimmen, wie, welche Karten, die in jenen Verlagen erschienen, wir seiner Hand verdanken. Es scheint, daß er schon vor seiner ersten Abwesenheit von Nürnberg sich diesem neuen Erwerbszweige zugewendet habe. Denn 1693 hatte er heimlich Nürnberg und seine Familie (er hatte sich 1690 mit der Tochter des Sudenpredigers Ströbel, Susanna Felicitas, verheirathet und einen Sohn aus dieser Ehe) verlassen, war nach Wien in ein Dominikanerkloster gegangen und durch eine besondere von dort aus erlassene Erklärung sowol aus der evangelischen Kirche wie aus dem Nürnberger Bürgerverbande ausgeschieden. Die Gründe, welche ihn zu diesem, wie es sich bald herausstellte, übereilten Schritte veranlaßten, mögen zum Theil in religiösen Bedenken, zum Theil auch in seiner precären materiellen Lage gelegen haben; jedenfalls erkannte er sehr bald, daß er einen Fehler gemacht habe. Er ging nach Erlangen 1695 und bat von dort aus um Wiederaufnahme in das Nürnberger Stadtgebiet und in die evangelische Gemeinde. Der Rath verzieh ihm und gestattete die Rückkehr. So wieder mit seiner Familie vereinigt, scheint er auch die Ruhe in seinen äußeren Verhältnissen gefunden zu haben, deren er bedurfte, um seine kartographische Thätigkeit mit Erfolg wieder aufzunehmen. Durch seine Leistungen empfohlen, wurde er bald nach Leipzig berufen, um dort den Stich der Karten zu Christophorus Cellarius' Notitia orbis antiqui zu besorgen, von der der erste Band 1701, der zweite 1706 in Leipzig erschien. Gleichzeitig mit oder kurz nach dieser Arbeit wurde ihm die Anfertigung der Karten zu des Jesuitenpaters Heinrich Scherer „Atlas novus, hoc est Geographia universa in septem partes contracta“, Augsburg 1710, übertragen. Man muß gestehen, daß die Behandlung dieser Karten schon eine große technische Geschicklichkeit und Sicherheit und eine gewisse Freiheit in der Auffassung des Kartenbildes bekundet. Sie sind in vielen Stücken sorgfältiger und sauberer gearbeitet als manche der Karten, die H. später entwarf. — Alle jene Arbeiten, welche in der zeitlichen Aufeinanderfolge ihrer einzelnen Stücke sich nicht mehr genau bestimmen lassen, hatten ihrem Verfertiger zwar einen rühmlichen Namen verliehen, aber gleichzeitig auch seinen Nürnberger Arbeitgebern entfremdet. Seine Leistungen waren indeß den interessirten Kreisen zu bekannt, als daß er es nicht hätte wagen sollen, die eine oder die andere Arbeit unter seinem eigenen Namen erscheinen zu lassen. Die Zeitumstände waren günstig. Der spanische Erbfolgekrieg erregte in den weitesten Kreisen den Wunsch nach genauen kartographischen Darstellungen des großen Kriegsschauplatzes. Daher begann H. hier mit seiner neuen selbständigen Unternehmung. Er veröffentlichte u. d. T.: „Belli typus in Italia victricis aquilae progressus in statu Mediolanensi et ducatu Mantuae demonstrans tabula recens emendata et aucta per Jo. Bapt. Homannum A. 1702“ die Karte des Kriegsschauplatzes in Italien und war so glücklich, mit den siegreich fortschreitenden Waffen des Kaisers auch seine neue Unternehmung vom Erfolge gekrönt zu sehen. Gestützt hierauf ging er neben den ihm gleichzeitig übertragenen, schon erwähnten Arbeiten, an den Entwurf anderer Karten. Sein Fleiß, sein Geschick in der Benutzung der Umstände und der Mithilfe gelehrter Freunde, endlich nicht zum wenigsten sein kaufmännisches Talent, mit dem er es verstand, ungeheure Massen seiner Erzeugnisse sowol durch den Buchhandel als besonders durch die wandernden Bilderhändler und Colporteure unter die Leute zu bringen, sicherten bald der jungen Officin Bestand und Ansehen. Indessen wiesen ihn sein wissenschaftliches Streben wie sein fachmännischer Scharfblick sehr bald auf die Ausführung eines Unternehmens hin, dessen Vollendung ihm sofort einen Platz vor allen seinen Concurrenten in

Deutschland sichern mußte: auf die Herstellung einer die gesammte Kenntniß der Erdoberfläche umfassenden Darstellung in Form eines Atlas. Im Verlauf von noch nicht 14 Jahren stach die fleißige Hand des rüstigen Nürnberger Kartographen neben den von fremden Firmen erforderten Karten über 100 Karten, welche 1716 vereinigt unter dem Titel: „Großer Atlas über die ganze Welt in Verlegung des Auctoris gedruckt bei Joh. Ernst Adelburner" in groß Folio erschienen. Bis zu seinem Tode vermehrte er die Zahl der Karten, welche als Supplemente des großen Atlas erschienen, bis auf über 200, fügte dazu 1719 den „Atlas Methodicus explorandis juvenum profectibus in studio geographico ad methodum Hubnerianum accommodatus", in gewissem Sinne ein Repetitions-Atlas, der auf den einzelnen Karten nur die Anfangsbuchstaben der geographischen Bestimmungen enthielt und beendete seine erfolgreiche Thätigkeit durch die Anfertigung des Astronomischen Atlas, den er unter der Anleitung des Nürnberger Professors der Mathematik, J. G. Doppelmayr, entwarf, dessen Vollendung er aber, obgleich er den größten Theil der darin enthaltenen Tabellen selbst fertig gestellt hatte, nicht mehr erlebte. Er erschien erst 1741. Dazu kommen noch zahlreiche Globen, meistens 2½ Zoll im Durchmesser und die sogenannten „Sphaerae armillares", endlich auch eine geographische Universaluhr, auf deren Erfindung sich H. ganz besonders viel zu Gute gethan zu haben scheint. — Einer angestrengten und keineswegs fruchtlosen Thätigkeit fehlte auch die äußere Anerkennung nicht. Nürnberg und sein Rath haben den Gründer der berühmten Officin immer in Ehren gehalten. Die Societät der Wissenschaften in Berlin nahm ihn 1715 unter ihre Mitglieder auf; Kaiser Karl VI., dem er seinen Großen Atlas dedicirte, ernannte ihn in demselben Jahre zum kaiserlichen Geographen und begnadigte ihn mit einer goldenen Kette und Medaille; Peter der Große endlich verlieh ihm den Titel eines kaiserlich russischen Agenten und zeichnete ihn ebenfalls durch Verleihung einer goldenen Kette und zweier Medaillen aus. — Es ist Homann's Verdienst gewesen, die deutsche Kartographie zu einer für seine Zeit und ihre Verhältnisse außerordentlichen Höhe allerdings mehr in technischer als in wissenschaftlicher Beziehung erhoben zu haben (nos graveurs français n'ont point encore atteint la délicatesse où le sieur Homann a porté la gravure. Lenglet du Fresnoy, méthode pour étudier l'histoire. Paris 1735. tom. VI. p. 74), ein Verdienst, welches um so höher anzuschlagen ist, als ihm im Beginn seiner Thätigkeit weder besondere materielle Mittel noch ausreichende Kenntnisse zur Verfügung standen. Die ernste und unablässige Beschäftigung selbst mit dem ihn allseitig interessirenden Gegenstande hat ihn zu dem gemacht, was er geworden; eine nicht gewöhnliche Erfindungsgabe und das Geschick, sich in einen ihm anfänglich fremden Beruf hineinzuarbeiten und dessen einzelne Zweige bald mit Meisterschaft zu beherrschen, haben ihn dabei unterstützt; Gelehrte, wie J. G. Doppelmayr, Chr. Junker, Casp. Gottschling, J. G. Gregori (Melissantes), haben ihm ihre Hilfe gewährt. Aber bei aller Anerkennung für seine Leistungen bleibt sein Verdienst im Wesentlichen doch auf das Technische der Kartographie beschränkt. Geograph im modernen Sinne war er trotz aller kaiserlichen Diplome nicht. Die meisten seiner Karten sind Copien von Joh. Blaeuw, Valvasor, Nolie, d'Anville, de l'Isle, de Fer, G. M. Vischer u. A.; wenige beruhen auf Original-Aufnahmen, die H. veranlaßte oder erwarb, wie z. B. Phil. Henr. Zollmann's Hydrographia Germaniae, Joh. Pet. Nell's Neu-vermehrte Post-Charte durch gantz Deutschland, 1709 und wiederholt 1714, Joh. Christoph Müller's Tabula generalis Marchionatus Moraviae, Joh. Majer's Ducatus Würtembergici — delineatio 1710, Joh. Christoph Lauterbach's Nova et accurata territorii Ulmensis — descriptio. Ein dazu gehöriger Carton, enthaltend die Ulmische Herrschaft zu Wain, ist „nach dem gr. Original des

Seel. Herrn Pfarrers zu Altheim, M. Johan Wolfgang Bachmayr's abgezeichnet", A. R. P. O. de G. O. S. B. S. in Michaël-Beyrn, Principatus etc. Salisburgensis (Pater Odilo de Guerathor, ordinis S. Benedicti etc.). Immerhin bleibt ihm aber das Verdienst, daß er in Deutschland die geographischen Bestrebungen seines Jahrhunderts mit seinem Namen innig verknüpfte, und durch die Mittel, welche er denselben lieh, für eine wissenschaftliche Entwickelung der Geographie die Wege bahnte. Sein Werk verfiel nicht mit seinem Tode. Die Karten aus Homann's Verlage waren gewissermaßen ein Bedürfniß für die Gebildeten in Deutschland geworden und der Gründer des Unternehmens hatte dies Bedürfniß durch kluges und geschicktes Eingehen auf die dynastischen Wünsche aller, auch der kleinsten, damaligen Duodez-Herren und reichsstädtischen Raths-Collegien stetig zu steigern gewußt. Sein Sohn und Nachfolger Joh. Christoph H. (geb. am 22. August 1703) brauchte auf dem eingeschlagenen Wege nur fortzugehen, um des Erfolges sicher zu sein. Nach dessen Tode 1730 setzten Joh. Mich. Franz und J. G. Ebersberger das Geschäft fort, verließen aber die bisherige Gewohnheit massenhaften Copirens und gaben ihren Bestrebungen durch Herbeiziehung namhafter Gelehrten, wie des Professors J. M. Haase in Wittenberg und durch die Begründung der mit der Homann'schen Officin verbundenen kosmographischen Gesellschaft eine wissenschaftliche Stütze. Traf auch vieles, was im Anschluß hieran von den beiden bedeutendsten Mitgliedern dieser Gesellschaft, den nachmaligen Göttiinger Professoren Tobias Maier und Georg Mor. Lowitz, in wahrhaft naiver Unternehmungslust geplant wurde (vgl. Homannische Vorschläge von den nöthigen Verbesserungen der Weltbeschreibungs-Wissenschaft und einer diesfalls bei der Homann'schen Handlung zu errichtenden Akademie, Nürnberg 1747), nicht ein, wie die kosmographische Akademie, das Landvermessungs-Comtoir, die Herausgabe drei Fuß im Durchmesser haltender Erd- und Himmelsgloben, so wurde doch die Wirksamkeit der Officin „der Homännischen Erben" dadurch wenig berührt. Ihr alter Ruf, die Gunst des Publikums und ihre immer sorgfältigeren und geschmackvolleren Leistungen unter der Beihülfe Güssefeld's, Mannert's u. A. gewährten ihr eine bis in den Anfang unseres Jahrhunderts reichende Dauer. — Ein Porträt Joh. B. Homann's findet sich in A. C. Caspari und F. J. Bertuch's Allgemeinen Geogr. Ephemeriden, Bd. VIII, Weimar 1801. Es ist nach dem größeren Gemälde Kenckel's gestochen.

Außer den in J. G. Doppelmayr, Histor. Nachrichten von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1700, S. 142 und den in Will's Nürnbergischem Gelehrten-Lexikon, Bd. II. S. 198, und in der Fortsetzung desselben von Nopitsch, Bd. II. S. 131 gegebenen Nachweisungen vgl. J. M. Franzen's Kurtze Nachricht von dem Homännischen Großen Landkarten-Atlas 2c., Nürnberg 1741; Notitia omnium mapparum geographicarum et astronomicarum, quae in officina Homannianorum haeredum Norimbergae exaratae sunt etc., Breslau 1736. — Oscar Peschel, Geschichte der Erdkunde, 1865, S. 596 ff. — W. H. Riehl, Culturstudien aus drei Jahrhunderten, Stuttgart 1862, S. 3 ff. — Das Ausland, Jahrg. 1878 Nr. 29, 1879 Nr. 19. — Allg. Deutsche Biographie Bd. X. S. 743, Art. Hasius von Ratzel. Brecher.

Homberg: Eckert H., s.: **Eckert von Homberg**, Bd. V. S. 614 u. 615.

Homberg: Herz H., Pädagog und Bibelforscher, geb. im September 1749 in Lieben bei Prag, † am 23. Aug. 1841 in Prag. Seine Eltern, die 1756 nach Prag übersiedelten, widmeten ihn frühzeitig dem Talmudstudium, in welchem er bald so bedeutende Fortschritte machte, daß er schon in seinem zehnten Lebensjahre die talmudischen Vorlesungen des R. Ezechiel Landau besuchen

konnte. Erst im Alter von 18 Jahren war es ihm möglich, sich mit der deutschen Sprache bekannt zu machen und zwar hatte ihm ein Zufall Wolf's Mathematik zugeführt, aus welchem Buche er das Rechnen erlernte, indem er zugleich dasselbe zu deutschen Leseübungen benutzte. In Hamburg, wo er nach vorübergehendem Aufenthalte in Breslau und Berlin sich niedergelassen, wurde er durch die Lecture von Rousseau's Emil auf den Gedanken gebracht, sich mit der Erziehungswissenschaft zu beschäftigen, auf deren Felde er zeitlebens thätig war. 1776 berief ihn Mendelssohn nach Berlin, wo er sechs Jahre hindurch die Erziehung seiner Kinder leitete. Als Kaiser Joseph II. das Toleranzedict für die Juden erließ (1782), kehrte H. nach Oesterreich zurück, wo er, nachdem er vorläufig in Wien keinen Wirkungskreis gefunden hatte, zunächst in Görz seinen Aufenthalt nahm. Im J. 1784 wurde er zum Aufseher der jüdischen Schulen in Galizien mit dem Sitze in Lemberg ernannt, in welcher Stellung er bis zum J. 1806 verblieb. Sein Austritt aus derselben war nicht sehr rühmlich. Er lebte nun in Wien in ärmlichen Verhältnissen: seine Glaubensgenossen hatten wegen der Verbindungen, die er mit der Staatsregierung unterhielt, ein gewisses Mißtrauen gegen ihn gefaßt. Gesetzentwürfe, die er im Auftrage der Regierung verfaßte, wie z. B. ein Censurgesetz (1811), waren eben nicht geeignet, ihn bei denselben beliebt zu machen; auch erfreuten sich seine Religionslehrbücher keines besonderen Beifalls. Aus letzterem Grunde wurde ihm die Stelle eines jüdischen Religionslehrers in Wien, obzwar Kaiser Franz II. sie ihm zugedacht hatte, nicht ertheilt. Vom J. 1818 bis zu seinem Tode lebte er als Censor hebräischer Bücher und Schulaufseher in Prag. Seine hebräischen Adnotationen zum Pentateuch („Hakorem", verfaßt 1816) konnten zwar bei Kennern keinen sonderlichen Beifall finden (vgl. Reggio, Briefe, Thl. I. S. 13—19), doch sind sie von größerem Werthe als seine sonstigen Schriften.

Biographie in Fränkel's Sulamit, III. 1, S. 258—64 (wo 1759 als Geburtsjahr angegeben ist); Kayserling, Moses Mendelssohn, S. 310—15; Wurzbach, Biogr. Lexikon; Wolf, Gesch. d. Juden in Wien, S. 120—25; Jost's Annalen, 3, Jahrg., S. 300. Brüll.

Homberg: Tinette H., Schriftstellerin, geb. am 16. September 1797 zu Eupen im preußischen Regierungsbezirk Aachen, † am 22. August 1877 in Düsseldorf. Ihr Vater besaß eine blühende Tuchfabrik. Die unglücklichen Kriegsjahre aber führten 1812 seinen Bankerott herbei und dies veranlaßte H., sich zur Lehrerin auszubilden. Im J. 1815 erhielt sie bereits eine Anstellung in einem Mädcheninstitut, die sie bis 1824 behielt, um dann als Erzieherin zu einer reichen Familie nach Holland zu gehen, wo sie zwei Jahre blieb. Diese Familie stellte ihr darauf bereitwillig die Mittel zur Verfügung, in Crefeld eine selbständige Erziehungsanstalt zu gründen. Obschon die ideale Seite dieser Aufgabe H. sehr befriedigte, so erkannte sie doch bald, daß sie der praktischen nicht erfolgreich genügen könnte, und deshalb löste sie 1835 die Anstalt wieder auf. Seitdem wohnte sie bei einer befreundeten Familie erst in Emmerich und seit 1849 in Düsseldorf. Als Schriftstellerin trat sie zuerst 1836 mit einem echt religiösen Buch „Christliche Ermunterungen" auf, dem sie 1839 eine „Sittlich-ästhetische Abhandlung über Sophokles Antigone für das Weibliche Geschlecht" folgen ließ. Eine Broschüre „Ueber die sogenannte Emancipation der Frauen" und eine sehr werthvolle „Mythologie der Griechen und Römer" bewiesen immer deutlicher die Klarheit und Schärfe ihrer Anschauungen, und ihre „Biographie berühmter Griechen" (2 Bde., 1840) fand solche Anerkennung, daß sie sogar vielfach als Lehrmittel benutzt wurde. Die „Griechischen Heroensagen" (1841) standen derselben an Werth und Erfolg nicht nach. Darauf ließ sie rasch hinter einander folgende Uebersetzungen erscheinen: „Irländische Erzählungen von F. C. Hall"

(1841); „Leben Gustav Adolfs“ (1842) und „Erzählungen aus der schwedischen Geschichte“ (2 Bde. 1843), beide aus dem Schwedischen nach Andreas Fryxell: „Akademische Schul- und Kirchliche Reden von Esaias Tegnér, dem Dichter der Frithjofssage“ (1844) und „Helene Cameron, aus dem Englischen des E. Rankin“ (1844). Aber schon 1844 trat sie wieder mit einem eigenen Werk hervor: „Gedanken über Erziehung und Unterricht, besonders des weiblichen Geschlechts, und über weibliche Erziehungsanstalten“ (Berlin), einem ihrer besten Bücher, welches Diesterweg sowol in der ersten wie auch in der zweiten verbesserten Auflage (1862) mit einer warm empfehlenden Einleitung versah. Ein Lesebuch für Kinder „Erzählungen aus der Geschichte der Menschen“ (1846) und „Der Cid, Geschichte für Jung und Alt“ waren dann die Vorläufer der beiden höchst verdienstvollen Werke „Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen für Frauen“ (1852) und „Gedanken über das wahre Glück“ (1869), denen sich als letzte gedruckte Arbeit „Auch ein Beitrag zur heutigen Frauenfrage“ (1872) anschloß. H. besaß einen philosophisch gebildeten Geist, der, nach immer größerer Klarheit ringend, ihren Schriften nachhaltigen Werth verleiht. M. Blanckarts.

Homberg: Graf Wernher v. H., Minnesänger. Der berühmteste Sprößling dieses angesehenen, im Gebiete des Bisthums Basel angesessenen Geschlechtes ist der Graf W., der 1284 geboren, im J. 1309 von Heinrich VII. zum Hauptmann des Bundes aller Reichstreuen in der Lombardei ernannt wurde und nach einem kampfreichen Leben im J. 1320 starb. Ihn hält man gewöhnlich, aber ohne Grund, auch für den Dichter einiger wenig bedeutenden, zum Theil einstrophigen Lieder, die in der Pariser Handschrift überliefert sind. Eher aber dürften diese einem älteren gleichnamigen Geschlechtsgenossen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gehören. Auch die anderwärts erhaltene poetische Todtenklage auf einen Grafen Wernher v. H. enthält nichts, was auf den berühmteren Mann wiese.

Von der Hagen, Minnesänger, IV. 88 f. Bartsch, Liederdichter, 2. Ausg. LXXI; daselbst wird noch andere Litteratur nachgewiesen.

Wilmanns.

Homberger: Jeremias H., ein lutherischer Theologe im 16. Jahrhundert, geb. im J. 1529 zu Fritzlar und † im J. 1593 zu Regensburg. Er hat ein sehr bewegtes Leben geführt; amtlich war er wol zuletzt als Pastor zu Grätz in Steiermark thätig, wo er im J. 1589 verjagt wurde. In Steiermark hatte er für die Annahme der Concordienformel gewirkt. Er ließ unter Anderem „Ein schön Lied von der Rechtfertigung des armen Menschen vor Gott“ zu Grätz bei Zacharias Bartsch (ohne Jahreszahl) erscheinen, in welchem der göttliche Rathschluß zur Erlösung der Menschen als Resultat einer Verhandlung zwischen Gott, dem Satan und dem Heilande (in der Art eines geistlichen Schauspiels) vorgeführt wird.

Vgl. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, III. S. 1085—1088. Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes, S. 297; Jöcher, II. Sp. 1686. l. u.

Homberger: Paul H., ein gelehrter Musiker des 16. und 17. Jahrhunderts, zu Regensburg geboren und am 19. November 1634 daselbst gestorben. Die Göttinger Universitäts-Bibliothek besitzt einen Druck von Lechner's „Neue geistliche und weltliche teutsche Lieder“ von 1589, auf dessen Baßstimme man die handschriftliche Dedication liest: Clarissimo Dno. Hombergero Ratisbon. Cantori & Professori etc. mittit et donat P... (unleserlich). Außer dem Cantorat bekleidete er noch die Präceptorstelle der vierten Klasse. Am 11. Juni 1601 unterzeichnete er die „Formula Concordiae“ als Cantor. Von seinen Compositionen befinden sich in der bischöflich Proske'schen Bibliothek eine große An-

zahl, darunter mehrere Autographe. Sie werden als einfach und gediegen von Franz Witt (Monatsh. f. Musikgesch., II. 32) bezeichnet, von weichem und sanftem Charakter.

Siehe auch Mettenleiter, Musikgesch. der Stadt Regensburg (Regensburg 1866 S. 222). R. Eitner.

Hombergk: Aemilius Ludwig H. zu Vach, Rechtsgelehrter und Kanzler der Universität Marburg, geb. am 15. März 1720 in Marburg, † daselbst am 12. Juli 1783. — Die Hombergk sind ein althessisches Bürgergeschlecht aus dem Städtchen Homberg und stammen von Hans H., welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts dort Bürger war; sein Sohn Dr. Tobias H. († 1611), hessischer Rath und Lehrer des Landgrafen Moritz, wurde von diesem am 9. Januar 1596 mit dem Dorfe Vach an der Werra belehnt und gründete die Linie der „Hombergk zu Vach“. Dessen Urenkel Joh. Philipp Anton H. (geb. am 23. Juni 1689, † am 5. April 1756) erlangte unterm 23. Juni 1718 den Reichsadel, und Aemilius Ludwig H. nebst seinem Bruder Wilhelm Friedrich (s. diesen) am 25. April 1780 ein kaiserliches Bestätigungsdiplom des der Familie zustehenden Reichsadels. — Ein Neffe des Dr. Tobias H., Elias H., war Obervogt an der Werra und Amtmann zu Hersfeld († 1615); dessen Sohn Obervogt Moriz H. erwarb vom Abte von Hersfeld das alte Burggut Schenk-Lengsfeld und wurde ersterer so der Ahnherr der „Schenk-Lengsfeldischen“ Linie.

H. ist der jüngere Sohn des Vicekanzlers der Universität Marburg, Johann Friedrich H. (s. diesen), erwarb gleich seinem Vater und Bruder fast noch im Knabenalter die zum Besuche einer Hochschule erforderliche humanistische Bildung, hörte schon mit 16 Jahren akademische Vorträge, trat mit 19 Jahren durch seine Abhandlung „Jo. Fr. Hombergk Parerga sacra ab impugnationibus J. Elsneri Theol. Dr. vindicata“, Marb. 1739, als beredter Vertheidiger seines Vaters auf, wurde 4 Jahre später, am 15. Januar 1743, von König Friedrich I. von Schweden, der zugleich Landgraf von Hessen war, zum ordentlichen Professor des römischen Civilrechts an der Juristenfacultät in Marburg ernannt und erhielt mittels seiner Inauguralschrift „De reviviscentia jurium exstinctorum“, Marb. 1743, am 1. August die Doctorwürde. 1749 trat er als Hofgerichtsrath in das fürstliche Sammtgericht zu Marburg unter Beibehaltung seiner Professur; am 11. November 1773 wurde er Universitätsvicekanzler mit dem Charakter eines geheimen Regierungsrathes; am 7. April 1780 Kanzler und geheimer Rath. Außerdem war er in dem Zeitraume von 1751 bis 1778 ein eifriges Mitglied der hessischen Landstände und entfaltete bei den Landtags-Rechnungsgeschäften der Jahre 1759, 1772 und 1774 ersprießliche Dienste. Anträge wegen Eintrittes in fremde Dienste hat er wiederholt abgelehnt. In den langjährigen Streitigkeiten, welche sich zwischen beiden hessischen Universitäten Marburg und Gießen wegen receßmäßiger Wiedereinlösung der im Oberfürstenthum Marburg gelegenen Universitätsvogteien und Gefälle entspannen, hat H. mehrere Wechsel- und Denkschriften verfaßt. Die etwas derben Gießener Gegenschriften flossen aus der Feder seines Verwandten, des Regierungsrathes Joh. Jak. H. zu Schenk-Lengsfeld, deren erste den charakteristischen Titel führt: „Standhafte Widerlegung der ohnlängst zum Vorschein gekommenen so zerstümmelten als unrichtigen Geschichtserzählung in anmaßlichen Sachen der Univers. Marburg als sogenannten Imploranten entgegen die Univers. Giessen als vorgeblichen Imploraten, die receßwidrige Ablösung der — — Vogteyen zu Marburg und Caldern betreffend.“ 1747. fol. Nach zwanzigjährigem Rechtsstreite wurde die Sache, welche eine ansehnliche Litteratur hervorgerufen hatte, durch Vergleich geschlichtet, wobei H. als cassel'scher Bevollmächtigter thätig war. In seiner „Oratio de meritis Friderici II. Hass. Landgrav. in Academiam Mar-

burgensem", Marb. 1769, hat er eine klare geschichtliche Darstellung der Streitigkeiten geliefert. Unter den übrigen Schriften sind die Abhandlungen aus dem Familienrechte (Disp. I—IX) hervorzuheben, welche auf Grund des hessischen Partikular-Gewohnheitsrechtes bearbeitet und für diese Disciplin noch heute von Belang sind. Die anonym erschienenen „Primae lineae Juris civilis", Marb. 1747 4°, ed. 2a ib. 1753 4°, waren ihrer Zeit ein vielbenütztes Compendium. Schwere gichtische Leiden verdüsterten die letzten Jahre Hombergk's und schmälerten die Berufsthätigkeit, zumal sich zu den Körpergebrechen eine bedenkliche Abnahme des Gedächtnisses gesellte.

Strieder liefert in seiner Grundlage zu einer hess. Gel. Gesch. VI. 145 außer biograph. Notizen S. 149—162 ein vollständiges Verz. der Schriften nebst den erschienenen Recensionen. — Meusel, Lex. VI. 79 u. die dort Citirten.

Eisenhart.

Hombergk: Johann Friedrich H. zu Vach, Rechtsgelehrter und Vicekanzler der Universität Marburg, geb. am 15. April 1673 zu Marburg, wo sein Vater Dr. Otto Friedrich H. Regierungsrath war, † dortselbst am 20. Februar 1748. H. eignete sich in wenigen Jahren jene Summe von Kenntnissen an, welche ihn befähigte die hohe Schule seiner Vaterstadt zu beziehen, auf der er bereits im 13. Jahre immatrikulirt wurde. 1691 ging er zur Erlernung des Reichskammer-Gerichtsprocesses auf 6 Monate nach Wetzlar und begleitete dann den Prinzen Friedrich Adolph von Nassau-Siegen auf die Universität Utrecht. Dort blieb er sechs Jahre und beschäftigte sich unter Gräve und Reland hauptsächlich mit dem Studium des Griechischen, was ihm später bei der neuen Uebersetzung der Novellen sehr zu statten kam. 1698 unternahm er eine gelehrte Reise nach England und machte zum Zwecke seiner wissenschaftlichen Arbeiten in London die nähere Bekanntschaft des geistvollen, fehdelustigen Philologen Richard Bentley. Nach Marburg zurückgekehrt wurde ihm 1701 die Erziehung des Erblandgrafen Georg zu Hessen-Cassel anvertraut. Er löste diese ehrenvolle Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit und betrat 1704 als außerordentlicher, 1708 als ordentlicher Professor des römischen Rechtes in Marburg den Lehrstuhl, nahm 1709 das juristische Doctorat an und wurde 1742 zum Vicekanzler der Universität ernannt. Seit dem 18. October 1708 mit Anna Katharina, einer Tochter des Marburger Professor Göddäus, vermählt, hinterließ er außer einer Tochter zwei Söhne: Joh. Friedrich und Aemilius Ludwig (s. diese). Hombergk's Hauptarbeiten sind: „Novellae Constitutiones Dn. Justiniani, sacratissimi Principis, ex graeco in latinum conversae et notis illustratae etc.", Marb. 1717. Eine vortreffliche, mit größter Genauigkeit gefertigte Uebersetzung der Novellen Justinian's, welcher als Einleitung eine gelehrte Vorrede beigegeben ist; — dann: „Dubia juris naturae ad generosissimum Dn**". Diese ohne Angabe des Verfassers an einen H. v. Bonin in Berlin gerichtete Schrift sucht die Schwächen jener Argumente darzuthun, welche bisher zum Beweise des Vernunftrechtes gebraucht wurden. Das mit vielem Scharfsinn geschriebene Buch erregte wegen seiner eigenthümlichen, freien Meinungsäußerungen großes Aufsehen und fand mehrfachen Widerspruch, indem Glafey, der Danziger Hanov, Claproth und J. J. Schmauß gegen dasselbe polemisch auftraten. H. behandelte mit Vorliebe das Naturrecht und verfaßte außer dem genannten Buche auch einige naturrechtliche Dissertationen. Von untergeordnetem Werthe ist sein Compendium über das „Jus publicum imperii R. G.", welches 1719 und vermehrt 1728 zu Marburg in Octav erschien.

Ein vollständiges Verzeichniß von Hombergk's Schriften und deren Recensionen liefert Strieder, Grundlage zu einer hess. Gelehrt. Gesch., VI. 133. Die akademische Gedächtnißrede auf H. ist aus der Feder des Prof. Heinr.

Otto Duysing (Marburg 1748 Fol.). — Jugler, Beitr., I. 341—61. — Strieder a. a. O. — Hirsching, Hist.-litt. Handb., III. 243. — Moser, St.-R., I. Thl. 15. Eisenhart.

Hombergk: Wilhelm Friedrich H. zu Vach, Kanzler der Grafschaft Hanau-Münzenberg, Processualist, geb. am 15. Mai 1713 zu Marburg, † am 14. Aug. 1784 in Hanau; verdient namentlich wegen seiner gesetzgeberischen Thätigkeit auf dem Gebiete des Proceßrechtes Erwähnung. H. ist der zweite Sohn des Universitäts-Vicekanzlers Johann Friedrich H. (s. diesen), begann schon im 15. Lebensjahre die philosophischen und juristischen Studien, vertheidigte 1734 die Inauguralabhandlung „De concursu praesumtionum“ (Marb.), wurde am 27. Juli desselben Jahres Advokat bei der Regierung in Hanau, am 17. October 1739 bei jener zu Cassel, und 1744 Regierungs-, Hofgerichts- und Consistorialrath. Als solcher entwarf er 1747 nach dem Vorbilde der auf den Grundsätzen des deutschen gemeinen Civilprocesses beruhenden Hessen-Cassel'schen Proceßgesetze die mit einigen Abänderungen ins Leben getretene „Neue hessisch-hanauische Hofgerichtsordnung“ und etwas später die „Fürstlich hessisch-hanauische Untergerichtsordnung“, welch' letztere am 2. Januar 1764 als Gesetz eingeführt wurde. Seit dem 15. August 1751 mit einer Tochter des cassel'schen Geheimrathes und Vicekanzlers Heinrich Motz vermählt, ging er 1756 als Syndikats- und Kanzleidirector nach Bremen und verfaßte dort die 1762 publicirte „Erneuerte Cantzlei-Ordnung der Reichsstadt Bremen“. Als nach dem Ableben des Landgrafen Wilhelm VIII. dessen Wittwe Landgräfin Marie die obervormundschaftliche Regierung der Grafschaft Hanau-Münzenberg angetreten hatte, berief sie 1761 H. als Regierungs-Vicekanzler und verlieh ihm Sitz und Stimme im obervormundschaftlichen geheimen Rathscollegium. Unter der Regierung des jungen Landgrafen Wilhelm IX. trat H. als Kanzler der Grafschaft 1772 an die Spitze der Geschäfte, welche er am 12. April 1783 wegen vorgerückter Jahre und leidender Gesundheit niederlegte. Er galt als ein Mann von „edelstem Charakter und redlichstem Herzen“.

Strieder, Grundlage zu einer hess. Gelehrten-Geschichte, Bd. VI. S. 141 bis 145. E—t.

Homburg: Ernst Christoph H., wurde zu Mühla, einem Dorfe bei Eisenach, im J. 1605 geboren, lebte als Gerichtsschreiber und Rechtsconsulent zu Naumburg. Er gab im J. 1638 Gedichte unter dem Titel „Schimpf- und ernst-hafte Clio“ heraus, die voll weltlichen Sinnes und Lust waren. Auch übersetzte er aus dem Holländischen: „Catzens Historie von der Sapphira unzeitigen und geilen Liebe gegen den Joseph“ und wurde, da seine Gedichte, obgleich gehaltlos, Gefallen fanden und Aufmerksamkeit erregten, als 499. Mitglied im J. 1648 in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen und zwar unter dem Namen: der Keusche, mit dem Gewächse: der Kampher, unter dem Beiworte: Recht angewandt. Den ersten Theil seines Lebens lebte er durchaus weltlich, den Freuden und der Lust desselben gewidmet, später schämte er sich seiner Gedichte und namentlich seiner Clio, denn er ruft aus: „Clio, ach, es reuet mich, daß ich vorgesungen dich“. Durch Hauskreuz verschiedener Art gebeugt, wandte er sich mehr dem positiven Glauben zu und dichtete von nun an nur geistliche Lieder. Er selbst hatte vieles durch Krankheiten zu leiden, namentlich litt er an einer Hautkrankheit, während seine Frau durch ein Steinleiden geplagt wurde, so daß beide wenige gesunde Stunden hatten. Oft schwebte er in Lebensgefahr durch Ansteckung durch die Pest und hatte auf seinen vielen Geschäftsreisen in den Niederlanden mancherlei Gefahren zu bestehen. Dieses Ungemach veranlaßte ihn, wie er selbst sagt, dazu, um sein Leid zu vergessen, geistliche Lieder zu dichten. Er wurde am 2. Juni 1681 durch einen sanften Tod von seinen vielen Leiden

befreit. Unter seinen Zeitgenossen galt er als Dichter ersten Ranges. Seine Verse hielten sich an die Opitz'sche Form und erinnern an den Vorgang der Holländer und Franzosen, indem sie sich durch Wohlklang und Leichtigkeit auszeichnen. Im Ganzen dichtete er 150 Lieder, und zwar Buß-, Trost-, Sterbe- und Passions-Lieder. Seine geistlichen Lieder erschienen zu Naumburg 1658, 1. Theil mit 100 Liedern, und zu Jena 1659, 2. Theil mit 50 Liedern, und zwar wurde der erste Theil mit Melodien von Werner Fabricius (s. Bd. VI. S. 525) und der zweite Theil von Paul Becker zu Weißenfels versehen. Unter seinen Liedern sind wol die bekanntesten: „Jesu, meines Lebens Leben" und „Gott ist mein Schild und Helfersmann", „O wundergroßer Siegesheld" ꝛc.

Vgl. Liedercommentar zum Naumburger Gesangbuch von Schamelius, 1724. — Winterfeld, Evangel. Kirchengesang II, 1845. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds, I. 298—301. — Cunz, Geschichte des deutschen Kirchenlieds, I. S. 509—11. — (Neumarck), Neu-Sprossende teutsche Palmbaum, S. 471. — Wetzel, Hymnopoeographia oder historische Lebensbeschreibung, I. S. 454 und Nachlese dazu II. S. 306 ꝛc. Kelchner.

Homeyer: Carl Gustav H., wurde am 13. Aug. 1795 zu Wolgast in Neu-Vorpommern, das damals noch schwedisch war, geboren. Sein Vater Johann Friedrich H., aus einem ehedem in Hildesheim ansässigen Geschlechte stammend, war ein angesehener, wohlhabender Kaufmann und Schiffsrheder, seine Mutter die Tochter des Archidiaconus Droysen zu Wolgast. Der Sohn besuchte die Stadtschule unter Rector Nitz, bis der Vater beim Herannahen der französischen Invasion im November 1806 mit der Familie nach Schweden flüchtete, zuerst in Ystad, dann in Stockholm wohnte, endlich in Gothenburg bis 1815 dauernden Aufenthalt nahm. Der junge H. kehrte schon 1810 nach Deutschland zurück, lebte bei einem Verwandten, dem Bibliothekar und Professor Friedrich Rühs, zuerst in Greifswald, dann in Berlin, wohin dieser als Professor der Geschichte an der neubegründeten Universität 1811 berufen wurde. Bis Anfang 1813 besuchte H. das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und ließ sich dann als studiosus juris immatriculiren. Dem Aufruf des Königs zu den Waffen zu folgen, der Lehrer und Lernende der jungen Hochschule entführte, hinderte ihn der Befehl des Vaters zur Rückkehr nach Gothenburg. Vom Herbst 1813 ab verweilte er fünf Semester in Berlin, juristischen und historischen Studien unter Savigny und Eichhorn, Göschen und Rühs ergeben. Ostern 1816 suchte er Göttingen auf und hörte hier Hugo, Heise und Meister. Nach Jahresfrist siedelte er nach Heidelberg über; Vorlesungen bei Thibaut, Welcker, Gensler wurden begonnen, aber vor Ende des Semesters riefen ihn häusliche Verhältnisse, namentlich andauernde Krankheit seines Vaters († 1818), in die Heimath zurück. Zum zweiten Mal in Berlin immatriculirt, diente er vom April 1818 bis dahin 1819 als Freiwilliger bei den Gardepionieren und bestand im Sommer 1819 sein juristisches Doctorexamen vor der Berliner Facultät. Die Pflege des auf der Reise erkrankten Oheims Rühs rief ihn aus den Vorbereitungen zur Promotion nach Florenz. Nachdem er ihn († am 1. Februar 1820) zu Livorno bestattet, warf ihn selbst das Uebermaß von Anstrengungen, denen er sich unterzogen, auf das Krankenlager, während dessen er im Hause des bekannten Kunsthistorikers v. Rumohr in Florenz sorgsame Pflege fand. Längere Erholung in der pommerschen Heimath förderte ihn soweit, daß er im Sommer 1821 seine Dissertation „Historiae juris Pomeranici capita quaedam" vorlegen konnte. Nach stattgehabter Disputation, zu deren Opponenten ein junger Studiosus aus Lüneburg, Kraut, gehörte, auf den ihn Savigny aufmerksam gemacht hatte, wurde er am 28. Juli 1821 promovirt. Gleichzeitig erwies er dem Oheim Rühs den letzten Liebesdienst, indem er dessen nachgelassene Schrift: „Ausführliche Erörterung

der zehn ersten Kapitel der Schrift des Tacitus über Deutschland“ (Berlin 1821) in die Oeffentlichkeit brachte. Schon in seinen letzten Studienjahren hatte H. das Ziel akademischer Thätigkeit ins Auge gefaßt und war, wie er selbst bekennt, besonders durch Savigny auf das Studium des deutschen Rechts und seiner Quellen hingewiesen. Noch im Jahre seiner Promotion habilitirte er sich in Berlin als Privatdocent bei der juristischen Facultät und begann im Januar 1822 mit einer Vorlesung über Wechselrecht seine Thätigkeit. Da an Eichhorn’s Stelle, der 1817 Berlin mit Göttingen vertauscht hatte, kein Germanist berufen war, boten Homeyer’s Vorlesungen eine erwünschte Ergänzung des Lehrplans. Am 3. November 1824 wurde er zum außerordentlichen, am 20. Mai 1827 zum ordentlichen Professor ernannt und blieb sein ganzes Leben der Berliner Universität getreu. Seit dem 18. September 1823 war er mit Pauline Stenzler, Tochter des Superintendenten zu Wolgast, verheirathet. 1845 übernahm er neben seiner Professur das Amt eines außerordentlichen Mitgliedes des Obertribunals, 1850 trat er in die Akademie der Wissenschaften, 1854 in das Herrenhaus ein. Damit sind die Daten seines äußeren Lebens erschöpft. Im Gegensatz zu den bewegten Jugendjahren zeichnete ein ruhiger Entwicklungsgang Mannes- und Greisenalter aus. Um so reicher war dies einfach verlaufende Leben an innerer und in sich zusammenhängender, von Stufe zu Stufe fortschreitender und sich selbst übertreffender fruchtbarer Arbeit.

Seine erste wissenschaftliche Thätigkeit galt Aufgaben, für die ihm durch Heimath und Herkunft das Interesse nahe gelegt war. Seine Doctordissertation, Bruchstück eines umfänglichen, auf eine pommersche Rechtsgeschichte gerichteten Planes, hat das Verdienst, eine Quelle des 16. Jahrhunderts, den sogenannten wendisch-rügianischen Landgebrauch des Mathäus von Norman, fürstlichen Landvogts auf Rügen, welchen die landläufige Ansicht für ein Zeugniß slavischen Rechts nahm, als Aufzeichnung des in der juristischen Praxis und Gewohnheit der Insel lebenden deutschen Rechts nachgewiesen zu haben. Als in den Jahren 1822 und 1823 von dem Kopenhagener Professor, Kolderup-Rosenvinge, ein Grundriß der dänischen Rechtsgeschichte erschien, unternahm H. eine Uebersetzung und Bearbeitung des trefflichen dänischen Buches für das germanistische Publikum, das von dem hohen Werth des skandinavischen Rechts für die Geschichte des deutschen damals wie später mehr sprach als wußte. Die Schrift, 1825 erschienen, zeigt nicht nur, wie sehr ihr Verfasser, der von früh auf neben der deutschen skandinavische Sprache und Litteratur kannte, zu solch vermittelnder Thätigkeit geeignet war, sondern auch, wie tief und selbständig er in die Rechtsquellen beider Nationen einzudringen und die Resultate seiner rechtsvergleichenden Studien bündig und geschmackvoll darzulegen vermochte. Von diesen Anfängen aus schritt er alsbald zu der Arbeit fort, welche das Werk seines Lebens, der Mittelpunkt seiner Thätigkeit, die Grundlage seines wissenschaftlichen Ruhmes werden sollte. In der Absicht, für exegetische Vorlesungen eine brauchbare Handausgabe zu liefern, veranstaltete er 1827 eine Edition des Sachsenspiegels, die erste seit nahezu hundert Jahren, die erste vollendete nach manchen vergeblichen Versuchen der Zwischenzeit, zuletzt noch Cropps in Lübeck (s. oben IV. S. 610); ein deutliches Zeichen, wie sehr den neuerwachten Studien des deutschen Rechts eine Beschäftigung mit seinen lautersten Quellen Bedürfniß war. Und hatte die historische Rechtsschule auf dem Felde des römischen Rechts das Glück, gleich in den Anfängen ihres Wirkens die Commentarien des Gaius wieder aufzufinden, so war es auf dem Gebiet der germanistischen Studien eine kaum geringer zu schätzende Gunst des Schicksals, daß eine Reihe der wichtigsten unter sich zusammenhängenden Quellen in einer mustergültigen Form der Benutzung zugänglich gemacht und damit so gut wie wiedergeboren wurden. Denn

die Herausgabe des Sachsenspiegels im J. 1827 wurde der Anstoß für die weitere Thätigkeit ihres Urhebers wie für die anderer. Eine wissenschaftliche Natur wie die Homeyer's vermochte auch die Aufgabe, Lehrzwecken von bescheidenem Umfange zu dienen, nur in rechter Gründlichkeit zu verfolgen, während sein allezeit bewährtes praktisches Geschick ihn davor bewahrte, den Rahmen einer handlichen Ausgabe zu überschreiten. Er bricht mit der Methode der Vorgänger, die nur einen oder einige Texte des Sachsenspiegels herausgreifen und abdrucken, und sucht statt dessen in engem Raume die charakteristischen Entwicklungsformen des Rechtsbuches zur Anschauung zu bringen. Neben einem vorzüglichen Grundtext, den ihm eine schon lange berühmte Berliner Handschrift von 1369 lieferte, gibt er Varianten aus 17 anderen Texten, läßt durch die Druckeinrichtung den Unterschied von ursprünglichen Bestandtheilen und Zusätzen hervortreten, macht den Inhalt durch Paragrapheneintheilung und Artikelüberschriften übersichtlich und erleichtert das Verständniß durch ein ausführliches Register und in der Einleitung niedergelegte Winke über den Sprachgebrauch. Die Arbeit hatte das Glück einen Beurtheiler, einzig in seiner Art, zu finden. F. A. Nietzsche, Secretär des Oberappellationsgerichts zu Dresden, seit langer Zeit H. unbewußt mit Vorarbeiten für eine Sachsenspiegelausgabe auf breitester Grundlage beschäftigt, leitete eine Besprechung der Homeyerschen Edition in der Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung (December 1827 Nr. 294—297) durch ein umfassendes Verzeichniß der Handschriften und Ausgaben und eine daran geknüpfte Genealogie der Texte des Sachsenspiegels ein, prüfte an dem aus diesem Material gewonnenen Maßstabe Homeyer's Verfahren und zollte ihm die vollste Anerkennung, wenn er auch für eine die ganze Entwicklung des Rechtsbuches darlegende wissenschaftliche Ausgabe Wahl eines anderen Grundtextes und Benutzung eines größeren handschriftlichen Apparats befürwortete. Die Anzeige vermittelte eine litterarische Verbindung zwischen H. und Nietzsche. Sie verabredeten die gemeinsame Publication eines „Die Rechtsquellen des Mittelalters" umfassenden Werkes, in welchem Nietzsche das Landrecht des Sachsenspiegels, Homeyer das Lehnrecht und den Richtsteig übernehmen sollte. Als der gewonnene Verleger wegen Mangels an Subscribenten zurücktrat, wurde eine Verbindung mit den Monumenta Germaniae historica zu Stande gebracht, welche nun ihr Programm auf eine Veröffentlichung der Rechtsbücher und Stadtrechte erweiterten. Mit dem Tode Nietzsche's im J. 1833 fiel der ganze Plan zusammen, aber die Aufgabe, eine Ausgabe der sächsischen Rechtsbücher, würdig ihrer selbst und ebenbürtig den Anstrengungen, welche den Quellen des römischen Rechts von Juristen und Philologen seit langer Zeit gewidmet wurden, zu veranstalten, sah H. nach wie vor als seine Verpflichtung an. Die Beihülfe, die ihm dazu durch den Erwerb des Nietzsche'schen Nachlasses ward, war keine erhebliche. Als sich daher im J. 1835 die Nothwendigkeit einer zweiten Ausgabe des Sachsenspiegels herausstellte, konnte er noch nicht so weit über die Grenze des bisher Erreichten hinausgehen, als er für wissenschaftlich geboten hielt; aber doch immer wesentliche Vorzüge gegen früher bieten. Die Zahl der verglichenen Texte war auf 24 gestiegen, die ausführlich in der Einleitung beschrieben werden, die Gliederung derselben im Anschluß an die von Nietzsche aufgestellte Classification gegeben, den für die Geschichte des Rechtsbuches so wichtigen Vorreden eine eigene Abhandlung gewidmet. Dazu kamen die Anführung von Parallelstellen aus anderen Rechtsquellen und Litteraturangaben zu jedem Artikel des Sachsenspiegels, Auszüge aus der Glosse, eine Concordanz mit dem Schwabenspiegel und dem Rechtsbuch nach Distinctionen, die Erweiterung des Registers zu einem index verborum et rerum: alles Arbeiten, ebenso unscheinbar und mühsam als fruchtbar für das Verständniß und die Brauchbarkeit des Rechtsbuches. Schon ein Jahr später ließ H. ein „Verzeich-

niß deutscher Rechtsbücher des Mittelalters und ihrer Handschriften" folgen und unter der Hand verbreiten, das neben seinem allgemeinen Zweck einer Uebersicht über das gesammte, dem Verfasser bekannt gewordene Rechtsbüchermaterial den speciellen einer Vorbereitung für ein größeres Sachsenspiegelwerk verfolgt, diesen stets festgehaltenen Plan, für den er durch die so angeregte Aufmerksamkeit der Mitforscher eine möglichste Vollständigkeit zu erreichen hoffte. Die größere, durch die umfassenden Vorarbeiten nöthig gewordene Pause der Herausgeberthätigkeit, die jetzt eintrat, gestattet es, auf Homeyer's übrige Wirksamkeit einen Blick, zum Theil vorausgreifender Art, zu werfen. Seine Vorlesungen wechselten regelmäßig zwischen deutscher Rechtsgeschichte im Sommer und deutschem Privatrecht im Winter, bis er seit Ende der dreißiger Jahre das Verhältniß umkehrte. Neben jene trat anfangs noch als ein selbständiges Colleg das Lehnrecht, seit 1830 wurde es mit dem Privatrecht verbunden; ebenso erging es dem neben dem Privatrecht bis Winter 1835/36 vorgetragenen Handelsrecht. Nur Wechselrecht hat er nachher noch als eigenes Colleg behandelt. Seit dem Winter 1828/29 bis 1844/45 gehörte zu seinen Vorlesungen auch preußisches Landrecht. Zu kleinern, öffentlichen Vorträgen wählte er: deutsches Gerichtswesen, Seerecht, Wechselrecht, Ständerecht, Bauernrecht, Landstände (1839/40, 1845/46), Sachsenspiegel. Als im J. 1827 unter Hegel's Auspicien die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" ins Leben gerufen wurden, finden wir unter den hervorragenden, ihre Redaction bildenden Männern auch H., und da die Zeitschrift, wie er selbst sagt, der rechtsgeschichtlichen Richtung freien Ausdruck gestattete, so hat er während der Jahre 1827—1834 zu ihren fleißigsten Mitarbeitern gezählt. Rasch folgt sein Bericht der neuen litterarischen Erscheinung, kurz und bündig oder eingehend und ausführlich je nach Maß und Bedeutung der zu besprechenden Schrift. Die verschiedensten Theile des germanistischen Rechtsgebiets bieten ihm Stoff, neben gemeinrechtlichen provinzialrechtliche Werke, wie die von Kamptz, Temme, Bornemann über preußisches Recht, von Reyscher über altwürtembergische Statutarrechte; deutsche und skandinavische; Quellenarbeiten und Editionen von Gaupp, Weiske, Bunge, v. Freyberg; Schriften dogmatischer und rechtshistorischer Art; auch in das rein historische Gebiet wird wol einmal hinübergegangen, wie in der Anzeige der beiden ersten Bände von Pfister's Geschichte der Deutschen, mit welchen sich die große Heeren-Ukert'sche Sammlung 1829 und 1830 eröffnete. Noch heute wird man die Mehrzahl dieser gedankenreichen Recensionen mit Interesse und mit Nutzen lesen. Regelmäßig geben sie nicht blos Bericht über die einzelne Erscheinung, sondern zeichnen den Verlauf der litterarischen Entwickelung und den Platz, den die neue Schrift darin einzunehmen befähigt ist, oder der Referent schöpft aus dem reichen Schatze seiner eigenen Forschungen, um das Gebotene zu vervollständigen oder zu berichtigen; es genügt daran zu erinnern, daß manche Errungenschaften der neueren germanistischen Wissenschaft hier zuerst vorgetragen worden sind, wie der Unterschied der beiden durch „Jahre" und durch „Tage" bezeichneten Alterstermine des deutschen Rechts, der Gegensatz in der Theorie der beiden Schwerter, welche der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel vertreten. Es geht durch diese Berichte etwas von der Freudigkeit einer jungen Wissenschaft; neue Mitarbeiter, wie Wilda, Bunge werden willkommen geheißen; man ist glücklich in dem Zusammenwirken, weist auf nothwendige Arbeiten hin, ist bereit dies oder jenes Feld dem Mitstrebenden zu überlassen. Nichts von der kühlen Vornehmheit anderer Zeiten, noch von ihrer „einschläfernden Condescendenz". Die Bereitwilligkeit zur Anerkennung des Großen und Bedeutenden erhält ihren Werth durch die freimüthige Kritik des Mangelhaften und Schwächlichen, das sich über Verdienst Ansehen erworben hat. Grimm's Rechtsalterthümer werden in einer ausführlichen Anzeige (1830 Nr. 65—70)

ebenso freudig als das neue Gestirn, das den Studien des deutschen Rechts aufgegangen, begrüßt als eine eingehende Darlegung (1828 Nr. 91—94) die Schattenseiten der Mittermaier'schen Grundsätze des deutschen Privatrechts streng und genau aufdeckt. Im Bereich neuer Quellenausgaben wird ebenso sehr gegen die gemächlichen umsichtlosen, als gegen die breitspurigen Editionen Front gemacht und immer wieder auf die Nothwendigkeit hingewiesen, Veröffentlichungen von Quellen und über Quellen so zu gestalten, daß das noch unzugängliche Publikum für diese Studien gewonnen werde. — Mit dem Beginn der vierziger Jahre waren Homeyer's Vorarbeiten so weit gediehen, daß er mit der Fortsetzung seiner Ausgaben der sächsischen Rechtsbücher hervortreten konnte. Der Sachsenspiegeledition von 1835 war der Nebentitel „Des Sachsenspiegels erster Theil" gegeben; jetzt folgten unter der Bezeichnung „Des Sachsenspiegels zweiter Theil nebst den verwandten Rechtsbüchern" im J. 1842: Band I mit dem sächsischen Lehnrecht und dem Richtsteig Lehnrechts, im J. 1844: Band II mit dem Auctor vetus de beneficiis, dem Görlitzer Rechtsbuch und dem System des Lehnrechts, jeder Band mehr als 600 Seiten stark. Hier war es auf Ausgaben von abschließendem, erschöpfendem Charakter abgesehen und bald einigten sich die Urtheilsfähigen in dem Anerkenntniß, daß dies Ziel nicht blos erreicht, sondern in einer mustergültigen Form auch für die Zukunft verwirklicht war. Ueber hundert Handschriften und Drucke des Lehnrechts waren classificirt, sechzig bei Herstellung der Ausgabe verwerthet; als Grundtext war wiederum die durch Vollständigkeit und Correctheit ausgezeichnete Berliner Handschrift von 1369 benutzt, ihr aber noch als hochdeutscher Nebentext der der Quedlinburgensis beigegeben. Den Ausgaben war jedesmal eine Geschichte des Rechtsbuches vorangeschickt und der Inhalt der sächsischen Rechtsbücher sammt den zu seiner Aufhellung dienlichen Urkunden am Schlusse des zweiten Bandes (S. 261—640) zu einer eingehenden systematischen Darstellung des Lehnrechts derart benutzt, daß man sie, die eigentlich nur einen Ersatz für das dem Landrecht beigegebene alphabetische Inhaltsverzeichniß liefern wollte, wol als die vollkommenste Arbeit über ein mittelalterliches Rechtsinstitut bezeichnen darf, welche unsere Litteratur besitzt. Ist dem sächsischen Lehnrecht neuerdings einmal nachgerühmt worden, daß es an Fülle und Klarheit des Inhalts, wie an Schönheit der Darstellung es mit jeder anderen Rechtsaufzeichnung aufzunehmen vermöge (Sohm), so hat dieser würdigste Gegenstand auch die seiner würdigste Bearbeitung gefunden. Die einem verwitternden Rechtsinstitut zugewandte Mühe hatte H. die Muße des besten Mannesalters gekostet. Die Freunde hatten wol geklagt, die Arbeit entziehe ihn zu sehr den Interessen der Gegenwart, den juristischen Zeitfragen, in die der Germanist vor allem einzugreifen berufen sei. Wenn er solche Stimmen auf den bedeutsamen Gegenstand seiner Thätigkeit, der selbst ein Glied von der größten Wichtigkeit in dem Entwickelungsgange der deutschen Nation und ihres Rechts bilde, oder auf seine akademischen Vorträge verwies, die ihn genugsam zu den Forderungen des Rechts der Gegenwart hinüberführten, so muß ihn doch selbst dies Wirken nicht vollauf befriedigt haben gegenüber dem Wunsche, das schöne und erfolgreiche Streben so mancher Freunde zu theilen, die nie unterbrochene, aber in unseren Tagen neu belebte nationelle und gemeinsame Entwickelung unseres Rechts zu fördern und zu leiten. Ungeachtet der drohenden Arbeitslast übernahm er daher im J. 1845 die Stelle eines Mitglieds des Obertribunals, und hatte er sich schon seit 1828 an der Spruchthätigkeit der Berliner juristischen Facultät lebhaft betheiligt, so weisen die Entscheidungen des höchsten preußischen Gerichtshofes eine große Reihe von Urtheilen, die von ihm ausgearbeitet sind, auf. Nach dem Zeugniß Kundiger fallen von den in Band 13—53 der Entscheidungen des königlichen Obertribunals (1847—65) veröffentlichten Erkenntnissen etwa 70 auf H. Die befürchtete Hem=

mung der wissenschaftlichen Thätigkeit blieb nicht aus. Als er am 4. Juli 1850 seine Antrittsrede als Mitglied der Akademie hielt, konnte er als Publikation der letzten vier Jahre nur seinen Antheil an den oberstrichterlichen Entscheidungen bezeichnen. Wenn ihn damals Trendelenburg als einen Genossen begrüßte, der aus dem Verständniß der deutschen Sprache und deutschen Geschichte das deutsche Recht aufhelle, dem nationalen und sittlichen Sinne der Rechtsordnungen nachspüre und gleich seinem Vorgänger Karl Friedrich Eichhorn die Gegenwart des Rechts mit seiner Geschichte und die Geschichte des Rechts mit seiner Gegenwart zu beleuchten bemüht sei, so hat H. darin weit mehr als eine Anerkennung für die Vergangenheit eine Aufforderung für die Zukunft erblickt. Er wurde eines der fleißigsten Mitglieder der Akademie. Seine Mittheilungen in den Monatsberichten wie seine Abhandlungen sind Zierden ihrer Schriften wie der deutschen Rechtswissenschaft. Daß ihm aber die Fortführung der alten Pläne vor allem am Herzen lag, zeigt zunächst die neue, jetzt dem Buchhandel übergebene Gestalt des Verzeichnisses der „Deutschen Rechtsbücher des Mittelalters“ (1856), die er seit 1836 fortwährend vervollständigt und berichtigt hatte, so daß nun fast 300 Handschriften mehr als früher beschrieben werden konnten. Schon das folgende Jahr brachte den „Richtsteig Landrechts nebst Cautela und Premis“ (1857). Eine Ausgabe, zu der er sich seit 30 Jahren gerüstet hatte, schließt sie einerseits ab und ist andererseits bei allem Reichthum übersichtlich und handlich geblieben. Mit dem glücklichem Takt, der ihn so oft geleitet, hatte er schon damals die Handschrift, eine Berliner von 1382, ausfindig gemacht, die er jetzt als Grundtext festhalten konnte; gegen 70 Handschriften waren classificirt, über 60 zu einer streng und knapp gehaltenen Variantensammlung benutzt; ein obersächsischer Nebentext ist einer Oschatzer Handschrift ebenfalls von 1382 entnommen. Unter den in der reichhaltigen Einleitung erörterten Gegenständen tritt die mit sichtlicher Liebe behandelte Person des Autors, des märkischen Ritters Johann v. Buch, hervor. Dem von Beigaben aus verwandten processualischen Arbeiten begleiteten Texte folgt eine Darstellung des Gerichtswesens auf Grund des Richtsteiges, in der besonders ausführlich die in der Litteratur der letzten Zeit verhandelten auf das deutsche Beweisverfahren bezüglichen Fragen zur Sprache kommen. Es stand endlich noch aus, das Hauptwerk des ganzen Rechtskreises, von dem er einst ausgegangen, einer abschließenden Bearbeitung zu unterziehen, wie sie den übrigen Gliedern von seiner Hand im Laufe der Jahre zu Theil geworden war. Zur Vorbereitung dessen erschien 1859 in den Abhandlungen der Akademie: „Die Genealogie der Handschriften des Sachsenspiegels“, welche gegen 180 Texte in drei Classen und deren Unterabtheilungen gliedert und damit Licht und Ordnung in die kaum übersehbare Masse bringt. 1861 trat die darauf gegründete dritte umgearbeitete Ausgabe „Des Sachsenspiegels erster Theil oder das Sächsische Landrecht“ an die Oeffentlichkeit. Wol durfte er zufrieden auf eine endlich an ihr Ziel gelangte Thätigkeit zurückblicken, der es gelungen das unvergleichliche Denkmal in größerer Reinheit und Fülle vor die Augen zu stellen. Welcher Fortschritt gegen die früheren beiden Ausgaben gemacht war, zeigen die 59 vollständig, die 60 in beschränktem Maße benutzten Texte, die in den Summarien zur Berücksichtigung gekommene neuere Litteratur, die Bereicherung des Glossars, die Vermehrung der Glossenauszüge und der aus den Bildern zum Sachsenspiegel geschöpften Erläuterungen, ganz besonders aber die Erweiterung der Einleitung; denn nicht nur, daß eine Uebersicht über die lateinischen Uebersetzungen des Sachsenspiegels, ein Verzeichniß seiner Drucke und der ihm verwandten Rechtsdenkmäler aufgenommen ist, sondern jetzt zum erstenmale ist, gleichwie in den Einleitungen zum sächsischen Lehnrechte und den Richtsteigen, eine Geschichte des Rechtsbuches gegeben, in der alle die zahlreichen, den Sachsenspiegel betreffenden geschichtlichen

Fragen, wie Entstehungszeit, Verfasser, Heimath, Sprache, Beziehung zur sächsischen Weltchronik, zu einer sachlich ausgiebigen und doch formell knappen Erörterung kommen. Mit einer nahezu gleichzeitig ausgegebenen akademischen Abhandlung: „Die Extravaganten des Sachsenspiegels“ (1861), welche die in einigen Handschriften vorkommenden, dem Texte ferner liegenden Zuthaten sammelt und mit sacherläuternden Bemerkungen begleitet, durfte das Sachsenspiegelwerk als beschlossen angesehen werden. Denn wenn auch eine große Zahl der akademischen Abhandlungen H.'s demselben Rechtsdenkmal gilt, so sind sie doch selbständiger Art und haben es nicht mehr mit der Edition der Quelle zu thun. Gleich in den ersten Jahren seiner Mitgliedschaft in der Akademie nöthigte ihm das Auftreten des Oberrevisionsraths Dr. Alex. v. Daniels gegen den Sachsenspiegel, den er als eine Verzerrung und Verstümmelung des Schwabenspiegels darzustellen suchte, eine Schutzschrift ab, die zuerst in den Monatsberichten der Akademie (August 1852), dann nach einer Replik des Gegners in einer zur Duplik bereicherten Gestalt als selbständige Schrift unter dem Titel „Die Stellung des Sachsenspiegels zum Schwabenspiegel“ (1853) ausgegeben wurde. Ein bald darauf in der Innsbrucker Bibliothek gemachter Handschriftenfund, der ein bisher unbekanntes Mittelglied zwischen Sachsen- und Schwabenspiegel, den Deutschenspiegel, ans Licht förderte, verschaffte bei allen Unbefangenen der altbewährten Ansicht von dem Verhältniß beider Rechtsbücher zu einander eine neue Stütze. In diesem Sinne besprach H. die Entdeckung von Professor J. Ficker in der Akademie (December 1857), ohne allerdings die verkehrte Gelehrsamkeit des Herrn v. Daniels zum Schweigen zu bringen. Andere seiner Arbeiten gehen aus von der Erklärung einzelner Sachsenspiegelstellen, um deren Bedeutung für neu aufgetauchte wissenschaftliche Controversen zu erörtern, wie die zu Savigny's sechszigjährigem Doctorjubiläum verfaßte Abhandlung „Die Stellung des Sachsenspiegels zur Parentelenordnung“ (1860), oder um daran die historische und dogmatische Darlegung eines ganzen Rechtsinstituts zu knüpfen, wie die über die Heimath nach altdeutschem Recht, mit der er seine Thätigkeit als Akademiker eröffnete (1852), und die über den Dreißigsten (1864). Der Geschichte der Rechtsbücher sind gewidmet: „Der Prolog zur Glosse des sächsischen Landrechts“ (1854), das Beste, was wir bis jetzt über die Glosse, deren zweckmäßige Bearbeitung er immer für ebenso wünschenswerth als überaus schwierig erachtete, besitzen; „Johannes Klenkok wider den Sachsenspiegel“ (1855), eine Darstellung der von dem genannten Augustinermönch provocirten kirchlichen Verfolgung des Rechtsbuches in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts unter Mittheilung oder Verzeichnung der einschlägigen Urkunden; „Informacio ex speculo Saxonum“ (1857), ein Bericht über eine Schrift dieses Titels aus dem 15. Jahrhundert, welche sich der Grundsätze des sächsischen Gerichtswesens gegen die Abweichungen und Mißbräuche der westfälischen Fehmgerichte annimmt. Kleinere in den Monatsberichten der Akademie niedergelegte Mittheilungen, seinen letzten Lebensjahren angehörig, besprachen auf Grund neuer Veröffentlichungen den Autor und die Heimath des Sachsenspiegels (October 1866); die Straßburger Handschriften des Sachsen- und des Schwabenspiegels, die zum Theil durch das Bombardement vom August 1870 zu Grunde gegangen sind (Februar 1871); Fragmente von Sachsenspiegelhandschriften seiner eigenen Bibliothek (Mai 1871). Geringer ist die Zahl der Arbeiten, die ohne directen Zusammenhang mit dem Sachsenspiegel entstanden sind. Der Erwerb eines Druckes der sogenannten Reformation Kaiser Friedrich III. veranlaßte ihn in einer eindringenden Untersuchung der Entstehung und den litterarischen Schicksalen dieses unächten Actenstücks nachzugehen (Juni 1856); eine Handschrift des Quedlinburger Stadtbuches, welche er durch den Freiherrn August v. Harthausen kennen lernte, führte zu der Abhandlung „Die

Stadtbücher des Mittelalters, inbesondere das Stadtrecht von Quedlinburg" (1860), die der Veröffentlichung und Erläuterung des Manuscripts eine Classification der Stadtbücher und eine alphabetisch geordnete Sammlung aller erreichbaren Nachrichten über solche Stadtbücher, die den privaten Rechtsgeschäften der einzelnen Bürger dienen, vorangehen läßt. Derselben Vermittlung entstammen die im März 1873 der Akademie vorgelegten Nachrichten über eine Sammlung Magdeburgischer nach Groß-Salze gerichteter Schöffenurtheile. Aus einem reichhaltigen und sorgsam erwogenen Urkundenmaterial erwuchsen die beiden, das mittelalterliche Fehderecht beleuchtenden Abhandlungen: „Das Friedegut in den Fehden des deutschen Mittelalters" und über die Formel: „Der Minne und des Rechts eines andern mächtig sein" (1866). Documente des Oldenburger Archivs aus dem 16. Jahrhundert gaben den Stoff zu einem Vortrag über das Handzeichen des ostfriesischen Häuptlings Haro von Oldersum (Mai 1862), der einen ihn seit längerer Zeit lebhaft beschäftigenden Gegenstand nahe berührte. Die Arbeitskraft auch eines fleißigen Gelehrten in der Kraft seiner Jahre wäre vollauf durch ein Material wie das im Vorstehenden besprochene in Anspruch genommen. Den Anforderungen, die H. an sich stellte, hat das nicht genügt. Noch in den letzten Decennien seines Lebens hat er sich einer neuen umfassenden Arbeit unterzogen, sie durch umsichtige Vorbereitungen gefördert und zu einem glücklichen Ende hinausgeführt. Schon beim Abschluß des Richtsteigs 1857 sprach er es als liebsten Wunsch aus, bei etwa noch beschiedener Muße den Stoff zusammenstellen zu können, der in ungeahnter Fülle sich für die alten Haus- und Hofmarken der germanischen Stämme ergeben habe. Schon der erste Anstoß zu dem neuen Unternehmen ist bezeichnend für seine Art zu arbeiten. Sein feiner Sinn verstand die alten Ordnungen des Rechts nicht blos in Pergamenten und Büchern, sondern auch in den kümmerlichen, verblaßten Resten noch lebender Uebung zu entdecken. Geschichte und Praxis zugleich führten ihn auf das Thema der Hausmarken: die vom Hantgemal handelnden Stellen des Sachsenspiegels einerseits, ein im J. 1851 beim Obertribunal verhandelter Prozeß andererseits, in welchem die Kirchstuhlsgerechtigkeit eines Hofes bei Danzig mittelst der beiden Objecten gemeinsamen Marke bewiesen werden sollte. Die bereits erwähnte Abhandlung über die Heimath suchte die Verbindung zu knüpfen zwischen dem Handzeichen und dem mit diesem versehenen Haupt- und Stammgute eines Geschlechts, nach dem sich die Heimath der Geschlechtsgenossen bestimme. Der akademische Vortrag über das germanische Loosen (December 1853) zeigte dann die Verwendung von Marken als Loaszeichen in dem friesischen Volksrecht des 9. Jahrhunderts wie in dem gegenwärtigen Gebrauch der Insel Hiddensee bei Rügen. Die hier gesammelten Spuren wurden vervollständigt durch den Beitrag Homeyer's zu den „Symbolae Bethmanno Hollwegio oblatae", zu welchen sich die „Juris Consulti Philologi Berolinenses" 1868 vereinigten. Ein 1853 zuerst versandtes Flugblatt „Die Haus- und Hofmarken", das noch viermal bis 1868 und jedesmal bereichert ausgegeben wurde, lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Gegenstand und führte dem Verfasser Nachrichten aus allen Theilen Deutschlands und Skandinaviens, stellenweise auch aus England und Frankreich über die noch fortlebende Sitte zu, der er selbst auf Reisen in Deutschland und in der Schweiz sorgsam nachging. Nachdem er October 1868 der Akademie in Beiträgen zu den Hausmarken über die Erfahrungen der letzten Jahre berichtet, trat er 1870 mit dem Werke: „Die Haus- und Hofmarken" hervor, denen auf 44 lithographirten Tafeln eine Auswahl der gesammelten Zeichen beigegeben ist, welche in dem Werke selbst ihre Gliederung nach Fundort und nach den verschiedenen Gebrauchszwecken erhalten. Die historisch-dogmatische Darstellung verbindet damit die in den Rechtsquellen alter und neuer Zeit enthaltenen Be-

stimmungen über das Zeichenwesen und schildert das Aufkommen und Zurücksinken der Einrichtung. Mit den 1872 der Akademie vorgelegten Nachträgen zu den Hausmarken schließt auch dieser Zweig der Thätigkeit Homeyer's ab. — Eine stille und seine Gelehrtennatur, wie H. war, ist er wenig außer durch seine wissenschaftlichen Schriften in die Oeffentlichkeit getreten. Der Germanistenversammlung zu Lübeck im J. 1846 hat er beigewohnt, aber in den Verhandlungen wird sein Name nicht genannt. Nachdem ihn 1854 die Universität Berlin zur Berufung ins Herrenhaus präsentirt, hat er es zwar hier wie überall mit seiner Pflicht ernst genommen, an den Debatten sich aber selten betheiligt. Zum Berichterstatter über wichtige staats- und privatrechtliche Vorlagen ist er wiederholt bestellt worden; so namentlich über die die Umwandlung der Lehen in den verschiedenen preußischen Provinzen bezweckenden Gesetzentwürfe; bei aller Neigung zum Erhalten und der durch seine Studien genährten Vorliebe für das Lehnsinstitut, war er doch weit entfernt die Bedürfnisse der Gegenwart zu verkennen, so daß gerade seiner energischen Fürsprache die Auflösung des Lehnsverbandes in Pommern durchzuführen gelungen ist. Außerdem hat er über Fragen des Eherechts, des ehelichen Güterrechts, des Ansiedlungswesens, der Pfarrdotationen &c. dem Herrenhause berichtet. Am bekanntesten ist seine politische Thätigkeit als Referent im October 1858 geworden. Einer der bedeutsamsten, folgenreichsten Staatsacte der neueren Zeit, die Einrichtung der Regentschaft in Preußen an Stelle des durch dauernde Krankheit verhinderten Königs Friedrich Wilhelm IV. ist auch dadurch denkwürdig, daß der erste Germanist Deutschlands als Sprecher der Volksvertretung fungirte. Namens der Commission beider Häuser des Landtags legte er in der gemeinsamen Sitzung vom 25. October den die Nothwendigkeit der Regentschaft anerkennenden Bericht vor, der möglichst den entgegengesetzten Verfassungsinterpretationen der verschiedenen Parteien gerecht zu werden suchte. Als sich Niemand aus der Versammlung zum Worte meldete, bat er nach einem so beredten Schweigen den einstimmig eingebrachten Commissionsantrag auch einstimmig und einmüthig anzunehmen, was dann auch geschah. H. hatte sich keiner bestimmten Partei des Herrenhauses fest angeschlossen, doch stimmte er durchgehends mit der streng conservativen Fraction. König Friedrich Wilhelm IV. hatte ihn 1854 zum Mitgliede des reactivirten Staatsraths und zugleich mit seiner Berufung ins Herrenhaus durch Cabinetsordre vom 27. November 1854 auch zum Kronsyndicus ernannt. Von den in letzterer Eigenschaft ausgeführten Arbeiten ist nur das Rechtsgutachten über die das Herzogthum Lauenburg betreffenden Erbansprüche bekannt geworden. — Seines ursprünglich zarten Körpers ungeachtet hatte H. sich durch Abhärtung, körperliche Uebungen, Seebäder, lange kräftig und frisch erhalten. Erst als er die Siebzig überschritten, fühlte er ein Nachlassen seiner Kräfte. 1866 bat er um Enthebung von der Stelle als Obertribunalsrath, 1868 um Dispensation von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten. Auch nach dieser Zeit hat er noch im Winter deutsche Rechtsgeschichte, im Sommer über den Sachsenspiegel gelesen, bis er im Januar 1872 vom Katheder herabsteigend die ersten Spuren eines Schlaganfalles empfand. Von da ab lebte er zurückgezogen im Schooße der Seinigen und entschlief sanft am 20. October 1874. Drei Tage darauf wurde er auf dem Friedhofe der Matthäigemeinde beerdigt. — Mehr als hundert Semester hatte er an der Berliner Universität gewirkt, eine Zeitlang unter großem Beifall. Mochte sein Vortrag, von einer wenig starken Stimme gestützt, auch nichts glänzendes an sich haben, so erfreute er doch durch die Wärme und den edeln Stil, die alle seine Schriften auszeichnen. Die tiefe Kenntniß, die aus der vollen Beherrschung des Gegenstandes geschöpfte Selbständigkeit und Klarheit des Redners, der schmucklos und doch formvoll und abgerundet darzustellen verstand, wirkten auf jeden empfäng-

lichen Zuhörer gewinnend für die Sache wie für den Vortragenden. Man empfand stets, daß er mit Kopf und Herz zugleich bei seinem Gegenstande war. Weit größer als der Kreis seiner unmittelbaren Schüler ist die Zahl derer, die er durch seine Schriften belehrt hat und fortwährend belehrt. Das gilt von seinen Quellenausgaben wie von seinen Abhandlungen. Wie jene von nachfolgenden Editoren zum Muster genommen sind, ohne erreicht worden zu sein, so ist auch die liebevolle Versenkung in die Institute des deutschen Rechts mit gleicher Umsicht und gleicher Feinheit des Verfahrens, das sich der Unterschiede zwischen der Benutzung römischer und moderner Rechtsquellen und derer des deutschen Mittelalters bewußt ist, nicht wieder verbunden worden. Aus dem weiten Gebiete der Rechtswissenschaft haben Homeyer's Schriften sich einen begrenzten Kreis von Stoffen und Quellen erwählt. Aber diese Selbstbeschränkung ist nie in ihrem Werthe durch Einseitigkeit beeinträchtigt worden. Er weiß, daß seine Rechtsbücher der Ergänzung und Controlle durch die Urkunden so fähig wie bedürftig sind; neben den Zeugnissen des Rechts verstehen seine Forschungen die Sprache und die Geschichte für ihre Zwecke nutzbar zu machen. Es ist auch nicht blos das historische und das nationale Recht, was ihn beschäftigt; das geltende Recht, das aus der Uebung verschwindende wie das neu entstehende, ziehen ihn an, und für das Handelsrecht, namentlich das Seerecht, das ihn „den gebornen Seehandelsmann und Rheder", wie er sich einmal scherzhaft nennt, besonders interessirt, macht er wiederholt den Gesichtspunkt geltend, daß hier das Gemeinsame nicht in nationaldeutschen Ideen zu suchen sei, sondern in solchen des allgemeinen europäischen Verkehrs, die kaum für Deutschland überhaupt eine besondere Farbe angenommen haben, und dringt deshalb auf die Benutzung und Vergleichung der fremden Rechte, des französischen und des englischen u. a. In der von vielseitigster Bildung getragenen Arbeit in fest umgrenztem Felde wird die Erklärung seiner großen und dauernden Erfolge liegen. Erinnert man sich dazu der Anspruchlosigkeit seines Wesens, seines uneigennützigen, selbstlosen Charakters, seiner schlichten Frömmigkeit, seines Fleißes, der inmitten der Anforderungen der großen Stadt, des Berufes und der Gesellschaft dem vorgesteckten Ziele unverdrossen nachstrebte und dies Ziel erreichte, so ergibt sich das wohlthuende Bild eines deutschen Gelehrtenlebens im schönsten Sinne, einer harmonischen, liebenswürdigen Persönlichkeit, die getreu bis in den Tod gewirkt und ihres Amtes gewartet hat.

Homeyer, Antrittsrede (Monatsber. der Berl. Akad. 1850 S. 301—8). Wagener's Staats- und Gesellschaftslexicon Bd. IX S. 612. Deutscher Reichsanzeiger u. kgl. preuß. Staatsanzeiger, bes. Beilage Nr. 3 vom 17. Januar 1875 S. 4—7. Brunner, C. G. Homeyer. Ein Nachruf (Preuß. Jahrb. 36 [Juli 1875] S. 18—60). Boretius, G. Homeyer (Zacher, Ztschr. f. deutsche Philologie, VI. [1875], S. 217—21). Siegel, Berichte der kais. Akad. der Wiss., Wien 1875 S. 25—33. Böhlau, Ztschr. f. Rechtsgeschichte, XII. (Weimar 1876), S. 291—99. F. Frensdorff.

Homilius: Gottfried August H. ist den 2. Februar 1714 zu Rosenthal bei Königstein in Sachsen geboren. Sein Vater, Gottfried Abraham H., war Pfarrer daselbst, und vom Sommer 1714 an Pfarrer zu Porschendorf; seine Mutter war eine Tochter des Pfarrers Freiberg zu Stolpen. Ueber den Gang seiner Bildung wissen wir nur das Eine, was allerdings wichtig genug ist: er wurde Schüler Sebastian Bach's in der Musik. Wann er zu diesem Zwecke sich in Leipzig aufgehalten hat, läßt sich nur ungefähr dadurch bestimmen, daß H. 1742 als Organist der Frauenkirche zu Dresden ins Amt trat. Diese damals noch im Bau begriffene Kirche hatte 1736 schon eine große Silbermann'sche Orgel erhalten, an der es als Merkwürdigkeit beobachtet wurde, daß

sie nicht in den Chorton, sondern in den Kammerton gestimmt war. Als 1743 die Kirche ganz vollendet war und zur Feier dieses Ereignisses ein Lob- und Dankgottesdienst abgehalten wurde, erregte H. durch sein schönes Orgelspiel Bewunderung. Ende 1753 versuchte er durch Vermittelung eines Dresdener Gönners, Namens Morgenstern, die erledigte Organistenstelle zu Zittau zu erhalten. Der Versuch schlug fehl, Johann Trier wurde gewählt. Dagegen erfuhr H. bald in Dresden selbst Beförderung. 1755 war Theodor Christlieb Reinhold, Cantor der Kreuzschule und Musikdirector der drei evangelischen Hauptkirchen, gestorben. Durch Verfügung des Rathes vom 10. Juni 1755 wurde H. sein Nachfolger; zugleich erhielt er die frei gewordene fünfte Lehrerstelle an der Kreuzschule. Seine Stellung als Musikdirector war auch dadurch eine ausgezeichnete, daß er in allen die Kirchenmusik betreffenden Dingen von dem Rector der Kreuzschule ganz unabhängig dastand; die musicirenden Schüler hatten einzig nur seinen Anordnungen zu folgen, es konnten also Conflikte, wie sie beispielsweise Bach in Leipzig erleben mußte, hier nicht vorkommen. Uebrigens beschränkte sich Homilius' Kirchendienst die meiste Zeit auf die Frauen- und Sophienkirche, da die Kreuzkirche im siebenjährigen Kriege (19. Juli 1760) zerstört und zu seinen Lebzeiten nicht wieder hergestellt wurde. Glanzpunkte seiner Thätigkeit als Componist waren das Jubiläum des Augsburger Religionsfriedens 1755 und das Friedensfest nach Beendigung des siebenjährigen Krieges. Obgleich er als Musikdirector mit der Orgelkunst amtlich nichts mehr zu thun hatte, blieb er ihrer Pflege doch lebenslang getreu. Noch 1776 hörte ihn Johann Friedrich Reichardt in der Frauenkirche fantasiren und eine hervorragende Fertigkeit, Gewandtheit im polyphonen Spiel und Kunst der Registrirung an den Tag legen. Im December 1784 rührte ihn der Schlag, dem am 2. Juni 1785 der Tod folgte. Sein Nachfolger wurde Christian Ehrengott Weinlich, bisher, wie einst H. selbst, Organist an der Frauenkirche. H. war zwei Mal verheirathet; drei seiner Söhne, welche Theologie studirt hatten, sah der Vater innerhalb 6 Jahren sterben. — Ernst Ludwig Gerber behauptete, H. sei ohne Widerrede unser größter Kirchencomponist. Aeußerungen anderer Zeitgenossen beweisen, daß dies nicht das Urtheil eines vereinzelten Schwärmers war. Auch läßt es sich ganz wohl begreifen. H. verband eine tüchtige wissenschaftliche Bildung mit einer so umfassenden musikalischen, daß er sich vor keiner Aufgabe zu scheuen brauchte. Er besaß die Kraft selbständiger Erfindung und guten Geschmack. Er sah in der Kirchenmusik nicht den Bastard weltlicher Kunstübung; sie erschien ihm als originale Kunstgattung, und ihr seine ganze Lebenskraft zu widmen, war sein, des protestantischen Predigersohnes, Ideal. Wirklich hat er auch fast ausschließlich für die Kirche geschrieben; eine italienische Cantate und ein Clavierconcert mit Streichinstrumenten ist alles, was sich von weltlichen Compositionen erwähnt findet. Wer von höherer Warte aus die Entwickelung protestantisch-kirchlicher Tonkunst überschaut, dem liegt freilich der Irrthum jener Lobredner klar vor Augen. Er wird sich sogar zu der Frage veranlaßt fühlen, ob Homilius' Musik überhaupt eine kirchliche zu nennen ist. Die Frage deckt sich beinahe mit einer anderen: wie war sein Verhältniß zu Seb. Bach? Es ist bezeichnend, daß Homilius' Bewunderer hiervon niemals reden. Dagegen nennt ihn Samuel Petri geradeheraus einen Nachfolger Graun's und Hasse's (Anleitung zur praktischen Musik, S. 102) und Gerber sagt sogar, er habe die Orgel in Graun's Manier gespielt. Geht man seine Kirchencompositionen durch, so fehlt es nicht ganz an Zügen, die auf Bach zurückweisen. Hier und da findet sich eine Arie, in welcher, Bach's Weise ähnlich, die Singstimme in einen polyphonen Instrumentalsatz eingeflochten erscheint. Das in eine Choralzeile auslaufende Recitativ, auch das mehrstimmige Recitativ sind nicht ohne Beispiel.

Und in einem großen Chor der Neujahrscantate „Bezeichnet von der Hand der Freude“ befindet sich eine Fuge („Denn unser Herz freuet sich sein“), die beinahe für eine Composition Bach's gelten könnte, jedenfalls seinen starken Einfluß verräth. Aber diese Züge verschwinden unter der abweichenden Art aller übrigen. Die protestantische Kirchenmusik beruht auf dem Choral, und zwar zunächst nicht dem gesungenen, sondern dem gespielten und zur beherrschenden Macht der gesammten Orgelkunst erhobenen; erst in zweiter Linie beruht sie auf den aus der Orgelmusik hervorgegangenen concertirenden Vocalformen. Daß Bach es vermocht hat, aus dem einen Keim des gespielten kirchlichen Volksliedes seine ganze Kunst zu entwickeln oder doch mit ihm in organische Verbindung zu bringen, das ist seine Größe als protestantischer Kirchencomponist, und verbürgt seinen Werken unvergängliche Lebenskraft. Auch H. hat den Choral zum Gegenstande für Orgelcompositionen genommen; wir besitzen 12 Choraltrios für zwei Manuale und Pedal. Aber die Behandlung der Orgel ist schon nicht mehr ganz stilgemäß, mögen manche von ihnen auch deutlich noch erkennen lassen, in welcher einzigen Schule der Componist gesessen hatte. In den Cantaten und Passionen spielt der Choral nur eine beiläufige Rolle. Ihn zum Mittelpunkte größerer Formen zu machen, wird kaum je versucht. Im schlichten vierstimmigen Satze wird er in den Cantaten zuweilen, in den Passionen häufiger eingeführt. Manche hielten und halten eine solche Harmonisirung für die eigentlich stilvolle, der Würde des Chorals entsprechende, mithin auch kirchliche. Aber in der Verbindung, welche der Choral mit den anderen Tonformen jener Cantaten und Passionen eingehen muß, bewirkt sie das Gegentheil. Der Contrast eines einfach getragenen Gesanges zu der übrigen, bunt bewegten Musik dient vor allem der Erzielung eines rein musikalischen Effekts. Dies Verfahren hat für jede tiefere kirchliche Empfindung etwas beleidigendes. Soll der Choral in die kunstmäßige Kirchenmusik eingeführt werden, so kann er kraft seiner symbolischen Bedeutung nur ihr Mittelpunkt sein. Bei Bach ist er das: alles Leben strömt gleichsam von ihm aus und zu ihm wieder zurück. Aber die Zeit, deren Kind H. war, verstand das Wesen des Chorals nicht mehr. Was den Einfluß betrifft, den Hasse und Graun auf H. geübt haben sollen, so ist derselbe in der That vorhanden. Indessen Hasse bedeutet für die Musik der protestantischen Kirche nichts und Graun sehr wenig. Das ist bei H. anders. Er hat die künstlerischen Resultate dieser beiden Männer, welche damals auf deutschem Boden fast in allen Dingen den Ton angaben, sich gründlich angeeignet, aber zum Zwecke eines anderen Ideals, in dessen Dienst er sein ganzes Leben gestellt wissen wollte. H. hat seinen eigenen Stil; man muß ihn neben Hasse und Graun als gleichwerthigen Dritten stehen lassen und anerkennen, daß er auf seinem Gebiete für die Mit- und Nachwelt von gleich großer Bedeutung gewesen ist. Die Elemente seiner Ausdrucksweise hat man nicht nur bei den genannten Meistern zu suchen, sondern auch bei den Italienern der Periode Lottis und Leos, deren Werke ihm in der italianisirten Musikübung des Dresdener Hofes entgegentraten. Er hat ferner von Händel gelernt und von den vorbachischen protestantischen Kirchencomponisten. Ein Magnificat ohne Instrumentalbegleitung in C-dur, responsorisch gestaltet aus der altkirchlichen Psalmenmelodie und frei erfundenen Gegenstücken, läßt sich den stilvollsten italienischen Kirchencompositionen aus dem Anfange des Jahrhunderts an die Seite setzen. An Händel erinnert die kräftige Plastik mancher Chöre, auch einzelner Arien, man vergleiche z. B. den Chor einer Passionsmusik „Die Könige im Lande lehnen sich auf“, die Baßarie der Cantate auf Sonntag nach Neujahr, „Kommt, laßt uns anbeten und knien“. Es wiegt überhaupt ein Zug zur charakteristischen Musik bei H. vor, der sich zuweilen gar zum Dramatischen im engeren Sinne zuspitzt.

Diese Eigenart gibt vielen seiner Cantaten ein erkennbar oratorienhaftes Gepräge. Seine Passionen und die Weihnachtsmusik „Die Freude der Hirten über die Geburt Jesu“ sind im Grunde ganz als Oratorien gedacht. Hätte H. höheren religiösen Schwung und das volle Gefühl für die geschichtliche Größe der darzustellenden Begebenheiten besessen, hätten die Verhältnisse in Deutschland die Pflege einer freien Concertmusik in großem Stile zugelassen, er wäre ein hervorragender Oratoriencomponist und würdiger Nachfolger Händels geworden. Aber die Anschauungen des Rationalismus seiner Zeit hielten seine religiöse Empfindung nieder. „Entfernt von jenem Schwarm der Thoren, Die Tugend und Vernunft verloren, Such ich die Ruh der Einsamkeit“, lautet der Arientext in einer Cantate zum Sonntage Invocavit. Tugendhaft und vernünftig sein, darin fand das allgemeine religiöse Bedürfniß damals sein Genüge. Leider ist nicht zu leugnen, daß H. dieser Anschauung reichlichen Zoll entrichtet. Eine Art kleiner spießbürgerlicher Chöre, eine biedermännische Gemüthlichkeit des Ausdrucks sind bei ihm manchmal ganz unleidlich. Und in diese Sphäre sind bedauernswerther Weise auch seine Oratorien gezogen. Er gibt ihnen selbst zum Theil diesen Namen und mit Recht. Kirchenmusiken sind sie nicht, und wenn H. doch auch eine Marcuspassion mit recitirtem Evangelium geschrieben hat, so wird der Gegensatz zwischen dem, was diese Form verlangt, und dem, was der Componist mit ihr aufgestellt hat, um so fühlbarer. Choräle fehlen auch in den anderen Oratorien nicht, ebenso wenig wie sie in Graun's „Tod Jesu“ und selbst Emanuel Bach's „Israeliten in der Wüste“ fehlen. Man kann dies allenfalls damit entschuldigen, daß solche Werke in Deutschland damals nur in der Kirche aufgeführt werden konnten. Die Thatsache einer unerquicklichen Stilvermischung und einer Herabwürdigung des Chorals ist damit nicht beseitigt. Indessen Homilius' Name würde nicht mit Ehren auf die Nachwelt gekommen sein, wäre er von der religiösen Nüchternheit des Rationalismus ganz umfangen gewesen. Wenn Bach's heroische Glaubensfreudigkeit und inbrünstige Andacht ihm fern lagen, so kommt dafür eine milde Frömmigkeit manchmal zu schönem Ausdruck. Und mehr: es ist ihm eine Art von Chören, namentlich Fugen, eigen, die zwar vor allem seine Freude am Ordentlichen, Wohlklingenden, überallhin Meisterwürdigen bemerken lassen, die aber doch, weit entfernt nur Schulleistungen zu sein, durch charakteristische Belebtheit, geistvolle Verbindungen, durch Würde und einen Anflug von Größe eigenartig erfreuen. Alles in allem zeigen Homilius' Cantaten und Oratorien das Bild eines talentreichen Mannes, der sein Leben dem höchsten Ideale geweiht hat. Aber die in seiner Zeit entwickelten Kräfte in einen Brennpunkt zu sammeln, wie es Bach und Händel vermochten, dazu reichte seine Begabung nicht mehr aus. Den Mittelpunkt protestantischer Kirchenmusik, den Choral, hat er als solchen nicht erkannt. Damit ist über den allgemeinen Stil jener Werke das Urtheil gesprochen. Es schließt dies nicht aus, daß es ihm gelegentlich dennoch gelingt, den echt kirchlichen Ausdruck zu finden. Er findet ihn aber häufiger durch Anlehnung an die polyphone Vocalmusik der Italiener. Diese ist der protestantischen Kirche nicht fremd und auch in die Kirchenmusik Bach's eingegangen; allein erst durch Bach's Umbildung wurde sie ein Ausdrucksmittel jenes nationalen Elements, das unserem Protestantismus eignet, und von dem H. wenig oder nichts bemerken läßt. H. bezeichnet eine Periode des Niedergangs, in der die Kräfte sich nicht mehr im Zusammenwirken gegenseitig beleben, sondern in Zersplitterung verbluten. Er hat Gluck zum Zeitgenossen. Seine Werke erklären es, warum die mittel- und norddeutsche Tonkunst nach anderthalbhundertjähriger Herrschaft das Scepter niederlegen und einstweilen dem Süden Deutschlands überlassen mußte. Auf Homilius Motetten, deren er eine große Anzahl geschrieben hat, findet das Gesagte indessen

nur eine beschränkte Anwendung. Zwar seinem Lehrer Bach ist er auch in dieser Kunstgattung nicht gefolgt. Es lebt in ihnen der Geist der Vorgänger Bach's weiter; vielleicht könnte man auch sagen, er wiederersteht in ihnen. Hinter Johann Christoph Bach bleibt H. an Originalität und Tiefe, hinter Johann Ludwig Bach an Pracht und Glanz zurück; Michael Bach hat einen schwärmerischen, phantastischen Zug vor ihm voraus. Sonst mahnt er durch die Verwendung des Chorals an diesen am meisten. In Homilius' Motetten spielt in der That der herabgesetzte Choral die ihm gebührende Rolle wieder. Dabei ist die Compositionstechnik von einer Vortrefflichkeit, die den höchsten Forderungen entspricht. Wäre wirklich im unbegleiteten polyphonen Gesange das Ideal protestantischer Kirchenmusik gelegen, man müßte H. unbedingt zu ihren größesten Meistern rechnen. Aber diese Voraussetzung ist falsch. Für den germanischen Protestanten passen diese Form und diese Mittel nur wenig, die mit ihrem süßen Colorit wol stille Andacht und Verklärung ausdrücken können, nicht aber Luther's mächtig brandendes, kampfesfrohes und dem Uebersinnlichen zugewendetes Empfindungsleben. Das Streben der Motettencomponisten des 17. Jahrhunderts hatte seine Erfüllung gefunden in den großen Werken Bach's und mehr noch Händel's. Homilius' Thun war also ein Zurückgreifen auf eine Form, die längst in einer höheren aufgegangen war. Seine Motetten sind eine schöne Nachblüthe. Das wird Niemanden hindern, sich ihres Duftes voll zu erfreuen. —

Quelle für Homilius' Leben war bisher allein Gerber's dürftiger und unkritischer Artikel (Lexikon, I, Sp. 665 f.). Werthvolle biographische Daten neben einigen Unrichtigkeiten gibt eine kürzlich von M. Fürstenau aufgefundene Kirchennachricht „Zum Anfange des J. 1828". — Gedruckt sind von Homilius' Compositionen im 18. Jahrhundert: 1) Passions-Cantate nach der Poesie des Herrn Buschmann, Leipzig 1775. 2) Die Freude der Hirten über die Geburt Jesu, Frankfurt a O. 1777. 3) Fünf Motetten und eine vierstimmige Arie bei J. A. Hiller, Vierstimmige Motetten und Arien, Leipzig 1776—84. Ueber die in neuerer Zeit veröffentlichten Compositionen s. R. Eitner, Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke. Berlin, Trautwein, 1871, S. 113. Im „Orgelspielbuch" von Kocher, Silcher und Frech (Stuttgart 1851), S. 236, ein Choraltrio unter Bach's Namen und willkürlich verändert. — Ungedruckte Compositionen auf der königl. Bibliothek zu Berlin, Universitäts-Bibliothek zu Königsberg in Pr., Bibliothek der Kreuzkirche in Dresden. Ueber eine handschriftliche Generalbaß-Lehre s. Becker, Systematisch-chronologische Darstellung, Sp. 551, Außerdem s. Breitkopf's Musikalien-Verzeichniß, Michaelis 1761, S. 20 f., S. 39; Neujahr 1764, S. 6, S. 29, S. 30; Michaelis 1770, S. 5 f., S. 15 ꝛc. Die zwei Choralbücher bei Gerber sind wahrscheinlich eines und dasselbe; die Notiz über XXII Choräle hat Gerber aus Breitkopf abgeschrieben. XXII dort wahrscheinlich aus XII verdruckt. Spitta.

Hommel: Christian Gottlieb H., Rechtsgelehrter, wurde den 27. April 1737 zu Wittenberg geboren, erhielt 1767 die Professio Tit. de Verb. Sign. et R. J., sowie die Assessur in der dortigen Juristenfacultät, rückte später in die dritte ordentliche Professur der Rechte auf und war auch Assessor des Consistoriums, des Schöppenstuhls und des Hofgerichts. Er starb den 2. Februar 1802 zu Wittenberg. H. hat sich vorzugsweise mit deutschem Privatrecht und Strafrecht in mehreren kleineren Schriften beschäftigt, auch mit Kirchenrecht („Principia jur. eccles. Protestantium", Viteb. 1770); er gab Stryck's Tractat de actionibus forensibus, 1769, und (mit den beiden Madihn) Mencke's Introductio in doctrinam de act. forensibus, 1780, heraus.

Ersch und Gruber. — Intelligenzbl. z. allg. Litter.-Ztg. von 1802, N. 44, S. 355. — Schulte, Gesch. d. Qu. u. Litt. d. canon. Rechts, Bd. III^b S. 155 (Stuttg. 1880). Teichmann.

Hommel: Johann H. (eigentlich Hummel, lateinisch Homelius), wurde am 2. Februar 1518 in Memmingen in Schwaben geboren und starb am 5. Juli (nach Doppelmayr am 3. Juli) 1562 in Leipzig. Durch seinen großen Fleiß gelangte er bei Kaiser Karl V. und dem Kurfürsten August von Sachsen zu so hohem Ansehen, daß er beide Regenten in der Mathematik unterrichtete. Er wurde darauf neben Joachim Rhaeticus ordentlicher Professor der Mathematik an der Universität in Leipzig und wird besonders von Tycho Brahe gerühmt. Tycho lernte von ihm das Verfahren, kleine Theile einer Linie durch Transversalen anzugeben und entlehnte aus seinen Beobachtungen die Polhöhe von Leipzig zu 51° 17′. Von seinem Schüler Scultetus lernte Tycho die Grundlagen der Astronomie. Er gab keine Schriften heraus, hinterließ aber verschiedene Manuscripte, von welchen eins über Gnomonik sich in dem Nachlaß von Praetorius befindet.

Vgl. Jöcher, Gelehrten-Lex.; Weidler's Historia astronomiae; Kästner's Geschichte der Mathematik, II. S. 355. Bruhns.

Hommel: Karl Ferdinand H., verdienter Rechtsgelehrter, war der zweite Sohn des D. Ferdinand August H. und wurde zu Leipzig den 6. Jan. 1722 geboren, wo er am 16. Mai 1781 verstarb. Mit außerordentlicher Energie seine anfängliche Abneigung gegen die damals nicht sehr verlockende deutsche Jurisprudenz überwindend, ging er im Winter 1743 auf drei Monate nach Halle und konnte schon 1744 als Doctor der Rechte promoviren. Seine Vorlesungen in Leipzig fanden Beifall. Er erhielt 1752 die ordentliche Professur des Lehnrechts, rückte 1756 in die Professur der Institutionen ein und wurde wegen der in Dicasterialarbeiten der Facultät und des Oberhofgerichts an den Tag gelegten vorzüglichen Befähigung 1763 Ordinarius der Juristenfacultät, in welcher Stellung er einen höchst wohlthätigen Einfluß ausübte und den alten Ruhm der Leipziger Facultät mehrte. Auf den verschiedensten Gebieten der Rechtswissenschaft hat H. Hervorragendes geleistet, durch seine praktischen Arbeiten auf Lücken der Litteratur aufmerksam geworden, diese ausgefüllt, zur Verbesserung und Nationalisirung des Gerichtsstils beigetragen, seine reichen vor Uebertritt in die juristische Laufbahn gesammelten, namentlich philosophischen Kenntnisse trefflich verwerthet und durch geschmackvolle Darstellung auch bei Vielen weniger beliebte Gebiete dem Interesse näher gerückt. Großes Ansehen genoß lange Zeit seine „Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium, nec tamen legibus decisarum“, Baruthi (1765, 1766) ed. IVa von Rössig, 1783—87 (7 Bände), denen die von Rössig leider nicht fortgeführte Sammlung der werthvollen „Opuscula jur. universi et imprimis elegantioris selecta“, P. I, Baruthi 1785, sammt den von ihm herausgegebenen „Philosophischen Gedanken über das Criminalrecht als ein Beitrag zu Beccaria, Von Verbrechen und Strafen“, Berl. 1784, anzureihen ist. Zu einer litterarischen Fehde zwischen Prof. Schott in Leipzig und dem Kanzler Koch in Gießen gab Anlaß die „Palingenesia librorum jur. veterum s. Pandectarum loca integra ad modum indicis Labitti et Wielingii oculis exposita, et ab exemplari Taurelli Florentino accuratissime descripta“, Lips. 1767, 1768. Ein litterarisches Repertorium zum Corpus juris bildet das „Corpus juris civilis cum notis variorum“, Lips. 1768 (als „Hommel redivivus“ besorgt von Schimmelpfeng, Kassel 1858, 1859). Beachtung verdienen seine Continuatio II, III et IV von Beyer's Notitia auctorum juridicorum, Lips. 1761. 1779 — seine „Litteratura juris“, Lips. (1761) 1778 — „Jurisprudentia numismatibus illustrata“, Lips. 1763 — die geistreich durchgeführte „Oratio de jure arlequizinante“, Baruth. 1761 — „Bibliotheca juris Rabbinica et Saracenorum Arabica“, Baruth. 1762, und „Oratio de Ordinariis Fac. Jurid. Lips.“, 1763, 2. Aufl. 1767, neben denen die akademischen Abhandlungen: „Elector

Augustus, Saxoniae legislator", 1765, und „Principis cura leges", 1765, hervorzuheben sind. Wohlerwogene, freisinnige Anschauungen vertrat H. in dem zuerst unter dem Namen Curtius Antonius 1768 veröffentlichten „Epitome juris canonici" (umgearbeitet als „Epitome juris sacri", 1777), sowie, als Gegner der Todesstrafe, in der von ihm mit Anmerkungen versehenen Uebersetzung der Beccaria'schen Schrift (Bresl. 1778). Auf anderen Gebieten sind erwähnenswerth sein „Teutscher Flavius oder vollständige Anleitung sowol in bürgerlichen als peinlichen Fällen Urthel abzufassen", Leipz. (1763), von Klein besorgt 1813 — „Pertinenz- und Erbsonderungsregister", Leipz. (1767), von Winkler besorgt 1805 — „Catalogus testium alphab.", Vratisl. 1780 (deutsch von Ackermann, Dresden 1843) — sein „Propos. de novo systemate juris naturae et gentium", 1747 (als „Jus mundi univ. ex sententia vet. Ict.," 1763 abgekürzt erschienen), sowie „Oblectamenta jur. feudalis", Lips. 1755. Als tiefen Denker zeigt er sich in einer die schwierige Materie von der Freiheit oder Nothwendigkeit des menschlichen Willens scharfsinnig und witzig besprechenden Arbeit: „Alex. von Joch, über Belohnung und Strafe nach türkischen Gesetzen", Baireuth 1770, vermehrt 1772. Endlich gab H. das Bertoch'sche Promptuarium juris heraus (1777), welche Ausgabe der von Chr. A. Günther (1788) vorzuziehen ist und veröffentlichte „Akademische Reden über Joh. Jak. Maskov, De jure feudorum in Imp. Romano", Frankf. 1767. Einen Beitrag zu seiner Charakteristik liefern die anonym von ihm herausgegebenen „Einfälle und Begebenheiten", Leipz. 1760 (vermehrt als „Kleine Plaudereien", Leipz. 1773, erschienen).

Selbstbiographie bei Weidlich, Zuverläss. Nachrichten (1760), 4. Bd. S. 249—280. — Memoria Ernesti, 1783 (in Opusc. orat. philol., 1795, und im 7. Bd. der Rhapsodien (1785), welcher auch die Vita von Rössig enthält). — Briefe im 4. Bde. von Uhl's Sylloge nova epistol. varii arg. (Norimb. 1764). — Ersch u. Gruber. — Schlesische Provinzialbl., N. F. März 1865. — Brinz, Pandekten (2), I. 63. — Binding, Normen, II. S. 4 N. 4, S. 23 N. 38, S. 25 N. 42. — Wächter, Lehrb. d. Röm.-Teutschen Strafrechts, I. 11 Note 29. — Gerber, Leipz. Ordinarien, Nr. 30. — Schulte, Gesch. d. Qu. III^{b} S. 145. Teichmann.

Hommer: Joseph Ludwig Aloys v. H., Bischof von Trier, geb. am 4. April 1760 zu Koblenz, † am 11. Novbr. 1836. Er entstammte einer seit etwa zwei Jahrhunderten geadelten Patricierfamilie des Nieder-Erzstiftes Trier, sein Vater, Johann Friedrich v. H., der in Löwen unter van Espen studirt hatte, war kurfürstl. trierischer Geheimerath und Archivdirector, der Sohn verlor ihn bereits im 13. Jahre. Seine Mutter, Maria Ursula v. Cramer, war die Tochter des kölnischen Reichskammergerichts-Assessors v. Cramer zu Wetzlar, aus dem edlen Hause der Cramer von Clauspruch bei Goslar abstammend. Ihr namentlich verdankte der Knabe seinen heitern, liebenswürdigen Sinn, und jenes anspruchslose offene Wesen, das dem Manne einst den Weg zu allen Herzen bahnen sollte. Mit seinem jüngeren Bruder, Arnold Joseph H. (er hatte 14 Geschwister), empfing H. seinen ersten Unterricht von einem Hofmeister, dann besuchte er das Jesuitencolleg in Koblenz, dem er später das beste Zeugniß ausstellte. Frühe war er zu dem geistlichen Stande bestimmt worden, schon als 8jähr. Knabe empfing er mit der Tonsur von dem Erzbischof Clemens Wenceslaus eine Canonicalpräbende an S. Castor. H. trat, 16 Jahre alt, in das Diöcesanseminar zu Trier, wo er zugleich 1776—78 die theologischen Vorlesungen an der Universität besuchte und sich besonders an den Canonisten Neller und den Exjesuiten Phil. Cordier anschloß. Im Herbste 1778 bezog er die Hochschule zu Heidelberg, um dort seine juristischen Studien zu machen; in dieser Zeit machte er die Bekanntschaft des zu Bruchsal residirenden Fürstbischofs von Speyer, August Grafen von Limburg-Styrum, der ihn gerne für seinen Hof gewinnen wollte; doch

konnte H. sich nicht entschließen, der Heimath zu entsagen, und so kehrte er 1780 nach Hause zurück, zunächst im praktischen juristischen Dienst theils bei seinem Oheim in Wetzlar, theils bei seinem älteren Bruder, dem Hofgerichtspräsidenten und Stadtschultheiß zu Koblenz, Peter Melchior v. H., beschäftigt. Nachdem er das canonische Alter erreicht, erhielt er Osterdienstag 1781 zu Trier von dem Weihbischof d'Herbain das Subdiakonat und am 9. Juni d. J. aus den Händen Hontheims das Diakonat. Er war nun statutenmäßig zum Eintritt in das Kapitel von S. Castor berechtigt, seine förmliche Aufnahme erfolgte bald darauf, am Vorabende von S. Johannis; doch begnügte er sich mit der Pfründe nicht, sondern verlangte auch nach der Arbeit in der Seelsorge. So nahm er am 14. Juni 1783 die Priesterweihe, welche ihm d'Herbain in der Jesuitenkirche zu Trier ertheilte und feierte am Pfingstsonntage in der Kirche der Deutschherren zu Koblenz seine erste hl. Messe. Um diese Zeit hatte er bereits den Schmerz, die Mutter zu verlieren. Das Kapitel von S. Castor übertrug ihm nun die kleine, 3/4 Stunden von Koblenz gelegene, Pfarrei Wellersheim (12. Juni 1785), welche H. 13 Jahre lang excurrendo versah: wie er selbst in seinem Tagebuch anmerkt, nicht ohne eigenen großen Nutzen für sein inneres Leben. Außerdem war er, bereits am 12. November 1784, zum Assessor und Secretär des erzbischöflichen Offizialates ernannt worden, in welcher Stellung er 1786 eine Visitation sämmtlicher Pfarreien des niederen Erzstiftes vornahm. Zu Ende 1786 wurde er wirklicher geistlicher Rath mit Sitz und Stimme im Offizialatscollegium und beim erzbischöflichen Consistorium. In dieser Eigenschaft mußte er an den berufenen Emser Verhandlungen Theil nehmen, deren Ergebniß für sein persönliches Empfinden peinlich genug war. Die Revolution und das Einrücken der Franzosen in Koblenz 1794 (24. October) machte dieser Stellung ein Ende. H. mußte, als Vertrauensmann des Kurfürsten geächtet, über den Rhein flüchten, wo ihm der Erzbischof die Pfarrei Schöneberg auf dem Westerwald übertrug. Die Jahre, welche er hier, inmitten einer unverdorbenen Gebirgsbevölkerung zubrachte, rechnete H. stets zu den glücklichsten seines Lebens. Er mußte indessen 1802 dem Rufe des Erzbischofs auf die Pfarrei zu Ehrenbreitstein Folge leisten. Hier wirkte H. volle 22 Jahre, ein Seelsorger im schönsten Sinne des Wortes; unermüdlich, eifrig, ein treuer Freund der Jugend, durch seine wahrhaft evangelische Milde und die Liebenswürdigkeit seines edlen Charakters sich einer unvergleichlichen Popularität erfreuend. Nach dem Ableben des letzten kurtrierischen Offizials Beck wurde er 1816 (8. August) vom Domcapitel der durch den Rücktritt des Bischofs von Mannay verwaisten Diöcese zum Capitelsvicar der Diöcese rechter Rheinseite ernannt und als solcher von Pius VII. bestätigt. Als 1822 in Folge der Vereinbarung mit Rom der Bischofssitz von Trier wieder besetzt werden sollte, ersah ihn das Vertrauen des Königs von Preußen, dem damals der erste Vorschlag eingeräumt wurde, für diesen hohen Posten aus. Nur widerstrebend nahm H. denselben an. Am 3. Mai 1824 wurde er zum Bischof von Trier präconisirt, am 17. August nahm er Abschied von seiner Gemeinde, am 24. d. M. empfing er die Consecration in Münster von dem B. Kaspar Maximilian von Droste. Am 10. September langte er in Trier an, wo zwei Tage später seine Inthronisation stattfand (s. d. den Bericht über dieselbe und den Antrittshirtenbrief Hommer's in d. Tr. Kronik, 1824, S. 194 ff.). H. fand schwierige Verhältnisse vor, die einer geschickten Hand bedurften. Die Erzdiöcese Trier war seit der Occupation 1814 ohne Bischof, ein Theil derselben wurde von Metz, ein anderer von Aachen aus beaufsichtigt. Jede Gleichmäßigkeit der Verwaltung fehlte, die Pfarrer waren ohne rechten Zusammenhang mit dem Vicariate; es galt, dem Lande einen Bischof und zugleich einen solchen zu stellen, der seine Pflichten zu der neuen Regierung richtig

auffaßte und der Bevölkerung den Uebergang von der französischen zu der preußischen erleichterte. Nicht leicht hätte des Königs Vertrauen eine geeignetere Persönlichkeit als H. finden können. Sein Hauptaugenmerk war zunächst darauf gerichtet, dem von ihm vorgefundenen Personal die richtige Wirkungssphäre anzuweisen und jeden nach Verdienst und Fähigkeit an den rechten Platz zu stellen. Sodann widmete er seine ganze Sorgfalt der Heranbildung des Klerus. Die Zustände, welche er in seinem Priesterseminar fand, waren nicht sehr erfreulich; er spricht sich darüber in seinem Tagebuch aus unter der Rubrik „De difficultate novos professores inveniendi“ (26. Novbr. 1828). Er entschloß sich, die ganze Direction und den größten Theil des Lehrerpersonals des Seminars zu wechseln. Mit Bedauern sah er den alten hochverehrten Regens Billen („notus erat tamquam vir pius, discretus, aequitatis amans, omnium amicus“, sagt von ihm das Tagebuch; Aufz. des 2. Decbr. 1828) scheiden, doch blieb ihm derselbe als Freund und Rathgeber. Da um jene Zeit der Professor Hermes in Bonn der hauptsächlichste Vertreter der kirchlichen Wissenschaft war und dessen System H. den Vorzug vor anderen zu verdienen schien (captu difficilior, sed solidior et magis fundata atque psychologiae magis respondere visa est, sagt das Tagebuch von Hermes' Methode), so faßte der Bischof den Entschluß, die hermesische Theologie anzunehmen und den Freunden derselben die theologische Doction in seinem Seminar anzuvertrauen. In dem jungen F. X. Biunde und dem Regens (späteren Weihbischof) Braun gewann er hervorragende Männer von Geist, die großen Einfluß auf die neu eintretende Generation von Geistlichen übten, einen Einfluß, dessen Nachwirkung sich noch lange nach der Verurtheilung des hermesischen Systemes durch Rom in den Reihen des trierischen Klerus fühlbar machte. Die übrigen Lehrkräfte waren geringeren Werthes und befriedigten die Studirenden wenig. Dies, dazu die Strenge des Regens Braun, riefen sehr stürmische Auftritte in dem trierischen Seminare hervor, die dem Bischofe verdrießliche Stunden bereiten mußten (vgl. Urkundliche Darstellung der Vorfälle im Trierischen Seminar während des Monats August 1831. Ein Beitrag zur Geschichte des Seminars. Hanau 1834, J. G. Kittsteinersche Buchdruckerei, 164 S. in 8°). Das Tagebuch Hommer's, im J. 1828 geschrieben, gibt eine Fülle von Beweisen, wie sorgfältig und scharf der Bischof beobachtete und wie richtig er durchweg die Verhältnisse zu beurtheilen wußte. Im J. 1828, Ende October, unternahm er eine Reise nach Belgien und den Niederlanden, wo er in Namur Mecheln, Antwerpen verweilte und treffliche Beobachtungen über den Zustand der Bevölkerung und ihre damals schon gährende Stimmung niederschrieb. Nicht minder finden sich in diesen Aufzeichnungen eingehende Erörterungen über seine eigene Stellung zu Papst, Bischöfen und Regierung und die mannigfachen Schwierigkeiten, welche sich ihm entgegenstellten. Unter diesen Schwierigkeiten war eine der vornehmsten die Angelegenheit der gemischten Ehen. In den östlichen Provinzen Preußens bestand hinsichtlich dieser Ehen eine sehr milde Praxis, welche von der Regierung erzwungen worden war, um die möglichste Abschleifung der confessionellen Unterschiede zu erzielen. Die Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm III. vom 17. August 1825 ging aber darüber hinaus, indem sie vorschrieb, daß alle Kinder aus gemischten Ehen der Religion des Vaters folgen sollten. Die Folge war, daß die Pfarrer in Rheinland und Westfalen jede Assistenz bei den Eheschließungen verweigerten, welche nicht mit dem Versprechen der katholischen Kindererziehung verbunden waren. Das Breve Pius' VIII. vom 25. März 1830 (Litteris altero abhinc anno) machte der Regierung zwar sehr große Zugeständnisse, aber man war damit in Berlin nicht zufrieden und knüpfte durch Bunsen geheime Unterhandlungen mit dem Erzbischof von Köln, Grafen von Spiegel, an, deren Resultate die Uebereinkunft von 1834

war, welche den Pfarrern die Assistenz auch bei verweigertem Versprechen der katholischen Kindererziehung auferlegte. Die Bischöfe von Paderborn, Münster und Trier traten dieser Convention bei, wie es scheint, durch das Vorgeben irre geführt, daß dieselbe in Ausführung der von Pius VIII. gegebenen Instruktion getroffen sei. Daß H. nicht gesinnt war, dem katholischen Prinzip in diesem Punkte etwas zu vergeben, sagen seine Aufzeichnungen vom 22. Novbr. 1828 . . . nos debere firmiter inhaerere promissioni in matrimoniis mixtis faciendae de educandis prolibus in religione catholica". Sein Anschluß an die Convention Spiegel's war eine Concession, die offenbar seiner gegentheiligen Ueberzeugung abgerungen war; die er dann auf dem Todesbette, wie man sagt, auf Zureden des Domherrn und spätern Bischofs Arnoldi, bereute und in einem Schreiben an den Papst vom 10. Novbr. 1836 zurücknahm. Dies Schreiben machte in Rom die geheime Uebereinkunft der Bischöfe mit der preußischen Regierung erst bekannt und führte zu der Allocution des Papstes vom 10. Decbr. 1837 und damit zum Ausbruch der Streitigkeiten, im Verlaufe derer die Erzbischöfe von Posen und Köln gefänglich eingezogen wurden. Hommer's reges Interesse an der Ausbildung seines Klerus zeigte sich namentlich in der Unterstützung, welche er zahlreichen jungen Geistlichen zur Fortsetzung ihrer Studien angedeihen ließ. Selten mag ein Bischof unserer Zeit in dieser Hinsicht persönlich größere Opfer gebracht haben. An dem Betrieb der theologischen Studien in seinem Seminar nahm er den wärmsten Antheil; oft besuchte er die Vorlesungen, wohnte regelmäßig den Prüfungen bei und suchte auf jede Weise den Eifer des Studiums und echt priesterlichen Sinn bei den jungen Candidaten des Priesterthums zu wecken, denen er selbst den Zutritt zu seiner Person gern gestattete. Auch die in der Seelsorge bereits stehenden Geistlichen suchte er durch Ausschreibung von Preisen, Conferenzarbeiten, Vorschrift des examen pro cura principali zu wissenschaftlichem Streben anzuhalten. Sehr verdienstlich, aber leider wenig befolgt, waren seine Anordnungen über die Anlegung von Pfarrbibliotheken und Pfarrchroniken. Sein eigenes Interesse an der Geschichte seiner Diöcese legte er an Tag durch eine große Sammlung von Urkunden zur Geschichte der Pfarreien und durch Ausarbeitung einer Geschichte der auf dem rechten Rheinufer gelegenen Pfarreien seines weitläufigen Sprengels. H. war, wie er das selbst manchmal empfand und beklagte, kein großer Theologe und von den Anschauungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts einigermaßen angehaucht, so daß man mit Recht ihm hier und da den Mangel an Klarheit und voller Einsicht in die Verhältnisse vorwerfen konnte. Den aufklärerischen und freigeistigen Bewegungen, welche sich in den dreißiger Jahren im trierischen Klerus geltend machten, hätte er vielleicht rascher und entschiedener entgegentreten können. Gewisse Leute fanden und finden, daß es ihm an dem rechten „kirchlichen" Geiste gemangelt habe. Aber man darf nicht vergessen, welcher Zeit Hommer's Jugend angehörte. Wenn er als Oberhaupt der Diöcese seine schwachen Seiten hatte, so ersetzte er das durch Vorzüge, welche die Mängel reichlich aufwogen. Nächst Sailer hat Deutschland in unserem Jahrhundert wol keinen Bischof aufzuweisen, der so Großes durch den Reiz seiner liebenswürdigen Persönlichkeit geleistet und dessen Andenken sich der Erinnerung seines Volkes so tief eingegraben hätte. Milde und Güte waren die hervorstechenden, nicht selten verkannte und von Unwürdigen mißbrauchte Eigenschaften seines Wesens. Herrschsucht und Hochmuth, diese Hauptfehler derer, die gesetzt sind zu regieren, waren ihm unbekannt. Aller äußerer Pomp, alle Ehrenbezeugungen waren ihm zuwider und er wich ihnen aus, wo er konnte; so gut, wie er höheren Ehren auswich, als ihm die Erzbisthümer Mecheln und Köln angeboten wurden. Gerade seine ausnehmende Demuth mochte die Ursache sein,

weshalb er so ungern zu Strafen und strengen Maßregeln seine Zuflucht nahm. Gastfrei in hohem Grade, leutselig, liebte er den Umgang geistreicher und gebildeter Menschen, ohne darüber die dem Priester ziemende Sammlung zu verlieren. Denn er war allezeit ein Mann des Gebetes und der Meditation. Sein Haushalt war äußerst einfach und sparsam, erst als er alt und krank wurde, konnte man ihn zur Anschaffung von Pferden und Wagen bestimmen. Dagegen spendete er den Armen mit vollen Händen und zur Ausbildung talentvoller Jünglinge gab er, wie Holzer sehr wahr sagt, buchstäblich den letzten Groschen aus der Tasche. Tage, wie sein Priesterjubiläum (14. Juni 1833) feierte er durch besondere Wohlthätigkeit. Solch' einen Vater der Armen und Bedrängten hat Trier seither nicht wieder gesehen. Auch seine ganze Hinterlassenschaft gehörte wohlthätigen Zwecken, während er sein Patrimonialvermögen seiner Familie zurückgegeben hatte. Rheumatische Leiden verzehrten Hommer's überhaupt zarte Gesundheit. Am Aschermittwoch 1836 predigte er zum letzten Male in seiner Domkirche, am 11. Novbr., ein Viertel vor 3 Uhr Nachmittags, entschlief er, 76 Jahre 7 Monate und 7 Tage alt, nach einer alle Zeugen erbauenden Vorbereitung. Am 14. Novbr. wurde seine Leiche im Dome, neben dem Grabe Otto's von Ziegenhayn, beigesetzt.

Vgl. (Holzer) in der Zeitschr. f. Philosophie u. k. Theologie, Bonn 1837, XXI. 239 u. XXII. 233. Das hochinteressante, von Hommer an den späteren Dompropst Dr. Holzer übergebene Tagebuch (Meditationes in vitam meam peractam) aus dem J. 1828 ist in dem Vorstehenden benutzt worden und soll seiner Zeit wenigstens theilweise veröffentlicht werden.

F. X. Kraus.

Hommius: Festus H. oder Homminga, reformirter Theolog und eine der Hauptpersonen und schärfsten Parteigänger bei den remonstrantischen Streitigkeiten. Im friesischen Dorfe Hielsum am 10. Februar 1576 geboren, erhielt er seine Erziehung an der lateinischen Schule zu Löwarden und studirte Theologie an der Franeker Hochschule, wo er sich im Hause des Professors Sibrand Lubberti aufhielt, bis er 1595 nach Frankreich ging, wo er besonders zu la Rochelle verweilte. Im folgenden Jahre zog er zur Vollendung seiner theologischen Studien nach Leyden, wo Franciscus Gomarus docirte. 1599 ward er Prediger zu Doccum, 1602 Feldprediger und wohnte der Belagerung der Stadt Grave bei, folgte aber noch im selben Jahre dem Ruf der Gemeinde zu Leyden. Dort warf er sich mit feurigem Geiste in das Gewühl der arminianischen Streitigkeiten, stand seinem Lehrer Gomarus keck zur Seite und griff den Arminius, besonders während seiner Abwesenheit, heftig an. Von unversöhnlichem Geiste beseelt, wollte er 1605 einige streng calvinistische Thesen aufstellen, um des Arminius Abfall von der wahren Lehre zu erhärten; dies ward jedoch durch die Dazwischenkunft des Magistrats verhindert. Im August 1609 war er einer der vier Prediger, welche Gomarus bei der Haager Unterhandlung mit Arminius unterstützten; 1610 widersetzte er sich mit Wort und Schrift der Wahl des Conrad Vorstius zum Professor; im folgenden Jahre vertheidigte er die contraremonstrantischen Interessen auf der Haager Conferenz und war der Kampfleiter der streng-calvinistischen Leydener Classe. 1613 wohnte er auch der Delfter Conferenz bei, und erhielt mit Uijtenbogaert den Auftrag, den holländischen Staaten das Resultat der dort geführten Unterredungen zu berichten. Besonders war ihm die Begünstigung der Remonstranten durch die holländischen Staaten und das Auftreten des Episcopius an Stelle des verstorbenen Arminius, welchen er als Socinianer bezeichnete, ein Dorn im Auge. Um so mehr arbeitete er für eine Nationalsynode und beförderte durch seine Widerlegung der zweiten Remonstration die kirchliche Spaltung. Dabei nahm er, dem Episcopius

gegenüber, den Privatunterricht der contraremonstrantischen Studenten auf sich. Als sich die Verhältnisse um 1618 ganz zum Vortheile der calvinistischen Partei geändert hatten, ward er zur Nationalsynode abgefertigt, nachdem er zu ihrer Wegeleitung sein „Specimen controversiarum Belgicarum“ herausgegeben hatte. Auf dieser Synode fungirte er mit Sebastian Damman als Secretär und war an den wichtigsten Arbeiten stark betheiligt. Als Revisor der neuen Bibelübersetzung und der liturgischen Schriften, wie auch als Stellvertreter des verstorbenen Petrus Cornelii an der Uebersetzung des Neuen Testaments, machte er sich in der That verdient und verfaßte dabei eine „Narratio historica ortus et progressus controversiarum Belgicarum“, als die Synode ihre Arbeit vollendet hatte. Neben seinen schon so vielseitigen Geschäften erhielt er einen neuen Arbeitskreis durch die Ernennung zum Regenten des Staaten-Collegiums zu Leyden, dessen Angelegenheiten er bis 1640 eifrig förderte. Dabei führte er des öfteren auch den Vorsitz in der südholländischen Provinzialsynode, erwarb den theologischen Doctorgrad honoris causa und endete am 5. Juni 1641 sein arbeitsames Leben, von seiner Gattin Johanna Cuchlinus und seinen vielen Freunden tief betrauert. Wiewol er zu den heftigsten, vorurtheilsvollsten und unbeugsamsten Gegnern der Remonstranten gehörte, welche ihn deswegen der größten Intoleranz bezichtigten, ist er dennoch von einigen seiner eigenen Parteigenossen zu den sogenannten Moyeneurs gezählt, weil er 1615 die Uebereinkunft billigte, durch welche der contraremonstrantische Cuchlinus und der remonstrantische Dwinglo zu Predigern in Leyden erwählt wurden, und weil er dabei nur die remonstrantischen Prediger und starrköpfigen Gemeindeglieder gebannt wissen wollte, nicht aber solche, welche sich zugänglich und frei von Pelagianismus und Socinianismus erwiesen. Außer seiner schon genannten „Narratio controversiarum“ und mehreren Widerlegungen der remonstrantischen Ansichten, erschien von seiner Hand: „XXII predicatien over het ghebedt des Heeren, gedaen door G. Bucanus, verduyscht door F. Hommius“, Leid. 1605, Amst. 1658, 12⁰. Weiter: „LXX disputationes theologicae adversus Pontificios, quibus omnes inter Evangelicos et Pontificios controversiae continentur et excutiuntur“, L. B. 1614, 12⁰.; „Het schatboeck der verklaringen over den Heidelb. en Nederl. Catechismus door Zach. Ursinus en David Paraeus vertaalt en met tafelen verlicht door F. Hommius“, Leid. 1617, Amst. 1664, 4⁰.; „Specimen controversiarum Belgic. seu confessio reformatarum ecclesiarum in Belgio, accedit harmonia Synodorum Belgicarum“, L. B. 1618, 4., und 1623 „Dissertationum theologicarum adversus Pontificios Decas I, de scriptura.“

Paquot, Mem. littér. II. p. 59 sq. Glasius, Godgel. Nederl. und die dortgenannten Quellen. van Slee.

Hompesch: Johann Wilhelm Freiherr v. H.-Bollheim, baierischer Staatsmann, geb. am 14. Septbr. 1761 zu Oberelvenich in der jülichschen Herrschaft Bollheim, † am 9. December 1809 in München. Aus der Familiengeschichte dürfte zu erwähnen sein, daß die Hompesch (Hundsbusch) zur jülichschen Ritterschaft gehörten, bereits 1116 Höningen besaßen, kraft ihrer Besitzungen auf der Adelsbank des Herzogthums Sitz und Stimme hatten, jedoch erst um 1380 mit Heinrich, Herrn v. Wachendorf, eine geordnete Stammreihe aufstellen können. Die Söhne des Johann Dietrich, Herren v. Bollheim, Rurich, Eicks und Tetz, Amtmanns zu Boslar (der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte) — Wilhelm Degenhard und Johann Dietrich stifteten die noch heute blühenden Linien Bollheim und Rurich. — Hompesch's Onkel, Friedrich Freiherr v. H., geb. am 9. Novbr. 1744 zu Düsseldorf, war nach Rohan's Tod 1797 der letzte Großmeister der Malthefer und zugleich der erste deutscher Zunge; er starb anfangs 1805 zu Montpellier in gedrückten Verhältnissen. — Hompesch's

Vater, Franz Karl Freih. v. H., stieg im Herzogthume Berg, später im Kurfürstenthume Baiern zu den höchsten Würden und Aemtern empor. Er war baierischer Kammerherr, Erboberstjägermeister, Generalbuschinspector, oberster Director der Salzwerke des Herzogthums, Hauptpfleger mehrerer Aemter dortselbst, zuletzt Kanzler von Jülich und Berg; seit 29. December 1775 geheimer Rath und baier. Staats- und Conferenz-Minister des Finanzdepartements etc., erhielt er am 28. August 1778 von Karl Theodor inhaltlich des Lehensbriefes die Hofmark Berg am Laim unweit München „churmildest als Mannsritterlehen“ und starb zu München als Finanzminister am 1. August 1800. Er galt allgemein als ein ehrenhafter Charakter, dem es ernstlich am Herzen lag, den damals schwierigen Aufgaben seiner Stellung gerecht zu werden. Sein Sohn, Johann Wilhelm, ließ ihm in der Kirche zu Berg am Laim, wo er begraben liegt, einen schlichten Denkstein von rothem Marmor aufrichten, dessen Inschrift ihn schildert als einen „edlen, deutschen Mann, vom Fürsten und Vaterland geliebt und geschätzt, das Gute wollend, fest ergreifend, befördernd, streng aber gerecht, verlässig, ausdauernd, als einen liebenden Vater, treuen Bürger, weisen Staatsmann, stets befolgend seinen Wahlspruch: ehrlich währt ewig“. — Hompesch's ältester Bruder, Karl, war ein tapferer Haudegen, zuletzt großbrittannischer General und Eigenthümer eines Reiterregimentes. Seine wechselvolle militärische Laufbahn, begonnen in Oesterreich, beschlossen in England, seine soldatischen Bravourstücke unter Friedrich dem Großen und die mannigfachen Abenteuer während der napoleonischen Kriege, welche sich in sein bewegtes Leben verflochten, geben ihm das Gepräge einer Interesse erweckenden Persönlichkeit. In höheren Jahren zog er sich in das Privatleben zurück, und starb 1812 auf seiner Besitzung bei Windsor. — Johann Wilhelm H. war zum geistlichen Stande bestimmt und wurde am 18. Mai 1772 in das Eichstädter, am 29. Octbr. 1774 in das Speyerer Domcapitel aufgenommen. Jedoch der jugendliche Kleriker hatte nicht die mindeste Neigung zu dem ihm vorgesteckten Berufe, 1785 finden wir ihn als Accessisten beim Hofrathe in Düsseldorf, 1786 beim geheimen Rathe daselbst; 1797 begleitete er als Vertreter von Jülich die pfälzischen Abgeordneten auf den Rastadter Congreß. Von dort heimgekehrt, wurde er 1798 wirklicher geheimer Rath in Düsseldorf und bereits am 21. August 1800 aus besonderem Vertrauen an die Spitze dieses hohen Collegiums gestellt; zugleich wurde ihm das Amt eines außerordentlichen Commissärs in allen Kriegsangelegenheiten, außerdem am 4. Octbr. ds. Js. der Vorsitz im geheimen Steuerrathe übertragen. Am 25. August 1802 erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten der bergischen Landesdirection, und als mit Beginn des J. 1803 der bergische Landtag eröffnet wurde, am 19. Januar jene zum Hofcommissär bei demselben. Er blieb sodann als Generalcommissär im Herzogthume, bis es durch den am 15. Decbr. 1805 zwischen Frankreich und Baiern in Wien abgeschlossenen Staatsvertrag, nachdem es 140 Jahre im Besitze der pfalzbaierischen Linie gestanden, unterm 15. März 1806 an Frankreich abgetreten wurde. In der Zwischenzeit war H. nach Franken abgeordnet worden, um die durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 Baiern zugefallenen fränkischen Entschädigungsgebiete zu übernehmen, und in Würzburg, wie Bamberg die baierische Landesverwaltung in ihren einzelnen Sparten sofort einzurichten und bei dieser Gelegenheit sich mit den dortigen Verhältnissen bekannt zu machen. Am 29. October 1806 erschien die neue Ministerialorganisation des Königreiches Baiern, welche vier selbständige Ministerien schuf, und das der Finanzen in die Hände von H. legte. Es war damals eine drangvolle Zeit beständiger Rüstungen, unvorhersehbarer Ereignisse, fortwährender Umgestaltungen hervorgerufen durch neue Gebietserwerbungen. Die Lage der Finanzen, seit langem eine ungünstige, bot durch die Uebernahme

der Schulden der neuen Landestheile nur neue Schwierigkeiten. H., ein ebenso rechtlicher, als aufgeklärter Staatsmann, war vor allem bemüht, Ordnung in den neuen Staatshaushalt zu bringen, mittels zweckmäßiger Finanzmaßregeln die Volkswohlfahrt zu heben, und soweit nöthig, organisatorisch zu wirken. Durch Generaledict vom 8. Juni 1807 wurde jedes Grundvermögen ohne Unterschied und zwar nach gleichem Steuerfuße zur Steuerpflicht herangezogen, die Errichtung eines Staatsschuldentilgungsfonds unter einer eigenen Staatsschuldentilgungscommission befestigte den Staatscredit; zugleich erlosch die Entrichtung der Leibzinse, der Judenzölle, der Abzugs- und ähnlicher lästiger Gebühren; auch die Vermögensconfiscation wurde abgeschafft. Am 27. August 1807 wurde ein oberstes Forstamt, am 2. November d. Js. eine Generalzoll- und Mautdirection eingeführt. Auch an den Berathungen der am 1. Mai 1808 verkündeten Constitution und der hiermit zusammenhängenden neuen Territorialeintheilung nahm der rastlos thätige Staatsmann lebhaften Antheil. Als am 18. d. Mts. von Maximilian Joseph I. der baierische Civilverdienstorden gestiftet wurde, erhielt H. das Großkreuz, nachdem er im vorangegangenen Jahre zum Ritter des Hausordens vom hl. Hubertus ernannt worden war. In den Tagen vom 19. Mai bis 1. Juni 1808 wohnte H. auf Einladung der königlichen Familie dem großen tiroler Festschießen zu Innsbruck bei, und als im Frühjahr 1809 der Krieg gegen Oesterreich wieder ausbrach, und der König sich gezwungen sah, vor den über den Inn gegen München anrückenden feindlichen Heeren die Hauptstadt zu verlassen, und sich mit Montgelas nach Dillingen zu begeben, wurde H. die oberste Leitung der Geschäfte übertragen, welcher diese Aufgabe in einer alle Theile zufriedenstellenden Weise löste; doch noch in demselben Jahre, am 9. December, entriß der Tod den im Stillen wirkenden Staatsmann nach nur viertägiger Krankheit seiner amtlichen Thätigkeit. — Der rechtschaffene Charakter von H. hatte ihm zahlreiche Freunde und Verehrer erworben; unter ersteren auch den damaligen Kronprinzen, späteren König Ludwig I., welcher in seinen Gedichten (Thl. I. S. 95 u. 129, 3. Aufl.) mit tiefer Wehmuth des dahingegangenen Freundes gedenkt. Ein anderer Freund, der geheime Rath Franz Wilhelm Freih. v. Asbeck, setzte ihm in der Kirche zu Laim, wo er am 11. December neben seinem Vater bestattet wurde, eine Tafel von rothem Marmor, der die Worte eingegraben sind: — — „Er lebte einzig seinem Könige, dem Staate, seinen Freunden, und starb Allen viel zu frühe“.

Ueber Karl Freih. v. Hompesch vgl. Ersch u. Gruber, Sect. II. Thl. X. S. 343. — Ueber Joh. Wilh. Freih. v. Hompesch vgl. Baier. Regier.-Bl. Jahrgang 1810, S. 41. — Buchner, Gesch. von Baiern, 10. Buch. — Söltl, Maximilian Joseph, König in Baiern. Eisenhart.

Homphaeus: Peter H., Rector der berühmten humanistischen Stiftsschule zu Emmerich am Niederrhein, geboren zu Cochem an der Mosel, daher auch Petrus Cochemensis genannt, im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts, starb als Decan des Collegiatstiftes zu St. Martin in Emmerich am 28. August 1556. H. gilt als ein Schüler des Alex. Hegius, des bekannten hervorragenden humanistischen Schulmanns zu Deventer, welcher auch eine kurze Zeit die Schule zu Emmerich geleitet hatte (Bd. XI, S. 283). Ausgezeichneter Vorgänger des Homphaeus an dieser Schule waren Antonius Liber von Soest, Arnold von Hildesheim († 1580) und Lambert von Venrad. Wann H. das Rectorat der Schule zu Emmerich übernommen hat, ist ungewiß, sie erfreute sich aber schon in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts eines ungemeinen Rufes, so daß Tausende von Schülern aus der Nähe und Ferne, insbesondere auch aus der Schweiz die Anstalt besuchten. Ein überaus anziehendes Bild von der Lehre und von der ernsten Disciplin der Anstalt entwirft der berühmte Schweizer Heinrich Bullinger

(Bd. III, S. 513), welcher von 1516—1519 ihr Schüler war. Beinahe gleichzeitig besuchten die Schule die später berühmt gewordenen Männer Theodor Fabricius aus Anhalt, später Superintendent zu Zerbst und Peter Medmann aus Köln, der spätere Bürgermeister von Emden. Zur Zeit der Anwesenheit Bullinger's gab H. eine Auswahl von den Briefen des jüngeren Plinius für seine Schule heraus, später ließ er „Aldi Manutii Romani institutionum grammaticarum etc." in einem Auszuge als Schulbuch drucken. Unter der Leitung des Homphaeus unterrichteten an der Anstalt die humanistischen Gelehrten Caspar von Glogau, Johann Aelius, sowie später seit 1525 Matthias Bredenbach von Kierspe, der im J. 1533 der Nachfolger des Homphaeus wurde, indem der letztere ein Canonicat an dem Stifte St. Martin zu Emmerich erhielt, dessen Dekan er im J. 1547 wurde. In der Stiftskirche zu St. Martin liegt sein Grabstein mit der Inschrift: Petrus Homphaeus huius eccles. Decanus sibi soli hanc sedem posuit et iure manium vult esse inviolabilem donec ad vocem Domini Dei resurgat. Obiit autem die 28. Aug. a. D. 1556. Die von Homphaeus geleitete Schule ist als eine Blüthe des westfälischen und niederländischen Humanismus zu betrachten, ihr wissenschaftlicher Charakter war erasmisch, die ernste Disciplin der Anstalt geht über den erasmischen Standpunkt hinaus, und brachte derselben weit und breit einen solchen Ruf zuwege, daß beim Rücktritt des H. von der Schularbeit sein Nachfolger Bredenbach behaupten konnte: „Concreditur nobis iuventus, non unius alicuius urbis, sed orbis". Nach dem Tode des Bredenbach, welcher 1559 starb, sank die berühmte Anstalt allmählich, so daß um das J. 1590 nur ungefähr 50 Schüler vorhanden waren, worauf die Schule den Jesuiten übergeben wurde. Es haben übrigens im Laufe des 16. Jahrhunderts noch 2 andere Männer gleichen Namens an der Schule zu Emmerich unterrichtet: nämlich Peter H. (II), der Freund Bullinger's, ein Geschwistersohn seines berühmten Oheims, der als Pfarrer in der Nähe von Oberlahnstein bei Coblenz um das J. 1534 gestorben ist, und Peter H. (III), ebenfalls ein Vetter von H. (I), später Dekan eines Stiftes bei Trier (inscribirt bei der Kölner Universität Octbr. 1519).

Vorrede des Homphaeus zu seiner Ausgabe der Briefe des Plinius, 1519. — Bullinger's Aufzeichnungen über sein Studium zu Emmerich und Köln (1516—1522), Elberfeld 1870, herausgegeben u. commentirt vom Referent. Vorrede des Matthias Bredenbach zu seiner griechischen Grammatik, Köln 1543. — Hamelmanni Opp. genealog. — E. Wassenbergi Embrica Clivis 1669 Fol. — A. Dederich, Annalen der Stadt Emmerich, 1867, und ein Gymnasialprogramm von 1846 von Director Dillenburger. C. Krafft.

Hondekoeter: Melchior H., berühmter Thiermaler, geb. zu Utrecht 1636, gest. zu Amsterdam am 3. April 1695. Die Kunstgeschichte kennt noch zwei Maler dieses Namens, Gilles und Gisbert, und man findet gewöhnlich den letzteren als den Sohn des Gilles und als Vater unseres Künstlers angeführt, einzelne sicher beglaubigte Daten scheinen aber dieser Angabe zu widersprechen. Gilles (1583—1653) stammt aus der vornehmen brabantischen Familie der Marquise von Westerloo und war Schüler von Roel. Savery und D. Vinckenboons; er siedelte nach Amsterdam über, wo er sich am 2. März 1628 (zum zweiten Male) verheirathete. Ein Jahr früher erscheint er in der Lucasgilde von Utrecht eingetragen, und zwar mit Gisbert, seinem angeblichen Sohne zugleich, was nur vermuthen läßt, daß beide Brüder waren; beide sind auch in demselben Jahre 1653 gestorben. Man läßt Gisbert 1613 geboren werden; ist er der Sohn des Gilles, dann muß er aus der ersten Ehe desselben entsprossen sein; da er 1627 schon in der Lucasgilde erscheint, so muß sein Geburtsjahr weiter zurückgeführt werden, so daß er dann nicht wieder der Sohn des Gilles sein kann.

Eine Tochter des Gilles, Jozina, heirathete den J. B. Weenix 1638 oder 1639 (also auch diese Tochter weist auf eine erste Ehe des Gilles hin). Gilles malte Bildnisse und Landschaften, Gisbert Landschaften und Vögel. In Berlin ist ein Bild von ihm: „Jagd auf wilde Gänse“. Gisbert's Sohn Melchior, der hervorragendste Künstler dieser Familie, genoß den Kunstunterricht zuerst von seinem Vater, dann von seinem Onkel Weenix. Ueber sein Privatleben ist wenig bekannt, und dieses wenige ist meist anekdotenhaft. Sicher ist, daß er sich einige Zeit im Haag aufhielt, wo er 1661 als Mitglied in der Gilde Pictura erscheint; später trat er in Amsterdam auf. Er verstand es mit seltener Virtuosität das Leben der Vogelwelt, besonders der zahmen Hausthiere und der Ziervögel fürstlicher Schlösser darzustellen, man nannte ihn, ungeschickt genug, den „Raphael der Thiere“. Bei seinem Lehrer Weenix sah er genug todte Thiere, die der Meister so trefflich zu malen verstand; auch H. wandte seine Kunst der Thierwelt zu, aber der lebenden. Aus seinem Arbeitszimmer hatte er die Aussicht auf den Hof und hier unterhielt er stets eine Menge seiner Modelle, die er bei seinen Arbeiten beobachten konnte; besonders soll in diesem Hühnerhof, der nur die schönsten Exemplare von Hausthieren enthielt, ein Hahn sich ausgezeichnet haben, der für jede beliebige Stellung abgerichtet war (?). Es muß übrigens viele Freunde solcher Hausthiere damals gegeben haben, da Hondekoeter's Bilder stets Abnehmer fanden, wenn auch ein Hühnerzüchter meinte, daß man sich mit einem Drittel des Preises, der für ein Bild des Meisters gezahlt wird, das schönste lebende Federvieh anschaffen könne. Des Künstlers Bilder sind in allen öffentlichen Sammlungen Europa's sehr geschätzt. Amsterdam besitzt mehrere Hauptwerke desselben, darunter besonders einen Hof mit verschiedenen Thieren, einen Pelikan, Kranich, Kasuar, genannt: het drijvend veertje, la plume flottante, weil eine kleine Feder ganz natürlich über dem Wasser zu schwimmen scheint. Auch Haag ist reich an Bildern unseres Meisters; besonders ist zu erwähnen der fürstliche Park oder Hühnerhof des Prinzen Wilhelm II. in Loo, der öfters vom Maler ausgeführt wurde, da sich derselbe Gegenstand auch in anderen Sammlungen findet. Im Haag ist auch der Rabe, der sich mit fremden Federn schmückt und vom Hahn angefallen wird. Auch Brüssel, Paris, London, Wien, München, Berlin besitzen zum Theil Hauptbilder, zu denen auch das Bild der Braunschweiger Gallerie gehört; das Geflügel ist hier im bunten Durcheinander versammelt, wie es eben aus der Arche Noah herausgelassen wurde; die Arche selbst ruht im Grunde auf dem Berge. In derselben Sammlung ist auch ein Stillleben, ein Holzgefäß mit Fischen, mit dem Namen und der Jahreszahl 1655, also der frühesten Zeit des Künstlers angehörend. Merkwürdigerweise wurde nach seinen Bildern sehr wenig gestochen; Prenner radirte die Bilder des Belvedere, er nennt den Künstler: Hongoeder. Die Stiche des Londerseel sind nicht nach Melchior sondern nach Gilles. Laborde macht den Melchior auch zum Schabkünstler und führt zwei Blätter an, die er geschabt haben soll, die übrigens zwei verschiedene Künstler voraussetzen. Aber auch der Hof mit Geflügel und zwei Pfauen ist nicht von ihm, sondern wie die Schrift sagt, nach ihm, höchst wahrscheinlich von G. Valck, dessen Adresse es trägt, ausgeführt. — Houbraken meldet, ein Maler, Jan van Alen hätte so täuschend die Vogelstücke des H. nachzuahmen verstanden, daß sie für Originale gehalten wurden, und dies wäre ein Nagel zum Sarge Hondekoeter's gewesen. Es ist dies ebenso unerwiesen, wie desselben Autors Bericht über Hondekoeter's böse Hausfrau, deren bissige Behandlung der Künstler mitunter mit geistigen Getränken von seinem Herzen zu spülen gezwungen war. Bei Houbraken befinden sich auch die Bildnisse von Gilles und Melchior.

Houbraken. Immerzeel. Kramm. Siret. Laborde. Wessely.

Hondius. Die Kunstgeschichte erwähnt fünf Künstler dieses Namens, doch ist es noch nicht aufgeklärt, ob Alle zu einer Familie gehören und in welchem Grade der Verwandtschaft sie zu einander standen. Der älteste ist Jodoc H., Kupferstecher, geb. 1563 zu Wacken in Flandern, gest. am 10. Febr. 1611. Er soll bereits mit acht Jahren gestochen und in Elfenbein gearbeitet haben. Der Herzog von Parma erhielt von ihm zwei Statuetten und wollte ihn nach Rom schicken, dieser aber wollte nicht und ging nach London 1583, wo er mathematische Instrumente verfertigte. Er war auch in Wissenschaften erfahren und ein vorzüglicher Schreibmeister. Als letzterer verfaßte er ein „Theatrum artis scribendi“, das 1614 erschien (also nach seinem Tode, wenn anders sein Sterbejahr richtig angegeben ist). Später kehrte er nach Amsterdam zurück, wo er die Karten zu F. Drake's Reisen ins gelobte Land und einen Prospekt von London herausgab. Hendrik H., in London geboren, soll sein Sohn gewesen sein. Man nennt 1580 sein Geburtsjahr, doch muß es wenigstens drei Jahre später fallen. Dieser Hendrik wird der Jüngere genannt, im Gegensatz zu einem anderen, älteren, den man ebenfalls zum Sohne des Jodoc machen wollte, was aber nicht möglich ist, da der ältere Hendrik nur zehn Jahre jünger als Jodoc ist. Hendrik junior war Kupferstecher und ein guter Zeichner. Er stach viele Landschaften und Bildnisse; unter den letzteren werden besonders die von Jacob I. und Elisabeth von England, Gustav Adolf, Horn, Bernhard von Sachsen-Weimar geschätzt. Uebrigens arbeitete er in der Art des älteren Hendrik, so daß, wo Jahreszahlen fehlen, eine Scheidung der beiderseitigen Thätigkeit unmöglich ist. Englische Bildnisse, so wie Blätter mit dem Beisatz: Anglo-Britannus gehören bestimmt dem Jüngeren an. Ob und wie der ältere Hendrik mit dem jüngeren verwandt gewesen, ist unbekannt. Er war am 9. Juni 1573 zu Duffel in Brabant geboren und im Stechen von Johann Wierix und de Vries unterwiesen. Seine Stichweise trägt auch noch den Charakter der älteren Periode an sich. Von Reisen zurückgekehrt, ließ er sich im Haag nieder, wo er eine Sammlung von 149 Bildnissen meist flämischer Künstler stach. Nach Dürer copirte er die Bildnisse von Erasmus und Melanchthon, nach Akersloot's Gemälde die Gefangennehmung Christi im Garten, ein effectvolles Nachtstück, 1624. Aus diesem Datum ersieht man, daß der Künstler nicht 1610, wie man annimmt, gestorben sein konnte. Das Blatt gehört ihm sicher an. Noch im J. 1644, also als 70jähriger Greis, stach er die meisterhafte Copie nach dem äußerst seltenen Blatte: der Eulenspiegel von Lucas von Leyden. Das Todesjahr ist von beiden Hendrik unbekannt. — Willem H. soll ein Sohn des jüngeren Hendrik gewesen sein. Da wir oben gesehen haben, daß letzterer erst 1583 geboren sein konnte, so wäre er mit 17 Jahren schon Vater gewesen, denn Willem ist im Haag 1600 geboren. Diese Jahreszahl, so wie der Geburtsort lassen errathen, daß er vielmehr ein Sohn des älteren Hendrik gewesen ist. Auch Willem ist Zeichner und Kupferstecher. Seinen Unterricht im Stechen wird er in der Rubens'schen Stecherschule genossen haben, da er auch für van Dyck's Ikonographie arbeitete. Für diese hat er auch sein eigenes Bildniß nach van Dyck's Zeichnung geliefert. Später begab er sich nach Danzig, wo er vielfach beschäftigt wurde, namentlich von König Wladislaus von Polen, der ihn zu seinem Hofmaler ernannte. Doch kehrte er wieder in sein Vaterland zurück, wo er, nicht vor 1652, starb. Von seinen zahlreichen Porträtstichen polnischer Persönlichkeiten sind die des Königs Johann Casimir (zweimal 1649, 1650), des Königs Wladislaus IV. 1637, des Bischofs Leszynski, des Kosakenhetmanns Chmilniecki besonders hervorzuheben. — Abraham H., Maler und Radirer, geb. zu Rotterdam 1638, gestorben zu London 1691 (nach Waagen 1695). Ueber seine Lebensschicksale ist Weniges bekannt; er

ging noch sehr jung nach London, wo er fleißig arbeitete. Doch muß er noch vor dieser Reise in seinem Vaterlande eines Rufes sich erfreut haben. Houbraken rühmt ein Bild von ihm, das den Brand von Troja darstellte, figurenreich und gut gezeichnet, die Beleuchtung von den Flammen sehr natürlich. Doch nicht das historische Bild war seine Hauptstärke, sondern das Thier. Er malte besonders gern Bären- und Schweinsjagden und wußte besonders die Hunde, die eine Hauptrolle auf solchen Compositionen spielen, in lebendigster Bewegung, voll Naturwahrheit darzustellen. Eine Jagd auf Rothwild ist in Rotterdam. Auch als Radirer hat er sich versucht und mit der Nadel eine Folge wilder Thiere 1672 herausgegeben. Diese Blätter sind sehr selten und werden von Sammlern gesucht und geschätzt.

Houbraken. Immerzeel. Kramm. Siret. Bartsch. Weigel, Suppl. Nagler, Mgm. Lex. Wessely.

Hoeneke (spr. Hôneke): Bartholomäus H., Chronist des Deutschordens in Livland in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Ueber seine Person läßt sich nur ermitteln, daß er aus der Nachbarschaft von Osnabrück gebürtig, lange in der nächsten Umgebung der Ordensgebiete im nördlichen Livland als Priester, vielleicht als herrmeisterlicher Kaplan, gelebt, zum Meister Herike enge Beziehungen gehabt und hier vortreffliche Informationen für sein Werk: „Die jüngere livländische Reimchronik", erhalten hat. In niederdeutschen Versen erzählt sie die Geschichte des Ordenslandes in den Jahren 1315—1348, anfangs scheinbar sehr cursorisch, von 1340 ab aber mit großer Ausführlichkeit. H. ist ganz besonders der Chronist des Estenaufstandes von 1343 und der Einverleibung Estlands in das Deutschordensgebiet (s. d. Art. Herike); er zeichnet sich durch sehr umfassende Kenntnisse und große Treue in der Berichterstattung aus. Sein Werk ist eine der vorzüglichsten Quellen für die ganze livländische und preußische Geschichtschreibung vom 14. bis zum 16. Jahrhundert geworden, es scheint auch die lübische und dänische Chronistik beeinflußt zu haben, ist selbst aber nur in einem prosaischen Auszug des Bremer Notars Joh. Renner († c. 1583) erhalten. In dieser Gestalt ist es zuerst kritisch herausgegeben 1872 (Leipzig) von dem Referenten.

Vgl. dazu Hausmann und Höhlbaum, Joh. Renner's Livländ. Historien (Gött. 1876), besonders S. XII ff., Lorenz, Deutschl. Geschichtsquellen II, 216 ff., Höhlbaum in den Hans. Geschichtsblättern, Jahrgang 1878.

Höhlbaum.

Hönert: Johann Wilhelm H., Sohn des Subcantors Joh. Benjamin H. an der Bremer Domschule (gest. als Pastor zu Horst an der Oste am 5. Dec. 1750), geb. am 2. Mai 1723, gest. als Pastor zu St. Jürgen in der Wümmeniederung am 20. Novbr. 1790; vorher 1750 Rector zu Dorum, Landes Wursten, 1757 vertretender Pfarrer zu Bevern, 1758 Pfarrherr zu St. Jürgen, kein gelehrter Theolog, aber für wirthschaftliche Aufklärung der abgelegenen, halbe Jahre mit Wasser bedeckten Gegenden äußerst thätig, und für deren Kenntniß in seinen mannigfachen Aufsätzen noch heute nützlich. Er ist der eigentliche Verbreiter der Kartoffel im Bremischen. Ein größeres Werk schrieb er über Anlegung und Erhaltung eines Blumengartens, das in zwei Theilen 1761 und 1780 erschien und 3 Auflagen erlebte. Die meisten der oben genannten Aufsätze stehen im Hannöv. Magazin von 1767—1790.

Vgl. Pratje, A. und N. V. — Bremen und Verden III. und VI. — Rotermund, Gel. Hannover. Krause.

Honigberger: Johann Martin H., Reisender und Arzt, geb. den 10. März 1795 zu Kronstadt in Siebenbürgen, † 1869 (zu Marseille?). Nach in Kronstadt absolvirtem Gymnasium widmete sich H. der Pharmacie, ging um

den Orient kennen zu lernen, nach Constantinopel (1816) und reiste von dort wiederholt nach Kaschmir, sowie nach Lahore (1829—34, 1838—49 und 1853 bis 55). Er wurde von den Herrschern dieser Länder zum Leibarzte ernannt, sammelte werthvolle Alterthümer, ferner Naturalien und glaubte ein Universalmittel gegen Cholera gefunden zu haben (Einimpfung von Quassia-Tinctur). Seine Reiseerlebnisse und medicinischen Erfahrungen schilderte H. in dem Werke: „Früchte aus dem Morgenlande" (1851). Einen Theil der von ihm während seines ersten Aufenthaltes in Lahore gesammelten Pflanzen beschrieben Endlicher und Fenzl im „Sertum Cabulicum" (1836).

Trausch, Schriftstellerlexikon der siebenbürgischen Deutschen II, S. 184. Wurzbach, Biogr. Lexikon d. österr. Kaiserstaats IX, S. 255.

Reichardt.

Höniger: Nikolaus H. (Honinger), Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ueber sein Leben ist bis jetzt äußerst wenig bekannt worden und auch dieses läßt sich nur aus den Titeln, Vorreden und Dedicationen der von ihm verfaßten Bücher erschließen. Hiernach war er gebürtig von Königshofen an der Tauber in Franken und scheint sich in späteren Zeiten eine Zeitlang in Rottenburg a. d. Tauber aufgehalten zu haben. Wie seine Uebersetzungen lateinischer Schriften ins Deutsche sowie seine lexicographischen Arbeiten darthun, hatte er eine gelehrte Bildung erhalten, wie er sich denn auch in kleinen lateinischen Gedichten versuchte. Zuweilen nannte er sich auch anagrammatisch: Calonius Ghöneirus. Sein Geburts- und Todesjahr sind gänzlich unbekannt. Unter seinen Schriften, die fast alle bei Henric Petri zu Basel in Druck erschienen, ist seine mit Holzschnitten versehene neue Uebersetzung der Geiler'schen Predigten über das Narrenschiff (1574) am bekanntesten geworden und erfreute sich vielleicht auch deshalb einer guten Aufnahme, weil das Buch, wie fast alle aus jener Officin hervorgegangenen Drucke (vgl. Stockmeyer, Basler Buchdruckergesch. S. 136 ff.) durch Schönheit der Typen und gutes Papier sich auszeichnete. Diese nach der ersten echten Ausgabe von 1494 überarbeiteten Predigten führen den Titel „Weltspiegel oder Narrenschiff" und sind dem Abte Silberstein von Wettingen gewidmet. Am Ende des Buches sagt H., der Leser solle nicht etwa denken, als wenn er (H.) sich allein für klug hielte und nicht unter die Narren wolle gezählt werden, denn er müsse bekennen, daß auch er schon heftig mit der Narrenkolbe sei geschlagen worden. Im J. 1573 ließ er gleichfalls mit Holzschnitten ausgestattet in zwei Theilen erscheinen: „Der Hoffhaltung des Türckhischen Kaysers Beschreibung bis auff diß M.D.LXXVII. jar." Der erste Theil dieser türkischen Geschichten ist den Bürgermeistern, dem Rathe und der Bürgerschaft der Reichsstadt Rothenburg a. d. Tauber und zwar deshalb dedicirt „dieweilen das Regiment der weitberühmten Stadt, die an Schönheit und Gelegenheit des Orts der heil. Stadt Jerusalem jederzeit verglichen wird, ganz christlich und ordentlich angerichtet ist". In demselben Jahre lieferte er zwei weitere Werke, eine deutsche Uebersetzung der Descriptio belli Juoniae unter dem Titel „Walachische Kriegs Beschreibung" (Freytag, Anal. 515) und der „Historia de ingressu Polon. in Walachiam" sowie einen „Spigel deß Weltl. Röm. Bapsts . . . deßgleichen von jhrem lästerlichen Leben vnd Mord". Als Lexicograph gab er 1584 gemeinschaftlich mit Jac. Cellarius ein „Dictionarium graeco-latinum" heraus. Eine weitere Schrift, die er 1585 jedoch ohne Druckort und unter dem Namen „Calonius Ghöneirus" veröffentlichte, ist ein Wiederabdruck der zuerst 1543 erschienenen Chronik des Sebastian Franck und sein letztes mir bekannt gewordenes Buch ist betitelt: „Ergründunge deß Tridentinischen Conciliums" (Basel 1587).

Jöcher II, 1692. Clessius, Elenchus II, 197, 243. Sinceri Neue Nachrichten I, 295—96. Baumgarten, Nachrichten VI, 119. Flögel, Kom. Liter. III, 117—18. 131—36. Zarncke, Narrenschiff XCIII. Weller, Annalen II, 304. J. Franck.

Hoeninghaus: Julius Vincenz von Paula H., ein Convertit, der in den Jahren 1826—42 als Schriftsteller, namentlich als Journalist eine Rolle spielte. 1826—29 redigirte er die „Palmblätter, Zeitschrift für christliche Familien“, 1833—36 gab er das „Katholische Museum für die gebildete Leserwelt“ (5 Hefte) heraus. 1837 gründete er zu Frankfurt eine „Universal-Kirchenzeitung für die Geistlichkeit und die gebildete Weltclasse des protestantischen, katholischen und israelitischen Deutschlands“, die er als Redacteur en chef in Verbindung mit einem evangelischen Geistlichen und einem Rabbiner herausgeben wollte, die aber bald wieder einging. Dann redigirte er von 1838—1843 gleichfalls zu Frankfurt die „Katholische Kirchenzeitung“, die durch bittere, theilweise gemeine Angriffe auf Protestanten, Hermesianer, Josephiner &c. eine traurige Berühmtheit erlangte. H. veröffentlichte auch mehrere, meist den Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus betreffende Bücher, die eine große Belesenheit, aber auch eine große Oberflächlichkeit bekunden: „Morgenröthe des Friedens oder die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der protestantischen Confession mit der katholischen Kirche nach den Grundsätzen angesehener protestantischer Gelehrten. Nebst einem chronologischen Verzeichniß der Convertiten“, 1828. „Das Resultat meiner Wanderungen durch das Gebiet der protestantischen Litteratur oder die Nothwendigkeit der Rückkehr zur katholischen Kirche ausschließlich durch die eigenen Eingeständnisse der protestantischen Theologen und Philosophen dargethan“, 3 Abtheilungen, 1835, 1836. Von diesem Buche erschien eine holländische und eine französische Uebersetzung, letztere mit einer Einleitung von Audin unter dem Titel „La reforme contre la reforme“, Paris 1845 (nachgedruckt Löwen 1847). „Gegenwärtiger Bestand der römisch-katholischen Kirche auf dem ganzen Erdkreise“, 1836. „Chronologisches Verzeichniß der denkwürdigsten Bekehrungen vom Protestantismus zur katholischen Kirche“. 1837. „Vertheidigung der römisch-katholischen Kirche wider protestantische Angriffe“, 1843 (gegen Pastor F. Mallet). — H. bezeichnet sich selbst als „Doctor der Philosophie und Ritter des päpstlichen Ordens vom goldenen Sporn“. Im J. 1842 wurde er in verdächtiger Weise als Redacteur der Kirchenzeitung durch den Verleger entlassen, im Januar 1844, da er sich der Untersuchung wegen Vergehen gegen die Sittlichkeit durch die Flucht, angeblich nach Belgien, entzogen, steckbrieflich verfolgt (Berliner Allg. Kirchenztg. 1844, S. 328). Wohl wegen dieses unrühmlichen Endes wird er in Rosenthal's Convertitenbildern, Kehrein's Lexikon katholischer Schriftsteller und ähnlichen Büchern, in denen man biographische Notizen über ihn zu finden erwarten dürfte, mit Stillschweigen übergangen. Reusch.

Hönn: Georg Paul H. (Höneauf Ehnes), Jurist und populärer Schriftsteller, wurde den 12. Juni 1662 zu Nürnberg als der Sohn eines Raths-Consulenten geboren. Nachdem er 1678—80 zu Altorf und Gröningen die Rechte studirt hatte, durchreiste er die bedeutendsten europäischen Länder, erhielt 1685 zu Altorf die juristische Doctorwürde, wurde 1687 Regierungs-Advocat zu Coburg, daselbst 1688 Archivar, 1694 Polizeirath, 1697 Obervormundschaftsrath, geheimer Secretär und gemeinschaftlicher kur- und fürstlich hennebergischer Archivar. Im J. 1705 erhielt er, wiederum zu Coburg, eine Raths- und Amtmannsstelle und zugleich das Scholarchat des Gymnasiums Casimirianum. In den letzteren Aemtern und Würden starb er, 85 Jahre alt, den 21. März 1747. H. war ein vortrefflicher Geschäftsmann und großer Menschenfreund und

aus Liebe zu den Armen legte er sowohl zu Meiningen als zu Coburg ein Waisenhaus an. Als Schriftsteller hat er sich durch mehrere populär-juridische, genealogische, geographische und historische Schriften ein bleibendes Andenken erworben. Unter diesen sind erwähnenswerth: „Sachsen-Coburgische Historie oder Chronica“ (Coburg 1700), ein für die Geschichte der coburgischen und angrenzenden Länder überaus brauchbares Werk, das meistens aus archivalischen Quellen bearbeitet und mit vielen Urkunden bereichert ist; eine neue Ausgabe von C. F. Dotzauer (1792) entspricht den Erwartungen nicht; „Lexicon topographicum des fränkischen Kreises“ (Nürnberg 1747). Unter seinen übrigen Schriften ist das bis auf die gegenwärtige Zeit bekannteste geblieben sein in satyrisch-humoristischem Tone verfaßtes: „Betrugs-Lexicon“, das in fünf Original- und mehreren Nachdrucken verbreitet, zuerst in zwei Theilen zu Coburg 1721—30 erschien und dem Verfasser, wie er selbst in seiner Autobiographie (enthalten in: Nachricht einer in Franken errichteten Gesellschaft . . ., Coburg 1736) erzählt, viele Feindschaft, besonders bei den Katholiken erregte, in Böhmen confiscirt, ja „an einem andern Orte“ sogar verbrannt wurde. H. sah sich deshalb auch, vermuthlich auf Andringen seines Verlegers (P. G. Pfotenhauer in Coburg), endlich genöthigt, in den späteren Auflagen mehrere Capitel, insbesondere die beiden „Mönche“ und „Nonnen“ überschrieben, zu streichen. Denn schon in der Vorrede liefert H. den Nachweis, daß der Betrug nicht nur die Welt regiere und von Alters her die Täuschung eine große Rolle gespielt habe, sondern daß auch namentlich viele in der Bibel erzählte, ihren Verübern zum Ruhme angerechneten Thaten eitel Betrug gewesen seien. Die Kinder Israel betrogen die Egypter, David täuschte den Saul, die egyptischen Wehmütter düpirten den Pharao, Judith überlistete den Holofernes, Jakob seinen Vater Isaak und seinen Bruder Esau ꝛc. Der erste Theil enthält 225, der zweite 125 Handwerker und Stände, darunter auch die Ehemänner, Eheweiber und Jungfrauen, Pedelle, Bibliothekare, Hof- und Regierungsräthe, Kirchengänger, Kutscher, Maulwurf- und Mäusefänger, Nachtwächter, Mönche und Nonnen, Poeten, Rectores, Professores und Schulmeister, Regenten, Todtengräber, untermischt mit zahlreichen landläufigen Sprichwörtern, Reimen und Handwerker-Sprüchen. Als ein Beweis von der großen Gewissenhaftigkeit des Verfassers in Behandlung aller möglichen Handwerke, Stände und Berufsarten möge noch hervorgehoben werden, daß er sogar den „Dieben“ das Betrügen zum Vorwurfe macht, als ob er die Möglichkeit annähme, es könne auch auf ehrliche Weise gestohlen werden. Wegen der Herausgabe eines solchen Werkes aber entschuldigt sich H. mit folgenden Worten in der Vorrede: „Mir wurde eingeworffen, das Buch diente nicht wider, sondern vor die Betrüger; was sie in ihrer Kunst nicht wüßten, könnten sie daraus lernen und erfahren. Allein wer weiß nicht, daß der rechte Gebrauch dem Mißbrauch vorzuziehen ist und dieser jenen nicht aufhebt? Der Herrgott, bei welchem kein Betrug jemahlen zu finden gewesen, lasse diese Entdeckung denen Betrügern zur Reue und Nimmerthun, denen Betrogenen zur künftigen besseren Vorsichtigkeit gereichen“. Das ganze Werk aber beginnt mit dem Spruche „Der Welt Wagen und Pflug Ist eitel Lügen und Trug“. Eine ähnlich angelegte, jedoch viel kleinere Schrift war bereits früher (Weimarische Jahrbb. IV, 23—24), verfaßt von H. Gunsen, zu Gera 1689 unter dem Titel erschienen: „Neu ausgefertigte Schalckheits-Hechel und Betrugs-Schule“. Auch als geistlicher Liederdichter erwarb sich H. einen Namen durch mehrere Gesänge und Arien, die in vielen evangelischen Gesangbüchern noch bis heute sich erhalten haben, wie u. a.: „Fröhlich in Hoffnung, geduldig in Leid“, „Zion, mein Zion, wann seh ich dich doch?“

Schmersahl, Nachr. von jüngst verstorb. Gelehrten I, 54—68. Will, Nürnberg. Gelehrten-Lexikon II, 156—59 und dazu Nopitsch, VI, 106. Bouginé, Literargesch. IV, 304. Omeisius, de claris Noribergens. p. 65. Wetzel, Geistl. Liederdichter II, 439—43 und dessen Analecta hymn. II, 291—301. Adelung, Lexikon II, 1642—43. Jöcher II, 1641—42.

J. Franck.

Honold: Jakob H., geb. zu Langenau bei Ulm den 7. August 1599, † zu Ulm den 17. Mai 1664 als Prediger am Münster und Professor der Theologie. Er studirte in Straßburg von 1619 bis 1625. Nach Ulm zurückgekehrt, hielt er dort eine Rede in hebräischer Sprache: „De hierarchiis angelicis“. Auch später, wo er Professor der Logik und der Metaphysik war, hielt er gern Reden in hebräischer Sprache. (Weyermann.) Wolff.

Honorius von „Augustodunum“, ein Schriftsteller des 12. Jahrhunderts, von welchem zahlreiche Schriften auf uns gekommen sind, über dessen Leben wir jedoch nur wenig Sicheres wissen. Die spärlichen Nachrichten, welche sich hierüber in seinen Werken vorfinden, haben zu widersprechenden Deutungen Anlaß gegeben. Wir lesen in seiner Schrift De luminaribus ecclesiae an letzter Stelle (l. 4. c. 17): „Hon., Priester und Scholasticus (Vorsteher der Domschule) der Kirche von Augustodunum hat nicht zu verachtende Werkchen herausgegeben“. Es folgen die Titel von 22 Schriften, darunter eine „wunderbare“ (miro modo) Auslegung der Psalmen und eine derartige des hohen Liedes, „daß die früheren Auslegungen im Vergleiche damit nichts bedeuten“ . . . „Er blühete unter Heinrich V. Wer nach ihm schreiben wird, wird die Nachwelt sehen“. Manche haben das letzte Capitel wegen des darin enthaltenen Lobes dem H. abgesprochen. Da es jedoch in allen Handschriften dieses Werkchens vorkommt, da ferner die Zeitangabe (unter Heinrich V.) und die Unvollständigkeit des Verzeichnisses seiner Schriften auf die mittlere Lebenszeit des H. hinweist, so dürfen wir wol dessen Echtheit anerkennen. Bezüglich des Lobes meint die Hist. litt. de la France XII, 177, H. habe nur als Historiker berichten wollen, wie die Zeitgenossen über seine Schriften urtheilten. Ueberdies lassen einige Worte in der Einleitung zu diesem Büchlein, worin er sich seinen Neidern gegenüber damit tröstet, ihm werde das Licht der Wissenschaft zu Ruhm und Ehre verhelfen, und seine häufigen Klagen über Neid und Verkleinerung, sein wissenschaftliches Selbstgefühl durchblicken. Es fragt sich nun, ob die gewöhnliche Bedeutung von Augustodunum, Autun in Burgund, hier festgehalten werden könne. Lebeuf in seinem Recueil de divers écrits, Paris 1738, I, 254 ff. und viele Andere nach ihm haben dieses mit guten Gründen bestritten. Daß er vielmehr ein Deutscher war, geht daraus hervor, daß er in seinen Schriften nur deutscher Kaiser, deutscher Städte und deutscher, von den französischen abweichender kirchlicher Gebräuche erwähnt, daß er in seiner imago mundi Frankreich nur oberflächlich behandelt und von Burgund, seiner vorgeblichen Heimat, ganz schweigt, daß er in seiner historischen Summa nur deutsche Quellen benützt und in seinen philosophischen Werken eine auffallende Unbekannntschaft mit Streitfragen verräth, welche damals die gelehrte Welt in Frankreich bewegten (vgl. über den letzten Punkt Prantl, Gesch. der Logik II, 97). Eine Schrift über den Vorrang des Papstes über den Kaiser erörtert Fragen, welche damals in Deutschland von praktischer Bedeutung waren. Unter den Würdenträgern, denen er Schriften gewidmet hat, lesen wir die deutschen Namen Kuno und Gottschalk. Ja wir finden in seinen Werken sogar deutsche Worterklärungen, z. B. Sacram. c. 42. De paschali tempore. Osterum dicitur ab oriente etc. Gemma animae I. c. 299. Tonsura vulgo platta dicitur. Weitere Beispiele s. bei Cruel, Gesch. d. deutschen Pred. im Mittelalter, S. 131. Handschriften seiner Werke finden sich in alten Biblio-

theken Süddeutschlands am häufigsten. Die Stiftsbibliothek St. Florian besitzt z. B. 7, die Grazer Universitätsbibliothek über 30, die Wiener Hofbibliothek ungefähr 50, die von München über 100 Codices, in denen einzelne oder auch mehrere Schriften des H. enthalten sind. Dagegen weisen die vier Quartbände des Catalogue général des manuscr. des biblioth. publ. des departements (1849—72) nur vier echte und ein unechtes Werk des H. in zusammen 8 Handschriften auf, darunter 3 ohne den Namen des H. Da die meisten angeführten Gründe Werken entnommen sind, welche in der ersten Hälfte des oben erwähnten chronologisch geordneten Verzeichnisses aufgezählt werden, so ist dadurch auch die Annahme der Hist. litt. de la France ausgeschlossen, daß H. erst in späteren Jahren nach Deutschland gewandert sei, um sich dort in die Einsamkeit zurückzuziehen. Auch die Thatsache, daß er seiner Psalmenerklärung das Psalterium gallicanum zu Grunde legt, beweist nichts gegen unsere Ansicht. Gerhoh von Reichersberg that das Gleiche. Ohne Zweifel war „Psalterium gallicanum“ schon damals nur mehr eine rein historische Bezeichnung für die in der katholischen Kirche am meisten verbreitete und seither als authentisch erklärte Psalmenübersetzung. Gerhoh zieht nur hie und da das Psalterium romanum als eine „alia translatio“ zu Rathe (z. B. zu Ps. 90, 6. 94, 4. 10. 101, 4 bei Migne 194, 558. 578 f. 602). Man hat daher vermuthet, Augustodunum bedeute hier nichts anderes als Augusta und somit habe man die Wahl zwischen Augsburg (Augusta Vindelicorum) und dem Flecken Augst bei Basel an der Stelle des ehemaligen Augusta Rauracorum, wo im 7. Jahrhunderte Ragnacarius Bischof war, welcher in einer alten Lebensbeschreibung Augustodunensis ecclesiae episcopus genannt wird. Auf diese Thatsache gestützt entschied sich Lebeuf für Augst. Da jedoch nach der Zerstörung des alten Augusta Rauracorum durch die Hunnen dieses Bisthum nach Basel verlegt wurde und die Bischöfe von Basel nachweislich seit dem 9. Jahrhundert ihren früheren Sitz in ihrem Titel nicht mehr zu erwähnen pflegten (vgl. Schöpflin, Alsatia illustrata 177, 180, 677, Gams, series episc. 260), so hat die Annahme Wattenbach's, daß hier eine Verwechslung mit Augsburg vorliege, größere Wahrscheinlichkeit für sich, da auch Otto von Freising diese Stadt einmal Augustodunum nennt (Gesta Friderici IV, 3). Dann wäre H. ein Vorgänger Gerhoh's gewesen, welcher 1119—24 Scholasticus von Augsburg war. Doch fügt Wattenbach bei: „Noch verwickelter wird die Frage dadurch, daß nach einer Handschrift seines speculum ecclesiae die fratres Cantuariensis ecclesiae es waren, welche ihm schrieben und die er kurz zuvor besucht hatte (Czerny, Handschriften der Stiftsbibliothek St. Florian S. 106 Nr. 252). Er scheint ein weltberühmter Mann gewesen zu sein, doch ist es bis jetzt nicht gelungen, eine andere Spur von ihm zu finden, als die bedeutende Einwirkung, welche er vorzüglich auf die geistliche Poesie in Oesterreich ausgeübt hat.“ Auch die Namen von vier hervorragenden Zeitgenossen, denen er Schriften gewidmet hat, nämlich des Abtes Kuno und seines Nachfolgers Simon, eines Propstes Gottschalk und eines Thomas („gratiam apostolici nominis sortitus“, nach der Hist. litt. de la Fr. so viel als „Bischof“) lassen sich in den bisher bekannten Verzeichnissen deutscher Kirchenfürsten nicht mit Sicherheit nachweisen. Der Abt Kuno von Siegburg, welcher 1126 Bischof von Regensburg wurde, wäre in der Zuschrift an seinen Nachfolger wol nicht als bereits Verstorbener (bonae memoriae) erwähnt worden. Ob der erste Abt des 1120 gestifteten Benedictinerklosters Echenbrunn, Kuno, einen Simon zum Nachfolger gehabt hat, wissen wir nicht (vgl. Braun, Gesch. d. Bisch. von Augsb. II, 184). Vielleicht ist auch jener Christianus, dem die imago mundi gewidmet ist, als eigener Name zu verstehen (vgl. jedoch die Widmung der Psalmenauslegung: Christiano patri, wo der Angeredete nachweislich

Kuno hieß). Aus den Worten des H., „er verdanke oder schulde (debeam) dem Christian nicht nur seine Arbeit, sondern auch sich selbst um so mehr, da er einsehe, daß er nicht allein für sich, sondern für die ganze Welt geboren sei" — hat man gefolgert, H. erkläre hier den Christianus für seinen geistigen Vater, also wol für seinen einstigen Lehrer. Doch erinnern die citirten Worte allzusehr an den Ausspruch des heil. Paulus Röm. 1, 14, er sei Hellenen und Barbaren, Weisen und Unweisen ein Schuldner. Diese allgemeine Deutung scheint hier darum den Vorzug zu verdienen, weil es gar zu sonderbar wäre, daß ein Lehrer seinem einstigen Schüler gegenüber sich als einen Unwissenden mit einem geistig Blinden, ja mit unvernünftigen Thieren vergleichen sollte, wie es Christian hier thut. Aus dem Titel solitarius, den sich H. in einigen Werken beilegt, und der Bezeichnung inclusus, welche auch in einzelnen Handschriften vorkommt, haben Manche gefolgert, daß er in seinen späteren Jahren Benedictiner geworden sei, eine Deutung, welche zwar mit dem damaligen Sprachgebrauche nicht unvereinbar ist (vgl. Pez, Thesaurus II, pag. IV und Du Cange s. v. „inclusus"), aber auch durch denselben nicht besonders begünstigt wird. Dem H. wenigstens ist das Wort monachus sonst geläufig, von sich gebraucht er es aber nicht. Beachtenswerth ist gewiß die besondere Hervorhebung des heiligen Benedict in der Predigt auf alle Heiligen und eine eigene Rede zu Ehren des „heiligsten Vaters Benedict" („unseres" sagt er nicht, s. Migne 172, 977). Allein man darf nicht vergessen, daß er diese Predigten auf Bitten der „Brüder" zunächst zu ihrem Gebrauche verfaßt hat. So darf man auch aus den Titulaturen, welche H. in diesen Predigtformularen gebraucht, nicht sofort auf seine persönlichen Verhältnisse schließen. Eine neue Schwierigkeit entsteht dadurch, daß H. schon an der Spitze der Gemma animae, des siebenten seiner Werke im oben erwähnten Verzeichnisse, solitarius genannt wird. Daß jenes Verzeichniß mindestens bis zur Hälfte chronologisch geordnet ist, hat W. Scherer überzeugend dargethan (Zeitschrift für d. österr. Gymnas. 1868, 567 ff.). Ist demnach H. aus der Einsamkeit an die Domschule berufen worden? Eine solche Berufung wäre gewiß nichts Unerhörtes gewesen und Cruel sucht dieselbe durch Andeutungen, welche sich in der Philosophia mundi befinden, wahrscheinlich zu machen. Allein Hauréau hat in seinen Singularités hist. et litt. 241 ff. dieses Werk ein für allemal seinem wahren Verfasser Wilhelm von Conches zurückgestellt. Scherer dagegen vermuthet, daß H. die Schrift De luminaribus ecclesiae zweimal herausgegeben habe, zum ersten Male am Abschlusse seiner Lehrthätigkeit, um sich dadurch in seine neue Stellung einzuführen und dabei Rechenschaft abzulegen über sein bisheriges litterarisches Wirken und dann in einer späteren Periode seines Lebens, nachdem er auch die übrigen darin genannten Werke verfaßt. Diese habe er nun auch ins Verzeichniß aufgenommen, ohne jedoch seinen früheren Titel zu ändern. Da ferner das Offendiculum, worin H. gegen die Ehen der Geistlichen eifert, der Gemma nur um zwei Nummern vorausgeht, so weist Scherer auf die Möglichkeit hin, daß diese Arbeit zu jenen Verfolgungen Anlaß gegeben hätte, über welche sich H. wiederholt beklagt. Was ihn jedoch der Gegenpartei verhaßt machte, konnte ihn den Parteigenossen in der Fremde empfehlen. Und so wird auch die Annahme J. Diemer's wahrscheinlich, welcher in seinen „Beiträgen zur älteren deutschen Sprache und Litt." (Sitzungsberichte der philos.-hist. Classe d. Akademie d. Wissensch. in Wien Bd. 28, 127 ff., 356, vgl. auch Bd. 18, 203 ff., 256 ff. und Bd. 55, 287 ff.) diesen Standeswechsel des H. mit der in jener Zeit durchgeführten inneren Reform einzelner österreichischer Klöster und der zu diesem Zwecke erfolgten Berufung auswärtiger frommer und gelehrter Männer in Beziehung gebracht und es wahrscheinlich zu machen versucht hat, daß H. seine späteren Jahre in Göttweig als Mit-

glied des Stiftes oder als Gast verlebt habe. H. benutzte nämlich in seiner historischen Summa eine gewisse Quelle in derselben Fassung, die uns eine Göttweiger Handschrift, und nur diese, erhalten hat. Ein von Pez aufgefundenes sehr altes Verzeichniß von Büchern, welches ein Bruder Heinrich der Kirche von Göttweig geschenkt hat, weist auffallend viele Werke des H. auf, darunter das Eucharistion, welches H. einem nur mit dem Anfangsbuchstaben H. bezeichneten Gelehrten, nach Diemer wol so viel als „Heinrich“ gewidmet hat. Diesen Göttweiger Bruder Heinrich hält Diemer für eine und dieselbe Persönlichkeit mit dem Dichter Heinrich „von Göttweig“ (oder nach Heinzel und Scherer „von Melk“), welcher die Werke des H. viel benützt hat. — Auch die Zeit seiner Wirksamkeit ist uns nur in den allgemeinsten Umrissen bekannt. Daß H. unter Heinrich V. (1106—1125) blühete, sagt er uns selbst. Seine Imago mundi, die zwölfte Schrift des erwähnten Verzeichnisses im Werke De luminaribus wurde nach einer Andeutung II, 93 wahrscheinlich 1122 verfaßt. Auch die unmittelbar darauf folgende Schrift Summa gloria de apostolico et augusto gehörte derselben Zeit an, denn sie bezieht sich offenbar auf den Investiturstreit, welcher eben damals beigelegt wurde. — Das Jahr seines Todes ist unbekannt. Doch hat Wilmans durch Vergleichung der Handschriften seiner Imago mundi nachgewiesen, daß die letzte, nach 1152 erschienene Bearbeitung dieses Werkes wahrscheinlich noch von H. selbst besorgt worden und er somit erst nach dem genannten Jahre gestorben ist. — Als Schriftsteller verzichtet H. freiwillig auf Selbständigkeit. Er will nur zum Gebrauche derer, welche nur wenige Bücher zur Hand haben, das von den alten Meistern Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregorius u. A. Gesagte zusammenstellen, wie er es wieder und wieder versichert. Seine bisher gedruckten Werke findet man mit nur zwei Ausnahmen im 172. Bande von Migne's lateinischer Patrologie. Ueber die älteren Ausgaben geben Fabricius in seiner Biblioth. lat. med. et inf. aetatis, Pez in der Einleitung zum 2. Bande seines Thesaurus, Hamberger in den „Zuverlässigen Nachrichten“ IV, 245 ff. und die Hist. litt. de la Fr. Auskunft. Migne hat die Philosophia mundi noch für ein Werk des H. gehalten. Da sich deren Verfasser darin auf seine Glossulae super Platonem bezieht, so hat man auch den von Vict. Cousin aufgefundenen Commentarius in Timaeum Platonis dem H. zugeschrieben und daher finden wir bei Migne einige Bruchstücke daraus. — Bei Aufzählung der Werke des H. folgen wir der von ihm selbst angegebenen Ordnung und schließen die noch nicht gedruckten mit Klammern ein: 1) „Elucidarium“, ein Compendium der gesammten Glaubenslehre (einen Auszug daraus gab Cramer in seiner Fortsetzung Bossuet's VI, 209 ff.). Es fand großen Beifall, wurde sogar dem Anselm, Lanfrank, ja dem h. Hieronymus zugeschrieben und in mehrere Sprachen übersetzt. In deutscher Uebersetzung wurde es bis zum J. 1500 schon 13mal gedruckt (Hain 8803 ff.). Doch finden sich in dieser seiner Jugendarbeit, die er auf Bitten seiner Mitschüler verfaßt zu haben erklärt, einige Ungenauigkeiten, doch keineswegs so viele, als sie Nic. Eymericus in seinem Elucidarium elucidarii nachzuweisen versucht hat. 2) „Sigillum Mariae“ im Anschlusse an das Hohe Lied. 3) „Inevitabile“ über Freiheit und Prädestination. 4) „Speculum ecclesiae“, eine Sammlung von Predigten auf Sonn- und Festtage. 5) „Offendiculum s. de incontinentia sacerdotum“. Es galt lange als verloren, bis es Diemer 1856 im Stifte Melk in einer Abschrift aus dem 18. Jahrhundert und Dr. Nolte 1871 in einer alten Handschrift der Lütticher Bibliothek, welche einst der Benedictinerabtei St. Trond gehört hatte, wiederfand. Nolte veröffentlichte den Text in der Revue des sciences ecclésiastiques 1877 IV. sér. t. 5, 541 ff. und t. 6, 56 ff. Wir finden hier die Citate Diemer's wieder, aber nicht dessen Capitelabtheilung. Auch beweisen

einzelne Varianten, daß die Lütticher Handschrift nicht das Original der Melker Abschrift sein kann. 6) „Summa totius“, eine Weltchronik vom Anfange der Welt bis 1135. Nur der letzte Theil vom Jahre 726 an wurde zuerst in Pertz, Mon. Germ. SS. X, 128 ff. und dann von Migne abgedruckt. 7) und 8) „Gemma animae“ und „Sacramentarium“ sind liturgischen Inhalts. 9) „Neocosmus s. Hexaemeron“. 10) „Eucharistion“. 11) „Cognitio vitae“ fehlt hier bei Migne, weil es schon im Anhange zu den Werken des heil. Augustinus, dem es einst zugeschrieben wurde, abgedruckt worden war. 12) „Imago mundi“, eine Beschreibung der ganzen Welt, welche auch eine kurze Chronik enthält. 13) „Summa gloria sive de Apostolico et Augusto“. 14) „Scala coeli de gradibus visionum“. 15) („De anima et de Deo quaedam ex Augustino excerpta“) wurde von Pez zu Melk gefunden, als der 2. Band seines Thesaur. bereits gedruckt war. 16) („Expositio totius psalterii cum canticis“). Nur einige Proben aus diesem umfangreichen Werke (bei Migne Col. 269 bis 312) sind bisher gedruckt worden. 17) Eine Erklärung des Hohen Liedes. 18) „Evangelia, quae s. Gregorius non exposuit“, noch nicht aufgefunden. 19) („Clavis physicae“), wurde von Pez zu spät aufgefunden, wie Nr. 15. Mehrere Proben daraus gibt Bach in seiner Dogmengesch. des MA I, 396, II, 300 ff. 20) („Refectio mentium, de festis Domini et sanctorum“). 21) („Pabulum vitae de praecipuis festis“) sind noch nicht aufgefunden worden. Vgl. jedoch, was M. Denis, Codices mss. theol. biblioth. palat. Vindob. II, 1454 und 2028 hierüber sagt. 22) „De luminaribus ecclesiae. s. de scriptoribus ecclesiasticis“. Außerdem fand Pez in österreichischen Klöstern noch einige andere kurze Werke unter dem Namen des H., für dessen Autorschaft auch innere Gründe sprechen, nämlich: 23) „De 10 plagis Aegypti“. 24) „Scala coeli minor“ (wird nur vermuthungsweise dem H. zugeschrieben). 25) „Liber 12 quaestionum“. Die Hauptfrage, auf welche sich die übrigen mittelbar beziehen, ist die, ob der Erzengel Michael oder der heilige Petrus einen höheren Rang einnehme. 26) „Quaestiones 8 de angelo et de homine“. 29) „De animae exilio et patria s. de artibus. 28) „De libero arbitrio“ (von Nr. 3 verschieden) mit einem Anhange von Belegstellen aus mehreren Vätern. 29) „De vita claustrali“. 30) „De solis affectibus“. Schon früher waren unter des H. Namen bekannt: 31) „De haeresibus“. 32) „Series romanorum pontificum“. Zweifelhaft sind: 33) „Quaestiones et ad easdem responsiones in 2 Salomonis libros Proverb. et Eccl.“ Trithemius führt noch an: 34) („De anima lib. 1“). 35) („Dialogus ex opusculis Augustini l. 1“). Pez meint, Trithemius habe aus Nr. 15 drei Werke gemacht: 15. 34 und 35. Denis fand jedoch die Unterscheidung des Werkes De anima vom Dialogus als richtig (a. a. O. II, Col. 1307) 36) („Epistolarum ad diversos lib. 1“). Endlich wird in der erwähnten Schenkung des Göttweiger Bruders Heinrich (bei Pez) noch ein Werk mit dem räthselhaften Titel: 37) („Suum quid virtutis de virtutibus et vitiis“) erwähnt.

Vgl. außer der bereits citirten Lit. besonders Wattenbach, Deutschl. Geschichtsquellen, 4. Aufl. 1877. I, 73 u. II, 197 ff. Wilmans in Pertz, Mon. Germ. Script. X, 125 ff. Wetzer und Welte, Kirchenlex. V, 312 f. Biographie générale XXV, 79 ff. Bach a. a. O. Die Artikel von Wilmans, Pez, Fabricius und der aus der Hist. litt. de la Fr. sind auch dem 172. Bde. von Migne's Patrol. vorgedruckt. Stanonik.

Honter: Johannes H. oder Honterus, wie er mit lateinischer Endung später sich schrieb, dem Siebenbürgen die Einführung der Buchdruckerkunst, die sächsische Nation den Neubau der Schule auf Grund der wiedererstandenen classischen Litteratur dankt und in dem sie zugleich den bedeutendsten Reformator ihrer Kirche ehrt, ist, der Sohn eines ehrenhaften wohlhabenden Bürger-

hauses, 1498 in Kronstadt geboren. Um die Jugendjahre des später so berühmten Mannes hat die Sage ihren Mythenkranz geschlungen, wohin auch die Angabe gehört, daß er in Wittenberg Luther's und Melanchthon's Schüler gewesen, oder von Reuchlin's Ruf bestimmt in Basel studirt habe. Wahrscheinlich ist dagegen, daß er nach entsprechender Vorbildung in seiner Vaterstadt 1515 die Universität Wien bezogen hat, die damals von siebenbürger Sachsen zahlreich besucht, ein Hauptträger der neuen humanistischen Bildung war und in dem Kampf, zu welchem seit 1517 von Wittenberg aus das Zeichen gegeben wurde, lebhaft für die große Bewegung Partei nahm. Im Jahr 1530 finden wir H. in Krakau bereits als Meister der freien Künste, Vorlesungen besuchend und im Contubernium der ungarischen Nation lateinische Grammatik lehrend. Hier erschien sein Werkchen „De grammatica libri duo", hier 1530 bei Matthias Scharffenberg, sein Büchlein „Rudimentorum cosmographiae libri duo", das er seinen „theuern Siebenbürgern" widmet und in dessen Vorrede er klagt, daß er ferne vom Vaterland, auf vielen Irrfahrten hin und her geworfen, unvermögend sei bei dem Wüthen so schwerer Zwietracht heimzukehren und mindestens durch dieses Zeichen den Freunden seinen guten Willen beweisen wolle. Denn nach der Schlacht von Mohatsch (1526) verheerte der Bürgerkrieg seine Heimat und gerade in jenem Jahre mußte seine Vaterstadt nach dreijährigem verlustvollem Kampfe für Ferdinand von Oesterreich sich den Verbündeten Johann Zapolyas, Türken und Walachen, übergeben. Von Krakau begab sich H. nach Andeutungen in den späteren Auflagen seiner Rudimenta cosmographica, deren 1548 und 1549 in Zürich bei Froschauer drei erschienen, in die Schweiz, wo — und zwar in Basel — 1532 auch seine, „Ornatissimo senatui Cibiniensi" gewidmete Karte von Siebenbürgen, ferner 1534 (bei Henricus Petrus) eine neue Auflage der bereits in Krakau erschienenen Kosmographie herauskam. Gerufen von seiner Vaterstadt kehrte er im Sommer 1533 von Basel hierher zurück; mit sich brachte er einen reichen Bücherschatz, sowie Werkzeuge und Gehülfen der Presse. Mit welcher Theilnahme die Heimat ihn empfing, zeigte Kronstadt und das Burzenland dadurch, daß sie mitten unter den Sorgen des fortdauernden Krieges 1534 ihm allein eine Neujahrsgabe darbrachten, „einen schönen Teppich auf den Tisch" und „eine gesteppte Bettdecke", und 1535 bei seiner Verehelichung ihn aufs neue mit einer vergoldeten, fast zwei Mark schweren Silberkanne ehrten.

Während Honter's Abwesenheit aus dem Vaterlande hatte die von Luther ausgegangene tiefe Bewegung der Geister auch in Siebenbürgen unter den Sachsen Wurzel geschlagen. Vieles hatte sich vereinigt um ihr hier die Seelen zu öffnen: die vielumfassende Autonomie auf dem Boden des bürgerlichen und kirchlichen Lebens, die seit Jahrhunderten einen Theil ihres vertragsmäßigen deutschen Nationalrechts bildete und ihre freie Eigenentwickelung unter den anderen Nationen des Landes sicherte, ein durch diese Verfassung gefördertes, in weitreichendem Handelsverkehr geschärftes Verständniß für die fortschreitenden Aufgaben des Lebens, die durch den zahlreichen Besuch der Wiener Hochschule vermittelte wachsende Theilnahme des geistlichen und weltlichen Standes an der neuen humanistischen Bildung, mannigfacher Gegensatz zwischen der geistlichen Gerichtsbarkeit und der bürgerlichen Verwaltung, die auch hier nicht seltenen ärgerlichen sittlichen Gebrechen von Geistlichen, dazu endlich gerade damals wiederholte bischöfliche Angriffe auf Eigenthumsrechte des sächsischen Clerus und ihre Gemeinden. So hatte die reformatorische Bewegung, durch Luther's Schriften in Gang gebracht und durch Lehrer die in ihrem Sinn auftraten beschleunigt, in Hermannstadt das Capitel bereits zu Klagen vor dem König und dem Erzbischof von Gran veranlaßt; aber die Befehle dieser fruchteten wenig und der Fall des Reiches setzte allen Gewaltmaßregeln gegen die Reformation zunächst ein entscheidendes Ziel. Nach einem Mahn=

schreiben des Graner Erzbischofs vom 15. August 1524 hatten die „gotteslästerlichen Irrthümer" auch in Kronstadt Eingang gefunden, aber zu einem offenen Zusammenstoß, wie in Hermannstadt, waren die Gegensätze hier nicht gekommen.

In diese Anfänge eines neuen Lebens tritt nun H. ein, um mit seiner Wissenschaft und der Presse bald die leitende Kraft desselben zu werden. Gewiß nicht zufällig ist, daß mit seiner Heimkehr in Kronstadt eine fruchtbare Thätigkeit auf dem Felde der Schule beginnt. Diese ist hier seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bezeugt; ihre Rectoren sind Männer akademischer Bildung; ihre Schüler besuchen zahlreich die Universitäten von Krakau und Wien; mehr als einer derselben hat an der artistischen Facultät hier selbst Vorlesungen gehalten. Auch die Landgemeinden rings um Kronstadt haben seit alter Zeit jede ihre Schule. Doch war das Schulwesen in den letzten „ungnädigen Zeiten und durch Nachlässigkeit der Feinde der Frömmigkeit schier ganz gefallen." Jetzt wird neuer Eifer für dasselbe erfolgreich thätig. In demselben Jahr 1533, da H. heimkehrt, besorgt der „Stadtprediger" Lucas Plecker Kauf und Herabsendung eines bedeutenden Bücherschatzes in Deutschland, zu dem der Rath aus städtischen Mitteln 10 Gulden „zur Mithülfe" anweist. Gleichzeitig wurde die Zahl der besoldeten Lehrer vermehrt und Vorkehrung getroffen, daß außer ihnen auch andere „geeignete Lectoren" Religion und die freien Künste „in beiden Sprachen" lehrten. Die Vermuthung ist nicht abzuweisen, daß unter diesen „Lectoren" auch H. gewesen sei; gewiß ist, daß die neue Schulordnung — constitutio scholae Coronensis — die mit Zustimmung des Rathes 1543 veröffentlicht wurde und auf Grund welcher die neue Anstalt im folgenden Jahre mit 29 Schülern der obersten Classe ins Leben trat, von ihm herrührt. Seine gesammte schriftstellerische Arbeit, die ganze Thätigkeit seiner Presse steht ein ganzes Jahrzehnt lang zunächst im Dienste des Unterrichts, der Erziehung. Als erstes Werk erscheint von ihm in Kronstadt 1535 eine neue Auflage seiner lateinischen Grammatik, der 1539 eine griechische folgt. Dieser schließt sich in demselben Jahr ein Büchlein mit den Sprüchen des Publius Syrus, dem „Enchiridion Sexti", den Denksprüchen der griechischen Weisen an, ebenso die Catonischen „Disticha moralia", weiter ein „Lehrbuch der Dialektik", wesentlich nach Aristoteles, der Rhetorik nach Cicero und Quinctilian. Hiezu kamen 1540 des griechischen Mönchs Nilus Vorschriften zu einem christlichen Leben, — H. fand die Schrift in einer Bibliothek in der Walachei und gab sie zuerst heraus — 1541 eine Auswahl aus des Erasmus von Rotterdam griechischen und lateinischen Sprüchwörtern (Epitome adagiorum) mit Erläuterungen, dann Einzelnes aus Plato's Werken und Aristoteles „Ueber die Welt" (περὶ κόσμου), endlich 1542 die so werthvolle umgearbeitete Ausgabe der „Grundzüge der Weltbeschreibung" — Rudimenta cosmographica libri IV — in Hexametern mit 16, für jene Zeit überraschend guten Karten, die H. mit eigener Hand in Holz geschnitten. Der Werth des Buches erhellt wol am besten daraus, daß es bis zum Jahr 1611 in nicht weniger als 22 Auflagen in Deutschland und in der Schweiz wieder gedruckt worden ist; die Karten der Zürcher Ausgabe (die nur drei Bücher im Titel zählt und das vierte unter der Ueberschrift: De variarum rerum nomenclaturis enthält) von 1548 sind colorirt.

In dieser gesammten wissenschaftlichen Thätigkeit Honterus', die seinen Namen selbst an dem Hofe Johann Zapolyas in Ofen mit Ruhm umgab und ihn mit den hervorragendsten Männern des Landes, darunter mit dem Weißenburger Propst, dem späteren Graner Erzbischof Verantius, in Verbindung brachte, tritt nirgends ein offener Angriff gegen das römische Kirchenthum auf und doch hat er zweifellos schon damals unmittelbar für die Reformation gearbeitet. Das geht aus zwei sehr bedeutenden Schriften desselben aus dem

J. 1539 hervor. Die eine ist des Augustinus Verzeichniß der Ketzereien (Catalogus haereseon), die andere eine Sammlung von Stellen aus allen Werken des Augustinus (Sententiae ex omnibus operibus divi Augustini), jene dem Fünfkirchner Bischof Johann Esseki, der 1538 in Kronstadt war, diese der jungen Königin Isabella gewidmet. Ist schon die Wahl der Schriften Augustinus' bezeichnend, so noch mehr der Inhalt der Vorreden in beiden, die fortwährend den „Glauben", das „Wort Gottes" betonen gegen so „vieler Häupter ungeheurliche Klugheit des Fleisches", welche „aus Ehrsucht und Habsucht Andere ins Verderben ziehen und die Heilslehre des Herrn für eine Neuerung ausgeben, dafür an den erfundenen Satzungen der Menschen" festhalten, während doch „Christus nicht deshalb in die Welt gekommen ist und uns Alles verkündigt, was er gehört hat vom Vater, daß nach ihm ein anderer Weiserer den Menschen eine von ihm verschiedene Art des Lebens vorschreibe." Auch liegen Andeutungen vor, daß seine Entschiedenheit für „die Wahrheit des Evangeliums" 1540 ihn eine Zeit lang selbst von seinem Freunde, dem Kronstädter Stadtpfarrer Jeremias Jekel, getrennt hat. Doch findet nirgends geräuschvoller Kampf, heftiger Zusammenstoß statt; die Entwicklung vollzieht sich in der Stille; schon 1541 gilt Kronstadt für eine so evangelische Stadt, daß Hermannstadt hier über die Feier des Abendmals anfragt. Im J. 1542 wird endlich das befreiende Wort offen gesprochen, indem H. den Entwurf einer Kirchenverbesserung für Kronstadt und das ganze Burzenland veröffentlicht (Formula reformationis ecclesiae Coronensis ac Barcensis totius provinciae). Das Büchlein fand die Frucht schon reif, die Umwandlung der Volksseele bereits vollzogen; am Sonntag Rogate desselben Jahres trat der Kronstädter Stadtpfarrer in die Ehe; in der Woche Allerheiligen versammelte sich die Gauvertretung des Burzenlandes, um über „die reine Predigt des Evangeliums und die Kirchenverbesserung" zu berathen. Sie beschlossen die Durchführung derselben; schon in der vierten Adventwoche begannen die Herren vom Rathe und Capitel zu diesem Behufe die Kirchenvisitation. Im folgenden Jahr (1543) gab H. jenen Entwurf, wohl verbessert, als Reformatio ecclesiae Coronensis ac totius Barcensis provinciae neu heraus; Melanchthon hielt das Werk für so bedeutend, daß er es in demselben Jahr mit einer eigenen Vorrede in Wittenberg drucken ließ; an dasselbe wies Luther in seinem Schreiben vom 1. Septbr. 1543 den Hermannstädter Stadtpfarrrer Matthias Ramser, und sah in H. den „Evangelisten des Herrn in Ungarn". Die Apologie, die derselbe gegen die vom Hof ausgehenden Angriffe auf das begonnene Werk schrieb, das dort vom Schatzmeister, dem allgewaltigen „Mönch" Martinuzzi und dem Weißenburger Domcapitel natürlich ungünstig angesehen wurde, erleichterte den Kronstädter Abgeordneten die Vertheidigung desselben vor der Königin Isabella. Am 22. April 1544 wählte Kronstadt, nachdem sein Stadtpfarrer freiwillig in die Pfarre von Tartlau gegangen, H. zu dessen Nachfolger. Inzwischen war die Reformation, der in dem langen Krieg zwischen Ferdinand und Zapolya (1526 bis 1538), sowie in den neuen Wirren nach dem Tode (1540) dieses keine übermächtige Staats- und Fürstengewalt hindernd in den Weg treten konnte, auch in den andern Theilen des Sachsenlandes immer siegreicher geworden; am 17. Mai 1545 sprach die geistliche Synode in Mediasch aus, daß sie alle Glieder einer Religion und eines Körpers seien und setzte das Verhältniß fest, nach welchem die einzelnen Capitel — früher theils unter dem Graner theils unter dem siebenbürgischen Bischof — fortan als eine Gesammtheit zu den gemeinsamen Lasten beizutragen hätten. Die sächsische Nationsuniversität — die gewählte Volksvertretung — hatte die Reformation von Anfang her gefördert; sie veranlaßte die abermalige Umarbeitung der Kronstädter Kirchenordnung, um Uneinigkeit und Spaltung zu verhüten; H. gab sie 1547 in lateinischer Sprache:

„Reformatio ecclesiarum Saxonicarum in Transsilvania“ und zugleich deutsch: „Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen“ heraus; die Universität erhob sie 1550 zum Reformationsgesetz der sächsischen Nation, indem sie beschloß, daß alle sächsischen Kirchen nach diesem verbessert werden und alle Pfarrherren darnach sich halten sollten. Neben den zahlreichen gleichzeitigen Kirchenordnungen Deutschlands ganz eigenartig dastehend ist jene Kirchenordnung ein Werk tiefsten sittlich-religiösen Ernstes, hochbedeutsam auch durch die Umsicht und maßvolle Besonnenheit, die dort mitten in der großen Bewegung jener Tage die Herrschaft behält, mit dem offen ausgesprochenen Ziel, durch die Macht des gereinigten Glaubens auch das bürgerliche Leben zu reinigen, eine christliche Verbesserung auch „der weltlichen Sachen“ zu bewirken; sie hat den dauernden Rechtsgrund zum Aufbau der deutschen evangelischen Kirche Siebenbürgens gelegt. Der Forderung der neuen Kirchenordnung, die mit großer Entschiedenheit den Unterricht des Volkes betont, entsprach es, daß H. 1545 Luther's kleinen Katechismus herausgab, dem 1547 seine „Agende für die Seelsorger und Kirchendiener in Siebenbürgen“ folgte. Die „Disticha novi testamenti“ (1545), die den Inhalt der neutestamentarischen Bücher nach den einzelnen Capiteln angeben und durch die Anfangsbuchstaben der Verse zugleich die Zahl des betreffenden Capitels bezeichnen, haben die studirende Jugend im Auge, ebenso die „Odae cum harmoniis, ex diversis poetis in usum ludi literarii Coronensis decerptae“ (1548). Dasselbe Ziel verfolgt die Herausgabe von Hesiod's Werken und Tagen (1544), von sechs Terenzischen Komödien (1545).

Auch auf dem Feld der Rechtswissenschaft ist H. für sein Vaterland erfolgreich thätig gewesen. Schon 1539 gab er einen Auszug aus den Pandekten heraus („Sententiae ex libris pandectarum juris civilis decerptae“); das Werk war dem König Johann gewidmet, der im November 1538 Kronstadt besucht hatte; Verantius rühmt die Aufnahme, die es bei dem König und seinem Rath in Ofen gefunden; die sächsische Nationsuniversität sandte ihm dafür eine Ehrengabe von 100 Gulden. Fünf Jahre später trat an die Seite desselben das für die sächsische Nation noch bedeutsamere: „Compendium juris civilis in usum civitatum ac sedium Saxonicalium collectum. Impressum in inclyta Transsilvaniae Corona. MDXLIIII“, mit dem offen ausgesprochenen Zweck, durch ein gemeinsames Gesetzbuch ein neues festes Band der Einheit um die sächsischen Gaue zu schlingen, die in den zwei letzten Menschenaltern allmählig zu einem politisch-nationalen Körper zusammengewachsen und nun durch die Reformation auch jener kirchlichen Sonderung ledig geworden waren, die sie bis dahin in der Verschiedenheit der Bisthümer (des Graner und Weißenburger) getrennt hatte. Das Werk zog sofort die Aufmerksamkeit der ganzen Nationsuniversität, die sich eben mit der Abfassung eines geschriebenen Rechtes beschäftigte, so sehr auf sich, daß sie den Urheber desselben aufforderte, es ins Deutsche zu übersetzen; gewiß ist, daß er darin die ersten Bausteine der Wissenschaft — es enthält wesentlich römisches Recht — zusammengetragen, auf deren Grund gegen das Ende des Jahrhunderts (1583) das „Eigenlandrecht der Sachsen in Siebenbürgen“ (Statuta jurium municipalium Saxonum Transsilvanorum) zum Abschluß kam.

Es ist erklärlich, daß eine so überreiche Thätigkeit, ein Leben das ebensosehr in die Breite als in die Tiefe geht, sich schnell verzehrt. H. starb am 23. Januar 1549. Neben seinen Werken und Thaten hat sein Zeitgenosse, der schlichte Chronist Hieronymus Ostermeyer, Organist der Kronstädter Pfarrkirche, ihm das schönste Denkmal gesetzt: „er hat die Lehre des heiligen Evangelii und den rechten Gottesdienst allhier erst angericht, die Schule reformirt zu Nutz der Jugend, die Druckerei aufgebracht und um des heiligen Evangelii halben viel er-

litten und ausgestanden . . . fromm, demüthig, lehrhaftig, ehrerbietig, Niemand verschmähend" — so steht er da in der Geschichte seiner Kirche und seines Volkes, diesem ein Apostel der neuen Zeit, die sich ihm mit H. erschließt und der er vorragend vor allen seinen Volksgenossen jener Tage den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat für viele Geschlechter.

Die erste Biographie in Czwittinger, Specimen Hungariae litterariae, Francofurti & Lipsiae, 1715; dann mit vollständigerer Angabe seiner Werke in Joh. Seivert's Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten, Preßburg 1785; mit einigen Zusätzen wieder abgedruckt in Jos. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, II. Bd., Kronstadt 1870. Auf Grundlage neuer Forschungen Dr. G. D. Teutsch: Ueber Honterus und Kronstadt zu seiner Zeit, im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Band 13 der neuen Folge, wo sich auch eine eingehende Quellenangabe findet. G. D. Teutsch.

Hontheim: Johann Nikolaus v. H., trierischer Weihbischof, Bischof zu Myriophit, kurtrierischer geheimer Staatsrath, geb. zu Trier am 27. Januar 1701 (nicht zu Koblenz 1700, wie Meusel, Adelung, Weidlich u. A. angeben), gest. zu Montquintin am 2. Septbr. 1790. Seine Eltern waren Karl Kaspar v. H., Generaleinnehmer des Obererzstifts, Hochgerichtsschöffe und Stadtrath, auch mehremal Bürgermeister von Trier (1657—1724), und Anna Margaretha v. Anethan, der Großvater, Johann Nikolaus v. H., kurtrierischer Hofrath (geb. 1617, † am 28. Jan. 1665), der Urgroßvater, Joh. Wolfgang v. H., kurtrierischer und speyerischer Rath (vgl. die weitere Genealogie im Tr. Wochenblatt 1819, Nr. 22). Der Vater des Urgroßvaters, Nikolaus v. H., war Doctor der Rechte; ihm verdankt man die Schrift: „De Syntaxi et fide Instrumentorum sive de arte Notariatus ad Rom. Curiae, Imperialis, Spirensis celeberrimorumque iudiciorum mores etc.", Moguntiae 1607. Als Geburtshaus wird das in der Palastgasse damals mit Nr. 94 bezeichnete Haus angegeben. Am 29. Januar wurde H. nach Ausweis der Pfarregister in S. Laurentius in Trier getauft. Zwölf Jahre alt, erhielt er durch Verleihung seines Oheims, Hugo Friedrich v. Anethan, ein Canonicat an dem St. Simeonsstift zu Trier, in Folge dessen er am 25. Mai 1713 die Tonsur nahm. Seine Gymnasialstudien machte er bei den Jesuiten in Trier; seine Eltern gaben ihm eine treffliche Erziehung und auch seine Gegner mußten ihm den Ruf einer durchaus tadellosen und reinen Jugend zugestehen. Die höheren theologischen und juristischen Studien machte er zu Trier, wo er die Professoren Deel und Nalbach, den späteren Weihbischof, hörte, in Löwen, wo Bawens, Hackius, Bugenhaut seine Lehrer waren (van Espen lehrte, wie H. selbst in einer Notiz anmerkte, nicht mehr, kam aber gern zu den Disputationen der Studirenden und argumentirte dabei mit), endlich in Leyden, wo er den Vorlesungen von Vitriarius und Wessenberg folgte. Nach fünfjährigem akademischen Studium wurde er nebst seinem älteren Bruder Wolfgang in Trier zum Doctor der Rechte promovirt (6. April 1724; die Promotionsschrift handelte: „De Jurisprudentia naturali et summo imperio"), machte im nämlichen Jahre und 1729 Reisen in Belgien, Holland, Deutschland und Italien. Nach längerem Aufenthalte in Rom wurde er 1728 Assessor und geistlicher Rath am Consistorium zu Trier und 1732 Professor des Civilrechts an der dortigen Universität, in welcher Eigenschaft er bis 1738 wirkte. Eine Anzahl Dissertationen rührt aus dieser Zeit. 1738 berief ihn der Kurfürst Franz Georg nach Koblenz, wo er im folgenden Jahre zum erzbischöflichen Offiziale ernannt wurde. In dieser Stellung, welche H. bis zum J. 1747 bekleidete, sammelte er zum größten Theil die Materialien zu seinen großen historischen Werken, und begann er zugleich einen bedeutenden

Antheil an der kirchenpolitischen Bewegung der Zeit zu nehmen. Als im Jahre 1740 Karl VI. starb, wurde H. dem kurtrierischen Botschafter Frhrn. v. Spangenberg beigegeben, um die Interessen des Kurfürsten bei den Vorbereitungen zur Kaiserwahl zu vertreten. H. selbst erzählt: „wir arbeiteten gemeinschaftlich unter den Augen des Fürsten — bis zur Abreise Spangenberg's zum Gesandtschaftsposten nach Frankfurt. Nun war ich allein bei dem Kurfürsten, da Franz Georg in den Geschäften, die Kaiserwahl betreffend, die er mit dem größten Geheimniß betrieb, sich keines andern seiner Räthe bediente. Nach dem Tode des Kaisers Karl VII. waren wieder die nämlichen Umstände, und ich hatte den nämlichen Dienst am Hofe, bis zur Wahl und Krönung des Kaisers Franz I., zu welcher ich den Kurfürsten nach Frankfurt begleitete." Damals scheint es gewesen sein, daß die anmaßlichen Forderungen des päpstlichen Nuntius Doria und dessen indiscrete Einmischung in die Angelegenheiten der Kurfürsten und des Reiches in H. den Gedanken wachgerufen, die Grenzen der päpstlichen Gewalt einer erneuten kritischen Untersuchung zu unterziehen. Man erzählt, der Freiherr v. Spangenberg habe damals in einer Gesellschaft die Uebergriffe der Curie lebhaft beklagt und den Wunsch ausgesprochen, es möge ein gelehrter Geistlicher aufstehen, und in einem gründlichen Werke den Unterschied zwischen der geistlichen Macht des Papstes und der angemaßten politischen Gewalt desselben aufweisen; H., der zugegen war, habe dann beim Weggehen gesagt: „ich will es versuchen, der deutschen Kirche einen solchen Geistlichen zu stellen" (Wittola, Neueste Beiträge zur Religionslehre und K.G., I. 2. S. 928 f. Wien 1790).

Im J. 1746 schlichtete H. im Auftrag des zum Schiedsrichter gewählten Kurfürsten von Trier einen Streit zwischen dem Fürstbischof von Speyer und dem Domcapitel; im selben Jahre entsendete ihn der Kurfürst, der auch Bischof von Worms war, dorthin, um über das dasige Generalvicariat und die vier Stiftskirchen Visitation zu halten. Das Uebermaß der Anstrengungen veranlaßte ihn indessen, 1747 von dem Offizialate zurückzutreten und sich nach Trier auf sein Canonicat mit dem Titel eines Geheimeraths, den er seit 1741 trug, zurückzuziehen, um seine angegriffene Gesundheit zu pflegen. Man bewilligte ihm, wie H. selbst berichtet, diese Ruhe nur nach großem Widerspruch und mit „böser Miene"; da sich aber sein Befinden sehr bald besserte, ernannte ihn der Kurfürst Franz Georg aus eigenem Antriebe schon am 13. Mai 1748 zum Nachfolger des am 11. Mai verstorbenen Weihbischofs v. Nalbach. In diesem Amte, welches H. bis zu seinem Tode, auch unter den beiden nachfolgenden Kurfürsten Johann Philipp und Clemens Wenceslaus inne hatte, und welches mit dem Generalvicariate in spiritualibus verbunden war, entwickelte H. eine von allen Seiten anerkannte höchst ersprießliche administrative Thätigkeit. Da die Kurfürsten am Rheine residirten und mehr weltliche Herren als Bischöfe waren, lag auf ihm eigentlich die ganze Last der kirchlichen Verwaltung, was ihn aber nicht hinderte, auch in den weltlichen und politischen Geschäften durch seine Einsicht und Erfahrung den Kurfürsten die erheblichsten Dienste zu leisten. Es ist geradezu erstaunlich, wie ihm gleichwol die Zeit geblieben ist zu einer höchst umfassenden und bedeutenden litterarischen Thätigkeit.

Hontheim's kleinere Arbeiten auf litterarischem Gebiete waren außer den erwähnten akademischen Dissertationen die „Norma studiorum pro Universitate Trev. et pro Gymnasio Confluentino" (1751), die „Argumenta Psalmorum et Canticorum" (1759), eine Anzahl geistlicher Reden (so ein „Sermo habitus a R^o Suffraganeo ad Serenissimum nomine cleri apud valvas Metropolitanae Trev. die inthronisationis 22. Febr. 1768) und akademischer Ansprachen, die er als Procancellarius der Universität 1749 ff. hielt (Auszüge in der Tr. Kronik

1821, S. 198 f., 226 f., 1822, 3). Die Herausgeber der Gesta Trevirorum (III. 254 b) schreiben ihm auch die Revision des trierischen Breviers (1748) zu, ob mit Recht, muß dahingestellt bleiben, da die historischen Lectionen desselben mit Hontheim's Ansichten vielfach in hellem Widerspruch stehen. Aber zwei Hauptwerke sind es vor allem, welche Hontheim's Namen berühmt machten: die Arbeiten über die Geschichte seiner Vaterstadt und der Febronius. Die trierische Geschichte war vor H. keineswegs unangebaut geblieben. Die Annales Trevirenses der Jesuiten Brower und Masen, die rechtsgeschichtlichen und urkundlichen Forschungen eines Kyriander und Zillesius werden stets Denkmäler liebevoller und erfolgreicher Beschäftigung mit diesem Gegenstand bleiben. Aber es fehlte vor allem noch an einer umfassenden Herbeischaffung und Zurechtlegung des weitschichtigen gedruckten, wie besonders handschriftlichen Materials: erst wenn diese Vorarbeit erledigt war, konnte an eine kritische Bearbeitung der Geschichte dieser hochinteressanten Stadt gegangen werden. H. war es, der sich dieser doppelten Aufgabe unterzog und sie für jene Zeit in mustergiltiger Weise löste. Die „Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica inde a translata Treveri praefectura praetorio Galliarum ad haec usque tempora: e genuinis scripturis eruta atque ita digesta, ut non solum jus publicum particulare archiepiscopatus et electoratus Trevirensis in suis fontibus plenissime exhibeat, sed et historiam civilem et ecclesiasticam Germaniae ejusque singularia jura publica ac privata illustret“ — erschien zu Augsburg und Würzburg bei Martin Veith, 1750, in 3 Bänden in kl. Fol., und gibt außer einem trierischen Urkundenbuch „Dissertationes praevias“, in welchen die politische und kirchliche Entwickelung, die allgemeinen Kulturzustände, Geschichte und Alterthümer der betreffenden Zeitabschnitte kritisch abgehandelt werden. Während die „Historia diplomatica“ die Urkunden gibt, sammelte H. in seinem 1757 in demselben Verlag zu Augsburg in 2 Foliobänden erschienenen „Prodromus Historiae Trevirensis diplomaticae et pragmaticae exhibens Origines Trevericas Gallo-Belgicas, Romanas, Francicas, Germanicas sacras et civiles aequalium et scriptorum fide et monumentorum authoritate assertas“, die Mittheilungen sämmtlicher ihm bekannt gewordener antiker und mittelalterlicher Schriftsteller über Trier und gab zugleich hier eine erste Ausgabe zahlreicher trierischer Historiker. Auch sind weitläufige Commentare beigegeben, in denen alle wesentlichen Fragen der trierischen Staats-, Stadt- und Kirchengeschichte berührt, die meisten erschöpfend abgehandelt werden. Es war allem Anschein nach Hontheim's Absicht, eine dritte Sammlung ähnlicher Art herauszugeben, welche offenbar den Prodromus ergänzen sollte. Dieses Werk ist unter dem Titel „Historiae Scriptorum et monumentorum Trev. amplissima Collectio“ in 2 Bänden handschriftlich erhalten und aus dem Nachlasse Hontheim's in die trierische Stadtbibliothek (Cod. 1823) übergegangen: es enthält eine Menge bis jetzt noch keineswegs ausgenutzter Beiträge. Hontheim's Leistungen auf dem Gebiete der trierischen Geschichte sind für alle Zeit bahnbrechend und grundlegend geblieben. Freilich stellt die Gegenwart höhere Anforderungen an die Herausgeber von Texten und Urkunden; aber das 18. Jahrhundert hat wenig sorgsamere Editoren aufzuweisen: Grandidier z. B. und Schöpflin erreichen in dieser Hinsicht unsern H. nicht, der beiden, wie überhaupt fast allen deutschen Forschern jener Zeit an Unbefangenheit der Auffassung und Schärfe der Kritik überlegen ist. Große Lücken haben allerdings seine Bücher, und das handschriftliche Material ist nicht entfernt in ihnen erschöpft; aber man muß dankbar für das sein, was hier geboten war, und nicht vergessen, wie schwer es in jener Zeit war, die Archive und Bibliotheken, welche meist in ganz ungeordnetem Zustand waren, zu benutzen. Allerdings war, sollte man glauben, H. durch seine Stellung mehr als irgend Jemand in der Lage, sich des Materials

zu bemächtigen; aber trotzdem ist gewiß, daß man ihm, wie Grandidier im Elsaß vielfach aus Argwohn die wichtigsten Actenstücke vorenthielt. Den Beweis für diese Behauptung liefert mir die handschriftliche Glosse eines Benedictiners von S. Maximin in Cod. 629 der Supplém. latins der Nationalbibliothek zu Paris; hier, in einer ehemals der Abtei S. Maximin bei Trier gehörigen, St. Paulin angehenden Handschrift merkte der P. Maugerard, exbénédictin, pensionnaire de S. M. Napoléon le Grand an: que M. de Hontheim n'a jamais pu obtenir la communication de ce manuscrit (contenant l'histoire des Martyrs de la légion Théb.) du chapitre de S. Paulin à qui il appartenait. Ce chapitre et autres corps ecclésiastiques ayant remarqué qu'il semblait n'écrire que pour relever le pouvoir temporel de l'Electeur, dont les prédecesseurs s'appelèrent dans les 9. 10. et 11 seculis sanctae ecclesie Trevirensis humilis minister —, lui ont refusé leurs archives et l'ont livré à ses sistèmes de mondanité, tout homme de bien qu'il étoit (le 11 juin 1811). —

In unsern Augen werden Hontheim's Arbeiten zur Geschichte seiner Vaterstadt stets sein glänzendster Anspruch auf Unsterblichkeit sein; aber viel bekannter wurde sein Namen und viel bedeutender sein Einfluß auf die Zeitgeschichte durch sein zweites Hauptwerk, welches zuerst unter dem Titel: „Justini Febronii Icti de Statu Ecclesiae et legitima potestate Romani Pontificis Liber Singularis, ad reuniendos Dissidentes in religione Christianos compositus, Bullioni apud Guillelmum Evrardi“, 1763, in einem starken Quartband erschien. Der wahre Druckort war Frankfurt a M., der Drucker der Buchhändler Eßlinger, dem es durch Hontheim's intimsten Freund, den k. Rath Baron v. Krufft, unentgeltlich, aber unter der Bedingung der Verschwiegenheit zugestellt worden war. Das Manuscript, welches Herrn v. Krufft nach dem Druck wieder zurückgegeben werden sollte, kam indessen, da dieser inzwischen nach Wien zurückgekehrt war, und Eßlinger starb, durch den katholischen Geistlichen Dumeiz in Frankfurt, welcher für H. die Correctur besorgt hatte, an den protestantischen Gelehrten Mieg zu Heidelberg, der es laut Brief vom 27. Febr. 1792 noch 1792 besaß (s. Treviris 1834, II. u. 52). H. hatte seinem Werke, das er pseudonym in die Welt schickte (den Namen Justinus Febronius wählte er nach einer Aeußerung des Freih. v. Krufft, „weil zwei seiner geschätzten Verwandten Justina und Febronia hießen“; richtiger, weil seine Schwester, Stiftsdame in der adelichen Damenabtei Juvigny Justina Febronia hieß, wie dies der kurtrierische Staatskalender ausweist), Widmungen an P. Clemens XIII., weiter an die christlichen Könige und Fürsten, die Bischöfe, die Doctoren der Theologie und des canonischen Rechts vorausgeschickt, in welchen er sich über den Zweck desselben mit wünschenswerther Offenheit ausspricht. Er will, sagt er, die Auctorität des hl. Stuhls nicht angreifen, sondern im Gegentheil befestigen, indem er den wahren Umfang derselben untersucht und ihr die richtigen Grenzen anweist, in welchen sie sich zum Segen der Christenheit zu bewegen hat. Indem die Träger dieser Auctorität diese Grenzen überschritten, haben sie unzählige wohlberechtigte Klagen der gesammten, namentlich aber der deutschen Christenheit hervorgerufen, die große Kirchentrennung verursacht, und diese Grenzüberschreitung der päpstlichen Gewalt ist noch jetzt die Hauptursache der fortgesetzten Spaltung der Kirche. Er beschwört den Papst, auf die Wege der alten christlichen Tradition zurückzukehren und den Curialisten ferner kein Gehör zu schenken, welche nur alles aufbieten, um die Einheitsbestrebungen zu nichte zu machen.

Das System der kirchlichen Verfassung, welches H. nun in seinen 9 Kapiteln entwickelt, ist im wesentlichen dasjenige der gallicanischen Schule, wie es namentlich Richer vorgetragen. Der Grundgedanke des Werkes ist die Leugnung der monarchischen Verfassung der katholischen Kirche: nach Febronius erhalten Papst und

Bischöfe ihre Gewalt von der Kirche, welche durch das Generalconcil vertreten wird, das über dem Papste steht. Er leugnet den Primat nicht, wol aber, daß derselbe nothwendig mit dem römischen Bischofsstuhl verbunden ist. Ohne Reception und Consens seitens der Kirche sind die Decrete des Papstes weder in Dingen der Disciplin, noch des Glaubens irreformabel; viele dem Papste jetzt zustehende Rechte, wie die Confirmation der Bischofswahlen, die Postulation, Consecration und Absetzung der Bischöfe, Errichtung neuer Bischofssitze, Canonisation u. s. f., sind zufällige, nicht inhärirende Rechte des Primates; angemaßte und falsche Rechte desselben aber seien z. B. die Infallibilität, die Gewalt in weltlichen Dingen, die mit den Bischöfen concurrirende Gerichtsbarkeit; den Bischöfen widerrechtlich entzogen seien die Reservation von Sünden, die Exemption gewisser Orden, die Verleihung von Präbenden und Dignitäten über den Kopf der Ordinarii, die Beschränkung der bischöflichen Wahlen, die Annaten, die Ausübung unmittelbarer Legislation in den Diöcesen, zahlreicher Dispensationen und die Appellationen von den Sprüchen des untern Richters. H. erklärt nun, die Kirche müsse in Hinsicht all' dieser Dinge in den Zustand der ersten Jahrhunderte zurückkehren, in die Zeit, „ehe die pseudo-isidorischen Decretalen die gesammte Gesetzgebung derselben gefälscht und zu Gunsten Roms umgeworfen haben". Und da die römische Curie, ja selbst die allgemeinen Concilien sich unfähig erwiesen hätten, diese Reform und damit die durch sie bedingte Wiedervereinigung der getrennten Kirchengesellschaften zu bewerkstelligen, so sei es an den weltlichen Fürsten, der Kirche die Freiheit wieder zu verschaffen. Jeder Fürst, namentlich aber der Kaiser, solle in seinem Reiche das anordnen, wodurch die Geltung des alten Rechts wiederhergestellt würde; zu dem Zwecke sollen sie auch ein allgemeines und Nationalconcilien selbst gegen den Willen des Papstes einberufen und eventuell den Gehorsam in den von der Curie angemaßten Dingen verweigern.

Der Febronius, obwol lateinisch und in keineswegs angenehmer Form geschrieben, hatte gleichwol einen Erfolg, wie kaum je ein anderes Buch. Schon 1765 folgte eine zweite Auflage, Nachdrucke erschienen in Zürich und Venedig, Uebersetzungen in vielen Landessprachen; so ein deutscher Auszug 1764, zwei französische und eine italienische. Namentlich auch in Portugal und Spanien fand das Buch große Verbreitung; hier gewann es geradezu das Ansehen eines Codex der kirchlichen Gesetzgebung, und H. selbst erzählte aus Portugal, daß einem Werke Pereire's eine kirchliche Approbation vorgedruckt war, welche ihren Text aus Febronius entlehnte. Selbstverständlich lenkte sich die Aufmerksamkeit Roms rasch auf das Buch und seinen Autor. Der Nuntius Borromeo zu Wien verschaffte sich eines der ersten Exemplare und sandte dasselbe durch eine Estafette nach Rom, wo bereits am 27. (n. A. 25.) Februar 1764 die Verurtheilung desselben erfolgte; am 21. Mai d. J. forderte der Papst durch ein Breve alle Bischöfe Deutschlands zur Unterdrückung des Febronius auf, eine Aufforderung, welcher neun Bischöfe (Trier, unterm 14. Juni, Köln, Mainz, Augsburg, Bamberg, Constanz, Freisingen, Würzburg und Prag) nachkamen, während 16 sich, wie es scheint, ganz passiv verhielten. Der Cardinal Corregiani verbot unter 10jähriger Galeerenstrafe jedem Unterthan des Kirchenstaates die Lectüre des Werkes. Das hinderte indessen nicht, daß das Werk bei den Höfen ungetheilten Beifall fand und größten Einfluß gewann. Seiner Einwirkung war es zu verdanken, wenn der König von Neapel die Regeln der römischen Kanzlei für jene Staaten aufhob, Venedig 1768 den Bischöfen die Jurisdiction über die Ordensleute wiedergab, Maria Theresia ähnliche Verfügungen für das Herzogthum Mailand traf. Der Bischof von Coimbra, welcher den Febronius verbot, wurde eingezogen, seine Verordnung cassirt und ihm der Prozeß gemacht. Die Be=

schwerden, welche die Abgesandten der drei rheinischen Kurfürsten, v. Deel, H., Karl Hillesheim 1769 (13. Decbr.) auf der Versammlung zu Coblenz im Namen ihrer Mandatare gegen Rom erhoben, später die Emser Punktationen, decken sich vielfach mit den Ausführungen des Febronius (s. diese Gravamina bei Le Bret, Magazin für Staaten- und Kirchengesch., VIII. 1—21) und Josephs II., wie Leopolds von Toscana kirchliche Reformpläne säumten nicht, den von Febronius angegebenen Weg zu betreten und die widerstrebende Kirche nach dessen Rezept zu curiren. Vergebens versuchte der Wiener Nuntius, Maria Theresia ein Verbot des Buches abzulocken; nicht minder hatten alle ähnlichen Versuche in Venedig nur den Erfolg, die Verbreitung des Febronius mit staatlicher Genehmigung zu fördern (Wittola, I. 918 f., Walch, I. c. 1. S. 154 f., 158).

Es konnte nicht fehlen, daß Hontheim's Werk zahlreiche litterarische Befehdung fand. Blos bis zum J. 1777 standen zwanzig Schriftsteller der curialistischen Richtung gegen ihn auf: der Pseudonymus Justinianus Frobenius, der Jesuit Kleiner, Professor zu Heidelberg, die Kölner Universität (1765), Georg Trautwein, Abt zu Ulm (Antonius de Vigilibus, 1765), der Minorit Sangallo, dessen Ordensbruder Ladislaus Sappel (4 Bde., 1766—75), Joh. Godf. Kaufmanns, Prof. in Köln, die Jesuiten F. X. Zech in Ingolstadt (in seinem Kirchenrecht), Zaccaria mit seinem Antifebronius (1767—72, 4 Bde.) und Feller, Pietro Ballerini in Verona (1768), der Dominicaner Corsi, Constantini, der Capuziner Cocaleus (Italus ad Febr., 2 Bde., 1773), die Jesuiten Anton Schmidt, Joh. Carrich (1773) und ein Anonymus ihres Ordens, weiter Pellizer (De statu eccl. c. Febr., Bayonne 1777) und die Dominicaner Mipemelli und Mamachi, der bekannte Archäolog. Diesen und andern Angriffen setzte H., immer die Anonymität wahrend, vier weitere Bände des Febronius entgegen, welche zu Frankfurt und Leipzig 1770, 1772, 1773 und 1774 (3 Bde., der letztere in zwei Abth.) erschienen und endlich gab er 1777 einen Auszug des Ganzen unter dem Titel: „Febronius abbreviatus“ heraus, welchem 1785 ein gleichnamiger zur Widerlegung entgegengesetzt wurde. Als die Jesuiten nach ihrer Auflösung 1773 mißvergnügt die Waffen in diesem Kampfe streckten (Zaccaria's Benehmen schlug so um, daß man ihn für den Verfasser einiger damals ausgegebenen Vertheidigungsschriften des Febronius halten konnte und in Rom eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde — Gazette de Cologne 22. Febr. 1774, vgl. Febron., IV. 2. 339; Walch a. a. O. VI. S. 204 A.), war es hauptsächlich Mamachi, gegen den sich Febronius zu wehren hatte (von anderen Gegnern nenne ich: J. Aletophili Epist. ad Febron. in s. retract. und Reflexiones in liter. retract. Febronii, beide Frankf. 1779, 4°.): als er im Begriff stand, sich gegen diesen zu vertheidigen, brach die Katastrophe über seinem Haupte aus.

Ueber den Urheber des Febronius hatte man anfangs verschiedene Vermuthungen, welche sich theils auf den Professor Behlen zu Mainz, theils auf Hontheim's berühmten Freund, Professor Neller zu Trier (s. Acta Erudit. Lips. Jan. 1764) richteten. Noch 1785 kam in Ungarn ein Mönch Martinovicz in den Verdacht, das Buch geschrieben zu haben, die Inquisition bemächtigte sich seiner, kerkerte ihn ein und folterte ihn; es gelang ihm, zu entkommen und den Schutz der Kaiserin anzuflehen, doch hatte er über der Verfolgung den Verstand verloren (s. Schlözer's Staatsanzeiger, VIII. 158. 1785). Dagegen wußte die römische Curie seit 1764 sofort den Namen des wahren Verfassers, welchen der Abbate Garampi, Begleiter des Nuntius Oddi bei der Wahl Josephs II. zum römischen König, dem Buchhändler Eßlinger abgepreßt hatte. Aber die Dinge lagen lange nicht so, daß sie es für klug hielt, gegen H. einzuschreiten, der noch 1771 sagen konnte: „man hatte es mit einem Manne zu thun, der den römischen Verfolgungen allerdings im Stande war auszuweichen“ (Walch a. a. O. I.

S. 156). Den ersten Versuch einer Einwirkung finde ich in der von H. selbst aufgezeichneten Unterredung, welche er am 30. October 1768 mit dem Nuntius Caprara Montecuculi auf dem Wege von S. Thomas nach Schönbornslust hatte und in welcher der italienische Prälat ihm den Gedanken eines Widerrufs oder wenigstens einer Erklärung über gewisse Sätze des Febronius unterbreitete. H. wies einen Widerruf von sich ab, erklärte sich aber bereit, „Beleuchtungen zu einigen Artikeln“ zu geben; noch am 28. April 1773 kehrte er von Coblenz nach Trier zurück, beruhigt wegen seines Febronius, indem der Kurfürst ihm versprochen hatte, er werde ihn dieses Gegenstandes wegen niemals in Unruhe versetzen. Am 11. Mai reiste Clemens Wenzeslaus nach Augsburg, wo er den Exjesuiten Beck in seine Dienste als Generalvicar nahm. Dem Einfluß dieses Mannes wird es hauptsächlich zugeschrieben, daß der Kurfürst sich nun doch zum Einschreiten gegen H. veranlaßt sah. Daß er es bisher nicht gethan, wird von Woker seiner Verstimmung gegen Rom, das ihn seit seiner Erhebung zum Erzbischof von Trier zur Verzichtleistung auf die Bisthümer Regensburg und Freising gezwungen, zugeschrieben; und ebenso wird die Aenderung seiner Politik damit in Verbindung gebracht, daß sich die Curie dem Erzbischof seit 1778 in Hinsicht der gefürsteten Propstei Ellwangen willfährig erzeigte. Ich weiß nicht, ob es nöthig und statthaft ist, so unlautere Motive der Handlungsweise des Kurfürsten unterzuschieben, der zwar ein schwacher, aber kein schlechter Mann war. Das erneute Andringen Pius' VI. erklärt die Sache hinreichend, in Verbindung mit der unleugbaren Thatsache, daß der Febronius denn doch Dinge enthielt, die selbst einem sehr freidenkenden Katholiken, wenn er überhaupt ein solcher bleiben wollte, höchst bedenklich erscheinen mußten. Sehr glaublich ist, daß Beck dem Kurfürsten vorgestellt, er könne seine Hand nicht dazu leihen, daß derartige Dinge seitens seines Weihbischofs und Generalvicars offen gelehrt würden. So forderte denn Clemens Wenzeslaus am 29. April 1778 H. zu einer Unterwerfung unter das Urtheil Roms auf und bat ihn, „in sich zu gehen, ehe er in die Hände der göttlichen Gerechtigkeit falle“ (s. Briefwechsel zwischen Clemens Wenzeslaus und H., Frankfurt a/M. 1813). Die nächste Veranlassung zu dieser Correspondenz war Hontheim's Einmischung in die damals so viel Aufsehen erregende Angelegenheit des Mainzer Professor Isenbiehl; es war aber diesem Schritt ein Besuch des päpstlichen Nuntius in Köln, Carlo Bellisomi, auf dem Lustschlosse zu Kärlich vorausgegangen; auch eine andere Maßregel, bereits unter dem 2. März 1777 H. angekündigt, mußte den kommenden Sturm voraussehen lassen. Der Kurfürst hatte nämlich in der Person des unbedeutenden Franzosen d'Herbain H. einen Coadjutor gesetzt, der am 31. Mai 1778 in Koblenz unter großem Pomp zum Bischof von Ascalon geweiht wurde. Jetzt kamen erneute Einladungen des Kurfürsten (Anfang Juli), welche immer dringender H. zu einem Widerrufe aufforderten. Am 1. September 1778 fand sich Clemens Wenzeslaus selbst in Trier ein, um den Neubau des clementinischen Seminars in Augenschein zu nehmen; vielleicht mehr, um H. zu völligem Nachgeben zu bewegen. Dieser hatte sich inzwischen bereits zu einer Retractation entschlossen: wie zahlreiche Correspondenzen und seine ganze Handlungsweise zeigen, weit weniger aus Ueberzeugung, als um des Friedens mit Rom und dem Kurfürsten willen und geängstigt durch Gewaltmaßregeln, welche man ihm angedroht zu haben scheint. Hontheim's Verwandte, die in kurfürstlichen Diensten standen, waren mit Entlassung aus dem Amte bedroht worden, falls er nicht nachgebe (Brief eines hochgestellten, als Zeitgenosse berichtenden Geistlichen an den Herzog von Nassau 1808, s. Eilers' Deutsche Blätter, 1839, Heft 3, S. 86 Anm. — Wittola a. a. O. S. 913). So war der Widerstand des Greises gebrochen, und er sandte am 14. Juni 1778 eine Erklärung an den Kurfürsten, die dieser

einem französischen Theologen zur Begutachtung vorlegte. Da Clemens Wenzeslaus H. vorher ein Promemoria eines französischen Theologen (Bergiers?) unterbreitet hatte, in welchem 16 Sätze des Febronius als verdammenswerth ausgehoben waren, so suchte H. in einer Denkschrift vom 29. diese Sätze zu vertheidigen, wobei er sich auf zwei ihm von Wien und aus Franken zugegangenen Gutachten stützte — ein Versuch, der Clemens Wenzeslaus sehr unangenehm berührte und der ihn zu der Aeußerung an H. veranlaßte, es scheine, daß dieser trotz seines rührenden Schreibens an den Papst sein Buch lieber vertheidige als verwerfe. Die Retractation vom 14. Juni ward nun auch nicht genügend befunden und theilweise umgearbeitet an diesen zurückgeschickt, damit er sie umschreibe und unterzeichne (Brief des Kurfürsten vom 16. Juli 1778). Die Erklärung, welche der Verfasser des Febronius nun endlich abgab, war, wie er selbst zu einem Freund äußerte, sehr allgemein gehalten und es war nicht zu verwundern, daß sie in Rom nicht befriedigte (Breve vom 22. August). Sie gelangte nebst einem Breve vom 12. Septbr. „mit Emendationen“ an den Kurfürsten zurück, welche H. in seine Retractation aufzunehmen habe, soferne man nicht annehmen müsse, locum omnem nostrae veniae nostraeque in eum Pontificiae gratiae ab illo nobis esse praeclusum. H. entschloß sich auch dazu und ließ die emendirte Retractation, wie ihm aufgegeben, ganz als von ihm ausgehend umschreiben, nur den Satz „ut proinde merito monarchicum ecclesiae regimen a catholicis doctoribus appelletur“, wollte er nicht aufnehmen und zu dem seinigen machen. Nach einer Unterhandlung des Kurfürsten mit dem Nuntius bestand man darauf nicht, da ersterer geltend machte, nur wenige deutsche und kein einziger französischer Theologe voudrait „admettre cette proposition telle quelle est enoncée. Car encore que tout catholique doive reconnaitre que le gouvernement de l’église est monarchique, en un certain sens, plusieurs cependant n’admettent point, que l’église soit une monarchie pure comme la proposition paroit le signifier, mais une monarchie tempérée d’aristrocatie“. Widerruf und Begleitschreiben (abgedruckt Walch, VII. 210) gingen am 15. Novbr. an den Papst ab, der am Weihnachtsfeste ein geheimes Consistorium hielt, in welchem diese Aktenstücke verlesen und die Antwortschreiben Pius’ VI. an Erzbischof und Weihbischof verlesen wurden. Ein Breve vom 2. Januar 1779 constatirt den Jubel über den über Febronius errungenen Sieg. H. aber war über die Publikation seines Widerrufes (auf die er doch gefaßt sein mußte) sehr verdrießlich und gab seiner Stimmung in einem Briefe an einen Freund vom 4. Februar 1779 Raum. Solche Aeußerungen kamen ins Publicum, und bald verbreitete sich das Gerücht, der Widerruf sei von H. gar nicht verfaßt und die Unterschrift ihm abgezwungen worden. Verschiedene Zeitungen, namentlich aber die Gazetta universale von Florenz (1779, Nr. 9) besprachen die Angelegenheit in diesem der Curie ungünstigen Sinn, so daß diese und der Erzbischof eine weitere Erklärung zur Niederschlagung derartiger Anklagen von H. forderten (s. die Briefe Clemens Wenzeslaus’ Gest. Trev. III. Addit. S. 59 f.): „Que faire“, schrieb damals der Weihbischof an seinen Freund v. Krufft: „Refuser après des ordres si précis toute déclaration auroit pu m’exposer avec ma Famille à je ne sais quoi. Il est naturel que dans le public et là, où je ne puis me dispenser de lui parler, je ne puis aussi (quant à présent) tenir un autre langage, que celui de la Rétractation. Autre chose pour eux qui ne se trouvent pas dans ma situation, et que cette Affaire ne regarde pas directement: libre à eux de penser et de parler, suivant les ideés, que raisonnablement ils s’en forment“ (Brief vom 6. April 1780, a. a. O. S. 59). Unter dem 7. April 1780 veröffentlichte H. also in dem Coblenzer Intelligenzblatt Nr. 28 eine Note, in welcher er erklärt, „daß sein Widerruf ein freiwilliger gewesen und er

Willens sei, selben in einem Werke, das er bereits angefangen, zu rechtfertigen und zu erläutern". Diese Rechtfertigung erschien 1781 zu Frankfurt bei Eßlinger unter dem Titel: Justini Febronii ICti Commentarius in suam Retractationem Pio VI. Pont. Max. Kalendis Novemb. An. 1778 submissam (312 pag. in 4⁰). Hontheim's eigenhändige Notizen berichten uns, daß der Commentar in Rom „der Erwartung nicht entsprochen habe" (Brief vom 26. Decbr. 1781) und am 2. Decbr. 1782 schreibt man aus Rom: „daß der Commentar nicht befriedigt habe und man gewünscht, H. möge weiter nichts über seinen Widerruf schreiben, indem die römischen Gelehrten überzeugt seien, daß Herr v. H. bei seiner ersten Ansicht und seinen Grundsätzen verharre". Auch v. Krufft bezeugt, daß H. bis an sein Ende seiner alten Ueberzeugung treu geblieben sei und dazu stimmt allerdings ein Brief, den die Hamburger Zeitung von 1781, S. 131, abdruckte, und in welchem es heißt: „Die Sätze meiner Schrift hat die Welt gelesen, geprüft und angenommen. Mein Widerruf wird denkende Menschen so wenig bewegen, diese Sätze zu verwerfen, als so manche Widerlegung, welche dagegen Theologaster, Mönche und Schmeichler des Papstes geschrieben haben". Lassen diese und ähnliche Auslassungen den peinlichen Eindruck zurück, daß H. in dieser Angelegenheit sich charakterschwach und unwahr gezeigt habe, so ist doch nicht unwahrscheinlich, daß er schon bei Abfassung des Commentars eingesehen, daß viele seiner ehemaligen Behauptungen zu weit gingen, und man kann annehmen, daß die rücksichtslose Umsetzung der febronianischen Theorie in die Praxis durch Joseph II. ihn über manches aufgeklärt habe. Marx hat demnach nicht so Unrecht (S. 169), eine testamentarische Bestimmung Hontheim's so aufzufassen, als solle dadurch seine innere Abkehr von den Gesinnungen des Febronius documentirt werden. Eine eigenhändige Verfügung Hontheim's vom 25. Febr. 1788 sagt nämlich: „Nolo equidem ut post meum obitum quidquam in meam laudem publicetur: neque enim ad id ulla suppetit materia. Verumtamen, cum variis titulis atque scriptis hoc in mundo apparuerim, de quibus diversa a diversis judicia prodiisse non ignoro atque episcopum omnino deceat hoc saeculum non relinquere sine testimonio probatae fidei, hinc eius loci post meum ex hac vita decessum publicari cupio Epistolam a Reverendissimo et Celsissimo S. R. I. Principe Abbate divi Blasii in Nigra Sylva, viro notorie doctissimo et religiosissimo ad me die decima decurrentis mensis amice exaratam". Der Brief des Abtes Gerbert aber spricht seine Mißbilligung über den Emser Congreß aus, und sagt: er wundere sich, daß man in Ems Schutz zur Herstellung der bischöflichen Rechte bei demjenigen suche, der dieselben den Bischöfen gewaltsam entrissen und sich selber angemaßt habe. Darüber handele seine bald in Druck zu gebende Abhandlung „Ecclesia militans Regnum Christi in terris", nach jenen Grundsätzen, die er (H.) in dem Commentar zu seinem Widerruf, der seinem Alter die Ruhe wiedergebe, aufgestellt habe (s. Gesta Trev. a. a. O. S. 60). Wir dürfen demnach allerdings annehmen, daß H. manche der zu weit gehenden Thesen des Febronius auch innerlich so zurückgenommen habe, wie der Commentar das unterstellen läßt. Da aber der Commentar gänzlich über das Kapitel der von Febronius auf dem Gebiet des politischen Rechts der Curie vorgeworfenen Anmaßungen schweigt, so ist kein Zweifel, daß H. nicht daran dachte, in dieser Beziehung sich zu retraktiren. Gerade das aber schmerzte in Rom am meisten. Nicht blos durch das, was er sagte, sondern vielmehr noch durch das, was er nicht sagte, befriedigte der Commentar nicht. Das war wol auch der Grund, weshalb man z. B. in Oesterreich auf Hontheim's Widerruf kein Gewicht legte und den Abdruck desselben wol auch verbot (vgl. die Aeußerungen von Kaunitz, Krufft und Maria Theresia, Gesta a. a. O. S. 54 f. und Treviris II. u. 3).

Zwei Mal war H. nahe daran, seiner Stellung in Trier durch Ertheilung eines Bisthums enthoben zu werden: im J. 1761 dachte die niederländische Regierung daran, ihm das Bisthum Ypern zu verleihen, was indessen daran scheiterte, daß die Kaiserin nicht wol einen Ausländer auf diesen Stuhl erheben wollte; als dann 1775 der Bischof von Gent starb, bot Maria Theresia H. dieses Bisthum an, das er aber mit Rücksicht auf sein hohes Alter ablehnte. Man behauptet auch, um 1780 habe H. Winke erhalten, die Errichtung eines Bisthums Luxemburg, von dem bereits 1572, dann 1700 Rede war, zu sollicitiren. Joseph II. wollte ihn auf diese Weise wol seiner bedrängten Lage in Trier entziehen; doch machte H. von diesem Anerbieten keinen Gebrauch (Tr. Kronik 1820, S. 96).

Seit 1746 Vicekanzler der Universität, hat H. nicht aufgehört, diesem Institut seine regste Theilnahme zuzuwenden und war namentlich bestrebt, die alles zerdrückende Herrschaft der Jesuiten an derselben zu brechen (s. Cod. 1506 der trierischen Stadtbibliothek, 12 Briefe Hontheim's an den Kurfürsten, betr. die Intriguen der Jesuiten; einiges abgedruckt Tr. Kronik 1820, S. 226). Am 21. April 1779 entsagte H. wegen seines hohen Alters dem Decanate von S. Simeon, wo er bisher mit größter Gewissenhaftigkeit Morgens und Nachmittags dem Stundengebet beigewohnt hatte, die 104 Stufen nicht scheuend, welche in das obere Stockwerk der seit dem 11. Jahrhundert zur Ecclesia S. Simeonis umgewandelten Porta Nigra der Römerzeit hinaufführten. Er hielt bei dieser Gelegenheit an das versammelte Kapitel eine rührende Ansprache, in welcher er sich das Wort des Plinius (Epist. IV. 23) aneignete: prima vitae tempora et media patriae, extrema nobis impertire debemus und mit der Antwort eines den Abschied begehrenden Offiziers an Karl V. schloß: oportere inter negotia vitae et diem mortis tempus interponi medium. Sein Amt als Dechant hatte er aufs trefflichste verwaltet: hatte er zu rügen, so geschah es nicht öffentlich, noch im Zorn, sondern insgeheim und in väterlicher Weise. Am 7. März 1780 überreichte Hontheim's Freund, der Professor Neller, in jenes Namen der Universität ein Verzeichniß von 1000 Werken, welche ihr nach seinem Tod als Geschenk zufallen sollten, wofür der Professor Frank im Namen der Hochschule dem Wohlthäter dankte. Hervorzuheben ist weiter Hontheim's Verdienst um die Erhaltung der trierischen Denkmäler. Als im J. 1781 der Magistrat der Stadt Steine von dem Amphitheater und den sogen. römischen Bädern abbrechen ließ, um Wege damit zu pflastern, war es H., der dazwischen trat und die Bürgerschaft über den Werth ihrer Monumente belehrte, ähnlich wie das 20 Jahre später der geistreiche Benedictiner Sandrard Müller der Zerstörungswuth der Zeit gegenüber thun mußte.

Von Hontheim's Aussehen und häuslichem Leben besitzen wir Erinnerungen eines in seine Zeit hinaufreichenden Localgelehrten: „Von Gestalt war er klein, kaum 5 Schuhe 3 Zoll groß, in seinen mittleren Jahren ziemlich stark, sein Knochensystem mittelmäßig mit Fleisch bedeckt; sein Nervensystem stark und dauerhaft, sein Magen bis in das hohe Alter stark, so, daß er an einer Tafel gewöhnlich einer der stärksten Esser war, um desto strengere Diät hielt er am Abend; im allgemeinen trank er nur wenig (doch soll er als echter Mosellaner viel vertragen haben; jene köstliche Predigt eines trierischen Weihbischofs über das Weintrinken, welche Goethe gelegentlich der Wallfahrt auf den Rochusberg aus dem Munde eines Trierers mittheilt, wird auf ihn bezogen); aus dieser Ursache, und wegen seiner anhaltend sitzenden Lebensart plagten ihn zeitlebens die Fehler der sitzenden Lebensart. Seine Miene war ernsthaft, besonders in den letzten 10 Jahren seines Lebens, doch vermischt mit dem Ehrwürdigen und Lieblichen. Selten lachte er, und dann geschah es etwas gezwungen; seine große

Seele beschäftigte sich gewöhnlich nur mit dem Ernsthaften; indessen war er doch an der Tafel munter und lebhaft. Holdselig und herablassend, wodurch sich so manche empfehlen, war H. eben nicht; deswegen hatte er indessen doch ein für die Nothleidenden sehr gefühlvolles Herz. Im J. 1780 schenkte er dem Bürgerhospital St. Jakob in Trier 450 Gulden, und im J. 1789 nochmals 671 Gulden, dem Mädchenwaisenhaus 300 Gulden, dem Knabenwaisenhaus, dem Arbeitshaus u. s. s. 750 Gulden, nebst einer jährlichen Abgabe an Früchten. In seinem Testament vermachte er dem Mädchenwaisenhaus nochmals 300 Gulden, dem Bürgerhospital 1000 Gulden und dem Knabenwaisenhaus 1000 Gulden nebst seinem ganzen Vorrathe von Mehl und Früchten; im J. 1779 hat er dem Stift St. Simeon ein Kapitel von 1000 Rthlr. verehrt. Selten im Jahre rief er zu Gast, aber wenn er Tafel gab, dann war sie reichlich versehen. Am 8. Septbr. 1770 speiste der Kurfürst Clemens Wenzeslaus bei ihm, seine Tafel war damals nach aller Aussage königlich" (Tr. Kronik 1820, S. 102). „In den letzten Jahren", fährt diese Quelle fort, „hatte H. merklich an Fleisch abgenommen: seine Kleider hingen ihm nur noch am Leibe. Am Feste des heil. Simeon, am 1. Juni 1790, bestieg er noch als 90jähriger Greis die 104 Stufen hohe Treppe dieser Stiftskirche, aber auch zum letzten Male". H. pflegte die Sommermonate bis zum October auf seinem Schlosse Montquintin zuzubringen; er hatte diese Herrschaft, welche auf einer Anhöhe nahe der französischen Grenze 1 Stunde südlich von Virton, 4 Stunden von Orval und etwa 14 Stunden westlich von Luxemburg liegt, sammt den Dörfern Couvrenz, Rouvroy und Dampicourt käuflich an sich gebracht und liebte die reine Luft und die ländliche Stille dieses Aufenthaltes, den er in der Regel mit seinen Hauskaplänen und seinen Dienern, luxemburger Unterthanen, theilte. Der Abt von Orval, Lucas de Brias, war sein Freund. Diesmal sollte er seinen geliebten Landsitz lebend nicht mehr verlassen. Nach sechswöchentlichem Aufenthalt mehrten sich seine Unterleibsbeschwerden, am 26. August traf ihn ein leichter Schlaganfall. Am 2. Sept. 1790, 1/4 vor 10 Uhr verschied er, nachdem er die letzten Wochen sich aufs ernstlichste auf den Tod vorbereitet hatte. Am selben Tage noch ward die Leiche nach Trier abgesandt, wo sie am 3. Septbr. ankam und in des Weihbischofs ehemaliger Wohnung (das früher mit 404 bezeichnete Hotel der Suffraganbischöfe in der Fahrgasse; dasselbe war aus dem v. Musiel'schen Besitz in denjenigen der kurfürstl. Kammer übergegangen; vgl. Treviris II. u. 101, 1835), in der Hauskapelle, öffentlich ausgesetzt, worauf sie am 4. September, Vormittags 10 Uhr, unter großer Feierlichkeit in S. Simeon beigesetzt wurde (vgl. die Beschreibung des Leichenzuges im Tr. Wochenblatt, 1819, Nr. 31. Hontheim's Gebeine ruhten in der untern Kirche vor dem Hochaltar neben zwei andern Gräbern; aber nur auf kurze Zeit. Nachdem 1794 die Franzosen das Blei vom Dache genommen, verfiel die Kirche rasch, und man entschloß sich daher 1803, als der kirchliche Charakter des Gebäudes überhaupt aufgegeben wurde, die sterblichen Reste Poppo's, Neller's (s. d., seine Grabschrift war von H. gefertigt) und Hontheim's nach St. German, der jetzigen St. Gervasiuskirche in der Neustraße, zu verpflanzen. Seine Grabschrift lautet: „JOANNES NICOLAUS AB HONTHEIM | Episcopus Myriophitanus | , Suffraganeus Trevirensis | , Dominus in Montquintin, | Couvrenz, Rouvroi et Dampicourt | post sexaginta et ultra | annorum labores | requiem quaesivit | et hic invenit. | Natus 27. Januarii M. D. CC. J | Obiit die 2. Sept. MDCCLXXXX | Episcopatus anno XXXXII |. Tandem liber, tandem tutus | Tandem aeternus | R. I. P." (vgl. Tr. Kronik, 1820, 104. Holzer, S. 130).

Ein Porträt Hontheim's in Kupfer (Joan. Rudolph. Störcklin, Cath. sculp. Aug. Vind. || Ludov. Felix Rhenastein pinxit) ist dem ersten Bande des Pro-

dromus beigegeben. Es stellt ihn im Alter von etwa 50 Jahren dar. Die trierische Stadtbibliothek besitzt ein Gemälde in Lebensgröße aus dem Ende seiner 60er Jahre, wo seine Gesundheit litt; ein zweites von dem koblenzer Professor Türk geschenktes Porträt ebendaselbst stellt ihn im selben Alter wie der Kupferstich dar. Aus seinem hohen Alter ist kein Bildniß vorhanden.

Hontheim's Name ist der letzte große und in der Erinnerung des Volkes lange noch gesegnete und verehrte Name, der aus der kurfürstlichen Zeit in das 19. Jahrhundert herüberragt — trotz seiner Verirrungen und Schwächen der Stern, der sich von der geistigen Misère der untergehenden rheinischen Kurstaaten am hellsten abhebt: ein Leben, das sich in den Mitteln irren konnte und vielfach irrte, dessen Streben aber stets auf das Höchste und Beste gerichtet war und dessen Bedeutung selbst für die kirchenpolitischen Kämpfe der Gegenwart nicht zu unterschätzen ist.

Vgl. außer den im Texte angeführten Schriften u. a. v. Krufft's Directoire chronologique und Hist. de la vie de Jean de H., beide abgedruckt bei Mejer (s. u., Anh. I—II). — Wittola, Neueste Beiträge zur Religionslehre und Kirchengeschichte, Jahrg. I. Bd. II. 928 f., Wien 1790. — Walch, Neueste Religionsgeschichte, I., Lemgo 1771. — Müller-Massis, De Joh. Nic. Honthemio Dissertatio, Trajecti ad Rh. 1863. — Briefwechsel zwischen weiland Ihrer Durchlaucht dem Herrn Churfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, und dem Hrn. Weihbischof Niklas v. H. über das Buch J. Febronii de statu ecclesiae u. s. f., Frankf. a M. 1813. — Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique pendant le 18. siècle, 2e édit., Paris 1816, II. 454. 649, IV. 512 f. — Trierisches Wochenblatt, 1819, Nr. 31. — Trierische Kronik, 1820, V. S. 95 ff., 223 f., 1821. VI. 198 f., 226 f. — Treviris 1834, I. Nr. 4 u. 5, 1835, II. Nr. 51 ff. (mitgeth. von Wyttenbach). — K. A. Menzel, Neuere Gesch. d. Teutschen, XI. 456 ff., XII. 1. 192. — Phillips, Kirchenrecht, III. 366 f.; — derselbe, Freiburger Kirchenlexikon, V. 324 ff. — Wyttenbach und Müller in ihrer Ausgabe der Gesta Trevirorum, Trier 1839, I Prol. S. LIII ff., III. 254 f., 268 f., 277, 284 f., 287, 295—300, 315 f., An. 52—60. — Marx, Geschichte d. Erzstifts Trier, V. 90 ff. — Woker, Hontheim und die römische Kurie in Bildern aus der Geschichte der kathol. Reformbewegung (altkathol. Tendenzschrift), Mannh. 1875, I. — Hontheim's handschriftliche Hinterlassenschaft kam durch Schenkung (zum Theil aus den Händen v. Kruffts) wenigstens theilweise in die trierische Stadtbibliothek, wo sie bei den oben erwähnten Publicationen Wyttenbach's u. A. vielfach benutzt worden ist. Es gehören dahin Nr. 1547, 1806, 1819 (Briefe Hontheim's, Neller's, Nalbach's, Eyst u. s. f.), Nr. 1823 (die oben erwähnte Script. et monum. Trev. amplissima Collectio), und namentlich 1824—27. Diese Quellen sind zum ersten Male vollständig und systematisch von Otto Mejer in dessen Febronius. Weihbischof Johann Nikolaus v. Hontheim und sein Widerruf, Tübingen 1880, benutzt worden, welches Werk, nach Abfassung dieser Biographie veröffentlicht, vorbehaltlich des theologischen Standpunktes des Verfassers, als die beste historische Leistung über Hontheim zu bezeichnen ist. F. X. Kraus.

Honthorst: Gerhard H., Maler, geb. am 4. November 1590 zu Utrecht, † daselbst am 27. April 1656. Den ersten Unterricht in der Kunst erhielt er bei Abr. Bloemaert und begab sich nach Rom, um sich dort zu vervollkommnen. Hier scheint die Malweise des Caravaggio ihn sehr beeinflußt zu haben, da man sie auch in seinen Werken stark ausgeprägt findet. Er führt mit Vorliebe Nachtstücke aus, die er mit großer Bravour behandelt. Seine Lichteffekte müssen ihm bald zu einem bedeutenden Rufe verholfen haben, da ihn viele Hohe und

selbst Cardinäle viel beschäftigten. Wegen seiner Vorliebe für Nachtstücke, an denen neben der natürlichen Lichtbeleuchtung auch eine edle Zeichnung und ein meisterhaftes Helldunkel gelobt werden, nannten ihn die Italiener Gerardo della notte. Besonders ein Bild, das jener Zeit angehört und die „Enthauptung des hl. Johannes“ zum Gegenstand hat (gestochen von J. Longhi), machte ihn berühmt; Giustiniani ließ von ihm das „Verhör Christi vor Pilatus“ malen; es war gleichfalls ein solches Effektstück, wie ein zweites, für denselben gemaltes Bild, die „Befreiung Petri“, das sich jetzt in Berlin befindet. In der Lucasgilde zu Utrecht kommt er 1623 vor, er muß also um diese Zeit Italien verlassen haben. Er hielt sich nicht lange in seiner Vaterstadt auf, sondern ging nach London, wo er für den Hof Karls I. als Porträtmaler sehr beschäftigt war. So malte er den König und die Königin als Apollo und Diana über Wolken, der Herzog von Buckingham erscheint auf dem Bilde als Mercur. Das Colorit ist etwas manierirt, dagegen sind die Bildnisse der Gräfin von Bedford, der Königin von Böhmen mit ihren Kindern — die er alle im Zeichnen unterwies — meisterhaft zu nennen. Als er London verließ und in sein Vaterland zurückkehrte, wurde er Hofmaler des Prinzen von Oranien, für dessen Schloß Hertogenbusch er viele Bilder ausführte. Den großen Kurfürst soll er 16 mal gemalt haben, auch dessen Gemahlin wurde oft wiederholt. Houbraken läßt ihn noch 1662, Waagen sogar 1666 leben, er starb aber, wie oben bemerkt, 1656 zu Utrecht — nicht im Haag, wie man sonst annahm. In seiner Vaterstadt ist von ihm der Tod des Seneca, in Paris ein Concert und mehrere Bildnisse, in Berlin neben dem genannten Bilde ein Esau, der von der Jagd zurückkehrt und eine lustige Gesellschaft; Bildnisse des Kurfürsten und seiner Gemahlin werden sich wol noch in königlichen Schlössern befinden. In Dresden eine alte Geldzählerin und ein Zahnreißer. Parthey führt viele seiner Bilder in deutschen Gallerien an, doch dürften nicht alle Anspruch auf Originalität machen. Sein Selbstporträt ist in Florenz (gestochen von Mogalli). Viele seiner Bilder sind von den besten Stechern zum Vorwurf gewählt worden, wie von C. v. Dalen, C. Visscher, Suyderhoef, Soutman. J. G. Müller stach Loth mit seinen Töchtern. Ihm selbst werden zwei Radirungen, das „Opfer Abrahams“ und das „Banket des Neptun“ zugeschrieben.

Houbraken. Immerzeel. Kramm. Andresen-Wessely, Handbuch.

Wessely.

Honthorst: Wilhelm H., Maler, Bruder des vorigen, geb. zu Utrecht 1604, gest. zu Berlin um 1683. Man sagt, daß er im Alter von 68 Jahren starb, dann stimmt freilich obige Annahme nicht. Es herrscht überhaupt noch eine große Verwirrung in den Daten. So nennt man einen Maler Gerrit H. als Vater der beiden Künstler, der in Utrecht lebte und 1578(!) gestorben sein soll. Wilhelm H. genoß den ersten Kunstunterricht ebenfalls bei Abr. Bloemaert und kam später mit der Prinzessin Henriette Louise von Oranien, als sie sich mit dem großen Kurfürsten vermählte, 1650 nach Berlin, wo er als Bildnißmaler am Hofe viel Beschäftigung fand. Weitere Nachrichten fehlen.

Siret. Wessely.

Hooft: Pieter H., das Haupt der holländischen Dichter, wie sie selbst mit seinem Namen spielend ihn wiederholt genannt haben. Er war geboren am 16. März 1581 zu Amsterdam, wo sein Vater, Cornelis H., Bürgermeister war. Zum Kaufmannsstand bestimmt, erhielt er eine vorzügliche Ausbildung, 1598—1601 auf Reisen durch Frankreich und Italien, wobei er sich besonders lang in la Rochelle, in Venedig und Florenz aufhielt. Sein Reisetagebuch ist uns erhalten und beweist seine Aufmerksamkeit auf die Werke der antiken Kunst, wie sein Interesse für die italienische Poesie älterer und neuerer Zeit. Ihr in

der heimathlichen Sprache nachzueifern, ist die Absicht, die er in einem Briefe aus Florenz an die amsterdamische Rederijkerkammer In liefde bloeyende ausspricht. Zurückgekehrt, wandte er sich juristischen Studien zu, und ward 1606 und wiederholt 1607 in Leyden immatriculirt. Schon 1609 erhielt er eine ansehnliche und seinen Neigungen vollkommen entsprechende Anstellung, wesentlich durch die Gunst des Prinzen Moritz von Oranien, welchem sein Vater als ehemaliger Theilnehmer an den Kämpfen gegen Spanien nahe stand und dem er sich selbst noch durch die Dichtung von Schauspielen zu Ehren des Waffenstillstandes im Mai 1609 empfohlen hatte. H. ward Drost von Muyden und hatte als solcher die Landschaft Gooiland östlich von Amsterdam zu verwalten. Er bewohnte das Schloß in Muyden während des Sommers, konnte aber den Winter in Amsterdam zubringen. Gern zog er sich aber auf seinen schönen Landaufenthalt zurück, wo er sich den heftigen Kämpfen zwischen Kirchlichen und Freigesinnten, zwischen den Anhängern der Oranier und der Aristokratenpartei entziehen konnte. War er doch ebenso Prinz Moritz verpflichtet, als er den Fanatismus der ihm zugethanen Prediger verabscheute. Klug wußte er seine Stellung zu bewahren und sie durch Erwerbung des französischen Michaelordens, womit der Adel verbunden war, zu erhöhen. Seine ansehnlichen Mittel verwendete er zu einer anmuthigen, gelegentlich prachtvollen Gastlichkeit, welche hauptsächlich musikalische und poetische Talente mit ihm vereinigte. Der berühmteste Lateindichter, der Professor Barlaeus, der größte holländische Tragiker, Vondel, trafen sich dort mit den kunstreichen Töchtern von Roemer Visscher. Auch C. Huyghens, der Secretär der Oranier, verkehrte hier und andererseits Hugo Grotius, mit dem, als er in der Verbannung lebte, H. einen regen Briefwechsel unterhielt. An dieser edlen Geselligkeit Hooft's hatten wesentlichen Antheil seine Frauen: erst Christina van Erp, die 1610 mit ihm verbunden, 1623 starb und deren Kinder H. sämmtlich früh verlor; dann Eleonore Hellemans, die Wittwe des Antwerpeners Bartelotti, welche H. 1627 heirathete und deren Kinder ihn überlebten. Er starb am 21. Mai 1647 im Haag, wohin er gekommen war, um den Leichenfeierlichkeiten für Prinz Friedrich Heinrich, den milden Nachfolger des Prinzen Moritz, beizuwohnen. Ihm selbst wurden bei der Bestattung große Ehren erwiesen: vor allem durch eine Leichenrede von Gerhard Brandt, welche der Schauspieler Zjermes im Amsterdamer Theater vortrug. „Mit dem Ritter H. ist die holländische Poesie geboren worden“, ruft der Lobredner aus, der nicht müde wird, in den prunkvollsten Wendungen den gestorbenen Dichter zu feiern.

In der That hat H. nicht nur eine große Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit bewiesen, er hat auch in einigen Gattungen geleistet, was Niemand vor ihm, und was Spätere vielfach nachgeahmt haben. Er hat vor allem zur Bildung der holländischen Dichtersprache hervorragend beigetragen und ihr eine Reinheit und eine Biegsamkeit gegeben, die von der bisherigen Vernachlässigung glänzend abstachen. Diese Vorzüge kommen allerdings weniger zur Geltung in der dramatischen Dichtung, mit welcher H. frühzeitig begann. Schon vor der italienischen Reise hatte er „Achilles und Polyxena“ gedichtet, 1601 folgte „Ariadne und Theseus“, beide jedoch erst 1614 gedruckt. Sie waren für die Amsterdamer Rederijkergesellschaft bestimmt, von der sich H. jedoch später gänzlich abwandte, um sich der mehr aristokratisch geleiteten „Akademie“ des Dr. Coster zuzuwenden. Diese wurde 1617 mit einem Lustspiel von H. eröffnet, dem Warenar, einer Uebersetzung der Aulularia von Plautus in das Amsterdamische. 1615 war bereits erschienen „Granida“, ein Trauerspiel, aber im Schäfergeschmack des Guarini. Liegt im Emporkommen des Schäfers, der eine Prinzessin heirathet, ein Zug von holländischem Bürgersinn, so gehen noch mehr auf das Vater=

ländische aus die 1613 und 1626 veröffentlichten Trauerspiele „Gheraert van Velzen“ und „Baeto“, ersteres den Tod des Grafen Floris V., das zweite den Ursprung der Bataver schildernd. Dieser Ursprung wird mit seltsamen Fabeln aus der Medeasage ausgeschmückt; unzweifelhaft liegen politische Allegorien zu Grunde. Hexen und allegorische Wesen treten gespensterhaft auf: die Entwickelung ist dürftig und willkürlich. Das Pathos erscheint übertrieben und hohl. Nur den „Reien“ d. h. Chören ist wenigstens Gefühl und Weichheit des Ausdruckes nachzusagen. Im ganzen macht sich das Vorbild der Tragödien Senecas auf das Widerwärtigste bemerkbar. • In den Lustspielen ahmte H. neben den bereits genannten Italienern auch Aretin nach, dessen Ipocrito er unter dem Titel „Schynheiligh“ übersetzte, aber in dieser Uebersetzung unter dem Namen des bereits verstorbenen Brederoo drucken ließ. Die italienische Tändelei ist nun auch der Hauptzug in Hooft's lyrischen Gedichten. Sie lassen sich durch ihre Datirung in den erhaltenen Handschriften auf die einzelnen Veranlassungen zurückführen und zeigen Talent wie Gemüth des Dichters von der vortheilhaftesten Seite. Sie begleiten denn auch sein ganzes Leben, so daß selbst auf den kurz vor ihm verstorbenen Prinzen Friedrich Heinrich sich Grabgedichte vorfinden. In dieser späteren Zeit hatte H. die Bühnendichtung aufgegeben, um ein ernsteres Gebiet zu bearbeiten, die Geschichtschreibung. Er begann mit einem Leben Heinrichs IV. „des Großen“, wie er ihn nannte, das 1626 erschien. Dann arbeitete er eine Geschichte der „Rampzaligheden der verheffinghe van den huize van Medicis“, wovon jedoch erst 1649 eine Ausgabe veröffentlicht ward. Sein Hauptwerk aber ist die „Geschichte des Krieges gegen Spanien“, wozu er die umfassendsten Studien machte und namentlich die noch lebenden Genossen jener Heldenzeit befragte. Seit 1628 daran thätig, konnte er 1641 die ersten 20 Bücher der „Nederlandsche Historien“ veröffentlichen; noch sieben Bücher, welche die Darstellung bis 1587 fortführten, wurden aus seinem Nachlaß 1654 herausgegeben. Diese Schilderungen, überall auf das Persönliche eingehend, gehören zum Ergreifendsten in der historischen Litteratur. Ihre Wirkung hat H. zu erhöhen gesucht durch den engsten Anschluß an die Manier des Tacitus, dessen Werke er 52 Mal gelesen hatte und für ungelehrte Freunde übertrug. Daher eine Kürze und Kraft der Darstellung, die stellenweise das Verständniß schwierig macht, um so mehr als H. eifrigst nach Reinheit der Sprache strebte und selbst neue Ausdrücke zu bilden sich nicht scheute. Endlich ist seinen Werken noch hinzuzufügen die Sammlung seiner Briefe, die für die gesammte Zeit von größtem Interesse sind.

Vollständige Ausgabe der Gedichte von Leendertz, Amsterdam 1864 ff., der Briefe von Van Vloten, IV, Leiden 1855, wo auch die sonst biographisch wichtigen Stücke, vor allem Brandt's Leichenrede, zu finden sind. Uebrige Litteratur bei van der Aa, Biogr. Woordenb. Zur litterarhistorischen Würdigung s. auch Jonckbloet, Nederlandsche Letterkunde. Martin.

Hoogstraaten: (Ant[h]onis de Lalaing), Graf van H., Ritter des goldenen Vließes, Sohn von Philipp de Lalaing, seit 1543 Statthalter Karls V. in Gelderland und von Anna, Gräfin von Renneberg, gehörte zu den niederländischen Edelleuten, die sich während der ersten Zeit des Aufstandes gegen Spanien einen Namen gemacht haben. Ursprünglich ein Günstling Philipps II., von dem er vor seiner Abreise nach Spanien mit sehr großer Auszeichnung behandelt wurde, schloß er sich im Jahr 1563 doch der Partei der unzufriedenen Edeln an, deren Hauptzweck die Entfernung Granvella's war. Mit jugendlichem Uebermuth verhöhnte er denselben noch bei seiner Abreise, was aber den König nicht verhinderte, ihn als Gesandten an den deutschen Kaiser zu schicken. Nach seiner Rückkehr gehörte H. zu den Edeln, die im Januar 1565 Egmond auf

seiner Reise nach Spanien bis Kameryk begleiteten und die bekannte Urkunde mit ihrem Blute unterzeichneten, wobei sie sich auf ihr Ritterwort Egmonds Gemahlin gegenüber verpflichteten, jeden Unfall, der den Grafen während seiner Reise treffen würde, an den Urhebern zu rächen. Bekannt ist seine unziemliche Verhöhnung des Erzbischofs von Kameryk bei einem Gastmahle, wofür er sich auch den ernsten Tadel Egmonds gefallen lassen mußte. Ob er zu den verbundenen Edeln gehörte, die 1565 den Kompromiß schlossen, und ob er an der Abfassung der Bittschrift an die Statthalterin Theil genommen habe, ist zwar häufig behauptet, aber nie bewiesen worden; er selbst wenigstens leugnete, daß letzteres auf seinem Schlosse geschehen sei (zwar wurde eine Zusammenkunft von Edeln, welche März 1566 von dem Prinzen von Oranien nach Breda berufen wurde, später nach Hoogstraaten verlegt, aber diese Versammlung ging unverrichteter Dinge auseinander); seine Unterschrift wird unter der Bittschrift nicht gefunden und als dieselbe der Statthalterin überreicht wurde (5. April 1566), sandte diese ihn zu den verbundenen Edeln, um diesen mitzutheilen, daß die Ketzerplakate gemildert werden sollten. Nach dem Ausbruch des Bildersturms stellte er die Ruhe in Mecheln wieder her und wurde während der Abwesenheit Oraniens aus Antwerpen auf dessen ausdrückliches Verlangen mit dem Amt eines Stadtkommandanten betraut. Während des Winters 1566/67 trat er sehr energisch auf und unterdrückte jeden Aufruhrversuch mit unerbittlicher Strenge. Bekannt ist sein Auftreten in der Kathedrale von Antwerpen bei Gelegenheit eines neuen Versuchs zur Bilderstürmerei, wo der „kleine Graf“, der nach der Aussage eines Zeitgenossen den Muth eines Löwen besaß, mit dem Degen in der Hand auf die Unruhestifter eindrang, drei davon auf der Stelle tödtete, die Uebrigen verwundete oder verjagte und dann in der Nacht die Rädelsführer selbst aus ihren Häusern holte und sie im bloßen Hemde aufhängen ließ. Als der Prinz von Oranien im Februar 1567 wieder nach Antwerpen kam, blieb H. als Befehlshaber der Festung an seiner Seite und half ihm bei der Unterdrückung des gefährlichen Aufstandes, der in diesem Jahre in der Stadt ausgebrochen war. Die Ablegung des neuen, von der Statthalterin geforderten Eides verweigerte er und mit Prinz Wilhelm verließ er vor der Ankunft Albas die Niederlande. Dieser suchte ihn an seinen Hof zu locken und H. war schon auf dem Wege nach Brüssel, als er die Gefangennehmung Egmond's und Hoorne's vernahm, worauf er sich schleunigst in Sicherheit brachte. Der von dem Aufruhrrath an ihn gerichteten Aufforderung, sich in dreimal vierzehn Tagen zu stellen und zu verantworten, gab er eben so wenig Gehör, als der Prinz von Oranien, da er wol wußte, daß ihn in Brüssel nichts anderes erwartete, als das Schaffot. Ebenso wie jener, ließ auch H. eine öffentliche Rechtfertigung erscheinen, in welcher er die vom Aufruhrrath gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen widerlegte und namentlich bewies, daß er alle die „Verbrechen“, wegen deren er angeklagt war, auf Befehl und im Namen der Statthalterin begangen habe. In der Folge betheiligte er sich an den Unternehmungen des Prinzen zur Befreiung des Vaterlandes, überschritt mit diesem in der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober 1568 bei Stokhem die Maas, drang von da über Tongeren und St. Truien weiter, um sich bei Waveren mit französischen Hilfstruppen zu vereinigen, erhielt aber bei dem Uebergang des Prinzen über die Ghete durch die Selbstentladung seines Pistols eine schwere Wunde, an der er nach einigen Tagen starb. H. war verheirathet mit Anna de Montmorency, Schwester des Grafen von Hoorne und des Barons von Montigny; er hinterließ zwei Kinder, welche sich später mit Philipp II. versöhnten und ihre Güter zurückerhielten.

Motley, the rise of the dutch republik, I. Theil, Arend. Alg. Gesch. des Vaderlands II. Th. IV. Stück p. 350. Wenzelburger.

Hoogstraten: Samuel Dirkzoon van H., Maler, geb. im Haag um 1627, † zu Dordrecht am 19. Oktober 1678. Er und sein jüngerer Bruder Jan van H. geb. 1630 waren Söhne eines Dirk, der 1596 in Antwerpen geboren war, aber nach dem Haag übersiedelte und endlich 1640 in Dordrecht starb. Dieser malte Landschaften, Thierstücke, Stillleben und effektvolle perspektivische Ansichten, nachdem er die Goldschmiedekunst, die er früher betrieben hatte, aufgegeben. Er war auch Lehrer seiner beiden Söhne, die sich dem Genrebilde zuwandten. Samuel H. machte eine Reise nach Wien und nahm den Bruder mit. Hier beschäftigte ihn Kaiser Ferdinand III. und schätzte den Künstler so hoch, daß er ihm eine goldene Kette verehrte. Diesem Wiener Aufenthalte gehört das Bild an, das sich im Belvedere befindet und einen alten Juden mit Pelzmütze darstellt, der neugierig durch eine geöffnete Scheibe des Fensters mit verbleiten kleinen runden Gläsern herauslugt 1653; ein Meisterstück von Naturwahrheit. Außerdem kennt man von ihm aus derselben Zeit ein Bild mit dem inneren Platz der kaiserlichen Hofburg (1652). Von der Thätigkeit seines Bruders Jan gibt ebenda nur ein Bild Zeugniß, eine Stube mit zwei Weibern, das eine mit dem Glas, das andere mit der Tabakspfeife. Es dürfte das einzige durch Bezeichnung beglaubigte Bild sein, denn Jan starb in Wien. Samuel besuchte dann Rom und 1663 London und kehrte, nachdem er sich viel Geld erspart hatte, nach Dordrecht zurück, wo er in guten Verhältnissen lebte und neben der Kunst auch Schriftstellerei betrieb. So gab er kurz vor seinem Tode eine Abhandlung über Malerei heraus, die er mit eigenhändigen Radirungen verzierte. Auch als Dichter hat er sich versucht; es erschien von ihm ein Trauerspiel: „Dieryk en Dorothe“. Er war in Dordrecht auch Provoost der Hollandsche Munt. Seine Bilder sind in öffentlichen Sammlungen sehr selten zu finden; in Berlin ist ein männliches Bildniß, im Haag eine im Hof promenirende junge Dame; in der Sammlung van der Hoop eine junge kranke Dame. In Privatsammlungen dürften sich wol einzelne Bilder finden. Seb. Langer stach das Bild des Belvedere, den alten Juden, Jos. Schmidt eine Flucht nach Egypten, G. Schalken mehrere Bildnisse. Letzterer war mit Aert van Gelder und Arnold Houbraken dessen Schüler.

Immerzeel. Kramm. Andresen-Wessely, Handbuch. Wessely.

Hoogstraten: Jacob v. H., s. Hochstraten.

Hoogstraeten: Michael v. H., Buchdrucker in Antwerpen. Eigentlich Michael Hillen oder Hillenius v. Hoogstraeten druckte von 1503 bis ca. 1545. Unter seinen Druckwerken zeichnet sich besonders das von Johann Servilius, genannt Knapius herausgegebene „Dictionarium triglotton“ aus, dessen genauer Titel lautet: „Dictionarium Triglotton, hoc est, tribus linguis, latina, graeca et ea qua tota haec inferior Germania utitur, constans: non tantum eas voces omnes, quas Latina agnoscit Resp. sed praecipuas quasque ab Autoribus usurpatas phrases, vernaculo sermone expressas, continens. Joanne Servilio Collectore & Interprete. Antverpiae, Michael Hillenius. 1545. 12.“

Ueber sein Leben selbst ist nichts Weiteres bekannt geworden.

Vgl. Paquot. Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des Pays-Bas. Vol. I. p. 76. Jöcher, Gelehrten-Lexikon Bd. IV., Sp. 533 u. 34. Gräße, Lehrbuch der Literärgeschichte Bd. III. 1., S. 248. Vincent, Essai sur l'histoire de l'imprimerie en Belgique p. 12. v. d. Aa, biographisch Woordenboek der Nederlanden. Vol. 17, II. p. 630. Foppens, Bibliotheca Belgica etc. Kelchner.

Hoorne: (Philipp von Montmorency, Graf von H.), auch Horn, Horne oder Hornes, stand in der vordersten Reihe der mit der Regierung unzufriedenen Edeln. Geboren 1518 als Sohn von Josef von Mont-

morency, Graf von Nivelle und von Anna von Egmond, einer Verwandten des bekannten Lamoral, erhielt er später noch die Titel und Güter seines Stiefvaters, mit dem seine Mutter nach dem Tode ihres ersten Mannes eine zweite, aber kinderlose Ehe geschlossen hatte. Außer der Grafschaft Hoorne bekam er auf diese Weise auch die Herrschaften Altena und Weert, während er überdieß noch die Grafschaft Nueanar, Meurs und Saverdam erbte. Vermöge seiner hohen Geburt und seines großen Reichthums kam er von selbst an den Hof nach Brüssel und sah sich bald mit Ehrenämtern und Würden bekleidet. Doch hatte er keineswegs das Zeug zu einem Hofmann, dazu waren seine Manieren zu unbeholfen und eckig und von vielen seiner Bekannten wurde der grämliche, streit- und zanksüchtige Mann gemieden. Dagegen wurden von Allen sein Edelmuth, seine Tapferkeit und sein Gerechtigkeitsgefühl gepriesen. Diese Eigenschaften erklären theilweise auch die Thatsache, daß sein Schicksal bei den Zeitgenossen in viel geringerem Grade bedauert wurde, als das seines Leidensgenossen Egmond. Dennoch wurde er Kammerherr (Karl V. hatte ihm früher dieses Ehrenamt verweigert) und Hauptmann der vlämischen Garde, die im Dienste Philipps stand, Gouverneur von Gelderland und Zutfen, Admiral der Flotte, Staatsrath zu Madrid und Mitglied des Staatsrathes in Brüssel, ebenso 1556 Ritter des goldenen Vließes. An dem in diesem Jahre ausgebrochenen Krieg mit Frankreich nahm er ruhmvollen Antheil und als der König nach dem Friedensschluß von Chateau-Cambresis 1595 die Niederlande verließ, führte H. den Oberbefehl über die Flotte, welche den König nach Spanien zurückbrachte. Er blieb daselbst bis zum Jahre 1563 und als er in die Niederlande zurückgekehrt war, schloß er sich sofort den unzufriedenen Edeln an, welche auf den Sturz Granvella's hinarbeiteten und er war bei der Abfassung der bekannten Briefe an den König betheiligt, in denen auf die Entfernung des gehaßten Kardinals gedrungen wurde, und später richtete H. über denselben Gegenstand noch ein besonderes Schreiben an seinen König. Alle diese Schritte waren jedoch anfangs vergeblich und da der Einfluß Granvella's noch größer wurde, zog sich H. mit Oranien und Egmond aus dem Staatsrath zurück, indem er zugleich Brüssel verließ. Nach dem Sturze Granvella's jedoch (März 1564) nahm er wieder an den Arbeiten des Staatsrathes Theil. Er war hier ein erklärter Gegner der Inquisition, drang fortwährend auf Mäßigung an und betheiligte sich, als die Ketzerverfolgungen immer strenger wurden, an den Zusammenkünften der Edeln in Breda und Hoogstraaten (März 1566), ohne sich jedoch dem Kompromiß anzuschließen und die Bittschrift an die Statthalterin zu unterzeichnen. Er zog sich auf seine Güter zurück und erschien nur noch einmal im Staatsrath, als über die Suspendirung der Plakate berathschlagt wurde. Indessen hatte der Bildersturm im Lande gewüthet und auch in Doornik, wo Hoorne's Bruder, Floris von Montigny, Statthalter war, die bekannten Verwüstungen angerichtet. Die Ketzer hatten hier bei Weitem die Oberhand und nach dem Bildersturm förmlich die Macht in Händen. H. begab sich nach Doornik, um hier die Autorität der Regierung wieder herzustellen. Es war gerade keine leichte Aufgabe, die er übernommen, doch wußte er es dahin zu bringen, daß die Reformirten die Waffen niederlegten und die in Besitz genommenen Kirchen wieder herausgaben, wofür ihnen das Recht eingeräumt wurde, außerhalb der Stadt ihren Gottesdienst zu halten und Kirchen zu bauen. Dies erregte aber im höchsten Grade den Zorn des Königs und der Statthalterin und letztere rief ihn dann auch Mitte Oktober von seinem Posten ab. Aber vor seinem Weggang war er noch so unvorsichtig gewesen, den Protestanten die Erlaubniß zu geben, in der Tuchhalle der Stadt Predigten halten zu dürfen, ein Umstand, der ihm später verderblich werden sollte. Die fortwährenden Kränkungen und Vorwürfe, die er sowol von Madrid

aus, als von der Statthalterin zu hören bekam, bestimmten ihn endlich, vom Schauplatz ganz abzutreten, und sich ins Privatleben zurückzuziehen, um so mehr, als er im Dienste des Königs nach und nach sein ganzes Vermögen, über 400,000 Gulden, aufgeopfert hatte, ohne jemals einen Pfennig zurückzuempfangen; seine Güter waren verpfändet und seine Silbergeräthe verkauft. Er zog sich auf sein Schloß nach Weert zurück. Im folgenden Jahre kam Alba in die Niederlande und dieser wußte den Grafen unter allerlei falschen Freundschaftsbetheuerungen aus seiner „Wildniß" nach Brüssel zu locken. Dort angekommen wurde H. scheinbar sehr freundlich aufgenommen, nahm am 9. September 1567 mit Egmond an dem bekannten Gastmahl Theil, nach dessen Ablauf beide gefangen genommen und unter starker Bedeckung auf die Citadelle nach Gent gebracht wurden. Die Berufung auf die dem König geleisteten Dienste, sowie auf die Privilegien der Vließritter halfen natürlich nichts, er wurde „wegen Widerstandes gegen Granvella und die Inquisition, wegen Mangels an Energie bei der Unterdrückung und Bestrafung des Bildersturms, wegen Unterstützung und Beförderung der Ketzerei und wegen Theilnahme an der Verschwörung Oraniens gegen den König" zum Tode verurtheilt und am 5. Juni 1568 in Brüssel öffentlich enthauptet. H. starb kinderlos.

Th. Juste, le comte d'Egmont et le comte de Hornes. Fruin, Gids 1860 Febr. pag. 218. Wenzelburger.

Hoornbeek: Johann H., reformirter Theolog, Wortführer der polemischen und scholastischen protestantischen Dogmatik seiner Zeit, war am 4. November 1617 zu Harlem geboren und begann 1633 seine litterarischen und theologischen Studien zu Leiden. Als aber 1635 die Pest dort wüthete, zog er nach Utrecht, wo Gisbert Voetius docirte und folgte 1639 einem Ruf an die Kreuzgemeinde zu Köln. Nach fünf Jahren sah er sich durch die Verfolgungen von Seiten der Katholischen genöthigt, seine Stellung aufzugeben. Schon 1643 hatte er sich den Doctortitel zu Utrecht erworben und sich als tüchtiger Theolog erwiesen durch seine 1644 zu Utrecht herausgegebenen „disputationes decem antijudaicae". Daher wünschte 1644 die Gemeinde zu Mastricht ihn als Prediger, und gleichzeitig Harderwyk und Utrecht als Professor an sich zu ziehen. Er folgte dem Ruf nach Utrecht und trat seine Professur der Theologie mit einer „Oratio inauguralis de studio s. s. theologiae" an. Im folgenden Jahre ward er daselbst auch zum Prediger ernannt. Während seines neunjährigen Aufenthalts zu Utrecht entfaltete er eine außerordentliche schriftstellerische Wirksamkeit meistens auf dem Gebiete der Polemik. 1646 erschien ein „Commentarius de paradoxis et heterodoxis Weigelianis et Swencfeldis aliisque similis indolis"; 1647 zu Amsterdam die „Apologia pro ecclesia christiana hodierna non apostata", und zu Utrecht „De Baptismo veterum." 1650 der erste Theil seiner „Socinianismi refutatio," der zweite und dritte Theil folgten 1662 und 1664 zu Amsterdam; im Auszug 1690 von D. Knibbe zu Leiden herausgegeben. Weiter erschien 1651 zu Leiden „de desperatione salutaris de se ipso" und zu Utrecht „oratio in obitum C. de Maats"; 1652 „Examen bullae Urbani VIII. de suppressione Jesuitissarum de cultu imaginum et de festis", und „Examen bullae Innocentii X. adversus Cornelii Jansenii tractatum de gratia", auch 1653 zu Frankfurt herausgegeben, in welchem Jahre auch zwei Hauptarbeiten, die „Summa controversiarum religionis cum gentilibus, Judaeis, Muhamedanis, Papistis, Anabaptistis, Enthousiastis, Libertinis, Socinianis, Remonstrantibus, Lutheranis, Brownistis et Graecis", und die 1658 auch zu Leiden herausgegebenen „Institutiones theologicae" zu Utrecht erschienen. Schließlich verfaßte er 1648 eine „Belydenispredikatie over 1. Tim. III: 15" und 1651 ein Schriftchen: „Euthanasia of Welsterven" (1660 ins Niederländische übersetzt). 1654 hielt er eine „oratio de ecclesiarum

inter se communione“, als er seine Stelle an der Utrechter Universität mit einem Lehrstuhle zu Leiden vertauschte. Hier trat er als Kollege des Coccejus und Abraham Heydanus auf mit einer „Oratio de scholis theologicis“ und war bald an den Streitigkeiten über die Sabbathsfeier betheiligt. Dem Gutachten des Coccejus gegenüber verfaßte er drei kleine Schriften: „De observando a christianis praecepto decalogi quarto. die dominica“ (auch Holländisch), „Nader bewysing van des Heeren-dags-heiliging“ und „Heiliginge van Gods naam en dag, ofte straffen tegen vloeken en sweeren ende van de onderhoudinge van des „Heeren-dags-heiliging“, alle drei Leiden 1659. Ungeachtet seiner schwankenden Gesundheit ließ er seine Feder nicht ruhen und zeigte sich in voller polemischer Kraft in seinen „Libri VIII pro convincendis et convertendis Judaeis et gentilibus“, L. B. 1655. Eine „Epistola ad J. Duraeum, qua respondetur examini J. Beverley, de independentismo“ (Leiden 1660, Utrecht 1661); „De consociatione evangelica reformatorum et Augustanae confessionis, sive de colloquio Cassellano a. 1661 habita“ (Amsterdam 1663); „Disputationum theologicarum anti-sociniarum compendium“ (Utrecht 1666). Nach seinem Tode erschien noch „Catechismus of christelyk en eenvoudig onderwys over de dwalingen des pausdoms“; „Korter en naarder Verdediging van de ware kerk, gesteld tegen de wyser van de paepsche kerk“, — und „De conversione Judaeorum et gentilium“ von D. Stuart 1669 zu Amsterdam herausgegeben. Diesen polemischen Arbeiten fügte er 1666 eine friedsamere Schrift hinzu: „Irenicum sive de pacis et concordiae studio, accedit oratio de prudentia“, auch eine „Theologia practica“ L. B. 1663, Ultraj. 1689, „Van het laatste vordeel“ und „Gysberti Voetii disputacie van geestelicke Verlatingen, vervolgt door J. Hoornbeek“, Dordr. 1659. Ferner sind noch zu erwähnen zwei Schriftchen homiletischer Art: „Dissertatio de Veterum Concionibus“, Ultraj. 1663, und „Methodus sive tractatus de ratione concionandi“ Traj. 1669, 1682 und 1685, wie auch „Dissertatio de peste“ L. B. 1654, „Vetera et nova, sive exercitationum libri tres“, Traj. 1672, und „Miscellanea sacra“ L. B. 1674. Kein Wunder daß seine zarte Gesundheit solcher angestrengten Wirksamkeit endlich erlag. Schon am 11. September 1666 raffte der Tod ihn weg.

Van der Aa, Biogr. Woordenb. Burmann, Traject. erudit. p. 147 sqq. Glasius, Godgel. Nederl. und die dortgenannten Quellen. van Slee.

Hopf: Joh. Samuel H., geb. 1784 in Bern, wurde von Pestalozzi auf die pädagogische Laufbahn gewiesen, vereinigte sich mit Krüsi in Iferten zur Gründung einer Erziehungsanstalt, die an Pestalozzi abgetreten wurde; zog 1809 nach Basel, wo er eine eigene Anstalt gründete, folgte nach 1813 einem Ruf nach Burgdorf und starb daselbst 1830. Trefflicher Pädagog, Freund Schmeller's. Nekrolog in den Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft 1835, S. 272—85. Ueber seine Beziehungen zu Schmeller vergl. die Gratulationsschrift der Universität Bern an die Universität München bei Gelegenheit der Säkularfeier 1872, wo Gedichte Schmeller's nebst einer Reihe von Briefen Schmeller's an H. mitgetheilt sind; ferner: das Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft von Winterthur 1876: Pestalozzi in Spanien (von H. Morf).

Bachtold.

Hopf: Karl H., geb. am 19. Februar 1832 zu Hamm in Westfalen, älterer Sohn des durch Homerstudien und Herausgabe eines weitverbreiteten deutschen Lesebuchs bekannten Gymnasiallehrers Jakob H., zeigte schon als Gymnasiast bei einem ausgesprochenen Talent für fremde Sprachen und ungewöhnlicher Gedächtnißkraft das lebhafteste Interesse für die Wissenschaften, welchen er auf der Hochschule sich widmete, Mathematik und Naturwissenschaften, dann Geschichte und neuere Sprachen. Insbesondere arbeitete er frühzeitig unter

Heranziehung vieler Bücher, auch des Corpus scriptorum hist. Byzant., welches sein Vater besaß, genealogische Tabellen aus. Der Umstand, daß seine Lieblingswissenschaft, die Botanik, auf der Universität zu Bonn, welche er Ostern 1849 bezog, allzu trocken vorgetragen wurde, während ihn Dahlmann, Diez, Löbell, Welcker u. a. lebhaft anzogen, bestimmte ihn, dauernd sich dem Geschichtsstudium zu widmen, und in einem Kreise gleichstrebender Freunde wurde der Vorsatz reif, alles daran zu setzen, um als Universitätsdozent auftreten zu können. Mit seiner Erstlingsschrift betrat er das Feld, auf welchem er ein Forscher ersten Ranges werden sollte, die Geschichte Griechenlands unter der Frankenherrschaft. Bald nachdem er seine Habilitation bewirkt hatte, konnte er eine für ihn sehr fruchtbare Reise über Wien nach dem damals noch österreichischen Oberitalien antreten, wo er namentlich den Winter 1853/54 in Venedig verbrachte. Seine Gewandtheit im Gebrauche des Italienischen und seine leichten Umgangsformen verschafften ihm bald den Zutritt auch in die Familienarchive, welche ihm besonders wichtig erscheinen mußten, und die Freundschaft hervorragender Gelehrten, welche seine Studien fördern konnten, wie Graf Cicogna, Marchese Sardagna, Foucard, Valentinelli. Die Erfolge der Reise traten theilweise schon in den von 1853 bis 1856 veröffentlichten Monographien hervor. In seiner Lehrthätigkeit, welche sich auch auf Vorlesungen über Camoens, Machiavelli und Petrarka erstreckte, blieben die allgemeine Geschichte des M. A., die Geschichte der Kreuzzüge, Venedigs und Griechenlands seit 146 neben der Diplomatik im Vordergrunde, sowol nach seiner unter dem 22. Oktober 1858 erfolgten Ernennung zum außerordentlichen Professor in Greifswald, als auch nach seiner Berufung zum Oberbibliothekar und ordentlichen Professor in Königsberg in Preußen (26. Februar 1864), wo er Nachfolger von Joh. Voigt wurde. Von Greifswald aus hatte er, abermals mit Mitteln, welche das preußische Ministerium bot, eine große Reise nach Italien und Griechenland unternommen, welche er im Herbste 1861 nach seiner Vermählung mit Amalie Gerhard in Bonn antrat und erst im Frühjahr 1863 beendete. In Genua, Neapel, Palermo, Malta, Corfu, Zante, Syra und Naxos (vgl. Monatsber. der Berl. Akademie von 1862—64) erschloß er sich neue Quellen für die Hauptarbeit seines Lebens, welche freilich sein großartiges genealogisches Unternehmen, den auf 9 Bände berechneten Atlas, abzubrechen nöthigte. In Königsberg ließ er es sich besonders angelegen sein, die Schätze der seiner Leitung anvertrauten Bibliothek zu vermehren, wobei seine ausgebreiteten Beziehungen zu einflußreichen Personen Deutschlands und aller Nachbarländer von hohem Werthe waren, und für das interessierte Publikum nutzbar zu machen. Obgleich er bei manchem häuslichen Mißgeschick und körperlichen Leiden nicht mehr im Stande war, die massenhaft von ihm gemachten Funde in einer ihn auch der Form nach völlig befriedigenden Weise zu verarbeiten, so war es ihm doch vor seinem in Wiesbaden am 23. August 1873 erfolgten Tode vergönnt, außer der von seinem kolossalen Fleiße Zeugniß ablegenden Darstellung der Geschichte Griechenlands im MA. auch noch die schon 1863 geplante Sammlung der von ihm aufgefundenen oder kritisch neu bearbeiteten Chroniken zu veröffentlichen, welche das Leben der Abendländer auf dem griechischen Boden seit 1204 ins Licht stellen. Seine Hauptschriften sind: „De historiae ducatus Atheniensis fontibus" 1852. — „Walther von Brienne, Herzog von Athen" in Raumer's hist. Taschenbuch 1854, S. 301 bis 400. — „Urkundliche Mittheilungen über die Geschichte von Karystos auf Euboä von 1205—1470", Wien (SB. d. Ak. d. W.) 1853. — „Geschichte der Insel Andros und ihrer Beherrscher von MCCVII—MDLXVI." Ebenda 1855. Urkunden und Zusätze dazu 1856. — Artikel Ghisi, Giustiniani, Gozzadini u. a. in der Allgemeinen Encyklopädie d. W. von Ersch und Gruber. — „Histor.

genealogischer Atlas“, Gotha I. 1858. II. 1. 2. 1861. — „Venetobyzantinische Analekten“ 1859 (darin: der deutsche Orden in Griechenland; Venet. Dynastengeschl. im Archipel. Etwas über Ramon Muntanor). — „Geschichte Griechenlands vom Beginne des MA. bis auf die neuere Zeit“, in Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie 85, 67—465. 86, 1—190. — „Die Einwanderung der Zigeuner in Europa“ 1870. „Chroniques gréco-romanes inédites ou peu connues publ. avec notes et tables généalogiques“ 1873 (darin namentlich Rob. de Clary, la prise de Constantinople; Marino Sanudo Torsello, Istoria del regno di Romania; Annali Veneti di Stefano Magno; Breve memoria de li discendenti de nostra casa Musachi). L. Streit.

Hopfensack: Johann Christian Wilhelm August H., Dichter geistlicher Lieder, wurde geb. am 1. Oktober 1801 zu Schloß-Vippach in Thüringen, wo sein Vater Pfarrer war. Er wurde Schüler der lateinischen Schule des Waisenhauses in Halle und studirte von 1817 bis 1821 in Halle und Bonn Theologie. Darauf kam er als Oberlehrer an das Gymnasium zu Duisburg und 1830 in gleicher Stellung nach Cleve. Obwol er die theologischen Examina gemacht und auch vielfach gepredigt hat, hat er doch nie ein geistliches Amt bekleidet; dagegen hat er als Religionslehrer an den genannten Gymnasien eine seinen Wünschen entsprechende Thätigkeit gehabt, bei welcher er selbst sich immer mehr vom Rationalismus, in welchem er aufgewachsen war, einer positiven Auffassung zuwandte und auf seine Schüler einen nachhaltigen und gesegneten Einfluß gewann. Vom J. 1847 an war er auch sieben Jahre lang in der Verwaltung der rheinischen Kirche als Mitglied der Kreis- und Provinzialsynode thätig. Seit dem J. 1857 lebte er in Cleve im Ruhestande und starb daselbst am 6. Februar 1874. Außer einer größern Schrift über das Staatsrecht der Unterthanen der Römer (Düsseldorf 1829) und einigen kleineren Abhandlungen (Programmen) hat er vor allem eine große Anzahl geistlicher Lieder veröffentlicht, von welchen einige auch in Gemeindegesangbüchern Aufnahme gefunden haben. Die ersten erschienen in der von ihm herausgegebenen Sammlung: „Vierzig alte und neue Lieder für Kirche, Schule und Haus,“ Düsseldorf 1832; andere kamen in Taschenbüchern wie Knapp's Christoterpe (Jahrgang 1840 und 1843), Zeitschriften u. s. w. heraus; im J. 1853 gab er dann selbst ein „Taschenbuch neuer geistlicher Lieder“ (neue Titelausgabe 1860 von Theodor Fliedner besorgt) heraus, in welches er die meisten seiner schon früher gedruckten Lieder wieder aufnahm. Viele dieser Lieder haben einen echt kirchlichen Klang; wegen ihrer schönen Sprache und großen Innigkeit gehören sie zu den bessern der neuern Zeit.

Vgl. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f. 3. Aufl. Band VII, S. 267 ff. Otto Kraus, Geistliche Lieder im neunzehnten Jahrhundert, 2. Aufl., Gütersloh 1879, S. 250 ff. l. u.

Hopfer: Daniel H., Kupferstecher. Ueber diesen wie über die beiden mit ihm gleichzeitig lebenden Hieronymus und Daniel hat die Kunstforschung noch lange nicht ihr letztes Wort gesprochen. Die Zeit ihres Wirkens läßt sich nach einzelnen Daten, die ihre Arbeiten tragen, annähernd bestimmen, die Jahre ihrer Geburt wie ihres Todes sind unbekannt, ebenso, ob sie alle drei Einer Familie angehörten. Früher kannte man von H. selbst den Namen nicht; Marolles, der die Hopfentraube beim Monogramm des Künstlers für einen Leuchter hielt, nennt ihn darum maître au chandelier. Die Hopfentraube kann eben so die Pinie des Stadtwappens von Augsburg vorstellen, denn Daniel H. stammte aus dieser Stadt, war auch daselbst thätig. Auf einem Blatte kommt die Jahreszahl 1523 und auf einem zweiten 1527 vor. Er erhielt 1524 einen Wappenbrief vom

Kaiser, der aus Nürnberg datirt. Auf eine Beziehung des Meisters zu Nürnberg dürfte der Umstand hinweisen, daß seine zahlreichen Platten sich in dieser Stadt später fanden. Die Arbeiten Hopfer's, wie auch der beiden andern Namensverwandten sind auf Eisenplatten radirt und geätzt. Man nennt H. geradezu den Erfinder dieser Stichgattung und wenn er, wie die vielen Ornamentstiche seiner Hand zu beweisen scheinen, auch ein Goldschmied war, so konnte er leicht dahin kommen, das Verfahren der Aetzung von Linien auf Rüstungen und Goldschmiedwaaren auf Platten zu übertragen. Da er aber Eisenplatten wählte, so wurden sie bald rostig, weshalb Abdrücke vor den Rostflecken sehr selten sind. Für die beiden anderen H. ist der Name beglaubigt, da er auf einzelnen Blättern derselben ganz ausgeschrieben erscheint. Ob sie auch in Augsburg lebten, ist ungewiß, da ihr Name in den städtischen Archiven nicht vorkommt. Hieronymus H. nennt auf einzelnen seiner Arbeiten die Jahre 1520, 1521 und 1523 als die Zeit ihrer Entstehung. Alle die Künstler haben meistentheils nach den Stichen älterer Meister copirt, so nach Dürer, Mantegna und anderen sehr seltenen italienischen Blättern, so daß ihnen eine reiche Sammlung solcher Kunstblätter zur Verfügung stehen mußte. Kunsthändler David Funk in Nürnberg brachte 230 Platten aller drei Stecher zusammen, die er numerirte und unter dem Titel Opera Hopferiana im 17. Jahrhundert herausgab. Die Ornamente haben in dieser Sammlung noch den meisten Werth.

Bartsch, P.-Gr. VIII. Passavant III. 288. Nagler, Mgm. II. 1131.

Wessely.

Hopffer: Bernhard H. wurde am 7. August 1840 zu Berlin geboren. Seine Familie stammt aus Franken. Viele seiner Vorfahren leisteten Hervorragendes als Kupferstecher, so Daniel H. (s. o.) Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde ein H. von Friedrich I. von Preußen als Kupferstecher an die neu begründete Akademie der Künste und Wissenschaften nach Berlin berufen und von diesem stammt H. ab, dessen Vater Goldschmied und Juwelier war. Nach absolvirtem Gymnasialkursus studirte er Musik im Kullak'schen Conservatorium, sein specieller Lehrer in der Composition war Richard Wuerst. Er componirte Lieder, einige Symphonien für großes Orchester, verschiedenes für Kammermusik und als 21jähriger Jüngling die Oper „Frithjof", welche am 11. April 1871 zum ersten Male in Berlin aufgeführt wurde und ungefähr zehn Wiederholungen erlebte. Trotz der großen musikalischen Schönheiten konnte die Oper sich nicht dauernd auf dem Repertoir erhalten; aus Unkenntniß der Bühnenpraxis war sie zu breit angelegt; durch die für nothwendig erachteten Streichungen aber litt der Organismus des Ganzen. Zu Anfang des J. 1872 wurde H. von einem Lungenleiden befallen, welches ihn nöthigte, fortwährend an klimatischen Curorten in der Schweiz und Italien zu leben. Er feierte jedoch keineswegs in dieser Zeit; außer Liedern und verschiedenen Cantaten, von denen „Pharao" (Text von Strachwitz) mit ungetheiltem Beifall an verschiedenen Orten Deutschlands und der Schweiz aufgeführt wurde, componirte er die große Oper Sakuntala, Text von seinem Bruder Emil Hopffer. Letzterer, gleichfalls eine künstlerisch begabte und angelegte Natur wirkte als Redakteur am Hamburger Correspondenten. Er hatte ebenfalls Musik studirt, war später wegen Kränklichkeit auf Rath der Aerzte davon zurückgetreten, hatte sich mit dramatischen Arbeiten beschäftigt und für Bruch den Text zur Oper Hermione, für Reinthaler den Text zur Oper „Edda" geschrieben. Bernhard, der mit seinem Bruder auf das innigste zusammenhing, war im Herbst 1876 nach Wiesbaden übersiedelt. Dahin kam im Frühjahr 1877 auch sein Bruder Emil, um Heilung von einem sehr weit vorgeschrittenen Lungenleiden zu suchen, leider vergeblich, er starb daselbst am 10. Juli 1877. Bernhard, tief betrübt über den Tod des geliebten Bruders, suchte geistige und körperliche

Erholung auf dem Jagdschloß Niederwald bei Rüdesheim, wo aber auch er am 20. August 1877 nach kurzer Krankheit starb. — In Hopffer's Nachlaß finden sich viele musikalische Schätze, so die vollendete Oper „Sakuntala", die komische Oper „Der lustige Capitän", die romantisch-komische Oper „Der Student von Prag" (seine Erstlingsarbeit), Lieder, Cantaten ꝛc., die alle noch einer fröhlichen Auferstehung harren. Röstell.

Höpfner: Friedrich Eduard Alexander von H., königlich preußischer Generalmajor, wurde am 27. September 1797 zu Berlin geboren und erhielt, durch den im December 1807 erfolgten Tod seines Vaters, welcher als Artilleriemajor starb, früh verwaist, seine Ausbildung zuerst im Gymnasium zum Grauen Kloster und dann als Hospitant im Cadettencorps. Die Ereignisse des Jahres 1813 unterbrachen seine Erziehung. Er trat als Freiwilliger, mit dem Vorsatze Soldat zu bleiben, in das 2. Westpreußische Dragonerregiment, hatte an den Feldzügen der Jahre 1813 und 1814 vollen Antheil, welcher ihm später das eiserne Kreuz zweiter und den russischen Georgenorden fünfter Classe einbrachte, betrat, am 30. Januar 1815 Sekondelieutenant geworden, in diesem Jahre noch einmal den Boden Frankreichs, ohne in der neuen Campagne zu kriegerischer Verwendung zu kommen und war im Februar 1816 wieder daheim in der Stille der kleinen westpreußischen Garnisonen seines Regiments. Reges Streben und das Gefühl eigener Kraft trieben ihn bald sich denjenigen zuzugesellen, welche außerhalb der Bahnen des gewöhnlichen Fortschreitens eine raschere Laufbahn sich zu eröffnen trachteten. Von seinem Regimentscommandeur, dem späteren Feldmarschall Graf Wrangel, dabei gefördert, meldete er sich zum Besuche der Allgemeinen Kriegsschule und wurde im J. 1820 zu dieser alma mater commandirt. Rühle von Lilienstern, Clausewitz, Canitz, Woltmann wurden seine Lehrer; anderweite Interessen, welche damals Berlin bewegten, wurden auch die seinen, er beschäftigte sich mit Hegel'scher Philosophie, hörte Schleiermacher's Predigten und nahm zu dem Kampfe der neueren weichlichen Musik Spontini's wider die erntere, edlere Richtung Gluck's und Mozart's Stellung. Die Anerkennung seines militärischen Strebens fand in der Kommandirung zum Topographischen Büreau und dann als Adjutant, zunächst bei der 3. Division in Glogau, Ausdruck, aus letzterer Stellung erfolgte 1831 die Versetzung in den Generalstab dieser Division, 1833 die zum Großen Generalstabe in Berlin. Abgesehen von verschiedenen sonstigen dienstlichen Verwendungen, unter welchen die Theilnahme an den im Jahre 1843 von seinem alten Commandeur Wrangel geleiteten großen Cavallerieübungen bei Berlin hervorzuheben ist, deren Beschreibung er im Militär-Wochenblatt von 1843, Nr. 33, geliefert hat, begann in dieser Periode seine Thätigkeit als Schriftsteller und Lehrer. Seit dem Jahre 1841 mit der Redaction des damals von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabes herausgegebenen Militär-Wochenblattes betraut, veröffentlichte er in diesem zunächst einige Episoden aus dem Kriege von 1806 und 1807, dann die Vorgänge bei der schlesischen Armee im Jahre 1813, vom Waffenstillstande bis zum Abend der Schlacht bei Möckern reichend, den Nekrolog des General von Grolman, die Darstellung der militärischen Wirksamkeit der Prinzen August von Preußen, zahlreiche Berichte über neue militärische Erscheinungen u. dgl. m. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich um diese Zeitschrift, indem er die Beihefte schuf, in denen umfangreichere Arbeiten, als der Raum des Hauptblattes aufzunehmen gestattete, ihren Platz fanden. Die Versetzung als Chef des Generalstabes des VIII. Armeecorps nach Coblenz unterbrach diese Thätigkeit. Aber seine Gesundheit hatte gelitten und das Jahr 1848 gab — mehr ihm selbst als seinen Vorgesetzten — Veranlassung seine Felddienstfähigkeit in Zweifel zu ziehen. Um ihn dem Dienste zu erhalten, ward er zum Director der Allgemeinen Kriegsschule ernannt und als diese im October

1850 nach der durch die Unruhen der letzten Jahre stattgehabten Schließung wieder eröffnet wurde, übernahm er deren Leitung und zugleich von neuem ein Lehramt an derselben. Mittlerweile war eine Frucht ernster Arbeit gereift, seine in erster Auflage in den Jahren 1850—51 erschienene klassische Darstellung der Kriege von 1806 und 1807, ein Werk von hoher geschichtlicher und moralischer Bedeutung. Im J. 1853 trug ihm dasselbe den von König Friedrich Wilhelm IV. gestifteten fünfjährigen Ehrenpreis für deutsche Geschichtsschreibung von 1000 Thlr. Gold und eine goldene Denkmünze ein. Doch seine Kraft war gebrochen, er konnte nicht mehr ohne Stock gehen und am Stabe, meinte er, dürfe der preußische Offizier in Uniform sich nicht blicken lassen. Er erbat daher seinen Abschied, der ihm d. d. Heilsberg, den 6. September 1856, unter der ausgesprochenen Voraussetzung gewährt wurde, daß er seinen Lehrstuhl der Kriegsgeschichte beibehalten werde. Erst der letzte Krankheitsanfall vor seinem am 28. November 1858 zu Berlin erfolgten Tode setzte dieser Wirksamkeit ein Ziel. Ein gerader aufrichtiger Mann, streng kirchlich, voll conservativen Standesbewußtseins, streng, klar und gerecht.

F. E. A. von Höpfner, für seine Freunde von Siegfried Hirsch, Berlin 1859. — Berliner Missionsberichte, 1858, Nr. 22. Poten.

Höpfner: Heinrich H., der Theologe, geb. am 29. November 1582 zu Leipzig, zu unterscheiden von dem etwas jüngeren Johann H., studirte ebendaselbst sowie in Jena und Wittenberg, begann seine eigene akademische Laufbahn 1612 als Professor der Logik und Philosophie in Leipzig, trat jedoch seinen Studien entsprechend, in die dortige theologische Facultät über, wurde 1617 Doctor und ordentlicher Professor, nachher Ephorus der Alumnen, Senior des Fürstencollegiums, Canonicus zu Zeitz und Meißen und erwarb sich als Docent und Schriftsteller bedeutendes Ansehen, selbst ältere Männer wie Geier und Kromayer besuchten seine Vorlesungen. Mit Gerhard und Joh. Meisner trat er in freundschaftliche Verbindung. Die gleichzeitigen wissenschaftlich-kirchlichen Bewegungen konnten ihn nicht unbetheiligt lassen. Der Oberhofprediger Hoe von Hoenegg veranlaßte 1621 einen Convent der sächsischen Theologen zu Jena, woselbst über die von G. Calixt angeregten theologischen Neuerungen der Universität Helmstädt ungünstig und zum Theil wegwerfend geurtheilt wurde; auch H. war zugegen, aber ohne in dieser Richtung als Ankläger aufzutreten, er wollte also als confessioneller Lutheraner zu den gemäßigten gehören, auch die praktischen Interessen der Religion nicht unbeachtet lassen. Erst in dem weiteren Verlauf des synkretistischen Streits hat er am 17. Mai 1641 ein ausführliches Schreiben an Calixt gerichtet, in welchem er diesen ermahnt, die mißverständliche Formel, daß gute Werke zur Seligkeit nöthig seien, zu Gunsten des Friedens und damit die Autorität der Mutterkirche nicht gefährdet werde, fallen zu lassen, worauf Calixt in einem längeren Excurse antwortete. Von seinen zahlreichen, doch meist kleineren Schriften sind besonders „12 Disputationes de justificatione hominis peccatoris coram Deo“, 1639, 53, 1728 (ed. Wernsdorf) namhaft geworden. Andere Abhandlungen in „H. H. Disputt. theol. ed. Rappold,“ 1672. Er starb am 10. Juni 1642.

Witten, Memor. theoll. p. 491—501. Tholuck, Das akademische Leben des XVII. Jahrhunderts II, 85. Henke in dem Werke G. Calixt I, 320. II, 1. 150—53. Gaß.

Höpfner: Joh. Georg Albrecht H., geb. 1759 in Bern, gest. 1813, war der Sohn eines nach Biel in der Schweiz eingewanderten und hier verheiratheten Deutschen; erst Apotheker, dann Student und Doctor der Medicin, wurde er zugleich von Christ. Friedr. Weisse, dessen Haus er in Leipzig bewohnte, zu litterarischem Streben angeregt und „in das Heiligthum der Musen eingeführt“. In Bern, wo er nach seiner Heimkehr die Apotheke seines Vaters über-

nahm, wurde er der Mittelpunkt eines geistigen und wissenschaftlichen, auf Verbreitung nützlicher Kenntnisse gerichteten Lebens. Neben mehreren medicinischen und naturwissenschaftlichen Aufsätzen schrieb er zur Zeit der politischen Umwälzungen die ziemlich einflußreiche „Helvetische Monatsschrift“ (Winterthur 1799, Bern 1800) und später seit Februar 1801 „Gemeinnützige schweizerische Nachrichten“. Durch Eröffnung eines wohlgewählten Lesecabinets trug er nicht wenig bei zur Förderung der allgemeinen Bildung. Er war nicht allein Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften der Schweiz, sondern auch der kurfürstlich mainzischen Akademie und derjenigen in Berlin und Mannheim, ebenso der Gesellschaft für Bergbauleute in Halle, war auch Correspondent der Göttinger Akademie. Er starb am 16. Januar 1813.

Lutz, Moderne Biographien S. 130. Ersch und Gruber's Enc. Sektion II. Bd. X, S. 426. Berner Taschenbuch, Jahrgang 1853. Schiller-Cotta'scher Briefwechsel S. 512 Anm. 5. Bloesch.

Höpfner: Johann Georg Christian H., evangelischer Theologe und Philologe, geb. am 4. März 1765 zu Leipzig, † am 20. December 1827. Da sein Vater, ein Kaufmann, seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse wegen wenig für die Ausbildung des Sohnes thun konnte, nahm sich der Professor der Geschichte an der Leipziger Universität Böhme des gute Anlagen zeigenden Knaben warm an, ließ ihn von 1772 an die Nicolaischule besuchen und ermöglichte es, daß er 1782 das Studium der Theologie auf der Universität seiner Vaterstadt beginnen konnte. Neben der Theologie lag er nun auch der classischen und der morgenländischen Philologie ernstlich ob. Er erwarb 1786 die Magisterwürde und erhielt 1787 das Amt des Nachmittagspredigers an der Universitätskirche und Katecheten zu Gohlis bei Leipzig. Wiewol er als Prediger beliebt war, fühlte er sich doch mehr zu einem akademischen Wirkungskreise hingezogen. Er habilitirte sich daher 1787 zu Leipzig auf Grund der Schrift „Commentarii in Cyclopem Euripidis specimen“, und las nun über Bibelerklärung und andere theologische Disciplinen, über classische und morgenländische Philologie und Rhetorik, bis er 1791, als er schon zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät designirt war, das ihm angetragene Conrectorat am Gymnasium zu Eisleben annahm. Allein bald stellte sich ein Gehörleiden bei ihm ein, das nach und nach zu völliger Taubheit führte und seiner Lehrthätigkeit fortan ungemein hinderlich wurde. Er sah sich deswegen genöthigt, 1800 sein Amt niederzulegen und nach Leipzig zurückzukehren, wo er litterarisch auf verschiedenen Gebieten thätig wurde und seine Vorlesungen wieder aufnahm. Mehrere Berufungen nach auswärts mußte er seines Gehörleidens wegen ausschlagen. Die theologische Facultät zu Wittenberg verlieh ihm 1802 ihre Doctorwürde. Nachdem bereits 1823 in Folge eines Nervenschlages seine körperlichen und geistigen Kräfte sehr gelitten hatten, machte vier Jahre später eine Wiederholung dieses Anfalls seinem Leben ein Ende. Als Theologe gehörte er der rationalistischen Schule seiner Zeit an, die eine selbständige, von religiösen Rücksichten unabhängige Exegese forderte. In dieser Richtung bewegt sich namentlich das von ihm in Verbindung mit J. Chr. W. Augusti herausgegebene „Exegetische Handbuch des alten Testaments“, das jedoch nur bis zum 9. Stück (2. Buch der Könige) 1797—1800 gedieh. Außer einigen anderen theologischen Werken, unter ihnen „Epitome theologiae christianae“, 1804, ed. 2. 1819, verfaßte er hauptsächlich Schriften zur classischen Philologie und Alterthumskunde (Ausgaben und Erklärungen einzelner Stücke des Euripides, Sophokles, Aristophanes, „Handbuch der griechischen Mythologie“, 1795, Fortsetzung von Nitsch, „Wörterbuch der alten Geographie“, 1794 und von desselben „Beschreibung des häuslichen, gottesdienstlichen &c. Zustandes der Griechen“, Th. 2. 3. 1795—1800),

ferner pädagogischen, litterarhistorischen und populärwissenschaftlichen Inhalts. Auch redigirte er die Zeitschrift „Fama der neuesten Litteratur", 1800 und deren Fortsetzung „Jahrbuch der neuesten Litteratur", 1801 und lieferte Beiträge für verschiedene andere wissenschaftliche Zeitschriften.

Vgl. Meusel, Gel. T. III, 363 und Nachtr. Neuer Nekrolog, Jahrgang 5. II, 1057. Redslob.

Höpfner: Ludwig Julius Friedrich H., Rechtsgelehrter, geb. am 3. Novbr. 1743 in Gießen, † am 2. April 1797 zu Darmstadt. Sein Vater, Johann Ernst H., geb. den 12. Mai 1702 in Gießen, studirte 1718 Rechtswissenschaft an der heimischen Hochschule, wurde 1735 Hofmeister der beiden Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, 1737 des nachmaligen hannöverischen Ministers v. Gemmingen, den er auf die Akademien Gießen, Jena, Halle und Leipzig begleitete; 1741 treffen wir ihn als Professor der Moral in Gießen, im Frühjahr 1742 als außerordentlichen, im Herbste dieses Jahres als ordentlichen Professor der Rechte dortselbst, in welcher Eigenschaft er am 3. Februar 1759 starb. Aus seiner Ehe mit der Tochter des jurist. Professors Wahl gingen 3 Söhne hervor, der älteste derselben war Ludw. Jul. Friedrich; er empfing den ersten Unterricht im Lateinischen von seiner hochgebildeten Mutter, trat im 11. Lebensjahre (1754) in die oberste Classe des Pädagogium seiner Vaterstadt und bezog 2 Jahre später — erst 13 Jahre alt — die Hochschule. Da er frühe Doppelwaise wurde (die Mutter verlor er 1752) und kein Vermögen besaß, trat fast noch im Knabenalter der Ernst des Lebens an ihn heran. Dieser stählte sein Pflichtgefühl, und verdoppelte die ihm angeborne Lernbegierde. Nach beendigtem Universitätsstudium 1764 nahm er die Stelle eines Erziehers in der Familie des kassel'schen Ministers und Oberappellationsgerichts-Präsidenten von Kannegießer an, eines klassisch gebildeten Mannes, wo er manches bei seinem ungewöhnlich raschen Bildungsgange Versäumtes nachholte, und sich endgültig für das Studium des Civilrechts entschied. Mit lebhafter Freude übernahm er daher 1767 die Professur der Rechte am Carolinum zu Cassel, die er 1771 mit jener an der Gießener Hochschule vertauschte. H. las regelmäßig Naturrecht, Rechtsgeschichte, Rechtsalterthümer, Litteratur und abwechselnd mit Kanzler Koch Pandekten nebst Institutionen. In den Beginn seiner Lehrthätigkeit fällt die mit Scharfsinn geschriebene Doctor- und Inaugural-Dissertation „De effectu restitutionis in integrum quoad fidejussorem" (Gießen 1771). Im Jahre 1773 verband sich H. mit Anna Maria Thom, der Tochter eines Kriegszahlmeisters in Gießen, welche mit einem stillen, liebevollen Gemüthe, Weiblichkeit und Willensstärke verband, und hierdurch H. fürs ganze Leben segensvolle eheliche Tage schuf. Geliebt und geehrt von Allen, welche ihm nahe standen, hochgeachtet als einer der bedeutendsten Civilisten seiner Zeit, rastlos thätig in seinem Berufe, hätte H. ein beglückendes Dasein führen können, wäre nicht schon um jene Zeit ein quälendes Leiden, die Folge eines zerrütteten Nervensystems, aufgetreten, welches sich durch seine den Schlaf über Gebühr kürzenden Arbeiten steigerte. Weder ärztliche Hülfe noch Badekuren oder Reisen vermochten das Leiden zu bannen, welches H. bis an sein Ende, 20 lange Jahre quälte, und ihm allmählich fast jeden Lebensgenuß trübte. 1776 erging an H. ein Ruf nach Jena, zu dessen Annahme er von den ihm befreundeten Goethe jedoch nur im steifen Geschäftstone aufgemuntert wurde; im folgenden Jahre wollte ihn Göttingen rufen; er lehnte indeß ab, obwohl ihm die Zustände der Ludoviciana keineswegs zusagten. „Das Universitätsleben", schrieb er seinem Freunde Merck, „ist ein schändliches Ding, alle halb Jahre zu predigen, quid sit justitia, jus scriptum und non scriptum, objecta juris, das wird mir je länger, je unerträglicher. Und ungezogene Jungen vor sich zu haben, ihnen cajoliren zu müssen, dazu in

in den ewigen Collisionen mit collegis conjunctissimis zu leben, zumal mit dem gelben Smelfungus, das wird man auch herzlich satt.“ Das Gießener Burschenleben jener Tage war auch arg verwildert, Trinkgelage, Schlägereien und Fenstereinwerfen scheinen zu den täglichen Belustigungen gezählt zu haben; deshalb ruft auch Professor Jaupp in einem Briefe an H. trübselig aus: „Mich verlangt nach einem seligen Ende meines Rectorates!“ Unter solchen Umständen mußte es H. im hohen Grade willkommen sein, als ihn die hessische Regierung zum Rathe des Oberappellationsgerichts in Darmstadt mit der Verpflichtung ernannte, eine Sammlung aller Landesverordnungen zu veranstalten, und ein besseres Landrecht einzuleiten, zu welchen Arbeiten H. ausreichend Muße blieb, da der hessische oberste Gerichtshof nur einmal in der Woche Sitzung hielt. Kurze Zeit darauf (1782) erging an H. abermals die Einladung nach Jena, er sollte als Primarius in die Juristenfacultät treten, und Goethe meinte in einem Briefe: „H. könne nirgends einen Posten erhalten, wo ihm die zeitliche Ehre so wohl schmecken werde, als nach dem Tone, der in unserer Gegend herrscht, ihm werden könne.“ Allein H. hatte keine ehrgeizige Ader; er verblieb in seiner Stellung, wofür ihm die Regierung den Titel eines geheimen Tribunalrathes verlieh. Nach vollendeter Uebersiedlung in die Landeshauptstadt ging er sogleich an die Lösung der gestellten Aufgabe. Er entwarf eine Reihe größerer Verordnungen, welche im Drucke erschienen. Die Abfassung eines allgemeinen Landrechtes schien ihm aber für einen Mann zu viel; sein Plan war, das preußische Landrecht zu Grunde zu legen und dasselbe mit Anmerkungen zu versehen, welche theils Verbesserungsvorschläge enthielten, theils den Verhältnissen des Landes angepaßt waren. Die Verordnungs-Sammlung brachte er mit großem Zeit- und Mühe-Aufwande zu Stande, und sollte der erste Band, die Kriminalordnungen, gedruckt werden, als ihn am 2. April 1797 der Tod überraschte.

H. war der gefeiertste juristische Schriftsteller seiner Zeit; sein „Commentar zu den Institutionen des Heineccius“ und sein „Naturrecht der einzelnen Menschen, Gesellschaften und Völker“ erwarben ihm rasch ein ungewöhnliches Ansehen und einen weitverbreiteten Namen. Insbesondere war es der Commentar, der in keiner juristischen Bibliothek fehlte. Er erschien zuerst 1783, die 6. Auflage hatte H. noch vor seinem Tode druckfertig gemacht; die 7. und 8. besorgte mit großer Gewissenhaftigkeit Prof. D. A. Weber in Rostock (1808 und 1817). H. trug sich auch mit dem Gedanken, einen Pandekten-Commentar zu schreiben, wofür ihm ein Honorar von mehreren tausend Gulden geboten worden war. Nach Vollendung von 7 Titeln des 1. Buches gab er jedoch seinen Plan zum Leidwesen seiner Freunde Glück und Gmelin wieder auf. H. bemühte sich unablässig sein Lieblingswerk — den Institutionencommentar — zu feilen, zu verbessern und zu erweitern; so umfaßt die erste Auflage 808, die 4. bereits 1054 Seiten; es stand auch nach Savigny's Ausspruch das Höpfner'sche Werk „mit Recht im höchsten Ansehen, denn in der That hat die Litteratur nicht viele Werke in deutscher Sprache aufzuweisen, welche wie dieses durch gute klare Darstellung als wirklich lesbare Bücher genannt zu werden verdienen“; trotzdem hatte er sich von den Schwächen des ganzen Zeitalters nicht freigehalten. H. war ein gelehrter, er war ein eleganter Jurist, der emsig Quellenforschung trieb. Er ging mit Fleiß und praktischem Sinn in den alten Geleisen, es mangelte ihm jedoch schöpferische Kraft; er bearbeitete eifrig den dürren Boden damaliger Rechtsgelehrsamkeit, aber er entdeckte keine Quellen, um neue Felder zu befruchten. Solch befruchtende Thätigkeit ging von Gustav Hugo in Göttingen aus. Der gefeierte H. mußte es noch erleben, daß eine jüngere Kraft ihn in den Schatten stellte. Indem Hugo bei seinen Untersuchungen aus der Zahl der hervorragenden juristischen Schriftsteller zwei Repräsentanten wählte, um durch

Prüfung vieler ihrer Lehrmeinungen die Gebrechen des herrschenden Systems anschaulich zu machen, griff er nach H. und Glück. Es entspann sich zwischen H. und Hugo eine lebhafte litterarische Fehde, in deren Verlaufe ersterer wahre Seelengröße bewies; denn aus erbitterten Gegnern wurden namentlich durch Zuthun Höpfner's wissenschaftliche Freunde; sie traten in Briefwechsel, aus dem indeß hervorgeht, daß der „ketzerische" Hugo den „orthodoxen" H., wie er sich ausdrückt, doch in vielen Principienfragen nicht zu überzeugen vermochte; doch das störte nicht das gute Einvernehmen, und Hugo begrüßt in einem im November 1762 an H. gerichteten Briefe diesen als „einen der ersten deutschen Civilisten" und als „einen der edelsten litterarischen Gegner". Auch Höpfner's bereits erwähntes „Naturrecht" war ein vielgelesenes Buch, es wurde von den Docenten der meisten deutschen Universitäten ihren naturrechtlichen Vorträgen zu Grunde gelegt, und erschien in sieben starken Auflagen, die erste 1780, die siebente 1806. Die 1790 ausgegebene fünfte Auflage widmete der Verfasser dem vormaligen kurtrierischen Minister Freiherrn Wilibald von Hohenfeld, welchen Merck als einen der ersten Philosophen des Jahrhunderts und Schiller als den edelsten Mann erklärt, den er kennen gelernt habe. Der fleißige Besuch der von Bouterwek 1796 in Darmstadt gehaltenen Vorträge über Kant'sche Philosophie, blieb auf Höpfner's Anschauungen nicht ohne Einfluß, doch war er von Kant's System des Naturrechts, in welchem der Jurist zu sehr vermißt wurde, wenig befriedigt. Höpfner's Arbeit selbst huldigte im Wesentlichen der Tendenz der damaligen Rechtsphilosophie, welche gerne aus willkührlich angenommenen Begriffen a priori construirte. Mit dem in der Rechtsphilosophie eingetretenen Umschwunge veraltete Höpfner's Naturrecht und kam in Vergessenheit. Die vor wenigen Jahrzehnten erfolgte Veröffentlichung der Merckschen Briefsammlungen gestattet einen tiefen Einblick in das Gemüthsleben Höpfner's und gibt Aufschluß über dessen Stellung zur national-litterarischen Bewegung des verflossenen Jahrhunderts. H. war eine feinfühlige, leicht erregbare, vorwiegend lyrisch angelegte Natur, durchdrungen von echter Religiosität; empfänglich für alles Schöne in der Natur, in Poesie und Tonkunst, gehörte er zu jenen Männern, welche gewissermaßen zwischen Dichter und Publikum stehen, in diesem das Verständniß jener verbreiten. Er folgte neben seiner Berufsthätigkeit unablässig den belletristischen Schöpfungen seiner Zeit, blieb mit seinem bekannten Landsmanne J. H. Merck bis zu dessen tragischem Ende aufrichtig befreundet, verkehrte lange Jahre mit Klinger, unterhielt mit Nicolai einen Briefwechsel und redigirte den juristischen Theil von dessen „Allgemeiner deutscher Bibliothek"; er war mit Klopstock, dessen Oden er vortrefflich recitirte, genau bekannt, lebte mit Glück, Koch, Gmelin und anderen Rechtsgelehrten in stetem Gedankenaustausche und stand auch in näheren Beziehungen zu Goethe, der ihn im August 1772 von Wetzlar bei einem litterarischen Congresse besuchte. Die humoristische Art, wie sich jener bei ihm einführte, kennen wir aus „Wahrheit und Dichtung". Beide Männer waren für die neu zu gründenden „Frankfurter gelehrten Anzeigen" gewonnen. Durch den Meinungsaustausch, welchen diese Anzeigen bedingten, wurden Goethe und H. bald näher bekannt, und war ersterer von Höpfner's juristischer Unterhaltung so angezogen, daß er gern längere Zeit sein Zuhörer geblieben wäre. Später scheinen die gegenseitigen Beziehungen an Wärme etwas verloren zu haben.

H. war von mehr als mittlerer Größe, sein Ausdruck mild und gewinnend; er liebte die Rosenzucht, die er zu großer Vollkommenheit entwickelte; in Mußestunden beschäftigte er sich häufig mit der Drechselbank oder mit physikalischen Experimenten, und führte sie mit überraschender Gewandtheit aus. Auf kleinere Gesellschaften wußte er in gesunden Tagen belebend und erheiternd zu wirken, sei es, daß er eine fesselnde Erzählung vortrug, ein hübsches Volks-

lied sang, aus seinem Anekdotenschatz mittheilte; sei es, daß er über litterarische Gegenstände — sein Lieblingsthema sprach. Homer, die römischen Classiker, vor Allem die Bibel kannte er fast auswendig. So besaß er eine Vielseitigkeit, ja einen Universalismus, welcher an Zersplitterung der Kräfte streifte. Und zu all' dem noch seine edle Menschenliebe, von der Nebel in seinem Gedenkblatte treffend sagt: Civibus decus et deliciae, amicis praesidium, pauperibus solatium, afflictis perfugium esse nunquam desiit. — Ein Brustbild Höpfner's nach dem Gemälde Hill's von C. Felsing gestochen schmückt Wenck's Monographie; ein zweites wenig ähnliches Porträt v. Gopffert's Hand ist dem 83. Bande der allgem. deutsch. Bibliothek vorangestellt. — Eine Silhouette hat der juristische Almanach für 1782, S. 45.

Ueber Joh. Ernst Höpfner vgl. Strieder, Hess. Gelehrten- und Schriftsteller-Gesch., Bd. 6. S. 53. Ein Verzeichniß seiner Schriften bei Ersch und Gruber Sect. II. Th. 10. S. 426. — Ueber L. J. Fr. Höpfner Strieder a. a. O. S. 54, woselbst auch ein Verzeichn. seiner bis 1786 erschienenen Schriften. — H. B. Wenck, Leben und Charakter des hess.-darmst. Tribunalrathes Dr. L. J. Fr. Höpfner, Frankfurt a. M. 1797. — Memoriae Lud. J. Fried. Höpfner sacrum, Giessae 1797 (v. Nebel). — Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner, Merck rc. aus den Handschr. herausgegeben v. Dr. C. Wagner, Leipzig 1847. — Jul. Höpfner in d. deutschen Vierteljahrsschrift. 31. Jahrg. (1868) 4. Heft. S. 1—40.

Eisenhart.

Höpfner: Michael H., Buchdrucker in Stettin, auch Höppener genannt und urkundlich geschrieben, war 1624 in Stettin geboren und ist als dritter Buchdrucker seiner Vaterstadt zu bezeichnen. Er trat als Lehrling in das Geschäft von Georg Rhates daselbst ein, machte dann verschiedene Reisen, um sich für seine Kunst weiter auszubilden und stand bei seiner Rückkehr in die Heimath der Druckerei der Wittwe seines früheren Lehrherrn vor. Dann finden wir ihn in der Götzke'schen Officin thätig, nachdem seine Prinzipalin gestorben war und 1653 legte er eine eigene Buchdruckerei an, die später vom Magistrat zur Rathsdruckerei erhoben wurde. Bald strengte er einen Proceß gegen seinen ehemaligen Prinzipal, Georg Götzke an. Dieser war nämlich der Typograph des königlichen Pädagogii und hatte das Recht den Druck aller Sachen, welche für das Pädagogium und Consistorium bestimmt waren, zu besorgen. Außerdem das Recht das Gesangbuch, den Katechismus Luther's und noch einige andere Bücher allein drucken zu dürfen. Dieser Streit dauerte vom März 1653 bis zum 4. Juli 1664 und wurde von H. durch ein Erkenntniß des Tribunals zu Wismar verloren. Aber schon im J. 1654 war H. zwar concessionirt worden von Seiten der Regierung, allein es war ihm zugleich aufgegeben worden, „sich an allerhand fremden Büchern, Tractaten und Materien begnügen zu lassen". Daher nannte er sich auch zuweilen „Königlicher Buchdrucker". 1676 starb H. und hinterließ das Geschäft seiner Wittwe und seinen Kindern, welche dasselbe gemeinschaftlich fortsetzten, bis später ein Sohn allein es übernahm. Dieser Sohn war Samuel H., ein gelehrter Mann, sowie hinterpommerscher Gerichtsadvocat, welcher aber schon 1697 starb. Sein Bruder Johann hat wol auch Antheil an der Buchdruckerei gehabt, doch steht nur fest, daß er in der Officin seines Bruders gearbeitet hat. Er wollte sich in Colberg und Stargard niederlassen, was ihm jedoch nicht gelang, dagegen gründete sein Sohn Karl 1710 zu Greifswald eine Buchdruckerei. — Hermann Gottfried Effenbart aus Helmstädt, der als Gehülfe in der Samuel Höpfner'schen Buchdruckerei gearbeitet, heirathete die Tochter des Samuel, Katharina Elisabeth. Im J. 1708 hatte er zwar das Adolphische Geschäft in Greifswald gekauft, allein er übergab dieses seinem Schwager Karl

H., zog es aber vor in Stettin zu bleiben. Er starb im Alter von 73 Jahren am 25. December 1746 und hatte den Titel eines Rathsbuchdruckers geführt. Sein Nachfolger wurde sein Sohn gleichen Namens, welcher das Geschäft in großen Flor brachte. Nicht allein, daß er zum königlich preußisch-pommer'schen Regierungs-, Kriegs- und Domänen-Kammer-Buchdrucker ernannt wurde, sondern er erhielt auch ein landesherrliches Privilegium zum Drucke der herrschaftlichen Sachen und Zeitungen, welches ihm unterm 28. August 1755 ertheilt und 1765 auf seine Familie ausgedehnt wurde. Neben diesen amtlichen Arbeiten wurden auch verschiedene wissenschaftliche Werke angefertigt, wie L. W. Brüggemann's Beschreibung von Vor- und Hinterpommern, 1779—1784 rc. Hermann Gottfried Effenbart der Zweite starb am 17. Juni 1784. Das Geschäft wurde von seiner Wittwe und seinen drei Kindern gemeinschaftlich fortgeführt und bestand unter der Firma: „Herman Gottfried Effenbarts Erben" fort, den Druck der „Stettiner Zeitungen und Amtsblätter" besorgend.

Vgl. Gräße, Lehrbuch der Literärgeschichte III. 1. S. 188. Mohnike, Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern S. 27—31 rc.

Kelchner.

Höpp: Ulrich H., Dichter des 15. Jahrhunderts, der im Dienste Kaiser Friedrichs III. während des Reichstages von Regensburg (1471) ein Spruchgedicht verfaßte, welches die Gemüther für den Kaiser und zur Türkenhülfe stimmen sollte. Außerdem hat er noch ein zweites allegorisches Gedicht auf Friedrich verfaßt, in welchem er die in einer Wildniß von aller Welt verlassene Treue schildert, während das Lager der Untreue lustig mit fliegenden Fahnen dasteht.

Beide Gedichte in einer Memminger Handschrift erhalten sind im Archiv für neuere Sprachen 37, 203—217 gedruckt, das erste in Liliencron's historischen Volksliedern, 2, 3 ff.

Bartsch.

Hoppe: Dr. David Heinrich H., Botaniker und Arzt, geb. den 15. December 1760 zu Vilsen in Hannover, † den 2. August 1846 zu Regensburg. H. erlernte die Pharmacie zu Celle, conditionirte als Apothekergehilfe in Hamburg, Halle, Wolfenbüttel und Regensburg. Seit seiner Jugend beschäftigte er sich in seiner freien Zeit eifrigst mit dem Studium der Botanik. In Baiern lernte H. Martius kennen, gründete mit ihm, sowie mit Stallknecht die Regensburger botanische Gesellschaft (1790) und begann im selben Jahre die Herausgabe des botanischen Taschenbuches, welches bis 1811 erschien. 1792 bezog H. die Universität Erlangen, studirte dort Naturwissenschaften sowie Medicin und wurde 1796 zum Doctor promovirt. Er kehrte dann nach Regensburg zurück, ließ sich daselbst als praktischer Arzt nieder und verweilte in dieser Stadt den Rest seines Lebens, auch am dortigen Lyceum Naturgeschichte lehrend und 1820 zum königlich baierischen Sanitätsrathe ernannt. Von dem Jahre 1798 an bis 1843, also durch 45 Jahre, reiste H. in jedem Sommer nach Salzburg und Heiligenblut, um zu botanisiren. Mit Vorliebe bestieg er namentlich den Untersberg, sowie die Pasterze. Er durchforschte die Alpen Salzburgs und Kärnthens genau, beobachtete die selteneren Arten derselben lebend, sammelte sie in Prachtexemplaren, versendete sie an Fachgenossen und erwarb sich dadurch ungemein große Verdienste um die Kenntniß der Alpenflora. In Regensburg und in Salzburg bildeten sich um H. Kreise geistesverwandter Männer, welche das Studium der Botanik eifrig zu fördern bemüht waren. Auch als botanischer Schriftsteller war H. thätig. Nebst dem schon erwähnten botanischen Taschenbuche gab er namentlich noch heraus: „Ectypa plantarum Ratisbonensium" (1787—93); „Caricologia germanica" (1826 und 1835); ferner im Vereine mit Hornschuch:

„Tagebuch einer botanischen Reise nach den Küsten des adriatischen Meeres und den Gebirgen von Kärnthen, Tirol und Salzburg“ (1818).

Hoppe's Selbstbiographie, herausgegeben von Fürnrohr. — Storch, Skizzen einer naturhistor. Topographie Salzburgs, S. 11. — Wurzbach, Biograph. Lexikon d. österr. Kaiserstaates, IX. S. 260. R.

Hoppé: Franz H., Schauspieler und Sänger, geb. 1810 zu St. Petersburg, starb in der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1849 zu Berlin. Sein Vater war Schauspieler am Petersburger Hoftheater gewesen und dann nach Deutschland gegangen, während der Sohn in Paris noch musikalische Studien machte und, als diese wenig Erfolg versprachen, sich einige Zeit der Pharmacie widmete. Mit Liebhaber- und Baritonpartien führte er sich zu Anfang der dreißiger Jahre auf der deutschen Bühne ein, an kleinen und mittleren Bühnen (u. A. in Riga) engagirt. In Düsseldorf, wo er unter Immermann wirkte, gab er die Oper ganz auf, um seine Kräfte ausschließlich dem Schauspiel zu widmen. Mit unendlichem Fleiße, angespornt durch den Genius Seydelmann's, welcher damals in Düsseldorf gastirte, gelang es ihm vorwärts zu kommen. Er erhielt nun ein Engagement in Köln, 1838 ein solches für das Hamburger Stadttheater, dessen Director F. L. Schmidt ihn als einen glücklichen Ersatz Döring's pries. Mit dem reichen Mann in dem gleichnamigen Töpfer'schen Lustspiel erwarb er sich dauernd die Gunst des Publikums. 1842 folgte er einem Ruf nach Braunschweig und im Herbst 1844 trat er nach einem erfolgreichen Gastspiel als Mitglied beim Berliner Hoftheater ein, dem er als einer der verwendbarsten Schauspieler bis zu seinem Tode angehörte. Hoppé's Talent charakterisirte sich durch die Vermeidung alles Schroffen und Unschönen, durch das Betonen des Glatten, Maßvollen, Verständigen, weshalb ihm, dem Charakterdarsteller, auch vor allen Figuren wie Marinelli und Geßler gelangen, denen sich Carlos im „Clavigo“, Nathan, Hofrath Reißmann in den „Advocaten“, Tartuffe Lamoignon im „Urbild des Tartuffe“, Fein im „Höflichen Mann“, Adam im „Zerbrochenen Krug“ u. a. anschlossen, während ihm das Dämonische eines Franz Moor und Mephistopheles abging. — Hoppé's zweite Frau war die Tochter der berühmten Crelinger, Clara Stich (vgl. Bd. IV. S. 585). Joseph Kürschner.

Hoppe: Georg H., herzoglich anhalt-dessauischer Oberst, ward am 8. April 1783 in Klein-Zehmigkau bei Dessau geboren. Die bescheidenen ländlichen Verhältnisse seiner Eltern gestatteten dem strebsamen Knaben nur den unzureichenden Unterricht in der Schule seines Heimathsdorfes, doch zeigte sich damals schon der in ihm wohnende glühende Eifer sich fortzubilden, der, als H. 1802 in das fürstliche Jägercorps zu Dessau eingereiht ward, es ihm bald möglich machte, die Lücken des ihm nöthigen Wissens fast vollständig auszufüllen. Als 1807 die nunmehrigen anhaltischen Herzogthümer ihr Rheinbundscontingent errichteten ward H. zum Offizier dabei ernannt und nahm Theil an den Feldzügen desselben Jahres in Schlesien, 1809 in Tirol und 1810 in Spanien, jedoch an letzterem nur als Noncombattant, da ihm die Geschäfte des Zahlmeisters übertragen wurden. Dieser Umstand rettete ihn, als das Bataillon am 14. September 1810 bei Labisbal in die Hände der Spanier fiel, vor der Gefangenschaft. Er ward entlassen, kehrte mit Reconvalescenten im Frühjahr 1811 nach der Heimath zurück und trat hier als Capitaine commandant an die Spitze des neuerrichteten Contingents, mit dem er, seit Februar 1812 Oberstlieutenant, an dem Kriege Napoleons I. gegen Rußland sich betheiligte. Nach dem unglücklichen Ausgange desselben der Danziger Garnison zugetheilt, nahm H. an der langwierigen Vertheidigung dieses Platzes durch General Rapp den rühmlichsten, von letzterem in seinen Memoiren anerkannten und von Napoleon mit dem Kreuze der Ehrenlegion belohnten Antheil, kehrte dann im Januar 1814 mit den Resten seines

Bataillons nach Anhalt zurück und erhielt hier sofort als Oberst die Führung des neu errichteten, gegen Frankreich bestimmten Regimentes Anhalt. Mit diesem nahm er an dem Feldzuge in den Niederlanden Theil, wo er unter Oberst v. Egloffstein am 31. März Tournay tapfer gegen die Franzosen unter Maison vertheidigte, was ihm die zweite Klasse des russischen St. Annenordens einbrachte, desgleichen an dem Feldzuge des J. 1815 vor Bouillon, Mezières und anderen festen Plätzen und kehrte dann mit dem Regiment im December des gedachten Jahres nach der Heimath zurück. Nach hier erfolgter Auflösung des Regimentes trat H. an die Spitze des herzoglich dessauischen Bundescontingentes und blieb in dieser Stellung bis zu seinem am 6. April 1833 erfolgten Tode; er war ein treuer Familienvater, ein tapferer, umsichtiger Offizier, ein gerechter, liebenswürdiger Vorgesetzter und starb im Besitz der allgemeinen Achtung und Liebe.

Siebigk.

Hoppe: Johann H., ein um die Begründung des höheren Schulwesens in den Städten des Preußenlandes viel verdienter Mann, geb. zu Bautzen vor 1520, † zu Culm 1565. Den ersten Unterricht hat er jedenfalls in der Schule seiner Vaterstadt erhalten; die weitern Studien machte er in Wittenberg unter Luther und Melanchthon. Er wurde dann Rector der evangelischen Schule zu Freystadt in Schlesien, wo 1539 der späterhin in den krypto-calvinistischen Streitigkeiten zu eigenthümlicher Bedeutung gekommene Jakob Cureus sein Schüler war. 1544 berief ihn Herzog Albrecht von Preußen als Professor der Ethik an die Universität Königsberg, deren Rector er 1549 wurde. Er stand dort mit Georg Sabinus, dem berühmten Humanisten, in engster Verbindung. Als er aber gegen Osiander sich erklärt hatte, fiel er (1553) mit anderen in Ungnade und wurde abgesetzt. (Töppen, Die Gründung der Universität Königsberg, S. 205 ff.) Dafür übertrug ihm die Stadt Culm die Reformation ihrer Schule und schon im nächsten Jahre konnte er die umgebildete Anstalt eröffnen. Seine damals erschienene Schrift „Forma veteris Gymnasii Culmensis recens instaurati“ läßt uns ihn als einen umsichtigen Schulmann erkennen. Aber dem Aufblühen der Schule — sie zählte bald 400 Schüler — machte der als Eiferer für Restauration der alten Kirche bekannte Bischof Stanislaus Hosius ein rasches Ende. H. folgte hierauf (1556) einem Rufe nach Elbing, dessen Schule verfallen war; aber auch hier trat ihm der Bischof so nachdrücklich entgegen, daß er nach drei Jahren wieder weichen mußte. Als er dann die Stelle eines Secretarius in Danzig angenommen hatte, wandte er auch hier dem Schulwesen seine Theilnahme zu. Auf seinen Betrieb wurde der treffliche Achatius Cureus von Marienberg nach Danzig berufen, wo er längere Zeit thätig war, ohne freilich diesem Particular aufhelfen zu können. Die von H. für diese Anstalt aufgestellten Gesetze hat er in Verse gebracht, damit sie leichter behalten werden könnten. Schon 1560 kehrte er nach Culm zurück, dessen Bürgermeister Rogge ihm seine Tochter zur Frau gegeben hatte, und dort wirkte er als Senator bis zu seinem Tode. Gedruckt sind von ihm außer der oben angeführten Schrift nur einzelne Gedächtnißreden.

Hartknoch, Preuß. Kirchenhistorie (1686), S. 363, 688, 987 ff., 1058 ff. Hirsch, Gesch. des akademischen Gymnasiums in Danzig (1837), S. 6 ff. Groß, Achatius Cureus, der erste Rector von Marienburg (1875), S. 3 ff. Knauth, Einhundert Oberlausitz. Gelehrte, welche außerhalb ihres Vaterlandes in Schulen gelehret (1768), S. 5 f.

H. Kaemmel.

Hoppe: Israel H., aus Elbing, geb. 1599, † 1679, ist der namhafteste preußische Geschichtsschreiber im 17. Jahrhundert. Aus angesehener Familie stammend, legte er den Grund zu seiner vorzüglichen Geistesbildung in dem Elbinger Gymnasium, welches damals unter des Rectors Johann Mylius' Leitung in hoher Blüthe stand und zahlreiche Schüler auch aus fremden Ländern anlockte.

Im 20. Jahre bezog er die Universität Rostock. Nachdem er dann eine Reise nach Dänemark und eine zweite nach Warschau gemacht und schon im J. 1624 geheirathet hatte, widmete er sich dem Dienste seiner Vaterstadt, in welchem er 1628 zum Vogt, 1629 zum Rathsherrn und als solcher 1632 zum Bürgermeister, später zehnmal zum Präsidenten berufen wurde. Er durchlebte die Zeit des schwedisch-polnischen Krieges in Preußen 1626 ff. als gereifter Mann. Als Axel Oxenstierna am 28. März 1629 zum ersten Male Hofgericht hielt, berief er unter Anderen auch H. zum Beisitzer; die Königin Christine verlieh ihm 1634 das Amt eines königlichen Burggrafen; an den Friedensverhandlungen, welche dem Stuhmsdorfer Vertrage vorausgingen, nahm er persönlichen Antheil. Als Elbing im J. 1636 unter polnische Herrschaft zurückkehrte, bestätigte König Wladislaw IV. H. als königlichen Burggrafen. Derselbe verlieh ihm auf dem Reichstage zu Warschau am 23. Februar 1637 die Nobilität. H. war, wie seine historisch-statistisch-diplomatischen Sammlungen zeigen, ein außerordentlich fleißiger Beamter; das Amt eines königlichen Burggrafen verwaltete er 21 Mal. In dem Kreise seiner Freunde ragte Friedrich Zamehl hervor, welcher die Thaten Gustav Adolfs in lateinischen Versen, wie er selbst in einem umfangreichen Geschichtswerke verherrlichte. Dieses Werk führt den Titel: „Geschichte des vierjährigen Krieges und sechsjährigen Stillstandes zwischen Polen und Schweden“, 1626—1636 (sonst Fatum decennale Borussiae). Der Werth desselben beruht darauf, daß der Verfasser, sofern er nicht eigene Erlebnisse darstellt, überall die besten Originalberichte, sowie auch die wichtigsten Urkunden und Aktenstücke benutzen konnte. Es ist in einer mäßigen Anzahl von Handschriften verbreitet; ein Auszug ist gedruckt in den Acta Borussica 1730—32, doch ist ein vollständiger Abdruck sehr wünschenswerth. Toeppen.

Hoppenstedt: Georg Ernst Friedrich H., königlich hannoverischer geheimer Cabinetsrath und Generalsecretär des Ministeriums, lange Jahre hindurch einer der angesehensten Beamten des Landes. Geboren als jüngster Sohn des Predigers H. in Hannover, verlor er den Vater schon im 8. Lebensjahre und hatte während der Schul- und Universitätszeit manche Entbehrungen zu ertragen, die nöthigen Mittel sich zum Theil selbst durch Unterricht zu erwerben. Er studirte von Ostern 1797—1800 in Göttingen Jura, hörte aber auch Vorlesungen anderer Fächer und verkehrte mit Freunden, die sich in verschiedener Lebensstellung einen Namen gemacht haben. Nach rühmlich bestandener Prüfung lebte er einige Jahre als Auditor am Harz, ward aber schon 1803 als Hilfsarbeiter im Ministerium zu Hannover beschäftigt. Während der westfälischen Herrschaft zog er einer Anstellung in Cassel die als erster Adjunct des Maire in seiner Vaterstadt vor und fand Gelegenheit durch Umsicht drohende Verluste von dieser abzuwenden. Wegen patriotischer Gesinnung verdächtigt, mußte er zuletzt flüchtig das Land verlassen, kehrte aber 1813 mit der alten Regierung zurück und ward zum Referenten im Ministerium, 1817 zugleich zum Regierungsrath bei der Provinzialregierung ernannt. Im J. 1821 vertauschte er diese Stellung mit der Direction des Magistrats der Stadt Hannover, ward 1824 auch ihr Vertreter in der zweiten Kammer und Präsident derselben. Stets hat Hannover seiner, wenn auch kurzen Verwaltung ein dankbares Andenken bewahrt. Schon in demselben Jahre 1824 kehrte er zur Regierung zurück, indem er zu dem zuletzt von einem älteren Bruder, Karl Wilhelm († am 26. Juli 1826) bekleideten Amt eines Generalsecretärs im Ministerium berufen ward, das er dann 23 Jahre lang verwaltet und in dem er die umfassendste Thätigkeit entfaltet hat. Eine neue Organisation der Verwaltung, später 1833 die Einführung des Staatsgrundgesetzes, eine umfassende Gesetzgebung, welche sich an dieses anschloß, dann aber auch die Aufhebung desselben nach dem Regierungsantritt des Königs Ernst August

(1837) und die Verfassungskämpfe unter diesem bis zu den Märztagen des J. 1848 hin fallen in die Zeit seiner Amtsführung. H. war keine politische Natur — das ihm im J. 1831 angetragene Ministerium des Innern hat er abgelehnt —, dem königlichen Hause treu ergeben, allen weitgreifenden Aenderungen und gewaltsamen Maßregeln abgeneigt, mild und ausgleichend wo und wie er konnte; auch unter oft schwierigen Verhältnissen gelang es ihm sich fast allgemeine Anerkennung und Hochachtung zu verschaffen. Die einflußreichste und verdienstlichste Wirksamkeit aber erhielt er in der Leitung der Angelegenheiten der Universität Göttingen, die er 1826 unter dem Curatorium v. Arnswalds und v. Stralenheims übernahm und mit ebenso viel Erfolg wie Liebe und Einsicht führte. Auch Göttingen hat in diesen Jahren wechselnde Schicksale erfahren; die Unruhen des J. 1831 griffen störend ein, die Vertreibung der sieben Professoren 1837 vernichtete einen großen Theil dessen, was durch H. begründet — alle sieben waren in seiner Zeit angestellt worden. Dennoch gelang es ihm, der Universität, wenn auch nicht die frühere Frequenz, doch ihren alten Ruhm zu bewahren, die bewährten Traditionen einer vorsichtigen, rücksichtsvollen, wohlwollenden Pflege aufrecht zu erhalten, die Hilfsmittel zu vermehren, neue Anstalten zu begründen, weitere Verluste abzuwenden, nach einigen Jahren frische Kräfte heranzuziehen; außer jenen sieben — Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gervinus, Jakob und Wilhelm Grimm, Weber — sind unter Hoppenstedt's Mitwirkung unter anderem berufen oder angestellt: die Theologen Lücke, Gieseler, Jul. Müller, Ehrenfeuchter, die Juristen Bluhme, Mühlenbruch, Francke, Kraut, Zachariae, Thöl, Herrmann, die Mediciner und Naturforscher Siebold, Fuchs, R. Wagner, Wöhler, Grisebach, die Philosophen Herbart, H. Ritter, Lotze, der Philologe K. Fr. Hermann; nur einzelne derselben haben freiwillig die Georgia Augusta mit anderen Lebensstellungen vertauscht: lange galt es hier, daß ohne ganz besondere Gründe nicht leicht ein Ordinarius Göttingen verlasse. Doch fehlte es nicht an Hemmungen verschiedener Art, und nicht immer sah H. den gewünschten Erfolg seiner Bemühungen. Auch seine Gesundheit hatte gelitten. Das ihm zugleich mit einer Stelle am Archiv übertragene Amt eines Vicekanzlers des Guelfen-Ordens legte er schon 1841 nieder; 1846 glaubte er um seinen Abschied bitten zu sollen, begnügte sich aber zunächst mit einjährigem Urlaub. Während desselben, nach Stralenheim's Tod, verband der König Ernst August die Geschäfte des Curatoriums mit dem Cabinet, und nun schied H. zu lebhaftem Bedauern der Universität aus demselben aus. Nach den Märztagen 1848 trat er in den Ruhestand, lebte aber noch zehn Jahre in Zurückgezogenheit und Muße. Am 16. Februar 1858 machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. —

Als Ausdruck auch persönlicher dankbarer Verehrung erschien: Zur Erinnerung an G. E. F. Hoppenstedt und sein Verhältniß zur Universität Göttingen. Ein Beitrag zur Geschichte des hannoverschen Landes und des deutschen Universitätswesens. (Von R. Wagner.) Göttingen 1858.

G. Waitz.

Hopper: Joachim H., Jurist und Staatsmann, geb. am 11. November 1523, stammt aus einer alten bei Sneek in Friesland angesessenen Familie. Er empfing den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, besuchte dann drei Jahre lang die berühmte Schule in Harlem und bezog 1541 die Universität Löwen, wo er sich dem Studium der Philosophie und Jurisprudenz widmete. Plato's System wurde für seine wissenschaftliche Richtung bestimmend. In die Jurisprudenz führte ihn Gabr. Mudäus ein, der seit 1539 etwa in Löwen wirkte. Nach dreijährigem Aufenthalt besuchte er Paris und Orleans, kehrte dann nach Löwen zurück, wo er 1549 zum Licentiaten und 1553 am 27. August zum Doctor promovirt ward. Er hatte schon mehrere Jahre erfolgreich als Lehrer gewirkt,

als ihm 1554 eine Professur der Pandekten übertragen wurde, die er im Januar mit dem Vortrage seiner Paratitla Digestorum nach neuer Methode inaugurirte. Allein noch in demselben Jahre verließ er den akademischen Lehrstuhl. Mit seiner Ernennung zum Mitglied des hohen Raths in Mecheln (November 1554) beginnt seine politische Thätigkeit. In dieser Stellung sowie als Mitglied des Staatsraths (1561) trat er in nähere Beziehungen zu seinem, ihm schon seit früher Zeit freundlich zugethanen Landsmann Viglius von Zuichem sowie zum Cardinal Granvella. 1566 rief ihn König Philipp als Rath für die niederländischen Angelegenheiten nach Spanien; am 27. März machte er sich auf den Weg, am 8. Mai traf er in Madrid ein, wohin ihm 1568 seine Frau (Christina, Tochter des Präsidenten von Friesland Bertolf) und Kinder folgten. Von König Philipp freundlich aufgenommen, erstattete er ihm zunächst wiederholt ausführlichen Bericht über den Zustand der Niederlande. Dann übernahm er das bisher von Tisnacq geführte Amt des Staatssecretärs und Siegelbewahrers für die Niederlande; später ward er in den Ritterstand erhoben und mit der Herrschaft Dalem bei Gorkum nebst dem Jagdrecht im Gesterland beliehen. Der Schriftwechsel des Königs mit der Regierung in den Niederlanden ging durch seine Hand. Daneben stand er mit seinem alten Freunde und Gönner Viglius, dem Präsidenten des Geheimen Raths, in regem brieflichen Verkehr. Diese Correspondenz gehört zu den wichtigsten Quellen für die Kenntniß der niederländisch-spanischen Verwickelungen von 1566–1574. Welches Urtheil H. über Ursprung und Verlauf der niederländischen Unruhen sich gebildet, ist aus der sehr ruhigen und leidenschaftslosen Darlegung, welche er verfaßt hat („Recueil et Memorial des troubles des paysbas du Roy") zu ersehen; augenscheinlich größtentheils dem Inhalte nach das, was er nach seiner Ankunft dem König selbst berichtet hatte. H. war ein überzeugter und eifriger Katholik, dem an Erhaltung der katholischen Religion und an Verhinderung eines auf Duldung der Protestanten angelegten Religionsfriedens viel gelegen; er erwartete Beruhigung der Wirren von dem persönlichen Auftreten des Königs; er widerrieth die von Alba geleitete Gewaltpolitik. H. war genöthigt einer Politik zu dienen, die er nicht in ihren Einzelheiten zu billigen im Stande war. Seine amtliche Thätigkeit bestand in der Bearbeitung und dem Vortrage des Schriftwechsels mit den Behörden der Niederlande; die Verfügungen Philipp II. an die Regentschaft hatte er zu entwerfen und auszufertigen; der vertrauliche Briefwechsel mit Viglius verräth, daß er nicht immer die Maßregeln guthieß, die er amtlich auszuführen und zu vertreten hatte. Aber selbst durchgreifenden und bestimmenden Einfluß auf die Wahl der Maßregeln nach seinem Sinne auszuüben, dazu war weder seine Stellung noch seine Persönlichkeit angethan; höchstens in den untergeordneten und persönlichen Angelegenheiten hatte er freiere Hand. — Die Anstrengungen seines Amtes im fremden Klima verzehrten frühzeitig die Kräfte des hochgewachsenen Friesen, dessen kräftige Schultern und breite Brust ein langes Leben zu verbürgen schienen. Im zehnten Jahre seines Aufenthalts in Madrid erlag er der sich rasch entwickelnden Schwindsucht am 15. December 1576, erst 53 Jahre alt. Seine Wittwe zog mit ihren Kindern in die Heimath zurück; König Philipp verlieh ihr ein Gnadengeschenk von 12,000 fl. und eine jährliche Pension von 1000 fl. — Hopper's wissenschaftliche Thätigkeit, die bis zum J. 1554 seinen Lebensberuf bildete, ist dann zwar unterbrochen worden; allein er hat sich in seinen Mußestunden ihr wieder zugewendet. In Madrid freute er sich an dem wissenschaftlichen Verkehr mit Diego Covarrubias, dem großen spanischen Rechtsgelehrten, und vollendete dort zwei gelehrte Werke in seinem letzten Lebensjahre. Seine Richtung ist durch seine philosophischen Studien und G. Mudäus' Einfluß bestimmt, ihr Ziel ist das „in artem redigere" und die Grundgedanken, welche

ihn schon in seiner Jugend leiteten, kehren in seinen letzten Werken wieder. Sein Erstlingswerk „De juris arte libri tres“, Lovan. 1553 Fol., ist ein System, dessen erstes Buch mit vielfachen Anklängen an Plato das Wesen des Rechts und der Gerechtigkeit darstellt, während das zweite zeigt, wie diese höchsten Principien durch Gesetze ausgesprochen sind, deren Durchführung mittels der actiones und des Proceßgangs das dritte Buch lehrt. Der angehängte „Juris pontificii et civilis liber singularis“ stellt den Inhalt des C. j. canonici und der Pandekten tabellarisch dar. H. vertritt mit Entschiedenheit die Meinung, daß den Pandektentiteln eine systematische Ordnung zu Grunde liege, welche sogar die Reihenfolge der Fragmente beherrsche. Die gleichzeitig erschienenen „Ad Justinanum de obligationibus πιθανῶν libri quinque“ (Lovan. 1553 fol.) sind ein Commentar zu einigen Institutionentiteln. Daß H. damals sich noch mit anderen Publikationen trug, ergibt das den beiden genannten Schriften vorgedruckte kaiserliche Privilegium für den Drucker. Keines der darin verheißenen Werke ist erschienen; bemerkenswerth aber ist, daß unter diesen opera futura auch „zwei Bücher der Basiliken mit Scholien“ aufgeführt werden. Es handelt sich hier um das Manuscript der Basiliken, welches Viglius in Italien erworben und H. geschenkt hatte; es ist der Cod. Paris. gr. 1345, den später Cujas besessen hat. Hopper's bisweilen (trotz einer handschriftlichen Notiz auf diesem Manuscript selbst) bezweifeltes Eigenthumsrecht wird bewiesen durch die Epist. dedicatoria zu den „Pithana“, in welcher H. dem Viglius für das Geschenk Dank sagt. Außerdem wird die Thatsache von G. Tanner 1554 (Briefe herausgeg. von Stintzing S. 25) erwähnt und hinzugefügt, daß H. zwei „Capita“ der Basiliken zum Druck nach Basel gesendet habe, oder senden werde. — Ohne Hopper's Wissen erschien „Dispositio in libros Pandectarum ex praelectionibus D. J. Hopper“, Colon. 1556, 8⁰ —, ein Dictat aus Hopper's Vorlesungen, welches uns zeigt, wie H. den Versuch, einen systematischen Zusammenhang unter den Pandektentiteln nachzuweisen, didaktisch durchgeführt hat. Auch eine „Dispositio in libros Institutionum“, Colon. 1557, soll erschienen sein. Nach den „Pithana“ hat H. kein Werk publicirt. Während er aber in seinen Mußestunden an einem größeren System arbeitete, entwarf er für seinen Sohn Gregorius ein kurz gefaßtes Lehrbuch in dialogischer Form „In veram jurisprudentiam Isagoges libri octo“, welches er dem Cardinal Granvella 3. Idib. Novbr. 1574 dedicirte und als ein „Probestück“ seines größeren Werkes herausgeben wollte. Es ist aber erst nach seinem Tode Colon. 1580, 8⁰ erschienen; die vier ersten Bücher sind bekannt unter dem Titel „Paratitla juris civilis“. In seinem Nachlasse fand sich das fertige Manuscript jenes Rechtssystems, welches er schon in seiner ersten Schrift verheißen hatte: „Seduardus, sive de vera Jurisprudentia ad Regem libri XII.“; seine Söhne gaben es 14 Jahre nach des Vaters Tode (Antverp. 1590, fol.) heraus. Das Werk, der Form nach ein Dialog zwischen seinen vier Söhnen, führt seinen Namen nach dem frühverstorbenen ältesten. Es zerfällt in drei Theile: Nomothesia sive de juris et legum condendarum scientia libri 4; Rerum divinarum et humanarum sive de jure publico libri 4; Ad Pandectas s. de jure privato libri 4. Im zweiten Theil findet sich auch das Kirchenrecht, allein, merkwürdig genug, ohne alle Rücksicht auf das C. jur. canonici, nur nach den in der Justinianischen Gesetzgebung enthaltenen Bestimmungen abgehandelt. Der dritte Theil ist nach der von H. als System der Pandekten behaupteten Ordnung disponirt. — Angehängt sind zwei kleinere Schriften: „Themis hyperborea s. de tabula regum Frisiae“ und „Ferdinandus s. de institutione principis liber“. Der „Seduardus“ ist noch einmal und zwar von H. Conring (Brunsw. 1656, 4⁰) mit einer langen Vorrede herausgegeben. Conring nennt ihn ein „admirabile opus“, namentlich die Nomothesia enthalte die ächte „philosophia

civilis“: nur sei zu bedauern, daß H. sich weniger mit Aristoteles als mit Plato beschäftigt habe — daher die Verschiedenheiten der Staaten und Völker nicht genügend berücksichtige. — H. hinterließ auch „Paraphrasis in Psalmos Davidicos“, welche 1591 (Antv. 8⁰) gedruckt ist.

Vgl. Suffridus, De Scriptoribus Frisiae, danach Adami vitae Jctor., p. 223, und Sincerus I, 85 ff. — Foppens, Bibliotheca belg. I, 556 ss. — Hoynck v. Papendrecht, Analecta Belg., I. 3; II. 2. — Hopperi epist. ad Viglium. Traj. ad Rhen. 1802, 4⁰. — Gob. de Wal, De claris Frisiae JCtis, p. 27; Add. p. 90 ss., 428 ss. — Reiffenberg, Diverses lettres d'Hopperus au Roy Phil. II. in Bull. de la comm. royale d'Histoire 17, 162 ss. — Wauters, Mémoires de Viglius et d'Hopperus, 1858, p. 222 ss. — Jongsma, J. Hopperus in Regtsgeleerde en Geschiedn. Schessen Sneek 1844. — Beuker Andreae, Mededelingen omtrent Hopperus in de vrye Fries V, 122 sqq. — Dodt in Bijdragen tot Regtgel. en Wetgeving van Den Tex en Van Hall VI, 26 ss. — Stintzing, Gesch. d. deutschen Rechtswissenschaft I, 343—51. Die hier gegebene Darstellung der politischen Thätigkeit Hopper's beruht auf Maurenbrecher's Mittheilungen. Stintzing.

Horb: Johann Heinrich H., auch Horbe und gewöhnlich Horbius genannt, einer der bekanntesten und edelsten Märtyrer des Pietismus, wurde als Sohn eines Arztes am 11. Juni 1645 zu Colmar im Elsaß geboren. Schon im J. 1661 bezog er die Universität Straßburg, auf welcher unter den Theologen besonders Balthasar Bebel (vgl. Bd. II, S. 195) und Johann Konrad Dannhauer (vgl. Bd. IV, S. 745), beide strenge Lutheraner, und dann auch Spener, der im J. 1663 wieder nach Straßburg kam, ferner der Historiker Johann Heinrich Böcler (vgl. Bd. II, S. 792 f.) seine Lehrer waren. Als er dann im J. 1664, 19 Jahre alt, Magister geworden war, besuchte er noch die Universitäten Jena, Leipzig, Wittenberg, Helmstädt und Kiel, verweilte aber nur in Leipzig, wo er Assessor der philosophischen Facultät wurde, längere Zeit. Sodann machte er als Hofmeister eines Leipzigers Johann Sebastian Müller und, wie es scheint, auch in Begleitung einiger anderen reichen jungen Leute eine Reise durch Holland, England und Frankreich (1669 und 1670), auf welcher er namentlich in Holland die Bekanntschaft der berühmtesten Gelehrten jener Zeit machte. Ihn beschäftigten in diesen Jahren hauptsächlich philologische, dogmenhistorische und patristische Studien. Zu seinem Unglück machte er in Utrecht, wo er mit Johann Georg Graevius befreundet wurde, auch die Bekanntschaft eines jungen, vornehmen, aber leichtsinnigen Hamburgers, Justus Theodor v. Münchhausen, in dessen Begleitung er die Reise nach England unternahm und der sodann in Paris nach Entlassung seines bisherigen Hofmeisters Schlegel H. überredete, ihn auch unter seine Leitung zu nehmen. Zwar brach H. dieses Verhältniß ab, als er sich überzeugte, daß er nicht im Stande sei, ihn von allerlei Verkehrtheiten und Thorheiten zurückzuhalten, versäumte aber dabei, sich über die für Münchhausen verwalteten Gelder gehörig quittiren zu lassen. Diesen Umstand benutzte der letztere, als er sein Vermögen vergeudet hatte und in ein liederliches Leben gerathen war, eine Klage gegen H. wegen Unterschlagung von Geldern einzureichen, worauf das Gericht eine Citation an H. erließ, die aber nicht mehr in seine Hände kam, da er Paris schon verlassen hatte. Hernach versuchte Münchhausen, als H. in Windsheim war, unter demselben Vorwande von H. Gelder zu erpressen; auf Spener's Betrieb kam es damals, am 22. März 1683, zu einem gerichtlichen Vergleich, bei welchem Münchhausen einen Revers ausstellte, in welchem er bescheinigte, wegen aller Ansprüche, die er gegen H. erhoben habe, vollständig befriedigt zu sein. Trotzdem scheute er sich nicht, ihn hernach in Hamburg wiederum wegen

derselben Sachen zu verklagen, nachdem er zuvor durch Drohbriefe Geld von ihm zu erpressen versucht hatte. Am 9. April 1686 erschien in Folge dessen ein Dekret des hamburgischen Senates, in welchem Horb's Unschuld festgestellt und Münchhausen fernere Belästigung desselben bei Gefängnißstrafe untersagt wird. In den folgenden Jahren hat H. ihn dann mehrfach, da er in äußerster Noth war, unterstützt. Als dann aber im J. 1693 ein allgemeiner Sturm gegen H. losbrach, trat auch Münchhausen wieder und zwar nun mit ganz neuen Verleumdungen gegen ihn auf; wahrscheinlich auf Betrieb von Horb's Gegnern gab er dann auch eine Schmähschrift gegen ihn heraus, die an Unverschämtheit der Vorwürfe, die er gegen H. erhebt, alle seine früheren Klagen weit übertrifft. Obwol diese Anklagen durch Gegenschriften, unter Anderem durch eine von dem genannten Joh. Seb. Müller, öffentlich widerlegt wurden und die Verbreitung der Schrift selbst obrigkeitlich bei Strafe verboten ward, wußten Horb's Gegner doch von diesen Verleumdungen im Kampfe gegen ihn Nutzen zu ziehen, und sie haben nicht wenig dazu beigetragen, seiner Sache den schließlichen traurigen Ausgang zu verschaffen. Ihn trifft bei dieser ganzen Angelegenheit, die ihm während 24 Jahre die größten Unannehmlichkeiten bereitete, nur der Vorwurf, daß er es, wie auch sonst, mitunter an der nöthigen Weltklugheit hatte fehlen lassen (vgl. Geffcken in dem zu nennenden Werke S. 401). Nachdem er von Paris nach Straßburg zurückgekehrt war und hier einige Monate als Docent zugebracht hatte, ward er im Juli 1671 von den Pfalzgrafen bei Rhein von der veldenzischen und sponheimischen Linie zu ihrem Hofprediger in Bischweiler ernannt und sodann nach wenigen Monaten als Inspector und Pfarrer nach Trarbach an der Mosel versetzt. Um diese Zeit heirathete er eine Schwester Spener's, Sophie Cäcilia. Daß er nach Spener's Vorbilde Privatandachten in seinem Hause hielt und dessen pia desideria in Schutz nahm, brachte ihn in Streit mit seinem Collegen, dem Diakonus Arnoldi; dieser wußte es dahin zu bringen, daß H. nach siebenjähriger gesegneter Wirksamkeit in Trarbach am 1. Februar 1678 von seinem Amte suspendirt ward und, obwol die Grafen Anfangs und namentlich der Condominus Baden ihn nicht entlassen wollten, um weiteren Streitigkeiten aus dem Wege zu gehen, im Januar 1679 einem Rufe als Superintendent und Pastor nach Windsheim (bei Rothenburg in Mittelfranken) folgte. Auch hier ward sein Eifer in der Predigt und Seelsorge reich gesegnet, so daß schon nach wenigen Monaten Spener darüber Erfreuliches melden konnte; aber gerade die Art seiner Wirksamkeit im Sinne Spener's schaffte ihm auch hier Feinde. Nicht nur wußte sein früherer College Arnoldi ihm Gegner auch in der neuen Gemeinde zu erwecken, sondern noch in demselben Jahre 1679 ward er auch zugleich mit seinem Schwager Spener von Georg Konrad Dilfeld (so stehen die Vornamen auf der gleich zu nennenden Schrift, nicht umgekehrt — vgl. Bd. V, S. 223), Diakonus zu Nordhausen, wegen Vorschläge, welche Spener über die künftige Erziehung der Theologen gemacht und die H. gebilligt hatte, angegriffen; vgl. Dilfeld's Theosophia Horbio-Speneriana, [Straßburg] 1679, 21 S. 4°. Auf diesen Angriff scheint H. nichts erwiedert zu haben; Spener antwortete in der Schrift: „Allgemeine Gottesgelehrtheit aller glaubigen Christen u. s. f.“, Frankfurt 1680, 12°, und mehrfach wieder gedruckt. Trotz solcher Anfeindungen scheint H. denn doch in Windsheim in großer Achtung gestanden zu haben. Durch seinen Freund Johann Winckler, der am 4. November 1684 das Amt eines Hauptpastors zu St. Michaelis in Hamburg angetreten hatte und daselbst schon in den nächsten Wochen zu bedeutendem Einfluß gelangt war, wurde, als noch in demselben Jahre das Hauptpastorat zu St. Nicolai in Hamburg zu besetzen war, die Aufmerksamkeit der Wahlherren auf ihn gelenkt. Obwol das Ministerium zu Hamburg in seiner Majorität der

Wahl nicht günstig war und über ihn ein Gutachten von der theologischen Facultät in Straßburg einforderte, das dann ziemlich unbestimmt und zurückhaltend lautete, so ward H. doch am 28. December 1684 einstimmig gewählt. Er nahm die Wahl an, obschon er, wie aus seinen Briefen an Spener und Winckler aus dieser Zeit zu ersehen ist, anfänglich große Bedenken gehabt hatte; er macht in diesen Briefen, in welchen er auch über Kränklichkeit klagt, den Eindruck eines weichen Mannes, der dem Rufe nur folgt, weil er in ihm Gottes Willen erkennt, aber sich bewußt ist, wahrscheinlich neuen Kämpfen entgegen zu gehen. Und so geschah es auch. Ueber Frankfurt, wo er mit den Seinen einige Zeit bei Spener weilte, reiste er, sobald die Witterung es gestattete, nach Hamburg, wo er am 8. April 1685 sein neues Amt antrat. In diesem hatte er von Anfang an Freundschaft und Feindschaft in reichem Maße zu erfahren, bis dann etwa vom J. 1690 an die Angriffe, die ihm zu Theil wurden, immer ärger wurden und er zuletzt (im J. 1693) auf eine Weise verfolgt wurde, die an Ungerechtigkeit und Heftigkeit aller Beschreibung spottet und ihm erst Remotion vom Amte und dann bald darauf einen frühen Tod brachte. Schon als Schwager Spener's war er den Orthodoxen verdächtig; doch fanden seine Predigten und Erbauungsstunden in der Gemeinde großen Beifall und im Wesentlichen hat seine Gemeinde bis zuletzt zu ihm gestanden. An Johann Winckler hatte er einen treuen Verbündeten; beide traten für Spener's pia desideria offen ein und hielten die in diesen empfohlenen Privatconvente. Zu ihnen stand, als er im Anfang des J. 1689 als Hauptpastor zu St. Catharinen wieder nach Hamburg gekommen war, auch Abraham Hinckelmann. Hingegen waren die beiden anderen Hauptpastoren, Samuel Schultz zu St. Petri, seit 1688 Senior des Ministeriums, und Johann Friedrich Mayer zu St. Jacobi, entschiedene Gegner aller pietistischen Bestrebungen; Mayer hatte außerdem private Gründe auf Spener böse zu sein und war auch deshalb geneigt, Spener's Schwager nicht zu schonen. Im Ministerium hatten Horb's Gegner die Majorität. Nach einigen minder wichtigen Vorkämpfen kam der Streit zuerst zu heftigem Ausbruch, als der Senior Schultz am 14. März 1690 an seine sämmtlichen Collegen im Convente des Ministeriums die Anforderung stellte, einen Revers zu unterschreiben, um sich zu verpflichten, „weil ein und andrer Novator in unsere Gemeine geschlichen, neue fanatische Opiniones disseminirt" würden, „die einige Zeit her bekannt gewordenen Pseudophilosophos, Antiscripturarios laxiores Theologos und andere fanaticos, namentlich Jakob Böhmen, auch chiliasmum tam subtiliorem quam crassiorem zu verwerfen, ihre Anhänger für keine Brüder zu erkennen" ꝛc. Der hierüber entbrannte Streit ist unter dem Namen des über den Religionseid geführten bekannt genug. Obwol in Hamburg damals auch einige Sectirer und Separatisten, ein Candidat Lange und ein früherer württemberger Prediger Zeller werden genannt, ihr Wesen trieben und einen kleinen Kreis von Anhängern fanden, so war das Vorgehen des Seniors entschieden gegen H. und dessen Freunde gerichtet, die ohne Weiteres als Anhänger Spener's den kirchenfeindlichen Schwärmern zugezählt wurden, obgleich sie das Treiben jener Separatisten keineswegs billigten. Nachdem dieser Streit im November 1690 durch das Einschreiten des Senates in einem halben Frieden sein vorläufiges Ende gefunden, fand er nicht lange danach seine Fortsetzung in einem noch viel heftigeren Angriff auf H. Dieser vertheilte am Sylvesterabend des J. 1692 unter die Kinder und Dienstboten, die ihm, wie es in Hamburg Sitte war (und theilweise noch ist), Geschenke brachten, einen kleinen Tractat betitelt: „Die Klugheit der Gerechten, die Kinder nach den wahren Gründen des Christenthums von der Welt zu dem Herrn zu erziehen". Es war das, was H. aber damals nicht wußte, eine Schrift des Anhängers der Antoinette Bourignon, Peter Poiret's, die ihm

in deutscher Uebersetzung aus Stade zugeschickt war und die er mit einer kurzen Vorrede „An christliche Eltern“ hatte drucken lassen (Hamburg 1693, 12°). Kaum war bekannt, was H. gethan, so ließ Mayer eine „in Eil zwar abgefaßte, aber in Gottes Wort fest gegründete Warnung an die werthe Stadt Hamburg, absonderlich seine liebe Gemeine zu St. Jacobi, vor dem ketzerischen, verführerischen Büchlein“ drucken, in welcher er nachzuweisen suchte, wie gefährlich und wie voll von schlimmen Irrlehren diese kleine Schrift sei. Namentlich erregte auch das Gebet Johannes Ruysbroek's, „eines grausamen Enthusiasten, der die gröbsten Irrthümer in seinen Gebeten begangen“, das sich am Ende des Schriftchens befand, seinen heftigsten Zorn. Es gelang ihm auch wirklich, einen solchen Sturm wider H. und dessen Gesinnungsgenossen zu erregen, daß der nun in Hamburg ausbrechende Streit zu den heftigsten und traurigsten gehört, von denen in der Geschichte der pietistischen Bewegungen zu erzählen ist. Auf Mayer's Betrieb war am 27. Januar 1694 die Sache zunächst im Convente des Ministeriums zur Sprache gebracht worden, und sie hätte sich um so leichter innerhalb des Ministeriums beilegen lassen, als H. erklärte, daß er nicht gewußt habe, daß Poiret Verfasser dieser Schrift sei und sie nicht vertheilt haben würde, wenn er es gewußt hätte. Aber Mayer lag nicht daran, daß die Sache so schnell zu Ende käme. Er zog immer neues herbei und wußte zu veranlassen, daß von allen Kanzeln gegen H. gepredigt ward und eine förmliche Fluth von Streitschriften gegen ihn erschien, die dann wiederum eine große Anzahl von Gegenschriften veranlaßten. In den Jahren 1693 und 1694 sind in diesem Streite etwa 200 solcher Flugschriften erschienen, von denen einige mehrfach gedruckt sind, also doch einen sehr großen Leserkreis gefunden haben müssen. H. beobachtete bei seiner Vertheidigung zwar nicht immer die nöthige Vorsicht; so wenn er in einer Predigt seine Unschuld mit der Unschuld Christi verglich, wodurch er sich den Vorwurf der Gotteslästerung zuzog; aber im Ganzen ist auf seiner und seiner Freunde Seite bei weitem die größere Ruhe und Besonnenheit. Es kam schließlich dahin, daß fast die ganze Stadt in diesen Streit verwickelt ward. Die höchst unerquicklichen Einzelheiten können hier nicht weiter erzählt werden, zumal dabei auf die pietistischen Streitigkeiten überhaupt und auf die gleichzeitigen politischen Bewegungen in Hamburg eingegangen werden müßte. Am 1. November ward H., wahrscheinlich auf Mayer's Veranstaltung, in seiner Predigt von einem Schneidergesellen unterbrochen, der ihm zurief, daß er innehalten und die Kanzel verlassen sollte. Auf der Straße war er schon vorher vor Insulten nicht sicher gewesen. Die Sache kam endlich, nachdem der Senat sich vergeblich bemüht hatte, den kirchlichen Frieden wieder herzustellen, an die Bürgerschaft, die dann in einer höchst tumultuarischen Versammlung am 23. und 24. November 1693, in welcher Mayer's Anhänger unter den Handwerkern Horbius' Freunde die Versammlung zu verlassen genöthigt hatten, den Beschluß faßte, daß H. abgesetzt werden und die Stadt und deren Gebiet meiden solle. So unrechtmäßig dieser Beschluß gefaßt war, weder der Senat noch das Kirchencollegium zu St. Nicolai, das seinen Pastor halten wollte, hatten die Macht, H. gegen die Folgen desselben zu schützen. Er floh nach Schleems, einem kleinen Orte östlich von Hamburg im Kirchspiel Steinbeck gelegen, wohin im Januar 1694 seine Frau und Kinder, als auch sie gezwungen waren das Pastorat zu verlassen, ihm folgten. Hier hat er noch ein Jahr gelebt. Alle Bemühungen, ihn wieder in sein Amt zurückzuführen, waren vergeblich; er selbst wartete ab, was ihm von Gott bestimmt sei; den Plan nach Berlin zu reisen, den er anfänglich gefaßt hatte, gab er wieder auf, und ebenso wies er Berufungen in andere Aemter ab. Die vielfache Theilnahme an seinem Geschick, die er von Hamburg und von auswärts erfuhr, that ihm zwar wohl, aber die Folgen dessen, was er gelitten, überwand er nicht wieder. Er starb

am 25. Januar 1695, noch nicht 50 Jahre alt. Seine Frau überlebte ihn noch 32 Jahre.

Joh. Moller, Cimbria litterata II, S. 355—372. — Max Göbel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche II, S. 591—615. — Joh. Geffcken, Johann Winckler und die hamburgische Kirche seiner Zeit, Hamburg 1861. — Wilh. Hoßbach, Philipp Jakob Spener und seine Zeit, 3. Aufl., Berlin 1861. — Spener, Deutsche theologische Bedenken, 3. Theil (an den vielen im Inhaltsverzeichniß genannten Stellen). — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller III, S. 357—365. Hier und bei Moller sind Horb's Schriften aufgezählt. Bertheau.

Hörburger: Hans H., Plagiarius des Sebast. Brant'schen Narrenschiffes. Wer und was dieser litterarische Betrüger gewesen sei, ist bis jetzt verborgen und das Dunkel über ihn aufzuhellen selbst Zarncke nicht gelungen. Das Wenige, was sich über seine Persönlichkeit sagen läßt, theilt er selbst ganz offenherzig in der Vorrede seines Buches mit, wo er sich nennt „Kön. Maij. zu Hungern vn Behaijm ꝛc. Diener Hans Hörburger von Fiessen (Füssen), yetz zu Schwangow" und sein Buch ist gewidmet „seinen günstigen Junckherren Heinrichen vnd Jörgen von Schwangow, gebrüdern zu Hohen Schwangow, vnd zum Schwanstain, zum Newen Jare begaben"; datirt „aus Schwangow im Dorff Ewer behausung 1531". Sein Gedicht, gedruckt durch Heinrich Stayner in Augsburg 1531 als „Ain nützlich Büchlin, so Reymsweyß gestellt . . ." und 1540 von Cammerlander von Mainz zu einer neuen Bearbeitung des ächten Narrenschiffs als Grundlage benutzt, ist seines vielversprechenden Titels „auß vil alten Historien zusammenbracht", nichts weiter als eine plagiarische Blumenlese aus des Seb. Brant's Narrenschiff vom J. 1494. Der Autor hat zu diesem Zwecke eine Anzahl ihn besonders ansprechender Stellen unter 88 Loci zu je 8 Zeilen gebracht und nach Willkür hier und da und dann in der Regel plumpe Interpolationen sich erlaubt, wobei Brant's Namen oder eine sonstige Quelle nirgends genannt wird. Die Titel seiner Loci, deren in der Regel drei auf jeder Seite, sind meistens jene der Kapitel-Ueberschriften Brants selbst. Als ausschließliches Eigenthum des Verfassers verbleibt sonach nur Titel und Dedication. Da vom J. 1512 an die Theilnahme für das ächte Narrenschiff lange Zeit (bis 1540) ruhte und das Interesse anderen litterarischen Erzeugnissen sich zugewendet hatte, so läßt es sich bei dieser zeitweiligen Vergessenheit des Werkes einigermaßen erklären, daß Hörburger's Plagiat nicht schon zu jener Zeit entdeckt wurde, ja daß dasselbe als solches sogar Meusebach verborgen blieb und erst durch Zarncke 1854 zur Sprache kam.

Fr. Zarncke, Sebast. Brant's Narrenschiff, S. LXXXVI—LXXXIX. CIX. Heyse, Bücherschatz 1593. J. Franck.

Horch: Heinrich H., separatistischer Mystiker, am 12. Decbr. 1652 zu Eschwege in Niederhessen geboren, hatte in Marburg und Bremen Theologie und Medicin studirt und am letzteren Orte von dem reformirten Pietisten Theod. Untereyk (s. d. Art.) die erste Anregung zum Beginne eines von dem äußeren Kirchenthum abgewendeten inneren religiösen Lebens empfangen. Nachdem er bereits an verschiedenen Orten (Heidelberg, Kreuznach, Frankfurt a/M.) als reformirter Pfarrer fungirt hatte, wurde er 1690 als Professor der Theologie und Pfarrer nach Herborn berufen, wo er mit einem sehr rührigen separatistischen neuen Propheten, dem gräfl. solmsischen Kanzlisten Balth. Christoph Klopfer zu Breitenstein in Verkehr trat und bald in der Stadt und deren Umgegend einen zahlreichen Anhang fand. Doch traten seine separatistischen Tendenzen erst seit 1697 (noch ehe der lutherische Separatismus des Gottfried Arnold in Gießen bekannt geworden war) hervor, als sich H. des wegen seines maßlosen Treibens

in Haft gebrachten Klopfer annahm und nun die Theilnahme am kirchlichen Gottesdienst, die ohne Untertauchung verrichtete Taufe, sowie die ohne Liebesmahl verrichtete Abendmahlsfeier verwarf. Von dem Grafen von Nassau-Dillenburg erst (1697) suspendirt, dann (1698), weil er (neben den im Reiche anerkannten drei Confessionen) „quartam speciem religionis christianae fovire“, seiner Aemter entsetzt, irrte nun H. 10 Jahre lang umher, bald hier und bald dort vor Versammlungen predigend. In Eschwege, wo er unter großem Zulaufe (der zum Theil weit her kam), predigte, brachte er zuerst die nachher so berüchtigt gewordene Eva v. Buttlar (Bd. III. 654) und deren späteren Zuhälter Winter aus Eschwege auf die Wege des Separatismus. In Marburg wußte er die ganze gräfl. wittgensteinische Familie für sich zu gewinnen, und in Kassel, wo ihn Landgraf Karl unter seinen Schutz nahm, trat er mit dem eben aus der Schweiz gekommenen Separatisten Samuel König, sowie mit dem ebenfalls separatistisch gesinnten Pfarrer Heinr. Reitz zu Homburg v. d. Höhe in Verbindung, mit denen er im Herbst 1699 nach Herborn zurückging und dort auf dem Rathhause Versammlungen hielt. Doch wurde er im November desselben Jahres auf das Schloß in Marburg in Haft gebracht. Hier befiel ihn 6 Monate später der tobsüchtigste Wahnsinn, in welchem er sich wiederholt entleiben wollte, so daß der vielbesprochene Mann nun plötzlich der Gegenstand allgemeinen Mitleids und selbst öffentlicher Fürbitte ward. Doch genas er bald wieder und am 12. Juli 1700 wurde er seiner Haft entlassen und nach Eschwege verwiesen. Hier sah H. endlich ein, daß er auf Irrwegen wandelte, sprach daher in Briefen, die er im December 1700 an den Landgrafen Karl, 1702 auch an den Grafen von Nassau richtete, seine Reue aus und erklärte öffentlich seine Rückkehr zur reformirten Kirche durch Theilnahme an deren Abendmahlsfeier. Uebrigens blieb H. seinen Gedanken von der Nothwendigkeit einer Reform der verderbten Kirche, von dem 1000jährigen Reiche und von dem mystischen Sinn des Schriftworts treu, was durch die von ihm in Gemeinschaft mit dem geistlichen Inspector Scheffer zu Berleburg 1712 herausgegebene „Mystische und prophetische Bibel“ oder „Marburger Bibel“ bewiesen wird. Die letzte Zeit seines Lebens (1708 bis 29) brachte er mit einem jährlichen Gnadengehalte in Marburg und Kirchhain zu.

Vgl. Hochhuth, H. Horch und die philadelphischen Gemeinden in Hessen. Gütersloh 1876. Heppe.

Horcicka: Franz H. (Hortschitschka), Maler, geboren zu Prag am 29. Juni 1776, dort gest. am 5. April 1856. — Als Sohn eines Kunstgärtners schon in den Knabenjahren zum Nachbilden von Blumen und Früchten angeleitet, zeigte er dabei ungewöhnliches Talent; 1786 übernahm der besonders durch Architekturbilder berühmte Ludwig Kohl, öffentlicher Lehrer der Zeichenkunst an der k. k. Musterschule in Prag, seine weitere Ausbildung. Kohl, selbst vom Wege der Wissenschaft zur Kunst übergegangen, liebte es, seine Schüler gleicherweise durch die Vorschule der Wissenschaft zur Kunst zu führen, er eiferte darum auch den geistig regen H. an, das Gymnasialstudium mit dem Zeichnenunterrichte zu verbinden. Begünstigt dabei durch den Umstand, daß beide Lehranstalten sich unter einem Dache befanden, und stets eine Anzahl Gymnasiasten im Zeichensaale hospitirten, trat H. bereitwilligst in das gleiche Verhältniß und war bald ein ebenso eifriger Lateiner, wie Zeichner. Getragen vom Erfolge, setzte er überdies noch an der Universität das Studium in Richtung auf Jurisprudenz fort. Erst mit der Errichtung der Prager Malerakademie durch Jos. Bergler — 1800 — wurde die Neigung zur Kunst wieder überwiegend und trat H. als der Erste in die neue Anstalt. Durch Kohl gut vorgeschult, vermöge seiner Studien zu entsprechender geistiger Reife gelangt, stand er bald an der

Spitze seiner Akademie-Collegen und erwarb rasch hintereinander zwei akademische Preise. — Unverkennbar bestimmte indeß doch der von der Universität mitgebrachte rationelle Zug seine eigentliche Kunstrichtung. Fast immer mit so zu sagen juridischer Schärfe die Kunstobjecte fassend, entschwand ihm darüberhin das ideale Moment und verblieb nur mehr die reale Form. Von daher seine allzu nüchternen Compositionen im Gegensatze zu den überraschend individualisirten Porträts, durch die er thatsächlich in Prag bis 1822 Alleinherrscher auf dem Gebiete blieb — bis ihm nämlich in Jakob Ginzel (s. d.) der Concurrent erwuchs. Diesem eigenartigen Vorgehen entspricht übrigens noch sein bis zur Leidenschaft getriebenes Forschen im Bereiche der Maltechnik, und zwar nach den Mitteln und Behelfen, durch welche die alten Meister, insbesondere die Niederländer, ihren Farben Bindung gaben. Als wesentlichstes, von diesen benütztes Temperirungsmittel, war ihm endlich von einem „Maler niederländischer Abkunft" für eine bestimmte Entlohnung: „Balsam copaiva" angegeben worden. Mit diesem dann unausgesetzt operirend und propagirend, kam es gleichzeitig zu einem ziemlich heftigen Streite mit der Akademie, wo schlechtweg nach der vom Director Bergler angegebenen Theorie der italischen Eklektiker gemalt wurde, die H. als bloße Dilettanten bezeichnete. — Ein günstiger Zufall hatte ihm dagegen ein anderes und weit fruchtbareres Versuchsfeld zugewiesen. Im Jahre 1808 vom Fürsten Colloredo-Mansfeld berufen, seine in Prag befindliche Gallerie zu ordnen, die schadhaften Gemälde derselben zu restauriren, war H. nun auch in der erwünschten Lage, unabhängig vom Widerstreite experimentiren zu können. Beauftragt zugleich, alle in den verschiedenen fürstlichen Schlössern zerstreuten werthvollen Gemälde der Prager Gallerie zuzuführen und in den erforderlichen Stand zu setzen, wurden bis 200 Gemälde solchen Weges herbeigeschafft. Wie umfassend dann die Cur an den schadhaften mittelst Balsam copaiva gewesen sein mußte, besagt am deutlichsten die Tagebuchnotiz des Künstlers, wonach er „während der Restaurirung der Gallerie beinahe 1 Centner dieses Balsams aus der Apotheke des Hrn. v. Helly bezog, so daß hierdurch der Preis des Artikels um das vierfache stieg". Und in Wahrheit hatte er mittelst seiner Behandlung vordem gänzlich unscheinbare Bilder zu voller Wirkung hergestellt, ohne daß die Hand des Restaurators bemerkbar geworden wäre. — Die Colloredo-Gallerie wurde in Folge davon auch das von den jungen Malern stets gesuchte „Studio". Dies um so mehr, nachdem der Fürst die Einrichtung eines Copirsaales gestattet hatte. Dadurch kam H. denn auch bester Form zur Leitung dieser Kunstjünger, wie zur Ausbreitung seiner Technik. Die mittlerweile in Frage gekommene Renovirung der in der Burg Karlstein befindlichen, aus der Zeit Karls IV. datirenden Tempera-Gemälde gaben dem nach alten Techniken unablässig forschenden H. neuen Stoff für die Ergründung der von den Alten für die Tempera-Malerei verwendeten Bindemittel. — Sämmtliche durch diese seine Forschungen gewonnenen Ergebnisse hinterlegte er in einem Manuscripte „Byzantinische Enkaustik". Maler Frz. Nawratil war der nächste, welcher auf Grund der Theorie Horcicka's größere Ausführungen, theils in Prag, vornehmlich aber im Schlosse des Hrn. Ant. Veit in Liboch unternahm. — Neben vielen Handzeichnungen, wovon mehrere in Steindruck vervielfältigt wurden, sind als seine besten größeren Gemälde zu bezeichnen: „St. Wenzel zerstört das Götzenbild Swantovit", gemalt für den Grafen Wrtby; „St. Albert segnet das Land", im Orte Waldkappe, auf der Herrschaft Grünberg; „St. Georg im Kampfe mit dem Drachen", auf dem Gute Tmain bei Beraun — welche Gemälde in Gentiliani's Messageur (London und Paris) beschrieben und lobend anerkannt wurden. — „Die heil. Dreifaltigkeit über der Transformation des Irdischen" (dem „Jüngsten Gerichte") in der Kirche des Friedhofs der Kleinseite zu Prag, ist insofern beachtenswerth,

als H. dabei die von ihm wieder aufgefundene Enkaustik in Anwendung brachte. Seine bedeutendsten Leistungen bleiben aber die von ihm gemalten Porträts, namentlich die des Geschichtslehrers und Exjesuiten Ign. Cornova; des Mathematikers Frz. Jos. v. Gerstner; Abbé Jos. Dobrowsky; des Philosophen Bernh. Bolzano; des Historikers Franz Martin Pelzel; des Physiologen J. Purkyně ꝛc., Bilder, welche monumentalen Werth gewannen. — In seinem Nachlasse fanden sich außer einem Cyklus von Skizzen zur Geschichte Böhmens, noch folgende, mehr weniger durchgeführte Manuscripte; „Die Generalbasis der Farbensprache“, „Kunstworte der tschechischen Sprache in der Bildkunst — Malerei, Plastik und Perspective — aus dem Munde des Volkes und aus alten Manuscripten gesammelt“. — Bemerkenswerth ist noch, daß H. im J. 1811 Anregung gab für die erste öffentliche Kunstausstellung in Prag, sich überhaupt auch in seinem hohen Alter rüstig vorthat, wo es die Kunstinteressen zu fördern galt. Beweis dessen, daß er noch als Siebziger zum Vorstande des 1848 von der jüngeren Künstlerschaft ins Leben gerufenen „Vereines bildender Künstler für Böhmen“ gewählt wurde. Rud. Müller.

Hordt: Johann Ludw. Graf von H. (so die eigene Unterschrift; Hård nach schwedischer Ritterschaftsmatrikel), geb. 1721 zu Stockholm, † 21. August 1798 in Berlin als preußischer Generallieutenant a. D. Nach militärisch und politisch erfahrungsreichem Vorleben trat er 1758 in Friedrichs d. Gr. Dienst, als Oberst und Freiregiments-Chef. Seine kriegerische Gediegenheit und seine seine gesellschaftliche Bildung verschafften ihm das Vertrauen und den engeren Verkehr bei gekrönten und anderen höchsten Persönlichkeiten, in Stockholm, Potsdam, Rheinsberg, Petersburg ꝛc.

Vgl. Hordt's „Mémoires d'un gentilhomme suédois“, Berlin 1788, und Denina, La Prusse littéraire, Berlin 1790, T. II. 252—266. Der Berl. Milit.-Genealog. Calender für 1790 enthält Hordt's Bildniß. Gr. L.

Horheim: Bernger v. H., Minnesänger. Er gehört vermuthlich zu dem im württembergischen Enzgau ansässigen Geschlecht und ist einer der älteren Sänger, welche unter directer Anlehnung an romanische Muster die neue Lyrik in Deutschland einführten. Aus einem seiner Lieder wissen wir, daß er vom König Heinrich VI., dem Minnesänger, im J. 1190 zur Heerfahrt nach Sicilien entboten wurde. Nur ca. 150 Verse sind überliefert.

Lachmann und Haupt, Des Minnesangs Frühling, Nr. XIV. Wilmanns.

Horix: Joh. Baptist v. H., Reichsfrei- und Panierherr, kaiserl. Hofrath und geheimer Reichsreferendar in Wien, war 1730 zu Mainz geboren, studirte dort und in Göttingen, wurde 1754 Beisitzer des Stadtgerichts zu Mainz und erhielt 1758 ein ordentliches juristisches Lehramt. Als kurmainzischer Subdelegirter nahm er 1767—76 an der Visitation des kaiserlichen und Reichskammergerichts in Wetzlar Theil, von welcher Mission heimgekehrt er zum beständigen Rector Magnificus der hohen Schule in Mainz ernannt wurde, jedoch schon 1789 an die geheime Reichshofkanzlei nach Wien ging, wo er am 30. Sept. 1792 starb. Er machte sich verdient durch seine Concordatensammlung: „Concordata nationis germ. integra“, Frf. et Lips. 1763 (2. Ausgabe „variis additamentis illustr.“, 1771), die von den späteren Canonisten vielfach gebraucht wurde; sodann durch eine Abhandlung: „De unione electorali“, Mogunt. 1754, und mehrere freisinnige anonyme Schriften: „Observatt. hist. jurid. in concordata nat. germ. cum sede romana“, Ulmae 1771 — „Tract. de appellationibus et evocationibus ad curiam romanam“, Gissae 1771 — „Sendschreiben eines Laien über das während der Jesuitenepoche ausgestreute Unkraut“, Frkf. und Leipz. 1785 — „Die Ehre des Bürgers nach den Reichsrechten“, Wien

1791 — „Von der Obliegenheit der Landesregenten und der Landstände, den Druck des gemeinen Mannes zu erleichtern, und von der Schuldigkeit der Unterthanen, aus den Schranken des Gehorsams und der Unterthänigkeit nicht herauszutreten". Die letzten Schriften erregten ihrer Zeit großes Aufsehen. In den Katalogen der Mainzer Hochschule gab er werthvolle Notizen aus der Mainzer Litterärgeschichte. Seine kleine Schrift: „Wahre Veranlassung der H. G. O. Kayser Karls V." (1757), wurde in die Koch'sche Ausgabe aufgenommen.

Ersch und Gruber. — Pütter, Litt. d. St.R. II. 52. Teichmann.

Hörl: Johann Franz H., kaiserl. Hofbauamtsmaler, geb. in Wien im J. 1653, † ebenda am 3. Mai 1742. H. hat sich als Theaterdecorationsmaler einen großen Ruf erworben; er war als Architecturmaler im Hofbauamte beschäftigt, wurde 1715 zum kaiserl. Komödienmaler ernannt, 1719 wurde er auch beauftragt, die inneren kaiserlichen Wohnräume auszumalen. Er war ein tüchtiger Colorist, der das barocke Ornament mit seltener Meisterschaft beherrschte. Seine Theaterdecorationen für die damaligen kaiserl. Opernvorstellungen sind zumeist Architekturen; riesenhafte Bogenconstruktionen, die Aussicht ins Freie gewähren oder architektonische Perspectiven von zauberhafter Grandiosität. Es steckte eine große künstlerische Kraft in dem Meister. Kábdebo.

Horlenius: Josef H., Humanist. Geboren zu Siegen etwa 1460, von Hegius in Deventer unterrichtet und durch seinen Mitschüler und Freund Rudolf v. Langen, der ihn in Münster „domi suae fovebat et alebat" (Hamelm.) nach Herford empfohlen, kam, vielleicht zugleich mit Jac. Montanus, der dort 1486 aufgenommen wurde, als Rector an die lateinische Schule am Münster daselbst, und mit ihm beginnt eine neue Periode in der Geschichte dieser alten Schule. Unter seinen jugendlichen Schülern wird erwähnt Petrus Mosellanus, eigentlich genannt Peter Schade, der jedoch schon 1503, zehn Jahre alt, nach Köln gekommen sein soll. Mit H. kam zugleich nach Herford sein Mitschüler in Deventer, Theodor Rotarius aus Unna als Conrector und wurde sein Nachfolger, als H. 1507 oder 1508 als Lehrer an die Domschule zu Münster berufen wurde. Da H. erst darnach die griechische Sprache erlernte, so gehört er zu den Schülern des Johann Caesarius (s. d.), der, nicht vor 1513, von Köln berufen, in Münster Vorlesungen über griechische Sprache hielt. Im J. 1517 erscheint er zum ersten Male in der Sammelschrift des Jacob Montanus, Collectanea latinae locutionis (T. II., Coloniae 1517) mit der Bezeichnung Christi sacerdos, wonach er damals oder kurz vorher in den geistlichen Stand getreten ist. Nach dem Abgange des Conrector Pering nach Wesel erhielt er das Conrectorat; er starb 1521 an der Pest. H. war ein, u. A. von Montanus viel gefeierter Poet. Verschiedene Schriften von ihm werden erwähnt (Auszüge bei Hamelmann und Krafft-Crecelius): „Epigrammatum libri II.", Münster (sicherlich gedruckt bei Dietrich Tzwyvel, dem gelehrten Freunde des H., auf dessen Rath Tzwyvel seinen Sohn zu weiterem Unterricht an Rotarius schickte). Disticha de passione Christi et eius fructu percipiendo. Cypriani de misericordia atque doctrina Dei ad Donatum liber cum Jos. Horlenii commentario (1516). Epistola ad Ottonem Warpurgensem (i. e. Beckmann). Antonii Mancinelli versilogus recognitus et auctus per Jos. Horlenium adiectis commentariis Joannis Murmellii (1515). „Commentarius in Macarii Mutii carmen de triumpho Christi" (Köln 1515). „D. Erasmi compendiaria vitae institutio, insunt elegantes aliquot non ineruditorum virorum epistolae ad Jos. Horlenium" (darin Briefe von J. Montanus an H. und von H. an Tilmann Mülle von Attendorn). „Antonii Campani epistolae familiares per Joh. Horlenium selectae" (Köln 1516). „C. Plinii iunioris epistolae aliquot elegantiores et familiares per Joh. H., Jesu Christi sacerdotem ex quinto et sexto epistolarum

libris collectae“ (Münster 1519). Einzelne Gedichte aufgeführt bei Nordhoff, Krafft-Crecelius, Reichling.

Hamelmann; Dillenburger, Gymnasialprog. Emmerich 1846; Hölscher, Gymnasialprogr., Herford 1872; Krafft und Crecelius, Beiträge zur Gesch. des Humanismus am Niederrhein und in Westfalen, H. 2; Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem münsterischen Humanismus, 1874; Reichling, Zeitschr. für vaterl. Gesch. (Münster 1878) Bd. 36. Hölscher.

Hörmann: Josef Ignaz H., Landschaftsmaler und Zeichnungslehrer. Als Sohn wenig bemittelter Eltern in Obergünzburg (Baiern) geboren, in München ausgebildet, entfaltete H. in Augsburg seine künstlerische Thätigkeit. Er leistete im Gebiete der Landschaftsmalerei, besonders aber in der Pflanzen- und Käferzeichnung vorzügliches. In den J. 1815—20 hat er die meisten der Augsburg zunächst gelegenen Ortschaften und interessanten Partien treu und glücklich aufgenommen; es haben auch diese durch Staffage belebten Bilder großen Beifall gefunden. Auch für die Caricatur besaß er einen feinen Sinn. Sein treuer Begleiter auf seinen zahlreichen Ausflügen war sein Hund „Eros“, welchen er auch mehrmals gezeichnet hat. In den letzten Jahren seines Lebens wurde der geschätzte Künstler zum öffentlichen Zeichnungslehrer an der Kunstschule ernannt, die damals in Augsburg im Metzgergebäude ihr Local hatte. In Weigel's Kunstkatalog (1. Bd. Nr. 50) werden folgende von H. radirten Blätter besonders hervorgehoben: 12 Nummern Landschaftsstudien, 10 Stücke Ansichten von Augsburg. Im treuen Bunde mit gleichgesinnten edlen Freunden führte H., der sich im J. 1819 verehelicht hatte, ein stilles, aber würdiges Künstlerleben, hoch begeistert für Natur und Kunst. Leider schon im J. 1820, in seinem 45. Lebensjahre, unterbrach der Tod sein künstlerisches Schaffen. Erst spät (1868) folgte ihm seine Gattin, etwas früher seine wackeren Freunde Kempter und Ebner im Tode nach. L. Hörmann.

Hörmanseder: Anselm H., geboren zu Wien, † am 15. April 1740, Augustinereremit, der österreichisch-ungarischen Provinz dieses Ordens angehörig, lehrte 1714—29 in den Schulen seines Ordens zu Graz und Wien Philosophie und Theologie, und erscheint später theils als Prior, theils als Provinzial mit der Leitung und Verwaltung der Angelegenheiten seiner Ordensgenossenschaft betraut. Aus seinen Schriften heben wir als Vertretung der besonderen Schulrichtung seines Ordens hervor: „Hecatombe theologica, seu centum quaestiones ex universa Theologia Augustiniano-Aegydiana speculativa, olim a P. Mag. Friderico Gavardi sex tomis divulgata, nunc duobus opusculis comprehensa“ 1737 (vgl. B. Heuschen Bd. XII. S. 334).

S. Ossinger, Bibliotheca Augustiniana. Werner.

Hormayr: Josef Ignaz Veit Freiherr v. H. war am 16. Mai 1705 zu Innsbruck geboren. Die Hormayr's, wahrscheinlich baierischen Ursprungs, gehören zu den jüngeren tirolischen Adelsgeschlechtern, da erst Sebastian v. H., Oberschiffmeister zu Hall, am 24. Febr. 1665 vom damaligen Landesfürsten, Erzherzog Sigmund Franz, einen Wappenbrief erhielt, doch blühte das Geschlecht sehr rasch empor. Schon Sebastians Sohn, Lorenz, oberösterreichischer Kammerrath, wurde am 22. März 1682 von Kaiser Leopold I. in den reichsständischen Adelstand erhoben, mit dem Prädicate Hortenburg nach einer befreiten Behausung zu Innsbruck. Dessen Sohn, Anton Rochus, oberösterreichischer Regierungsrath, war unseres Hormayr's Vater, seine Mutter hieß Christine v. Stockhammer. Da Vater und Mutter schon sehr früh starben, wuchs H. in der Familie seines gleichnamigen Oheims auf, der königl. baierischer Rath und Pfleger zu Reichenberg war. Als er seine Studien vollendet hatte, erregte er bei seiner Dispu-

tation durch die Wahl seiner Theses Aufsehen, indem er zum großen Entsetzen seiner Lehrer, den Glauben an die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Folter zu bekämpfen wagte. Seine erste Praxis nahm er zu Regensburg, Wetzlar und Wien, wobei er durch eifriges Studium seine Kenntnisse sehr erweiterte. Am 18. December 1729 vermählte er sich mit M. A. Elise v. Giovanelli, einem Gliede des nachmals in Tirol so einflußreich gewordenen Geschlechtes. In das Land seiner Väter zurückgekehrt, wurde H. 1705 oberösterreichischer Regierungsrath. Die Regierung war damals die oberste Justiz- und Verwaltungsbehörde des Landes, der jedoch in manchen Fällen der Geheimrath übergeordnet war. Nun setzte er mit Eifer seine juridischen Studien fort und verschaffte sich durch eine umfassende Lectüre in seiner Berufswissenschaft die ausgebreitetsten Kenntnisse; auch sammelte er sehr fleißig ungedruckte Urkunden und häufte so einen Schatz von historischem Material auf, der seinem Enkel, dem bekannten Historiographen, reiche Auslese bot. Sein reiches Wissen veranlaßte ihn wiederholt als publicistischer Schriftsteller, freilich stets anonym, aufzutreten, wie zur Verfechtung der pragmatischen Sanction. H. war aber nicht blos ein sehr tüchtiger Jurist, sondern auch ein großer Freund der alten Classiker und der schönen Künste und Wissenschaften überhaupt. Daher legte er eine große Bibliothek und eine nicht unbeträchtliche Sammlung von Gemälden und Kupferstichen an und lieferte Varianten und Noten zu Cäsar und Claudian; auch trat er mit den berühmteren Gelehrten und Schriftstellern Tirols in regen brieflichen Verkehr, wie mit den beiden Gebrüdern Tartarotti und selbst außerhalb Tirols hatte er gelehrte Freunde und Bekannte. Mehrere Briefe von Muratori und Maffei rühmen seine eifrige Mitwirkung zur Bereicherung der Scriptores rerum italicarum, der Antiquitates Italiae medii aevi, der Antichità Estensi, der Verona illustrata. Durch seine Reise nach Wien erwirkte er die Bestätigung der Societät degli Agiati zu Roveredo, welche bessern Geschmack und geschichtliche Kenntnisse zu verbreiten sich bestrebte und die feingebildeten Männer Südtirols umfaßte. Sein Versuch, einen ähnlichen Cirkel zu Innsbruck zu bilden, mißlang freilich, aber sein reges Interesse für Kunst und Wissenschaft wirkte sehr förderlich auf junge Talente. Als Mitglied der Regierung erwarb sich H. das besondere Vertrauen der Kaiserin Maria Theresia, die ihn mit den schwierigsten Aufgaben betraute. So wurde er auch unter anderem zu den Sessionen über die Compilation eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches nach Brünn und Wien berufen. Daher erhielt er im J. 1759 die Stelle eines oberösterreichischen Kanzlers, und als Maria Theresia im J. 1765 bei Gelegenheit ihrer Anwesenheit in Innsbruck mehrere Männer mit Orden auszeichnete, verlieh sie ihm das Ritterkreuz des neu errichteten Stephansordens. Als Kanzler suchte er seine Jugendidee, die Beseitigung der Folter zu verwirklichen und wußte das ganze Collegium mit demselben Geiste zu erfüllen. Als die Hofstellen darüber im J. 1774 ein Gutachten verlangten, dankte die Innsbrucker Stelle für die Freiheit, „jene Gründe vorzutragen, welche ihren lang zurückgehaltenen Wunsch rechtfertigen und den widrigen Vorurtheilen und der strengen Anklebung an einem alten, noch von ungesitteten Zeiten abgeläuterten Rechtsverfahren, vordringend befunden werden dürften“. Das Gutachten war von H. selbst verfaßt und erklärte sich, gegen das Beispiel aller übrigen, für gänzliche und bedingungslose Abschaffung der Folter, wenige Fälle ausgenommen. Die vielen und großen Verdienste, die sich H. als Kanzler erwarb, bewogen die Kaiserin, ihn mit Diplom vom 11. Jan. 1774 in den Freiherrnstand zu erheben. Die Stände Tirols hatten ihn schon am 20. Decbr. 1749 durch Aufnahme in die Matrikel ausgezeichnet. H. diente 50 Jahre und war in den letzten Lebensjahren so geistesfrisch, daß er Sallust's und Horazens Werke meist noch auswendig konnte.

Er starb im 75. Lebensjahre infolge eines Sturzes vom Pferde am 8. August 1779.

Tiroler Almanach, 1805, S. 169 ff. Archiv f. Geographie, Geschichte &c., 1815, S. 489; 1817, S. 209. Tiroler Nationalkalender 1826. Egger.

Hormayr: Josef Freiherr v. H., Staatsmann und Publicist, ein Enkel des tirolischen Kanzlers und Rechtsgelehrten Josef v. H., wurde zu Innsbruck am 20. Januar 1782 geboren. Schon in frühester Jugend faßte er lebhafte Neigung zur Geschichte. In einer von Merian veröffentlichten, unzweifelhaft aber von H. selbst inspirirten, Biographie wird behauptet, schon der siebenjährige Knabe sei mit tirolischen und bairischen Geschichtsquellen innig vertraut gewesen. In einem Briefe an König Ludwig I. von Baiern versichert H., er sei mit 12 Jahren Correspondent der gelehrten Mönche von St. Blasien für ihre Germania sacra gewesen und habe als solcher lange Zeit in der Cisterzienserabtei Stams gearbeitet; hier habe er auch einen historischen Kalender für Tirol nach dem Vorbilde des Westenrieder'schen für Baiern und eine Chronik Tirols bis auf Karl den Großen geschrieben. 1794 bezog er die Landesuniversität Innsbruck, wo er sich den Rechtswissenschaften widmete. 1797 trat er bei dem Stadt- und Landgericht Innsbruck in Praxis, 1799 wurde er als Auskultant an das Gubernium berufen. Schon damals entwickelte er nebenher als Historiker eine außergewöhnliche Fruchtbarkeit, mit welcher leider nicht immer Gründlichkeit und Zuverlässigkeit gleichen Schritt hielten. Außer einer nicht im Druck erschienenen „Geschichte der Abtei Stams" verfaßte er 1796 eine „Geschichte der Grafen von Andechs", sowie ein „Lexikon für Reisende in Tirol". Er war, wie er in jenem Briefe erzählt, um sich gänzlich den gelehrten Studien widmen zu können, Willens, in das Kloster Stams als Novize einzutreten, als ihn der Ausbruch des Krieges mit Frankreich nöthigte, statt des weißen Habit mit schwarzem Scapulier die grüne Schützenuniform anzuziehen. 1799 trat er in die vaterländische Landwehr und wurde bald zum Adjutanten, 1801 zum Hauptmann ernannt. In dieser Stellung trat er in freundschaftliche Beziehungen zum damaligen Brigadegeneral Marquis Chasteller und wurde von ihm zur Begrüßung des zur Visitation der Festungen nach Tirol kommenden Erzherzogs Johann abgeordnet. Diese Begegnung hatte für ihn die wichtigsten Folgen; er erwarb sich das Vertrauen und die Gunst des Erzherzogs in hohem Maße und war zwei Jahrzehnte hindurch, wie man zu sagen pflegt, die „rechte Hand" jenes Führers der deutschgesinnten Partei in Oesterreich. Nach Beendigung des Feldzugs trat H. in den Staatsdienst zurück, wurde 1802 zum Hofconcipisten, 1803 zum referirenden Hofsecretär in der Staatskanzlei und zugleich im nämlichen Jahre zum provisorischen, 1808 zum wirklichen Director des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs ernannt. Trotz anstrengender amtlicher Thätigkeit setzte er seine Forschungsarbeiten insbesondere für tiroler Geschichte fort; seit Abtretung seines engeren Vaterlandes an Baiern wuchs noch dieser Eifer, denn mit dem wissenschaftlichen Zweck war jetzt ein politischer verbunden: die Zusammengehörigkeit Tirols und der übrigen österreichischen Kronlande zu beweisen und die Anhänglichkeit seiner Landsleute an das Haus Habsburg wach zu erhalten. Aus einer großen Zahl dahin gehöriger Schriften seien nur die „Kritisch-diplomatischen Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter" hervorgehoben. Patriotische Tendenz verfolgte auch ein größeres Unternehmen, der „Oesterreichische Plutarch", eine Sammlung von Bildnissen und Biographien der berühmtesten Regenten, Feldherren und Staatsmänner des österreichischen Kaiserstaats in 20 Bändchen. Gleichzeitig erschien aus Hormayr's Feder das „Historisch-statistische Archiv für Süddeutschland", worin er insbesondere die Tiroler für Behauptung ihrer verfassungs- und friedens-

schlußmäßigen Rechte anzufeuern suchte. Zu gleichem Zwecke bearbeitete und veröffentlichte er 1808 Beauchamp's Schrift über den Vendeekrieg. Ein unversöhnlicher Gegner Napoleons, dessen „Ländervermarschandiren“ alle staatliche und geistige Freiheit gefährde, war er ein eifriges Mitglied jener um Erzherzog Johann geschaarten Liga, die schon lange vor Wiederausbruch des Krieges insgeheim für eine Erhebung der von Oesterreich abgerissenen Länder thätig war. Dem mit Land und Leuten vertrauten H. wurde die Leitung der geheimen Verbindungen in Tirol übertragen. Schon 1808 pflog er mit Abgeordneten aus dem Inn- und Pusterthal, worunter auch der Sandwirth Andreas Hofer, Unterhandlungen, auf deren Grundlage ein Plan zur Befreiung Tirols entworfen wurde, dessen Tüchtigkeit sich offen bewährte, da bei der Ausführung von elf Punkten nur ein einziger, die Einnahme der Festung Kufstein, mißglückte. Das Manifest Erzherzog Johanns vom 13. April 1809, das als Signal zur wirklichen Erhebung anzusehen ist, sowie fast alle übrigen Proklamationen und Gelegenheitsschriften aus jenen Tagen sind von H. verfaßt. Als er sich später wegen seines Antheils am Aufstand heftigen Angriffen ausgesetzt sah, bestätigte auf seine Bitte Erzherzog Johann, „er habe bei jeder Gelegenheit Ursache gehabt, mit den vorzüglichen Talenten und dem warmen, rastlosen Diensteifer dieses sachkundigen Staatsmannes zufrieden zu sein, welchem der Wahrheit gemäß die kräftige Mitwirkung des Volkes zur schnellen Eroberung Tyrols größtentheils zu verdanken ist“. Auch Marquis Chasteller, dem H. unmittelbar als Hofcommissär und Intendant zugetheilt war, ertheilt seinem organisatorischen Talent das höchste Lob; ihm nur sei zu verdanken, daß der Aufstand überall gleichzeitig losbrach und der Feind sich plötzlich auf allen Seiten umzingelt und von aller Hülfe abgeschnitten sah. Von seinem Eintritt ins Land Tirol bis zur vertragsmäßigen Räumung durch die kaiserlichen Truppen war die administrative Oberleitung in H.'s Händen. Insbesondere ihre finanzielle Seite bot große Schwierigkeiten. Der tiroler Bauer wollte gern für Kirche und Kaiser sein Leben wagen; weit schwerer aber war es, ihn zu überreden, daß er die Steuern, die ja das bairische Regiment so verhaßt gemacht hatten, fortzahlen müsse. H. verstand es jedoch, auf das tiroler Volk einzuwirken; gerade der überschwängliche Kraftstil, der uns heute seine politischen Schriften so geschmacklos erscheinen läßt, machte in jenen stürmischen Tagen auf das aufgeregte Gebirgsvolk unbeschreiblichen Eindruck. H. hatte auch hervorragenden Antheil an zwei für das Befreiungswerk wichtigen Ereignissen, der Bewaffnung des Salzburger Landes und der Erhebung Vorarlbergs. Durch Absendung des Hofraths Pichl und eine ausgebreitete Correspondenz mit einflußreichen Männern gelang es ihm, die Bewohner des Salzkammerguts zum Anschluß an die Tiroler zu bewegen, obwol hier die meisten Beamten und Seelsorger der Theilnahme am Aufstand widerstrebten. Auch der geheime Leiter der Veltliner Erhebung war H.; ebenso unterhielt er listig verborgene Verbindungen in Schwaben und in der Schweiz und wußte dadurch, obwol der Feind mit aller Strenge für Abschließung des insurgirten Landes Sorge trug, Pulver und Getreide nach Tirol zu schaffen. Nach dem unglücklichen Treffen bei Wörgl und dem Rückzug Chasteller's nach Lienz ging H. ins Vintschgau und Oberinnthal und bewog die Bauern, die in Folge der angeblich am Vomperbach abgeschlossenen Capitulation die Waffen niederlegen wollten, wieder zum Ausmarsch. Die wichtigen Grenzpässe Scharnitz und Luitasch wurden genommen, die Verbindung zwischen den Abtheilungen des Obersten Grafen Max Arco und des Generallieutenants Deroy ward unterbrochen und namentlich durch das Anrücken der Colonne Hormayr's über Zirl und Hötting sah sich Deroy in der Nacht vom 30. Mai zum Rückzug genöthigt. Die Verdienste Hormayr's in jenem denkwürdigen Volkskrieg wären williger anerkannt worden, wenn er sie nicht selbst

durch eitle Ruhmredigkeit der Mißachtung ausgesetzt hätte. Zumal in den späteren Schriften Hormayr's über den tiroler Krieg erscheint seine eigene Persönlichkeit immer und überall im Vordergrund; Andreas Hofer aber ist nur der „Wein- und Pferdehändler und Gastwirth am Sand", „ohne allen militärischen und Verwaltungsinstinkt", „von dem kein einziger Befehl oder Disposition zum Marsch, Angriff oder Beobachtung existirt", „um den künstlich der möglichste Nimbus angehäuft ward", und nicht viel glimpflicher werden die übrigen Führer der Bewegung behandelt. Unbegründet ist der damals gegen H. erhobene Vorwurf, daß er seine Landsleute im Stich gelassen habe; der zu Znaim in Folge der Niederlage bei Wagram geschlossene Waffenstillstand mußte, wenn sich auch die Bauern nicht darum kümmerten, der Thätigkeit eines österreichischen Beamten in Tirol ein Ziel setzen. An der letzten Schilderhebung des Bergvolkes hatte er daher keinen Antheil mehr, er kehrte nach dem Abzug Chasteller's in das Hauptquartier des Erzherzogs Johann und nach Beendigung des Feldzugs nach Wien zurück, wo er in Anerkennung der geleisteten Dienste zum wirklichen Hofrath befördert wurde. In diese Zeit fällt die Herausgabe des 20 Bände umfassenden „Archiv für Geschichte, Statistik, Litteratur und Kunst" und des „Taschenbuch für vaterländische Geschichte", das mit kurzer Unterbrechung alljährlich bis zum Tode Hormayr's Fortsetzungen erhielt. Die Bändchen sind eine reiche Fundgrube für Geschichte, insbesondere Kulturgeschichte Oesterreichs und Baierns. Außerdem erschienen damals „Beiträge zur Lösung der Preisfrage des Erzherzogs Johann über Innerösterreichs Geographie und Geschichte im Mittelalter". Hormayr's Ehrgeiz genügte jedoch nicht gelehrte Forscherarbeit als Feld für seine Thätigkeit, er konnte nicht vergessen, daß er in Tirol eine leitende Rolle gespielt hatte, und fahndete auch in Wien auf neue Gelegenheit, seine staatsmännische Begabung zu verwerthen. Als sich das preußische Cabinet durch die Volksstimmung zur Erhebung gegen Frankreich genöthigt sah, hielten H. und seine Gesinnungsgenossen den Zeitpunkt für gekommen, auch das zögernde österreichische Gouvernement zu raschem Bruch mit Napoleon fortzureißen. Durch den Ausbruch eines Aufstands in Tirol sollte es compromittirt werden; H. knüpfte daher im Einverständniß mit Erzherzog Johann aufs neue in seiner Heimath geheime Verbindungen an. Metternich erhielt jedoch durch Anzeige eines ehemaligen Vertrauten Hormayr's, des Kreishauptmanns Roschmann, Kenntniß von diesen Umtrieben. Roschmann erklärte sogar, die Partei, deren Haupt H. sei, erstrebe für Tirol die vollständige alte Constitution und die Erhebung Erzherzog Johanns zum König von Rhätien. H. wurde deshalb am 7. März 1813 verhaftet und nach der Festung Munkats an der siebenbürgischen Grenze abgeführt. Der großes Aufsehen erregende Vorgang sollte dem Rheinbundstaate Baiern, der in jener Zeit Annäherung an Oesterreich suchte, Vertrauen einflößen und zugleich die Constitutionsfreunde im eigenen Lande einschüchtern. Vom Standpunkte des Ministers aus war es auch sicher nicht unberechtigt, daß er in jenen hinter dem Rücken des Cabinets geplanten Umtrieben etwas Strafwürdiges erblickte. H. hat aber dem Minister jene Festungstage nie verziehen, obwol er schon im nächsten Jahre, „da seine Verhaftung nur vorübergehend eine rein politische Maßregel gewesen sei", freigelassen und in alle Aemter und Würden wieder eingesetzt wurde. Fast auf jeder Seite seiner historischen und politischen Schriften verräth sich leidenschaftliche Stimmung gegen den leitenden Staatsmann Oesterreichs, jede Gelegenheit benützt er, seiner Erbitterung gegen den „völkerverderbenden Egoisten und die vor ihm wedelnden Knechtseelen" Luft zu machen. Diese Tendenz tritt schon ziemlich unverhüllt zu Tage in seiner 1817 veröffentlichten „Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit vom Tod Friedrichs des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden". Es kann demnach nicht

überraschen, daß die Stellung Hormayr's in Wien trotz seiner Ernennung zum Historiographen des Reichs und des kaiserlichen Hauses immer unhaltbarer wurde und der mißliebige Publicist sich nicht selten von polizeilicher Chicane verfolgt sah. Da bestieg im October 1825 Ludwig I. den baierischen Königsthron und bald darauf wurde das deutsche Publicum durch die Kunde überrascht, daß H., der so hervorragenden Antheil am tiroler Aufstand genommen und auch in seinen Schriften den „Rheinbundsclaven“ Baiern in heftigster Weise verfolgt hatte, auf Einladung König Ludwigs nach Baiern übersiedeln werde. Man hat diese Berufung mit angeblich in Hormayr's Besitz befindlichen Briefen, worin Ludwig sein Mißbehagen über die Politik seines Vaters drastisch ausgedrückt haben soll, in Verbindung gebracht, allein diese Erklärung ist schon deshalb nicht stichhaltig, weil Ludwig aus seiner Anschauung jener Verhältnisse auch sonst kein Hehl gemacht hat. Aus der Correspondenz, die der damalige Ministerialrath Eduard Schenk im Auftrag Ludwigs mit H. führte, geht vielmehr hervor, daß es dem König nur darum zu thun war, sich zur Vertretung seiner politischen und künstlerischen Projecte eine gewandte Feder dienstbar zu machen. Ein akademisches Lehramt wollte H. nicht annehmen. „Ich gestehe“, schreibt er am 22. April 1826, „gegen den Kanzelvortrag eine Schwachheit zu haben, ein erbärmliches Vorurtheil, aber ein bereits historisch gewordenes, das wenigstens zeigt, wie wenig ich ein nivelleur, ein ultra liberal bin, ich glaubte dadurch meinen Töchtern die opinion ihrer Abkunft zu verderben, denn leider kennen wir Deutsche Niemanden von altem Adel, von der Noblesse d'épée, der sich in dieser Weise dem Lehrstand widmete“. Schließlich einigte man sich dahin, daß H. nur „mittelbar durch litterarische Thätigkeit auf die geistige Hebung des baierischen Volks und die Förderung des Staatscredits nach außen wirken“ sollte. Im Herbst 1828 siedelte er, zum wirklichen Geheimrath ernannt, nach München über. Nur allzu deutlich spiegelt sich dieser Umschwung seiner Lebensverhältnisse auch in seinem historisch-publicistischen Schaffen. Der Tadel, den Wurzbach über das „treulose Verhalten Hormayr's gegen Oesterreich“ fällt, ist nicht unbegründet. Wie anders lauten die Urtheile über die Habsburger in den Werken der späteren Epoche als die Schilderungen im österreichischen Plutarch! Diese Parteilichkeit, sowie die pretiöse und überladene Schreibweise vergällen die Lectüre der Schriften des welterfahrenen und geschichtskundigen Mannes. Dies gilt hauptsächlich von den „Lebensbildern aus dem Befreiungskrieg“ und den „Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgersmannes“. Beide Werke erschienen ohne Nennung des Verfassers, aber der Stil und das aufdringliche Hervortreten der eigenen Persönlichkeit gestatten darüber keinen Zweifel. Interessantes Material ist darin in Fülle geboten, es sei nur an die unschätzbaren Briefe Stein's und Gneisenau's aus der Zeit der Befreiungskriege erinnert, aber der dankbare Stoff ist nicht glücklich verarbeitet. An die Herausgabe der Lebensbilder knüpfte sich ein heftiger Federkrieg. Ein Dr. Faber (Zimmermann?) schrieb zur Vertheidigung des österreichischen Cabinets eine scharf gewürzte Erwiderung, indem er H. nicht blos der ungerechtesten Animosität, sondern sogar absichtlicher Fälschung historischer Documente bezichtigte. Dagegen konnte ein Kritiker in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ (Jahrg. 1845, Nr. 6), der „im übrigen kein Freund der historisch-diplomatischen Saalbaderei“ Hormayr's, den Nachweis liefern, daß sich Dr. Faber selbst zweideutiger Mittel bediente, um seinen Gegner zu verdächtigen. Das wichtigste Material zu jenen Publicationen hatte H. aus dem Archiv des ehemaligen hannöverschen Ministers Grafen Münster erhalten, dessen Bekanntschaft er in Hannover gemacht hatte. Dahin war er nämlich 1832 als baierischer Ministerresident versetzt worden; die Gründe, warum er plötzlich seinem bisherigen Wirkungskreis in München ent-

zogen wurde, sind noch nicht genügend aufgeklärt. Allein auch im gewöhnlichen diplomatischen Verkehr verwickelte ihn sein unruhiges, aggressives Wesen in manche Ungelegenheiten; er wurde daher 1837 mit dem harmloseren Posten eines baierischen Geschäftsträgers bei den Hansestädten betraut und nahm seinen Wohnsitz in Bremen. Gemeinsam mit einem Freunde, dem Senator Duckwitz, veröffentlichte er 1840 die „Fragmente über Deutschlands, in Sonderheit Bayerns Welthandel"; auch für die Bremer Zeitung, die Wiener Litteraturzeitung, die Jahrbücher der Litteratur ꝛc. lieferte er viele Beiträge. Mit Friedrich Graf von der Decken stiftete er den historischen Verein für Niedersachsen, wie er denn überhaupt ein thätiges Mitglied vieler historischer Vereine und gelehrter Gesellschaften war. Allein auch diese ausgebreitete Wirksamkeit konnte den nach höheren Zielen strebenden Politiker nicht befriedigen. Er wandte sich deshalb wiederholt an den König mit Bitten und Vorstellungen. Als diese fruchtlos blieben, schrieb er (2. Mai 1841), er fühle, daß er bald „im fernen, kalten, protestantischen Nebelland" sterben werde, und bat, der König möge dafür Sorge tragen, daß nach seinem Tode sein Herz in der geliebten Stiftskirche von Stams beigesetzt und vor der Wuth Metternich'scher Schergen geschützt werde. König Ludwig erwiderte blos, er sei bereit, sich bei der österreichischen Regierung für Erfüllung der Bitte zu verwenden, im übrigen könne ja H., wenn er das Klima im Norden nicht vertragen könne, in Ruhestand treten. Dagegen nahm Ludwig sehr gnädig auf, daß H. 1846 die Angriffe, die gelegentlich der Errichtung des Tillystandbildes in der Münchener Feldherrenhalle gegen den königlichen Bauherrn gerichtet wurden, in einer Vertheidigungsschrift parirte. Im nächsten Jahre wurde daher H. an Stelle des in Abel's Sturz verwickelten Freyberg zum Vorstand des allgemeinen Reichsarchivs ernannt. Eben hatte er dem Ministerium Vorschläge über eine Reform der Monumenta Boica und andere weitsehende Unternehmungen zur Hebung der reichen Schätze der baierischen Archive unterbreitet, als er in Folge eines Schlagflusses am 5. October 1848 starb. Von seinen Schriften, die nach seiner eigenen Angabe mehr als 170 Bände umfassen, seien noch das verdienstliche Werk „Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten" (Wien 1823—24) und die (in den zuverlässigen Theilen auf das von Archivar Muffat gesammelte Material gestützte) „Goldne Chronik von Hohenschwangau" (München 1842) hervorgehoben.

Personalacten in den königl. Staatsministerien des Aeußern und des Innern in München und andere ungedruckte Acten und Correspondenzen. — Biographische Züge aus dem Leben deutscher Männer. I. Josef Freiherr v. Hormayr (von J. H. Merian), Leipzig 1815. — Selbstbiographie im „Gelehrten Deutschland", XVIII. — Blätter für literarische Unterhaltung, Jahrgang 1849, Nr. 1. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1848, S. 676.

Heigel.

Horn: Anton Ludwig Ernst H., Arzt, geb. zu Braunschweig am 24. August 1774, † am 27. September 1848 zu Berlin. Sohn eines herzoglichen Beamten ging H. nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt an das Collegium Carolinum. 1794 bezog er die Universität Göttingen, wo er eine Preisfrage löste und 1797 promovirt wurde. Von einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland, Ungarn, Frankreich und die Schweiz zurückgekehrt, war er zunächst in seiner Heimath in ärztlicher Stellung thätig. Einen Ruf als Professor der medicinischen Klinik nach Kiel lehnte er ab, ging aber dann 1804 in gleicher Eigenschaft nach Wittenberg und 1805 nach Erlangen. Im folgenden Jahre wurde er zweiter Arzt an der Charité in Berlin und Lehrer der medicinischen Klinik. Nach zwölfjähriger höchst mühevoller und von Erfolg begleiteter Thätigkeit erhielt er 1818 auf sein Ansuchen die Entlassung aus dieser Stellung. 1819 zum ordentlichen Professor der medicinischen Klinik

ernannt, war er seitdem bis zu seinem Tode im ausgedehnten Maße als klinischer Lehrer, praktischer Arzt, Schriftsteller und Medicinalbeamter thätig. Horn's Richtung in der Medicin war im Allgemeinen die des Eklektikers, in seiner psychiatrischen Wirksamkeit und zwar vorzüglich während seiner Stellung in der Charité verfolgte er dagegen mit Eifer neue Bahnen. Er kann als der erste praktische Irrenarzt Deutschlands betrachtet werden. Er zuerst erlangte in der Charité die Gleichberechtigung und Gleichstellung der Geisteskranken mit anderen Erkrankten. Während es so ein bleibendes Verdienst für ihn ist, zuerst den Satz, daß Geistesstörung gleich Krankheit, zur praktischen Durchführung gebracht zu haben, ist dagegen seine therapeutische Methode nicht frei von Auswüchsen geblieben und hat darum heftige Bekämpfung erfahren. Seine wissenschaftlichen Grundsätze sind niedergelegt in der Dissertation seines Schülers Sandtmann: „Nonnulla de quibusdam remediis ad animi morbos curandos summo cum fructu adhibendis“ — und in seiner Vertheidigungsschrift („Oeffentliche Rechenschaft über meine zwölfjährige Dienstführung als zweiter Arzt des königl. Charitékrankenhauses zu Berlin“). Auch als der erste psychiatrische Kliniker ist H. zu verzeichnen. Ebenso war er in seiner Stellung als Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen der erste Vertreter und Sachverständige der Psychiatrie und der psychisch gerichtlichen Medicin.

Nekrolog, 26. Jahrgang 1850, S. 630. — Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie Bd. V S. 681. Bandorf.

Horn: Gottfried Joseph H. und Johann Gottlob H., Brüder, beide in Nickern bei Dresden geboren, der eine 1739, der andere 1748, haben sich beide als Klavierbauer einen Ruf erworben. Joseph H. begann seine Laufbahn als Müller und übernahm die Mühle seines Vaters, bis er im J. 1772 aus eigenem Antriebe begann Klaviere zu bauen und bald einen solchen Ruf genoß, daß er 1795 schon das 464. Instrument baute. Um 1796 soll er gestorben sein. Sein Bruder Gottlob erlernte von Jugend auf bei Stein in Augsburg die Instrumenten- und Orgelbaukunst, etablirte sich 1779 in Dresden und baute vorzüglich Klaviere die sich eines guten Rufes erfreuten. Im Jahre 1795 zählte er das 556. Klavier. Er starb 1796. R. Eitner.

Horn: Franz Christoph H., Schriftsteller und Litterarhistoriker, geb. 30. Juli 1781 zu Braunschweig, wo sein Vater Senator und herzoglicher Oberzahlmeister, aber auch als Architekt thätig war, erhielt seine Vorbildung im dortigen Katharineum und Karolinum, bezog Ostern 1799 die Universität Jena, um die Rechte zu studiren, fand aber dabei keine Befriedigung und wandte sich dem Studium der Geschichte, Philologie und Aesthetik zu, dem er seit Michaelis 1799 in Leipzig oblag. 1803 übernahm er eine Lehrerstelle am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, wo er im Winter von 1804—5 auch öffentliche Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit hielt. Das Interesse, welches dieselben namentlich durch seine neue Auffassung fanden, bestimmten H., sie auch in Druck zu geben (Berlin 1805). Das Buch bildete nicht seine erste Publikation. Bereits als Student hatte er sich als Kritiker versucht und drei Romane und „Phantastische Gemälde“, sowie Uebersetzungen der Seneca'schen Tragödien „Thyestes“, „Die Trojanerinnen“ und „Hippolytus“ mit Einleitungen veröffentlicht. Da seine Bewerbung um die Professur der Aesthetik und Geschichte in Erlangen keinen Erfolg hatte, weil ihn der Buchhändler Friedrich Nicolai als unruhigen Kopf mit gefährlichen Grundsätzen verdächtigte, so folgte H. 1805 einem Rufe als dritter ordentlicher Lehrer ans Lyceum in Bremen, wo sein ältester Bruder, Fritz H., Senator war. Der ungünstige Einfluß des dortigen Klimas auf seine Gesundheit bestimmte ihn aber, 1810 nach Berlin zurückzukehren, und ein Nervenleiden nöthigte ihn, fortan auf ein Schulamt zu verzichten. Er ertheilte daher nur Privatunterricht und hielt

von Zeit zu Zeit Vorlesungen über Shakespeare und deutsche Litteraturgeschichte. Am 19. Juli 1837 starb er zu Berlin. Das „biographische Denkmal“, das ihm in dem anonym erschienenen Buche „Franz Horn“ (Leipzig 1839) errichtet worden ist, rührt von Karoline Bernstein her, welche im innigsten Zusammenleben mit der Familie Horn's das einzige Glück in ihrem durch eigene körperliche Leiden getrübten Leben fand. Hiernach ist diese kunstlose Arbeit, die übrigens viele Auszüge aus Horn's hinterlassenen Papieren enthält, zu beurtheilen. Gottschall bemerkt ganz richtig, das Süßliche und Frömmelnde, das Fouqué's Schriften charakterisire, sei in denen seines Freundes H. zur vollkommenen Manier geworden. In allen seinen Schriften kokettirt er förmlich mit der Krankheit, und wenn wir Schiller's Wort, nach welchem vier Elemente das Leben und die Welt bilden, auch auf ein Kunstwerk anwenden dürfen, so müssen wir sagen, daß es den poetischen Schöpfungen Horn's zu sehr an Erde fehlt. Sein Entwickelungsgang und sein Wesen finden ihren getreuesten Ausdruck in den Romanen „Guiscardo, der Dichter“ (1801), „Otto“ (1810), „Kampf und Sieg“ (1811), „Die Dichter“ (1817—20) und „Liebe und Ehe“ (1820), in den unterm Titel „Fortepiano“ (1831 f.) und „Mai und September“ gesammelten kleineren Schriften und in der von G. Schwab und Friedrich Förster aus dem Nachlaß zusammengestellten Sammlung „Psyche“ (1841). Seine Romane enthalten zwar manches gelungene Charakterbild, leiden aber an Breite, Ueberfülle und Sentimentalität der Reflexionen. In seinem fünfbändigen Werke über Shakespeare's Schauspiele (Leipzig 1823—31) sucht H. mit Vorliebe gerade die wenigen ihm verwandten Seiten, die Sonnenflecken des großen Dichters, hervor und zieht ihn ganz auf das Niveau der schwächlichen Romantik herab. Verdienstlicher sind seine die deutsche Litteratur betreffenden Arbeiten, für die er vieles Material mit Fleiß gesammelt hat.

Brümmer giebt ein Verzeichniß seiner Schriften im Deutschen Dichter-Lex. — Gottschall, Deutsche Nat.-Lit. des 19. Jahrh., I, S. 471.

Schramm-Macdonald.

Horn: Georg H., Historiker, geb. 1620 zu Kemnat in der Oberpfalz, † den 10. Nov. 1670 zu Leiden. Nach der Schlacht auf dem weißen Berg mußte sein Vater, der als Inspektor und Superintendent der reformirten Kirche in Kemnat seinem Glauben treu blieb, die Oberpfalz verlassen und im heutigen Oberfranken Aufnahme suchen. Durch den Krieg von Ort zu Ort getrieben, bald der Eltern beraubt, kam er 1635 in das Gymnasium zu Nürnberg, schon nach zwei Jahren auf die Akademie Altorf, wo er ein Jahr theologische und auch medicinische Studien trieb. Dann war er Hauslehrer, und zwar 6 Jahre in Gröningen, ein Jahr in Leiden, wo er zugleich als Schüler Spanheim's inskribirt war, dann zwei Jahre in England und kehrte als Geschichtsschreiber nach Leiden zurück, indem er die Vorgänge in England während jener 2 Jahre schilderte (Rerum Britannicarum l. VII. und De statu ecclesiae Britannicae hodierno). Er erlangte in Leiden 1648 den theologischen Doctorgrad und wurde, da er einen Ruf als Professor der Theologie nach Frankfurt a. d. O. und nach Heidelberg ausschlug, im selben Jahr Professor der Geschichte, Politik und Geographie zu Hardervic, 1652 Rektor und bestieg 1653 den Lehrstuhl für Geschichte zu Leiden, wo er bis an sein Ende verblieb. Seit 1665 litt er von Zeit zu Zeit an Geistesstörung, vielleicht aus Gram darüber, daß er von einem gaunerhaften Goldmacher, dem er sich aus Neigung zur Alchymie anvertraut hatte, um 5000 Goldgulden betrogen worden war. Trotzdem entfaltete H. eine große litterarische Thätigkeit, die, gegen den Scholasticismus gerichtet, der Erleichterung des Studiums der Realien gewidmet war. Für die studirende Jugend bestimmt, erlangten seine lateinisch geschriebenen Lehrbücher der Universalgeschichte

eine weite Verbreitung in Holland und Deutschland noch lange nach seinem Tod, nämlich seine „Historia ecclesiastica et politica“, „Arca Noae“, „Orbis Politicus“ und „Orbis Imperans“, die zusammen eine Encyklopädie der Geschichte und Geographie bilden. Von Bedeutung ist auch das Werk „De originibus Americanis“. H. behandelte die Universalgeschichte auf eine neue Art, indem er die Geschichte der einzelnen Völker nicht als einen Theil der vier großen Weltreiche, vielmehr gesondert für sich betrachtete und auf geschickte Weise die Politik d. h. die Verfassungsgeschichte damit zu verbinden wußte. Er schied, vielleicht in dieser Art der Erste, die neuere Geschichte vom J. 1500 an von der mittleren, die er mit der Völkerwanderung beginnt, wunderlich genug die Geschichte des skythischen Völkerstammes nennt und in die der Germanen, Hunnen und Slaven zerlegt. In allen seinen Schriften zeigt er sich als einen streng orthodoxen Protestanten, aber auch als einen warmen Patrioten, der im Ausland sein Vaterland nie vergaß.

Eine Abhandlung über ihn im Karlsruher Gymnasialprogramm v. J. 1880. v. Schmitz-Aurbach.

Horn: Heinrich H., geb. gegen 1480 zu Wernigerode, bischöflicher Generaloffizial und Dechant zu U. L. Fr. in Halberstadt, † das. am 28. Dec. 1553, gehört zu den Persönlichkeiten der Reformationsepoche, welche zur Zeit des noch weniger entschiedenen Gegensatzes der alten und der reformatorischen Kirche in der äußeren Gemeinschaft der ersteren blieben, aber dennoch das evangelische Kirchen- und Schulwesen mit milder Hand förderten und sich durch zahlreiche Werke edler christlicher Menschenliebe ein ehrenvolles Gedächtniß stifteten. H. war der Sohn armer Eltern, die wahrscheinlich dem Hirtenstande angehörten, wenn auch das von ihm angenommene redende Wappenzeichen: zwei abwechselnd nach rechts und links wagerecht übereinandergelegte Hörner (Jagdhörner, die man für Hirtenhörner ansprach) mit verschlungenen Bändern — den Gedanken an eine darnach gebildete Sage nahe legt. Im Sommer des J. 1513 besuchte er, bereits Dechant zu St. Bonifacii in Halberstadt, noch einmal die Universität Wittenberg; zwei Jahre später (4./7. 1515) sehen wir ihn bereits von der Akademie zum Licentiaten der geistlichen Rechte erhöht und mit dem Amte eines bischöflichen Generalofficials zu Halberstadt betraut, 1520 wird er Dechant des bedeutenden Collegiatstifts zu U. L. Frauen daselbst. Zeugt die Rückkehr zur Universität in gereifteren Jahren von seiner Liebe zu gründlicher Bildung, so seine schnelle Beförderung zu so wichtigen Aemtern und Pfründen von der Tüchtigkeit und jedenfalls auch von dem außerordentlichen Fleiß und Streben des Hirtensohns. Als Official hatte H. einen sehr weit reichenden Wirkungskreis für die damals sehr umfassenden geistlichen Angelegenheiten des ganzen Stifts, und bei der dauernden Abwesenheit des Bischofs zugleich mit dem Stiftshauptmann auch die Statthalterschaft des geistlichen Fürstenthums. Es wird das große Geschick gerühmt, womit er innere und auswärtige Angelegenheiten und Streitfragen erledigte, auch die große Fülle der Schriftstücke hervorgehoben, die von ihm ausgingen. Das letztere wird auch schon aus seiner sehr ausgeschriebenen kleinen Handschrift erwiesen. Wo er Deutsch schrieb, liebte er es, seine niederdeutsche Muttersprache zu gebrauchen. Eine Charakterisirung seiner gesammten segensreichen amtlichen Thätigkeit könnte nur bei einer Darstellung der gleichzeitigen Stiftsgeschichte gegeben werden; nur seine Stellung zu den in seiner Zeit so brennenden kirchlich-religiösen Fragen mag etwas näher angedeutet werden. Hier ist rühmend hervorzuheben, daß er bei dem theilweise sehr harten Vorgehen des Stifts gegen die reformatorischen Bestrebungen, so bei dem Mönch, dann evangelischen Prediger Winnigstedt, stets zur Milde rieth. Bei einer Stiftung für einen Theologie-Studirenden in der Grafschaft Wernigerode und

einer ähnlichen für Halberstadt, hat er nur die Verkündigung des lauteren Evangeliums im Auge. Er wollte nur, daß kein Geistlicher Aufruhr predigen solle. In seiner engeren Heimath Stolberg-Wernigerode war er bei den die Reformation befördernden Grafen in besonderer Bestallung und erledigte die schwierigen Verhältnisse in den Klöstern ganz im Einverständnisse mit der Herrschaft, theilweise gemeinsam mit dem Reformatoren Tilemann Platner. Schon der Reformationshistoriker Hamelmann nennt ihn daher einen rechten Nikodemus. Aber nicht seine, wenn auch noch so umfassende Amtsthätigkeit ist es, welche ihm am meisten ein liebendes und ehrendes Gedächtniß bei vielen tausenden seiner Mitmenschen gestiftet hat. Das sind vielmehr die überaus zahlreichen und nicht mehr vollständig zu ermittelnden Werke christlicher Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Durch seine verschiedenen Aemter und Pfründen sammelte sich H., der selbst sehr einfach lebte, ein großes Vermögen. Er soll dieses aber auch bei seinem praktischen Sinne und der ihm nachgerühmten Kenntniß der „Chymie" durch bergmännische Unternehmungen vermehrt und der arm geborene einen Geldschatz von 100,000 Thaler, jedenfalls von einer für jene Zeit ganz außerordentlichen Summe, zusammengebracht haben. Aber all seine Habe hat er mit einer Sinnigkeit und einem praktischen Verständniß, das man bei dem geistlichen Herrn kaum erwarten sollte, und zum leiblichen und geistlichen Wohl seiner Mitmenschen verwendet, und zwar in einem Umfange, wie wol nur eine kleine Zahl vor und nach ihm. Eine lange Reihe seiner Stiftungen liegt uns noch in Urkunden und Schriftstücken, besonders auch in seinem am 26. December 1553 — zwei Tage vor seinem Ableben — ausgestellten letzten Willen vor; vieles müßte dagegen — soweit die Urkunden noch erhalten sind, aus den Archiven mancher Städte bekannt gemacht werden. Denn wie in und bei Halberstadt kaum ein Siechenhof und Armenhaus war, die nicht seine Mildthätigkeit zu preisen hatten, so erstreckten sich seine Stiftungen auch über fast alle Städte des Harzes, besonders im Halberstädtischen: Aschersleben, Oschersleben, Quedlinburg, Hettstedt, Derenburg, Osterwiek, Stolberg, Nordhausen, ferner Northeim, Jüterbock, die Universität Erfurt. Bei seiner allgemeinen Menschenliebe fand aber doch die besondere Liebe zu den ihm näher stehenden Personen und zu der mit inniger Heimathliebe gehegten Vaterstadt und Grafschaft Wernigerode eine bevorzugte Stätte, und kein Mitbürger hat für die durch milde Stiftungen ausgezeichnete Stadt je so viel gethan, als H. Schon als Wernigerode im J. 1528 durch eine gewaltige Feuersbrunst heimgesucht wurde, entfaltete sich seine helfende Liebe so klug als innig. Zweihundert Gulden bestimmte er für die Anlegung von Brunnen und Löschvorrichtungen in der Stadt, 100 weitere für einige benachbarte Städtchen und Dörfer, um Löschapparate dafür anzuschaffen. Ließen die Orte diese aber nicht machen, so sollte auch dieses Geld zu gleichem Behuf in Wernigerode verwendet werden; weitere 400 bestimmte er dem Magistrat für unverzinsliche Anleihen an Abgebrannte unter der Bedingung, die Dächer mit Ziegeln oder Schiefer zu decken. Wieder weitere 300 Gulden wurden beim Magistrat zu Wernigerode niedergelegt, um Abgebrannte zu unterstützen, damit nicht ganze Generationen in Noth und Dürftigkeit bleiben möchten. Der Abwendung der Feuersgefahr dient auch die von ihm veranstaltete Leitung des frischen Wassers aus den Bergen in die Stadt, wo es auf dem Marktplatze in einem steinernen Troge ausfloß. Wir können die verschiedenen Stiftungen für arme in die Ehe tretende Jungfrauen und Mägde, für die ihm besonders theuern Kirchen seiner Vaterstadt, die Stiftung des Salvatorhospitals für 12 arme lahme, blinde Leute nicht alle aufführen. Bei seinen Hospitälern waren theilweise bis in die neuere Zeit die von H. selbst verfaßten Gebete im Gebrauch. Wie bei den Gründungen von Universitätsstipendien und Pfarrstellen sein Ab-

sehen auf echt evangelische Predigt, gründliche wissenschaftliche Vorbereitung und christlich-sittlichen Wandel der Stipendiaten gerichtet war, so leuchtete sein eifriges Bestreben für die Jugenderziehung besonders hell aus seinen zahlreichen Veranstaltungen für die Schulen hervor. Hierbei ist vor allen Dingen hervorzuheben, was er für die wissenschaftliche Wiege seiner Kindheit, die ehemalige Stiftsschule zu Wernigerode, das nunmehrige gräfliche Gymnasium, that. Da er durch die Reformation das Verhältniß zu dem Stift zu einem ungeeigneten gemacht sah, so veranlaßte er seit dem 3. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts eine Lösung von demselben und die Uebernahme der Schule durch den Magistrat unter Förderung des Grafen. Dann aber ließ er ein stattliches Schulgebäude auf seine Kosten errichten, das jedoch erst bald nach seinem Ableben im J. 1554 fertig wurde, und setzte für vier, oder mindestens drei Lehrer die Gehalte fest, damit auch die Kinder armer Eltern unentgeltlich den Unterricht genießen könnten. Und obwol er sonst durch Seelbäder und milde Gaben an eine Reihe heimischer Klöster seine Liebe zu der mittelalterlichen Kirche bethätigte, so pflegte er doch mit ganzer Hingebung diese Schule der geliebten Vaterstadt, an der seit dem dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts entschieden reformatorische Männer lehrten und wirkten. H. ging am 28. December 1553, dem Tage der unschuldigen Kinder, zu seiner Ruhe ein. Soweit das Bild auf seinem in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt erhaltenen Grabsteine auf Porträtähnlichkeit Anspruch machen kann, leuchtet uns auch hieraus die christlich milde Gesinnung dieser Zierde unseres Volks und Geschlechts entgegen.

Abgesehen von zahlreichen Urk. und allgemeineren Schriften, bes. zur Halberst. Gesch., sind hervorzuheben: E. F. Schütze, Von den Verdiensten H. Horns, eines Zeugen der Wahrheit. Wernigerode 1730. Chr. Heinr. Delius: Blumen zu einem künst. Kranz für die Wohlthäter des Vaterlands. H. Horn. Im Werniger. Wochenblatt 1809 St. 18—21; J. Chr. Fr. Kallenbach in der Gesch. des Lyceums zu Werniger. Halberst. 1850 S. 7—12; Zusätze 6—20; Georgii Thymi elegia hecatost. de beneficiis a Dom. Henr. Horn collatis in suam patriam, abgedr. im Wern. Schulprogr. v. 1876 p. 10—16; Gust. Ebeling, Hinrici Hornii testamentum. Wernigerodae 1877. Jacobs.

Horn: Heinrich Wilhelm v. H., geb. 1762 in Warmbrunn. 1793 war er Adjutant des Generals von Grawert, 1807 zeichnete er sich durch die von ihm geleitete tapfere Vertheidigung des Hagelsberges bei Danzig aus, infolge deren er zum Major ernannt wurde. 1808 wurde er Commandeur des Leib-Infanterie-Regimentes, und führte 1812 eine Brigade in Kurland. 1813 war er als Generalmajor Brigadechef im 1. Armeecorps und zeichnete sich in allen Schlachten, besonders aber beim Elbübergange von Wartenburg (vgl. Droysen, York, Buch 4, Kap. 2) durch seine eiserne Energie und den stürmenden Muth aus, den er seinen Truppen einzuflößen wußte. Als seine Brigade nach dem Siege bei dem strengen York defilirte, zog dieser den Hut und blieb unbedeckten Hauptes, bis sie vorbeimarschirt war. H. war einer der vorzüglichsten Brigadecommandeure des preußischen Heeres in den Freiheitskriegen, wegen seines Muthes, seiner populären Derbheit, seiner Herzensgüte und edlen Gesinnung war „der alte Herr“ im Heere wie im Volke geliebt und verehrt. 1815 führte er eine Brigade im VI. Corps, das an den Gefechten nicht Theil nahm. 1817 wurde er Generallieutenant und Commandant von Magdeburg, 1820 kommandirender General des 7. Armeecorps. H. † am 31. October 1829.

N. Nekrolog VII. 729. v. Meerheimb.

Horn: Heinrich Moritz H., Dichter, geb. 14. November 1814 zu Chemnitz in Sachsen, studirte seit 1833 in Leipzig die Rechte und besuchte auch

Vorlesungen über Aesthetik und Geschichte, bereitete sich 1836—37 bei einem Advokaten in Dresden auf die praktische Laufbahn vor und erhielt dann eine Anstellung beim Gerichtsamt seiner Vaterstadt. Hier rief er, getrieben durch seine Vorliebe für das Theater, einen dramatischen Verein ins Leben, durch den er selbst wiederum zur Bearbeitung französischer Bühnenwerke und zu eigenen dramatischen Versuchen angeregt wurde. Seit 1841 Aktuar, ward er 1857 als Assessor an das Justizamt in Zittau versetzt, wo er am 24. Aug. 1874 starb. Den Kreisen des großen Publikums ist H. am meisten durch seine erste Dichtung, den Text zu Robert Schumann's „Die Pilgerfahrt der Rose" (Leipzig 1852; 3. Aufl., 1863), bekannt geworden. Schon daß dieses „epische" Gedicht in Musik gesetzt worden, beweist übrigens, daß darin das epische vom lyrischen Element überwuchert wird; die lyrischen Stellen enthalten aber viel Schönes, Liebliches und Zartes. Auch in seiner zweiten Dichtung, „Die Lilie vom See" (Leipzig 1853), tritt das Lyrische viel zu sehr hervor, indeß ist sie in anderer Beziehung werthvoller. Mit einer dritten Dichtung, „Magdala" (Leipzig 1855), wendete sich H. von der romantisch-märchenhaften zur realen Welt, doch verwerthete der Dichter sein nicht unbedeutendes Talent auch hier nicht gerade mit Glück, am wenigsten in seinen „Neuen Dichtungen" (Prag 1858). Nach diesen veröffentlichte er nur Prosaschriften, von denen der namentlich durch das Detail wirkende Roman „Zerrissener Dreiklang" (Leipzig 1867, 2 Bde.), hervorzuheben ist.

Heinr. Kurz, Geschichte der neuesten deutschen Litteratur, 1872. — Die Titel aller Schriften Horn's führt Brümmer in seinem Deutschen Dichter-Lex. auf. Schramm-Macdonald.

Horn: Johann H., s. Roh.

Horn: Johann Gottlob H., sächsischer Specialhistoriker, geb. 1680 zu Pulsnitz in der Oberlausitz. Nachdem er in mehreren adeligen Häusern als Hofmeister fungirt hatte, erwarb er sich 1732 durch einige Arbeiten über sächsische Geschichte das Prädikat eines kursächsischen Historiographen, verfiel aber durch Ueberanstrengung in Geisteskrankheit und mußte deshalb, wie eine eigenhändige Notiz desselben bezeugt, 1737 in das Armenhaus zu Waldheim aufgenommen werden. Nach seiner Entlassung aus demselben hielt er sich in Meißen auf, zeitweise wieder in den früheren Geisteszustand verfallend, und starb 13. Oct. 1754 zu Moritzburg. Er gehört zu den Ersten, welche die sächsische Specialgeschichte aus den urkundlichen Quellen zu schöpfen begannen. Unter seinen durch Gründlichkeit der Untersuchung sich auszeichnenden Schriften sind die wichtigsten: „Umständlicher Bericht von dem alten osterländischen Markgrafenthum Landsberg" 1725; „Henrici cognomento Illustris historia" 1726. „Nützliche Sammlungen zu einer historischen Handbibliothek von Sachsen und dessen incorporirten Ländern" 1728—36, 9 Theile; „Lebens- und Heldengeschichte Friedrich's I. des Streitbaren" 1733. Zahlreiche Manuscripte von ihm besitzen das Hauptstaatsarchiv und die königliche Bibliothek zu Dresden. Flathe.

Horn: Karl H., Theologe, Mitstifter und erster Sprecher der deutschen Burschenschaft zu Jena, geb. am 11. Juni 1794 zu Neustrelitz, † am 8. April 1879 zu Neubrandenburg, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, in der sein Vater als Secretär in der Landesregierung und im Consistorium wirkte. Ostern 1812 bezog er die Universität Jena, um sich dem Studium der Theologie zu widmen und trat, wie die meisten Mecklenburger, der Landsmannschaft Vandalia bei. Die vaterländische Gesinnung, die ihn von früh auf erfüllte und die im Kreise des elterlichen Hauses und nicht zuletzt durch das Vorbild des edlen Herzogs Karl von Mecklenburg genährt war — ihm hatte

er als primus des Neustrelitzer Gymnasiums am 16. October 1811 den feierlichen Dank der Schule für die Beilegung des Namens Gymnasium Carolinum an die wenige Jahre vorher (1806) gegründete Anstalt aussprechen dürfen —, und das Beispiel zahlreicher Jugendgenossen veranlaßte ihn im J. 1813 in das Corps der Lützower Jäger einzutreten, wobei er mit Theodor Körner innig befreundet wurde. Von ihm erhielt er, als Körner zur Reiterei des Corps überging, eine vortreffliche Doppelbüchse zum Andenken, die er bis an sein Lebensende treu bewahrt hat. Nach dem Frieden kehrte er zu seinen Studien nach Jena zurück, wie seine Genossen von dem Gedanken beseelt, daß die deutsche Nation von den Schulen und Universitäten aus verjüngt, daß die Reste des Pennalismus überwunden und vor allem die Nationaleinheit und christliche Gesinnung gepflegt werden müsse. Arndt's Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" übte zu jener Zeit nach Heinrich Leo's unbefangenem Zeugniß eine wahre Zaubermacht über die Herzen der Jugend. Der Gedanke einer nationalen Reform des Studentenlebens trat aber am frühesten und nachdrücklichsten gerade unter der Landsmannschaft der Vandalen auf, in deren Mitte der durch Redegewalt und Körperkraft und Schönheit ausgezeichnete H. als Senior fungirte. Es war ihm aber nicht beschieden, ohne Kampf nach beiden Seiten seine und seiner Freunde Ideen ins Leben zu rufen. Zunächst war die Landsmannschaft der Saxonia nicht gewillt den alten Comment aufzugeben; andererseits weigerten die sogenannten Sulphuristen den bisherigen Landsmannschaftern die Satisfaction. Ein Rencontre mit ihrem Führer, dem stud. theol. Wilhelm Schmidt (später Superintendent zu Eilsleben bei Seehausen, Reg.-Bez. Magdeburg) und eine demselben zugefügte schwere thätliche Beleidigung zogen H. im Sommer 1814 das Consilium auf Jahresfrist zu. Die Idee der Burschenschaft aber wirkte während seiner Abwesenheit kräftig fort und besiegte jeden Widerstand. H. kehrte zu Ostern 1815 zurück, und am 12. Juni 1815 wurde nach Auflösung der Landsmannschaften, unter festlichem Aufzuge von dem Markte zu Jena aus die Burschenschaft von H. feierlich proklamirt, der gleich am Anfang 113 Studenten angehörten. Bis Ostern 1816 erstreckte sich Horn's Studienzeit; während dieses Zeitraums hat er als erster Sprecher der Burschenschaft für ihre nachhaltige Befestigung und Ausgestaltung kräftig gewirkt und ist besonders bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich hervorgetreten, wie namentlich bei der Friedensfeier im Januar 1816, als auf dem vormaligen Brandplatze zu Jena eine Eiche „als Denkmal der erkämpften deutschen Freiheit und der neu aufgeblühten deutschen Manneskraft" eingepflanzt wurde. Sein späteres Leben verlief im ruhigen Geleise; die Ideen aber, die den Jüngling begeisterten, sind dem Manne und Greise werth geblieben. Nach seiner Universitätszeit nahm er zunächst eine Stelle als Hauslehrer an, wurde im Juni 1819 als Prorector und dritter Lehrer an das Gymnasium zu Friedland in Mecklenburg berufen, und zwar fand nach Ausweis der städtischen Acten seine Einführung am 19. Juni statt; er selbst aber hat im patriotischen Gedenken des Tages von Belle Alliance stets den 18. als den Tag seines Amtsantritts angesehen und bezeichnet, wie denn auch in der That am 18. Juni 1869 sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert wurde. Als Lehrer wirkte er siebenthalb Jahre hindurch mit gesegnetem Erfolge, wie vor anderen sein Schüler Fritz Reuter dankbar bekundet hat, und leitete namentlich mit Eifer und Hingebung auch die von Alters her in Friedland in hohen Ehren stehenden Turnübungen. Im Januar 1826 ging er ins Pfarramt über und wirkte zu Badresch in Mecklenburg in einer ausgedehnten ländlichen Parochie in stiller gesegneter Thätigkeit fast ein halbes Jahrhundert bis zum Herbste 1874. Spuren dieser Thätigkeit sind naturgemäß nur spärlich und selten in die Oeffentlichkeit getreten; die bibliographischen Repertorien verzeichnen nur eine einzige Predigt, eine Gedächtnißrede auf einen seiner Kirchenpatrone, den Vice-Land-

marschall A. F. C. v. Oertzen im J. 1867. Sein bewegtes Jünglingsleben zog gleichwol seine Kreise in das stille Pfarramt fort. Ihn duldete es nicht daheim, als die Universität Jena 1858 ihr 300jähriges Jubiläum feierte; er legte auch bei dieser Gelegenheit ein beredtes und nachdrückliches Zeugniß für den sittlichen und vaterländischen Werth der Burschenschaft ab. Bei der Körnerfeier zu Wöbbelin am 26. August 1863 fiel ihm nach seinen alten Kameraden Förster und Stiebel die Schlußrede zu. Bei dem Jubiläum der Burschenschaft hielt er nach fünfzig Jahren abermals „eine Ansprache an die Festgenossen auf dem Eichplatz zu Jena den 15. August 1865" (Jena, Frommann). Die politische Bedeutsamkeit seines Lebens trat aber zumeist bei seinem Amtsjubiläum am 18. Juni 1869 hervor. Sein Landesherr, der ihm nach der in Mecklenburg heimischen Sitte den Titel Kirchenrath verlieh, seine Consynodalen, die Friedländer Schule, die Gemeinde, sie alle ehrten zunächst und naturgemäß das amtliche Wirken des Jubilars. In dem gemeinsamen deutschen Vaterlande aber dachte man des Stifters der deutschen Burschenschaft; vor Allem in Jena selbst, von wo aus „dem biedern deutschen Manne, Herrn Pfarrer Karl Horn zu Badresch, dem hochverdienten Gründer der für die vaterländische Geschichte so bedeutungsvoll gewordenen deutschen Burschenschaft, dem tapferen Kämpfer für die Befreiung Deutschlands von der französischen Zwingherrschaft" eine kunstvoll ausgeführte Adresse von zahlreichen alten und jungen Verehrern zuging. Die auf den deutschen Hochschulen bestehenden burschenschaftlichen Verbindungen übersandten ein gemeinsames Ehrengeschenk, einen massiv silbernen Eichenkranz in starker Goldplattirung mit der Widmung „dem alten Horn die deutsche Burschenschaft zum 18. Juni 1869." Der Jubilar selbst gedachte in einer Festpredigt mit bewegten Worten seiner gesegneten Jugendzeit. Da die im Druck erschienene Rede dem Buchhandel nicht übergeben ist, scheint es zweckmäßig zum bleibenden Gedächtniß die bedeutungsvolle Stelle herauszuheben: „Manche meiner Kampfgenossen sammelten sich mit mir wieder zur Fortsetzung unserer unterbrochenen Studien im freundlichen Jena, gehoben in ihrer Stimmung, als die durch Gottes Gnade Triumphirenden. Ein ernster, im Kampfe gestählter Sinn geleitete uns heim in die Hörsäle der Lehrer, welche mit uns die Gedächtnißtage des errungenen Sieges feierten, freudig einstimmend in unsere Jubelchöre. „Das ist das Werk des Herrn, das da geschehen ist", so lautete das Wort, womit sie uns empfingen, und wir demüthigten uns mit ihnen vor unserem Gott, der Alles wohl macht und seine Gerechtigkeit walten läßt wie seine Gnade. Neben unseren wieder aufgenommenen wissenschaftlichen Bestrebungen lag nun aber auch das dauernde Heil des befreiten Vaterlandes uns am Herzen. Dies zu begründen sollte alle Trennung und Spaltung, wie sie früher das in sich zerrissene deutsche Land zu seiner Schmach darstellte, aus den jugendlichen Kreisen der Studirenden fern bleiben, Alle sollten fortan zu einer Kraft gesammelt, zu einem Zwecke in Liebe und Freundschaft geeint sein, auf wissenschaftlichem Pfade, unbehindert durch die Rohheit feindseliger Gewalt, um die errungene Siegesfreude unter sich lebendig zu erhalten und die Reinheit der Gesinnung zu bewahren, ohne welche eine wahre Vaterlandsliebe ihre Stätte nicht finden und das Vaterland, als von seinen Söhnen versäumt und verlassen, nicht herrlich aufblühen und gedeihen könnte. Ein Verein wurde von der Mehrzahl gestiftet, und wenn derselbe auch später nach seinem wahren Gehalt vielfach mißverstanden und gemißdeutet ist, so haben doch die Beweise seiner heilschaffenden Wirksamkeit sich dauernd erhalten bis auf diesen Tag. Die schönsten Erinnerungen aus meiner akademischen Zeit knüpfen sich an diesen Verein; die Früchte seines Wirkens auf mein inneres Leben haben sich als heilsam bewährt, bis hin zu dem Greisenalter, in welches das Walten der göttlichen Gnade mich gestellt hat. Der öde und wüste Brandplatz — ein herzzerreißendes Zeichen feindseliger Ver-

wüstung inmitten des deutschen Vaterlandes — hat sich in einen grünen Eichplatz umgewandelt, auf dem das Auge der vaterländischen Jugend noch heute mit Entzücken ruht, und welcher das Herz der Jungen wie der Alten erfrischt und mit freudigem Hoffen erfüllt." — Nach seinem Jubiläum blieb H. in rüstiger Kraft noch fünf volle Jahre im Amte und genoß das seltene Glück, die Träume seiner Jugend durch die Gründung des neuen deutschen Reichs verwirklicht zu sehen. Wie er selbst vor nahe 60 Jahren, so standen zwei seiner Söhne im Kampfe gegen Frankreich und kehrten wohlbehalten und in Ehren heim. Im Herbste 1874 legte H. sein Amt nieder und übersiedelte nach dem freundlich gelegenen und geistig regsamen Neubrandenburg. Dort verbrachte er in ehrenvoller Muße inmitten eines glücklichen Familienkreises und allgemein geachtet und geliebt die letzten Jahre seines Lebens. Sein Ende erfolgte nach einem schmerzlichen Krankenlager am 8. April 1879; einige Tage darauf, am Charfreitag, wurde seine Leiche unter zahlreicher ehrender Betheiligung in sein ehemaliges Pfarrdorf hinübergeführt und am folgenden Tage auf dem dortigen Friedhof beigesetzt. Auch seine Leichenfeier bewies, daß sein Leben der Nation werth gewesen war. Die Züge seines Antlitzes werden auf dem in sichere Aussicht genommenen Denkmal der Burschenschaft zu Jena mit dem Bildniß seiner Freunde und Mitstifter Riemann und Scheidler der Nachwelt überliefert werden.

Keil, Robert und Richard, Die Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena, 1865. Schmid, Ulrich Rudolf, Das Wesen der Burschenschaft, Jena 1875. Leo, Heinrich, Meine Jugendzeit, Gotha 1880 S. 143 ff. Programm des Gymnasiums in Friedland 1880, S. 10. Mecklenb. Anzeigen 1879 Nr. 87 vom 16. April. Rostocker Zeitung 1879 Nr. 88 u. 89 vom 17. u. 18. April. Reuter und Horn. Reuter's Glückwunsch zum Amtsjubiläum des Stifters der deutschen Burschenschaft. Mitgetheilt von Friedrich Latendorf in Lindau's Gegenwart 1880 Nr. 24. Dieselbe Mittheilung mit eingehenden Erläuterungen in der Mecklenb. Ztg. 1880 Nr. 165 vom 19. Juni.

Latendorf.

Horn: Theodor H., verdienter Professor der Philosophie, ward geb. am 25. Febr. 1661 in Rappin auf Rügen, † am 7. März 1736 zu Greifswald. Von seinem Vater und Hauslehrern vorgebildet, absolvirte er in der Prima des Stralsunder Gymnasiums seine Schulstudien und bezog 1680 die Universität Greifswald, auf welcher er sich Anfangs der Philosophie, sodann der Theologie zuwandte. Vor der Abreise nach Wittenberg, im J. 1683 schrieb und vertheidigte er seine Dissertation: „De justificatione hominis coram deo". Das philosophische Magister- und Doctordiplom erwarb er auf der sächsischen Hochschule und begann daselbst akademische Vorlesungen zu halten. Als im J. 1690 an der heimischen Landesuniversität die durch Remling's Tod erledigte Professur der Logik und Metaphysik wieder zu besetzen war, blieb sein Bemühen um dieselbe zwar erfolglos, gleichwol siedelte er von Wittenberg nach Greifswald über, um hier seine Lehrthätigkeit fortzusetzen. Zufolge des allgemeinen Beifalls, welchen dieselbe gewann, ward er nach dem Decanatsbuch der Juristen S. 220 und dem Album 3, Fol. 26 im November 1692 außerordentlicher und im März 1699 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Er las unter Anderem Pufendorfii introductionem ad historiam, Schraderi tabulas chronologicas, historiam universalem a nato salvatore ad nostra tempora, Sleidani epitomen historicam, Sperlettii philosophiam, logicam, philosophiam primam sive metaphysicam, historiam philosophicam. Zugleich ward er Vorsteher der Universitäts-Bibliothek. Unter seinen Schriften verdienen „De Philippi Arabis Augusti fide christiana" 1693 und „positiones miscellaneae ex philosophia rationali" namentlich angeführt zu werden. Die Gesammtheit derselben zählt Biederstedt auf. Die

Schrecken des nordischen Krieges ließen auch sein Haus nicht unberührt, doch rettete er aus denselben Familie sowie Bibliothek.

Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald, Greifswald 1857, 1. Th. S. 281. — Biederstedt's Nachrichten von dem Leben und den Schriften neuvorpommerisch-rügenscher Gelehrten, Greifswald 1824, 1. Th. S. 85.

Häckermann.

Horn: Uffo Daniel H., Dichter, ein Sohn des ehemaligen kaiserlichen Officiers und späteren k. k. Tabacksdistrictsverlegers Ferdinand H. in Trautenau (Böhmen), geb. daselbst am 18. Mai 1817, kam im Alter von 7 Jahren nach Prag, wo er das Gymnasium auf der Kleinseite besuchte und 1833 die Rechte zu studiren begann. Dabei handelte es sich aber nur um ein Brodstudium, denn seine Neigung hatte eine schöngeistige Richtung, für die er schon als Gymnasiast durch mehrere dramatische Arbeiten Talent bekundete. An die Oeffentlichkeit trat er zuerst 1835 mit einem für das Benefice eines Schauspielers verfaßten Drama („Horomir"); obwol jedoch dasselbe gefiel, zog er selbst, die Mängel des Stückes erkennend, es von der Bühne zurück. Gemeinschaftlich mit W. A. Gerle (s. d.) schrieb er dann das zweiaktige Lustspiel „Die Vormundschaft", welches 1836 bei einer von der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ausgeschriebenen Concurrenz unter 60 Stücken den Preis erhielt. Wie dieses in Lewald's „Allgemeiner Theater-Revue" veröffentlichte Stück, dessen Erfolg übrigens mehr für die geistige Armuth der dramatischen Autoren Deutschlands in den dreißiger Jahren, als für die geistige Bedeutung der Arbeit zeugte, wurde auch eine zweite Compagniearbeit Horn's und Gerle's, „Der Naturmensch", auf fast allen deutschen Bühnen gegeben, doch verschwanden beide Stücke bald wieder. 1838 siedelte H. nach Wien über, um seine juristischen Studien zu beendigen. Daneben setzte er seine litterarische Thätigkeit fort, was ihn u. A. zu Saphir in Beziehungen brachte. Da aber diese bald in einen Streit ausliefen, der ihm den Aufenthalt in Wien nicht gerade angenehm machte, so ging er 1839 nach Hamburg, wo er sich ausschließlich der Schriftstellerei widmete. Er half ein Journal, „Die Zeit", begründen, schrieb für Gutzkow's „Telegraphen" und Herloßsohn's „Kometen" und, wie einer seiner Biographen berichtet, einige Broschüren für Hoffmann und Campe. Zu letzteren soll auch das „schneidig-satirische", in Wahrheit unsaubere Pamphlet „Oesterreichischer Parnaß, bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar", gehören. Ist dies an dem, so hat H. darin sich selbst mit folgenden Worten geschildert: U. D. H. ist „lang, athletisch, grobe Züge, moderne Frisur, macht sich überall bemerkbar, leidenschaftlicher Mazurtänzer, tobt und rast im Leben wie in der Poesie, Dichternatur noch in der Brause, aus welcher sich vielleicht eine schöne Form absetzen wird, wenig Erfindung, schneller Versmacher, im Umgange angenehm, eitel darauf, viel Glück, besonders bei Frauen, schauspielt stets, citirt häufig, singt ohne musikalisches Gehör (entsetzlich), trinkt gerne Bier, ist burschikos und Tscheche. Zuweilen stolz und anmaßend, Händelmacher aus Bravour, lebt in Hamburg." 1841 nach Prag zurückgekehrt, stand er dem damaligen Kreiskommissar Paul A. Klar bei Begründung des Taschenbuchs „Libussa" mit Rath und That zur Seite; auch war er 1842—58 ein treuer Mitarbeiter dieses Almanachs. Das Jahr 1843 sah ihn wieder in seiner Vaterstadt, wo er „sich leider nur zu sehr auf Kosten seiner poetischen Productivität in die Kommunalangelegenheiten einmischte und damit viel Zeit vergeudete". Die künstlerischen Eindrücke, welche H. auf einer von ihm 1845 mit dem Musiker J. F. Kittl unternommenen Reise nach Oberitalien empfing, legte er in mehreren Gedichten und der Erzählung „Isola bella" nieder. Vom Herbste 1846 bis ins Frühjahr 1848 hielt sich H. in Dresden auf. Hier beschäftigte er sich u. A. mit der Herausgabe seiner

Gedichte (Leipzig 1847), gerieth aber auch wieder in einen Streit (mit dem Maler Arthur Ramberg), der sogar zu einem Pistolenduell führte, in welchem H. am rechten Arm verwundet ward. Durch die politische Bewegung des Jahres 1848 ward er nach Böhmen zurückgetrieben, um für die Forderungen der Tschechen zu wirken. Bald indeß zerwarf er sich mit dem Nationalkomité und trat verstimmt von der politischen Schaubühne wieder ab, worauf er für seine körperliche und geistige Abspannung Heilung in Gräfenberg suchte. Dann nahm er seinen Aufenthalt abermals in Dresden, von wo er sich Ende 1849 nach Schleswig begab. Als Freiwilliger im 2. Regiment Holstein'scher Jäger machte er unter Willisen den letzten Theil des Krieges gegen Dänemark mit. Seine Kriegserlebnisse erzählte er in dem Buche „Von Idstedt bis zum Ende" (Hamburg 1851). Daß er darin den deutschen Schriftstellern, die nicht, wie er, zur Waffe gegriffen, persönliche Tapferkeit abspricht und von ihnen behauptet, daß sie nur unmännlich und schlecht zu sterben wüßten, ist eine abgeschmackte Radomontade, der gegenüber C. v. Wurzbach mit Recht daran erinnert, daß H. keineswegs aus deutschem Patriotismus am Kampfe der Schleswig-Holsteiner theilnahm, sondern daß der Grund in einer tiefen Verstimmung und Verbitterung lag, die mit der Politik nichts gemein hatte. Nach seiner Rückkehr nahm H. endlich seinen bleibenden Wohnsitz in seiner Geburtsstadt, wo er sich auch 1856 mit einer böhmischen Adeligen verheirathete. Schon im nächsten Jahre aber traf ihn ein Schlaganfall, der sich in der Folgezeit wiederholte. Im Sommer von 1859 erholte er sich zwar genügend, um der Schillerfeier in Prag beiwohnen zu können, bei welcher Gelegenheit er noch am 14. November zum Schillerbankett auf der Sophieninsel eine begeisterungsvolle Rede hielt, kurz darauf aber begann ein rasches Siechthum, dem er am 23. Mai 1860 in Trautenau erlag. Seine Eltern überlebten ihn noch kurze Zeit. — Von H. als Dichter urtheilt Gottschall in zutreffender Weise: „Es ist eine thatkräftige Natur, deren unmittelbare Regungen sich rasch zu energischer Lyrik condensiren. Doch die leichte Erregbarkeit seines Talents, das sich auch im Drama und in der Novelle nicht ohne Glück versuchte, hemmt bei ihm die Ruhe künstlerischer Gestaltung." Reich an poetischen Stellen ist sein dramatisches Gedicht „Camoens im Exil" (1839); wegen seiner patriotischen Tendenz wurde sein Trauerspiel „König Ottokar" (1846; 4. Aufl., 1859) in Böhmen mit großem Beifall aufgenommen. Zu den besseren seiner erzählenden Schriften gehören die historisch-politischen Novellen „Aus drei Jahrhunderten" (1851) und das letzte, bei Lebzeiten Horn's im Druck erschienene Buch: „Bunte Kiesel" (1859).

Const. v. Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserthums Oesterreich, Bd. IX, S. 292—96. — Gottschall, die deutsche Nationalliteratur, Bd. II, S. 199. — Heinr. Kurz, Geschichte der neuesten deutschen Literatur, S. 39.

Schramm-Macdonald.

v. Horn, W. O.: s. **Oertel**: Phil. Friedr. Wilh.

Horn-Goldschmidt: Johann Philipp v. H.-G., erzbischöflicher Generalvikar in Köln, gehörte einer alten, aus Neuß nach Köln gewanderten Familie an. Ein Johann H. genannt Goldschmidt war päpstlicher Protonotar, 1639 Dechant zu St. Maria ad Gradus, und Verfasser eines Buches: „Borromaeus redivivus sive canones clericales a S. Borromaeo scripti", Köln 1642, er starb siebzigjährig in seiner Vaterstadt am 26. August 1675. — H.-G., im J. 1723 geboren, wurde noch in jugendlichem Alter Professor am Montaner Gymnasium in Köln, 1748 von dem Domdechanten zum Pfarrer im Pesch oder in pasculo, d. h. an der damals noch bestehenden, an den Dom stoßenden Dompfarrkirche berufen. Der am 6. April 1761 zum Kurfürsten erwählte Maximilian Friedrich,

Graf von Königseck, schickte ihn zur Abholung des Palliums nach Rom, wo er als Doctor beider Rechte promovirte. Am 23. August 1763 wurde er für eine der acht Priesterpräbenden des Domkapitels gewählt, am 29. August 1764 vom Kurfürsten zum Generalvikar und wirklichen geheimen Rath ernannt an Stelle des 1763 verstorbenen Freiherrn Peter Gervin von Franken-Siersdorf. Daneben erscheint er in den rheinisch-westfälischen Kreiskalendern als Kanonikus des Ritterstiftes zu Wimpfen und als Commissar bei den Servitissen im Filzengraben, bei den Ursulinen auf der Makkabäerstraße, endlich bei den regulirten Chorfrauen zu St. Maximin, wo seine erst am 13. Juli 1817, neunzigjährigjährig verstorbene Schwester Maria Theresia Priorin war. Beider Bildnisse befinden sich im Pfarrhause zu St. Maria im Capitol. Maximilian Franz, der letzte Kurfürst von Köln, schenkte ihm als seinem Beichtvater dasselbe Vertrauen wie sein Vorgänger und bestätigte ihn in dem Amte eines Generalvikars. Horn-Goldschmidt's Wirksamkeit fällt in eine durch kirchliche wie politische Streitigkeiten bewegte Zeit. Am 24. December 1773 macht er den Mitgliedern des Jesuitenordens in dem Collegium zu Köln die amtliche Anzeige von der Auflösung ihrer Gemeinschaft, am 9. Februar 1787 publicirt er die fünf Tage früher aus Münster erlassene, sehr heftige Erklärung des Kurfürsten Maximilian Franz gegen die Uebergriffe des päpstlichen Nuntius in Köln. Dann kam die französische Revolution. H.-G. hatte von jeher die Förderung der niederen Stände sich angelegen sein lassen und einen großen Theil seines Vermögens für die Errichtung einer Wollspinnerei auf dem Eigelstein verwendet, in welcher zahlreiche Bedürftige Wohnung und Beschäftigung erhielten. Zur Zeit der Revolution fanden französische Emigranten, besonders Geistliche, hier ein erstes Unterkommen. H.-G. sorgte dann auch für ihre Weiterbeförderung, so eifrig, daß er selbst einmal ein Schiff voll geistlicher Emigranten den Rhein und Main hinauf bis nach Würzburg begleitete. Er mußte noch die Invasion der Rheinlande im Oktober 1794 erleben. Kurz vor dem Einzug der Franzosen war er mit den übrigen Domkapitularen auf das rechte Ufer geflüchtet, kehrte aber bald zurück und nahm vorerst im Fabrikgebäude Wohnung, bis er seine Domherrnkurie — auf der Burgmauer 4313, jetzt Nr. 7 — in welcher die Republikaner übel gehaust hatten, wieder beziehen konnte. Hier setzte er die geistliche Verwaltung fort, bis er am 1. Oktober 1796 einem Schlagflusse erlag. Zwei Tage später wurde er im Dom in der Nähe des Pesch begraben. Das Fabrikgebäude, in welchem die frühere Thätigkeit längst aufgehört hatte, vermachte er mit dem Rest seines Vermögens den Kölner Armen.

Mittheilungen des Domkapitulars Dr. Heuser in Köln; Hartzheim, Bibliotheca Colon., Rheinisch-Westfälische Kreiskalender; Mering, Die vier letzten Kurfürsten von Köln, Köln 1842; Nachrichten über die Familie nebst einem Stammbaum bei Fahne, die Kölnischen Geschlechter. Bonn 1847, I, 173; II, 65. H. Hüffer.

Hornberg: Bruno v. H., Minnesänger. Er gehört wol zu dem Geschlecht der Herren von Hornberg im Hegau auf dem Schwarzwalde. Seine vier wenig bedeutenden Lieder, unter denen eines ein Tagelied ist, weisen in die Blüthezeit des Minnesanges, und der Dichter mag der Bruno v. H. sein, der 1234 urkundlich vorkommt. Von der Hagen, Minnesänger 4, 409. Wilmanns.

Hornburg: Leopold H., Dichter, aus Rotenburg an der Tauber gebürtig, lebte von Anfang bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Seine Dichtungen sind allein in der Würzburger Handschrift (in München) erhalten. Er verfaßte ein Lobgedicht auf die zwölf alten Meister im langen Tone Marners; ferner eine Landpredigt von der Welt Kummer und Noth; ein anderes auf die politischen Verhältnisse unter Heinrich VII., dessen Vergiftung er beklagt; ein andres klagt

über den Tod Konrad's von Schlüsselburg, den letzten seines Stammes, den vor Neideck ein Schleuderstein traf. Endlich „Der Zungenstreit“, ein Gedicht, welches Otto Waldeman, Pfarrer in Ostheim bei Aschaffenburg, angefangen hatte und Leopold vollendete, darin wird der falsche Waldemar (1348) erwähnt.

Vgl. Docen im altdeutschen Museum 2, 18 ff. und Hagen's Minnesänger 4, 881 f. K. Bartsch.

Horneck: s. Ottocar von Steiermark.

Hornejus: Konrad H. (Horney oder Horne), Philosoph und Theolog des 17. Jahrhunderts, geb. am 25. November 1590 zu Braunschweig, † am 26. Sept. 1649 zu Helmstädt. — Als Sohn eines Landpredigers zu Oelper bei Braunschweig wurde er zuerst von seinem Vater unterrichtet, erhielt dann nach der Eltern frühem Tod eine treffliche Schulbildung auf der Katharinenschule seiner Geburtsstadt, erwarb sich früh eine große Fertigkeit in den alten Sprachen und studirte dann 1608 ff. in Helmstädt Philologie, Philosophie und Theologie, als Lieblingsschüler, Haus- und Tischgenosse des Humanisten Joh. Caselius († 1613), später des Aristotelikers Cornelius Martini, als Studiengenosse von G. Calixt, B. Neuhaus u. A. Angezogen von dem freien und milden melanchthonisch-humanistischen Geist und der moderaten Theologie, die damals im Zeitalter der confessionellen Polemik fast allein noch an der Juliusuniversität Helmstädt unter den braunschweigischen Herzögen Heinrich Julius (1589—1613) und Friedrich Ulrich (1613—34) eine Pfleg- und Pflanzstätte, obgleich auch hier keineswegs die ausschließliche Herrschaft hatte, habilitirte er sich hier 1612 unter Martini, wurde 1619 außerordentlicher Professor der Logik und Ethik, dann nach Martini's Tod († am 17. Dezember 1621) dessen Nachfolger 1622, aber noch in demselben Jahr unter Calixts Dekanat zugleich Licentiat der Theologie, trat 1628 nach dem Abgang des streng orthodoxen Michael Walther in die theologische Facultät ein und wurde damit der Specialcollege, der treue Gesinnungs- und Kampfgenosse von Georg Calixt, mit welchem er über 20 Jahre ein engverbundenes Paar, den duumviratus Helmstadiensis, bildete. Während er bisher besonders mit der Erklärung des Aristoteles, mit dem Vortrag der vera et antiqua philosophia im Geist Martini's, mit Vorlesungen über Logik, Ethik und Metaphysik, sowie mit Ausarbeitung zahlreicher, oft gedruckter und auch auswärts vielgebrauchter philosophischer Lehrbücher sich beschäftigt hatte (sein compendium dialecticae erlebte 1623—66 zwölf, seine disputt. ethicae 1618 ff. sieben Auflagen; außerdem schrieb er Lehrbücher der Metaphysik, Naturphilosophie, Moral ꝛc.): so sah er jetzt nach seinem Uebertritt in die theologische Facultät seine Aufgabe darin, im engsten Anschluß an Calixt, aber auch in bescheidener Unterordnung unter den älteren, geistes- und willenskräftigeren Collegen, zwar soviel als möglich den Frieden zu suchen und der verderblichen Streittheologie sich zu enthalten, aber auch dem zwiefachen Extrem der impietas und inscitia, eines unwissenschaftlichen Orthodoxismus wie einer unfrommen, praktisch unfruchtbaren Wissenschaft, männlichen Widerstand zu leisten (utrique malo mascule se opposuit, impietati et inscitiae). Mehrmals wurde freilich seine friedliche Lehrthätigkeit durch äußere Störungen unterbrochen, durch Krankheit und besonders durch den verheerenden Krieg, der 1625 für mehrere Jahre die Universität entvölkerte und auch H. wie viele seiner Collegen zwang, in der Stadt Braunschweig ein Asyl zu suchen. Seit 1640 aber, als für Norddeutschland die schlimmste Kriegsnoth vorüber, wurde H. mitbetroffen von den leidenschaftlichen Angriffen, welche die rabies theologorum wider den Helmstädter Kryptopapismus und Synkretismus erhob. Schon des hannoverschen Pastors Statius Büscher Schmähschrift „Wider den Greuel der Verwüstung an der Juliusuniversität“ 1640, sowie die Polemik der

kursächsischen Theologen Leyser und Höpfner gegen die Helmstädter 1640/41 galt fast mehr noch ihm als seinem Collegen Calixt, da gerade H. durch seine Lehre von der Nothwendigkeit guter Werke (de fidei operosae necessitate ad salutem oder de fide viva ad s. necessaria) majoristischer Irrthümer sich verdächtig gemacht hatte. Und als dann 1645 in Folge des Thorner Colloquium caritativum der Streit weitere Dimensionen annahm; als 1646 die kursächsischen Theologen eine öffentliche Admonitio an die Helmstädter richteten; als 1648 auf des Königsberger Theologen Myslenta Veranlassung eine Reihe von Censuren gegen Latermann und seine Helmstädter Lehrer erschien; als in demselben Jahr die sächsischen Regierungen in den Theologenstreit sich mischten und die braunschweigischen Höfe als Patrone der Gesammtuniversität Helmstädt zum Einschreiten wider die dasigen Theologen aufforderten; so sah auch H. sich genöthigt, nicht blos über die Ungerechtigkeit dieser Angriffe gemeinsam mit Calixt und seinen übrigen Collegen sich zu beklagen, sondern auch zur Abwehr derselben wiederholt die Feder zu ergreifen. Er that dieß durch eine „Defensio disputationis etc.“ 1647, durch eine „iterata assertio de necessitate fidei etc.“ 1649, eine „repetitio doctrinae verae de necessitate bonorum operum“, sowie durch eine im Auftrag der Regierung übernommene Erörterung der drei Fragen: 1) über die Autorität des kirchlichen Alterthums, 2) über die guten Werke, 3) über die Eintracht der Dissentirenden. Ehe aber noch die von Calixt und H. gemeinsam abzufassende Schutzschrift fertig war, und ehe der kursächsische Consensus repetitus fidei vere Lutheranae aufs Neue eine ganze Reihe von Sätzen des H. verdammte, war dieser im September 1649 gestorben. All die schweren Erfahrungen, die er in den letzten Jahren gemacht, die Verletzungen und Bedrohungen, denen er sich ausgesetzt sah und die der friedliche, aber reizbare Mann sich allzusehr zu Herzen nahm, zuletzt auch noch der Verlust seiner Gattin hatten dazu beigetragen, seinen Tod zu beschleunigen. Seine Gattin, Anna Catharina geb. Reiche, war ihm um wenige Monate vorangegangen. Von 6 Kindern, die er hinterließ, war ein Sohn Johannes H. bereits Professor in Rinteln: er hat sich später verdient gemacht durch Herausgabe und lateinische Uebersetzung der ὁμολογία des Griechen Metrophanes Kritopulos (Helmstädt 1661). Ueber die Schriften des Konrad H. siehe bes. Chrysander, Diptycha Profess. theol. in acad. Julia pag. 138 und Witten S. 744. Aus seinem Nachlaß erschienen noch ein „kirchengeschichtliches Compendium über die drei ersten Jahrhunderte“ 1649, Commentare über den Hebräerbrief und die katholischen Briefe und ein „Compendium theologiae“ 1655. Viele Briefe von ihm befinden sich handschriftlich zu Göttingen und Wolfenbüttel.

Quellen für sein Leben sind die Gedächtnißreden seiner Freunde und Schüler Fabricius, Schrader, Cellarius, Scheurl. Helmstädt 1649; cf. Witten, Mem. theol. Sec. XVII, S. 728 ff. Bearbeitungen von E. Henke in der Allg. Encykl. S. 2, Bd. 11; in der theol. R.Enc. 2 A. Band VI; sowie in seinem Calixt und seine Zeit, 1853—60; vergl. die weitere Literatur über die Universität Helmstädt und über die Synkretistischen Streitigkeiten von Walch, Schmid, Gaß &c. Wagenmann.

Hornemann: Friedrich Konrad H., Afrikareisender, geb. im Oktober 1772 als Sohn eines Predigers zu Hildesheim, studirte zu Göttingen Theologie und erhielt dann in Hannover eine Anfangsanstellung, in der er durch Selbstbelehrung sich derart in die Probleme der Geographie Innerafrikas vertiefte, daß er sich 1795 an Blumenbach mit der Bitte wandte, ihn der African Association in London zum Zweck einer Forschungsreise nach Innerafrika zu empfehlen. Blumenbach fand in ihm einen Mann, „der nie selbst erfahren hatte, was Krankheit sei, der aber trotz seiner athletischen abgehärteten Constitution bei allen körperlichen Anstrengungen dennoch sorgfältig für seine Gesundheit wachte,

der sich längst aus Princip an Frugalität und an Entbehrung mancher kleiner Bedürfnisse gewöhnt hatte, der ein glückliches munteres Humor mit gesetzter männlicher Ueberlegung und einer seltenen Festigkeit des Charakters verband; der schon jetzt mit soliden, zu einem solchen Unternehmen recht zweckmäßigen Kenntnissen ausgerüstet war, überdem auch eine ungemeine Anstelligkeit und selbst Kunstfertigkeit in nützlichen mechanischen Dingen besaß.“ Auf Blumenbach's Rath legte H. dem Präsidenten der African Association, Banks, seinen Plan zu einer afrikanischen Reise vor, welcher günstig aufgenommen wurde. Vom Sommer 1796 bis Februar 1797 bereitete er sich dann in Göttingen noch weiter vor und reiste im letzteren Jahre über London, wo seine Persönlichkeit den besten Eindruck machte, Paris und Marseille nach Kairo, um hier das Studium des Arabischen und andere Vorbereitungen zur Reise zu betreiben. 1798 traf er hier mit Napoleon Bonaparte zusammen, der ihm Pässe ausstellen ließ und ihm sogar Geld zu seinem Unternehmen anbot. Unter dem Schutz der Ruhe, welche durch den Einzug der Franzosen hergestellt worden, verließ H. Anfang September 1798 Kairo in Gesellschaft seines deutschen Dieners Freudenburg in einer Handelskarawane, in welcher er selbst als muhammedanischer Kaufmann auftrat. Die Karawane betrat am 8. September die Wüste, erreichte am 11. Jahudie, am 15. Umesogeir, am 21. Siwah und am 30. Audschila. In beiden letzteren Oasen hielt er sich mehrere Tage auf, und hat in seinem Tagebuch ausführliche Schilderungen derselben wie auch der Wüstenstrecke gegeben, welche er durchzog. Ueber Temissa und Zeila kam er nach flüchtiger Erforschung einiger Glieder des Harutschgebirges am 17. November in Mursuk an, von wo er nach mehrmonatlichem Aufenthalte zur sicheren Besorgung seiner Tagebücher auf der Karawanenstraße nach Tripolis reiste. Er kam Mitte August dort an und war am 20. Januar 1800 wieder in Mursuk zurück, wo er der Bornukarawane sich anzuschließen dachte. Die afrikanische Gesellschaft erhielt noch Briefe vom 20. Febr. und 6. April. In demselben Jahre starb er in Mursuk am Fieber. — Hornemann's Tagebuch von seiner Reise Kairo-Mursuk, nebst Einzelaufsätzen über verschiedene Gegenstände nordafrikanischer und sudanischer Länder- und Völkerkunde wurde von der afrikanischen Gesellschaft in englischer Uebersetzung (London 1802) herausgegeben. Aus der deutschen Urschrift gab es C. König heraus (Fr. Hornemann's Tagebuch seiner Reise von Kairo nach Mursuk. Mit 2 Karten. Weimar 1802). Weiteres besitzt man von H. nicht. Die Bedeutung dieses Reisenden liegt darin, daß er als der erste wissenschaftlich forschende Europäer den Weg Kairo-Murzuk und Mursuk-Tripolis beschritt, die erste direkte Nachricht über Audschila und Mursuk nebst einer reichen Menge von Erkundigungen über die Länder südlich, westlich und östlich von Mursuk mittheilte, welche für spätere Erforscher bis auf Barth und Vogel herab von Werth gewesen sind. H. gehört zu den ersten jener durch A. v. Humboldt repräsentirten Gruppe moderner Reisenden, die gründliche wissenschaftliche Vorbildung mit Vielseitigkeit der Interessen verbinden. Seine Darstellung ist von einer für seine Zeit bemerkenswerthen Einfachheit, Klarheit und Sachlichkeit.

Allgemeine Geographische Ephemeriden 1798 (Blumenbach's Nachrichten über H.). Vorrede und Einleitung zu der deutschen Ausgabe des Reisetagebuches.

Ratzel.

Hörnen: Arnold H. (ter Hörnen): kölnischer Buchdrucker in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Als das früheste Jahr, in welchem auf Grund des kölnischen Stadtarchivs dieser Drucker, der wie sein Name andeutet, holländischer Abkunft war, daselbst sein Geschäft begann, kann als sicher das Jahr 1470 bezeichnet werden, demnach nur wenige Jahre nach Ulrich Zell, dessen erster unter seinem Namen veröffentlichter Druck 1466 (Panzer IV, 271) erschienen war. Wie bei den meisten älteren Buchdruckern sind auch Hörnen's

äußere Lebensverhältnisse in völliges Dunkel gehüllt und auch die städtischen Urkunden geben hierüber keine Auskunft. Dagegen zeigt uns ihn die große Anzahl der von ihm hergestellten Druckwerke als einen ungewöhnlich thätigen Mann. In einem handschriftlichen von dem Canonicus von Büllingen verfaßten im Kölner Stadtarchive befindlichen Verzeichnisse sämmtlicher kölnischer Drucke sind 21 Bücher aufgezählt, welche ausdrücklich ter Hörnen's Namen tragen, 4 sind durch die Namenschiffre und das Druckzeichen kenntlich und 31 geben sich durch den Charakter der Buchstaben als dessen Eigenthum zu erkennen. Von denen welche seinen Namen führen, besitzt die Wallraf'sche Bibliothek zu Köln 13 und 21, die gemäß dem Charakter der Typen demselben zugeschrieben werden müssen. Sein erster Druck war: „Thomae de Aquino questiones de quodlibet" 1471, sein letzter datirter das Bukolikon des Petrarka vom J. 1483. Unter allen seinen Drucken zeichnet sich nach Form und Inhalt des Kartheusermönchs Rolfinck's „Fasciculus temporum" 1474, die erste und älteste Ausgabe dieser sehr oft wieder aufgelegten und weiter fortgesetzten Chronik von Erschaffung der Welt bis 1474 und zugleich dadurch aus, daß dieselbe nach dem Autograph des Verfassers angefertigt wurde. Der Druck ist mit sogenannten gothischen Buchstaben sauber und schön ausgeführt, auch mit einigen illuminirten Holzschnitten verziert. Dagegen sind die Abbreviaturen in so überhäufter und ermüdender Menge vorhanden, daß sich in langen über die ganze Breite laufender Zeilen wol 28 in einer Zeile und zuweilen selbst 3 in einem einzigen Worte zählen lassen, sehr häufig sind auch zwei oder drei Buchstaben gleich aneinander gehängt. Alles dieß erschwert die Lektüre des Buches außerordentlich. Von dem Gehalte des merkwürdigen Buches, in welchem manche freimüthige Klagen über den Verfall der Kirche, offenherzige Nachrichten von dem üblen Leben der Päpste und der Geistlichen sich vorfinden, die man in späterer Zeit und bei der gerade in Köln bald darauf schärfer auftretenden Censur nicht mehr hätte drucken dürfen, verdienen u. a. Erwähnung die Erzählung von der Päpstin Johanna (Bl. 32b), von der Vergiftung des Kaisers Heinrich's VII. (Bl. 60a) und besonders das Zeugniß von der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Mainz „Ortum habens in maguncia" (Bl. 64b). Es ist noch zweifelhaft, ob H. oder Zell zuerst für die Bezeichnung der Zahlen sogenannte arabische Ziffern (bereits in Hörnen's erstem Drucke angewendet) in den Druck einführte, dagegen lassen sich an der eigenthümlichen Schärfe und charakteristischen Gestalt einzelner Buchstaben, deren er zweierlei, die gewöhnlichen und etwas kleineren gebrauchte, die Hörnen'schen Drucke leicht erkennen. Seine Schlußschrift ist meistens in rother Farbe, darunter Wappen oder Marke; das Papierzeichen: Ochsenkopf. Einzelne Holzstöcke seiner Druckerei scheinen später in die Koelhoff'sche Officin übergegangen zu sein, wie eine Vergleichung des Hörnen'schen „Fasciculus temporum" Bl. 4b, 5a und 13b mit des ersteren Chronik Bl. 15, 17 und 28b lehrt. Drei Jahre später, im J. 1486, findet sich als Drucker in Köln ein Peter ther Hörnen, von welchem ein Druck: „Opusculum tripartitum . . . per Joa. de Jersona" vorhanden ist, dessen Typen zwar einige Aehnlichkeit mit denen Arnolds haben, aber etwas kürzer und gerundeter sind. In welchem verwandschaftlichen Verhältnisse dieser H. zu dem ersteren gestanden, ist ungewiß.

Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst S. 154. Riederer, Nachrichten I, 294—303. Götz, Merkwürdigkeiten der Dresdener Bibliothek I, 431. L. Ennen, Die Inkunabeln der Stadtbibliothek zu Köln S. 6—7. Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein 1876. S. 2.

J. Franck.

Horner: Dr. Joh. Caspar H.; Physiker und Astronom in Zürich, kaiserl. russischer Hofrath; geb. 12. (nicht 21.) März 1774; † am 3. Nov. 1834. —

H., der Sohn des Bäckers J. C. H. in Zürich, von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt und für denselben am Carolinum, der höhern Lehranstalt in Zürich ausgebildet, wurde Ende 1795 ordinirt und trat hierauf bei einem Oheim, Pfarrer in Neunforn im Kanton Thurgau, als Vikar ein. Durch innere Neigung schon im Knabenalter zu Beschäftigung mit mancherlei Handarbeiten und mechanischen Aufgaben, später zu Erwerbung mathematischer und physikalischer Kenntnisse geführt, hatte er neben den mit Auszeichnung betriebenen Berufsstudien stets mit Vorliebe die Naturwissenschaften, insbesondere die Astronomie und Physik verfolgt und sich in astronomischen Beobachtungen geübt. In brieflicher Verbindung mit einem älteren Freunde, Ingenieur Feer in Zürich, stehend, setzte er in Neunforn mit Hülfe von Feer erhaltener Instrumente seine Beobachtungen fort und half bei den astronomischen Bestimmungen für die Karte des sanctgallischen Rheinthals mit, welche Feer aufnahm. Während er mit seltener Gewissenhaftigkeit und Treue seinen Amtspflichten oblag, beseelte ihn doch stets der Wunsch, sich seinen Lieblingsfächern ganz hingeben zu können, und als es ihm nach einem Besuche in Zürich, wo er auch mit Tralles bekannt wurde, gelang, die Einwilligung seiner Eltern und Gönner zu seinem Vorhaben zu erhalten, bezog er im Herbste 1796 die Universität Göttingen, wo er, von Lavater u. A. empfohlen, bei Blumenbach, Kästner und Lichtenberg beste Aufnahme und reiche Förderung fand und unter Seiffert's Leitung an den Arbeiten auf der Sternwarte täglichen Antheil nahm. Im März 1798, zur Zeit der französischen Invasion in der Schweiz, stand H. im Begriffe heimzukehren, um unter so kritischen Umständen an der Seite der Seinigen, oder wenigstens nach Tübingen überzusiedeln, um ihnen näher zu sein, als ihn unerwartet ein für seine Zukunft entscheidender Ruf traf. Zach auf dem Seeberg bei Gotha hatte Blumenbach gebeten, ihm einen seiner Schüler zum Gehülfen auszuwählen; Blumenbach schlug H. vor, dessen Tüchtigkeit er kannte und hochschätzte, und mit seinen warmen Empfehlungen versehen stellte H. sich Zach auf dem Seeberge vor und wurde sofort als Adjunkt angenommen. Bald sah er sich in den angenehmsten Verhältnissen. Zach, der großen Gefallen an Horner's Kenntnissen, praktischem Geschick und Zuverlässigkeit fand, beschäftigte ihn als Beobachter und Rechner, übertrug ihm die Redaktion seiner astronomischen Ephemeriden, sowie das Sekretariat bei dem astronomischen Kongresse auf dem Seeberg im August 1798, wobei H. auch Lalande sah und dessen Lob erwarb, und nahm sich in jeder Rücksicht der Ausbildung und weitern Zukunft seines Gehülfen an. Auf Zach's Aufforderung schrieb H. eine Abhandlung: „Ueber die Zeitbestimmung aus zwei gleichen Sternhöhen, wofür ihm die Universität Göttingen den Doctortitel ertheilte, und übernahm dann, ebenfalls auf Rath seines Gönners, obwol ungern von diesem sich trennend, als selbständige Arbeit eine von der Hamburger Commerzdeputation zu Bewerbung ausgeschriebene Vermessung der Mündungen der Elbe, Weser und Eider. Mit großer Beharrlichkeit, keine Anstrengungen und Mühsale scheuend, führte H. dieß Unternehmen, vielfacher Hemmnisse ungeachtet, 1799 und 1800 durch, beschäftigte sich dann in Hamburg mit praktischen Arbeiten für Verfertigung von Instrumenten bei seinem Freunde Repsold, verkehrte mit Benzenberg, besuchte 1801 Olbers in Bremen, bereiste im Auftrage der Hamburger Obrigkeit 1802 in Begleitung des Lootsenkommandeurs in Cuxhaven die englischen Küsten, um das Leuchtthurmwesen daselbst zu studiren, konnte aber lange nicht zu einem festen Entschlusse bleibender Berufswahl gelangen. Stellen an den Sternwarten in St. Petersburg und Dorpat, die ihm Zach antrug, auch die in Hamburg ihm angebotene Stelle eines Fortifikationsmajors lehnte er ab; in der Heimath glaubte er einen befriedigenden Wirkungskreis nicht finden zu können; zuletzt bat er Zach im August 1803, ihm die von

der cisalpinischen Republik errichtete Stelle eines Astronomen in Bologna zu verschaffen. Als Zach dieß mit einigen scharfen Worten ablehnte, obwohl er H. sein Wohlwollen gar nicht entzogen hatte, erklärte sich H. bereit, jedem Rathe seines Gönners Gehör zu geben, und nun brachte ihn Zach bei der kaiserlich russischen Regierung als Astronomen für die projektirte Expedition von Krusenstern in Vorschlag, sorgte für die ehrenvollsten und vortheilhaftesten Bedingungen bei dieser Anstellung und H. entschloß sich, diesem Rufe zu folgen. Am 3. August 1803 traf er in Kopenhagen ein, wo er die Expedition zu erwarten hatte, und als die beiden Schiffe derselben, die Nadeshda unter Krusenstern's eigenem Befehl und die Newa unter Kapitän Lisimskoy, am 17. August erschienen waren, ging H. am 5. September an Bord von Krusenstern's Fregatte, von seinem Chef, zu dem er vom ersten Augenblick an unbegrenzte Zuneigung gefaßt, mit Wohlwollen und vollstem Vertrauen aufgenommen. In den angenehmsten Verhältnissen zu Krusenstern, zu den Naturforschern Langsdorf und Tilesius, seinen Kollegen, zu den Offizieren und der gesammten Mannschaft beider Schiffe, machte H., von der Seekrankheit wenig gehemmt, die drei Jahre dauernde Reise um die Welt mit, nach welcher die Expedition am 19. August 1806, wohlbehalten wieder in Kronstadt einlief. Horner's unermüdliche Pflichterfüllung während der ganzen Reise, seine Energie und Umsicht, seine reichen Kenntnisse und sein einfaches, schlichtes Wesen hatten ihm die hohe Achtung seiner Reisegefährten und die wärmste bleibende Zuneigung Krusenstern's erworben und er erhielt nun auch an den Auszeichnungen Antheil, welche die Reisenden empfingen. Zum kaiserlichen Hofrathe und zum Adjuncten der Akademie der Wissenschaften ernannt, brachte er bald in Petersburg, bald auf Krusenstern's Landsitz bei Reval, zwei Jahre theils mit Ausarbeitung seiner Notizen und Beobachtungen für Krusenstern's Reisewerk, theils mit astronomischen Arbeiten, wie z. B. Beobachtung des Kometen von 1807 zur Seite von Schubert, theils mit Entwerfung von Plänen für eine neue Reise zu, welche der Revision des südlichen Sternenhimmels in Buenos-Ayres oder am Aequator und dem Unterrichte von Seeofficieren in der nautischen Astronomie gelten sollte; auch erhielt er von der Admiralität den ihn anziehenden Vorschlag die Stelle eines Astronomen der russischen Flotte zu übernehmen. Allein dringende Wünsche seiner Mutter, Verwandten und Freunde in Zürich und insbesondere die Schwierigkeiten, welche der russisch-französische Krieg und dessen Folgen auch nach dem Friedensschlusse von Tilsit neuen wissenschaftlichen Unternehmungen von Bedeutung in den Weg legten, bewogen H. schließlich, im Frühjahr 1808 dem Rufe in die Heimath zu folgen. Er reichte sein Entlassungsgesuch aus russischen Diensten ein, verließ St. Petersburg am 1. November 1808 und kehrte über Königsberg, Berlin und Hamburg, wo er Repsold's Sternwarte sah, nach Hause. Im August 1809 traf er, nach dreizehnjähriger Abwesenheit, wieder in Zürich ein, dem er fortan angehörte, sein Leben zwischen einer reichen wissenschaftlichen Thätigkeit und den Diensten theilend, die er nun in verschiedenen Stellungen dem Vaterlande widmete. In steter Verbindung mit seinen bisherigen Freunden und Gelehrten im In- und Auslande setzte er zunächst seine Lieblingsstudien fort. In besondern Schriften, in Zach's „Correspondance astronomique“, Quetelet's „Correspondance mathématique“, in den astronomischen Nachrichten von Schumacher und andern Fach-Zeitschriften veröffentlichte H. Arbeiten von bleibendem Werthe über theoretische und praktische Gegenstände aus dem Gebiete der von ihm gepflegten Wissenschaften und übernahm auch 1823 in Gemeinschaft mit Muncke eine neue Bearbeitung des Gehler'schen physikalischen Wörterbuches. Aus seinen Studien gingen „Abhandlungen über die Curven zweiten Grades“ (1820) und die „Fünf regelmäßigen Körper“ (1831) hervor; ferner: Horner's schon 1813 begonnene,

in Beobachtungen in Zürich und auf Reisen in der Schweiz und in Italien fortgesetzten meteorologisch-hypsometrischen Untersuchungen, deren Ergebnisse seine vielgebrauchten „Tables hypsométriques“ (Zürich 1827) zusammenfaßten; Horner's Uebersetzung von Well's Essay on dew (Zürich 1821); zahlreiche treffliche Artikel in Muncke-Gehler (1823—1834; zusammen ungefähr 54 Druckbogen); insbesondere aber sehr verdienstliche Arbeiten zur nautischen Astronomie. 1815 hatte H., auf Ansuchen von St. Petersburg aus, eine Instruktion für die Reise von Otto von Kotzebue geschrieben, deren Vollständigkeit und Klarheit ihm Krusenstern's u. A. großes Lob erwarb; 1819 regte ihn das Erscheinen von Zach's Correspondance wieder zur Behandlung astronomisch-nautischer Fragen an. Er sandte an Zach eine Abhandlung über Douwe's Methode aus zwei Höhen eines Sterns Zeit und Polhöhe zu bestimmen (1820), einen Beitrag und Tafeln zu Littrow's Verfahren der Bestimmung der Breite aus einer Höhe des Polarsterns (1821), eine mit Tafeln begleitete Arbeit über die Reduktion der Monddistanzen zu Bestimmung der Meereslängen (1822). Gleich nachher benutzte er einen dreimonatlichen Aufenthalt bei Zach in Genua im Herbste 1822 dazu, seine Methode für Reduktion der Monddistanzen noch bequemer zu machen, und veröffentlichte gleichzeitig in französischer und in englischer Sprache eine neue Abhandlung über diesen Gegenstand (Gênes; Genoa; 1822 8⁰), welche bald auch ins Spanische und ins Russische übertragen wurde. Denn Horner's Methode, deren Prinzip er sich schon 1803 ausgedacht hatte und zu welcher er 1825 noch einige ergänzende Bemerkungen und Tafeln lieferte, fand bei den Seefahrern und Astronomen allgemeinen Beifall und machte seinen Namen in allen Marinen bekannt. Zu eigenen Arbeiten in praktischer Astronomie konnte H. in Zürich nur in beschränktem Maße gelangen, da die hierfür nöthigen Einrichtungen für den Privatmann zu kostspielig sind und von Staatswegen für solche Zwecke nur Ungenügendes geschah. Doch machte H. mit eigenen Instrumenten wenigstens zuweilen Beobachtungen, pflegte aber auch jetzt die früher in Hamburg geübte Liebhaberei für Verfertigung von physikalischen und mathematischen Apparaten und fand in dem Mechaniker Joh. Georg Oeri in Zürich (geb. 1780, † am 26. Mai 1852) einen Gehülfen, der mit großem Geschick auf seine Ideen einging. Aus ihrem Zusammenwirken gingen eine Anzahl sinnreicher Konstruktionen, wie z. B. ein Reisebarometer, ein Pyrometer mit Fühlhebel, ein Deklinatorium u. s. f., insbesondere auch Boussolen (1821) hervor, die den besten englischen gleichkamen. So vielseitig für die Wissenschaft thätig, wirkte H. gleichzeitig aufs Verdienstlichste für seine Heimath, indem er daselbst die Interessen der erstern mit Nachdruck vertrat. Schon 1809 zum Professor der Mathematik an dem sogenannten Collegium humanitatis, der Vorbereitungsanstalt für das Carolinum ernannt, später auch an Letzterem selbst mit mathematischem Unterricht betraut, widmete er sich diesem Lehramte bis 1829, belebte die naturforschende Gesellschaft in Zürich, erst als Mitglied, seit 1831 als ihr Vorstand, durch zahlreiche Vorträge voll Klarheit und Gründlichkeit, bemühte sich auch in weitern Kreisen Erkenntniß der Natur zu fördern, wie er z. B. 1816 ein treffliches Schriftchen: „Bemerkungen über die Blitzableiter, ihren Nutzen und ihren Schaden“ veröffentlichte, war Mitglied und zuweilen Vorstand der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft (auch der zürcherschen Künstlergesellschaft), nahm insbesondere auch regen und einflußreichen Antheil an den beiden praktischen Aufgaben der Einführung eines allgemeinen schweizerischen Maßes und Gewichtes und der Vollendung der Triangulation der Schweiz. Schon 1813 veröffentlichte er einen Vortrag: Ueber Maße und Gewichte und ihre Verbesserung, der Aufsehen machte. H. empfahl darin als Grundlage das metrische System und als Normalmaße einen Schweizerfuß von 3 Decimeter

und ein Pfund von 500 Gramm. 1828 nahm er in Bern an amtlichen Conferenzen theil, welche die längst besprochene Aufgabe fördern sollten, aber noch erfolglos blieben, wiederholte 1833 seine Vorschläge in einer neuen den Behörden eingereichten Denkschrift und wurde durch diese beharrlichen Bemühungen — obwol er deren Frucht nicht mehr erlebte — zum wesentlichen Urheber des Konkordates von 1835, in welchem eine Anzahl von Kantonen sich zu Verwirklichung jener Vorschläge verbanden und aus welchem 1851 das die ganze Schweiz umfassende damit übereinstimmende Bundesgesetz hervorging. Für die Vollendung der schweizerischen Triangulation, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Feer in Zürich, Tralles und Haßler in Bern begonnen, dann von Verschiedenen fortgesetzt, nach längerem Unterbruche vom schweizerischen Generalquartiermeisteramt im Jahr 1809 wiederaufgenommen worden, aber wieder stehen geblieben war, eröffnete die schweizerische Militäraufsichtsbehörde im Jahr 1832 und 1833 Commissionalverhandlungen, bei welchen H. in erster Linie beigezogen und von gewichtigster Stimme war. Nach den gefaßten Beschlüssen übernahm er die Konstruktion des für die Basismessung anzufertigenden Apparates, führte diese Aufgabe in Verbindung mit Oeri aufs Glücklichste durch, wohnte auch noch, trotz schon wankender Gesundheit, den im Frühjahr 1834 bei Zürich stattfindenden Probearbeiten mit dem erstellten Apparate bei, konnte aber die eigentliche Basismessung bei Aarberg im Herbste 1834 nur noch vom Krankenlager aus verfolgen und sah ihren Abschluß nicht mehr. — Unter allen diesen Arbeiten war H. übrigens stets auch anderweitig von seinen Mitbürgern aufs Vielfachste in Anspruch genommen. Schon 1814 hatten sie ihn, in ehrenvollster Weise, zum Mitgliede des zürcherischen großen Rathes, der gesetzgebenden Behörde, berufen; 1816 wählte ihn dieselbe zum Mitgliede des Erziehungsrathes, der obersten Schulbehörde, 1829 zum Mitgliede des Kleinen Rathes, der eigentlichen Regierung des Kantons. In allen diesen Stellungen bewährten sich seine gründliche Einsicht, die Unabhängigkeit, Lauterkeit und Einfachheit seines Charakters und erwarben ihm die allgemeinste Hochachtung. Im Erziehungsrathe betheiligte sich H. an allen Bestrebungen zu Verbesserung des Schulwesens und vertrat insbesondere die Erweiterung des Unterrichtes in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern. Auch für das 1826 durch eine Privatgesellschaft gegründete „Technische Institut“ interessirte er sich thätig. Bei der politischen Umgestaltung des Kantons im Jahr 1830 seiner Stelle in der Regierung ohne Mißstimmung verlustig, sah er sich gerne dem Privatstande wiedergegeben, wurde aber von den neuen Landesbehörden sofort wieder zum Mitgliede des Erziehungsrathes gewählt, und war bei der eintretenden neuen Gestaltung des Unterrichtswesens, der Errichtung der Hochschule (1833) und bei der ersten Besetzung der Lehrstühle für die ihm naheliegenden Fächer vorzüglich thätig. Selbst eine Professur anzunehmen ließ er sich nicht bewegen. Eine Abtheilung der neuen Kantonsschule, die Industrieschule, eröffnete er mit einer (1833 gedruckten) Rede, die eine ebenso gehaltvolle Schilderung der Aufgabe der mathematischen Wissenschaften, als ein schönes Zeugniß von Horner's edlem Gemüthe enthält. Aehnlich hatte er 1831 in der zürcherischen naturforschenden Gesellschaft in einer Gedächtnißrede auf seinen Amtsvorgänger im Vorstande, Usteri, gesprochen. Nur zu bald nach den berührten Ereignissen schloß indessen seine Laufbahn. Seine durch Nachwirkung der einst getragenen Strapazen allmälig sinkenden Kräfte erlagen schmerzhafter Krankheit, die ihn im Oktober 1834 befiel und am 3. November seinem Leben ein Ziel setzte.

Ein älterer Bruder von H., Johann Jakob H. (geb. 22. März 1772, nicht 1773; † am 13. Juni 1831), war als gründlicher Kenner der Kunstgeschichte und der Litteratur und geschmackvoller Kritiker bekannt, und machte

sich um seine Vaterstadt als Lehrer der praktischen Philosophie (seit 1803) und der Aesthetik (seit 1806), als Inspektor des Alumnates in Zürich, eines Convictes für Studirende der Theologie (seit 1809), und als Bibliothekar (seit 1817) bis zu seinem Hinschiede vielfach verdient. In enger Verbindung mit Goethe's Freund Meyer und im Briefwechsel mit Laßberg, Tieck, A. W. Schlegel u. A. stehend, veröffentlichte er neben einer großen Zahl von Aufsätzen und Recensionen in damaligen Zeitschriften, Biographien von Künstlern in den Neujahrsblättern der Künstlergesellschaft in Zürich, Jugendschriften u. A. m., insbesondere ein vielverbreitetes, auch von Goethe belobtes Kupferwerk mit Text: „Bilder des Griechischen Alterthums" (Zürich 1824 fol.) — auch in französischer Uebersetzung erschienen. Er besorgte die Herausgabe des Helvetischen Journals für Litteratur und Kunst (Zürich 1802—1804) und des Journals für Litteratur und Kunst (Zürich 1805) und in Verbindung mit Hottinger und Stolz diejenige der „Zürcherischen Beyträge für wissenschaftliche und gesellige Unterhaltung" (Zürich 1815, 1816, 3 Bde.). Irrthümlich nennt der neue Nekrolog der Deutschen Jahrg. 1834, S. 933, alle diese Publikationen als solche von Joh. Caspar H.

Sohn eines dritten Bruders beider Genannten war Dr. Ludwig H., geb. am 1. März 1811 in Zürich; † zu Padang in Sumatra am 27. Dec. 1838, Arzt und Naturforscher, Schüler von Leonhard in Heidelberg. Um seiner Reisebegierde zu genügen, ging er 1835 als Militärarzt in niederländischen Diensten nach Batavia, bereiste dann aber als Mitglied der naturforschenden Commission in Holländisch-Ostindien erst im Gefolge des Generalgouverneurs Baud, später allein, Java, dann Borneo und Sumatra, erlag aber dort leider, mitten in eifrigster Arbeit des Sammelns und Beobachtens, einer Dissenterie, die bald nach ihm auch drei seiner Freunde und Begleiter europäischer Abkunft dahinraffte. —

Ueber J. Caspar Horner s. R. Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, zweiter Cyklus. Zürich 1859, S. 353 und die dort aufgeführte Litteratur (worunter das Neujahrsblatt von 1844 mit Horner's wohlgelungenem Bildnisse versehen ist). — Ferner: Desselben Geschichte der Vermessungen in der Schweiz. Zürich 1879, 4⁰ und Verhandlungen der naturf. Ges. in Zürich 1880, S. 318. — Ueber J. Jakob H. s. Ersch und Gruber, Encykl. 2. Section, Bd. 11, S. 32. — Ueber Ludwig Horner Neujahrsbl. des zürch. Waisenhauses für 1854, mit Bildniß. G. v. Wyß.

Hörnes: Moritz H., Mineralog, in Wien geb. am 14. Juli 1815 und † am 4. Nov. 1868. Sohn eines Privatbeamten, kämpfte er sich nach des Vaters frühem Tode mühselig zuerst als Rechnungsbeamter durch, betrieb aber nebenbei unter Mohs, Jaquin und Beeres naturwissenschaftliche Studien, deren auffallend günstige Erfolge ihn 1836 in das k. k. Hofmineralienkabinet brachten. Hier besorgte er mit Partsch, dem er 1856 als Custos nachfolgte, in kurzer Zeit die neue Aufstellung; 1847 veröffentlichte er seine Bearbeitung des Mohs'schen Mineralsystems, 1856 eine große Arbeit über die fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien, außerdem nach und nach 35 naturwissenschaftliche Abhandlungen in den Schriften der k. Akademie der Wiss., der geologischen Reichsanstalt, des Vereines der Freunde der Naturwissenschaften u. s. w. 1841 hatte er als Doctor der Philosophie promovirt, 1859 wurde er zum Dekan der philosophischen Fakultät in Wien, 1860 zum corr., 1865 zum wirklichen Mitgliede der königlichen Akademie gewählt. Die Leopoldina-Carolina ernannte ihn mit dem Namen „Born" zum Mitgliede, den Besuchern der deutschen Naturforscherversammlung von 1856 ist die angenehm bescheidene Persönlichkeit des Secretärs ihrer mineralogischen Sektion in werther Erinnerung. Für die Ent-

wickelung und Geschichte der Naturwissenschaften in Oesterreich wurde H. bedeutend durch seine im J. 1845 mit Franz v. Hauer unternommene Gründung des Vereines der Freunde der Naturwissenschaft, dieses Vorläufers der kaiserlichen Akademie.

Feierliche Sitzung der ksl. Akad. v. 1869 S. 143 u. ff. (mit vollständigem Schriftenverzeichniß). — v. Haidinger: das ksl. montanist. Museum u. s. w. S. 33 u. ff. — v. Hoffinger, von der Universität, 1869, S. 20. — v. Wurzbach, biogr. Lexikon. v. Hoffinger.

Hörnigk: Ludwig v. H. aus Darmstadt, studirte erst die Rechtswissenschaft, dann Medicin in Gießen, wurde in Straßburg Doctor der Medicin, 1628 Comes Palatinus, 1639 Doctor der Rechte in Marburg, kaiserlicher Rath und kurmainzischer Hofrath, trat 1647 in Wien zur katholischen Kirche über, ward geadelt, starb zu Mainz 1667. Es werden von ihm mehrere medicinische Schriften erwähnt, besonders aber auch „Tract. de commissariis et commissionibus" — „Oratio de Doctoribus bullatis" 1630. — „Stella notariorum" 1654 u. ö. — „De regali jure Postarum" Marb. 1639, Viennae 1649, Frankfurt 1663.

Ersch und Gruber. — Pütter, Litt. III 577.

Teichmann.

Hornick: Philipp Wilhelm v. H. (auch Hörnigk und Horneck geschrieben) war der Sohn des kurmainzischen Hofraths Ludwig v. H., geb. um das Jahr 1638, kam schon frühzeitig mit seinem Vater nach Wien, studirte die Rechte in Ingolstadt, wo er 1661 die Doctorwürde erhielt, brachte dann lange Zeit in Wien zu, besuchte mit dem spanischen Franziskaner und Bischof von Croatien Christoph Rojas in politischer Mission die deutschen Höfe und trat seit ungefähr 1690 in die Dienste des Cardinals Lamberg, Fürstbischof von Passau, als dessen geheimer Rath er in den Freiherrnstand erhoben wurde, starb um das Jahr 1712. Als Publicist trat er zuerst 1682 mit der Schrift: „Hippophili Galeacii de Corneliis Francopolitae wahrer Bericht von dem alten Königreich Austrasien" auf, in welcher er für politisches Zusammengehen der deutschen Reichsstände und gemeinsame Aufstellung einer Armee zur Bekämpfung der französischen Annexionsgelüste eintrat. Dieser folgt 1684 sein Hauptwerk: „Oesterreich über alles, wann es nur will: das ist wohlmeinender Fürschlag, wie mittelst einer wohlbestellten Landesökonomie, die kaiserlichen Erblande in kurzem über alle andern Staaten von Europa zu erheben und mehr als einiger derselben von denen anderen independent zu machen". Das Buch, 12 mal aufgelegt, genoß großes Ansehen bei den Zeitgenossen und den nächstfolgenden Generationen und ist in der That als präcisester, abgeklärtester Ausdruck des deutschen Merkantilismus von bleibendem Werthe für die Geschichte der Nationalökonomik und in seiner umsichtigen, maßvollen und gründlichen Darlegung der Staatskräfte Oesterreichs wie der allgemeinen Bedingungen des Staats- und Volkswohls das Muster eines staatsmännisch gehaltenen wirthschaftspolitischen Programms, das auch für die Praxis der österreichischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert sehr einflußreich geworden ist. In seinen Spätjahren wendete sich H. mehr geschichtlichen Ausführungen zu, wofür er sich schon in seinem „Austrasien" für seine Zeit gut vorgebildet erwies. So in den „Historischen Anzeigen von den Privilegien des Erzhauses Oesterreich" 1708 und in mehreren nachgelassenen Schriften zur Geschichte des Fürstbisthums Passau, welche neben einigen Referaten über passauische Staatshändel als Manuscripte in der k. Hof- und Staatsbibliothek in München verwahrt werden.

Jöcher, Gelehrtenlexikon, Suppl. (irrthümlich als Paul W. v. H.). Roscher, Gesch. d. Nat.-Oek. 289 ff. Mein Artikel über H. in den Jahr-

büchern für Nationalökonomie und Statistik von Conrad Bd. 2 Heft 1. Seine unter dem Präsidium des Pandektenprofessors Matthias Kautt veröffentlichte Doctordissertation „de jurisdictione in genere et de ecclesiastica et seculari S. R. J. principum — episcoporum in specie“ datirt Ingolstadt, den 20. Aug. 1661. Inama.

Hornschuch: Christian Friedrich H., als akademischer Lehrer und wissenschaftlicher Forscher um Förderung der Naturkunde, insbesondere der Botanik verdient, ward geb. am 21. August 1793 zu Rodach im Herzogthum Sachsen-Coburg, woselbst sein Vater Apotheker war, und starb als ordentlicher Professor der philosophischen Facultät zu Greifswald am 25. December 1850. Den ersten Unterricht erhielt er auf der Stadtschule seines Geburtsortes; früh erwachte seine selbstthätige Neigung für Naturstudien und sein reges Interesse an dem üppigen Baumwuchs der Heimath ließ ihn die Pflege und Förderung der Botanik als wissenschaftlichen Lebensberuf ins Auge fassen. Nach dem Tode des Vaters trat er 1808 als Lehrling in die Hofapotheke zu Bartenstein (Hildburghausen), beschäftigte sich anhaltend mit Botanik und Chemie, ging 1813 als Gehülfe nach Regensburg, botanisirte unter Hoppe's Anleitung und begab sich auf dessen Vorschlag in gleicher Stellung zu dem damals als Botaniker wohlbekannten Apotheker Funck nach Gefrees. Hier den reichen Schätzen der Laubmoose des Fichtelgebirges nahe, gewann er eine Vorliebe für Erforschung dieses engeren Pflanzengebietes, fand, wie er in seiner Selbstbiographie bemerkt, einige minder bekannte oder gar unentdeckte Species und trieb nebenher Chemie und Mineralogie sowie Entomologie. Im J. 1816 bereiste er mit Hoppe die Küsten des adriatischen Meeres, kehrte nach Coburg zurück um seine Tagebücher zu ordnen, begab sich aber bereits im April 1817 abermals mit Hoppe durch Salzburg nach Tirol und Kärnthen. Die reichen Ergebnisse dieser Reisen, unter welchen die Entdeckung einiger Insekten und Moosarten besondere Hervorhebung verdient, veröffentlichte er in seinem „Tagebuch“ und ersah sich zugleich auf diesem Gebiete den Stoff für die künftige Inauguraldissertation. Heimgekehrt trat er zu Nees von Esenbeck zu Sickershausen bei Kitzingen in nähere Beziehungen und beschloß mit ihm und Hoppe die Herausgabe der „Flora“. Im Frühjahr 1818 folgte er einer Berufung als demonstrator botanices, um Ledebur zu ersetzen, nach Greifswald, seine Ernennung war den 28. Januar durch den Fürsten Putbus vollzogen worden. Mit Nees, Otto, Link, v. Schlechtendal u. A. brachte er 1819 drei Monate in Berlin zu, ordnete Willdenow's Moosherbarium, machte darauf mit Berzelius eine Reise nach Schonen, durchstreifte mit Agardh aus Lund diese Provinz und kehrte über Kopenhagen zurück. Im April 1820 zum außerordentlichen Professor der Naturgeschichte und Botanik ernannt, übernahm er die Direction des botanischen Gartens, für dessen Erweiterung und Bereicherung er unermüdliche Sorge trug, sowie die Neubegründung und Leitung des zoologischen Museums. Mit seinem Gönner und Lehrer Nees von Esenbeck bereitete er in Bonn die Herausgabe der „Bryologia germanica“ vor, reiste 1823 durch die Schweiz nach Paris und kehrte über Holland und Hamburg nach Greifswald zurück. Nach einer dritten Reise über die Tiroler Alpen durch königl. Cabinetsordre vom 26. Febr. 1827 zum Prof. ord. und 1830 zum Doctor med. hon. c. ernannt, übernahm er 1831 auch den Unterricht in der Naturgeschichte bei der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt, wurde 1836 rector magnificus und mit dem schwedischen Wasaorden sowie dem rothen Adlerorden 3. Classe decorirt. Der Feier, welche die Stockholmer Gesellschaft der Wissenschaften am 6. Juli 1842 veranstaltete, wohnte er persönlich bei. Veröffentlicht hat er: „Tagebuch auf einer Reise nach den Küsten des adriatischen Meeres ꝛc.“, 1818; „De Voitia et Systylio. novis muscorum frondosorum ge-

neribus", 1818; „Einige Beobachtungen und Bemerkungen über die Entstehung und Metamorphose der niederen vegetabilischen Organismen" in Flora 1819, Bd. I. S. 140 ff. und Fortsetzung in Acta Acad. Caes. Leop. Carol. nat. curios. vol. X. pr. II, Bonn 1821, S. 513. Archiv scandinavischer Beiträge Th. I, 3 Hefte, 1845 und Th. II, 3 Hefte, 1847—50.

Biederstedt, Nachrichten von den jetzt lebenden Schriftstellern, Stralf. 1822, S. 57—58. — Münter, Die Gründung des botanischen Gartens der königl. Universität Greifswald, Greifswald 1864, S. 13. — Personalacten der Universität. Häckermann.

Hornstein: Hans Christoph von H., zu Grüningen, aus altem schwäbischen Rittergeschlechte, ältester Sohn des Jakob Ernst von H. und der Felicitas Rennerin von Almendingen. Er wurde 1542 geboren. Ueber seine Jugend ist nichts überliefert, als daß er fleißig den Studien oblag. Den 2. März 1569 wurde er auf Präsentation Kaiser Maximilians II. zum Assessor des Reichskammergerichts angenommen. Ende 1574 verließ er Speier und wurde Rath und Hofmeister des Bischofs Julius Echter von Würzburg. Dann diente er mehreren anderen Fürsten, bis er wieder in kaiserliche Dienste trat. 1590 erscheint er als Reichshofrath und kaiserlicher Commissar beim Reichsdeputationstage. 1594 wurde er Geheimrath des Kaisers. Er erlangte rasch dessen besondere Gunst. Schon am 6. Juni 1595 verlieh ihm Rudolf II. für seine treuen Dienste eine Reihe erblicher Privilegien. Seit dem Sturze der beiden ersten Minister Rumpf und Trautson, im September 1600, besaß er bei Rudolf von allen Ministern am meisten Vertrauen und Einfluß. 1605 wurde er Verweser des Oberhofmarschallamtes. Als solcher starb er plötzlich am 16. Juli 1606 unverheirathet. Er hinterließ 16 Bände eigenhändiger Aufzeichnungen, die jedoch später zu Grunde gingen. Die ihm zu Prag gehaltene Leichenrede rühmt seinen kirchlichen Eifer, scharfen Verstand, Fleiß und Gerechtigkeitssinn sowie seine Unbestechlichkeit. Im Gegensatze zur Hofsitte habe er nie Geschenke angenommen. Er sei wohlthätig und gegen seine Unterthanen milde gewesen. Seine freie Zeit habe er nicht dem Vergnügen und Gelagen, sondern dem Studium und dem Kirchenbesuche gewidmet. Ein Gesandter Venedigs am kaiserlichen Hofe bezeichnete ihn 1605 als einen der besten Minister des Kaisers.

Archiv zu Grüningen. Leichenpredigt des P. Caspar Questenberg, Prämonstratenser und Prediger des Klosters Strahow. Haeberlin, Neueste Teutsche Reichsgeschichte. Khevenhiller, Annales. Gropp, Wirzburger Chronik I, 314, 315. Archiv für Geschichte, Genealogie und Diplomatik I. s. v. Stieve, Verhandlungen über die Nachfolge Rudolfs II. in den Denkschriften der Akademie d. W. zu München, 1879 und ungedruckte Acten.

Stieve.

Hornung: Joachim H. ließ als blinder Pfarrer zu Sulzbach am Kocher im J. 1557 zu Nürnberg bei Valentin Neuber auf acht Blättern in Octav drei geistliche Klagelieder drucken, in welchen er um Befreiung von seinen Augenleiden bittet. Die Lieder wurden im J. 1558 ebenda wiederum gedruckt, sind dann von Johann Koler in den zweiten Theil seiner christlichen Hausgesänge, Nürnberg 1570, aufgenommen (Nr. 12—14) und schließlich von Wackernagel im 4. Bande seines deutschen Kirchenliedes mitgetheilt (Nr. 155—157, S. 94 ff.).

Wackernagel, Bibliographie S. 289. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f. 3. Aufl., 1. Band, S. 410. Vgl. Goedeke S. 183, Nr. 65.

l. u.

Horolanus s. Hürlimann.

Horrer: George Adam H., geb. am 11. Mai 1754 zu Weißenborn im Anspach'schen, gest. als Pastor und Superintendent zu Weißensee in Thüringen am 9. Mai 1822, vorher Pastor in Zeuchfeld, hat eine nicht ganz geringe Anzahl pädagogischer und ascetischer Schriften herausgegeben. Als Dichter geistlicher Lieder fand er zu seiner Zeit auch Beachtung, so daß seine „Neuen Sonntagslieder", die zuerst Weißenfels 1787 erschienen, nach zwei Jahren eine neue Auflage erlebten. Als Ueberarbeiter und Uebersetzer alttestamentlicher Lieder ist er jedenfalls mehr bemerkenswerth; er ließ Leipzig 1780 „Nationalgesänge der Israeliten" und dann Halle 1784 eine „Neue Bearbeitung der Klaggesänge Jeremiä" erscheinen.

Vgl. Richter, Allg. biogr. Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter S. 145. Aug. Jak. Rambach, Anthologie, Band VI, S. 136 f.

l. u.

Horschelt: Friedrich H., Ballettänzer, geb. am 14. April 1793 zu Köln, starb am 9. December 1876 in München. Planvoller Erziehung gänzlich ermangelnd — lernte er doch erst im reifen Mannesalter Schreiben — kam H. etwa 18 Jahre alt nach Wien, wo er Tänze und Gruppen inscenirte und auf dem Theater an der Wien sein so allgemein bewundertes Kinderballet in Scene setzte. Bei dieser Gründung standen ihm einsichtsvolle Fachleute, so die Componisten J. v. Seyfried, F. Roser und Ph. Riotte, der Decorationsmaler Hermann Neefe, der Garderobier Lucca Piazza und der berühmte Theatermaschinist A. Roller zur Seite und der Unternehmer der Bühne Graf Ferdinand Palffy scheute keine Kosten die von H. geschaffene Specialität so glänzend wie möglich zu gestalten. „Chevalier Dieppe auf dem Jahrmarkt", „Waldmädchen", „Berggeist", „Silberschlange", „Feuernelke" waren Ballete Horschelt's, in denen seine kleinen Künstler auftraten, von denen Mich. La Roche, Sigm. de Luppi besondere Erwähnung verdienen und Fanny und Therese Elsler, Angioletta Mayer, Therese Heberle u. A. sich nachmals einen Namen erworben haben. Mißstände, an denen H. schuldlos war, machten dem Ballet ein Ende und H. ging mit mehreren seiner Eleven nach München, wo ihn besonders der König Max protegirte, der sich H. zum Partner für sein Billardspiel ausersah. Auch in München brachte H. das Ballet zu neuer Blüthe, als es aber schließlich zu große Summen verschlang wurde es aufgelöst und H. unternahm nun mit seiner Gattin, der schönen Tänzerin Babette Eckner 1830 eine Kunstreise, auf der er namentlich in Stuttgart und Mailand außergewöhnlich gefeiert wurde. 1837 nach München zurückberufen, wirkte er an dem königlichen Theater bis 1848, wo er in den wohlverdienten Ruhestand trat. Leider erblindete er. Joseph Kürschner.

Horschelt: Theodor H., Schlachtenmaler, geb. am 16. März 1829 zu München, Sohn des Balletmeisters Friedrich H. (geb. 14. April 1793 zu Köln, † am 9. December 1876 zu München). H. erhielt den ersten Unterricht von M. Echter, besuchte die Akademie unter Anschütz und das Atelier von Albrecht Adam, ging 1853 nach Stuttgart um Pferdestudien zu malen und 1854 (mit Hackländer und Leins) nach Spanien und Algier. Hatte er früher, ein leidenschaftlicher Nimrod, Jagdstücke, Wildschützen und Pferdeporträts gemalt, so brachte nun H., nachdem er auch wiederholt Paris besucht hatte, Wüstenscenen, Karawanen= und Oasenbilder, wobei schon die Sicherheit und Schönheit der Zeichnung, die Leichtigkeit des Vortrags mit der Wahrheit der Darstellung wetteiferte. 1858 begab er sich nach dem von Jugend auf ersehnten Kaukasus, machte dort als Volontär die Expedition der Russen zur Unterwerfung der Bergvölker bis 1863 mit. Zuerst unter General Wresky gegen die Lesghier, wobei der Maler auch durch kaltblütige Besonnenheit und kühne Geistesgegenwart, insbesondere in dem Gefecht von Kituri sich auszeichnete, so daß ihm Kaiser

Alexander den Stanislausorden mit den Schwertern verlieh. Das nächste Jahr brachte die Expedition in die Tschetschina, wobei Schamyl's Sohn gefangen wurde und jenen Zug unter dem Commando des Fürsten Alexander Variatinsky gegen die Müriden, welcher mit der Gefangennehmung des berühmten Schamyl (25. August 1859) gekrönt ward. H. hatte sich wiederholt hervorgethan und erhielt den St. Annenorden. Das J. 1860 verbrachte er beinahe ganz unter Kosaken auf einer neuen Expedition gegen die Tscherkessen, ging im folgenden Jahre nach den Lesghier-Bergen und nach Kituri, um Studien zu sammeln, begleitete den Kaiser im Herbste auf der Inspectionsreise durch den Kaukasus und 1862 den Prinz Albrecht von Preußen nach Baku am kaspischen Meer und Eriwan in Armenien und kehrte endlich, nach Vollendung eines großen Paradebildes für den Kaiser, 1863 über Moskau und Petersburg, wo ihm noch das Militär-Verdienstkreuz zu Theil wurde, nach München zurück. Hier malte er für den Fürsten Wladimir Variatinsky (einen Bruder des obgenannten General) die „Gefangennehmung Schamyl's" und die „Erstürmung einer Schanze auf dem Berge Gunib", viele Aquarellen für Prinz Albrecht von Preußen, „Donische Kosaken von einer Razzia heimkehrend", für Gf. Joh. von Palffy: „Russische Artillerie in der Tschetschina", „Flucht lesghischer Reiter von einer durch russisches Geschütz bestrichenen Höhe", eine „Straße in Tiflis" rc. Eine aus 6 Blättern bestehende Reihenfolge von köstlichen und wie alle Arbeiten Horschelt's bis ins kleinste Detail ausgeführten Kreidezeichnungen, gleichfalls Erinnerungen aus dem Kaukasus wurden photographisch (bei Albert) vervielfältigt. Eine neue Reise in den Kaukasus durchkreuzte der deutsche Krieg; die Hoffnung, daran als Maler und Volontär theilnehmen zu dürfen, scheiterte unbegreiflicher Weise, indem Horschelt's Anwesenheit abgelehnt wurde; erst zur Belagerung von Straßburg erhielt er Zutritt und Erlaubniß, darauf auch eine Einladung vor Paris zu kommen, welche indessen H. ablehnen mußte, um seine vor Straßburg gemachten Studien in Aquarell-Form für den Kaiser Alexander auszuführen. Doch schon am 3. April 1871 erlag der Künstler der Diphteritis. H. war Mitglied der Akademien zu Petersburg, Wien, München, Paris; auf den meisten Ausstellungen, Paris 1867, Wien und München 1869 erhielt er den ersten Preis. Seit 1864 war H. mit einer Tochter des in Deutschland nationalisirten englischen Dichters und Touristen Charles Boner († am 7. April 1870 zu München) vermählt.

Wachenhusen, Hausfreund 1866. S. 464. Münchener Propyläen 1869. S. 798. Seubert, Künstlerlex., 1869 und 1878. Pecht, Nekr. in B. 108. Allg. Ztg., 18. April 1871. Regnet, Münchener Künstlerbilder, 1871, I, 195 ff., dazu die biographischen Skizzen von H. Holland (München 1871 bei H. Manz, 2. Aufl.) und Eduard Ille (im Oberb. Archiv, 1871. XXXI, 164 ff.) und das Prachtwerk: Theodor Horschelt. Sein Leben und seine Werke, München 1876, mit vielen Original-Handzeichnungen und Skizzen in Lichtdruck und einer ausführlichen Schilderung seiner Reisen und Erlebnisse nach den eigenhändigen Aufzeichnungen des Künstlers. Hyac. Holland.

Horst: Dethard H., Jurist, geb. am 10. August 1548 zu Norden in Ostfriesland, † am 1. Februar 1618 in Wittenberg. Nachdem er 1574 in Marburg zum Doctor promovirt war, ward er 1576 in Helmstädt bei Stiftung der Universität zum Professor ernannt. Er wirkte hier mit glücklichem Erfolge, bekleidete zweimal das Prorectorat, ward aber am 2. März 1592 seines Amtes entlassen, weil er sich einer vom Herzog angeordneten Visitation der Universität hartnäckig widersetzte, und ging nach Wittenberg, wo er noch 26 Jahre lang als Privatmann mit juristischer Praxis beschäftigt lebte. Nicht lange vor seinem Tode hatte ihm Kaiser Rudolf die Pfalzgrafenwürde verliehen. Er galt für

einen leidenschaftlichen, starrköpfigen Sonderling, der unter Anderm die Grille hatte, aus dem sog. 4. Buch Esra, aus Daniel, sowie aus der Apocalypse zukünftige Ereignisse vorherzusagen. Seine wissenschaftlichen Leistungen, die einen klaren systematischen Kopf verrathen, sind beachtenswerth, weil sie zu den frühesten Erscheinungen der Ramistischen Methode in der Jurisprudenz gehören. Die „Tribonianea Jurisprudentia", Helmstadii 1579. 8°. ist ein nach dieser Methode in fließender Darstellung geschriebenes System des Privatrechts mit eigenthümlichen Gedanken, in welchem sich u. A. die damals fast neue Theorie von titulus und modus acquirendi durchgeführt findet. Seine Inauguraldissertation „Disputatio d. jure feudali", Marp. 1574. 4°., welche auch dem oben genannten Werke beigedruckt ist, gibt eine systematische Uebersicht des Lehnrechts. „Synopsis thesium seu axiomatum juris ad P. I. II. III. Pandectarum". Helmst. 1583. 4°.

Vgl. du Roi, Biographien der Helmst. Rechtslehrer in Hagemann und Günther's Archiv für theor. und prakt. Rechtsgelehrsamkeit, 2, 141 ff., wo sich die ältere, sehr dürftige Litteratur angegeben findet. Stintzing, Gesch. d. D. Rechtswissenschaft, I. 449 ff. Stintzing.

Horst: Niclas van der H., Historien- und Bildnißmaler, geb. zu Antwerpen 1598, gest. zu Brüssel 1646. Er war ein Schüler des Rubens und als er bereits als Künstler öffentlich aufgetreten war, besuchte er Deutschland, Frankreich und Italien, worauf er sich zu Brüssel niederließ. Nähere biographische Notizen fehlen. In letzterer Stadt beschäftigte ihn der Erzherzog Albert. Er verfertigte viele Zeichnungen für Buchhändler, Bilder von ihm kommen selten vor. Ein Porträt der Königin Maria von Medicis hat Vorstermann gestochen, eine Abbildung der Stadt Brüssel mit dem Bildniß Philipps IV. von Spanien A. Santvoort (ein seltenes Blatt). Auch W. Hollar, Wilh. Collaert und C. Galle haben Einzelnes nach seinen Zeichnungen gestochen. Jan Mytens war sein Schüler.

Immerzeel. Kramm. Houbraken. Wessely.

Horst: Wilhelm Freiherr von der H., preußischer Generallieutenant, wurde am 18. October 1786 zu Köslin in Pommern geboren, trat im Jahre 1800 zunächst beim Feldjägerregiment in den Dienst, focht als Kornet im Husarenregiment Herzog Eugen von Würtemberg bei Auerstädt, entzog sich, nach der Schlacht als Ordonnanzoffizier zum Fürsten Hohenlohe commandirt, dessen Capitulation, gelangte glücklich nach Kolberg, wo er unter Schill Dienste nahm, machte im J. 1809 dessen unglücklichen Zug von Berlin nach Stralsund mit und nahm am 8. Mai 1812 seinen Abschied, um nicht für Frankreich kämpfen zu müssen. Bald darauf trat er in das Husarenregiment der russisch-deutschen Legion, nahm mit dieser an den Feldzügen von 1813 und 1814 im nördlichen Deutschland, in Holstein und in den Niederlanden Theil, namentlich bei der Göhrde sich auszeichnend, wo er mit seiner Schwadron ein Carré sprengte, und kehrte nach Friedensschluß, als die Legion in preußische Dienste übernommen wurde, unter die Fahnen seines Heimathlandes zurück. Sein Regiment wurde das 8. Ulanenregiment und H. erhielt eine Schwadron in demselben, mit welcher er in dem kurzen Feldzuge des J. 1815 mehrfach Gelegenheit fand, sich hervorzuthun. In verschiedenen Dienstesstellungen zum Commandeur der 16. Cavalleriebrigade in Trier aufgestiegen, veranlaßten ihn die Ereignisse des J. 1848 den Abschied zu nehmen. Er starb am 26. Januar 1874 zu Bückeburg, eine bedeutende Persönlichkeit, deren Wirken über die Grenzen seiner eigentlichen Sphäre Einfluß äußerte. Ohne größere Werke zu schreiben, war er mehrfach litterarisch thätig.

v. Schaumburg, General-Lieutenant W. v. d. H., Berlin 1875.

Poten.

Horst: Ulrich Freiherr von der H., schleswig-holsteinischer Generalmajor, jüngerer Bruder Wilhelms Frhr. v. d. H., geb. am 16. November 1793, trat, nachdem er sechs Jahre in preußischen Diensten gestanden, im November 1812 gleichfalls in die russisch-deutsche Legion, an deren Feldzuge er als Adjutant der 1. Infanteriebrigade Theil nahm, trat dann in preußische Dienste zurück und ward 1846 Commandeur des 19. Infanterieregiments in Posen, aber schon im folgenden Jahre aus Gründen, welche in seinen persönlichen Verhältnissen ihren Ursprung hatten, mit Pension zur Disposition gestellt. Als im Frühjahr 1850 Preußen seine Offiziere aus Schleswig-Holstein zurückberief, stellte H. sich der dortigen Statthalterschaft znr Verfügung, übernahm zunächst die Inspection des Jägercorps und dann das Commando der 3. Infanteriebrigade. Mit dieser hatte er an der Schlacht bei Idstedt ruhmvollen Antheil; er durchbrach die dänische Schlachtlinie und nahm das Dorf Oberstolk, aber die Oberleitung wußte die von ihm errungenen Vortheile nicht auszunutzen und es ging die durch ihn großentheils gewonnene Schlacht verloren. Als Willisen, mit welchem er wenig übereinstimmte, am 7. December den Oberbefehl niedergelegt hatte, wurde H. von der Statthalterschaft an seine Stelle berufen, aber die politischen Verhältnisse verstatteten ihm keine kriegerischen Leistungen mehr, es war ihm nur vorbehalten, die Armee aufzulösen. Im Jahr 1856 verlieh ihm der deutsche Bund eine Pension. Er starb am 9. Mai 1867 zu Braunschweig. Ueber die Schlacht bei Idstedt hat er eine 1852 zu Berlin erschienene Schrift veröffentlicht. Poten.

Horstmar: Bernhard Edler von H., nachweisbar 1189, † am 28. Juli 1227. Obwol H. nur einem mäßig begüterten Geschlechte Westfalens angehörte, war „der Gute von Horstmar" doch einer der berühmtesten und im gewissen Sinne einflußreichsten Deutschen der Zeit. Diese Stellung beruhte theils auf ritterlichen Eigenschaften, welche er wahrscheinlich am Hofe des Königs Richard Löwenherz ausgebildet hatte, theils aber auch auf seiner diplomatischen Geschicklichkeit. Jene bewährte er bei dem Kreuzzuge 1197 im Kampfe vor Sidon und ganz besonders am 27. Juli 1214 in der großen Schlacht von Bouvines, in welcher er den Kaiser Otto IV. vor Tod oder Gefangenschaft rettete, aber selbst in die Hände der Franzosen fiel. Sein politisches Verhalten aber muß ganz nach dem Maßstabe der Zeit des „daher, dahin" beurtheilt werden. Ursprünglich mit dem ganzen Nordwesten ein Anhänger Otto's IV., trat er 1200 zum Könige Philipp über, aber spätestens 1204 wieder auf die welfische Seite zurück. 1208 reiste er in Angelegenheiten Otto's selbst nach England. Eine sehr bedeutende Rolle spielte er endlich nach dem Tode Otto's (1218) zur Zeit Friedrichs II., gewissermaßen als Vertrauensmann des berühmten Erzbischofs Engelbert von Köln. H. war 1223 und 1224 bei den Unterhandlungen wegen der Freilassung des Königs Waldemar II. von Dänemark in hervorragender Weise betheiligt, war dann 1224 noch Engelberts Gesandter bei Heinrich III. von England, mit dem er auch später in Briefwechsel stand, und wieder 1225 in Italien beim Kaiser Friedrich II., um diesen zu einer der kölnischen Politik und den Interessen des Niederrheins entsprechenden dynastischen Verbindung mit England zu bestimmen. Als diese tief in die deutschen Verhältnisse einschneidenden Pläne scheiterten und überdies Engelbert im November 1225 ermordet ward, scheint H. sich ganz den Angelegenheiten seiner engeren Heimath zugewendet zu haben. An der Spitze der Burgmänner von Bentheim zog er 1227 dem Bischofe Otto von Utrecht gegen Rudolf von Kovoerden in Drenthe zu Hülfe, aber der Kampf des 28. Juli 1227 endete mit der Niederlage und dem Tode des Bischofs und damit, daß H. nach tapferster Gegenwehr im Moraste versank.

Vgl. Ficker in Zeitschr. f. vaterl. Gesch. Westfalens. N. Folge. Bd. IV. S. 291—306. Winkelmann.

Hortensius: Lambertus H., gehört dem Kreise jener klassisch gebildeten Männer an, welche im Anfange des 16. Jahrhunderts eine freiere religiöse Gesinnung, wiewol innerhalb der Kirche, mit ihren humanistischen Studien verknüpften. Um 1500 in Montfoort, im Bisthume Utrecht, als Sohn eines Gärtners geboren (seinen Namen van den Hove, das heißt Hortensius, entlehnte er vielleicht dem väterlichen Geschäfte) widmete er sich schon frühzeitig an der Hieronymusschule zu Utrecht den linguistischen Studien. Bald zog er nach der Löwener Universität, wo Rutger Rescius das Griechische, Konrad Goclenius das Lateinische und Johann Campensis das Hebräische mit großem Beifall docirten, wo der Philosoph Johann Ludwig Vives und der Orator Johann Paludanus blühten. Eifrig machte er sich mit seinem jugendlichen Freunde und Gefährten Johann Guinterius aus Andernach den Unterricht dieser Männer zu Nutze und trat 1527 als Lehrer der vierten Classe an der Utrechter Hieronymusschule auf. Dort erhielt er bald die Priesterweihe und legte in seinem Unterricht, wiewol er der Mutterkirche treu blieb, eine durchaus freie und jedem Aberglauben entgegengesetzte Gesinnung an den Tag, weshalb er vom Volke als der „Lutherische Pfaffe" bezeichnet ward. 1544 stellte der Stadtmagistrat zu Narden ihn an die Spitze der dort gestifteten Schule, eine Berufung an das Rectorat der Delfter Schule lehnte er 1557 ab. Fast 30 Jahre wirkte er zu Narden. Dem Rufe seiner Gelehrsamkeit verdankte er seine Rettung, als Narden 1572 von Spaniern erobert wurde, indem er von einem vormaligen Schüler Namens Weldam, welcher im spanischen Heere diente, wie auch durch die Dazwischenkunft des Grafen Bossu der Wuth der Soldaten entrissen wurde. Doch verlor er bei der Plünderung seine ganze Habe nebst einem seiner zwei Bastardsöhne, Augustinus, und rettete nur seine Aufzeichnungen über die Pharsalia des Annäus Lucanus. Nach kurzem Aufenthalte zu Utrecht bei seinem Freunde Johann Hooglandt, kehrte er nach Narden zurück und starb 1574 auf dem angrenzenden Landgute „de hooge Eng" oder „Craylo". Seine Leiche ist im Chore der S. Vituskirche zu Narden bestattet. Sein Privatleben war nicht ganz tadellos. Nicht nur daß man ihn der Unmäßigkeit beschuldigte, sondern er lebte auch, wie es freilich viele Geistliche zu jener Zeit thaten, mit einer Focaria, welche ihm zwei Söhne gebar. Der älteste Augustinus, wurde wie gesagt, bei der Eroberung Nardens getödtet; der jüngere, Hieronymus, geboren 1541, trat 1565 in den Priesterstand, wandte sich aber dem reformirten Bekenntniß zu und war Prediger im Haag, bis er 1584 nach dem Dorfe Wassenaar verbannt wurde. H. ist besonders als unparteiischer Historiker und vorzüglicher Sprachforscher bekannt. Seine historischen Arbeiten sind folgende: „Secessionum Ultrajectinarum libri septem" (Basel 1546 und Utrecht 1643, herausgeg. von Beka und Heda, nebst der Historia Ultrajectina); ferner „Tumultuum Anabaptistarum liber unus", Basel 1548; „De bello Germanico libri septem", Basil. 1560 und 1574 und „Chorographia Goylandiae, versu elegiaco", von Boxhorn in seinem Theatrum hollandicum abgedruckt. — Linguistischen Inhalts sind seine „Explanationes in Aristophanis Plutum, Nebulas, Ranas et Equites" zu Utrecht 1556, 1557 und 1561 herausgegeben; die „Enarrationes in Virgilii Aeneida", Basil. 1559 und 1577 und die „Explanationes in Annaei Lucani Pharsaliam", Basil. 1578. — Von seiner Hand erschien auch „Satyrarum aevi sui vitia et mores libri duo" und „Epithalamiorum liber unus", Ultraj. 1552. Zwar fing er auch eine Geschichte des niederländischen Aufstandes an, aber der Tod unterbrach diese nur bis 1574 reichende und niemals herausgegebene Arbeit. Seine Verdienste sind von Adrianus Junius, Pontanus, Boxhorn, Guicciardinus und Anderen anerkannt und neuerdings von G. Mees in einer gekrönten Preisschrift: „Lambertus Hortensius van Montfoort als geschiedschryver", Utrecht 1836. Seine Lebens-

geschichte findet sich ausführlich in der Ausgabe der Historia Ultrajectina von Beka und Heda.

Vgl. ferner van Heussen en van Rhyn, Oudhed. van Utrecht II, 263, Delprat, Broedersch. v. G. Groote, bl. 155, und besonders G. Mees in obengenannter Preisschrift. van Slee.

Hortleder: Friedrich H., geb. den 2. März 1579 zu Ampfurth bei Wanzleben im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg („Ampfurtensis" heißt es in dem Matrikelbuch der Universität Jena). Der Ueberlieferung zufolge soll er wenig bemittelten Eltern entstammt und von den Herren von Asseburg, die Gutsherren in seinem Heimathsdorfe waren, zum Zwecke seiner Ausbildung unterstützt worden sein. Seine akademischen Studien hat er zu Helmstädt und Jena gemacht; aus seinen späteren Leistungen darf mit Sicherheit geschlossen werden, daß sein Eifer mit besonderer Vorliebe und ungewöhnlichem Erfolge den geschichtlichen und staatsrechtlichen Disciplinen zugewandt war. An der Universität zu Jena hat er sich im Sommerhalbjahr 1599 immatriculirt und ist er am 8. November 1606, vermuthlich als Doctor der Rechte, promovirt worden. Was wir zunächst weiter von ihm hören, ist, daß er in diesen Jahren von einem Herrn von Alvensleben als Informator seiner Söhne angenommen worden sei, und gewiß ist, daß er im Sommer 1608 als „Präceptor", d. h. als Prinzenlehrer in die Dienste des weimarischen Hofes getreten ist. Man vermuthet mit Grund, daß der ungemein begabte junge Gelehrte diese Berufung den Empfehlungen seiner Jenaer Lehrer zu verdanken gehabt habe; jedenfalls trat damit für seine ganze Zukunft die entscheidendste Wendung ein und sah er sich hier auf einen Platz gestellt, auf welchem er vollauf Gelegenheit fand, sein reiches Wissen, seine staatsmännische Anlage und seine politischen Ueberzeugungen in gleichem Maße zur Geltung zu bringen.

Der zur Zeit in Weimar regierende Zweig der Ernestiner stammte im vierten Gliede von jenem Johann Friedrich dem Großmüthigen ab, der für eine gute Sache die Kurwürde nebst einem Theil seiner Lande an seinen Vetter Moritz verloren hatte. Herzog Johann, ein Enkel Friedrichs, hatte im Jahre 1602 mit seinem älteren Bruder Friedrich Johann sich derart abgetheilt, daß diesem das Fürstenthum Altenburg, ihm selbst aber die Kreise Weimar und Gotha zufielen, war aber schon drei Jahre darauf gestorben. Seine Gemahlin Dorothea Marie von Anhalt, eine ausgezeichnete Frau, hatte ihm eilf Söhne geboren, von denen bei seinem Tode noch neun, freilich sämmtliche noch unmündig, am Leben waren, welchen, nach dem in ihrem Hause noch geltenden Herkommen, allen ein Successionsrecht zukam und von welchen zugleich ein guter Theil sich einen mehr oder weniger berühmten Namen gemacht hat. Die vormundschaftliche Regierung fiel, Dank der kaiserlichen Entscheidung, dem Haupte der albertinischen Linie, dem Kurfürsten Christian II. von Sachsen zu, ohne daß jedoch bei der Erziehung der Prinzen der maßgebende Einfluß der thatkräftigen Mutter zurückgedrängt werden konnte. Zeigte sich Dorothea Marie überhaupt ihrer schwierigen Stellung in einer schweren Zeit durchaus gewachsen, so ganz besonders als Mutter und Erzieherin ihrer Söhne. Als der Zeitpunkt gekommen erschien, in welchem der Unterricht der beiden ältesten Prinzen, Johann Ernst d. J. und Friedrich in ein höheres Stadium eintreten sollte und es sich um die Wahl eines Mannes handelte, der nicht etwa blos ihre Studien beaufsichtigen und regeln, sondern als „Präceptor" den wesentlichen Theil des Unterrichtes selbst übernehmen sollte, fiel, wie schon angedeutet, die Wahl der Herzogin auf H. Es wurde ihm eine jährliche Besoldung von 200 Fl. bewilligt und der Kurfürst-Vormund gab am 8. August 1608 seine Zustimmung zu dieser Wahl. Noch in demselben Jahre siedelte H. mit den beiden Prinzen, welchen zugleich

ein eigentlicher Gouverneur an die Seite gegeben wurde, nach Jena über, offenbar weniger im Hinblick auf die Vortheile, die die Universität für die Zwecke ihrer Ausbildung bot, als der wünschenswerthen Ruhe wegen, welche sie in diesem Grade am Hofe zu Weimar nicht fanden. Dieser Aufenthalt Hortleder's mit seinen beiden Prinzen hat vier Jahre gedauert. Wir sind im Stande, das Wesen und die Richtung des Unterrichts, den H. seinen Zöglingen ertheilte, zu übersehen und zu beurtheilen (zu vgl. M. Ritter, Hortleder als Lehrer der Herzöge Joh. Ernst und Friedrich von S. W. im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte Bd. I, 2. Heft, S. 188—203). Er hat seiner Aufgabe nach wohlüberlegten Normen, welchen vermuthlich bestimmte Vorschriften von Seite der Mutter zu Grunde lagen, gerecht zu werden gewußt. Die Unterweisung ging von der lateinischen Sprache aus und führte die Prinzen zunächst in die Lectüre und das Verständniß der römischen Classiker ein. Weiterhin bildete dann die alte Geschichte, allgemeine Reichs-, Reformations- und Hausgeschichte nächst dem deutschen Reichsstaatsrecht den wichtigsten Theil des Unterrichtes. Von Bedeutung sind die Anschauungen, die H. seinen Zöglingen über die verfassungsmäßige Beschränkung der kaiserlichen Macht gegenüber den Rechten der Reichsstände vorgetragen hat. Die spätere Handlungsweise der Prinzen gibt ein endgiltiges Zeugniß über die Richtung dieser seiner Doctrin, aber auch zugleich für die Treue und Begeisterung, die er in den Herzen seiner Schüler für die Sache der Reformation zu entzünden wußte. Es mag gleich hier erwähnt werden, daß nach seiner ausdrücklichen Versicherung aus den Erläuterungen, die H. bei seiner Lektüre des berühmten Werkes Sleidan's über die Geschichte der Reformation gab, sein eigenes großes Werk über den Ursprung des schmalkadischen Krieges hervorgegangen ist.

Dieser Aufenthalt in Jena nahm mit dem Jahre 1612 ein Ende, der Zweck desselben galt als erfüllt und H. kehrte mit den beiden Prinzen nach Weimar zurück, ohne daß er selbst darum von Jena für immer schied, denn wir werden es bald hören, auch von da ab ist ein guter Theil seines noch übrigen Lebens in Jena verlaufen. Das Verhältniß zu den beiden jungen Fürsten, die jetzt aus seiner Zucht entlassen wurden, insbesondere mit dem ältesten, Johann Ernst, blieb nach wie vor ein sehr enges und freundschaftliches. Dem jüngeren, Friedrich, hat er später den ersten Band seines großen geschichtlichen Werkes dedicirt. Das gleiche gilt von Hortleder's Beziehungen zu den jüngeren Prinzen und Prinzessinnen. Seine amtliche Stellung hat sich formell zunächst nicht erweitert. Er wurde bei dem Unterricht der verschiedenen jüngeren Prinzen der Reihe nach verwendet, so namentlich auch bei der Ausbildung des Herzogs Wilhelm (IV.), des jungen Herzogs Ernst (des Frommen) und des jüngsten, Bernhard, zu dem er bis zu dessen Tode ununterbrochen in einem nahen Verhältnisse gestanden hat. Die Reise, die Johann Ernst d. J. im J. 1613 nach Paris ꝛc. unternahm, hat H. nicht mitgemacht, obwol die Ueberlieferung das Gegentheil behauptet. Dagegen wurde er von jetzt an und im steigenden Grade von der Herzogin-Wittwe zu den Staatsgeschäften beigezogen. In diesem Zusammenhange schrieb er Deductionen über die Ansprüche der Ernestiner in der berühmten jülich-clevischen Erbschaftsfrage und aus Veranlassung des Vorrangstreites zwischen den Höfen von Weimar und Altenburg. Im März 1614 wohnte er mit seinen ehemaligen Zöglingen auf ausdrücklichen Befehl der Herzogin dem Naumburger Fürstentage bei, auf welchem die Erbverbrüderung zwischen Sachsen und Hessen verhandelt wurde. Genug, er ist bereits auf dem besten Wege der einflußreichste Berather und Geschäftsmann des weimarischen Hofes zu werden. Wenn die Nachricht Grund hat, daß gerade in dieser Zeit die Stellung Hortleder's am Hofe in Folge gegnerischer Einwirkungen in dem Grade er-

schüttert war, daß er um seinen Abschied einkam, so ist noch gewisser, daß er denselben nicht erhalten hat, und als Herzog Johann Ernst d. J. zugleich im Namen seiner Brüder die Regierung endlich selbst übernahm, von diesem noch im J. 1616 zum herzoglichen Rathe (mit einem Jahresgehalt von 300 Gulden und verschiedenen Zugaben) ernannt wurde. Am 22. Januar 1617 hat er seinen Eid geleistet. Seit dieser Zeit ist er die Seele der Politik des Hofes und wird keine irgendwie erhebliche Maßregel getroffen, ohne daß dabei sein Rath entscheidend einwirkte. Sein Aufenthalt wechselt zwischen Weimar und Jena, ja den Mehrtheil der Zeit bringt er in letzterer Stadt zu, wo das Hofgericht und Consistorium seine Anwesenheit wünschenswerth gemacht zu haben scheinen, ohne daß wir im Stande wären, außer der Thatsache selbst eine specielle und förmliche Stellung Hortleder's zu diesen Behörden nachzuweisen. Dieser sein häufiger und fast ständiger Aufenthalt in Jena hat auch durch den Umstand, daß ihm bald nach seiner Beförderung zum Rathe die Oberaufsicht über das Archiv in Weimar anvertraut und die Schlüssel zum „Briefgewölbe" in seine Hand gegeben wurden, keinerlei Veränderung erfahren. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß H. das Studium der Geschichte des wettinischen Hauses nicht erst seit gestern zu seinem Lieblingsgegenstand gemacht hatte und, wie er nun einmal als Autorität auf diesem Gebiete galt, von allen Seiten mit seinen bezüglichen Kenntnissen in Anspruch genommen wurde. Seine seltene Arbeitskraft machte es ihm möglich, neben seinen vielen Staatsgeschäften zugleich dieser seiner Neigung, die freilich sich mit jenen häufig genug berührte, gerecht zu werden. Als dann in der großen Frage des Jahrhunderts für die deutsche Nation die Krisis eintrat und auch der weimarische Hof ihr gegenüber eine bestimmte Stellung zu nehmen nicht umhin konnte, geschah es nicht ohne Hortleder's Rath, daß gerade die älteren Herzoge sich entschieden auf die Seite der protestantischen Sache und des zum König von Böhmen erwählten Kurfürsten von der Pfalz stellten. Auf dem Kreistage zu Leipzig 1620 — wie später 1623 zu Jüterbogk — ist er persönlich zugegen gewesen. Als in der Schlacht am weißen Berge die von seinen Prinzen ergriffene Sache Schiffbruch erlitten hatte, war er doch der Meinung, man brauche nicht gleich zu verzweifeln und die Flinte ins Korn zu werfen, und es darf als eine Wirkung seiner Rathschläge angesehen werden, daß die drei älteren Herzöge auch nach jener Niederlage ihrer Partei treu blieben, ohne daß es darum der weimarische Hof selbst mit dem kaiserlichen Hofe zum äußersten kommen ließ. Bekanntlich sind die beiden älteren Herzöge Johann Ernst d. J. und Friedrich, der eine im J. 1626, der andere schon 1622, von H. nicht unbeklagt, in den Kämpfen der Zeit umgekommen. Die Heldenlaufbahn Herzog Bernhards hat er mit Theilnahme verfolgt und hinwiederum geschah es nicht ohne seinen Rath, daß sein Hof dem Prager Separatfrieden vom J. 1635 beitrat. Daneben setzte sich Hortleder's Thätigkeit in den innern Angelegenheiten der Lande seines Hofes ungeschwächt fort und nahm immer größere Maße an. Wie die Politik so wurden die Finanzen und die Verwaltung des Fürstenthums in dieser Zeit seinen Rathschlägen und seinen geschäftlichen Mitwirkungen unterstellt; in vielen Fällen geht die Initiative von ihm aus. Mit der Geschichte der Universität Jena ist sein Name eng verknüpft. Im J. 1637 wurde er mit einer Visitation der Hochschule beauftragt, auch an der Dotation derselben mit dem Gute Remda war er geschäftlich betheiligt; nicht minder hören wir, daß sich seine Mitwirkung zugleich auf die Hebung der Volksschule erstreckte. Nicht immer freilich fand er sich für seinen guten Willen und seine Anstrengungen belohnt. Die Zeiten waren hart, und trotz oder dank dem Beitritt zum Prager Frieden hatte das Herzogthum von den Einfällen und Durchzügen beider streitenden Parteien

schwer zu leiden. Im Februar 1637 wurde die Stadt Jena von den kaiserlichen Truppen geplündert, und als diese weichen mußten und H. nun helfend eingreifen sollte, hatte er sich über den Mangel an Vertrauen und an Entgegenkommen von Seiten der Bürgerschaft bitter zu beklagen. Er selbst litt von der schweren Noth der Zeit. Er hatte keine Schätze gesammelt und sein Gehalt wurde ihm Jahre lang nicht mehr ausbezahlt, seine Gesundheit fing an zu wanken und er fühlte sich seit 1638 oft nicht mehr in der Lage, den Ansprüchen des Dienstes und des Hofes, die ihn bald hierhin bald dorthin riefen, zu genügen. Seit dem Mai 1640 — er weilte fortgesetzt in Jena — fühlte er sich an einem heftigen Fieber förmlich krank, ein bereits bedenklicher Zustand, der durch die Thatsache gesteigert wurde, daß durch einen der fremden Reiter, die sich gerade in der Stadt umhertrieben, während H. ruhig an einem Fenster des Gasthofes zur Sonne stand, ein Schuß abgefeuert wurde, der ein paar Spannen hoch über seinem Kopfe einschlug und auf ihn gezielt erscheinen mußte. Das Schreiben, in welchem H. dem Herzog Wilhelm diesen Vorfall meldet, ist erhalten; es ist im Vorgefühle seines nahen Endes geschrieben; er verabschiedet sich darin von seinem Herrn und dankt ihm für die ihm erwiesene Gnade. Am 5. Juni 1640 ist er gestorben und wurde in der Johanniskirche begraben. H. hinterließ nicht so viel, daß die Kosten der Krankheit und der Beerdigung davon hätten bestritten werden können, doch sorgte der Herzog (Wilhelm) dafür, daß die letztere feierlich genug ausfiel. H. war zweimal verheirathet. Sein einziger Sohn (Friedrich Romanus H.) war ihm ziemlich früh als Hülfsarbeiter im Archiv beigegeben worden, ist aber seinem Vater im Tode vorausgegangen, die einzige Tochter hat sich im J. 1626 mit dem bekannten Juristen Zacharias Prüschenk verheirathet, der 1679 als geh. Rath und Regierungspräsident im Dienste des Herzogs Bernhard von Jena gestorben ist.

Das bleibende Gedächtniß von Hortleder's Namen ist an sein großes, aber unvollendetes Werk über die Geschichte des schmalkaldischen Krieges geknüpft. Der erste Band ist schon im J. 1617, der zweite im J. 1618 in Frankfurt am Main erschienen. Soweit als es vorliegt, kann es als eine Geschichte des Ursprungs des schmalkaldischen Krieges betrachtet werden. Es beginnt mit dem J. 1522 und reicht bis zum J. 1545. Außerordentlich umfangreich, ist es wesentlich stofflicher und urkundlicher Natur, wogegen die eigentliche Erzählung beträchtlich zurücktritt. Es ist nicht uneben, wenn man es als ein Urkundenbuch zu Sleidan bezeichnet hat, wie es ja auch eingestandener Maßen aus den bei der Lektüre desselben dem jungen Herzoge gegebenen Erläuterungen hervorgegangen ist. Als solches hat es noch heute so gut als Seckendorfs bekanntes Werk seinen unbestreitbaren Werth, sowie es auf der anderen Seite Zeugniß ablegt von seines Urhebers entschieden protestantischer Gesinnung und seinem unermüdlichen Forschereifer. Hortleder's schriftstellerische Thätigkeit ist damit aber nicht erschöpft, wie das Verzeichniß seiner Schriften bei Jugler (Beyträge zur juristischen Biographie 3. Band, S. 107—117) lehrt. Zunächst hat ihn noch in seinen letzten Lebensjahren eine Fortsetzung seines Hauptwerkes beschäftigt, die aber nicht zur Vollendung gelangte. Sein litterarischer Nachlaß befindet sich in der großherzoglichen Bibliothek in Weimar. Eine neue Ausgabe der beiden vollendeten Bände seines Hauptwerkes ließ im J. 1646 sein Schwiegersohn Prüschenk erscheinen, an deren Verhältniß zur Originalausgabe Fragen geknüpft worden sind, die an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden können. Prüschenk selbst wollte ohne Zweifel mit Benutzung der Vorarbeiten seines Schwiegervaters eine Fortsetzung erscheinen lassen, die aber aus politischen Rücksichten von Seite des Hofes sistirt und unterdrückt wurde. Indeß dürfte die hierüber umlaufende Ueberlieferung eine Correctur erheischen. Von seinen übrigen gelehrten

Arbeiten sind noch jene zu erwähnen, die der Geschichte und Genealogie des wettinischen Hauses dienen und die man ebenfalls bei Jugler (l. c.) verzeichnet findet. So lückenhaft und ungenügend sie uns heute erscheinen mögen, sie bezeugen die ungemeine Arbeitskraft des Mannes, der nur zu seiner Erholung sich mit derartigen Forschungen beschäftigen konnte. Das gleiche gilt von seinem vierbändigen Katalog des von Herzog Ernst d. J. angelegten Münzcabinetes, der ungedruckt geblieben ist (vgl. Schlichtegroll, Histor. nummothecae Gothanae, Gotha 1777). Zum Schlusse sei bemerkt, daß H. zuletzt noch den ihm freilich nahe liegenden Bestrebungen der fruchttragenden Gesellschaft seine Theilnahme zugewendet hat; er ist ein Jahr vor seinem Tode unter dem Beinamen des „Errichtenden" in dieselbe aufgenommen worden. Der Beiname, ob er es sollte oder nicht, trifft den Nagel auf den Kopf; ein errichtendes, ein organisatorisches, ein productives Talent der seltensten Art ist er in Wahrheit gewesen.

Jugler, l. c. Reinmann, Einleitung in die Historia literaria der Deutschen V, 456. J. S. Müller, Annalen des Hauses Sachsen-Weimar 1700. B. G. H. von Hellfeld, Leben Johann Ernst d. J., Jena 1784. G. E. Herrmann, Beitrag zur Lebensgeschichte Joh. Ernsts d. J., Weimar 1785. B. Röse, Herzog Bernhard d. Gr. von Sachsen-Weimar, 2 Bde., Weimar 1828. Derselbe, Johann Friedrich VI., Neustadt 1827. Stichling, Die Mutter der Ernestiner, Weimar 1860. Aug. Beck, Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, 2 Theile, Weimar 1865, passim. — Burkhardt im 2. Bd. von Löher's Zeitschrift für das Archivwesen: Zur Geschichte des S. Communal-Archivs in Weimar. Zedler, Univ. Lexikon, s. h. v. Ersch und Gruber, II, 11. S. 75. Ges. Mittheilungen aus dem S. Communalarchiv in Weimar.

Wegele.

Hoerwarth: Hans Georg H. (auch Herwarth) v. Hohenburg, baierischer Staatsmann und Gelehrter, geb. am 11. Februar 1553, † am 15. Januar 1622. Die größeren Reichsstädte führen in ihren Stammtafeln Namen, deren Träger sich Generationen hindurch bald im städtischen Regimente, bald in weiteren Kreisen durch ruhmvolles Wirken hervorthun. — Ein solches Geschlecht ist das der Augsburger Hoerwarth. Nach Mitte des 12. Jahrhunderts treten sie urkundlich auf, und bekleidete bis zur Errichtung des Zunftregimentes (1308) kein Geschlecht öfters die Würde eines Stadtpflegers als jenes der H. Die fortlaufende Reihe beginnt im J. 1362 mit Heinrich H.; er ist der Urahne all' jener bedeutenden Männer, welche aus der baierischen (Hohenburger), der württembergischen (Bittenfelder), der Augsburger und französischen Linie hervorgingen und der Familie mit neuem Ruhme neuen Glanz zuführten. Nun sind all' diese Linien erloschen mit Ausnahme der von Lukas H. gegründeten Bittenfeld'schen, welche in den Nachkommen des in der Nördlinger Schlacht 1634 gefallenen Feldhauptmanns Mathias H. in Preußen blüht und in ununterbrochener Folge dem preußischen Heere tapfere Kriegsmänner liefert. Der Vater des Hans Georg H., Hans Paul H., geb. 1519, Mitglied des geh. Rathes in Augsburg, Herr zu Haimhofen und Otmarshausen, entgab sich 1576 (irrig 1567), seines Bürgerrechtes und seiner liegenden Habe zu Augsburg; er ließ sich auf dem mütterlichen Edelsitze Hohenburg nieder, einer stattlichen Feste unferne Längries, die von bewaldeter Höhe des Geyersteines auf die grünen Fluthen der Isar niederschaut und nun dem Herzoge von Nassau zu eigen ist. Hans Paul H. bestimmte Hohenburg 1574 als Erbgut seiner Familie und wurde Gründer der nach dieser Hofmark benannten katholischen Linie der Hoerwarth's. Später erwarb er noch einige Herrschaften im Rentamte München und segnete 1583 als baierischer Hofrathspräsident das Zeitliche. Karl V. hatte ihm 1554 die Reichsfreiherrnwürde verliehen, Herzog Albrecht am 11. Juli 1572 die Hof- und Edel-

mannsfreiheit bewilligt. Weder er noch seine unmittelbaren Nachkommen machten hiervon Gebrauch. Kaiser Leopold erneuerte später den uralten Adel der Hoerwarth's, welche bereits bei Friedrich III. in hohen Gnaden stunden, den sie auch zur Krönung nach Rom begleiteten. Er erhob mit Brief vom 7. April 1659 Paul's Urenkel, den kaiserlichen Kämmerer und Reichshofrath Hans Heinrich H. nebst dessen beiden Brüdern, dem kurbaierischen Landschaftskanzler Hans Wilhelm H. († 1691) und dem kaiserlichen Geheimrathe Hans Georg H. († 1702) zu Reichsfreiherren und versetzte sie 28 Jahre später, am 4. Mai 1687 (ersteren wegen seiner Verdienste bei Durchführung diplomatischer Geschäfte in Polen (1676) und Ungarn (1681) unter Mehrung des Wappens in des Reiches Grafenstand. — Hans Georg H., des erwähnten Hans Paul H. und dessen Hausfrau Magdalena, aus dem angesehenen Geschlechte der Welser, vierter Sohn erblickte am 11. Februar 1553 zu Augsburg das Licht der Welt. Ueber seine Kindheit und seinen frühesten Bildungsgang gebricht es an Nachrichten; wir wissen nur, daß er 1574 die Universität Ingolstadt bezog. Mit guten Talenten ausgestattet, von heißem Wissensdrange beseelt, trieb er auf der Hochschule mit seinen beiden älteren Brüdern, Hans Christoph (der bereits 1568 die Rechtsschule zu Padua besucht hatte und 1576 auf jene von Douay ging), sowie mit Hans Konrad philosophische, dann rechtswissenschaftliche Studien und legte den Grund zu jener tiefen, vielseitigen Bildung, welche sein späteres Leben und Wirken zu einem so inhaltsvollen gestaltete. 1583 treffen wir den jungen Rechtsgelehrten in Speier, wo er am 8. April auf Präsentation des baierischen Kreises nach vorgängiger Eidesablage als außerordentlicher Assessor beim Reichskammergerichte feierlich eingeführt wurde. Seines Bleibens war indeß von kurzer Dauer; schon im Frühjahre 1585 erbat er wegen beharrlicher Krankheit und vieler Sterbefälle in der Familie seine Entlassung, die er auch mit Visitationsdecret vom 12. Mai unter der Verpflichtung erhielt, noch ½ Jahr zu dienen und auch dann bis zur Ankunft seines Nachfolgers fortzuarbeiten. — Am 6. November des nämlichen Jahres trat er als Hofrath in baierische Dienste und wurde nach Umfluß zweier Jahre als Landschaftskanzler aufgenommen, da der bisherige Kanzler, sein älterer Bruder Hans Konrad H. (geb. 1522), „beschwerlicher Leibeszustände halber“ um Entlassung des neun Jahre verwalteten Cancellariatsamtes nachgesucht hatte. Neben dem Kanzlergehalte bezog H. noch 200 fl. „wegen der speierischen Sachen“, unter denen wol die beim Reichskammergerichte anhängigen Fiskalprocesse Baierns zu verstehen sind. Die Annahme, daß H. um 1586 als steierischer Kanzler einige Zeit bei Erzherzog Ferdinand in Gratz zugebracht, beruht auf Irrthum. Nach den vorliegenden Hofkammerrechnungen war H. damals Hofrath in München und bezog seinen Gehalt fortlaufend aus der baierischen Kasse. Herzog Wilhelm V. beehrte ihn mit besonderem Vertrauen, ja er rief ihn alsbald an die Spitze der Geschäfte, indem er ihn am 10. März 1590 zum geheimen Rath und Obristkanzler mit 1500 fl. ernannte. H. diente seinem Fürsten mit redlicher Hingebung, fertigte alle wichtigen Actenstücke politischer Natur, führte zum Theil die vertraute Correspondenz Wilhelm's und erfreute sich weitreichenden Einflusses. So war er 1593 auf dem Landtage zu Landshut Vorsitzender des von Regierung und Landschaft gewählten Finanzausschusses und Verfasser jener freimüthigen memoranda, welche die von Wilhelm 1597 niedergesetzte Commission bezüglich Reform des verschuldeten herzoglichen Kammerwesens und fürstlichen Hofstaates überreichte. Andererseits gelang es zu keinem geringen Theile der Bemühung des Kanzlers, daß die Landstände die Schulden des Herzogs im Betrage von mehr als 2½ Millionen Gulden zur Deckung übernahmen. Als ferner die Erzherzöge den Vortritt vor den baierischen Herzögen beanspruchten und Wilhelm zur Wahrung der Rechte seines Hauses in diesem Rangstreite 1591

den Titel „Durchlaucht“ annahm, gab man in der Hofburg zu Innsbruck, darüber mißvergnügt, „den schwäbischen Doctores“ (H. und Gailkofer) oder den Jesuiten die Schuld, und als Erbprinz Maximilian am 9. Mai 1594 zum Reichstage in Regensburg mit 488 Personen einritt, befand sich der Obristkanzler als baierischer Reichstagsabgeordneter im Gefolge, der auch dort blieb und die Reichstagsberichte für den Herzog fertigte, als der Prinz Regensburg bereits am 29. Juli verließ, wie er auch in der bald darauf spielenden Abdankungsangelegenheit Wilhelms als Vertrauensperson auftritt, indem er hierüber zum Oefteren mit Maximilian Briefe wechselt und vom Herzog am 7. August 1597 die Weisung empfängt: „die Gesandtschaft an den Kaiser sowie die ganze Abdankungssache schleunigst auszuführen“. Die Verzichts- und Uebergabsinstrumente wurden auch bereits am 25. October 1597 unterzeichnet, der eigentliche Regierungsantritt Maximilians konnte indeß erst nach kaiserlicher Bestätigung am 4. Februar 1598 erfolgen. Der neue Herrscher war H. gleichfalls gewogen, legte jedoch das Kanzleramt alsbald in jüngere Hände; er übertrug es dem Regierungskanzler von Landshut, Joachim v. Donnersberg, während H. unter Beibehaltung der geheimen Rathswürde und des Pflegamtes Schwaben am 1. April 1599 wieder die Geschäfte eines Landschaftskanzlers übernahm. Dieser Wechsel gestattete ihm seinen Lieblingsstudien nachzugehen und sich auf dem Felde der Wissenschaft einen geschätzten Namen zu sichern. Hoerwarth's Schriften und hinterlassene Papiere, welche aus fünf großen Fascikeln bestehen, gewähren einen klaren Einblick in sein geistiges Thun und Schaffen. Er zeigt sich uns als gewiegter Kenner des Rechts und der alten Sprachen, als Mathematiker und Astronom, als Geschichtsforscher und Chronologe. Als Schriftsteller hielt er sich von der Schwäche nicht frei, fremde Arbeiten ohne Namensnennung zu benutzen; doch geschah dies mehr in Nebendingen; in der Hauptsache waren seine Werke wirklich seine Schöpfungen. Welches Ansehen er bei seinen Zeitgenossen fand, wie wohlwollend er den Trägern der Wissenschaft entgegen kam, das erfahren wir am besten aus seinem Briefwechsel mit namhaften Gelehrten jener Epoche, mit dem Historiographen Johannes Meursius (de Meurs), mit dem Mathematiker Prätorius in Altdorf, mit den Augsburger Humanisten David Höschel, Jakob Pontanus, Markus Welser, mit dem Tübinger Astronomen Mästlin und dem stets schlagfertigen Controversisten Jak. Gretser; das bezeugt sein näheres Verhältniß mit J. Kepler, das bekunden auch die Lobesworte, welche der Jesuit Mathäus Rader bei Widmung seines Chronicon Alexandrinum (1615) spendet. Unter Hoerwarth's Werken ist nach der Reihenfolge der Veröffentlichungen zuerst der Katalog der griechischen Handschriften der herzoglichen Büchersammlung anzuführen; er erschien 1612 zu München. Die wissenschaftliche Beihülfe, welche H. bei Anlage dieses Kataloges fand, mag zu der unbegründeten Beanstandung von dessen Autorschaft geführt haben, indeß ist das Werk in neuerer Zeit durch Hardt's fünfbändigen catal. manuscr. graec. (München 1806, 4⁰) überholt. Nach Theiner (Schenkung der Heidelberger Bibliothek durch Maximilian I.) wurde von H. um 1580 auf Geheiß des Herzogs Wilhelm in Heidelberg ein genaues Verzeichniß der griechischen Manuscripte der berühmten Palatina gefertigt. — Hat H. die Schätze der herzoglichen Büchersammlung der Wissenschaft eröffnet und hierdurch seinen Namen in der Gelehrtenwelt eingeführt, so gewann er einen vielgenannten durch den „Ludovicus IV Imperator defensus“, dessen freimüthige Sprache kein geringes Aufsehen erregte, da er ja seine Entstehung Maximilian, dem eifrigsten Vorkämpfer des Katholicismus, zu danken hatte. Die Autorschaft des Buches war schon bald nach dessen Veröffentlichung von Leibnitz und Balde angestritten; neueste Forschungen haben außer Zweifel gestellt, daß der Ludovicus defensus nicht aus Hoerwarth's Feder floß, wenn er auch dessen Abfassung nahe stand. Herzog Maximilian, entrüstet über den seinem großen Ahnherrn durch die Schmähungen des Dominikaners Bzovius wider-

fahrenen Unglimpf ertheilte nach der Vorrede zur zweiten Auflage (1621) durch Decret vom 16. März 1618 H. den Befehl zur Abfassung einer Ehrenrettung; letzterer war wol bei Sammlung und Sichtung des Urkundenmaterials wie auch bei der Drucklegung betheiligt, allein geschrieben hat das Buch der Jesuit Jakob Keller, Rector des Münchener Collegiums, dessen Autorschaft nach Anordnung des Ordens unbekannt bleiben mußte. Die in fließendem Latein geführte Vertheidigung weist die Rechtmäßigkeit der Kaiserwahl nach, bekämpft sowol den Eingriff des Papstes in die weltliche Herrschaft als den dem Kaiser gemachten Vorwurf der Ketzerei und wälzt die Schuld an der Entwickelung des unheilvollen Streites auf den Papst. — Die gewaltigen Entdeckungen Tycho de Brahe's, Galilei's und später Kepler's wirkten allenthalben anregend auf mathematische und physikalische Studien und machte sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Streben bemerklich, die trigonometrischen Tafeln auf den möglichsten Grad der Genauigkeit zu bringen. Je sorgsamer diese Tafeln hergestellt wurden, desto zeitraubender war das Rechnen mit vielziffrigen Zahlen; so entstand das Streben nach Abkürzung jener Manipulation. Auch H. beschäftigte sich mit dieser Aufgabe. Die mühsamen Früchte seines Fleißes sind die zahlenstrotzenden: „Tabulae arithmeticae προσθαφαιρεσεως universales“, Fol. Es ist immerhin möglich, daß diese 1611 zu Ingolstadt herausgegebenen Tafeln auf die später erschienenen Arbeiten des Schotten Lord John Napier und des Toggenburgers Jost Bürgi, welche als die Erfinder der Logarithmen gelten, Einfluß übten; jedenfalls kommt H. das Verdienst zu, sich an diesem wissenschaftlichen Probleme hervorragend betheiligt zu haben. Er benutzte jedoch die Mathematik mehr als Hilfswissenschaft zu astronomisch-chronologischen Arbeiten, und berichtigte in der That durch seine „Novae, verae et exacte ad calculum Astronomicum revocatae chronologiae et capita praecipua“, Mon. 1612, einige wesentliche chronologische Irrthümer, was Mästlin veranlaßte im 20. Briefe an Kepler besonders die ersteren Kapitel des Werkes sehr günstig zu beurtheilen und dem Verfasser „etiam propter ingentes labores et industriam“ Bewunderung und Verehrung zu zollen. Gelegentlich dieser chronologischen Untersuchungen wurde H. mit Kepler's Erstlingswerke, dem Prodromus (1596) und hierdurch mit diesem selbst bekannt. Er glaubte, aus einer Stelle des Dichters Lucan, welche den von Nigidius Figulus beobachteten Stand der Gestirne zur Zeit der römischen Bürgerkriege schildert, das Jahr des Ausbruches jener Kämpfe feststellen zu können und wandte sich deshalb an Kepler nach Gratz. Der Befragte beschäftigte sich eingehend, aber erfolglos mit der gestellten Aufgabe, lieferte dagegen H. höchst werthvolle chronologische Berechnungen. So entspann sich zwischen beiden eine längere Correspondenz, welche nach doppelter Richtung unsere Beachtung verdient. Einerseits gibt sie genaue Kunde von Kepler's wissenschaftlichen Plänen und Erfolgen zu jener Zeit, andererseits lernen wir aus ihr H. als einen vorurtheilslosen, scharfen Denker schätzen. So macht er im vierten Briefe die für jene Zeit überraschende Aeußerung: Es wundere ihn, daß Keiner ex professo die Bewegung der Erde erwäge, da doch die schönsten Argumente, besonders physische, nicht fehlen würden, durch welche vorzüglich aus Wind- und Meeresströmung, aus Ebbe und Fluth nachzuweisen wäre, daß der Erde mit größerem Rechte als den Fixsternen Bewegung zuzuschreiben sei. — Nicht minder war H. als Staatsmann bis an sein Lebensende thätig. Gleich Wilhelm V. hörte auch Maximilian gerne in rechtlichen und politischen Fragen dessen erfahrenen Rath, beschenkte ihn 1611 mit einem Ehrensolde von 10,000 fl. und übertrug ihm öfters wichtige Staatsgeschäfte. Auf dem ersten Landtage Maximilians (October 1605) war er Abgeordneter der Regierung, wirkte in der Commission, welche die 1616 promulgirten großen Justizgesetze berieth, erschien als fürstlicher Stellvertreter auf dem ligistischen Bundestage zu München im Mai 1640, unterhandelte neben Tilly, Donners-

berg und Rechberg vom 17. bis 24. October desselben Jahres mit den Gesandten der protestantischen Union, bekleidete die Stelle eines herzoglichen Vollmachtträgers sowol auf dem Regensburger Reichstage wie in der Heirathssache des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm v. Neuburg mit Maximilians jüngster Schwester, Prinzessin Magdalena, und leitete im Mai 1616 die geheimen Berathungen mit dem unionistischen Sendboten Freiherrn v. Freyberg-Oepfingen. Im höheren Alter hatte er schwer an der Gicht zu leiden; trotzdem arbeitete er unverdrossen weiter. Ein gar schmerzhafter Anfall quälte ihn im Sommer 1611, als er sich eben mit einem staatsrechtlichen Gutachten über die Irrungen mit Salzburg wegen des Halleiner Salzhandels beschäftigte; dasselbe ist vom Obristkanzler (Donnersberg) unterzeichnet mit dem Beisatze: „statt des Landschaftskanzlers, der weder Hände noch Füße aber desto besser die Zunge rühren kann". Trotz solch' reger Berufserfüllung wurde ihm 1619 „von der Churfürstin Maria Anna wegen 12 Thaler Strafe dictirt, dieweilen seine Tochter bei des Klötzl's (?) Hochzeit sich Freile (Fräulein) habe tractiren lassen". Der Vorgang berührte den wackern Mann schmerzlich; das mit alternder Hand geschriebene Gnadengesuch betheuert feierlich die Unschuld des Verurtheilten und schließt nicht ohne Anflug von Bitterkeit mit der Bemerkung: daß er Gottlob in Zeit seiner getreuen 43jährigen Dienstgeschäfte einer Bestrafung überhoben geblieben sei. Im Uebrigen leuchtete H. auf seinem Lebensgange ein ungewöhnlich freundlicher Stern; kein nachhaltiger Unfall trübte die Harmonie seiner Tage. Hochgeehrt von den Besten seiner Zeit um seiner Stellung, um seiner Kenntnisse willen, reich gesegnet mit Glücksgütern — (er nannte sich Herr von Planegg, Berg, Almannshausen, Poschets- (jetzt Fürsten-) ried und besaß außerdem Seeholzen, Aufkirchen, Bibekohr und Forstenried —, reich gesegnet mit Kindern aus zwei Ehen — (deren zweite er 1604 abschloß), starb er am 15. Januar 1622 und ist in Aufkirchen am Würmsee begraben. Das von seinen Söhnen errichtete Steinepitaphium erhebt sich an der Westwand der Josephskapelle in der Münchener Lieb-Frauen-Kirche. H. ist knieend abgebildet mit kräftigem Schnur- und Knebelbart, kurzen Pluderhosen und zierlich verbrämtem Mäntelchen. Der breitkrämpige Hut liegt zur Seite. Als Wilhelms und Maximilians vertrauter Diener war H. in nahen Beziehungen und engem Verkehr mit den Jesuiten, denen er seine große, kostbare Bibliothek vermachte; nach Aufhebung des Ordens kam sie an die Ludwig-Maximilians-Universität. König Ludwig I. ließ die von Professor Widnmann gefertigte Marmorbüste Hoerwarth's in der baierischen Ruhmeshalle aufstellen. Ein genaues Verzeichniß seiner Werke nebst kurzer Lebensskizze bei Veith, Biblioth. August. Alph. X. 134—154. — Ein jüngerer Bruder, Hans Friedrich H., geboren und erzogen zu Augsburg, diente bei Herzog Ferdinand (dem Gründer der gräfl. Wartenberg'schen Seitenlinie des baierischen Hauses) als Kämmerer und Stallmeister. Er schrieb ein bibliographisch werthvolles Buch „Ueber die hochberümpte adeliche u. ritterliche Kunst der Reitterey"; mit vielen guten Holzschnitten geschmückt erlebte es mehrere Auflagen, die erste zu Tegernsee 1577. Um 1588 wurde er Stadt- und Landrichter, auch Kastner zu Schongau, in dessen Besitze sich Herzog Ferdinand befand. An seine Richterthätigkeit knüpft sich ein trübes Andenken. Führte er ja von 1589—91 mit blindem Uebereifer jenen Schongauer Hexenproceß, in dem gegen 63 Weiber als unglückliche Opfer einer im Irrwahne befangenen Rechtspflege auf dem Blutgerüste endeten. Zweimal vermählt starb er 1598 kinderlos. — Hoerwarth's ältester Sohn, der gleich seinem Vater Hans Georg hieß, geb. 1588, † 1656, war wie dieser Dr. jur., Landschaftskanzler, Geheimrath und Pfleger in Schwaben, dann kurfürstlicher Kammerdirector. Wegen seines Wissens und seiner Leistungen von Max I. hoch gehalten, wurde er wiederholt zu wichtigen Verrichtungen außer Land geschickt. — Hoerwarth's dritter Sohn aus erster Ehe, Hans Friedrich H.,

geb. zu München, studirte 1615 zu Ingolstadt, promovirte dortselbst 1620, wurde am 27. Februar 1622 Hofrath und nebenbei am 22. December 1627 herzoglicher Bibliothekar, dann (nach Lerprechting) Legat in Frankfurt und starb im besten Mannesalter 1632. Er ordnete den handschriftlichen Nachlaß seines Vaters, vollendete ex incompletis optimi parentis monumentis dessen „Admiranda ethnicae theologiae mysteria propraelecta", Ingolst. 1623, und widmete sie dem erlauchten Gönner seines Vaters, Maximilian. Das Buch enthält neben manchen Irrthümern bisweilen wundersam-paradoxe Ideen über Mythen und religiöse Culten der alten Welt. Die Angabe Kobolt's u. A., daß auch dieser Hans Friedrich ein seltenes, zu Tegernsee erschienenes Buch über die Reiterei verfaßt habe, ist auf eine Verwechslung des Neffen mit dem vorgenannten gleichnamigen Onkel zurückzuführen. — Stehen auch die Hoerwarth's der französischen Linie nicht im Rahmen der allgemeinen deutschen Biographie, so mag doch eines Gliedes derselben, des aus Augsburg stammenden und dort am 16. Aug. 1607 geborenen Bartholomäus H. (Barthélemy Hervart, auch Hervard) an diesem Orte gedacht werden. Der Vater, Daniel H., hatte vielleicht aus confessionellen Gründen mit den Seinen die alte Heimstätte Augsburg verlassen und war nach Lyon gezogen. — Bartholomäus ging mit seinem Bruder Johann Heinrich nach Paris, wo sie ein mit Glück und Umsicht geleitetes Bankhaus gründeten. Als eifrige Protestanten kamen die Brüder mit Bernhard von Weimar, als er im Elsaß stand, in nähere, ja freundschaftliche Beziehungen; sie vollzogen, namentlich Barthol., diplomatische Sendungen heikler Art, machten großartige Armeelieferungen und ihr Haus zählte bald zu den ersten Bankhäusern Frankreichs. Ihr Ansehen stieg; durch ihre Verbindungen mit Bernhard wurden sie auch mit Mazarin bekannt. Nach Bernhard's Tod, zur Zeit der Frond, bot sich Barthol. durch den Cardinal Gelegenheit, dem französischen Hofe schwerwiegende Dienste zu leisten. Es galt, die wankenden deutsch-schwedischen Hilfstruppen, welche unter Bernhard gefochten hatten und nun von dem parlamentsfreundlichen Turenne geführt wurden, an das Lilienbanner zu fesseln und für den Hof zu gewinnen. Die Aufgabe war schwierig, die Armee vielumworben, der Sold rückständig, die Mannszucht gelockert, die Haltung Turenne's dem Cardinale feindselig. Mit ausgedehnter Königsvollmacht und vielen Briefschaften ging H. im Februar 1649 und wiederum Ende Januar, dann im April 1650 nach Lothringen und Deutschland. Er begann seine Unterhandlungen mit den Oberofficieren, die ihm von früher her großen Theils wohl bekannt waren. Die klug und umsichtig geleiteten Abmachungen, das verschwenderisch ausgestreute Gold gewannen die Truppen; die Oberofficiere erklärten sich gegen das Parlament für Mazarin, der von Turenne'schen Sendlingen in Stenay geplante Treubruch wurde zu nichte und der verlassene Marschall mußte sich mit wenigen Getreuen nach Hessen zurückziehen. Als dies Mazarin am königlichen Hoflager zu Saint Germain-en-Laye erfuhr, brach er vor der versammelten Gesellschaft in die Worte aus: „Monsieur H. hat den Staat gerettet, dem Könige die Krone erhalten; das Andenken an solche Großthat wird der König unsterblich machen!" H. hatte aber nicht blos keine Mühen und Gefahren, er hatte auch keine Geldopfer gescheut; die von ihm aus eigenen Mitteln aufgewendeten Summen erreichten die Höhe von $2^1/_2$ Millionen Livres, deren Rückersatz nach den erhaltenen Briefen keineswegs gesichert war. Auch später stellte H. in geldklemmen Tagen dem Könige seine Kasse zur Verfügung. Als Ludwig XIV. nach Fouquet's Verhaftung aus der Bretagne kam und seine Mittel erschöpft fand, wandte er sich an H., der mit einer Anweisung auf 2 Millionen Livres antwortete. Der König lohnte die Dienste mit dem Hartwalde und dem früher vorderösterreichischen Amte Landser im Elsaß. H. mehrte noch diesen Besitz durch Kauf; so erwarb er le bois de Vicomte, Vitry, Meaulx, St. Cloud, das im October 1658 Ludwig XIV. erwarb. Die erstgenannten

Besitzungen gingen durch Widerruf des Edictes von Nantes der Familie verloren. Auch durch Staatsämter wurde H. ausgezeichnet. 1649 wurde er Staatsrath, 1650 oder 1656 Intendant der Finanzen und 1657 wurde ihm trotz seines protestantischen Bekenntnisses zum schweren Verdrusse des katholischen Klerus die Oberleitung der Finanzen als contrôleur général de finances übertragen, unter gleichzeitiger Ernennung zum Geheimrath. Er blieb bis 1661 Generalcontroleur und öffnete als solcher seinen Glaubensgenossen den bisher streng verwehrten Eintritt in die Finanzverwaltung. Den Rest seiner Tage beschloß er zu Tours Ende October 1676. Sein Nachlaß wurde auf 6 Millionen Livres geschätzt. In Barthol. H. begegnen wir nicht blos einem scharfblickenden Finanzmann und klugen politischen Agenten, er war auch feiner Weltmann, der sein prachtvolles, von P. Mignard um 10,000 Thaler mit meisterhaften Fresken ausgeschmücktes Hotel in der rue Plâtrière (das jetzige Postgebäude) gerne zum Sammelpunkt einer auserwählten Gesellschaft machte, mit vollen Händen gab und als leidenschaftlicher, aber unglücklicher Spieler an manchem Abende viele tausend Thaler verlor. Unter seine Freunde zählte er Colbert und J. Lafontaine. Die biographische Mittheilung, H. habe nach dem Tode der Frau v. Sablière (1693) den verlassenen und bedrängten Fabeldichter in sein Haus aufgenommen, wo dieser am 15. April 1695 starb, verwechselt den Vater Barthol. H. mit dessen jüngerem Sohne, dem Parlamentsrathe, der im November 1685 katholisch wurde, im folgenden Jahre eine Tochter des Präsidenten Bretonvilliers heirathete und 1713 ohne Nachkommen starb. Bartholomäus' Wittwe, Esther Wymar aus Lyon, schildert Voltaire als glaubenseifrige Hugenottin, die beträchtliche Summen aufwandte, um den Uebertritt der Calvinisten zu verhindern. Nach Widerruf des Edicts von Nantes ging sie mit einigen Familiengliedern nach England, was Voltaire zu dem Irrthum veranlaßt haben mag, eine englische Abkunft der Familie H. anzunehmen.

Familie Hoerwarth: v. Stetten, Gesch. der adel. Geschl. Augsburgs. — Langenmantel, Hist. des Augsb. Regiments. — Stridbeck, Hoerwarth'scher Stammbaum. — Arch. des hist. Ver. f. Oberb. XI. 316; XIV. 198—208; XXX. 318. — Hans Georg H.: Wolf, Maximilian I., Bd. I—IV. — Stieve, Ursprung des 30jähr. Krieges, I; ders., Briefe u. Acten zur Gesch. des 30jähr. Krieges, IV. — Histor.-polit. Blätter, Bd. XVIII S. 42—47. — Sitz.-Ber. der phil. Kl. der Münch. Akad. d. Wissenschaften, Bd. IV S. 48 bis 53. — v. Stetten a. a. O. — Häberlin, Neueste d. Reichsgesch., Bd. XIII u. XIV. — Acten des Reichsarchives. — Hans Friedrich H.: Arch. d. hist. Ver. f. Oberb., Bd. XI. S. 356—80. — Veith, Bibl. Aug. Alph. X. p. 154—57. — Barthol. H.: Haag, la France protest. V. 512 und die dort Citirten, bes. Vanhuffel, Doc. inéd. conc. l'hist. de France. — Moreri, Dictionnaire, V. 645. — G. Depping: Barth. H. in der Revue historique, Bd. X (1879) S. 285—338, Bd. XI (1879) 63—80. (Eine trotz ihrer französ. Färbung vortreffliche Abhandlung, in deren Noten die gesammte, sehr reichhaltige Litteratur über Barth. H. u. seinen Bruder zusammengestellt ist). — Hans Herwarth v. B.: Die Brüder Barth. u. Joh. H. Herw. in der Ztschr. d. hist. Ver. f. Schwaben u. Neuburg, Jahrg. I. (1864) S. 185—206.

Eisenhart.

Hörwart: Marquard v. H. (Herwart), aus altgräflichem Geschlechte, Priester und dem Franziskanerorden angehörig. Aus den spärlichen Nachrichten über ihn bei Greiderer, Germania Franciscana ist zu entnehmen, daß er der bairischen Ordensprovinz der Minores Reformati angehörte, später in Rom sich aufhielt, geistlicher Freund und Berather der Wittwe des polnischen Königs Johann III., Maria Casimira Ludovica, der Mutter der zweiten Gemahlin des bairischen Kurfürsten Maximilian Emanuel war und als Pönitentiar der La-

teranensischen Kirche in Rom i. J. 1700 starb. Muthmaßlich als Lector des Ordens faßte er eine Schrift ab, betitelt: „Decas Scoti physica, ex VIII libris auscultationis physicae Aristotelis“ (1693), über deren Inhalt nähere Angaben sich finden bei Rixner, Geschichte der Philosophie bei den Katholiken in Altbaiern rc. (München 1835), S. 152 f. Werner.

Hosch: Wilhelm Ludwig H., geb. am 20. September 1750 zu Hornberg im Schwarzwald, wo sein Vater Geistlicher war, studirte zu Tübingen Theologie und ward im J. 1781 Pfarrer zu Gächingen bei Urach, von wo er im J. 1800 nach Aidtlingen bei Böblingen kam; hier starb er am 10. August 1811. Er war eng befreundet mit Christian Gottlob Pregizer und stand der eigenthümlichen Richtung desselben nicht fern, wenn er auch wol nicht zu den eigentlichen Pregizerianern oder „Hochseligen“ gerechnet werden kann. Als Prediger besaß er (nach Koch) eine vorzügliche Gabe, steinharte Herzen zu erweichen, wie er überhaupt ein Mann des Volkes war und mit demselben in seiner Sprache reden konnte. Durch seine Schrift „Werdet gute Rechner und Denker! oder kurzer Unterricht in Fragen und Beispielen“, die Tübingen 1805 erschien und noch Mannheim 1818 in einer Umarbeitung von Hägelein neu herausgegeben ward, erlangte er den Ruf eines geschickten Lehrers. In der Pregizer'schen Sammlung geistlicher Lieder, von 1821 bis 1849 in verschiedenen Ausgaben erschienen, sind auch einige Lieder von H. abgedruckt, unter welchen das Morgenlied: „Ich will nicht alle Morgen“ in das Württemberger Gesangbuch Aufnahme gefunden hat.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds rc., 3. Aufl., Bd. VII S. 403 f.

l. u.

Hoeschel: David H., einer der bedeutendsten Humanisten im Uebergange vom 16. zum 17. Jahrhundert, verdient vor Allem durch die Herausgabe zahlreicher griechischer Schriftwerke, geb. den 8. April 1556 in Augsburg, † den 19. October 1617 ebendaselbst. — Seine Eltern, obwol unbemittelt, leiteten den talentvollen Sohn doch auf die Bahn der wissenschaftlichen Studien. Wie er nun durch wohlwollende Patricier für sein äußeres Fortkommen ausreichende Unterstützung erhielt, so sah er sich in seinem Lernen als Schüler des Gymnasiums zu St. Anna durch den Rector Hieronymus Wolf und den neben diesem wirkenden Simon Fabricius auf das Beste gefördert. Also tüchtig vorbereitet bezog er dann das blühende Gymnasium in Lauingen, wo Nicolaus Reusner und Martin Ruland, ganz vom Geiste des großen Joh. Sturm geleitet, der griechischen Sprache und Litteratur besondere Sorgfalt zuwandten. Von Wolf und Reusner empfohlen ging er 1577 nach Leipzig, wo vor Anderen des Camerarius Nachfolger, Gregor Bersmann, seiner sich annahm. Er führte dort seine Studien bis 1581 weiter und wurde Magister. Hierauf aber in die Vaterstadt zurückgekehrt, die eben damals den trefflichen Rector Wolf durch den Tod verloren hatte, trat er als Lehrer in dieselbe Anstalt ein, welcher er die Grundlage seiner wissenschaftlichen Bildung zu danken hatte, Und rasch erwarb er sich in dem nächsten Kreise so großes Vertrauen, daß die vornehmsten Familien der Stadt ihm ihre Söhne zu besonderer Aufsicht und Unterweisung zuführten. Seine eifrige litterarische Thätigkeit aber lenkte auch in weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit auf ihn und brachte ihn mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, auch mit Joseph Scaliger (s. dessen Epistolae, Lugd. Bat. 1627, 730—745) in engere Verbindung. So konnte es dann geschehen, daß er 1593, obwol seine Rechtgläubigkeit in Bezug auf die Abendsmahlslehre nicht als sicher erschienen war, mit der Leitung des Gymnasiums und der Verwaltung der Stadtbibliothek betraut wurde, in beiderlei Thätigkeit von dem Mathematiker Henisch unterstützt. Er hatte es darum auch aufgegeben, eine Professur an der nahen Universität Altorf zu suchen; ebenso lehnte er einen Ruf nach Basel ab. Der steigende Ruf des Gymnasiums

ermunterte damals die Behörden der Stadt, für daſſelbe ein ſehr ſtattliches Gebäude zu erbauen, ihm ſelbſt aber die Amtswohnung ſo einrichten zu laſſen, daß er die aus der Ferne ihm zugeſandten Koſtgänger angemeſſen unterbringen konnte. Seine gelehrten Arbeiten, die ihn ganz in Anſpruch zu nehmen ſchienen, hinderten ihn doch niemals, den nächſten pädagogiſchen Aufgaben lebhafte Theilnahme zuzuwenden. Bekannt iſt, daß er, den Wünſchen der Scholarchen entſprechend und von eigenem Eifer getrieben, den neuernden Didaktiker Wolfgang Ratichius in Frankfurt aufſuchte, um dann in ſeinem eigenen Hauſe, das ein Sammelplatz ſtrebſamer junger Männer aus Deutſchland, Holland und Italien geworden war, in Verbindung mit Jungius und Helvicus die neuen Methoden zu prüfen und auszubilden. (Niemeyer, Mittheilungen über Ratichius II, 12 f. und Guhrauer, Joachim Jungius 36 ff.) Bleibende Frucht hat ſich aus dieſen Beſtrebungen freilich auch für Augsburg nicht ergeben. In den auf die griechiſche Litteratur gerichteten Studien ſah ſich H. von dem reichen Patricier Marcus Welſer, den auch Scaliger zu ſchätzen wußte, in der erfreulichſten Weiſe unterſtützt. Obwol ſelbſt entſchiedener Katholik, ehrte Welſer doch in H. vor Allem den ausgezeichneten Humaniſten, dem zu Liebe er auch mit Anderen eine beſondere griechiſche Druckerei einrichten ließ. Aus dieſer ſind dann eine ganze Reihe trefflicher Editionen, welche H. vorbereitet hatte, in die Oeffentlichkeit gelangt. Umfaſſende Beleſenheit und gründliche Kenntniß des Alterthums vereinigten ſich in H. mit dem feinſten Scharfſinn, der ihn als ausgezeichneten Kritiker erſcheinen ließ. Die bedeutendſte ſeiner Ausgaben dürfte die der Bibliotheca des Photius ſein; aber auch um Philo und mehrere griechiſche Kirchenväter (z. B. Origenes gegen Celſus), um Procopius und Anna Comnena, um manche vorher kaum bekannte oder beachtete Schriftſteller der ſpäteren Zeit hat er ſich ausgezeichnete Verdienſte erworben. S. Fabricii Bibl. Gr. XIII, 534 ss. Die ſeiner Verwaltung anvertraute Bücherſammlung gewann durch ihn einen wahren Schatz griechiſcher Handſchriften, die man in Venedig kaufte (vgl. Graecorum Manuscriptorum bibliothecae Augustanae index, von ihm beſorgt), wie auch die beſten Juntiniſchen, Aldiniſchen, Stephaniſchen Ausgaben damals für ſie erworben wurden. Und was er verwaltete, das machte er in der freundlichſten Weiſe den Gelehrten, die Rath und Hilfe bei ihm ſuchten, zugänglich. Durch den gelehrten Briefwechſel, den er nach allen Seiten unterhielt, brachte er auch vieles Einzelne, das ſein erſtaunlicher Fleiß gefunden hatte, zur Kenntniß derer, die es in ihren beſonderen Studien am beſten verwenden konnten. Auch die Inſchriften waren Gegenſtand ſeiner ſo Vieles umſpannenden Forſchung. Wir haben in ſeiner Thätigkeit einen Nachſchimmer jener frei und freudig forſchenden Humaniſtenzeit, die, indem ſie eine Fülle köſtlicher Ueberreſte des Alterthums ſich dargeboten ſah, noch kaum daran dachte, daß Spätere mit einer Nachleſe ſich würden begnügen müſſen. Hoeſchel's Tod wurde in weiten Kreiſen als ein faſt unerſetzlicher Verluſt empfunden.

S. über ihn beſonders Brucker, Diss. epistolica de meritis in rem literariam Dav. Hoeschelii (Aug. Vind. 1738, 4) und im Ehrentempel 97 ff.; außerdem die Encyklopädien. H. Kaemmel.

Höſel: Robert H., der bedeutendſte Vertreter und Förderer der Chemnitzer Buntwaarenfabrikation, hat ähnlich wie Becker und Hartmann (ſ. d. Art.) ſich aus den dürftigſten Verhältniſſen emporarbeiten müſſen. H. wurde am 14. October 1807 in Chemnitz geboren, wo ſein Vater, der Webermeiſter war, ſich ohne Erfolg mit Land- und Gaſtwirthſchaft abmühete. Die Pachtung eines Hammerwerkes im Erzgebirge nahm in Folge der Kriegsleiden von 1812—13 ein unglückliches Ende, die Familie zog wieder nach Chemnitz und erſchwang ein dürf-

tiges Brot auf geliehenen Webstühlen. Bald starb der Vater und auf unserem H. lag die Sorge für Mutter und Geschwister. Fleiß und Sorgsamkeit in Ausführung der ihm gewordenen Aufträge erwarben unserem H. die Achtung seiner Auftraggeber, und diese setzten ihn in den Stand auf einer größeren Anzahl Webstühle arbeiten zu lassen, so daß die Verhältnisse der Familie sich wesentlich besserten. Jetzt konnte H. seinem Wunsche, in seinem Fache eine höhere Ausbildung anzustreben, nachgehen, indem er als Factor in die berühmte Liebig'sche Fabrik in Reichenberg eintrat und hier zuerst erkannte, was Großindustrie sei. Mit bedeutend erweiterten Fachkenntnissen, sowie mit Muth und Thatkraft kehrte nach einigen Jahren H. nach Chemnitz zurück, wo er sich am 28. Februar 1832 als Weberfactor in bescheidenem Umfange etablirte. Er fertigte zunächst Kleiderstoffe, die namentlich durch Eduard Lohse Absatz fanden und von Monat zu Monat konnte er mehr Webstühle beschäftigen. Da faßte er den Beschluß, noch eine zweite Branche in Angriff zu nehmen: die Möbelstofffabrikation, die es in Chemnitz damals noch nicht gab. Aber es fehlten alle Hilfsmaschinen und Mitarbeiter, so daß z. B. die Jacquardkarten mit der Hand ausgeschlagen werden mußten, und so gab es große Schwierigkeiten zu überwinden. Schließlich gelang das Unternehmen bestens und damit war die Chemnitzer Weberei durch ihre jetzt wichtigste Branche bereichert. Nunmehr besuchte H. auch die Leipziger Messen mit gutem Erfolge und begann seine Waaren selbst zu vertreiben. Das Geschäft war so groß geworden, daß sich ein kaufmännischer Betrieb desselben nöthig machte, und so verband sich H. 1845 mit dem Kaufmann Heydenreich, wodurch die Metamorphose des Weberfactors in den Großfabrikanten vollendet war. In die nächsten Jahre fiel die Einführung der Fabrikation wollener Damaste, die erst auf Handstühlen gefertigt wurden, für die aber bald Maschinenstühle (nicht ohne Kampf gegen Vorurtheile) eingeführt werden mußten. Nunmehr acquirirten H. und Heydenreich die umfangreichen Localitäten der Pflugbeil'schen Kattundruckerei und hier ging's mit Riesenschritten vorwärts, so daß bald die erst viel zu groß scheinenden Räume mehrfach erweitert werden mußten. Im J. 1859 trat Heydenreich aus dem Geschäfte aus und errichtete für sich die erste Nähfadenspinnerei Sachsens, H. aber nahm seinen Sohn Robert H. jun. und seinen Schwiegersohn Eduard Stadt als Theilnehmer in das Geschäft auf. In dieses war bereits als wiederum neue Branche für Sachsen die Fabrikation der Moleskins eingeführt, woran sich — und immer in großem Maßstabe — noch die Anfertigung der Velvets und der Moreens schloß. Die Räume wurden wieder zu eng und es mußte eine zweite Fabrik für mechanische Weberei errichtet werden. Außerdem wurde eine Baumwollenspinnerei von 10 000 Spindeln mit der Webfabrik verbunden, für welche selbstverständlich Färbereien, Bleichereien und alle Arten von Appreturanstalten längst eingerichtet waren. So beschäftigte die Firma R. Hösel & Co. gegen 1000 Arbeiter und Arbeiterinnen in den geschlossenen Etablissements und mehrere hundert Handweber außerhalb derselben. Die Periode der Gründungen ging, trotz vielfachen Lockungen, an unserem H. spurlos vorüber und als am 4. September 1873 der rüstige Mann nach dem Besuche der Wiener Ausstellung plötzlich starb, war alles so geordnet, daß das Geschäft unter den genannten Schwägern einen weiteren Aufschwung nehmen konnte. Neben seinem Etablissement betheiligte sich H. nur noch an der Errichtung der Chemnitzer Gasanstalt, sonst lebte er ganz seinem Geschäfte und seiner Familie. H. war sehr glücklich verheirathet und Vater einer zahlreichen Familie. In der ersten Periode seiner Geschäftsführung war die vielsorgende Hausfrau zugleich auch die unermüdlichste Gehilfin in der Werkstatt. Ihr gebührt ein Antheil an dem geschäftlichen Rufe ihres Gatten. Die Firma R. Hösel & Co. wurde auf jeder der größeren Industrieausstellungen mit den ersten Preismedaillen bedacht, H.

selbst, der bescheidene Mann, der äußerem Glanze ganz fremd war, wurde 1867 zum Ritter des Albrechtordens und 1870 zum Commerzienrath ernannt.

Lamprecht.

Hosemann: Abraham H., kaiserlicher Historiograph, geb. 1561, stirbt 1617, ein Mann, der, obwol ihn bereits Henelius im 17. Jahrhundert mit vollem Recht als omnium bipedum mendacissimum bezeichnet, doch auf die schlesische Provinzial- und Localgeschichtsschreibung in früherer Zeit einen gewissen Einfluß geübt hat. H., auch unter der gräcisirten Namensform Knemiander vorkommend, ist der Sohn des Schuhmachermeisters Gregor H. zu Lauban. Ursprünglich für eine gelehrte Laufbahn bestimmt, ward er, als Unglücksfälle die Familie trafen, gezwungen, das Handwerk des Vaters zu erlernen, welches ihm aber so schlecht behagte, daß er davonlief. In Jena erscheint er dann als der Diener eines dort studirenden Grafen Ernst v. Mansfeld eifrig beflissen, auch für die eigene Ausbildung zu sorgen. Mit seinem Herrn siedelt er nach Erfurt über und findet hier, als der Graf Erfurt verläßt, an dem Abte des Petersklosters einen freundlichen Gönner, der auch seinem Lerntriebe bereitwillig Nahrung verschaffte. Inzwischen hatte aber sein Vater von seinem Aufenthalte erfahren und aus Besorgniß, daß es schließlich auf eine Bekehrung des Jünglings zum Katholicismus abgesehen sei, diesen zurückgerufen. Doch ertrug derselbe die verhaßte Beschäftigung des Handwerks nicht lange und begann nach dem Tode des Vaters eine schriftstellerische Thätigkeit eigner Art als Gelegenheitsdichter, moralisch-philosophisch-theologischer Scribent und zugleich als Historiker. Eine dem Kaiser Rudolf II. eingesendete „Nova Chronologia Austriaca“, in der er mit größter Dreistigkeit eine Geschichte der Habsburger vom J. 362 n. Ch. an componirt hatte, trug ihm wirklich 1607 den Titel eines kaiserl. Historiographen ein. Nun schrieb er, kühner geworden, eine große Anzahl schlesische Familien- und Stadtgeschichten, und zwar nicht auf Bestellung, sondern aus freiem Antriebe, um dieselben dann sauber abgeschrieben an bemittelte Adeliche resp. Magistrate mit Dedicationen zu schicken, deren Schluß die Hoffnung auf ein Geldgeschenk ziemlich unverblümt auszusprechen pflegte. In diesen waltet nun eigentlich ganz ausschließlich die Phantasie, es wird sich kaum in einer derselben ein wirklich historisches Factum nachweisen lassen, um so weniger, da der sonst keineswegs aller historischer Kenntnisse baare Verfasser augenscheinlich gerade über die schlesische Geschichte, auf deren Gebiet er doch vorzugsweise thätig war, thatsächlich gar Nichts wußte und auch schwerlich jemals ein Buch aus diesem Kreise in der Hand gehabt hat. Wo er Namen von schlesischen Herzogen oder bestimmte Begebenheiten anführt, stellen sich dieselben immer als einfach erfunden heraus. Bei den Städtegeschichten hat er die Unverschämtheit so weit getrieben, daß ein guter Theil derselben wie nach einem feststehenden Formular gearbeitet ist und gleichlautend bis auf die wechselnden Ortsnamen den verschiedenen Städten dieselben Gründer, Gründungszeiten und Gründungsurkunden, dieselben Begebenheiten, ja schließlich dieselben berühmten Stadtkinder zutheilt. Natürlich erscheint bei den Familien- wie bei den Stadtgeschichten zum größeren Ruhme der Betheiligten der Anfang in die graueste Vorzeit hinaufgerückt. Obwol nun bereits im 17. Jahrhundert das Lügenhafte dieser Berichte erkannt wurde, so haben doch einzelne seiner Angaben, die zufällig nicht allzu abenteuerlich aussehen, sich in localgeschichtliche oder genealogische Arbeiten einschmuggeln können und des Fabrikzeichens entbehrend, dort selbst bessere Historiker getäuscht, wie man denn in den Werken des Naso, Schickfus, Henel, Sinapius mehrfach Spuren Hosemann'scher Erfindungen begegnet. H. starb 1617, angeblich auf einer Reise in der Nähe von Magdeburg durch Bauern erschlagen. Von seinen Schriften

ist mancherlei im Druck erhalten, auch die „Chronologia Austriaca“, doch grade von den Stadt- und den Adelsgeschichten ist keine selbständig publicirt worden.

Grünhagen, Abraham Hosemann, Der schlesische Lügenschmidt, Feuilleton der schlesischen Zeitung, 1866, Nr. 556. Grünhagen.

Hosemann: Friedr. Wilh. Heinr. Theodor H., Maler und Illustrator, geb. am 24. Septbr. 1807 in Brandenburg a. H., † am 15. Octbr. 1875 in Berlin. Seit 1816 weilte er mit seinen Eltern in Düsseldorf, wo sich sein Kunsttalent sehr frühzeitig entwickelte. Während er noch die Akademie besuchte, war er schon für die lithographische Anstalt von Winckelmann beschäftigt und zeichnete allerlei für Bilderbogen und Jugendschriften. Als diese Anstalt 1828 nach Berlin übersiedelte, ging H. mit. Unzählige Kinderbücher erhielten durch H. ihre illustrative Ausschmückung, der aber dadurch, daß er sich den sonst üblichen Karikaturen und Bambocciaden fern hielt und das wirkliche Kinderleben mit seiner Harmlosigkeit und seinem naiven Humor betonte, eine wahrhaft erziehende Thätigkeit entwickelte und namentlich die edlere Form moderner Kinderschriften beeinflußte. Mit jedem Weihnachtsfest glich er Schiller's Mädchen aus der Fremde, das den Kindern immer Neues und immer Gutes zum Geschenke brachte. Wir nennen von seinen Werken die Bilderbogen mit Theaterfiguren, die er im Theater selbst direct nach der Wirklichkeit zeichnete, die Werke von A. Hoffmann, Jerem. Gotthelf, den Münchhausen, den Renommisten von Zachariae u. a. m. Durch E. Meyerheim angeregt, wandte er sich der Oelmalerei zu und wußte auch hier sich ein specielles Gebiet zu erobern, indem er kühn in das Gewoge des Alltagslebens griff und stets ein treffendes Bild dessen gab, was die tägliche Umgebung ihm vor die Augen führte. Seine Handwerker, Droschkenkutscher, Gemüseweiber und dergleichen Staffagen der Straße bleiben immer als treue Typen der Zeit, in der sie entstanden sind. Um auf diesem Gebiete das beste hervorzuheben, sei das Bild erwähnt, benannt: „Die Kegelbahn“, ausgestellt 1854, in dem die Charakterisirung der Personen mit dem Colorit gleichen Schritt hält. Seine Aquarelle wurden sehr gesucht, sie sind auch reizend. H. verstand es, auf dem kleinsten Raume die Wirklichkeit getreu zu schildern, ohne je gemein zu werden, wenn auch die Helden seiner Composition meist den niederen Ständen angehören. Prächtig ist der Herr Professor oder irgend ein Beamter auf seiner Sommerfrische. Offenbar sind es Aprilwolken, die über die Landschaft drohend ziehen, was den guten Mann nicht abhält, in seinem Gärtchen en miniature im Schatten(!) eines Baumes, der grade schon drei Blätter zählt, sein Pfeifchen zum Mokka zu rauchen (Nationalgallerie in Berlin). Höchst naiv ist auch das „Gänsemädchen“ (in einer Berliner Privatsammlung). Eine gelungene Technik und eine poetische Verschmelzung der Farbentöne werden diese Aquarelle stets zu einer Zierde solcher Sammlungen machen. H. hatte auch seiner Zeit für die Düsseldorfer Illustrirten Monatshefte viele Zeichnungen geliefert, die sich durch einen kaustischen, lebensfrischen Humor auszeichneten.

Lützow's Zeitschr., 1876. — Rosenberg, Die Berliner Malerschule.

Wessely.

Hosius: Stanislaus H., geb. 5. Mai 1504 in Krakau, † als Bischof vom Ermlande, Kardinal der römischen Kirche und Groß-Pönitentiar des Papstes zu Capranica bei Rom am 5. August 1579, stammte aus einer aus Süddeutschland in Polen eingewanderten Familie Hosen: sein Vater, Ulrich H., im Dienste des Königs von Polen zum Procurator von Schloß und Stadt Wilna emporgestiegen, hatte in dieser Stadt in der Begründung eines Hospitals und eines Dominicanerklosters ein Denkmal seiner Frömmigkeit hinterlassen. Auch der Sohn, in religiöser Devotion erzogen und nur mit Mühe seinem Entschluß,

Dominicaner zu werden, abwendig gemacht, verband, indem er sich dem geistlichen Stande widmete, mit dieser Richtung eine lebhafte Neigung für die humanistischen Studien, welchen er nacheinander in Krakau, Padua und Bologna oblag, auf welcher letztern Hochschule er um 1532 Doctor beider Rechte wurde. Durch diese Studien, sowie durch seinen Aufenthalt in Italien, im Umgange mit geistvollen Lehrern und Freunden, namentlich dem gelehrten Humanisten Lazarus Bonamicus, dem Engländer, nachmaligen Kardinal Reginald Pole und dem Dr. Hugo Buoncompagni, nachmaligem Papste Gregor XIII., ward auch er in jene litterarisch-religiöse Bewegung hineingezogen, welche als Nachwirkung der deutschen Ereignisse damals in allen denkenden Köpfen Italiens Zweifel an den vorhandenen kirchlichen Zuständen erweckte. Aber alle diese Anregungen und selbst die Lectüre andersgläubiger Schriften, mit denen er sich aufs sorgfältigste, wie er sagt, bis zur Beunruhigung seines Gewissens beschäftigte, konnten ihm seine Ueberzeugung an der Vollkommenheit und alleinigen Berechtigung der römischen Kirche nicht erschüttern, ließen ihn vielmehr in den dogmatischen Streitigkeiten der Evangelischen, „der Eigenwillischen" einen Beweis von der Nichtigkeit ihrer Bestrebungen finden und erfüllten ihn mit begeistertem Eifer dafür, seine Kirche, vornehmlich durch Bekämpfung und Bekehrung der Irrgläubigen in ihrer Alleinherrschaft wieder herzustellen. Und darin sieht er fortan die Aufgabe seines Lebens. Wenn er nach seiner Rückkehr aus Italien, seit 1533, an den polnischen Hof befördert, seit 1538 als Geheimsecretär des Königs, eine Zeit lang 1549 als Gesandter am Kaiserhofe die übertragenen Geschäfte mit diplomatischem Geschick behandelt, wenn er daneben nacheinander zu hohen geistlichen Aemtern, 1539 zum Domherrn in Krakau, 1549 zum Bischof von Culm und 1551 zum Bischof des Ermlandes emporsteigt, mit welchem letztern Amte auch das Präsidium im preußischen Landesrathe verbunden ist, so fühlt er sich durch alle jene Beschäftigungen nicht befriedigt und sieht selbst das Episcopat als eine von seinen Obern ihm aufgenöthigte Last an, gegen deren Uebernahme er sich jedes Mal sträubt. Alle Zeit, die er seinen Berufsarbeiten abmüßigen kann, ist neben frommen Uebungen jenen allgemeinen kirchlichen Zwecken gewidmet: den Predigten, die er in deutscher, lateinischer und polnischer Sprache ausarbeitete, um sie durch begabte geistliche Redner vortragen zu lassen, seinem nach allen Ländern der Christenheit bis nach Portugal verzweigten Briefwechsel, seinen zahlreichen Streitschriften gegen die Irrgläubigen und seiner bedeutendsten litterarischen Leistung, der „Confessio fidei catholicae christiana", die er dem augsburgischen Bekenntnisse entgegenstellt, und die noch bei seinem Leben fast in allen christlichen Sprachen, sogar, wie er hört, in der armenischen, im ganzen 32 Mal herausgegeben ward. Bei solcher Ansicht von seinem Berufe folgt er, ohne Rücksicht auf seine Pflichten gegen Vaterland und Diöcese, der Aufforderung des Papstes Pauls IV., der ihn 1558 zunächst zur Berichterstattung über die Zustände der Kirche in Polen, zu sich berufen hat, und tritt seit 1559 in den unmittelbaren Dienst der römischen Curie. Schon im nächsten Jahre (1560) sendet ihn der neue Papst Pius IV. als Nuntius nach Wien, um am Kaiserhofe für die Wiedereinberufung des seit 8 Jahren unterbrochenen ökumenischen Concils nach Trient thätig zu sein. H. entledigt sich seines schwierigen Auftrages in zufriedenstellender Weise, indem er nicht nur die Abneigung König Ferdinands I. gegen die vom Papste dabei verfolgten Absichten beseitigt, sondern auch, wie er versichert, den bereits dem protestantischen Irrglauben verfallenen Thronerben, Erzherzog Maximilian, durch seine Belehrung zur Kirche zurückführt. Erfreut über diesen Erfolg, ernennt der Papst (26. Febr. 1561) den noch in Wien abwesenden zum Kardinal und zugleich zu einem der fünf Legaten, welche in seinem Namen das im April zu eröffnende Concil leiten sollen. Wohl weiß

H., daß er ohne Genehmigung seines Landesherrn die Kardinalswürde nicht annehmen darf und diese nur schwer erlangen werde. Aber selbst auf die Gefahr, sein Bisthum zu verlieren, unterwirft er sich nach kurzem Bedenken (25. März) dem Willen seines Oberhirten. Nachdem er darauf in den beiden nächsten Jahren zur glücklichen Beendigung des Concils wesentlich beigetragen hat, erbittet er sich zwar im December 1563 die Erlaubniß, seine Diöcese zu besuchen; doch beschäftigte er sich während der fünf Jahre, die er hier zubrachte, hauptsächlich nur damit, die Tridentiner Schlüsse in Polen und im polnischen Preußen zur Geltung zu bringen. Sodann kehrte er im August 1569, den preußischen Landesrath, dem er vorsteht, in den schwersten Bedrängnissen zurücklassend, nach Rom zurück, um hier bis an seinen Tod seinen Oberhirten in dessen über ganz Europa ausgedehnten Reactionsbestrebungen mit aller Energie zu unterstützen. In der That war das ganze Wesen dieses Mannes bei der Richtung des damaligen Zeitgeistes in hohem Maße geeignet, in den Kreisen seiner Confessionsverwandten Achtung und Vertrauen zu erwecken; in den Kreisen der Wissenschaft die Eleganz seiner classischen Diction und die Gründlichkeit seiner theologischen Studien — er hieß der Augustinus seiner Zeit, Papst Pius V. hat ihn die Säule der Religion genannt — unter den Glaubenseifrigen die gewissenhafte Erfüllung der von der Kirche gebotenen guten Werke, sowie der freiwillig übernommenen geistlichen Uebungen — er geißelte sich selbst täglich und seine Pagen an jedem Freitage mit eisernen Ketten und spitzigen Dornen — in den Kreisen seiner Unterthanen seine Sorgfalt für ihr materielles und geistiges Wohl, wie er sie in den Spenden an Nothdürftige, Kranke und Leidende und in der geistlichen Bildungsanstalt in Braunsberg, die noch jetzt seinen Namen trägt, kundgibt, in den höhern Kreisen der Höfe endlich eine seltene, keinerlei Verlockung des Geldes und der Ehre zugängliche Uneigennützigkeit, die ihm in Verbindung mit der Energie und Consequenz seines Handelns, namentlich über den schlaffen polnischen König Sigismund August und die meist in sittlicher Versunkenheit und Gleichgültigkeit gegen ihre Interessen dahin lebenden polnischen und preußischen Prälaten ein so bedeutendes Uebergewicht gab, daß er im Tone eines Mentors und selten wirkungslos ihre Maßnahmen regeln und berichtigen durfte; wir dürfen es seinem Secretär Reczka glauben, daß auf dem Lubliner Reichstage (1569) der König mit dem gesammten katholischen Theile des Reichssenates vor dem eintretenden H. ehrerbietig mit entblößtem Haupte aufgestanden sei. In der leidenschaftlichen Erregtheit jedoch, mit der H. diese mehr confessionelle, als religiöse Richtung verfolgte, liegt die Erklärung, warum ein so begabter Mann allen denen, die irgendwie seinen Zwecken entgegentraten, ein nicht blos furchtbarer, sondern auch hassenswürdiger Gegner erschien: hassenswürdig, insofern er ihnen einen Fanatismus entgegenkehrte, der sich berechtigt hielt, um seiner Zwecke willen jede andere sittliche Rücksicht, Gesetz und Recht, Treue, Redlichkeit und die Pflichten der Nächstenliebe mit Füßen zu treten, ja selbst die Waffen der Hinterlist und schlauer Verschlagenheit nicht verschmähte. Solche Erfahrung machten zunächst die westpreußischen Stände an ihm. Daß er als ein Nicht-Eingeborener mit Verletzung eines der wesentlichen Rechte, auf welchen die Selbständigkeit des Landes Polen gegenüber beruhte, Bischof von Culm und darauf, als Bischof von Ermland, Präsident des preußischen Landesrathes geworden, entschuldigte er damit, daß ihm sein Amt nur aufgenöthigt worden wäre, und er beruhigte seine Mitstände beide Male mit einem Eidschwur, in welchem er die Pflichten seines Präsidentenamtes wahrzunehmen, die Landesrechte zu schützen und insbesondere Vorsorge zu tragen verhieß, daß das Beispiel seiner Wahl sich nicht wiederhole. Das hielt ihn jedoch nicht ab, während der Jahre 1568 und 69 die Intrigue, durch welche man von Polen aus das bisher nur

durch Personal-Union verknüpfte selbständige Preußen in eine polnische Provinz umzuwandeln gedachte, zu unterstützen; ohne Hehl erklärte er denen, welche ihm Vorwürfe machten, die Sache der Religion gehe ihm über jede weltliche Rücksicht; wenn die preußischen Stände ihre Pflicht gegen die Kirche erfüllten, werde er auch seiner Präsidentenpflicht nachkommen. An dem entscheidenden 16. März 1569, wo die vor den Lubliner Reichstag geforderten preußischen Abgeordneten sich gegenseitig verpflichtet hatten, wofern der König etwas fordere, was ihre Privilegien verletze, insgesammt den Reichstag zu verlassen, war es der Kardinal, der der Aufforderung des Königs, als polnischer Senator an den Berathungen theilzunehmen, sofort Folge leistete und durch sein Beispiel eine Anzahl schwachmüthiger preußischer Deputirten zu gleichem Verrathe und zur Genehmigung des die Selbständigkeit Preußens vernichtenden Lubliner Ediktes bestimmte. Bald danach beschloß H. seine ständische Laufbahn mit einem neuen Treubruch, indem er unbekümmert um den Widerspruch des Landes und seines eigenen Domcapitels den Polen Martin Kromer, einen offenkundigen Feind der Preußen, zu seinem Coadjutor ernannte. Noch fanatischer äußert sich diese Gesinnung im unmittelbaren Conflict mit Andersgläubigen. Aus dem Grundsatze seiner Kirche, daß der wahre Glaube und die ewige Seligkeit nur innerhalb ihres Verbandes zu gewinnen seien, und aus der Verpflichtung, die der Erlöser den Hütern seiner Heerde auferlegte, zieht H. den Schluß, Gewissens- und Religionsfreiheit gebe es nur für Juden und Heiden; demjenigen, der einmal der christlichen Heerde angehöre, wäre bei Verlust des Seelenheils kein Zweifel, viel weniger Austritt gestattet, vielmehr unabweisliche Pflicht der geistlichen und weltlichen Hirten den Widerspenstigen durch Strafen unschädlich oder gesund zu machen. Es gibt keine härtere Grausamkeit, sagt er einmal, als einen Menschen in des Teufels Stricken zu lassen. Darum ist ihm Ketzerhaß die wahre echte Menschenliebe und eine Obrigkeit um so menschenfreundlicher, mit je schwereren Strafen sie die Ketzer belastet. Wie freut er sich über die Niederlagen, die sie in Frankreich erleiden. Gehen auch Katholiken dabei zu Grunde, immerhin! Diese verlieren doch nur ihren Leib: die Hugenotten haben zugleich auch ihre Seele verloren. Die Nachricht vom Tode Coligny's, der ihm der giftigste Mensch ist, den die Erde hervorgebracht hat, gibt ihm den süßesten Trost bei dem Kummer, in den ihn der Tod seines Königs 1572 versenkt hat, und er preist den Papst Gregor XIII. (19. Septbr. 1572) glücklich, daß die Ketzerei in Frankreich bei dieser Gelegenheit ohne den Tod eines einzigen Frommen vernichtet sei; er wünscht, daß Polen ihm bald eine ähnliche Freude bereiten möchte. Solche Freude ward ihm bei seinem Leben freilich nicht zu Theil. Ungeachtet aller seiner Gegenbemühungen erstarkte vielmehr während seiner letzten Lebensjahre die evangelische Kirche wie in Polen, so auch in Preußen, hier hauptsächlich dadurch, daß die jenem so verhaßten deutschen Bürgermeister und mit ihnen eine Zeit lang noch vereinigt der deutsche Adel die in Polen seit 1572 eingetretenen Thronveränderungen benutzte, an die Anerkennung der zwiespältig gewählten Könige von Polen die erneuerte Bestätigung und Erweiterung des Rechts der augsburgischen Confession zu knüpfen. Jedoch schon in dem Vereinzelten, was ihm gelang, streute H. eine Saat aus, welche noch vor Ablauf des Jahrhunderts zu schwerer Schädigung ebensosehr der nationalen als der religiösen Interessen Westpreußens emporwucherte. Indem er nämlich zunächst seine eigene Diöcese, das Ermland, durch Belehrung, Ermahnung, Drohung und, wo das nicht fruchtete, durch Vertreibung der Widerspenstigen aus dem Lande, für Jahrhunderte von jeder Ketzerei reinigte, auf den so vorbereiteten Boden seit 1564 Mitglieder des Ordens Jesu verpflanzte und ihnen zugleich Gelegenheit verschaffte, in Braunsberg in einer Hochschule (Collegium) und einem Priesterseminar den Geist ihrer Schüler zu-

gleich mit der gewonnenen wissenschaftlichen Bildung in den engen Kreis der confessionellen Anschauungen der römisch-katholischen Kirche einzuzwängen, reizte er durch sein Beispiel auch die übrigen polnischen und preußischen Bischöfe um so mehr zur Nacheiferung, je mehr es ihm gelungen war, sie zur Einsicht zu leiten, daß nur ein enger Anschluß an Rom ihre Gewalt und ihren Einfluß zu sichern, andererseits aber nur ein verstärkter Eifer für die römischen Interessen ihre bisherige Lauheit in Vergessenheit zu bringen vermöge. Erfreut vernahm der greise H. in Rom, wie erfolgreich bereits in den meisten Bisthümern Polens und im Ermlande die Brüder Jesu in ihren Collegien und durch ihre über das platte Land verbreiteten Missionäre für ihre Zwecke thätig, daß binnen einem Jahre einmal 600 Edelleute von ihnen bekehrt seien; er durfte hoffen, daß solche Erfolge auch auf die evangelischen Preußen nicht ohne Wirkung bleiben würden, namentlich wenn weltliche Vortheile den Uebertritt unterstützten. In diesem Sinne drang H. mit Nachdruck in die polnischen Könige, einen Beweis ihrer Glaubenskraft darin kund zu geben, daß sie die von ihrer persönlichen Ernennung abhängigen Aemter nur an Katholiken ertheilten. Die Ersprießlichkeit dieses Rathes leuchtete denselben alsbald ein, als sie bei der Vorbereitung und Ausführung des Lubliner Edikts die evangelischen Bewohner Preußens als die eifrigsten Vertheidiger ihrer alten auf deutscher Sitte und Gesinnung fußenden Verfassung erkannten. Indem sie nun hier des gegebenen Rathes eingedenk die Verwaltungsämter Preußens neben geborenen Polen vorherrschend solchen preußischen Edelleuten verliehen, welche durch ihren Uebertritt zur katholischen Kirche, dem in der Regel bald auch die Umwandlung des deutschen Namens in einen polnischen folgte, Gewähr dafür leisteten, daß sie mit ihrer deutschen Vergangenheit zu brechen entschlossen seien, gewannen sie im Verlauf der Zeit in diesen polonisirten Katholiken einen Stamm in der Bevölkerung, welcher eifriger als die Polen selbst auf die Ausrottung deutschen Lebens und „deutscher“ Religion hinarbeitete. Indem nur wenige Corporationen, in so weit sie ihre Freiheiten zu schützen im Stande waren, Glauben und Nationalität bewahrten, verbreitete sich über das übrige Land eine Verwilderung, welche mit dem deutschen Leben vollständig brechend, auch von den Eigenthümlichkeiten des slavischen Lebens hauptsächlich die schlimmen Seiten sich aneignete. Erst nach 200 Jahren übernahm das hohenzollernsche Haus die schwierige Aufgabe, das Land von diesen Uebeln zu befreien. So mag die katholische Kirche H. als ihren Förderer rühmen, die deutsche Nation hat nicht leicht einen verderblicheren Gegner zu verzeichnen.

Hosii Opera, Colon. 1581, 2 Tom. Rescius, Vita Hosii. Fleißige Sammlung des Materials bei Eichhorn, Stanisl. Hosius, 2 Bde., Mainz 1854. Meine Geschichte d. S. Marienkirche in Danzig, Th. 2, S. 68 ff.

Th. Hirsch.

Hospinianus: Johannes H. (eigentlich Wirt heißend), geb. 1515 in Stein am Rhein (daher auch Steinanus genannt), † am 7. Juni 1575 in Basel, hatte in Tübingen studirt und wandte sich dann nach Basel, wo er 1543 eine Anstellung als Professor des Griechischen erhielt und 1544 Rhetorik, sowie seit 1545 Logik als Hauptfach übernahm. Wir besitzen von ihm: „Quaestionum dialecticarum libri sex“ (1543) und „Non esse tantum triginta sex categorici syllogismi modos“ (1560), außerdem „De controversiis dialecticis“ (1576 aus seinem Nachlasse herausgegeben von Wursteisen); daß er auch eine Ausgabe des aristotelischen Organons veröffentlicht habe, ist in der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie angegeben. Er gehört in der Logik zu jener damaligen Gruppe, welche einen etwas rhetorisch gefärbten Syncretismus der reinen aristotelischen Lehre und der Summula-Litteratur (Petrus Hispanus) vertrat, und in solcher

Weise war er auch Anhänger des Cäsarius. Er besaß einen gewissen formalen casuistischen Scharfsinn (so glaubte er z. B. nicht weniger als 105 Weisen des kategorischen Syllogismus aufzeigen zu können), war aber auch einer der ersten Autoren, welche am Schlusse der Logik noch besonders de methodo, d. h. über die später sogen. angewandte Logik, handelten. Unangenehm berührt seine häufige Verwerthung eines fanatisch lutherischen Confessionalismus.

Prantl.

Hoßbach: Peter Wilhelm H., geb. am 20. Febr. 1784 in Neustadt a. Dosse. Von seinem Vater, dem dortigen Lehrer und Organisten, erhielt er eine einfache und fromme Erziehung. Seine Mutter entstammte einer Predigerfamilie Neustadts. Bis zum 13. Lebensjahre blieb der Knabe unter des Vaters Leitung auf der Schule seiner Vaterstadt. Von da kam H. 1797 auf das Gymnasium in Neuruppin und bezog 1803 die Universität Halle. Hier hörte er bei Maaß, Knapp und Niemeyer. Eines Stipendiums wegen mußte er schon nach einem halben Jahr Halle mit Frankfurt a/O. vertauschen. Außer den eigentlichen theologischen Fachcollegien, welche er bei Steinbart, Mutzel und Krug hörte, trieb H. mit Vorliebe philologische und pädagogische Studien. Auch hörte er geschichtliche und physikalische Vorlesungen. 1806 trat H. als Hauslehrer in eine Kaufmannsfamilie in Hamburg und 1808 in das Haus des Grafen von Arnim in Boitzenburg in der Ukermark ein. 1810 erhielt er das Conrectorat an dem Gymnasium zu Prenzlau; doch wurde ihm noch in demselben Jahre die Pfarrstelle zu Plänitz bei Neustadt a./Dosse übertragen. Fünf Jahre blieb H. auf dieser einsamen von dem großen Verkehr abgeschlossenen Landpfarre. Seine Zeit füllte er mit allerhand Studien aus. Vor allem waren es Schleiermacher's Schriften, welche ihn beschäftigten. Hatten doch Schleiermacher's Reden über die Religion auch in ihm erst ein tieferes religiöses Leben geweckt. Nach Schleiermacher's Vorgang vertiefte er sich sodann in platonische Studien. Wenn darum auch H. nicht zu den Füßen Schleiermacher's gesessen, so dürfen wir ihn doch im weiteren Sinne als einen Schüler Schleiermacher's bezeichnen. — 1815 erhielt H. die (durch die Versetzung Ribbek's nach Stendal vacante) Predigerstelle an dem königl. Kadettenhause in Berlin. — Schon die ersten Amtsjahre auf dem Lande waren für H. nicht ohne schwere häusliche Leiden geblieben. Seine erste Frau, geb. Struwe, war ihm gestorben. Seine zweite Frau, geb. Dürr, brachte er leidend nach Berlin. Schon damals hatte sie den Grund zu ihrer bald überhandnehmenden Geisteskrankheit gelegt, welche das Leben Hoßbach's aufs schmerzlichste verbittern sollte. Am Kadettenhaus übernahm H. zugleich den Unterricht in Geographie und Geschichte. Nun trat er in persönliche Beziehungen zu Schleiermacher, dessen Schüler seine besonderen Freunde wurden. Um diese Zeit schrieb H. das Leben Johann Valentin Andreae's, welches 1819 im Verlag von G. Reimer erschien. Schon der Ausspruch Ph. J. Spener's, welchen H. auf das Titelblatt seines Buches setzte: „Könnte ich Jemand zum Besten der Kirche von den Todten erwecken, es wäre Valentin Andreae“ — bezeichnet den Zweck der ersten schriftstellerischen Arbeit Hoßbach's. Diesen Zweck hebt er auch in dem längeren Widmungsschreiben an Prof. Friedrich Lücke in Bonn, welches die Stelle einer Vorrede einnimmt, ausdrücklich hervor: „Immer habe ich die wunderbar bewegte Zeit vor Augen gehabt, in welcher wir leben. Einer solchen Zeit, dachte ich, thut es Noth, an einem großen geschichtlichen Bilde zu zeigen, auf welchen Punkt sie vornehmlich die neuerwachten, treibenden und drängenden Kräfte zu richten hat“. Für die eigene Stellung innerhalb der kirchlichen Parteien ist die Schilderung, welche H. von dem religiösen Leben dieser Zeit (1819) gibt, sehr bezeichnend. „Unleugbar sind die Keime eines neuen religiösen Lebens jetzt unter uns vorhanden und drängen sich mächtig her-

vor; aber wie es zu geschehen pflegt, überall wo etwas Neues und Großes die menschlichen Gemüther bewegt, daß viele das Alte mit Hartnäckigkeit festhalten; viele im Taumel der jungen Begeisterung das Maß und die Haltung verlieren und nur Wenige die rechte Mitte finden, in welcher das Leben wohnt und die Kraft: so sehen wir auch jetzt die Meisten noch verharren in der kalten verständigen glaubensleeren Richtung, die eine flache Zeit ihnen gegeben; Andere ihnen entgegentreten mit der Glut eines religiösen Gefühls, das in sich selber kein Maß hat und einer falschen Mystik zur Beute fällt; wenige darnach trachten den scheinbaren Widerstreit zwischen Wissen und Glauben allmählig aufzulösen und noch Wenigere endlich durch die innige Verschmelzung und Durchdringung von beiden über dem Streite stehen". — Dieser Position ist H. sein Leben hindurch treu geblieben. Er hat sich stets als einen Mann der Mitte erwiesen. Freilich mußte er im Anfang seiner Berliner Wirksamkeit mehr im Gegensatz zu dem damals noch fast alle Kanzeln der Hauptstadt beherrschenden Rationalismus seinen positiven Offenbarungsglauben betonen, wie denn eben das Widmungsschreiben an Lücke sehr heftige Ausfälle gegen den alten Rationalismus enthält. „Die protestantischen Pfarrer sind am meisten erfüllt gewesen von dem leeren Dunst einer von Christo abgewendeten Aufklärung ... Auch jetzt treibt der hohle Geist einer wassersüchtigen Zeit unter ihnen sein Spiel und möchte gern das heilige Feuer dämpfen, das an vielen einzelnen Punkten in unserem Vaterland aufgeglüht ist ... Es liegt eine überschwängliche Gewalt in dem göttlichen Wort, wenn einer es zu handhaben weiß mit Einsicht und mit Innigkeit ... Alle Wiedergeburt der Menschheit, wie sie zuerst vom Christenthume ausgegangen ist, kann sich auch nur in demselben und durch dasselbe erneuern ... Darum gibt es kein heiligeres und göttlicheres Amt als das Amt eines christlichen Predigers. Darum kann einer Gemeinde kein größeres Heil widerfahren, als wenn ein von der Gewalt des Evangeliums ergriffener, durch sein Wort und seine That dasselbige einfach und kräftig auslegender Geistlicher in ihrer Mitte steht ... Möchte Valentin Andreae's herrliches Vorbild, möchten seine innigen, tief ergreifenden Worte recht viele unserer Geistlichen erwecken, daß sie die Würde ihres Berufes fühlend, sich aufrissen aus dem geistigen Schlaf! ..." H. bedauert zuletzt, daß die Kirche noch einer kirchlichen Verfassung entbehren muß, und hofft, daß die Würdenträger der Kirche den Eifer und den Muth haben, die Rechte der Kirche gegen die Eingriffe weltlicher Gewalt zu vertreten.

Als De Wette 1819 in Folge seines bekannten Trostbriefes an Frau Sand Berlin verlassen mußte, gab H. seine Wohnung im Kadettenhaus zu einer Abschiedsfeier der Freunde her. Dies wurde ihm am Hofe verdacht. Auch war es die erste Veranlassung, daß H. sich nach einem anderen Wirkungskreise umsah. Bald hatte sich auch ein anderer für H. gefunden. Ostern 1821 wurde er als dritter Prediger an der damals noch vereinten Neuen und Jerusalemer Kirche eingeführt. Um die Kanzel der Neuen Kirche, welcher H. seit 1830 ausschließlich angehörte, sammelte er nun eine ihn gern hörende, überaus treue Gemeinde. Hatte er schon die Wahl- und Antrittspredigt auf den Wunsch der Gemeinde zum Druck befördern müssen, so gab er bereits 1822 eine erste Sammlung von Predigten heraus, welche er Schleiermacher dedicirte. Dieser ersten Sammlung folgten noch fünf Predigtsammlungen, welche 1824, 27, 31, 37 und 43 erschienen. Eine siebente Sammlung Hoßbach'scher Predigten ist 1848 aus dem Nachlaß Hoßbach's und mit einer Biographie von Pischon versehen erschienen. Was Hoßbach's Predigten so anziehend machte, war wol die schlichte, einfache Sprache, in welcher die biblische Wahrheit bekannt wurde, von der Hoßbach's ganze Persönlichkeit selbst Zeugniß ablegte. Hatte H. mit Freudigkeit die Union (1817) angenommen und sich als ein Freund derselben sein Lebtag er=

wiesen, so konnte er sich nicht so freudig für die Kirchenagende erklären, welche 1821 der König Friedrich Wilhelm III. zunächst zum Gebrauch für den Gottesdienst in der Hof- und Domkirche eingeführt hatte. Als daher das Consistorium im Auftrage des Ministeriums den Geistlichen Berlins unterm 21. Juli 1825 erklären mußte, es könne demselben keine weitere Wahl gelassen werden, als entweder zum Gebrauch der in verfassungsmäßigem Wege früher eingeführten und mit landesherrlicher Genehmigung versehenen Agenden zurückzukehren oder sich für Anwendung der erneuerten Agende zu bestimmen, verband sich Schleiermacher mit 11 Geistlichen Berlins zu einer Gegenvorstellung. H. faßte die Eingabe ab, welche am 7. October 1825 dem königl. Consistorio eingereicht wurde. Schien diese Eingabe auch anfänglich keinen Erfolg zu haben, so kam doch der König Friedrich Wilhelm III. auf diese in ihr enthaltenen Vorschläge später zurück. Am 19. April 1829 erschien die Agende in veränderter Gestalt. Die erhobenen Bedenken waren hier wesentlich beseitigt. Diese Agende fand denn auch von der gesammten deutsch-evangelischen Geistlichkeit Berlins bereitwilligst Annahme. — Inzwischen war 1828 das bedeutendste Werk Hoßbach's erschienen: „Philipp Jacob Spener und seine Zeit. Eine kirchenhistorische Darstellung von W. H." In zweiter Auflage ist dieses Werk nach Hoßbach's Tode mit einem Vorwort und einem Anhang versehen vom Prediger Gustav Schweder 1853 herausgegeben. Wenn H. in der Vorrede den Wunsch ausspricht, auch in diesem Werke einen Spiegel zu geben für die theologischen und kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit, in welchem sie sich selbst beschauen kann, so tritt diese pädagogische Absicht doch in der Arbeit selbst zurück. Mit Recht hatte H. Spener's Biographie zu einer kirchengeschichtlichen Darstellung jener Zeit erweitert. Die Kämpfe des Pietismus mit dem Lutherthum sind ausführlich geschildert. Besonders für dieses Werk, welches bleibenden Werth besitzt, ertheilte die Universität Göttingen H. die theologische Doctorwürde (1830). Dasselbe Jahr brachte seine Ernennung zum Superintendenten der Friedrich-Werder'schen Diöcese und seine Berufung in das königl. Consistorium der Provinz Brandenburg. Auch hatte H. mehrere Jahre hindurch das Amt eines Censors für die theologischen Schriften zu übernehmen. Als Superintendent hatte H. 1834 Schleiermacher die übliche Gedächtnißpredigt zu halten. Auch fungirte er 1835 am Grabe Wilhelm v. Humboldt's. In dem eigenen Hause hatte H. viel zu tragen. Nachdem die Geisteskrankheit seiner Frau, welche bereits 17 Jahre währte, von den Aerzten für unheilbar erklärt war, ließ er sich von ihr scheiden und trat mit der Schwester Wilhelmine Dürr (1831) in die Ehe. Eigene Krankheit lähmte wiederholt seine Wirksamkeit. Mehrmals mußte er seiner Kanzel mehrere Monate hindurch fern bleiben. Mit um so rührenderer Freudigkeit kehrte er dann immer wieder auf seine Kanzel zurück. Eine Predigt, welche er bei solcher Gelegenheit am 5. Febr. 1843 gehalten, gehört zu dem ergreifendsten, was über das geistliche Amt, seine Wirksamkeit und Herrlichkeit je verkündet worden ist. — Für die kirchliche Parteistellung Hoßbach's in den letzten Jahren seines Lebens ist eine Predigt, welche er November 1844 über die kirchliche Eintracht gehalten (Eph. 4, 1—3). Auch hier erweist er sich als ein Mann der Mitte; er spricht sich mit gleicher Schärfe aus gegen die Alt- und Rechtgläubigen, wie gegen die, welche noch der seichten Aufklärung des vorigen Jahrhunderts huldigen. „Gern wollen wir uns zu ihrem (der Bekenntnißschriften) wesentlichen Inhalt bekennen, ganz besonders aber festhalten an zwei Lehren, welche sie als die wesentlichen Grundlagen alles evangelischen Kirchenthums für alle Zeiten aufgestellt haben und von welchen die eine so lautet: die heil. Schrift ist die alleinige Quelle der christlichen Erkenntniß und die alleinige Richterin in Sachen des Glaubens, die andere so: der Mensch kann nicht gerecht und selig werden

durch seine Werke, sondern allein durch den Glauben. Das Jahr darauf brachte die bekannte Erklärung vom 15. August 1845, in welcher die liberale Schleiermacher'sche Richtung sich gegen die Partei ausspricht, „welche starr an der Fassung des Christenthums hält, wie sie solche aus den Anfängen der Reformation ererbt hat, der diese Formel ihr Papst ist". H. hat diese Erklärung mit unterzeichnet. Doch berichtet W. Hollenberg (Herzog's Realencyklopädie, XIX. Suppl. S. 657) mit der Bemerkung: „es sei eine Schülerarbeit und enthalte zwar einen Protest nach rechts, aber nicht den ebenso nöthigen nach der linken Seite hin". Inzwischen hatte das Leiden, welches H. quälte, weitere Fortschritte gemacht. Schwammgewächse verbreiteten sich durch den ganzen Körper. Noch von seinem Krankenbette suchte er seiner Gemeinde zu dienen. Seine Confirmanden ließ er an sein Bett treten und nahm von ihnen Abschied. Am 7. April 1846 ist er dann sanft entschlafen. Auf dem Kirchhof der Neuen und Jerusalemer Gemeinde ist Wilhelm H. unter großer Betheiligung der Gemeinde am Charfreitag 1846 beerdigt worden.

Sein einziger Sohn, Theodor H., aus der dritten Ehe, ist soeben (Januar 1881) für die Stelle, welche der Vater an der Neuen Kirche eingenommen, gewählt und bestätigt worden. Derselbe gehört zum Vorstand des deutschen Protestantenvereins. O. v. Ranke.

Hoßfeld: Johann Wilhelm H., Forstmathematiker, geb. am 19. Aug. 1768 zu Oepfershausen, einem Dorfe des meiningenschen Amtes Wasungen, † am 23. Mai 1837 zu Dreißigacker. Sein Vater (Ortsschullehrer), welcher den Knaben zu seinem Amtsnachfolger vorbereitet wissen wollte, unterrichtete ihn in den Anfangsgründen des Rechnens, der Pfarrer Müller in Unterkatz in der lateinischen Sprache. Schon frühzeitig entwickelte sich bei H. ein Drang zu mathematischen Studien. Etwa vom 15. bis zum 18. Jahre war er ganz auf sich angewiesen. Durch Wißbegierde und eifriges Lernen während dieser Zeit brachte er es, trotz der ihm obliegenden vielfachen niedrigen häuslichen Geschäfte, doch dahin, in die Selecta des Meininger Gymnasiums aufgenommen zu werden. Sein Aufenthalt hier war aber nur von kurzer Dauer, weil ihn seine Ueberlegenheit im mathematischen Wissen bei den Lehrern mißliebig machte. Herzog Georg zu Meiningen, welcher auf den jungen Mann ein Auge geworfen hatte, offerirte ihm für den Fall, daß er eine Fakultätswissenschaft studiren wolle, eine Unterstützung, allein H. schlug sie aus, weil es, wie er sagte, zur damaligen Zeit in Meiningen eigentlich nur drei Fakultäten gebe und er „zur Theologie durchaus keine Neigung habe, mit dem menschlichen Elende (der Medicin) nichts zu thun haben wolle, ebenso große Scheu aber auch vor den Advokatenkniffen habe". Dem väterlichen Wunsche entsprechend, trat er vielmehr in das Schullehrerseminar zu Meiningen ein, aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Im J. 1789 gab ihm der Herzog eine Beschäftigung als Aufseher und Geometer beim Chausséebau. Ein unangenehmer Vorfall mit dem des Faches eigentlich ganz unkundigen Director der Chausséebauten veranlaßte jedoch seinen baldigen Abgang. H. kehrte auf einige Zeit ins elterliche Haus zurück, widmete sich dann beim Pfarrer Heim zu Gumpelstadt drei Monate lang naturwissenschaftlichen, besonders botanischen Studien und nahm 1791, durch äußere Noth bedrängt, eine Lehrerstelle für Mathematik an dem kaufmännischen Institute Heimreich's für Engländer zu Eisenach an. Hier erwarb er sich die Zuneigung des Institutsleiters in solchem Maße, daß er, als dieser als Pfarrer nach Neustadt (bei Gerstungen) zog, mit dorthin wanderte. Durch Verheirathung mit der Tochter des dortigen Schullehrers Lorenz gründete er sich 1796 hier einen häuslichen Herd. 1798 folgte er einem Rufe H. Cotta's an das von diesem ins Leben gerufene Privatforstinstitut zu Zillbach (s. Bd. IV. S. 522). Bis

1800 ertheilte er hier den mathematischen Unterricht. Dann trieb ihn der Wille seines altersschwachen Vaters, welcher sich nach einer Unterstützung im Schulamt durch seinen Sohn sehnte, in die Heimath zurück. Kaum war H. einige Zeit in Oepfershausen, als ihn Herzog Georg am 19. Mai 1801 als Lehrer an die Forstakademie Dreißigacker berief. Da sein Vater kurze Zeit hierauf starb, folgte H. diesem Rufe mit dem Titel „Forstcommissär". Hier wirkte er, seit dem 23. April 1822 durch das Prädikat „Forstrath" ausgezeichnet, mit einer kleinen Unterbrechung bis an sein Lebensende, also im ganzen 36 Jahre. Als Bechstein gestorben war, erwartete er nämlich, daß ihm die Directorstelle an der Akademie übertragen werden würde, und da dies nicht geschah, trat er am 5. August 1822 aus dem Dienste. Nachdem sich aber die Verhältnisse bald wieder zu seiner Befriedigung gestaltet hatten, nahm er seine Functionen als Lehrer schon am 29. Januar 1823 wieder auf. Auch in Dreißigacker hatte er die mathematischen Disciplinen (Mathematik und Physik) zu vertreten. H. war ein vielseitiger, scharfsinniger und mathematisch vorzüglich gebildeter Kopf, dabei ein fleißiger, anregender, sogar geistreicher Docent. In beinahe allen Zweigen der Mathematik machte er eigene Forschungen. Die Holzmeßkunst namentlich und die Waldwerthrechnung verdanken ihm so wesentliche Fortschritte, daß man ihn mit zu den Hauptförderern der mathematischen Richtung im Forstwesen rechnen muß. Sogar als Mitbegründer derselben kann er bezeichnet werden, da es damals — wegen der noch geringen mathematischen Kenntnisse der Forstwirthe und deren Abneigung gegen diesfallsige Studien — noch galt, Bahn zu brechen. Alles rein durch sich selbst geworden, war er allerdings auch nicht frei von den Fehlern eines Autodidacten. Er nahm zu wenig Notiz von den Schöpfungen Anderer und den Hülfsmitteln der Litteratur, wollte alles selbst ausfindig machen, gerieth in Folge dessen auf manche eigenthümliche Vorschläge und Abwege, sowie in vielfache Opposition mit der Tagespresse und selbst seinen vorgesetzten Behörden. Hierbei wirkten mit sein offenes, wenig diplomatisches Wesen, sein heftiges, zum Disputiren geneigtes Temperament und seine in mangelhafter Erziehung von Jugend auf begründete Ungeschicklichkeit in den äußeren Lebensformen. H. ist Erfinder eines „Baumhöhenmessers" (s. die Zeitschrift „Diana", 3. Bd. 1805) und einer ebenso einfachen, als genauen Formel zur Kubirung runder Baumtheile und ganzer Baumschäfte (s. „Diana", 1805, und „Stereometrie", 1812). In Bezug auf Waldwerthrechnungen stellte er wol zuerst(?) den Satz auf, daß der Werth eines Waldes dem Jetztwerth aller von den Productionskosten befreiten Nutzungen gleich sei, und forderte zur Discontirung die Anwendung der Zinseszinsenrechnung (Diana 1805), welche Zinsenberechnungsart nach ihm sogar noch von Männern ersten Ranges (z. B. H. Cotta) verworfen und bekämpft wurde, und erst in neuester Zeit in Theorie und Praxis das Bürgerrecht erlangt hat.

Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine ziemlich umfangreiche. Er veröffentlichte, abgesehen von einer Reihe werthvoller, auf selbstgeschaffenen Grundlagen beruhender Aufsätze in der Diana (3. Bd. 1805 und 4. Bd. 1816) folgende selbständige Werke: „Niedere und höhere praktische Stereometrie ꝛc., nebst einer gründlichen Anweisung zur Taxation des Holzgehalts einzelner Bäume und Bestände ꝛc." (1812); „Niedere allgemeine Mathematik für alle Stände, besonders für Forstmänner, Cameralisten und Kaufleute" (2 Bde., 1819 und 1820) und als Fortsetzung „Mathematik für Forstmänner, Oekonomen und Cameralisten" (3. Bd. 1821, welcher die theoretische und praktische Geometrie, die Theilung der Felder und Wälder und das Nivelliren enthält; 4. Bd. 1822, die Lehre von krummen Linien, Differenzial- und Integralrechnung und die Momentenlehre enthaltend). Diese vier Bände Mathematik sind auch unter dem

Titel: „Die Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen, herausgegeben von Johann Matth. Bechstein und zwar als 2. Theil, 1. und 2. Bd. und als 6. Theil, 1. und 2. Bd. erschienen. Die Stereometrie und Mathematik sind Hoßfeld's Hauptwerke. In denselben offenbart sich eine Fülle gründlicher mathematischer Kenntnisse; die Darstellung ist deutlich, leicht faßlich und ausführlich. Weiter sind zu nennen: „Reformation der Forstwissenschaft und der canonischen Lehren derselben, encyklopädisch abgefaßt" (1820); „Triumph eines abgelebten Dorfschulmeisters über einen rüstigen Oberforstprofessor, in der Forstwissenschaft davongetragen" — eine zum Theil in recht scharfer Sprache abgefaßte Schmähschrift gegen Pfeil, dem seine Unwissenheit in der Mathematik zum Vorwurf gemacht wird — (1822); „Die Forsttaxation in ihrem ganzen Umfange 2c." (1823—25); „Werthsbestimmung der einzelnen Waldprodukte, ganzen Wälder und der Waldservituten, nebst Ausgleichung der letzten" (1825). Nach dem Urtheile von Wedekind's, eines Schülers von H., steht die „Forsttaxation" in Bezug auf Anordnung und Faßlichkeit hinter seinen akademischen Vorträgen zurück.

G. W. v. Wedekind, Nekrolog in den Neuen Jahrbüchern der Forstkunde, 14. Heft, S. 163. Frhr. v. Löffelholz-Colberg, Forstl. Chrestom., 3. Bd. 1. Abth., 1871, S. 658, Bem. 709 b. Ratzeburg, Forstw. Schriftstellerlex., 1872, S. 33, Note *). Bernhardt, Geschichte d. Waldeigenthums 2c., 2. Bd., 1874, S. 360, 384 u. 392; das. 3. Bd. 1875, S. 297 u. 302.

Heß.

Host: Dr. Nicolaus Thomas H., Arzt und Botaniker, geboren den 6. December 1761 zu Fiume, † den 13. Januar 1834 zu Schönbrunn bei Wien. Er studirte anfangs in seiner Vaterstadt, später in Wien, wo er auch 1786 die Doctorswürde erwarb. Als Arzt machte sich H. bald durch glückliche Curen einen Namen, wurde 1792 Leibarzt des Kaisers Franz I. und später kaiserlicher Rath. Neben seiner Berufswissenschaft betrieb H. mit großer Vorliebe das Studium der Botanik, war mit Joseph Freiherrn v. Jacquin befreundet und unternahm weite Reisen durch beinahe ganz Oesterreich. Die zahlreichen von denselben mitgebrachten Gewächse pflanzte H. in den nächst dem Belvedere in Wien gelegenen Garten der Flora austriaca, welchen Kaiser Franz I. 1793 auf Host's Vorschlag hatte anlegen lassen. Als botanischer Schriftsteller gab H. mehrere wichtigere Werke heraus; dieselben sind: „Synopsis plantarum in Austria crescentium" (1797), ein mit großer Genauigkeit und kritischem Geiste geschriebenes Handbuch. — „Icones et descriptiones graminum austriacorum" (1801—9), ein Prachtwerk in vier Foliobänden mit 400 Tafeln, dessen vortreffliche Abbildungen sich durch naturgetreue Darstellung des Gesammteindruckes auszeichnen und noch jetzt unübertroffen sind. — „Flora austriaca" (1827—31); dieses Werk steht hinter den beiden vorgenannten zurück, denn es ist unvollständig, nach veralteten Principien verfaßt und enthält in manchen Gattungen eine Menge unhaltbarer Arten. — „Salix", eine monographische Bearbeitung der Weiden, ebenfalls ein Prachtwerk, von welchem aber nur der erste Band mit 105 Tafeln erschien (1828). Die Abbildungen sind ebenso vortrefflich, wie bei den Gräsern, doch macht sich auch hier eine Zersplitterung des beschriebenen Materials in zahlreiche überflüssige Species geltend.

Gräffer und Czikann, Oesterr. National-Encyklopädie, II. S. 625. — A. Neilreich in Verhandl. des zoolog.-botan. Vereins zu Wien, V. (1855), S. 35. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des österr. Kaiserstaates, IX. S. 340.

Reichardt.

Hostovsky: Alois H., Schauspieler und Director, geboren um 1756 in Böhmen, kam nach verschiedenen Engagements 1792 zur Döbelin'schen Gesellschaft und leitete vom 1. Septbr. 1805 mit Fabricius (s. d.) vereint das sog. Magdeburger Nationaltheater. Nach dem Selbstmord seines Collegen versuchte

er die dem Untergang nahe Gesellschaft noch zu retten, allein alle Versuche mißlangen und er mußte 1821 im August von der Leitung zurücktreten. Als Director hat H. Fabricius wol gleichwerthig zur Seite gestanden, als Schauspieler soll er gute Rollen gehabt haben, wie Iffland's Oberförster und Dallner, nur war ihm sein böhmischer Dialekt und der Mangel an Fleiß hinderlich. An sich ohne höhere Bedeutung, mußte H. als Mitleiter der wohlbekannten magdeburgisch-braunschweigisch-helmstädtischen Direction doch hier erwähnt werden.

Joseph Kürschner.

Hostus: Matthäus H., Archäologe, geboren 1509 in Wilhelmsdorf bei Berlin, † den 29. April 1587 als Professor der griechischen Sprache in Frankfurt a/O., setzte, nachdem er in Spandau, Berlin und Straßburg, einem ukermärkischen Städtchen, unter vielfachen Entbehrungen gelernt hatte, was die dortigen Schulen lehren konnten, seine Studien in Frankfurt fort, wohin er die Söhne eines Verwandten seiner Mutter, des Bürgermeisters Benedict Lindholz, 1527 als Hofmeister begleiten durfte. Dort erwarb er sich 1532 das Baccalaureat und disputirte 1534 als Magister mit solchem Beifall, daß ihm das Jahr darauf die durch Joachim Ciremberg's Tod erledigte Professur des Griechischen übertragen wurde, welcher er bis ins höchste Alter mit Ehre und Erfolg vorgestanden hat. Seine in Frankfurt erschienenen Schriften, deren erster Band die „Historia rei nummariae veteris“, der zweite sein Werk „De veteribus mensuris, ponderibus et mensuris intervallorum“, der dritte kürzere Arbeiten über verwandte Gegenstände enthält, wurden, weil selten und werthvoll, von Rechenberg in Leipzig 1692 aufs neue herausgegeben.

Theodor Crusius, Vergnügung müßiger Stunden, Stück VIII, S. 3 ff.

Schimmelpfennig.

Hotho: Heinrich Gustav H., geb. in Berlin am 22. Mai 1802, gest. ebendort am 24. Decbr. 1873, hatte an dem Joachimsthaler Gymnasium seiner Vaterstadt die Vorbereitungsstudien gemacht, und bezog dann die Universität, wo er sich als Jurist inscribirte, aber auch eifriger Zuhörer Hegel's wurde; nachdem er sich noch einige Zeit in Breslau mit Philosophie beschäftigt hatte, bereiste er zum Zwecke kunstgeschichtlicher Studien London, Paris, Belgien, die Niederlande und Italien. Nach Berlin zurückgekehrt, promovirte er (1826) und habilitirte sich (1827) für das Fach der Aesthetik und Kunstgeschichte, woneben ihm an der Kriegsschule die Lehrstelle der allgemeinen Litteraturgeschichte übertragen wurde (1828). Zum außerordentlichen Professor an der Universität ernannt (1829), wurde er bald (1830) dem Directorium der Gemäldegallerie als Assistent beigegeben, und im J. 1859 erhielt er die Stelle eines Directors des Kupferstichcabinetes; in seinen Vorlesungen aber vertrat er nur die litterarische Seite der Theorie und Geschichte der Kunst. — Sowie er bereits bei der Gründung der Berliner Jahrbücher f. wissensch. Kritik, d. h. des Organes der Hegelianer betheiligt war, so übernahm er auch in der Gesammtausgabe der Werke Hegel's die Redaction der „Vorlesungen über Aesthetik“ (3 Bde. 1835, 2. Aufl. 1842). In seinen eigenen Schriften blieb er fortan den Grundsätzen Hegel's getreu, ohne gerade zu versuchen, dieselben etwa speculativ weiter fortzubilden; indem er aber jenem Zweige des Systems sich zugewandt hatte, welcher in Folge einer inneren Inconsequenz die gediegensten Leistungen des Meisters enthielt, war er hierbei sowol durch Reichthum des kunstgeschichtlichen Stoffes, als auch durch Feinheit der Auffassung und Klarheit der Darstellung unterstützt. Abgesehen von einem Trauerspiele, „Don Raniero“, veröffentlichte er: „Vorstudien für Leben und Kunst“ (1835), „Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei“ (2 Bde., 1842 f.), „Die Malerschule Huberts von Eyck“ (unvollendet,

2 Bde., 1855 ff.), „Eyck-Album mit Text“ (1861), „Dürer-Album mit Text“ (1863), „Die Meisterwerke der Malerei vom Ende des 3. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts in photo- und lithographischen Nachbildungen“ (unvollendet, 1865 ff.), und „Geschichte der christlichen Malerei“ (unvollendet, nur 3 Lieferungen, 1867—72).

Unsere Zeit, 10. Jahrgang (1874), S. 66 ff. Prantl.

Hottinger: Johann Heinrich H., einer der Gründer orientalischer Sprachwissenschaft, Archäologie und Litteraturgeschichte, geb. in Zürich am 10. März 1620, zeigte schon als Knabe und dann als Studirender der Theologie daselbst ungewöhnliche gelehrte Wißbegierde und Befähigung, welche sich auf mehrjährigen Reisen noch bedeutender entwickeln sollte. Sein Sprachtalent war hervorragend, deutsche Predigten soll er sofort griechisch niedergeschrieben haben. Mit öffentlicher Unterstützung begab er sich 1638 nach Genf und in die Niederlande, besuchte England und Frankreich, verweilte in Leyden, wo er von Golius in die arabische Litteratur eingeweiht wurde, und in Gröningen, befestigte sich im Hebräischen und lernte Türkisch; auch gelang es ihm, mit Gelehrten, wie Grotius und Pococke, freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen. Statt als Gesandtschaftsprediger nach Constantinopel zu gehen, was ihm angetragen wurde, folgte er 1642 einem Rufe nach der Universität seiner Vaterstadt. Hier hat er nach einander die verschiedensten Fächer übernommen, zuerst die Kirchengeschichte, dann die Katechetik, die hebräische Sprache, die Logik und Rhetorik, das Alte Testament und sogar die Controverslehren. Doch blieben die Orientalia sein eigentliches Studium, und diesem hat er vom 24. Jahre an, obgleich durch Nebengeschäfte, gelehrte Besuche und Anfragen vielfach abgezogen, eine eminente schriftstellerische Fruchtbarkeit gewidmet. Den theologischen Doctorgrad erhielt er in Basel. Während der J. 1655—61 finden wir ihn als Professor des Alten Testaments und der Orientalia und Ephorus des Sapienz-Collegiums in Heidelberg, wo er ebenfalls neben Spanheim glücklich wirkte. Im November 1661 nach Zürich zurückgekehrt, übernahm er den Vorsitz bei einer daselbst projectirten Revision der deutschen Bibelübersetzung und leitete seit 1662 als Rector die dortige Hochschule Jahre lang und unter schwierigen Verhältnissen. Von Amsterdam und Deventer, Bremen und Marburg, waren inzwischen ehrenvolle Anträge an ihn ergangen, er lehnte sie ab; aber einer Berufung nach Leyden, wo 1666 Hoornbeck gestorben war, konnte er nicht widerstehen. Ungern entließ ihn die Stadt, der Entschluß wurde verhängnißvoll, denn er sollte seinem Leben ein frühzeitiges Ziel setzen. Am 5. Juni 1667 begab sich H. mit seiner Familie zu Schiff, mitten im Strome der Limmat schlug das Boot um, er selbst mit 3 Kindern und einem Freunde ertrank, während seine Frau und eine Magd gerettet wurden. Es wird erzählt, daß 8 Tage vorher auf einer Tafel neben seinem Katheder der Vers zu lesen war: „Carmina jam moriens canit exequialia cygnus“. Allein schon dieses kurze Leben reichte hin, um ihm innerhalb dieser ersten Epoche der orientalischen Wissenschaft eine höchst ehrenvolle Stelle zu sichern. Seine zahlreichen Werke sind theils grammatischen und lexikalischen Inhalts, theils betreffen sie hebräische Alterthümer und mosaisches Recht, dazu kommen Quellensammlungen und Verzeichnisse als Grundlage einer „orientalischen Bibliothek“. Auszuzeichnen sind: „Thesaurus philologicus“, Tig. 1649, „Juris Hebraeorum leges 261“, 1655, „Etymologicum orientale“, Francof. 1661. Als Exeget hat er den richtigen Weg schon bezeichnet, der aber erst später mit Glück verfolgt werden konnte. Sein dogmatisches Werk: „Wegweiser“, Zürich 1647—49, 3 Bde., beweist neben einigen anderen Schriften, daß er in religiös-theologischer Beziehung dem System des strengen Calvinismus treu

bleiben wollte. Die Universität Zürich bewahrt noch jetzt den vielbändigen handschriftlichen Nachlaß seiner Sammlungen als „Thesaurus Hottingerianus“.

Hirzel's Artikel bei Ersch und Gruber. L. Meister, Berühmte Züricher, II. S. 10 ff. Dazu der Artikel in Herzog's Encyklopädie. Gaß.

Hottinger: Johann Jakob H., Theologe und Kirchenhistoriker in Zürich, geb. am 1. December 1652, † am 18. December 1735; war der dritte Sohn des 1667 verstorbenen Orientalisten Joh. Heinrich H. (s. oben). Zum geistlichen Stande bestimmt, machte H. seine ersten theologischen Studien am zürcherischen Carolinum unter J. Hch. Heidegger (s. Bd. XI. 295), setzte sie 1672—74 in Basel unter Lucas Gernler (s. Bd. IX. 37) fort, der ihn in sein Haus aufnahm, wollte dann die Universität Marburg beziehen, wurde aber durch den damaligen französisch-deutschen Krieg zur Rückkehr nach Basel bewogen und verließ dasselbe erst nach Gernler's Tode (11. Februar 1675), um noch in Genf Franz Türrettin zu hören. Anfangs 1676 heimgekehrt, trat er mit seiner im März erfolgten Ordination in den Dienst der zürcherischen Kirche. 1680 Pfarrer in Stallikon bei Zürich, 1686 Diakon an der städtischen Hauptkirche, dem Großmünster, 1698, als Heidegger's Nachfolger, Professor der Theologie und Canonicus, entfaltete H. in diesen Stellungen in einer äußerlich wenig bewegten, aber mit rastlosem Fleiße durchmessenen fast 60jährigen Laufbahn eine große Thätigkeit als Geistlicher, als Lehrer und Schriftsteller. Bei gewissenhaftester Erfüllung seiner Amtspflichten ließ er kaum je ein Jahr vorübergehen, ohne durch schriftstellerische Arbeiten seinen Beitrag zur Erörterung theologischer und kirchlicher Themata oder Tagesfragen zu liefern. In der ersten Hälfte dieser Zeit war es vorzüglich die Fortsetzung der kirchenhistorischen Arbeiten seines Vaters und die Vertheidigung von dessen Schriften gegen Angriffe katholischer Gegner, die H. beschäftigten. Schon eine 1685 publicirte „Biblische Prob des zürcherischen Catechismi“, als Schutzschrift für diesen Katechismus gegenüber einem Mönche Marianus Schott, war zugleich Ehrenrettung von Hottinger's Vater, dessen tragisches Ende Schott zu Verunglimpfung desselben mißbraucht hatte. Die Fortsetzung der Historia ecclesiastica hatte H., der sich seit 1680 mit Studien dafür beschäftigt, mit der Geschichte des tridentinischen Concils zu beginnen. Als vorläufige Probe seiner Arbeiten gab er 1692 eine Vertheidigung von Sarpi gegen die Angriffe des Cardinals Pallavicini heraus: „Sfortia Pallavicinus infelix Concilii Tridentini vindex“, Tig. 1692. In zwei anderen Schriften wies er 1695 Angriffe auf die evangelische Lehre und Kirchen zurück die der sanctgallische Benedictiner P. Gerald Wieland in Form von Gesprächen (Decalogus und Trialogus betitelt) unternommen hatte. Inzwischen war ein umfangreiches Werk eines katholischen Theologen, Kaspar Lang von Zug, Dekan in Frauenfeld, ans Licht getreten, das ganz besonders gegen J. Heinrich Hottinger's Historia ecclesiastica sich richtete: eine Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz, die 1692 (nach dem Tode des Verfassers) in zwei Foliobänden in Einsiedeln unter dem Titel erschien: „Historisch-theologischer Grundriß der alt und jeweiligen christlichen Welt bey Abbildung der alten und heutigen Christlich-Catholischen Helvetia und sonderbahr des alten christlichen Zürichs“. H. änderte daher sein früheres Vorhaben und beschloß, statt einer Fortsetzung der Historia ecclesiastica eine Widerlegung von Lang in Gestalt einer schweizerischen Kirchengeschichte in deutscher Sprache zu schreiben. Hieraus entstand das Hauptwerk seines Lebens, das seinen Namen dauernd erhalten wird, seine: „Helvetische Kirchen-Geschichten“, von denen der erste Theil 1698, zwei weitere 1707 erschienen, ein vierter und letzter (die Zeit von 1700—28 behandelnd, nebst Ergänzungen zum früheren) 1729 (sämmtlich in Zürich gedruckt) nachfolgte. Die

vier Quartbände geben, in zwar schwerfälliger Form und wenig erquicklicher heftig polemischer Haltung, Zeugniß von Hottinger's erstaunlicher, auf diesem Felde der väterlichen ebenbürtigen Gelehrsamkeit, die aus einer unglaublichen Zahl von gedruckten und handschriftlichen Quellen ein gewaltiges Material zusammenträgt und freilich vielfach einseitig verarbeitet. In stetem Gegensatz zu Lang führt H. den Satz aus, daß die reformirte Lehre und Kirche nicht Neuerung, sondern nur ein Zurückgehen auf das Wesen des ursprünglichen und reinen Christenthums seien. Während H. mit den Haupttheilen dieser großen historischen Arbeit beschäftigt war, nahmen ihn übrigens neben den Amtsgeschäften auch die kirchlichen Zustände und Fragen des Tages vielfach in Anspruch. Die Zeit des sogen. Pietismus war angebrochen, erschütterte die Starrheit des hergebrachten orthodoxen Kirchenthums, weckte die Gedanken und Gemüther Vieler, führte aber auch manche bedenkliche Verirrung und Schwärmerei herbei. Das J. 1719 rief den 200jährigen Bestand der schweizerischen Reformation und zugleich die wichtigen Vorgänge der Synode von Dordrecht in Erinnerung, mit welchen das erste Jahrhundert der reformirten Kirchen geschlossen hatte. Die Wünsche nach Vereinigung unter den Protestanten verschiedener Denomination tauchten wieder auf, welche einst durch das Marburger Gespräch von 1529 vereitelt worden und seither immer unbefriedigt geblieben waren. Dies alles mußte auch H. lebhaft berühren. Schüler von Heidegger, Gernler und Franz Türrettin, den Urhebern und Vertretern der gemeinsamen Bekenntnißformel der schweizerischen reformirten Kirchen, des Consensus helveticus von 1675, und Nachfolger von dessen ursprünglichem Verfasser, seines frühesten Lehrers, wollte H. sich von der durch jene Männer gelegten und von ihm schon beim Eintritt ins kirchliche Amt anerkannten Grundlage nicht entfernen und hielt gegenüber dem auftretenden Pietismus an den Ordnungen der Kirche und dem Consensus entschieden fest. In mehreren deutschen Schriften trat er den um sich greifenden neuen Bestrebungen, zumal Verirrungen, entgegen. Eine dieser Schriften („Versuchungsstunde über die Evangelische Kirche, durch neue selbstlauffende Propheten“ u. s. f., Zürich 1717) ist durch die Erzählung aller Verhandlungen in Zürich über den Pietismus von 1698—1717 historisch von Werth. Dem Jubiläum der Reformation galt Hottinger's: „Dissertatio secularis de necessaria Majorum ab Ecclesia Romana secessione et impossibili nostro tum in eandem Ecclesiam reditu, tum pace cum ea“, Tiguri 1719. Von dem Jesuiten Ludwig Rusca in Lugano 1721 hierüber in einer Schrift: „Judicium Ecclesiasticum seculari dissertationi H . . . oppositum“ angegriffen, antwortete H. sofort durch seine „Dissertatio secularis adversus iniquum et vanissimum Lud. Ruscae Lugan. Judicium Ecclesiasticum asserta et vindicata“, Tig. 1721, enthob sich aber später der Mühe, auf eine vierbändige Confirmatio Judicii etc. zu erwidern, die Rusca 1725 in Luzern zum Drucke brachte. Irenischen Bestrebungen zwischen der lutherisch'en und der reformirten Kirche war H., der von Frieden mit der katholischen, schon laut der Ueberschrift seiner „Dissertatio secularis“, nichts wissen wollte, keineswegs entgegen, meinte aber, man solle als gemeinschaftliche Glaubenssätze nur aufstellen was unmittelbar und wörtlich der hl. Schrift zu entnehmen sei und jeder der beiden Kirchen dabei das Recht belassen, ihre Erklärungsweise im Näheren nach eigener Ueberzeugung zu formuliren, wobei für die schweizerischen Reformirten der Consensus helveticus Gültigkeit zu behalten habe. In diesem Sinne antwortete er auf die anonyme Schrift eines lutherischen Theologen: „Näherer Entwurff von der Vereinigung der Protestanten“ durch seinen unter dem angenommenen Namen Salomon Alethaeus veröffentlichten: „Anhang an den Nähern Entwurff, oder Erklärung der Reformirten Kirch von der ewigen

Gnaden-Wahl" ꝛc., Zürich 1720, und ließ 1721 seine „Dissertatio irenica de veritatis et charitatis amicissimo in Ecclesia Protestantium connubio" folgen. Letztere Schrift fand auf Seite der Lutheraner so viel Beifall, daß in Tübingen ohne des Verfassers Wissen eine zweite Auflage derselben veranstaltet wurde. Bedenken des dortigen Theologen Gottfried Hofmann gegen seine Vorschläge begegnete H. 1723 in einer „Exercitatio irenica". Dem Andenken der Synode von Dordrecht galt seine am 13. Jan. 1720 gehaltene Rede: „Memoria Synodi Dordrechtanae", Tig. 1720. Ganz vorzüglich aber wandte H. seine Bemühungen immer wieder der Rechtfertigung und Erläuterung des Consensus helveticus und der Prädestinationslehre zu. Diesem Zwecke widmete er, neben seiner Kirchengeschichte, die letzten seiner umfangreicheren Schriften: 1723 eine gleichzeitig in Latein und in Deutsch verfaßte Geschichte und Vertheidigung des Consensus und 1727 das dogmenhistorische Werk: „Fata doctrinae de praedestinatione et gratia Dei Salutari inde a beato SSm. Apostolorum excessu ad haec usque tempora", Tig. 1727. In solcher Thätigkeit war H. in sein 77. Jahr gelangt und hatte eben mit dem vierten Bande der „Helvetischen Kirchen-Geschichten" sein Hauptwerk abgeschlossen, als ihm am 14. August 1729 ein Schlagfluß die linke Hälfte des Antlitzes lähmte. Er erholte sich indessen bald gänzlich, nahm mit Neujahr 1730 seine amtliche Thätigkeit wieder auf und führte sie, auch jetzt noch mit schriftstellerischen Arbeiten verbunden, mit nur kurzen zeitweiligen Unterbrechungen bis zum letzten Augenblicke seines Lebens fort, das ohne eigentliche Krankheit, nur durch allmählige Abnahme der Kräfte erlosch. Unter dem Klang der Sonntagsmorgenglocken entschlief schmerzlos, am 18. December 1735, der 83jährige Greis. Ein im persönlichen Umgange gegen Jedermann höchst freundliches, heiteres und dienstfertiges Wesen, stete Würde in Sitten und Haltung, Klarheit und Anmuth des beredsamen Vortrages rühmen die Zeitgenossen dem Manne nach, der in ernster Arbeit unermüdlich und dessen Feder allezeit scharf und streitfertig war.

Jo. Jac. Lavateri F. Oratio inauguralis qua praemissa brevi icone Theologi describitur Vita Joannis Jacobi Hottingeri, Theol. Prof. Tig., Tiguri 1736, 4°, und in der Zeitschrift Tempe Helvetica, Tom. II, pars 1 (daselbst das Verzeichniß von Hottinger's 114 größeren und kleineren Schriften und hinterlassenen Manuskripten). — H. Escher in Ersch und Gruber's Encyklopädie, 2. Section, 11. Thl., Art.: Hottinger (Nr. 4, S. 206).

G. v. Wyß.

Hottinger: Johann Jakob H., Philologe und Schulmann in Zürich; geb. am 2. Febr. 1750, † am 4. Febr. 1819, war ein Urenkel des vorgenannten gleichnamigen Theologen, der Sohn des Pfarrers J. Heinrich H. in Ossingen, Kantons Zürich, eines ernsten und strengen Mannes, der Gemeinde und Haus mit militärischer Rauheit regierte und Mannhaftigkeit des Charakters und edle Ruhmbegierde frühe schon in seinen beiden Söhnen weckte, während die sanfte Mutter in H., der ihr durch natürliche Anlagen näher stand, einen feinen Schönheitssinn, die Schwächen eines unfähigen Hauslehrers aber ein angebornes Talent für Satire in dem Knaben nährten. Indessen starb der Vater schon 1760 und H. kam 1763 nach Zürich, wo er sich zum Geistlichen und Gelehrten ausbilden sollte. Hier nahm sich der Philologe Steinbrüchel seiner besonders an, wurde für H. der anregendste Lehrer und Freund und unter seiner und Breitinger's Leitung durchlief H. die Classen des Carolinums, mit Vorliebe die philologischen und philosophischen Fächer betreibend, bis zu seiner 1769 erfolgten Ordination als Geistlicher. Seinen gründlichen Studien ging eine innere Entwickelung zur Seite, die er nicht ohne schwere Kämpfe durchmachte. In früher

Jugend hatte er einen Religionsunterricht empfangen, in welchem unbedingte prüfungslose Annahme der hergebrachten kirchlichen Lehrsätze als das Wesen des Christenthums dargestellt und insbesondere die Lehren von der Prädestination und von der Sünde wider den heiligen Geist mit Nachdruck betont wurden. Diese ohne nähere Erläuterung ihm eingeprägten Lehren hatten in dem denkenden Knaben frühe schon Zweifel, dadurch aber auch Schrecken und Gewissenskämpfe erregt, und nur mit Mühe rang sich der Jüngling allmählig zu bestimmten Ueberzeugungen und innerer Beruhigung durch. Am Bedürfnisse steter wissenschaftlicher Arbeit und Prüfung auch in Glaubenssachen festhaltend, bekannte er sich zu der rationalistischen Anschauungsweise in religiösen Dingen, die durch den Theologen Zimmermann und Breitinger und Bodmer unter den zürcherischen Gelehrten vorherrschend geworden war. Indessen trug die Dissertation, die er jetzt, in schönem Latein, publicirte: „Diatribe de miraculis. Acc. excursus philosophicus ad doctrinam Bonneti“, Turici 1770, keineswegs sceptischen Charakter. Mit einem Reisestipendium von der Regierung bedacht, ging H., von dem man sich mit Recht viel versprach, hierauf zunächst in die französische Schweiz, wo er sich einige Zeit lang in Yverdon und in Genf aufhielt, dann aber nach Göttingen. Hier schlug er für längere Zeit seinen Sitz auf, kam in freundschaftliches Verhältniß zu Heyne und insbesondere zu J. G. H. Feder (Bd. VI. S. 595) und schrieb zwei Abhandlungen. Die eine, durch eine Preisaufgabe der Verwaltung des Stolpe'schen Legates zu Leyden veranlaßt, trug den Titel: „An homini innatus sit aliquis sensus veri et boni“, unterlag in der Bewerbung nur durch das Loos derjenigen eines Mitbewerbers, wurde daher mit dieser in Leyden (1773) gedruckt und von H. später in erweiterter Gestalt wiederholt: „Disputatio Stolpiana de sensu honesti“, Turici 1776. Die andere Arbeit: „De nonnullorum in oppugnanda religione ineptiis ac malis artibus etc. libri II.“ Lugd. Batav. 1774, war gegen die französischen Freigeister und ganz besonders Holbach's Système de la nature gerichtet. Noch schrieb H. an dieser Abhandlung, als er den Ruf zur Professur der Eloquenz in Zürich, Lehrstelle für Latein und philosophische Fächer an einigen Classen des Carolinum erhielt. Er verließ daher Göttingen im Frühjahr 1774 und traf nach einer Reise durch Holland, wo er Leyden besuchte, und einem Aufenthalt in Paris im Sommer 1774 zur Uebernahme seines Amtes in Zürich ein, in welchem er nun über 20 Jahre lang Steinbrüchel zur Seite stand; die glücklichste Zeit seines Lebens. Sie eröffnete sich freilich kurz nach Hottinger's Rückkehr mit einem Vorgange, welcher in Zürich vielfache Mißklänge hervorrief, die erst nach längerer Zeit sich verloren. Taktlose Veröffentlichung eines überschwenglichen Briefes von Lavater im ersten Bande der allgemeinen theologischen Bibliothek (Mitau 1774), die das nach Lavater nicht zum Abdruck bestimmt gewesene Aktenstück zwar ohne des Verfassers Namen publicirte, forderte zu Tadel heraus; wurde aber von H. zu einer beißenden Satire auf Lavater benutzt, dessen Eigenthümlichkeit und Wirken schon lange das Mißfallen der Zürcher Gelehrten, auch dasjenige Bodmer's und Salomon Geßner's, erregt hatten. H. publicirte ein: „Sendschreiben an den Verfasser der Nachrichten von den zürcherischen Gelehrten in der Allg. theol. Bibliothek nebst einigen Nachrichten von Herrn Diacon Lavater, von einem zürcherischen Geistlichen“, Berlin und Leipzig 1775; ein Angriff, den er in den „Briefen in der Person vom Verfasser des Sendschreibens“ (1775, zweite Auflage, Halle 1776) bekräftigte, der aber Lavater und dessen Freunde mehr verletzen, als belehren mußte und viele unerquickliche Erörterungen wachrief. Indessen kam durch Lavater's Entgegenkommen schließlich ein ihn und H. ehrender Friede, wenn auch nicht Uebereinstimmung zwischen beiden, zu Stande.

(Vgl. Mörikofer, Die schweiz. Litteratur des 18. Jahrhunderts, S. 348, 389.) Schon 1776 äußerte sich H. über Lavater in würdiger Weise und nur mit einem derben Hiebe gegen dessen allzu eifrige Anhänger in der ausführlichen Widmung an Semler, womit er auf des greisen, bald darauf verstorbenen Breitinger's Wunsch (Breitinger † am 14. December 1776, nicht am 15. December 1774, wie Bd. III. S. 295 irrig steht) vier akademische Reden desselben publicirte: „J. J. Breitingeri Orationes IIII solemnes. Interprete J. J. Hottingero", Tur. 1776. In bemerkenswerther Art tritt H. hier mit Nachdruck gegenüber der Orthodoxie des 17. Jahrhunderts, wie gegenüber den Extravaganzen der von Rousseau's Theorien oder vom Treiben der deutschen Kraftgenies mißleiteten Jugend, für das Studium der Classiker und der Philosophie ein. Auf diesem Felde, als ausgezeichneter und anregender Lehrer, als geschmackvoller Erklärer der Alten, als Kritiker und Schriftsteller im philosophischen und belletristischen Gebiete entwickelte er jetzt eine fruchtbare und verdienstliche Thätigkeit. In Verbindung mit seinem Lehramte stand die Herausgabe des Sallust (Turici 1778), einer Bearbeitung von Olivet's Eclogen aus Cicero (1783), von Cicero De Divinatione (1793) und Abhandlungen in dem 1782 von H. publicirten „Museum turicense", sowie eine 1785 von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Leyden gekrönte Preisschrift: „De luminibus eloquentiae". Daran schlossen sich die Schrift: „Etwas über die neusten Uebersetzerfabriken der Griechen und Römer", Zürich 1782, welche die Grundsätze für richtige und schöne Uebertragung der Alten erläuterte und Beispiele von solcher in: „Proben der Aeneis" in Füßli's Schweizerischem Museum (1783) und in einer Uebersetzung des Cicero de Divinatione (1789). Ueber die neuere Litteratur sprach H. theils in der von ihm begründeten „Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Litteratur", Zürich 1784—86, theils in den von der deutschen Gesellschaft in Mannheim gekrönten Preisschriften: „Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern", Mannheim 1789 und „Ueber die Seltenheit classischer Prosaisten in Deutschland" (1792, gedr. Zürich 1816). Philosophische und litterarische Themata behandelten Hottinger's „Briefe von Selkof an Welmar", Zürich 1777, die „Brelocken aus Allerley der Groß- und Kleinmänner", Leipzig 1778; ferner eine von der Akademie in Padua gekrönte Preisschrift über die Bildung der höheren Stände zu charakterfester Humanität: „Disputatio de artibus quibus hominum olim potentium aut divitiorum animis instillandus et ad certam constantiae firmitatem educendus videatur humanitatis sensus", Padova 1784, und eine „Oratio de caute oppugnandis opinionibus vulgi religiosis", Turici (1794). Mit eigenen poetischen Versuchen trat H. in Füßli's „Allgemeiner Blumenlese der Deutschen", Zürich 1782—88 und Bürkli's „Schweizerischer Blumenlese", Zürich 1780—83, auf, sowie in ansprechenden, öfter aufgeführten vaterländischen Schauspielen für die Jugend: „Karl von Burgund", Zürich 1793, und „Ulrich von Regensburg", Zürich 1793. Biograph wurde er in seinem: „Acroama de J. J. Bodmero", Turici 1783, in Gedächtnißreden auf den Canonicus Salomon Schinz († 1784, s. Geßner, Johannes, Bd. IX. S. 106) und Dr. med. Joh. Konrad Rahn, einen der Begründer des medicinisch-chirurgischen Institutes in Zürich († 1787), sowie in einer ausgezeichneten, auf Wunsch der Geßner'schen Familie verfaßten Biographie: „Salomon Geßner", Zürich 1796. Längst hatte H. auch die Blicke des Auslandes auf sich gezogen. Schon anfangs der 80er Jahre versuchte Heyne ihn nach Göttingen zu ziehen; 1786 wurde ihm eine theologische Professur in Heidelberg, 1787 Anstellung an einer preußischen Universität angeboten. Allein die Liebe zum Vaterlande und Rücksichten für seine greise

Mutter, fesselten ihn an Zürich, wo man ihn festzuhalten sich bemühte, 1789 zu der wichtigern und besser dotirten Professur der alten Sprachen am Collegium humanitatis beförderte und, als 1796 Steinbrüchel starb, zu dessen Nachfolger in der Professur des Griechischen und der Hermeneutik am Carolinum und dem hiermit verbundenen Canonicate ernannte. Dankbar widmete er dem unvergeßlichen Freunde das schöne Denkmal: „Acroama de J. J. Steinbrychelio“, Tur. 1796. Kaum aber war er in dessen Nachfolge eingetreten, als 1798 die Stürme der Revolutions- und Kriegsjahre über die Schweiz hereinbrachen. Die Unruhen, Leiden und Lasten, welche sie über Alle brachten, das Gebahren der Apostel einer neuen Freiheit, die sich zunächst in der Herrschaft der Oberflächlichkeit und Unwissenheit im Gemeinwesen äußerte, der drohende Verfall des Studiums der Alten und gründlicher wissenschaftlicher Bildung erfüllten H., der ohnehin Anlage zur Hypochondrie besaß, mit den schwersten Besorgnissen, die nur allmählig mit der Rückkehr des Friedens, ruhiger politischer Zustände und dem Wiedererwachen wissenschaftlicher Bestrebungen sich beschwichtigten. Mit mehr Befriedigung setzte H. nun seine Vorlesungen wieder fort, ließ aus seiner Beschäftigung mit den Alten neue Uebersetzungen classischer Werke hervorgehen: 1800 der Bücher von Cicero de Officiis, 1810 der Charaktere des Theophrast, und war als Lehrer und zeitweise Rector des Carolinums für alle Interessen der Anstalt und der durch sie vertretenen gelehrten Bildung rastlos bemüht, insbesondere auch durch die öffentlichen Ansprachen, die er an die Jugend und die Schulbehörden zu richten hatte. Seine inhaltsreichen „Rectoratsreden“ (Gesammtausgabe: Zürich 1813), in denen er seinen Anschauungen mit gewohnter Meisterschaft der Form freimüthigen und festen Ausdruck gab, verwickelten ihn freilich in mancherlei Kämpfe mit den Vertretern der neuen Pädagogik, die allein vom Volksunterrichte alles Heil der Gesellschaft erwarteten; vgl. seine Schrift: „Ein Wort an Herrn Prof. Schultheß über desselben genauere Einsicht der neuesten Versuche einer besseren Erziehung und Bildung der Jugend“, Zürich 1810 und das gegen Niederer gerichtete Vorwort zu den „Rectoratsreden“. So kamen die Jahre des Alters heran, als H. 1812 und heftiger wieder 1814 von apoplektischen Zufällen heimgesucht wurde, die ihn im Herbste 1814 zwangen sein Lehramt aufzugeben. Dennoch blieb er, dem in Bremi (Bd. III. S. 305) ein begeisterter Schüler zur Seite stand, noch litterarisch thätig. 1815 erschienen, als Frucht hermeneutischer Studien, seine: „Epistolae D. Jacobi atque Petri I. cum versione germanica et commentario latino“, Lipsiae 1815; im Jahre darauf: die Sammlung seiner „Opuscula oratoria“, Turici 1816; ferner die, in Verbindung mit J. J. Stolz und J. Jacob Horner (s. o. S. 155 Z. 3 v. u.) publicirten: „Zürcherischen Beyträge zur wissenschaftlichen und geselligen Unterhaltung“, 3 Bde., Zürich 1815—16; die „Opuscula philosophica, critica atque hermeneutica“, Lipsiae 1817, und im J. 1819 in Zürich die „Denkwürdigkeiten des Sokrates aus dem Griechischen“ (des Xenophon) von J. J. H.“ Ungeachtet eines schon lange leidensvollen Zustandes gab H. auch noch am Reformationsfeste vom 1. Jan. 1819 seiner Theilnahme an dieser Feier lebhaften Ausdruck; ein paar Wochen später, am 14. Febr. 1819, erfolgte der Hinschied des ausgezeichneten Mannes.

Bremi, Hch., Denkrede auf Herrn J. J. Hottinger, Zürich 1820. — Escher, Hch., Biographie von Hottinger im Neujahrsblatt der Chorherren-Gesellschaft (nicht: der Stadtbibliothek, wie Bd. VI. S. 354 irrig steht) in Zürich auf das Jahr 1831 (mit Bildniß von Hottinger), wiederholt in Ersch u. Gruber, Encyklopädie, Sect. II. Bd. XI. Art. Hottinger Nr. 9, S. 210 ff.

G. v. Wyß.

Hottinger: Johann Jakob H., Historiker in Zürich, geb. am 18. Mai 1783, † am 17. Mai 1860; war der Sohn des Kaufmanns Joh. Kaspar H. in Zürich, eines Urenkels des Orientalisten J. Heinrich H. († 1667). Zum geistlichen Stande bestimmt, schon im zehnten Jahre vaterhalb verwaist und von frühe an darauf angewiesen, dereinst die Stütze seiner Mutter und fünf jüngerer Geschwister zu sein, übernahm H., nach dem Abschlusse seiner Studien am zürcherischen Carolinum durch die erlangte Ordination, im Herbste 1804 eine Lehrstelle am zürcherischen Waisenhause, begleitete 1806 als Informator einen jungen Zürcher nach Leipzig, wobei sie in Erfurt der eben gegen die Franzosen ins Feld rückenden preußischen Armee begegneten (s. Hottinger's Mittheilung in Zschokke, Miscellen f. d. neueste Weltkunde, Jahrgang 1811, Nr. 21) und kehrte, als sein Zögling bald darauf einer Seuche erlag, heim, hier theils vicariatsweise mit geistlichen Amtsverrichtungen, theils mit Unterricht als Lehrer an der höhern Mädchen- und an der Kunstschule sich beschäftigend. Freundliches, anregendes und belebendes Wesen, womit er sich der Jugend auch außerhalb der Schule vielfach annahm, machten ihn bald zu einem der beliebtesten Lehrer und Führer derselben. Auch als Jugendschriftsteller, als Dichter, als thätiges Mitglied wissenschaftlicher, wohlthätiger und geselliger Kreise, erwarb er sich rasch Ruf und Dank. Unter dem Namen: J. J. H. der jüngere, schrieb er 1810 bis 14, wie sein älterer Namensverwandter, der vorgenannte Chorherr H., vaterländische Schauspiele für die Jugend, betheiligte sich an des letzteren „Zürcherischen Beyträgen“ und ließ im Helvetischen Almanach, in den Alpenrosen, im Morgenblatte poetische Versuche erscheinen. Innerer Trieb und äußere Veranlassungen führten ihn indessen theils zu bestimmten, insbesondere historischen Studien, theils zu Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten. 1816 bis 18 betrat er durch Uebernahme der Redaction der „Schweizerischen Monatschronik“ vorübergehend das Gebiet der Publicistik. 1820 zum Lehrer der Religion an der Kunstschule mit dem Titel als Professor ernannt, nahm er an den Discussionen über religiöse und kirchliche Fragen Antheil, die damals in Zürich zwischen dem Theologen-Chorherrn J. Schultheß, Vertreter des Paulus'schen Rationalismus, Hans Georg Nägeli, dem Schöpfer des Volksgesanges u. A. m. geführt wurden. Als Nägeli in einer originellen anonymen Schrift für das Recht der Gläubigen in der Kirche gegenüber der von Schultheß beanspruchten Alleinherrschaft seiner Schule auftrat, veröffentlichte H., als Entgegnung auf Nägeli's Ausführungen, mit Namensunterschrift, die: „Seitensätze zu dem summarischen Glaubensbekenntniß der Orthodoxen, Chiliasten, Mystiker u. s. f.“, Zürich 1822, worin er seine einem gemäßigten Rationalismus entsprechenden Ansichten aussprach. Bereits aber hatte er sich in erster Linie historischen Studien zugewandt, vorzüglich angeregt durch J. Hch. Füßli (Bd. VIII. S. 263) und die Bekanntschaft mit dem 1816—18 in Zürich weilenden Glutz-Blotzheim (Bd. IX. S. 262). Als 1818 auf Veranlassung mehrerer angesehener Magistrate eine zürcherische vaterländisch-historische Gesellschaft unter Staatsrath Ludwig Meyer von Knonau entstand, wurde H. eines der thätigsten Mitglieder derselben, neben Meyer und dem Historiker H. Escher (Bd. VI. S. 353). Er feierte in ihr das Andenken von Glutz, wurde 1820 auch zum Mitgliede der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft ernannt, welche Schultheiß S. Fr. v. Mülinen 1811 gestiftet hatte, und faßte nun, aufgemuntert durch die Genannten, durch Georg Müller in Schaffhausen u. a. m. den Entschluß, die Fortsetzung von Johann v. Müller's und Glutz' „Geschichte der Eidgenossen“, zunächst über die Zeit der Reformation, zu unternehmen. Das schweizerische Reformationsfest vom 1. Januar 1819, dessen Verlauf H. in einem „Rückblick auf

die dritte Säcularfeier der schweizerischen Reformation", Zürich 1819, beschrieb, schien zu einem solchen Unternehmen ganz besonders aufzufordern. Nach langer gründlicher Vorbereitung und umfassenden Forschungen erschien in Zürich 1825 der erste und 1829 der zweite Band der: „Geschichte der Eidgenossen während der Zeiten der Kirchentrennung. Von J. J. H.", als sechster und siebenter Band des Müller'schen und Glutz'schen Werkes. Hervorgegangen aus fleißigster Benutzung eines damals meist noch handschriftlichen Quellen zu entnehmenden Stoffes, der in wohlgewählter und übersichtlicher Anordnung gegliedert wird, ist Hottinger's verdienstliche Arbeit dem schweizerischen Geiste nach, der sie durchweht, und in ihrer warmen schönen Sprache, dem Werke seiner Vorgänger vollkommen ebenbürtig. Daß H. nach seinem Studiengange und Stande von selbst dahin geführt wurde, sich Zwingli's Persönlichkeit mit ganz besonderer Vorliebe zuzuwenden und des Reformators Einfluß auf die zürcherische Politik in dessen letzten Lebensjahren (1528—31), sowie diese Politik selbst, mehr vom Standpunkte des überzeugungswarmen Protestanten der Epoche von 1819, als von demjenigen des eidgenössischen Staatsrechts des 16. Jahrhunderts aus beurtheilt, kann nicht sehr verwundern. An seiner Zeichnung von Zwingli's Charakter wird wenig auszusetzen sein, wie Mörikofers ausgeführteres, sorgfältiges und feines Bild zeigt. Einen Theil der wichtigsten Aktenstücke aus seinen archivalischen Forschungen brachte H. in der Zeitschrift „Archiv für schweizerische Landeskunde", 2 Bde., Zürich 1827—29, zum Abdruck, die er damals gemeinsam mit Escher herausgab. Mittlerweile veränderte sich auch seine äußere Stellung. 1822 hatte er seine Professur an der Kunstschule gegen diejenige für Geschichte und Erdbeschreibung an der nämlichen Anstalt vertauscht; 1823 wurde er zugleich zum Mitgliede der obersten kantonalen Behörde für das Unterrichtswesen, des Erziehungsrathes, ernannt. Hier nahm H. neben Escher und Joh. Kaspar v. Orelli an der Leitung des zürcherischen Schulwesens und den Berathungen über Verbesserung desselben vorzüglichen Antheil. Aus Hottinger's Feder stammte der „Bericht über den Zustand des Landschulwesens", der anfangs 1830 der Regierung eingereicht wurde. Indessen erfolgte die Staatsumwälzung im Kanton Zürich, ehe die Vorlage zu bestimmten Ergebnissen führte und erst unter ganz neuen Verhältnissen wurde die Aufgabe wieder aufgenommen. H., durch Stellung und bisherige Wirksamkeit ausgezeichnet, wurde jetzt Mitglied der neuen gesetzgebenden Behörde, auch Mitglied der obersten Verwaltungsbehörde, des Regierungsrathes, aus welchem er indessen im Frühjahr 1832 seine Entlassung nahm, blieb aber Mitglied und Vicepräsident des neuen Erziehungsrathes, der die Umgestaltung des gesammten Unterrichtswesens durchführte. Die Eröffnung der Kantonsschule und der Hochschule im Frühjahr 1833 bildeten den Abschluß dieser Arbeiten. Gleichzeitig war H. auch zur Berathung der neuen Kirchenorganisation herbeigezogen worden, bei welchem Anlasse er die Schrift: „Die Kirche in ihrer richtigen Stellung bey den Veränderungen der Zeit", Zürich 1832, erscheinen ließ. Von der Regierung 1833 zum Professor der vaterländischen Geschichte an der Hochschule berufen, widmete er sich mehr und mehr ausschließlich diesem, ihm große Befriedigung gewährenden Wirkungskreise, zumal Abnahme des Gehörs ihn zum Rücktritt aus allen anderen öffentlichen Stellungen bewog; er setzte auch, als ihn 1837 schmerzliche Krankheit befiel und für drei Jahre, mit nur zeitweisen Unterbrechungen, ans Zimmer fesselte, seine Vorträge für Studirende fort, und nahm sie nach unerwarteter gänzlicher Wiederherstellung im Frühjahr 1840 mit frischer Kraft wieder auf, nun während zweier Jahrzehnte eine neue Wirksamkeit theils als Lehrer, theils als fruchtbarer Schriftsteller auf dem historischen, dem kirchenpolitischen, dem gemeinnützigen und auch

dem Gebiete der Freimaurerei, deren er eifrig pflegte; entfaltend. Niemals hatte er seine Feder ganz ruhen lassen; 1837—39 mit Gerlach und Wackernagel in Basel das „Schweizerische Museum für historische Wissenschaften" 3 Bde. (Frauenfeld), publicirt und mit werthvollen Arbeiten über die zürcherische Geschichte ausgestattet; 1838—40 in Verbindung mit Hr. Hch. Vögeli „Heinrich Bullinger's Reformationsgeschichte", 3 Bde. (Frauenfeld), zum Drucke gebracht. 1840 Mitstifter der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz unter J. Kaspar Zellweger, übernahm H. die Leitung ihrer Zeitschrift: „Archiv für schweizerische Geschichte" (erster Band Zürich 1843), von welcher fünf Jahrgänge durch ihn selbst, weitere unter seiner Mitwirkung erschienen und bis 1853 eigene Arbeiten und Beiträge von seiner Hand enthalten. H. ließ aber auch, von 1840 an, fortwährend theils in anderen Zeitschriften, theils als besondere Schriften, eine zahlreiche Reihe von kleineren und größeren Arbeiten verschiedensten Inhaltes erscheinen, die von der seltenen Geistesfrische zeugen, die er sich bis ins Greisenalter bewahrte. Als die bedeutendsten dieser Arbeiten sind herauszuheben: 1842 „Huldreich Zwingli und seine Zeit, dem Volke dargestellt" (veranlaßt durch die zürcherische Volksbewegung von 1839); 1844 die „Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der Eidgenossenschaft der XIII Orte" (fast mehr politische Betrachtung, als eigentliche Geschichte; denn H. verkennt die realen Schwierigkeiten, welche die 1798 bestehenden staatlichen und socialen Verhältnisse, sowie die eigentliche Bedeutung der ersten Umwälzungsversuche den Regierungen schufen, in dieser Darstellung allzusehr); 1852 die Biographie: „Hans Konrad Escher von der Linth, Lebensbild eines schweizerischen Republikaners" (eines der anziehendsten und gelungensten Werke von H.); 1855 die Schrift: „Die Stadt Zürich in historisch-topographischer Darstellung" (in neuer Ausgabe 1859 von H. und G. v. Escher); 1857 die Fortsetzung von Bluntschli's „Geschichte der Republik Zürich", dritter Band (die Zeit von 1533—1777 umfassend). Auch übersetzte H. 1845 den dritten Theil der: „Geschichte der Eidgenossen im 16. und 17. Jahrhundert", die der ihm innig befreundete Vulliemin seit 1841 als weitere Fortsetzung von Müller an Hottinger's zwei Bände des großen Werkes angeschlossen hatte. Eine letzte größere, inhaltreiche und lebensvolle Arbeit lieferte H. schließlich in seinem 74. Jahre, die Abhandlung: „Das Wiedererwachen der wissenschaftlichen Bestrebungen in der Schweiz in der Mediations- und Restaurationsperiode". Die Abhandlung diente als Einladungsschrift zur 25. Feier des Stiftungstages der Hochschule Zürich am 29. April 1858. Die Regierungsbehörden und die Hochschule gestalteten diese Feier zugleich zum Amtsjubiläum des Greisen, der in 50jährigem Wirken als Lehrer und in amtlichen Stellungen verschiedenster Art so viel verdienstvolles geleistet hatte. Mit einem Collegium über neuere Geschichte im Sommer 1859 schloß H. diese öffentliche Wirksamkeit ab und zog sich in den Privatstand zurück. Nach längerer Krankheit erlosch sein Leben am Auffahrtstage 1860.

Vortrag am Amtsjubiläum des Herrn Prof. Dr. J. J. Hottinger nebst den Erwiederungsworten des Jubilaren, Zürich 1858. (Von dem Unterzeichneten; mit Verzeichniß aller Arbeiten von Hottinger.) — Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit von Hasler und Hartmann, Bd. II. — Neujahrsblatt von der Hülfsgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1861 (mit Hottinger's Bildniß).
G. v. Wyß.

Hotze: Friedrich Freiherr v. H., ursprünglich Hotz, Johann Konrad H., geb. am 20. April 1739, † als kaiserl. Feldmarschall-Lieutenant am 25. Septbr. 1799. H. war der Sohn eines tüchtigen Landarztes, Johannes H., der im französischen Militärdienste sich als Chirurg wohl erprobt hatte und

im Dorfe Richtenswil am Zürichsee lebte. Nachdem H. seine erste wissenschaftliche Bildung bei dem Pfarrer Joh. Konrad Füßli zu Veltheim (s. den Art. Bd. VIII. S. 256) empfangen und anfangs in Zürich seine Studien fortgesetzt hatte, trat er 1758 in das herzogl. württembergische Cürassierregiment von Phull als Cornet ein. Der Vater hatte auch ihn anfangs gleich seinem älteren Bruder, dem 1734 geborenen Johannes H., welcher trotz der Zurückgezogenheit in seinem Heimathsdorfe als Arzt sich einen ansehnlichen Namen schuf (ein vertrauter Freund Lavater's, auch durch verwandtschaftliche Beziehungen mit Pestalozzi eng verbunden, starb er 1801 zu Frankfurt a/M.), für das Studium der Medicin bestimmt, war dann aber den ausgesprochen militärischen Neigungen des feurigen Jünglings gerecht geworden. Als Lieutenant kam H. mit der französischen Armee Broglie's am 30. November 1759 in dem für die Württemberger unglücklichen Gefechte zu Fulda zum ersten Mal vor den Feind, die vom Erbprinzen Ferdinand von Braunschweig befehligte verbündete Armee. Vom Wunsche erfüllt, in das preußische Heer einzutreten, nahm H., zum Capitän emporgestiegen, 1765 seinen Abschied aus dem herzoglichen Dienste, sah sich aber in Berlin, wo ihm allerdings der Aufenthalt im Hause des Professors Sulzer (s. d. Art.) viele geistige Anregung bot, in seinen Hoffnungen getäuscht; ebenso mißlang ein Versuch in Rußland, abgesehen davon, daß der russische Dienst ihm nicht gefiel. Nach längerem Aufenthalte in der Heimath trat dann aber H., als „v. Hotze“, wie er sich schon von Anfang in Württemberg genannt, doch 1768 in das Ingermannlandische Carabinierregiment ein, allerdings dabei in die Stellung eines Lieutenants sich zurückversetzen lassend. Bis 1770 in Polen, wo es Gelegenheit gab, den kleinen Krieg kennen zu lernen, dann im Türkenkriege an der Donau bethätigt, wobei Suwarow 1774 den tüchtigen Reiteroffizier zuerst sah, blieb H. bis 1776 im russischen Kriegsdienste, in welchem er bis zum Majorsrange emporstieg: Ehrenhändel mögen ihn zum Begehren der Entlassung gebracht haben. Die Aussicht auf den Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges führte im Januar 1778 H., welcher von da an „Friedrich v. H.“ heißt, in den Dienst Josephs II. Seit 1779 in ungarischen Garnisonen stehend, deren Muße zum Studium reichen Anlaß bot, hatte H. Ende 1783 das Glück, in seiner nunmehrigen Stellung als Major des Cürassierregiments Czartoryski, mit demselben nach Wien unter die Augen des Kaisers commandirt zu werden. Von jetzt an stieg er rasch empor. „H., nun im besten Mannesalter, war ganz von dem Schlage Leute, wie der rastlose Kaiser sie liebte, offen, thätig, voll Muth und Feuer“, urtheilte ein zeitgenössischer Schriftsteller. 1784 wurde H. Oberstlieutenant und Commandant des ersten in der österreichischen Armee gebildeten Ulanencorps, unter dessen Offizieren sich unter seinem Befehle der 1813 in Leipzig verunglückte Joseph Poniatowsky befand. 1786 als Oberst zum Cürassierregiment Hohenzollern versetzt, war H. in diesem Jahre berufen, Josephs II. Neffen, Franz — den späteren Kaiser — in den Cavalleriedienst bei seinem Regimente praktisch einzuführen. — Nach langer Friedenszeit kam H. erst 1793, zum Generalmajor befördert und unter den Befehl des Cavalleriegenerals Grafen Wurmser gestellt, am Oberrheine wieder in Berührung mit ernsthaften kriegerischen Ereignissen. Vorzüglich vom 20. August an, als Wurmser nach dem Falle von Mainz gegen die Weißenburger Linien vorging, hatte H. als Führer der ersten die rechte Flanke deckenden Colonnen zuerst um die Stellung bei Bergzabern zu kämpfen, dann als Führer der Avantgarde in dem an den Rhein grenzenden Bienwalde anderthalb Monate in defensiver Haltung in der Richtung gegen Lauterburg zu fechten; dabei war ihm die Ortskenntniß des damals 26jährigen kurpfälzischen Forstmeisters v. Wrede (des

späteren baierischen Generalfeldmarschalls) sehr förderlich. Als Befehlshaber des ganzen linken Flügels nahm H. in tapferer Weise am 13. October an der Einnahme der Linien Theil, und bei dem Vorrücken auf elsässischen Boden fiel ihm die Aufgabe zu, auf dem rechten Flügel die in die Vogesen abgedrängten Feinde zu beobachten. Allein immer gefährlicher gestaltete sich seine bei Burweiler gewählte Stellung; zwar zog er sich am 19. November geschickt hinter den Ziegelbach nach Reichshofen zurück und hielt sich da am 26. glücklich trotz seiner Minderzahl; allein am 22. December wurde er durch Hoche in einem sehr verlustreichen Gefechte bei Fröschweiler besiegt, so daß er mit seinen zerrütteten Truppen den dringenden Aufforderungen des Herzogs von Braunschweig, den für die Festhaltung der Stellung an der Sauer unentbehrlichen Liebfrauenberg zu besetzen, nicht nachkommen zu können glaubte, vielmehr am 23. bis auf den Geißberg bei Weißenburg zurückging. Ueberhaupt hatte ein Militär von so leidenschaftlicher Sinnesart, wie H. war, schon längst unter den schwierigen durch die Politik beeinflußten Beziehungen der verbündeten Armeen zu einander besonders leiden müssen, und es kam nach dem allgemeinen Rückzuge, als auch H. seine Arrièregarde von Germersheim auf das rechte Rheinufer zurückgenommen hatte, zwischen ihm und dem preußischen Capitän v. Kamptz Anfang 1794 zu sehr gereizten Erörterungen. Aus dem preußischen „Rapport officiel“ waren tadelnde „Anmerkungen“ des genannten Offiziers auch in Zeitungen gekommen, und nur mit Mühe scheint ein Duell des gegen Tadel äußerst empfindlichen H. durch eine von Kamptz ausgegangene Erklärung vermieden worden zu sein. — Die militärisch für den Oberrhein fast bedeutungslosen Ereignisse von 1794 und 1795 brachten für H. nur die tapfere Vertheidigung des Dorfes Schwegenheim bei Speier, 28. Mai 1794, und im Spätherbste 1795 einige Erfolge in den Kämpfen bei der Belagerung von Mannheim.

Die 1796 ernsthaft wiedereröffneten Feindseligkeiten trat H. als Feldmarschall-Lieutenant an. Aber nicht mehr im Juni an der Lahn, sondern erst im Juli an der Murg, wohin Erzherzog Karl in Eilmärschen sich begeben hatte, kam H. vor den Feind. Schwaben war nach Moreau's Rheinübergang nicht mehr zu halten; aber tapfere Gegenwehr deckte den Rückzug. Vielleicht hätte zwar, ohne einen den Rückmarsch anordnenden erzherzoglichen Gegenbefehl, H. am 9. Juli, durch seine unerschrockene Haltung in dem viel umkämpften Flecken Malsch, mit seinen vereinigten 57 Schwadronen die Rastatter Ebene behaupten können; allein eine nicht weniger ehrenvolle Aufgabe fiel ihm nun im Commando der Nachhut zu. Die von H. befehligten Gefechte zur Deckung des Neckarüberganges — 18. und 21. Juli bei Ludwigsburg und bei Eßlingen —, vorzüglich aber seine Haltung am 10. Aug. bei Eglingen und am darauf folgenden Tage von Neresheim, sowie die daran sich anschließende Deckung der für den Donauübergang gemachten Flankenbewegung Karls, überhaupt die ganze Leitung der Nachhut, vom Rheine bis zur Donau, trugen H. die volle Anerkennung des Gegners ein. Moreau gab ihm das Lob, ein „bon executeur“ zu sein, und Desaix, der gegen H. bei Neresheim focht, rühmte gleichfalls offen seine Leistungen. Nach der Vereinigung mit Karl im Lager bei Northeim, hinter der Donau, am 14. August, brach H. mit dem Hauptheere alsbald gegen die nach Franken eingefallene Armee Jourdan's, als Führer der linksseitigen Marschcolonne, auf. Indem er sich da am 22. in allzu buchstäblicher Weise, gegen den dringenden Wunsch des Commandanten der Avantgarde, Fürsten Johann von Lichtenstein, an seine durch des Erzherzogs eigenen Angriff gegenstandslos gewordene Instruction hielt, erweiterte sich der Sieg über Bernadotte bei Deining unweit Neumarkt nicht zu einer vollständigen Niederlage dieses rechten französischen Flügels. Immerhin rückte nun

H., während Karl, nach rechts sich wendend, am 24. bei Amberg Jourdan warf, dem weichenden Bernadotte nordwärts nach der Pegnitz nach, konnte aber, durch die schlechten Waldwege aufgehalten, dessen am 25. bei Forchheim mit Jourdan vollzogene Vereinigung nicht verhindern. Dagegen verlegte er, trotz seiner anfänglichen Minderzahl, geschickt und muthig zugleich, am 29. und 30. bei Burg-Ebrach dem weichenden Feind den nächsten Weg nach Würzburg, und schon am 1. September rückten seine Vortruppen in diese Stadt ein und besetzten die dieselbe beherrschenden Höhen. Die auf Vorpostengefechte vom 2. folgende Schlacht bei Würzburg vom 3. September ließ zwar den auf dem Galgenberge südöstlich von der Stadt vertheidigungsweise stehenden H. weniger hervortreten; aber nachdem die Sieger den Franzosen auf deren verlustreichem Rückzuge durch die von der Volksbewegung erfüllten niedermainischen Waldgebirge gefolgt waren, stand H. nach der Wiedereinnahme der Rheinlinie in der Mitte des Monates an der Lahn als Führer einer der drei Colonnen abermals dem Erzherzog zur Seite. Auf eine bald darauf eingetretene Verwendung in der wohl bekannten Gegend von Mannheim und die Anfang April 1797 geschehene Zuweisung eines Reservecorps bei Ulm folgte ein für H. weit ehrenvollerer selbständiger Auftrag. Ein schmeichelhaftes Handbillet des Kaisers vom 11. April wies H. an, durch ein Vordringen aus Südtirol und dem Salzburgischen auf die Communicationslinie der schon bis nach Steiermark vorgedrungenen italienischen Armee Bonaparte's „dem dermalen in der Vorrückung gegen Wien begriffenen Feinde Schranken zu setzen“. Allein dieser Befehl über eine durch die allgemeine Volksbewegung im Hochgebirge unterstützte Alpenarmee von 38000 Mann trat, obschon H. sein Hauptquartier in Klagenfurt aufschlug, infolge des Waffenstillstandes von Leoben nicht in der angedeuteten Ausdehnung in Kraft und vollends durch den Friedensschluß von Campo Formio in den Hintergrund. Im Anfange des J. 1798 übernahm H. eine in Laibach stehende Reservearmee. Allein eben damals schien eine völlige Veränderung in seinen Verhältnissen einzutreten. Zwar war der Ehrgeiz des durch Krankheit noch empfindlicher gewordenen Mannes, der im October 1796 wegen des Ausbleibens einer erhofften Auszeichnung äußerst gereizt gewesen war, schon im April 1797 durch die Erhebung des „Baron v. H.“ zum Commandeur des Theresienkreuzes beschwichtigt, und es waren Umstände ganz anderer Art, nicht subjective Erwägungen, welche 1798 H. veranlaßten, seine Entlassung aus den kaiserlichen Diensten zu nehmen. Der letzte Lebensabschnitt zeigt den durch vier Jahrzehnte fremden Interessen dienstbar gewordenen Schweizer wieder in enger Verbindung mit seinem Geburtslande.

Seitdem durch den Staatsstreich vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797) die Gefahren einer französischen Angriffsbewegung gegen die Eidgenossenschaft deutlicher sich entschleiert hatten, war H., dabei berathen durch den im Cabinete Thugut's arbeitenden Johannes Müller, mit dringlichen Anerbietungen seiner Dienstleistungen zunächst gegenüber der zürcherischen Regierung hervorgetreten. Aber erst als ein solcher Schritt zu spät kam, ergriff dieselbe unter Mittheilung nach Bern, indem eintretenden Falles der dort ernannte Oberbefehlshaber von Erlach (Bd. VI S. 220) sein Commando an H. abtreten sollte, am 3. Februar 1798 die Möglichkeit, „einen so berühmten und erfahrenen Feldherrn im Falle der Noth an die Spitze ihrer vaterländischen Truppen setzen zu können“, und jetzt nahm H., bestärkt durch ein Schreiben Müller's, seine Entlassung und brach nach der Schweiz auf. Aber er kam zu spät. Einen Tag nach seiner Ankunft in Schaffhausen entschied sich am 5. März durch den Fall Berns das Schicksal der alten Eidgenossenschaft; in Zürich fand H. die staatlichen Zustände völlig in Frage gestellt, bei den maßgebenden Persönlichkeiten klägliche Rathlosigkeit (vgl.

Bd. VI, S. 367): so verließ er alsbald wieder die von ihm, wie er am 17. aus Augsburg an Müller schrieb, als „für immer verloren“ betrachtete Schweiz. H. sah sich durch diese Enttäuschungen in nicht geringe Verlegenheit versetzt, wenn auch allerdings durch das aggressive Vorgehen des französischen Directoriums ein allgemeiner neuer Krieg und damit abermalige Beschäftigung für den ausgeschiedenen Heerführer sich voraussehen ließen. Glücklich entging H. der Gefahr, durch Thugut in das Obercommando der neapolitanischen Armee gebracht und so in die Rolle Mack's gestellt zu werden. Aussichtsreicher waren mit England, wo man den Widerstand der altgesinnten Schweizer organisirt zu sehen wünschte, angeknüpfte Verhandlungen. Von Hamburg, wo dieselben geführt wurden, kam H. im strengsten Incognito nach Wien und setzte sich mit dem Chef der schweizerischen Emigration, dem Berner Schultheißen von Steiger (s. d. Art.), in Verbindung. Entsprechend der durch Kaiser Franz Steiger gemachten Eröffnung, H. werde wieder angestellt, sowie der Krieg beschlossen sei, und derselbe habe dann bei der „unausweichlichen Nothwendigkeit einer Befreiung der Schweiz, um sie wieder selbständig herzustellen“, mitzuwirken, begab sich nun H. Ende Juli nach der einige Stunden landeinwärts vom Bodensee liegenden kleinen schwäbischen Reichsstadt Wangen, um hier, der Grenze nahe, insbesondere an den einleitenden Schritten zur militärischen Besetzung Graubünden's sich zu betheiligen. Doch die von H. zu erfüllende halb militärische und halb diplomatische Aufgabe war bei der Verworrenheit der Lage, den oft sehr unter einander abweichenden Absichten der kaiserlichen Politik und der englischen Bestrebungen schwierig genug. Dazu kamen planlose vereinzelte Anknüpfungen thatsächlich alleinstehender altschweizerischer Gegner der helvetischen Einheitsverfassung, über deren Tragweite H. selbst für sich nicht ganz klar gewesen zu scheint. Denn obschon er wol insgeheim instruirt war, einen voreiligen Ausbruch der Unzufriedenheit in den Hochgebirgskantonen zurückzuhalten und Müller z. B. geradezu von Wien aus am 8. September eine Verschiebung solcher Pläne, Verzögerung schweizerischer und graubündnerischer Hülfsgesuche verlangte, berichtete doch H. im August und Anfang September von der augenblicklich günstigen Volksstimmung, daß der Augenblick nicht verloren gehen dürfe, wo „eine Proclamation Tausende von Anhängern bringen“, eine deutliche Aeußerung „den huldvollen Absichten Seiner Majestät gegen die Bündner und Schweizer ein Gelingen verschaffen würde“. Immerhin ginge man viel zu weit, wenn die in die ersten Septembertage fallende gänzlich isolirte und verfrühte und darum so entsetzlich endigende Nidwaldner Insurrection (s. d. Art. Styger) H. zum Vorwurfe gemacht werden wollte. Dagegen nahmen nun bis zum October in dem so wichtigen an die Urschweiz östlich angrenzenden Alpenlande Graubünden, welches gleichfalls in die helvetische Republik hineingenöthigt werden sollte, die Dinge unter Hotze's lebhafter Betheiligung einen für Oesterreich günstigen Fortgang. Es entsprach den in Wien geltenden Auffassungen, wonach auf die bündnerischen Angelegenheiten besonderer Nachdruck zu legen, die antihelvetische Gesinnung im dortigen Volke zu unterstützen war, daß nun angesichts der Vorschiebung französischer Truppen in der Nordostschweiz bis an die Rheingrenze gegenüber Vorarlberg, wie sie im Zusammenhange mit der Einrichtung der helvetischen Republik vor sich ging, H. aus seinem „langweilenden Incognito“ stets mehr heraustrat und in zweimaliger persönlichen Anwesenheit in Graubünden an der Organisation der dortigen Landesbewaffnung, zur Abwehr eines französischen Ueberfalles, arbeitete. Am 19. Oct. endlich rückte Generalmajor von Auffenberg von Vorarlberg über die Luciensteig in Graubünden ein. Aber allerdings wurde nunmehr allen Erwartungen zuwider, nicht H. sondern Graf Bellegarde (Bd. II S. 305) mit der Oberleitung dieser Dinge

von Wien aus beauftragt, und wenn auch H. nachher, seit Bellegarde's Abreise im December, thatsächlich als Befehlshaber in Vorarlberg galt, so war doch die unerquickliche schiefe Stellung, in welcher er sich von Anfang an befunden hatte, unverändert diejenige „zwischen Thür und Angel“. Endlich, 13. Februar 1799, konnte er sein militärisches Amt wieder antreten. Als Commandirender in Vorarlberg und Graubünden meldete Feldmarschall-Lieutenant H. seinem Müller nach Wien, er hoffe „für das Wohl seines lieben Vaterlandes, so weit es möglich und mit dem Vortheile seines erhabenen Gebieters verträglich, mitwirken“ zu können. Von seinem Hauptquartier Feldkirch aus befehligte H. 24 Bataillone und 8 Schwadronen der stehenden Armee und dazu die Vorarlberger Landesbewaffnung, deren sehr gute, aber vielfach schwierig zu handhabende Mannschaft er trefflich zu erfassen verstand. Die unerwartet frühzeitige Eröffnung des Feldzugs gegen die Coalition durch die Franzosen, Anfang März 1799, traf vorzüglich gerade in erster Linie die österreichische Aufstellung unter H. und den unter seinem Commando stehenden Auffenberg und übte deswegen hier eine besonders verderbliche Wirkung aus, da H. trotz seiner dringenden Bitten von dem Höchstcommandirenden, Erzherzog Karl, keine Verstärkung erhalten hatte. Massena schnitt durch die Besetzung der Luciensteig Graubünden von Vorarlberg ab, und Auffenberg mußte sich am 7. März bei Cur mit den ihm gebliebenen 2800 Mann gefangen geben. H. selbst wurde durch Oudinot, nachdem derselbe bei Bendern den Rhein überschritten, in Feldkirch angegriffen. Allerdings erwies sich diese durch die Natur befestigte und dazu durch ein an die umgebenden Berge sich anschließendes Schanzensystem noch verstärkte Stellung als uneinnehmbar. Allein nur mit größter Anstrengung, unter hitzigen Gefechten — am 7. und 23. März vornehmlich — wurden diese Versuche gegen Feldkirch abgeschlagen und blieb Vorarlberg dergestalt den Oesterreichern erhalten. Dann machten sich die Rückwirkungen des Sieges des Erzherzogs Karl über Jourdan, 25. März bei Stockach, auch hier aufwärts vom Bodensee geltend, wenn auch Hotze's ungeduldiger Wunsch, möglichst bald den schweizer Boden zu betreten, im April in einer dem gefährdeten Gegner höchst vortheilhaften Weise durch die zögernde Kriegsführung noch zwei Male durch höheren Befehl von Wien hinausgeschoben wurde. Aber auch ein endlich am 1. Mai von H. gegen die noch stets von den Franzosen festgehaltene Luciensteig begonnener Angriff mißlang ganz infolge der allzu combinirten Anlage des Unternehmens, und so sanken auch einzelne gleichzeitig im Vertrauen auf dieses Eingreifen von Osten in das Werk gesetzte Erhebungen von schweizerischen Gebirgslandschaften wieder in sich zusammen, so vorzüglich der von den Franzosen mit aller Gewalt darniedergeworfene, im ersten Momente siegreiche, aber auch durch das Blut niedergemetzelter Gefangener befleckte Versuch der Oberbündner. Erst am 14. Mai fiel die Luciensteig mit 3000 gefangenen Feinden an H., nachdem derselbe vom Erzherzog Karl eine Verstärkung erhalten hatte, und gleich am folgenden Tage rückte H. bei Ragaz auf schweizerischen Boden, dabei auch von einem kleinen Corps emigrirter Schweizer begleitet, welche, anfangs vom St. Galler Fürstabte (s. d. Art. Vorster) unterhalten, nachher in englischem Solde standen und durch H. als den Generalinspector dieser von England zu besoldenden Schweizertruppen unter den Befehl des Waadtländers, Obersten v. Roverea, gestellt wurden. Schon am 12. März hatte das helvetische Directorium H. „des helvetischen Bürgerrechts verlustig und des Schweizernamens unwürdig“ erklärt; aber rasch machten nun, indem der Erzherzog und H. von Norden und Südosten gleichzeitig in die nordöstliche Schweiz einrückten, die helvetischen Einrichtungen daselbst dem mehr oder weniger weit hergestellten alten Systeme wieder Platz. Zwar gelang es

Massena nochmals am 25. Mai einen Vorstoß gegen die Thur auszuführen und dabei den durch H. vorgeschickten Feldmarschall-Lieutenant Petrasch im Gefechte bei Frauenfeld zurückzuwerfen; doch am 27. stand H. „nach einem der hitzigsten Treffen dieses Krieges“ im Besitze von Winterthur, nachdem Ney über die Töß zurückgegangen war, und damit war die Vereinigung mit der erzherzoglichen Armee vollzogen. An dem letzten kriegerischen Hauptereignisse vor einer längeren fast völligen Unthätigkeit von kaiserlicher Seite, an den Gefechten gegen Massena um die feste Stellung in Zürich, am 3. und 4. Juni, der sogenannten ersten Schlacht bei Zürich, betheiligte sich H. an der Spitze des linken Flügels von der nordöstlichen Hauptseite des Angriffes her, während der unter ihm stehende Generalmajor Jellachich die Bewegung von Südosten, von der Seite des oberen Zürichsees, befehligte; in einem der Gefechte an der Glatt, bei Schwamendingen am 4., wurde H. dabei, wenn auch ungefährlich, verwundet. Am 6. räumte dann Massena das ganz unhaltbar gewordene Zürich ohne weiteren Kampf, und am 7. traf auch H. daselbst ein. Nochmals schien jetzt nach dem Weichen der Franzosen und der schweren Erschütterung des helvetischen Unitarismus, der Augenblick gekommen, auch durch eine von H. zu leitende allgemeine Landesbewaffnung im altschweizerischen Sinne den Waffenerfolg auszunutzen. Aber bei dem plötzlichen Stillestehen der Sieger an der Limmat, wobei nicht einmal die nächstliegenden Gewinnste völlig realisirt wurden, konnte davon nicht die Rede sein, abgesehen davon, daß Hotze's Ansichten hierüber sowol von den Auffassungen des Hauptquartiers, als von denjenigen des englischen militärischen Bevollmächtigten abwichen, so daß er darauf seine Generalinspectorstelle der schweizer Truppen niederlegte. Bis über die Mitte des August hinaus blieb nun H. als Commandant der in Zürich stehenden Avantgarde den Vorposten des mit dem Hauptquartier Bremgarten hinter dem Albishöhenzuge sich haltenden Massena gegenüber, während welcher langen Zeit nur einige kleine Vorpostengefechte um den Besitz einiger Dörfer westlich von Zürich vorfielen. Erst die kühne Ergreifung der Offensive durch die Franzosen, Lecourbe's mit großartiger Genauigkeit und Thatkraft durchgeführte combinirte Bewegung in den Vierwaldstätteralpen und die dadurch verursachte Vertreibung der Oesterreicher aus den Urkantonen, 14. und 15. August, vollends aber die in der zweiten Hälfte des Monates vollzogene Durchführung der nur auf politischen Erwägungen beruhenden und militärisch so verwerflichen Maßregel Thugut's — Abzug des Erzherzogs mit der Masse seiner Armee nach Deutschland und Verlegung der vereinigten russischen Corps in dessen bisherige Stellungen in der Schweiz — führten neue tief eingreifende Aenderungen herbei. In der heillosen Confusion, welche sich infolge der einander widersprechenden Auffassungen und Ordres zwischen dem Erzherzog und dem am 12. August im Hauptquartier eingetroffenen russischen General Korssakow ergab, hatte H. das Unglück, hauptsächlich eine passive Rolle spielen zu müssen, was bei seinem aufbrausenden Wesen, seinen auch sonst vom Erzherzog getadelten „überspannten Ansichten“ besonders bedenklich war. Korssakow wußte bei seiner Ankunft noch nichts von dem neu festgesetzten Plane des bevorstehenden Abzugs aller österreichischen Truppen und entsetzte sich über die bis zur Ankunft Suwarow's seinen 28 000 Mann allein zugedachte Aufgabe; er war nur zu geneigt, hinter allen auf dem ihm völlig unbekannten Terrain von dem Bundesgenossen ihm zugemutheten Aufgaben bösen Willen und planmäßige Schuld desselben zu suchen. Immerhin versprach er mit seinen inzwischen eingetroffenen Russen des Erzherzogs Versuch, durch Ueberschreitung der Aare auf ihrem untersten Laufe Massena's Stellung im Rücken zu erfassen, am 17. August zu unterstützen; zugleich ging H. aus Zürich mit 9000 Mann zur

Verstärkung Jellachich's auf den seit dem Erscheinen der Franzosen an der Linth gefährdeten linken Flügel nach Uznach ab, worauf er am 19. als Oberbefehlshaber sein Hauptquartier im Glarner Lande nahm. Allein jener Versuch mißlang durch den bei Döttingen unerwartet vorgefundenen Widerstand, und Korssakow war nun noch weniger gewillt, des Erzherzogs Eröffnungen sich anzubequemen. Nach den allergereiztesten Verhandlungen wurde endlich am 22. verabredet, daß der Erzherzog den größten Theil des von H. befehligten Corps in der innern Schweiz belasse und Korssakow mit 20 000 Russen mit demselben gemeinsam über die Linth gegen die March und das schwyzer Gebiet überhaupt operire; dagegen sollte H. nur 8600 Mann bei sich behalten, 6000 seeabwärts dem Erzherzog zugehen lassen. Allein die ganze zwischen H. und Korssakow auf den 27. verabredete Operation, welche, wenn gelungen, dem aus Italien erwarteten russischen Obergeneral den St. Gotthard erschlossen hätte, scheiterte durch Korssakow's Unberechenbarkeit, indem dieser am 26. die 6000 Oesterreicher nicht nach Zürich abgehen lassen wollte und H., über die Einzelheiten der Abrede nicht unterrichtet, den Rückmarsch wirklich aufschob. Das gab bei dem Erzherzog den Ausschlag. Er schrieb, daß er nun jeden Gedanken gemeinsamer Offensive aufgebe und alsbald den aufgeschobenen Abmarsch nach Deutschland antrete: Korssakow solle nun sogleich in die bisherige österreichische Stellung von Zürich bis zum Rheine einrücken und H. die Linthlinie und das Glarner Land decken. H. selbst erhielt einen scharfen Verweis mit dem Befehl, die 6000 Mann abgehen zu lassen, und als H. verletzt einen Urlaub verlangte, ließ ihm der Erzherzog in trockenem Tone die freie Wahl. Am 1. September zog dann der Erzherzog wirklich ab und Korssakow rückte an der Limmat auf. Aber schon war nun auch an der Stelle der von den Verbündeten verabsäumten Offensive der Angriff von den Franzosen wieder aufgenommen worden. Am 30. und 31., als H. kaum von den letzten für ihn peinlichen Besprechungen mit dem Erzherzog aus Zürich zurückgekommen war, nahm Molitor in raschem Vorstoß, der am zweiten Tage beinahe für H. persönlich verderblich geworden wäre, das Quellgebiet der Linth, Glarus, weg. Darauf hin trat abermals für mehrere Wochen tiefe Ruhe ein. Bis zu dem als nahe bevorstehend erachteten Eintreffen Suwarow's, nach welchem Momente H. dem Erzherzog rheinabwärts folgen sollte, wollte sich dieser auf seinem linken Flügel, hinter Maag und Linth, den Walen- und Zürichsee verbindenden Flüssen, völlig defensiv halten. Aber dabei hatte wieder eine verhängnißvolle Zersplitterung obgewaltet; denn während hier zwischen den Seen H. unmittelbar nur 12500 Mann zur Verfügung standen, waren beträchtliche Abtheilungen, welche zusammen fast ebenso viel betrugen, in Graubünden, zu Sargans und in kleinen Posten abgetrennt. Suwarow's letzte Befehle hatten auf den 26. September für Korssakow einen Frontangriff gegen Albis, für die auf dem linken Flügel stehenden Truppen combinirte Operationen gegen Uri und Glarus hin angeordnet, und H. insbesondere sollte, verstärkt durch 5000 Russen, über die Linth nach Einsiedeln und Schwyz vorgehen. Aber Massena, unter Beschleunigung des zuerst auch seinerseits auf den 26. angesetzten Angriffes, kam dem Gegner zuvor. Am 25. schon warf er selbst in der großen zweiten Schlacht den russischen General aus dessen Stellung bei Zürich; ebenso ging gleichzeitig Soult über die Linth gegen H. vor. Dieser hatte, obschon seit vier Wochen dem Feinde unmittelbar gegenüberstehend, nur durch einen allerdings wegen der noch ungebesserten Sümpfe schwierigen Fluß von demselben getrennt, seine ohnehin ungenügenden Streitkräfte, neun von elf Bataillonen, auf einer langen Linie verzettelt, nothwendige Vorsichtsmaßregeln verabsäumt. So vermochten, noch dazu von dichtem Nebel gedeckt, in der Nacht vom 24. zum 25. zwei

französische Bataillone vom glarnerischen Ufer her bei der Sebastianscapelle unweit Schännis über die Linth zu setzen. Von seinem Hauptquartier Kaltbrunn ritt H. am frühen Morgen, aufgeschreckt durch die Nachricht, durch Schännis in eigener Person bis zu den schon weichenden Vorposten vor; da trafen ihn und seine nächste Umgebung die tödtlichen Kugeln. Nach dem Tode des Anführers vollzog sich der Rückzug der an der Linth stehenden Truppen in voller Auflösung. Den vom Sieger ausgelieferten Leichnam nahmen dieselben mit, worauf er in Bregenz bestattet wurde (H. war seit kurzem von den dankbaren Vorarlbergern zu ihrem Landstand und zum Bürger der drei Städte des Landes ernannt worden). Seit 1851 bezeichnet ein Denkmal vor der Bregenzer Pfarrkirche das Grab des braven Soldaten, in welchem die Begabung als Heerführer einem höher befähigten Gegner gegenüber nicht ausgereicht hatte, für dessen über den Durchschnittsmaßstab seiner damaligen Cameraden sich erhebende Bedeutung aber wohl gerade in den letzten Lebenswochen nichts so sehr spricht, als die aufrichtige Zuneigung des sonst mit den österreichischen Offizieren so schlecht sich vertragenden greisen Feuergeistes Suwarow.

Vgl. die vorzügliche Monographie (von W. Meyer-Ott), Johann Konrad Hotz, später Friedrich Freiherr von Hotze, K. K. Feldmarschallieutenant, von dem Verfasser der „kriegerischen Ereignisse in Italien“ (Zürich 1853). Dagegen ist der Artikel über H. in Ersch und Gruber, Encyclopädie, II. Sect. Bd. XIII, S. 221 und 222, voll von Irrthümern.

Meyer von Knonau.

Houbraken: Arnold H., Maler, Stecher und Kunstschriftsteller, geb. zu Dordrecht 1660, † 1719. In der Kunst wurde er von W. v. Drillenburg (1619) und Sam. v. Hoogstraten unterrichtet. Doch war er auch in vielen Wissenschaften bewandert und scheint die Kunst mehr zum Vergnügen, oder im Dienste der Bücherillustration betrieben zu haben. Er arbeitete in Amsterdam für verschiedene Verleger; so erschien von ihm ein Werk in 3 Theilen mit sinnbildlichen Figuren, 1700. Er lieferte die Zeichnungen dazu. Von seinen einzelnen Blättern sind die beiden geschabten: „Bildniß des Jan v. Hoogstraten“ und „Der Satyr, der die Nymphe umarmt“, nach Lairesse die besten, aber auch sehr selten zu finden. Einen besonderen Ruf erwarb H. als Verfasser des kunstgeschichtlichen Werkes: „De groote Schouburgh“, das in 3 Bänden 1718 in Amsterdam erschien und worin er alle Nachrichten über verstorbene und zeitgenössische Künstler aufnahm, freilich oft, ohne ihre Glaubwürdigkeit früher geprüft zu haben. Nachfolgende Schriftsteller schrieben ihn blindlings ab, ja nahmen selbst dann, wo H. aufrichtig bemerkt „wenn ich anders gut unterrichtet bin“, das Erzählte als unbezweifeltes Factum, wodurch in die holländische Kunstgeschichte eine Menge Irrthümer gekommen sind, die in neuester Zeit erst durch eingehende Forschungen theilweise richtig gestellt wurden. Doch ist das Werk Houbraken's sehr schätzenswerth und Vieles, was im ersten Augenblick erfunden schien, hat sich als thatsächlich erwiesen. H. war ein fleißiger Reporter, der die Thatsachen mittheilt, wie er sie gehört hat. Absichtliche Täuschung lag ihm fern.

Sein Sohn ist Jacob H., Zeichner und Kupferstecher, geb. am 25. Dec. 1698 in Dordrecht, † am 14. Novbr. 1780. Er kam 1707 mit seinem Vater nach Amsterdam, wo er bis zu seinem Tode verweilte und in unzähligen Stichen Proben seines Fleißes und seiner Kunst hinterließ. Mit Ausnahme einiger weniger historischer Blätter nach Rembrandt und Corn. Troost hat er seinen kunstgeübten Grabstichel ausschließlich dem Porträt gewidmet und theils nach eigener Zeichnung, theils nach Gemälden von A. Schouman, J. M. Quink-

hart u. A. uns über 600 Bildnisse seiner Zeitgenossen hinterlassen. Wenn sie auch nicht die Kunsthöhe seiner großen Vorgänger Goltzius, C. Visscher, Snyderhoef erreichen, so werden doch viele derselben als gute Blätter geschätzt. H. war für Holland das, was Bause für Deutschland war. Für das Werk seines Vaters stach er die Künstlerbildnisse und rettete hier so manches, das man heutzutage vergebens suchen könnte. Ueber das Niveau seiner gewöhnlichen cumulativen Publication erheben sich die Bildnisse berühmter englischer Persönlichkeiten, die er mit Vertue für Thom. Birch's Werk (1743—52) stach. Hier lagen ihm auch vorzügliche Originale vor, wie Bilder von Holbein, A. van Dyck u. A. m. Houbraken's Blätter sind sauber, verständnißvoll und ganz kunstgerecht ausgeführt, es fehlt ihnen nur der Blitz des Genies.

Immerzeel. Kramm. Laborde. A. Ver. Huell (J. Houbraken, 1875).

Wessely.

Houtman: Cornelis de H., niederländischer Seefahrer, geb. in der Mitte des 16. Jahrhunderts aus einer angesehenen Familie in Gouda, mochte wol durch ein etwas wüstes Leben veranlaßt sein, schon früh auf Reisen zu gehen, und war 1593, wie mehrere seiner Landsleute, in Lissabon wie es scheint, von einigen Amsterdamer Kaufleuten beauftragt und von dem Geographen und Prediger Petrus Plancius veranlaßt, dem gewöhnlichen Weg der Portugiesen nach Indien, der zwar im allgemeinen, jedoch nicht genügend im Detail bekannt war, genauer nachzuforschen. Auch sein jüngerer Bruder Friedrich scheint dabei behülflich gewesen zu sein. Das Ergebniß ihrer Nachforschungen war, daß eine Compagnie mehrerer Amsterdamer Kaufleute vier Schiffe ausrüstete um eine Reise nach Ostindien zu unternehmen und daselbst Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Das Verbot Philipps II., die holländischen Schiffe in den spanischen Häfen zuzulassen, hatte, wie bekannt, hierzu den ersten Anstoß gegeben. Auf dieser Flotte, welche am 2. April 1595 die holländische Küste verließ, war kein Admiral angestellt. H. war Commis, Handelsagent, und scheint sich als solcher eine größere Wichtigkeit beigelegt zu haben als seiner Stellung in Wahrheit gemäß war, so daß er nicht allein als Urheber sondern auch als Führer des Zuges bekannt ist, beides vollkommen unverdient. Nach einer Reise von nicht weniger als 445 Tagen erreichte die Flotte die Insel Java. Es gelang den Führern, daselbst einen Handelsvertrag mit dem Sultan von Bantam abzuschließen, die einzige Frucht der sonst ziemlich ergebnißlosen Reise, auf welcher durch die fortwährenden erbitterten Streitigkeiten der Führer jede Gelegenheit verabsäumt ward, und die nur als die erste bestandene Probe der Möglichkeit nach Indien zu kommen und daselbst den Portugiesen zum Trotz Verbindungen anzuknüpfen, von Bedeutung war. H. war, wie vermuthet werden muß, das Haupt der einen Faction im Schiffsrath, der Commis van Bönnigen, sein Todfeind, der anderen. Es ging so arg her, daß letzterer verhaftet und in Eisen nach dem Vaterland zurückgeführt, und daß H. beschuldigt ward, den Schiffer (Capitän) Moelenaer vergiftet zu haben. Jedoch wurde er aus Mangel des Beweises freigesprochen. Da auch der fähige Oberpilot Peter Dirksz. de Keyser, ein verdienter Astronom, auf der Reise starb, wie die meisten erfahrenen Seeleute, welche am Zuge theilnahmen, war es kein Wunder, daß die Reise wenig Früchte brachte und daß H., der als der einzige namhafte Führer wiederkehrte, alle Ehre derselben davontrug. 1597 nach Holland zurückgekehrt, zog H. und sein Bruder, der ihn auch auf der ersten Reise begleitet hatte, im nächsten Jahr mit zwei Schiffen des berühmten Kaufmanns Balthasar de Moucheron aus Seeland zum zweiten Mal nach Indien. Auch jetzt bewies H., der als Chef die Expedition führte, seine Rücksichtslosigkeit. Es war aber ohne sein Verschulden, daß er am 1. September 1599 auf der Rhede von Atjeh in Nord-Sumatra, mit

Unterhandlungen hingehalten, vom Sultan hinterlistig überfallen und ermordet ward. Sein Bruder Friedrich blieb gefangen und benutzte seine mehr als zweijährige Haft zu der Zusammenstellung des ersten malayischen Wörterbuches, das in Holland erschien. Später befreit, trat er in den Dienst der Ostindischen Compagnie, ward Gouverneur der Molukken und starb 1627 zu Alkmar, bekannt durch viele astronomische Arbeiten. Sein Bruder ist weit mehr berühmt geworden und scheint allerdings ein Mann von Muth und Entschlossenheit gewesen zu sein, dem es weniger an Fähigkeiten als an Besonnenheit und Ruhe mangelte. H. ist vielfach überschätzt worden, doch verdient er immerhin unter den Stiftern der niederländischen Handels- und Colonialmacht genannt zu werden.

Vgl. de Jonge, Opkomst van het Nederlandsch gezag in Oost Indien, Bd. I und II. P. L. Müller.

Houwaert: Jan Baptiste H., belgischer Dichter. Als gepriesenes Haupt der Brüsseler Rederyker begrüßte er 1577 die incomste Wilhelms I. von Oranien, 1578 die des Erzherzogs Matthias. 1578 übersetzte er die von Marnix van S. Aldegonde in Worms gehaltene Rede, welche den Beistand der deutschen Protestanten gegen Spanien erwirken sollte. Bei der Vertheidigung von Brüssel 1582 war er thätig und betheiligte sich an der Uebergabe 1585 als städtischer Beamter. Der Herzog von Parma schenkte ihm seine Gunst; auch den Erzherzog Ernst begrüßte er 1594. Mitten unter den Waffen hatte er 1582—1583 „Pegasydes Plein en lusthof der Maechden“ geschrieben, ein Lob der Frauen in 16 Büchern, dessen Trivialität der Gedanken mit der nachlässigen, durch Fremdworte verunzierten Sprache und der in überladenen Senkungen schwelgenden Verskunst vollkommen übereinstimmte. Als „Handel der Amoureusheyt“ veröffentlichte er „Speelen van Sinne“ mit antikmythologischem Inhalt 1583, andere erschienen 1621. Nebenher gingen geistliche Gedichte, insbesondere „De vier uterste van de doot . . ., schrifturelyck gheinventeert ende rhetorijckelijck gecomposeert“, 1583. Mit verwandten Werken hatte er 1562 begonnen. H. starb in guten Verhältnissen und verheirathet, 68 Jahre alt, zu Brüssel 1599.

Van der Aa, Biogr. Woordenb. Martin.

Houwald: Christoph von H., ein Soldat des 17. Jahrhunderts, am 1./11. December 1602 zu Grimma geboren und auf dem Gymnasium zu Halle gebildet, focht zuerst als Schütze von 1616—1618 für den Kaiser gegen die Venetianer und diente dann, allmählich höher steigend, dem Grafen von Thurn, dem Kurfürsten von Sachsen, dem Grafen Mannsfeld, dem Herzog von Braunschweig und der schwedischen Krone. Bei Fleurus wurde er verwundet und bei Stadtlohn so zugerichtet, daß er für todt auf der Wahlstatt liegen blieb. Mit den Schweden kam er 1624 nach Livland und kämpfte nun in den nächsten Jahren gegen die Polen. Als Gustav Adolf nach Deutschland ging, nahm er H. als Oberstlieutenant im Blauen Regiment mit, nach der Erstürmung von Frankfurt a. d. O., deren Verdienste er ihm besonders beimaß, ernannte er denselben zum Oberst und bestätigte ihm seinen „verdunkelten“ Adel. Schon von Christian von Braunschweig mit Werbegeschäften betraut gewesen, nahm er diese Thätigkeit im schwedischen Interesse von neuem auf und stellte unter Anderem im Winter 1631/32 in Frankfurt a. M. 1000 Mann zu Pferde und 3500 Mann zu Fuß in voller Montur, erhielt nun das Oberkommando über verschiedene Garnisonen, ward 1632 Generalmajor bei der Infanterie und wird bei verschiedenen Kriegsfällen mit Auszeichnung genannt. Nach des Königs Tode vertauschte er den schwedischen Dienst mit dem kursächsischen und übernahm den Befehl über die in Schlesien stehenden Truppen, ging aber nach dem Prager Frieden in die Dienste des Königs Wladislaus von Polen über, welcher

ihn gleich darauf der Stadt Danzig als Obercommandant überließ. In dieser Stellung blieb er, trotz glänzenden, ihm vom Kaiser und von den Königen von Frankreich und von Dänemark gemachten Anerbietungen, bis zum Jahre 1647, trat dann zunächst in den polnischen Dienst zurück und 1648 in den des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der ihn zum Generalmajor und zum geheimen Kriegsrath ernannte. Er kaufte sich nun in dessen Landen an, als aber die Kosaken gegen König Johann Kasimir von Polen rebellirten und dieser beim Kurfürsten um Hülfe nachsuchte, ging er nochmals nach Polen, wo er in drei Feldzügen die polnischen Truppen wider die Aufständischen commandirte und namentlich 1657 bei Berestezko einen glänzenden Sieg über 30000 Kosaken und Tataren erfocht. 1654 begab er sich auf die von ihm erkaufte Herrschaft Straupitz im Spreewalde zur Ruhe und starb am 19./29. November 1663.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten verdient gemacht haben, II, Berlin 1789.

Poten.

Houwald: Ernst Christoph Freiherr von H., Dichter, geb. am 28. Nov. 1778 zu Straupitz, † am 28. Jan. 1845 zu Lübben. Der Sohn des Landgerichtspräsidenten und Besitzers der Standesherrschaft Straupitz, verlebte H. seine Jugend auf diesem Besitzthum seiner Familie, umgeben von dem seltsamen, eigenartigen Zauber des Spreewaldes. Privatlehrer leiteten seine früheste Ausbildung und kaum 13 Jahre alt regte sich in ihm die dichterische Productionskraft, so daß er nicht nur kleine ansprechende Lieder, sondern auch ein fünfaktiges Trauerspiel „Der Tod des schwedischen Generals Lilienhöck“ in Anlehnung an Schiller's Geschichte des 30jährigen Kriegs verfaßte. Das J. 1793 trennte ihn von der Heimath und er vertauschte das waldumrauschte Straupitz mit dem nüchternen Halle, wo er das Pädagogium bezog. Der Vorsteher dieses Instituts, Niemeyer, wurde ihm ein treuer guter Lehrer, der dem einstigen Zögling auch ins weitere Leben hinaus Liebe und Freundschaft bewahrte. Aber zugleich fand H. auch in Halle einen dem Alter nach ihm nahe stehenden Freund in Contessa, mit dem ihn bald die innigsten Beziehungen verbanden. Seit 1799 studirte H. auf der Halleschen Universität Kameralwissenschaften, erwarb sich drei Jahre später von dem Vermögen, das ihm sein Vater hinterlassen hatte das Landgut Craupe, wurde Landesdeputirter der Niederlausitzer Stände und heirathete 1806 die Tochter des Oberamtsregierungsrathes von Haberkorn. Durch diese Ehe wurde er Besitzer des Gutes Sellendorf, ohne dadurch besonders günstig pecuniär gestellt zu werden, denn die üblen Zeitläufte entwertheten das Grundeigenthum nur zu sehr und zwangen ihn schließlich Craupe zu verkaufen und Sellendorf zn verpachten. Von 1816—1824 lebte Contessa im Hause Houwald's, der durch diesen litterarisch erfahrenen Freund vielfache Anregung erfuhr. Inzwischen war H. 1821 auch von den Ständen der Niederlausitz zum Landsyndikus ernannt worden und lebte seitdem in Neuhaus bei Lübben, wo ihn 1845 plötzlich und unerwartet der Tod abrief. H. war zunächst unter den Namen Ernst oder Waludho in Zeitschriften und Gedichtsammlungen mit poetischen Beiträgen litterarisch aufgetreten; diesen Kleinigkeiten folgten 1817 die von W. Contessa herausgegebenen Erzählungen „Romantische Akkorde“, die in den „Erzählungen“ (1819) eine Fortsetzung fanden. Mehr aber als durch diese Erzählungen und eine Reihe höchst anmuthiger und liebenswürdiger Kinderschriften, wie das „Buch für Kinder gebildeter Stände“ (Leipzig 1819—24, 3 Bde. 1849), „Bilder für die Jugend“ (Berl. 1828, 2 Bde. Neue Aufl. 1849), „Abendunterhaltungen für Kinder“ (ebd. 1833) erhielt Houwald's Name einen guten, jetzt freilich fast ganz verhallten Klang durch verschiedene Dramen, die ihrer Zeit das Publikum in seltener Weise für sich einzunehmen wußten, aber nachmals von einer geistreichen und durchaus

berechtigten Kritik ziemlich erbarmungslos ihres strahlenden Ruhmeskranzes entkleidet wurden. Namentlich waren es Tieck und Börne, deren Federn die dramatischen Leistungen Houwald's auf ihren natürlichen Werth gegenüber den übertriebenen Lobpreisungen eines thränenseligen Publikums zurückführten. Die Schicksalsidee fand durch H. bereits eine sehr verwässerte und verweichlichte Verwendung, die grell absticht von der mächtigen Wirkung, welche sie bei Zach. Werner hervorbringt. Nicht mit Unrecht hat ein bilderreicher Litterarhistoriker von H. in Bezug auf dessen Dramen „Das Bild", „Der Leuchtthurm", „Die Freistatt", „Die Heimkehr", „Die Freunde" u. A. gesagt: er sei unser dramatischer Matthisson, zu unkräftig um andere Gestalten zu schaffen, als solche die Glasbläserei des Gefühls aus zierlichen Fäden für weibliche Nipptische zurechtspinnt. Die genannten und sonstigen Werke Houwald's liegen gesammelt vor in den fünf Bänden von „E. v. Houwald's sämmtlichen Werken" (Neue Aufl. Leipzig 1858—66), denen Friedrich Adami eine eingehende Biographie des Dichters vorausschickt, die freilich auch in zu einseitiger Weise die dichterische Produktion des als Menschen so tadellosen Dramatikers lobt und preist. Jos. Kürschner.

Hovaeus: Antonius H., oder van Hove, auch van der Hoef genannt, Benedictiner in der berühmten Egmonder Abtei, war am Anfange des 16. Jahrhunderts zu Egmond oder, wie einige wollen, zu Wormer geboren. Um seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit willen genoß er großes Ansehen bei seinen Klosterbrüdern. Man wünschte ihn daher nach dem Tode Wilhelms van der Goes 1560 zum Abte, was indessen durch die Vereinigung Egmond's mit dem von König Philipp II. errichteten Bisthume Harlem vereitelt ward. Zur Entschädigung erhielt H. 1563 die Abtei Echternach, wo er nach fünfjähriger löblicher Regierung am 8. October 1568 starb. Wie Cornelius Aurelius und Guilielmus Hermanni hinterließ auch er einige Dichtungen von klassischer Latinität. Als solche verdient seine Schrift „De arte amandi deum, accessit odarum, hymnorum et precum liber", Col. ap. Maternum Cholinum 1566, Erwähnung. In der kleinen Schrift „A. Hovaei Haecmundani, Abbatis Echternacensis electi, Zuermondius, vel de temporis nostri statu et conditione dialogus", Leidae ap. Th. G. Horst, 1564 behandelt er nicht nur die Religionsangelegenheiten jener Zeit, sondern auch die Lehre von der Vorsicht Gottes, von der Unsterblichkeit und andere theologischen Gegenstände. Er widmete diese Arbeit seinem Freunde Viglius in einem ihr voranstehenden Briefe vom 7. October 1563. Auch verfaßte er eine „Historie van de edele welgeboren Heeren van Egmond uit de oude boeken byeenvergaderd, alsmede eene lyst van de abten van Egmond, mitsgaders eenige grafschriften van de oude Hollandsche graven". Sie erschien zuerst lateinisch zu Harlem o. J. bei Michiel van Leeuwen, neu aufgelegt zu Alkmaar 1603, 1630, 1638, 1646 und 1648; auch in holländischer Uebersetzung zu Harlem 1664 und zu Alkmaar 1686, 1696, 1707, 1734 und 1771.

Paquot, Mem. littér. II. p. 80 s. v. Glasius, Godgel. Nederl. und Valerius Andr. Athen. Belg. van Slee.

Hövel: Gotthard v. H. V. Die v. H. (Höveln) waren eines der angesehensten Geschlechter Westfalens, von welchem ein Zweig in der Mitte des 15. Jahrhunderts (1459) von Dortmund nach Lübeck verpflanzt wurde. Hier blühte die Familie so auf, daß Mitglieder derselben bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts die höchsten Aemter des Freistaates einnahmen und in seiner Geschichte eine hervorragende Rolle spielten. Von den acht — großentheils denselben Vornamen führenden — v. Höveln sind besonders folgende zwei bekannt geworden: Gotthard v. H. V., geb. in Lübeck in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, † daselbst den 16. März 1609. Er war Sohn des Senators G. v. H. IV. († 1571), Enkel des Bürgermeisters G. v. H. III. († 1555).

Nachdem er, wie fast alle Söhne damaliger patricischer Familien Lübecks, auf Universitäten sowol des In- und Auslandes und durch Reisen sich gebildet, darnach, als Mitglied der dortigen „Gesellschaft der Cirkelbrüder" (Junker-Compagnie), schon auf die öffentlichen Angelegenheiten einzuwirken angefangen hatte, wurde er im J. 1578 in den Rath gewählt und im J. 1589 zur Bürgermeisterwürde erhoben (einige Jahre nachher Consul primarius). Seine energische, nach allen Seiten hin tief eingreifende Wirksamkeit fiel in eine ungemein bewegte Zeit. Der den ganzen Norden erschütternde sogenannte Dreikronenkrieg zeigte das letzte Aufflammen der Kräfte des bisher so mächtigen Hauptes der Hansa. Bald darnach trat die, besonders durch englische Klugheit und Hinterlist beförderte, Auflösung der Hansa ein, während Lübeck Alles aufbot, um die auseinander strebenden Elemente zusammenzuhalten. Am bedenklichsten aber waren die inneren Unruhen. In jene Zeit fielen die folgenreichen sogenannten Reiser'schen (d. h. von dem Dr. Reiser angefachten und zum Siege der Sache geführten bürgerlichen) Unruhen (1599). H. stand an der Spitze der streng-aristokratischen Partei und vertheidigte mit stolzem Muthe und starrem Eigensinn die unbedingte Oberherrlichkeit des Senates, ja bestand darauf, daß in den Worten des Bürgereides: „E. E. Rathe und dieser Stadt treu, hold und gehorsam sein zu wollen" das Bindewörtchen „und" getilgt werde. Bei den stürmischen Rathssitzungen, wo seine Collegen schwankten und zitterten, während das Volk rings umher tobte und selbst ins Audienzzimmer drang, blieb er ruhig und fest und hielt zeitweilig den Widerstand des Senats aufrecht. Er selbst erzählt uns zum großen Theil den Verlauf der Ereignisse in seiner vielfach interessanten Chronik („Memorial"). Auch veröffentlichte er im J. 1606 seine „Nothwendige und beständige und wahrhaftige Hintertreibung eines ehrenrührigen Schandgedichtes 2c." Diese ausführliche und gründliche Vertheidigungsschrift ist mit zahlreichen, wichtigen Actenstücken ausgerüstet. Als der Senat endlich doch der Bürgerschaft in den Hauptpunkten (betr. gewisse Reformen der Verwaltung, namentlich auch die Theilnahme der Bürgerschaft an derselben) nachgegeben hatte, ruhte H. nicht, bis ein kaiserliches Pönalmandat 1603 Alles für nichtig erklärte, worüber er so erfreut war, daß er dasselbe in seinem Hause an Tafeln aufhängen ließ. Jedoch kam dieses Mandat nicht zur Ausführung, und er mußte es erleben, daß die fortgehenden Vergleichsverhandlungen zwischen Rath und Bürgerschaft schließlich zu dem Receß vom 14. Juni 1605 führten, welcher für die Geschichte der freiheitlichen Staatsentwickelung Lübecks von großer Bedeutung gewesen ist. Volle dreißig Jahre hat dieser Vertreter der alten Zeit, seiner Ueberzeugung treu, dem Staate gedient — „patriae inserviendo consumtus", wie es auf seinem Epitaphium heißt. — Kaum minder anziehend und bedeutend ist die Persönlichkeit seines viel jüngeren Vetters Gotthard v. H. VIII., geb. in Lübeck am 21. October 1603, † in Glückstadt 1671. Im J. 1640 ward er Rathsherr, 1654 Bürgermeister seiner Vaterstadt. Auch er war eines der Häupter der alten aristokratischen Partei. Wieder hält, unter seiner Leitung, der Senat, zu dessen Mitgliedern auch der berühmte David Gloxin („der Mann mit der eisernen Hand" Bd. IX S. 242) gehörte, an seinen bisher conservirten Privilegien fest, wobei er von der Junker- und Kaufleute-Compagnie unterstützt wurde. Wieder wurden am kaiserlichen Hofe Pönalmandate ausgewirkt. Wieder blieben diese wirkungslos (ein Zeichen der Ohnmacht des kaiserlichen Regiments), so daß sogar mehrere der Patricier sich vor dem Hasse der Bürger nur durch freiwillige Verbannung retten konnten. Als die eingeschüchterte Mehrheit des Senats endlich die Hand zum Frieden bot, nahm H. eigenmächtig seine Entlassung aus dem Rathe, nachdem er schon sein benachbartes Gut Moisling unter die Hoheit des Königs von Dänemark gestellt hatte (wie auch mehrere andere Patricier, seinem Beispiele folgend, thaten), und ward 1669 königlich dänischer Rath und Vice-

kanzler zu Glückstadt. Gegen seine „Salvations- und Abdicationsschrift“, in welcher sich der ganze patricische Hochmuth kundgab, veröffentlichte der Rath alsbald eine sehr scharfe Gegenschrift. Auch er hatte nicht zu hindern vermocht, daß, besonders durch Gloxins Vermittelung, der „Bürgerreceß“ vom 9. Januar 1669 zu Stande kam, welcher bis ins fünfte Jahrzehnt dieses Säculums die Grundlage der Lübecker Verfassung geblieben ist.

A. Fahne, Die Herren und Freiherren v. Hövel, 3 Bde., Köln 1856 Fol. N. Lüb. Blätter 1856 Nr. 33 ff. J. R. Becker, Umständl. Geschichte der fr. Stadt Lübeck, 1784, Bd. II. S. 287 ff. A. Michelsen.

Hövemeyer: August H., Historienmaler, geb. zu Bückeburg den 23. Septbr. 1824, † zu München den 13. Januar 1878, ist einer der letzten Vertreter der Cornelianischen Schule in München. Erst Decorationsmaler, trat er 1848 in die dortige Akademie ein, ward eine Zeitlang Kaulbach’s, dann Schwind’s Schüler, bildete sich aber bald noch mehr an Genelli’s Werken. Er zeigt in seinen eigenen dann auch Einflüsse von allen dreien. Mit viel Formgewandtheit und schönem Stilgefühl begabt, ein besserer Zeichner als Colorist, hat er eine Reihe von sehr achtbaren monumentalen Arbeiten meist in Fresko oder Sgraffito gemalt. So 1851 zehn das Gebirgsleben allegorisirende Figuren in der königl. Villa in Berchtesgaden, später allegorische Gemälde im Bahnhof zu Würzburg, dann besonders bedeutend im Bundespalast in Bern, ebenso in der Kuppel des Leipziger Museums, wo er sich überall mit Vorliebe der Personification von Begriffen widmet und dabei neben großer Raschheit eine edle künstlerische Empfindung bekundete. Von Staffeleibildern malte er in dieser Zeit neben einer Anzahl geistvoll idealisirend aufgefaßter Porträte eine Vertreibung aus dem Paradiese und die reiche Composition einer Christnacht, wo die Anklänge an Genelli besonders hervortreten. — Hierauf führte er mehr im Kaulbach’schen etwas überladenen Geschmack die große Composition einer Sündfluth als Carton aus und malte einen Prometheus. Im J. 1864—65 besuchte er endlich Italien; von da an blieb die Rafael’sche Behandlung antiker Mythen sein Ideal, dem er, leider nicht ausreichend beschäftigt, in einer Reihe Sgraffito’s in Stuttgart und Reichenhall, sowie am Münchener Polytechnikum und in den sehr hübschen Gewölbemalereien eines Corridors dort nachstrebte. — Seine letzte monumentale Arbeit war die Verzierung des großen Saales im Ludwigshafener Eisenbahn-Directionsgebäude mit zehn großen Deckenbildern und allegorischen Figuren, 1872—74. Sehr mit der Ausführung gedrängt, sind sie allerdings etwas decorativ gerathen. Nunmehr begann er aber ein großes, die Geschichte der Psyche in mehreren Scenen darstellendes Oelgemälde, wo er sich wiederum entschieden an Rafael anlehnte und an dessen Vollendung ihn der Tod überraschte. Gebrach es seinem unbestreitbaren Talente an eigentlicher Ursprünglichkeit und Selbständigkeit, so hinderte dies, zusammen mit einem sehr zurückhaltenden, in sich gekehrten, melancholischen Charakter seinen äußeren Erfolg. Dennoch sind seine Arbeiten wohlthuende Zeugnisse eines am besten gebildeten Geschmacks und eines schönen, wenn auch unvollständig entwickelten künstlerischen Gestaltungsvermögens, das sich aber doch der Formen des großen historischen Stils mit auffallender Sicherheit bemächtigt. Fr. Pecht.

Hoven: Friedrich Wilhelm v. H., Arzt, 1760 in Ludwigsburg geboren, genoß seine Erziehung in der Karls-Akademie, wo er mit Schiller, von welchem in der von H. verfaßten Selbstbiographie (vgl. unten) 18 an H. gerichtete Briefe enthalten sind, enge befreundet war. Im J. 1785 wurde er promovirt; er prakticirte zuerst als Arzt und Hofmedikus in seiner Vaterstadt, im J. 1803 folgte er einem Rufe als Prof. ord. der Medicin nach Würzburg, wo er 1805 zum Medicinalrathe und ersten Arzte am Julius-Hospital ernannt wurde, dann

siedelte er im J. 1806 als Medicinalrath nach Ansbach und später in gleicher Eigenschaft nach Nürnberg über; 1837 wurde er in den Ruhestand versetzt und am 8. Februar 1838 ist er in Nördlingen gestorben. — In den Phasen, welche die wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit Hoven's durchlaufen hat, spricht sich der wechselnde Charakter der Heilkunde seiner Zeit in interessanter Weise aus. — In seinen ersten Arbeiten „Versuch über das Wechselfieber und seine Heilart", 2 Bde. 1789, 90 und in „Geschichte eines epidemischen Fiebers ꝛc.", 1795, einer seiner besseren Arbeiten, stand der Verfasser auf dem nervosistischen Standpunkte Fr. Hofmann's und Cullen's, später, in seinen Schriften „Vertheidigung der Erregungstheorie ꝛc.", 1802; „Die Vorzüge der Brown'schen Praxis vor der Nicht-Brown'schen", 1803 (Antwort auf eine abfällige Kritik der zuvorgenannten) und in einem „Handbuch der praktischen Heilkunde", 2 Bde. 1805, trat er als Erregungstheoretiker, in der letztgenannten Schrift allerdings schon mit kritischem Eklekticismus auf; noch mehr spricht sich dieser in seinen „Grundsätzen der Heilkunde", 1807, aus, während er in einer seiner letzten Arbeiten „Versuch einer praktischen Fieberlehre", 1810, eine dritte Schwenkung gemacht, den Brownianismus fast vollkommen aufgegeben hat und einem gemäßigten Humorismus huldigt. Uebrigens stand die wissenschaftliche Thätigkeit, welche H. entwickelt hat, seinen praktischen Leistungen weit nach, durch welche er sich die allgemeinste Anerkennung und Verehrung in den ihn umgebenden Kreisen erworben hat.

Ueber sein Leben vgl.: Biographie. Von ihm selbst geschrieben und wenige Tage vor seinem Tode beendigt, herausgegeben von einem seiner Freunde und Verehrer (Dr. Merkel), Nürnb. 1840. Mit Bildniß und Facsimile.

A. Hirsch.

Hovesch: Nicolaus H., auch Hövisch, von Hofe und lateinisch a Curia genannt, ist der Name eines lutherischen Predigers in Stettin, der am 21. März 1541 starb. Nach einer Vermuthung von H. Franck (in dem Leben des Stettiner Reformators Paulus v. Rode, Stettin 1868) ist dieser Nicolaus H. identisch mit dem Nicolaus Decius, den Rehtmayer in seiner Kirchenhistorie Braunschweigs als den Dichter der Lieder „Allein Gott in der Höh' sei Ehr", „Heilig ist Gott der Vater" und „O Lamm Gottes, unschuldig" nennt. In diesem Falle wäre Decius vielleicht für eine andere Latinisirung des Namens H. zu halten. — Jedenfalls ist, was man von H. sicher weiß, schon oben im Artikel Nicolaus Decius, Bd. IV. S. 791 ff. erzählt worden, worauf hier zu verweisen ist. Die Identität beider ist zunächst nur Vermuthung; sollte sie sich bestätigen, so wäre auch möglich, daß der Name Decius bei Rehtmayer und seinem unbekannten Gewährsmann überhaupt auf einem Versehen beruht. Näher auf diese Fage einzugehen ist hier nicht der Ort.

Außer den Bd. IV. S. 793 citirten Schriften vgl. Koch, Geschichte des Kirchenlieds ꝛc., 3. Aufl., Bd. I. S. 419 ff. G. Plitt in der theol. Realencyklopädie von Herzog und Plitt, 2. Aufl., Bd. III. S. 528.

l. u.

Hoyer: Anna Ovena H., Schwenckfeldianerin, Dichterin, geb. 1584 zu Coldenbüttel bei Eiderstädt in Schleswig, Tochter des bekannten Astronomen Johann Oven, heirathete 1599 den angesehenen Eiderstädter Hermann Hoyer, dem sie 100 000 lübische Mark mitbrachte und in einer von Mißstimmung nicht freien Ehe zwei Töchter und drei Söhne gebar. 1622 verwittwet, bezog sie das Gut Hoyerswörth, lesend, reimend, extremer Sectirerei verfallend, besonders seit 1623 ihr „Prophet", der Häretiker Nicolaus Teting aus Flensburg, Mediciner und Alchemist, den sie an das Krankenbett eines Sohnes gerufen, ihr Hausgenosse blieb und eine förmliche Wiedertäufergemeinde in Verbindung mit der Eider-

städter organisirte. Die Apokalypse läßt beide für 1625 den Weltuntergang weissagen. Die Geistlichkeit, von Husum her dem neuen Propheten spinnefeind, legt sich ins Mittel. Erbitterte Colloquia finden statt. Teting wird verbannt. H. zeigt sich immer starrer und fanatischer. Verarmt, verfolgt schlägt sie ihr Gut an Augusta von Holstein los, zieht 1632 nach Schweden, wo ihr die Königin Wittwe ein Gütchen (Sittwick) bei Stockholm überläßt. Zu den alten religiösen Wahnvorstellungen gesellt sich ein neuer pythagoreischer Vegetarianismus. Ihr Leben ist umdüstert. 1650 besorgte le Blond in Amsterdam die seltene Elzevirausgabe ihrer Dichtungen „Annae Ovenae Hoyer's Geistliche und weltliche Poemata" (304 S.). Darin fehlt u. A. ihr früher Versuch: Eurialus und Lucretia, nach N. v. Wyle gereimt. All die kleineren und größeren Gedichte sind mit der damals beliebten Buchstabenspielerei datirt; Pseudonyme mit Buchstabenversetzung („von Johanne Osnaveri", doch auch „Hermann Hoyer's Witwe Anna Ovena", „Hans Oven's Tochter Anna" 2c.) häufig. Keine gemüthsinnige geistliche Lyrik geht von dieser Frau aus, die gerade durch den harten männlichen Zug litterarhistorisch interessant ist. Frauenhaft berührt uns nur die treue Sorge für die Kinder, aber auch hier ist sie mehr die feste Erzieherin und Lehrerin. Ihr eignet die tendenziöse sectirerische Didaktik — selten die erbauliche Gemeinschaftspoesie — und die heftige Satire. Trocken und weltfeindlich, unwählerisch im Ausdruck, bisweilen zu drastischen Bildern greifend, in harten Knittelversen katechisirt sie das Kind, feiert die Neugeburt, die Nachfolge Christi und seine „einwohnung" in uns, verherrlicht den gottseligen Schwenckfeld, der neben Joris, Weigel 2c. ihre theologischen Anschauungen bestimmt. Ihre Bearbeitung des Buches Ruth ist eine verdienstlose Reimerei, anderes an die königliche Gönnerin erinnert fast an die Karschin. Mitunter klingt echter Volksliedston an oder Hans Sachs'scher Realismus. Einzelne Rathschläge an die Söhne ermangeln der Traulichkeit nicht. Schwung und Phantasie treten trotz der Vorliebe für die Apokalypse und die Propheten sehr selten hervor. Sie donnert gegen die Verfolger Teting's und Lohmann's und kann sich in der Empörung gegen die Pfaffen und Gelehrten — sie selbst besaß klassische Bildung —, Kirchen und Universitäten nie genug thun. Manche Caricatur zeigt Witz und scharfe Beobachtung, wenngleich immer maßlose Eingenommenheit. Nie wol hat eine Frau so ungestüm polemisirt, wie diese herbe Kämpferin. Sie war eine robuste niedersächsische Natur, die auch plattdeutsch dichtete, wie Lauremberg, mit seiner klotzigen Wucht und Unflätigkeit, ohne seinen behaglich phlegmatischen Sinn. So gibt „De dänische Dörp-Pape" ein grobrealistisches niederländisches Bild von den Klerikern, die sich cynisch mit ihren flegelhaften Bauern in der Kneipe besaufen und gar schmutzig von ihrem Amt sprechen. Sie schließen „Wy hebben nu gefüllt de Darmen Gott latht unß wol bekamen". Selbst des stinkenden Athems, des Urinirens u. dgl. wird gedacht. Ihr gelten diese Trunkenbolde und alle Juristen insgemein als Apen, Hypokriten, Baal's Papen, die das Volk „beschiten" 2c. In ohnmächtigem Streit hat sie sich, eine Märtyrerin der vermeintlichen guten Sache, erschöpft. Sie erweckt Mitgefühl bei aller Unweiblichkeit, Eckigkeit, Verranntheit, Welt- und Bildungsfeindlichkeit. Von Professoren der Poesie ob ihrer unopitzischen Nachlässigkeit in der Form (fortlaufende Knittelverse, oder einfache Strophen) getadelt, galt sie anderen als foemina docta, von der Orthodoxie verurtheilt, fand auch sie bei Arnold u. A. ein billigeres Urtheil.

Vgl. Moller, Cimbria litteraria I. 263—65; Uebersicht über die Schriften S. 265 (vgl. Adelung, Gesch. der menschl. Narrheit, IV. 193 ff.); 264 über Erwähnungen in der Litteratur vor 1744. Hagenbach in Herzog's Realencyklopädie.

Erich Schmidt.

Hoyer: Johann Gottfried v. H., kurfürstlich sächsischer Generallieutenant, als der Sohn eines Forstbedienten 1726 zu Dresden geboren, trat 1743 in das Artilleriecorps, wurde 1746 Stückjunker, 1792 Generalmajor, 1793 Oberzeugmeister und starb, 1790 geadelt, im J. 1802. Nachdem er den königlichen Prinzen Unterricht in der Artilleriewissenschaft ertheilt hatte, wurde er 1772 Director der 1766 gegründeten Artillerieschule. Außer seiner Wirksamkeit in dieser Stellung, in welcher er mit Erfolg bemüht war zwischen Theorie und Praxis eine stets lebendige Verbindung hervorzurufen und zu erhalten, strebte er, von dem damaligen Batteriemeister, späteren Major Raabe, unterstützt, eifrig für die Verbesserung des Artilleriematerials, indem er 4pfündige Granatstücke und schwere 4pfündige Kanonen, stehende Richtschrauben bei den Mörsern und für die Verwendung als Laffetenwände das leichtere und billigere, für die damalige Pulverwirkung genügende Kiefern- statt des bis dahin gebräuchlichen Eichenholzes einführte. Dieses Alles geschah nach seinen unmittelbaren Angaben. Mittelbar war er bei der Einführung von Protzkasten, bei dem Ersatze der Munitionskarren durch vierräderige Wagen und bei einer anderweiten taktischen Gliederung seiner Waffe betheiligt, welche die letztere, abgesehen von den Regimentsgeschützen, in Brigaden zu drei Batterien formirte. Sein Streben wurde durch den Gegensatz beeinträchtigt, in welchem er, nicht ohne eigene Schuld, zu dem Commandanten der Feldartillerie, General v. Hiller, sich befand.

Lebensbeschreibung vom sächsischen Artilleriegeneral Homilius in: Von der Lühe, Militär-Conversations-Lexikon, Adorf 1836—41.

Johann Gottfried Dr. v. H., preußischer Generalmajor, Sohn des 1787 gestorbenen kursächsischen Pontonniermajor H. (Lebensbeschreibung in Hoyer's Neuem militärischen Magazin, 2. Band) und Neffe des Vorigen, am 9. Mai 1767 geboren, trat ganz jung in seines Vaters Compagnie und wurde 1781 Artillerieoffizier. Sein Oheim führte ihn in die Kriegswissenschaften ein, daneben beschäftigte er sich mit den alten Klassikern und mit neueren Sprachen. 1803 erhielt er das Commando der Pontonniere, 1809 ward er wegen seines Benehmens in Wittenberg, wo H. es war, welcher vornehmlich veranlaßte, daß die Festung Schill ihre Thore nicht öffnete, Major, im December 1813 trat er, nachdem sein Plan, in russische Dienste zu gehen, sich zerschlagen hatte, als Oberst in das preußische Ingenieurcorps, erhielt den Vortrag über Befestigungskunst an der Allgemeinen Kriegsschule, machte den Feldzug von 1815 in Frankreich mit und wurde 1825 als Inspecteur der zweiten Ingenieurinspection in den Ruhestand versetzt. Er hielt nun in Halle Vorlesungen über Kriegskunst und Kriegsgeschichte und starb daselbst am 7. März 1848. Seine Bedeutung liegt auf schriftstellerischem Gebiete, auf welchem er von jung auf thätig war; wenn auch seine Werke über Ingenieurwissenschaft und andere Zweige der Kriegskunst zur Zeit nur noch geringen Werth haben, so sind doch andere, namentlich seine „Geschichte der Kriegskunst", Göttingen 1797—1800, seine anonym erschienene „Pragmatische Geschichte der sächsischen Armee", Leipzig 1791, seine als ein Theil der Handbibliothek für Offiziere zu Berlin 1831—40 erschienene „Litteratur der Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte", seine „Wörterbücher der Artillerie", Tübingen 1804—12, Nachtrag 1831, und die „Kriegsbaukunst", Berlin 1835, noch jetzt wichtige Quellen für kriegsgeschichtliches Studium. Er gab ferner das „Neue militärische Magazin", Leipzig 1798—1805, heraus, schrieb geschichtliche Werke („Die Belagerungen Wiens 1444—1809", „Franz Sforza I. Visconti", Magdeburg 1846) und war als Uebersetzer thätig. Poten.

Hoym: Ludwig Gebhard v. H., aus der sogenannten jüngeren sächsischen Linie dieses alten Geschlechts, geb. am 17. November 1631, kursächsischer Kammerdirector und Geheimerath, 1684 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, miß-

brauchte die Gunst des Kurfürsten Johann Georg IV. und seiner Favoritin v. Neidschutz, um sich aufs schamloseste zu bereichern, wurde daher nach des Kurfürsten Tod auf den Königstein gefangen gesetzt, bis er 1696 gegen Zahlung von 200 000 Thalern die Niederschlagung seines Prozesses erreichte und selbst wieder als Kammerpräsident angestellt wurde; † am 2. Januar 1711.

Vgl. G. Helbig, Im Neuen Reich, 1873 Nr. 39.

Adolf Magnus H., des Vorigen Sohn, geb. am 6. Mai 1668, 1711 während des Vicariats nebst seinen drei Brüdern in den Reichsgrafenstand erhoben, 1699 vermählt mit Anna Constanze v. Brockdorff, von der er sich 1700 scheiden mußte, um sie unter dem Namen einer Gräfin Cosel dem Kurfürsten Friedrich August I. als Maitresse zu überlassen, wurde 1703 Director des neu errichteten Generalacciscollegiums und 1706 Cabinetsminister des Domestiquedepartements, gab aber aus Furcht vor dem allmächtigen Günstling, dem Grafen Flemming, den sächsischen Dienst auf, verkaufte seine Güter in Sachsen, lebte seitdem theils in Schlesien, theils zu Wien und starb am 15. October 1723 zu Ratibor.

Karl Heinrich H., jüngster Bruder des Vorigen, geb. am 18. Juni 1694, wurde, nachdem er seine Jugend größtentheils im Auslande verbracht, obgleich erst 26 Jahr alt, 1720 zum sächsischen Gesandten in Versailles ernannt, für welche Stellung er sich durch bestechendes Aeußere, durch Vorliebe für Pracht und Ueppigkeit, sowie durch einen feingebildeten litterarischen und künstlerischen Geschmack besonders zu eignen schien und die er nicht nur zur Sammlung einer ausgesuchten Bibliothek, sondern auch, während der Law'schen Speculationen, zur Erwerbung eines großen Vermögens benutzte. Im J. 1729 kehrte er nach Sachsen zurück, um als Cabinetsminister das Domestiquedepartement zu übernehmen. Er trug sich mit dem Plane, gestützt auf England, namentlich aber auf Frankreich, Kursachsen neben Oesterreich und Preußen zur dritten Macht im Reiche zu erheben, da er sich aber in Dresden durch seine französischen Gewohnheiten und seine große Exclusivität in geselliger Beziehung viele Feinde gemacht hatte, so gelang es der Gegenpartei, vermuthlich nicht ohne Zuthun des Wiener und des Berliner Cabinets, die sich dabei des Kämmerers v. Brühl bedienten, ihn 1731 zu stürzen. Gefangen gesetzt, aber, da die Untersuchung kein Resultat ergab, wieder frei gelassen, wurde er 1734 zum zweiten Male verhaftet und zur Confiscation seiner Güter und zu ewigem Gefängniß verurtheilt, machte aber am 22. Mai 1736 auf dem Königstein seinem Leben durch eigene Hand ein Ende. Sein von Rigaud 1716 gemaltes Porträt befindet sich im Schloß Lichtewalde.

Vgl. v. Sahr in v. Weber's Archiv f. sächs. Geschichte, VII. 25 ff.

Flathe.

Hoym: Karl George Heinrich v. H., wirklicher Geheimer Etats-, Kriegs- und dirigirender Minister von Schlesien, geb. am 20. August 1739 zu Poblotz bei Stolp in Hinterpommern, † am 26. October 1807 zu Dyhernfurth in Schlesien, war der Sohn Hans Bogislaws v. H., Erbherrn auf Poblotz, damals königl. preuß. Lieutenants, und der Frau Auguste Henriette geb. v. Wobeser. Nachdem er seinen Vater schon 1741 im ersten schlesischen Kriege und seine Mutter ein Jahr darauf verloren hatte, nahm ihn Graf Podewils zu Krangen, der, wie seine Eltern, sich zu den Herrnhutern hielt, zu sich und ließ ihn zusammen mit seinen Söhnen von dem Pastor Pauli unterrichten. Dann besuchte er das Collegium Fridericianum zu Königsberg und bezog 1758 die Universität Frankfurt a./O., um Jura zu studiren; er gewann indeß diesem Studium kein Interesse ab und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Erlernung fremder Sprachen, zu welchem Zweck er Privatunterricht nahm. Im Juli 1761 als Junker in das Kürassierregiment v. Schlabrendorf zu Breslau eingetreten, nahm er wegen seines schwächlichen Aussehens auf den Rath seines Chefs bald

den Abschied und wurde auf Empfehlung ebendesselben von dessen Bruder, dem dirigirenden Minister v. Schlabrendorf, am 8. August 1761 als Auscultator an der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer angestellt. Durch sein feines, gewandtes Benehmen, seine Geschicklichkeit und seinen Diensteifer erwarb er sich schnell die Gunst seines Vorgesetzten und wurde auf den Vorschlag desselben am 29. April 1762 zum Kriegs- und Domänenrath, im März 1767 zum Geheimen Rath und Kammerdirector ernannt. In demselben Jahre vermählte er sich mit Antonie Louise Freiin v. Dyhrn und Schönau aus dem Hause Gimmel, Tochter des Freiherrn Anton Ulrich v. Dyhrn, Hofmarschalls und Kammerdirectors in Oels; nach dem 1768 erfolgenden Tode desselben gelangte er durch Erbgang in den Besitz der Herrschaft Dyhernfurth nebst Eichholz, Logau und Haugsdorf. Dies setzte ihn in Stand in vornehmer und glänzender Weise zu repräsentiren, während er von Hause aus nicht reich war; er wurde zwar 1769 nach dem Tode seiner Schwester, die mit einem Landrath v. Massow vermählt gewesen war, alleiniger Besitzer des Gutes Poblotz; jedoch war dasselbe durch vormundschaftliche Verwaltung und durch Kriegsschäden sehr zurückgekommen; seit 1764 war es beständig verpachtet. Am 27. Juni 1768 wurde H. nach Berlin berufen, um mit dem Geh. Finanzrath Flesch und den Kriegsräthen Böhse und Bartsch eine Revision und Umarbeitung der vom Oberpräsidenten v. Domhardt angefertigten, von mehreren Domänenpächtern angefochtenen Domänenanschläge vorzunehmen; dort machte er auch auf den König einen so günstigen Eindruck, daß derselbe ihn schon am 11. Februar 1769 zum Präsidenten der cleveschen Kammer, und als der Minister v. Schlabrendorf, im Kummer über die Anzeichen königlicher Ungnade, im Januar 1770 starb, d. d. 19. Januar 1770 zum dirigirenden Minister von Schlesien ernannte. Die Verwaltung dieser Provinz wurde damals ganz unabhängig vom Generaldirectorium in Berlin geführt und ressortirte unmittelbar von der Person des Souveräns. In dieser einflußreichen Stellung entwickelte H. alle Vorzüge seines geschmeidigen und gewinnenden Naturells, indem er einerseits, sich in die Denkweise seiner Souveräne einlebend, ihre Befehle und Wünsche gewandt vollstreckte, andererseits die verschiedenen Klassen der Bevölkerung durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und durch eifrige Fürsorge für das Wohlbefinden derselben für sich und die preußische Verwaltung einzunehmen suchte. Letzteres war um so wichtiger, als der schlesische Adel und die katholische Geistlichkeit durch mehrere einschneidende Maßregeln Schlabrendorf's verstimmt war. H. wußte besonders den ersten an sich zu fesseln, und in Breslau bildete sein Haus den Mittelpunkt eines glänzenden und lebenslustigen, selbst üppigen Treibens der vornehmen Welt. Hoym's Thätigkeit erstreckte sich auf alle Zweige der Landespflege; besonders fruchtbringend war sie unter Friedrich d. Gr., der der Provinz Schlesien sehr zugethan war und ihr außerordentliche Zuschüsse gewährte, was unter seinen Nachfolgern nicht mehr geschah. Da H. sich nach den Absichten des jedesmaligen Herrschers richtete, so tragen seine Maßregeln auch kein gleichmäßiges Gepräge an sich, was sich besonders in der Behandlung der ländlichen und der Schulverhältnisse zeigte. Die materielle Lage des Adels verbesserte H. am 9. Juli 1770 durch die Begründung des landschaftlichen Creditinstituts für Schlesien; auch wurde am 11. März 1787 die Zertheilung adlicher Güter unter gewissen Bedingungen gestattet, und H. veröffentlichte selbst eine Abhandlung darüber. Das Gedeihen des Bauernstandes förderte er, indem er am 15. April 1771 die Theilung der Gemeinheiten anordnete, das Legen der Bauerngüter verbot und die Ansetzung von Bauern auf Gutsvorwerken betrieb; die Unterthanen auf den königlichen Domänen wurden von allen Diensten befreit. Gegen Bedrückungen der Herrschaften wurden die Bauern von den Behörden unter Friedrich d. Gr. kräftig in Schutz genommen; es verbreitete sich sogar unter jenen

die Ansicht, daß sie ganz frei sein sollten, und zahlreiche Processe wurden von den Gemeinden gegen die Gutsangehörigkeit angestrengt; an einigen Orten lehnten sich die Bauern sogar gegen die Herrschaften auf, so daß militärische Hilfe gegen sie in Anspruch genommen werden mußte. Um Ordnung in diese Verhältnisse zu bringen, erhielten am 17. Januar 1780 die Justizbehörden eine Instruction, wie in solchen Streitsachen zu verfahren sei; am 7. August desselben Jahres wurden gewinnsüchtige Advokaten, die die Bauern zu grundlosen Processen aufreizten, mit Strafe bedroht; am 12. December 1784 wurde eine Urbariencommission eingesetzt, welche die Pflichten der Unterthanen regeln sollte. Aber unter Friedrich Wilhelm II. wurde 1787 die Urbariencommission aufgehoben, die Bauernprocesse wurden niedergeschlagen, und ganze Gemeinden, die sich auflehnten, zum Spießruthenlaufen verurtheilt. Friedrich Wilhelm III. dagegen erließ 1799 eine Verordnung zur Regelung der Hofedienste und versprach die Einsetzung einer Commission zur Entgegennahme der Beschwerden der Unterthanen, auch wurde 1801 eine neue Dorfpolizeiordnung erlassen. Dem Landbau wendete H., den Winken Friedrichs d. Gr. folgend, große Sorgfalt zu; die Nothjahre 1770 und 1771 benutzte er, um dem Kartoffelbau Verbreitung zu verschaffen und führte die Kleebrache ein; er förderte Obst- und Seidenzucht und legte in Oppeln, Kupp und Proskau Baumschulen an. Von Friedrich am 26. Januar 1782 ermahnt, mit dem Holze sparsam umzugehen, erließ er eine neue Forstordnung und förderte die Verwendung der Steinkohlen auf Bleichen und Ziegeleien. Um die ländliche Production zu vermehren, wurden zahlreiche Ansiedler, 1771 allein aus Böhmen 20 000 und ebensoviel aus Sachsen, ins Land gerufen und durch sie 250 neue Dörfer und 2000 neue Häuslerstellen gegründet; indeß verließen viele Colonisten nach Ausnutzung der gewährten Vortheile ihre Stellen, so daß H. die auch in seinen Denkschriften ausgesprochene Ueberzeugung gewann, daß nur mit Kapitalien oder mit Kunstfertigkeiten versehene Colonisten dem Lande wirklich Nutzen schafften. Eine der wichtigsten Sorgen Hoym's bildete bei dem herrschenden Mercantilsystem die Hebung der Industrie. Zu diesem Zweck verbesserte er den Bergbau, errichtete auch (1788) in Hirschberg ein Oberbergamt, brachte die Eisenwerke in Schwung, gründete eine Stahlfabrik in Königshuld und ließ durch die Raudener Mönche, um das Holz ihrer Gegend nutzbar zu machen, eine Stahl- und Drahtfabrik anlegen; die Mönche in Leubus mußten neben dem Weinbau eine Lederfabrik errichten und die für die schlesischen Ordensleute nöthigen Bekleidungsstoffe anfertigen. Bei den Bleichen und in der Leinenfabrikation führte H. Verbesserungen, in den 90er Jahren insbesondere den Gebrauch der Spinnmaschinen ein; die Dorfspinnschulen organisirte er um dieselbe Zeit besser. In Breslau gründete er unter Friedrich d. Gr., in Hirschberg unter Friedrich Wilhelm II. eine Zuckerraffinerie, zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Kunern und in Zessel Rübenzuckerfabriken. Für den Verkehr sorgte er durch Verbesserung der Chausseen, die er auch mit Bäumen bepflanzen ließ, durch den Bau des Klodnitzkanals (1787) und durch Anlegung eines Holzhofs in Breslau. Auf dem Gebiete des Polizei- und Armenwesens erließ er eine Mühlen- und eine Feuerlöschordnung, führte sogenannte Feuerbürgermeister ein und gründete noch unter Friedrich d. Gr. eine städtische Feuersocietät, unter Friedrich Wilhelm II. eine Privat-Feuersocietät des offenen Landes; am 24. März 1779 gründete er in Kreuzburg mit einem Aufwande von 42 000 Rthlrn. ein Armen- und Correctionshaus, dessen Insassen Manufacturen betreiben mußten; auch erließ er ein Armenreglement und rief eine Invalidenanstalt in Rybnik ins Leben. Auch der Gesundheitspflege widmete er seine Fürsorge; er errichtete 1791 Hebammenbildungsanstalten in Glogau und Oppeln, berief Schwimmmeister nach Breslau und gründete dort die ersten Badehäuser; im Bade Landeck gründete er in den

letzten Jahren Friedrichs d. Gr. großartige Parkanlagen und Bauten, in Reinerz unter Friedrich Wilhelm III. eine Molkenkuranstalt; Anfang des 19. Jahrhunderts führte er die Kuhpockenimpfung ein. Besondere Sorgfalt wandte er dem Schulwesen zu. Auf Anordnung Friedrich d. Gr. wurde durch H. bei Aufhebung des Jesuitenordens aus den Ordensmitgliedern desselben in Schlesien ein königliches Schuleninstitut geschaffen (6. December 1774), das unter Aufsicht des schlesischen Justizministers v. Carmer durch den Pater Professor Zeplichal unter Mitwirkung des Rectors und des Senats der Universität Breslau geleitet wurde; jedoch mußten die Väter 1776 die Ordenstracht ablegen; 1788 wurden die Güter des Schuleninstituts verkauft und zugleich aus den Einkünften desselben jährlich 15 000 Thaler den evangelischen Universitäten überwiesen; im J. 1800 wurde es gänzlich aufgehoben, das Vermögen desselben für den katholischen Schulfonds eingezogen; der schlesische Finanzminister wurde zum Obercurator des katholischen Schulwesens ernannt. Das gesammte schlesische Schulwesen, nach wie vor unabhängig von der allgemeinen Schulverwaltung, erhielt 1788 in Herrn v. Seydlitz einen Obercurator. In Breslau gründete H. ein Land- und (1789) ein Stadtschullehrerseminar, 1790 eine Schule für Judenkinder, 1791 eine Kunstschule, 1800 eine Bauschule. Auch abgesehen vom Schulwesen suchte er den geistigen Bestrebungen förderlich zu sein. Schon 1771 stiftete er mit Carmer gemeinsam eine ökonomisch-patriotische Gesellschaft, die durch Vorträge und Abhandlungen auf die Besserung der wirthschaftlichen Zustände hinwirken sollte und, nachdem sie 1791 eingegangen war, zu Anfang des neuen Jahrhunderts eine Gesellschaft für Naturkunde und Industrie Schlesiens. Er legte den Grund zu einem Münz- und Naturaliencabinet der Universität und vermehrte die Bibliothek derselben ansehnlich. Aus dem Gebiete der humanitären Bestrebungen verdient es Erwähnung, daß den Juden zu Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts von H. das Betreiben der Gewerbe gestattet wurde. Ganz besonders hilfreich erwies er sich in Zeiten der Noth. Als 1804 eine große Ueberschwemmung und im Gefolge derselben Hungersnoth eintrat, öffnete er die Magazine, ließ in den Ostseegegenden für 1½ Millionen Thaler Getreide einkaufen, reiste selbst nach Berlin, um die Anstalten zur Herbeischaffung des Getreides besser leiten zu können, ließ 360 000 Scheffel Korn aus Küstrin kommen und erlangte vom Könige 78 000 Thaler zur Unterstützung der Verunglückten. Als zu derselben Zeit in Folge einer vom Minister v. Stein bewirkten Finanzreform Geld- und Creditnoth eintrat, streckte H. besonders den Kaufleuten im Gebirge große Geldsummen vor. Schlesien erfreute sich unter ihm im Allgemeinen einer hohen Blüthe. Die Bevölkerungszahl der Provinz stieg von 1770—1805 von 1 327 678 auf 2 021 059, der Handelsverkehr hatte sich in derselben Zeit verdoppelt, die Einkünfte waren dessenungeachtet von 4½ nur auf 5½ Millionen Thaler erhöht worden. Hoym's verdienstliches Wirken brachte ihm hohe Anerkennung von Seiten der Herrscher ein. Friedrich d. Gr. sprach ihm seine besondere Zufriedenheit mit seiner Finanzthätigkeit im baierischen Erbfolgekriege aus, nannte ihn ein Jahr vor seinem Tode den Einzigen, der ihn ganz verstehe und trug ihm auf, seinen Nachfolger zu warnen, wenn sich die Zügel der Regierung unter ihm lockern sollten. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn 1786 in den Grafenstand, ernannte ihn zum Dompropst von Cammin und verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden. Nach der zweiten Theilung Polens 1793 wurde ihm außer seinem schlesischen Amte unter Oberleitung des Ministers v. Voß die Verwaltung der Kammern von Posen und Petrikau übertragen, und als nach der dritten Theilung Voß resignirt hatte, erhielt H. unabhängig vom Generaldirectorium die Verwaltung von ganz Südpreußen, während der Siewierzer und Pilica-Kreis als Neuschlesien mit Schlesien direct verbunden wurden. Die Huldigung für Friedrich Wilhelm III.

nahm er als Vertreter der Person des Monarchen ein; dabei geschah es, daß eine Deputation in Polen ihn mit „Ew. Majestät" anredete. Die Breslauer Münze gab einst an seinem Geburtstage Thaler und Silbergroschen mit seinem Bildniß aus, worüber freilich der König sehr ungehalten war. Aber während H. in der Sorge für das Wohlbefinden der Bevölkerung unermüdlich war, ließ er es im Laufe der Zeit mehr und mehr an der nöthigen Strenge in der Finanzverwaltung fehlen und in dem Bestreben, sich selbst bewundert und geliebt und Alles um sich her beglückt zu sehen, stellte er oft Untüchtige und Unwürdige an, die seine Schwäche zu benutzen wußten, ließ sich von Intriganten mißbrauchen und lockerte allmählich durch sein allzunachsichtiges Walten die Bande des Gehorsams und der Zucht, so daß es zu Unruhen kam, die zum Theil gewaltsam unterdrückt werden mußten. Schon oben wurde der Bauernaufstände und ihrer Unterdrückung gedacht. Im J. 1793 tumultuirten die Weber auf den Märkten der Gebirgsstädte, da sie sich von ihren Arbeitgebern und den Lebensmittelverkäufern bedrückt glaubten. H. bestrafte sie nicht, sondern beschwichtigte sie mit Zureden, drohte den Kaufleuten, die sich Bedrückungen erlauben würden, mit Ausstoßung aus ihrem Stande, ließ die Lebensmittelverkäufer auf dem Lande durch die Gutsherrschaften überwachen, kaufte selbst Leinwand auf, gab zinsfreie Vorschüsse, errichtete eine Gebirgshandlungscommission in Hirschberg, verbot aber auch das „Raisonniren" in den Dörfern, bedrohte die Verbreiter revolutionärer Ideen mit dem Tode und ließ selbst die Leihbibliotheken und Lesegesellschaften durch die Bürgermeister überwachen. Bald darauf, am 25. April 1793, brach ein Aufstand der Handwerksgesellen in Breslau auf Anlaß der Ausweisung eines ungarischen Schneiders aus, wobei die Gebäude des Rathdirectors Werner verwüstet wurden; da der Uebermuth der Aufrührer in Folge der Nachsicht der Behörden zunahm, mußte endlich mit Waffengewalt gegen sie eingeschritten werden; als aber durch Kartätschen 37 Personen getödtet, 41 schwer verwundet waren, ließ H., erschrocken, das Feuern einstellen, den Ungar zurückholen, den Referendar Grafen Kameke in den Herbergen herumgehen, um die Gesellen zu beschwichtigen, die Beerdigung der Getödteten auf öffentliche Unkosten mit großem Pompe feiern und den Hinterbliebenen Pensionen auszahlen; die Ruhestörer gingen straflos aus. Am 6. October 1796 entspann sich ein neuer Tumult wegen Mißhandlung eines Fischers durch einen Officier bei Verfolgung zweier Deserteure; beim Einschreiten des Militärs wurde ein Mann aus dem Volke getödtet, der Commandant vom Pferde gerissen. H. entfernte, um das Volk zu beruhigen, das Regiment v. Dolffs aus der Stadt und ließ die Wache am Rathhause durch die Schützengilde beziehen, bestrafte jedoch diesmal vier Tumultuanten mit körperlicher Züchtigung und Festungsstrafe. Die schwersten Vorwürfe zog sich H. durch sein Verfahren bei der Verwaltung Südpreußens zu; er ließ die königlichen Starosteien einziehen und, zu ganz niedrigen Preisen abgeschätzt, an herbeiströmende Speculanten, Abenteurer und Günstlinge verkaufen, die sie sofort mit enormem Vortheil losschlugen; zu diesen Operationen wurde er hauptsächlich durch den Forstrath v. Triebenfeld verleitet, der auch dabei die Dienste eines Agenten versah und die Gelegenheit zu seiner Bereicherung ausbeutete. Dieses Treiben griff der Kriegsrath Zerboni in Petrikau in einem an H. gerichteten Schreiben heftig an; er wurde dafür verhaftet, und als sich in seinen Papieren die Pläne eines Geheimbundes zur Besserung der preußischen Staatszustände vorfanden, machte H. davon dem Könige Anzeige, der die Theilnehmer des im Entstehen begriffenen Bundes, nämlich Zerboni, seinen Bruder, einen Kaufmann in Breslau, den Hauptmann v. Leipziger in Schweidnitz und den Kaufmann Salice-Contessa in Hirschberg zu Festungsstrafe verurtheilte; auch der schuldlose Stiefschwager Zerboni's, Dr. Kausch in Militsch, wurde zuerst nach Spandau gebracht,

dann Landes verwiesen. Als Friedrich Wilhelm III. zur Regierung kam, setzte er die Gefangenen, außer v. Leipziger, in Freiheit und entließ den Kanzler Goldbeck, gegen den Hans v. Held in seiner Schrift: „Die wahren Jacobiner im preußischen Staate“ heftige Anklagen geschleudert hatte; H. dagegen, der darin nicht minder angegriffen war, behauptete sich in der Gunst auch des neuen Monarchen; jedoch gab er 1798 die Verwaltung Südpreußens ab. — An den Aufgaben, die einem patriotischen Minister durch die französische Invasion 1806 gestellt wurden, scheiterte H. vollständig. Ohne Vertrauen in den Patriotismus der Bevölkerung, versäumte er es nicht nur Maßregeln zur Abwehr des Feindes zu treffen, sondern legte auch den patriotischen Männern, wie dem Grafen Pückler und den Brüdern Freiherren v. Lüttwitz, die eine Landesbewaffnung herstellen wollten, Schwierigkeiten in den Weg; als der König von Osterode aus den Fürsten von Pleß zum Generalgouverneur von Schlesien ernannte, begab sich H. mit dem größten Theil der Kasse nach Liegnitz, während Pleß Befehl gab ihn anzuhalten, übersandte das Geld dem Könige, der sehr unwillig darüber war, daß H. davon keinen Gebrauch für die Landesvertheidigung gemacht hatte, und kam um Suspension ein, die ihm auch d. d. 22. December 1806 gewährt wurde. Er begab sich darauf nach Dessau, hoffte indeß nach dem Frieden wieder in sein Amt eingesetzt zu werden und arbeitete sogar einen im Breslauer Staatsarchiv befindlichen Entwurf zu einer Reorganisation des Staates und Heeres, betitelt: „Ueber das Unglück des preußischen Staats“, aus; er erhielt jedoch am 30. August 1807 seine definitive Entlassung. Durch den Gram hierüber wurde seine schon seit einigen Jahren durch einen Schlaganfall geschwächte Gesundheit schwer erschüttert; vergeblich suchte er sie durch Badekuren in Landeck und Reinerz wiederherzustellen; nach seinem Landsitz Dyhernfurth zurückgekehrt, verfiel er in ein Nervenfieber, das ihn binnen vier Tagen am 22. October 1807 dahin raffte. Sein Körper ist im Ruhetempel des Parks zu Dyhernfurth beigesetzt. H. hinterließ zwei Töchter; die ältere, Antoinette Wilhelmine Caroline, war mit dem Grafen Casimir Alexander v. Maltzan, Herrn v. Lissa, Freiherrn v. Wartenberg, die jüngere, Friderike Sophie Amalie Henriette, mit Hans Gottlieb Baron v. Stosch auf Löwen vermählt. Im Breslauer Staatsarchiv befinden sich zwei handschriftliche Abhandlungen Hoym's: „Aphorismen der allgemeinen Staatswirthschaftslehre“ (E 22 a 4) und die schon erwähnte „Ueber das Unglück des preußischen Staats“, letztere in 2 Exemplaren (E 22 a b), sowie eine von seiner Hand corrigirte mit der Unterschrift optime versehene Abhandlung über Staatsökonomie und Kameralwesen insbesondere. H. gehörte der sentimentalen und philanthropischen Richtung des 18. Jahrhunderts an; als Zweck der bürgerlichen Gesellschaft setzte er das höchstmögliche extensive und intensive Glück aller Individuen bei der möglichst geringen Aufopferung natürlicher Rechte. Ein intelligenter Verwaltungsbeamter, bewies er sich unter kraftvoller Oberleitung tüchtig, war aber nicht charaktervoll genug, um eine Stellung, die ihm volle Selbständigkeit im Regieren gewährte, in schwierigen Zeiten ausfüllen zu können; zu schöpferischen Organisationen war er nicht befähigt. Eine Marmorbüste von ihm, welche früher im Senatszimmer der Universität zu Breslau stand, befindet sich jetzt im Ständehause daselbst.

Schles. Provinzialblätter 1806 Maiheft S. 396 ff., 1807 Januarheft S. 46 ff., Decemberheft S. 490 ff., 1833 Juniheft S. 539; K. A. Menzel, Gesch. Schles., III. S. 625 ff.; Ders., Zwanzig Jahre preuß. Gesch., S. 419 ff., 547 ff.; Manso, Gesch. d. pr. St., I. a. v. O.; Zeitschr. des Vereins f. Gesch. u. Alterth. Schles., I. S. 130 ff., II. S. 94 ff., V. S. 310 ff., VI. S. 135 ff., X. S. 3 ff.; Abhandlungen der schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur,

phil.-hist. Abth. 1866, S. 80 ff.; Schlesien, wie es ist und war, Berl. 1806 I. S. 24, 41, 48, 96, 110 u. a.; v. Schön, Tagebücher.

Fechner.

Hoyos: Ferdinand Albrecht Freiherr v. H. auf Stixenstein, ein Sohn des Freiherrn Johann v. H. aus dessen Ehe mit Judith Elisabeth Freiin v. Ungnad, erscheint um das J. 1575 in Hofdiensten bei den Erzherzogen Rudolf und Ernst. Mit letzterem kam er in die Niederlande. Dort befaßte er sich eingehend mit dem Studium der Mathematik und widmete namentlich den großartigen Wasserbauten seine besondere Aufmerksamkeit. — Schon zur Zeit des Kaisers Max II. hatte die Donau bei Wien ihren Lauf so gewendet, daß sie einerseits das Marchfeld gefährdete und andererseits die Approvisionirung der Stadt zu hemmen, den Handel zu schädigen drohte. Im J. 1582 erging an H. der Auftrag, Vorschläge zu machen, wie diese Gefahren zu beschwören seien. H. näherte die Donau der Stadt, indem er mittelst eines Durchschnittes am äußersten Ende der Brigittenau einen Donauarm in den Kanal an der Stadtmauer Wiens leitete und dadurch die Zufuhr ungemein erleichterte. Einzelne Spuren dieses eben so gewaltigen als für Wien nützlichen Werkes haben sich bis zur letzten großen Regulirung der Donau bei Wien erhalten. — Seiner am 9. Mai 1582 zu Neu-Bistritz geschlossenen Ehe mit Regina Freiin v. Lobkowitz entstammten zwei Söhne: Adam Eusebius und Sigismund Ernst „der fromme Hoyos“ und drei Töchter. H. starb am 2. März 1609, seine Wittwe am 19. Mai 1627 zu Hall in Tirol.

Wurzbach, Biogr. Lex., Bd. IX S. 349 und die dort angegebene Litteratur. — Prokesch, Anton, Die alten Nußdorfer Wasserbauwerke (in den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge. Jahrg. 1876. S. 80).

Felgel.

Hoyos: Johann Ernst Graf v. H., geb. am 24. Februar 1779, war ein Sohn des Grafen Johann Philipp Josef H. (geb. am 6. September 1747, † am 30. März 1803), aus dessen Ehe mit Maria Christine Gräfin von Clary und Aldringen (geb. am 19. Januar 1755, † am 10. Mai 1821). Seit 1791 k. k. Kämmerer, trat er 1809 in die österreichische Landwehr ein. Er zeichnete sich in den folgenden Kriegsjahren wiederholt aus, erhielt bald das Commando eines Bataillons und war im J. 1814 schon Oberstlieutenant und Commandeur des österreichischen Leopoldordens. Nach Beendigung des Feldzuges des J. 1815 wurde er Oberst in der Armee und Unterlieutenant der ersten Arcieren-Leibgarde, Kammerherr des Erzherzog-Kronprinzen Ferdinand und im J. 1821 durch Verleihung der Würde eines wirklichen geheimen Rathes ausgezeichnet. Im J. 1823 erfolgte seine Ernennung zum k. k. Oberstjhof- und Landjägermeister, im nächsten Jahre übernahm er auch die Direction der k. k. Forstlehranstalt zu Maria Brunn. Zum Generalmajor befördert — 1833 — wurde er in demselben Jahre auch Herrenstandes-Commissär in Niederösterreich. In den J. 1833—34 Obersthofmeister des jüngeren Königs von Ungarn Ferdinand V., rückte er 1834 zum Feldmarschall-Lieutenant vor, erhielt 1835 das Großkreuz des Leopoldordens und wurde im J. 1836 durch Verleihung des goldenen Vließes ausgezeichnet. Was aber seinen Namen zumeist in weitesten Kreisen bekannt machte, war die nach dem Ausbruche der Märzrevolution in Wien gleichzeitig mit der Errichtung der Nationalgarde erfolgte kaiserliche Ernennung zum Obercommandanten derselben — am 13. März 1848. Er erwirkte die Ausrüstung der Nationalgarde mit Waffen aus dem kaiserlichen Zeughause und erließ am 15. März seinen ersten Tagesbefehl, welcher vorläufige Anordnungen für die Organisirung der Nationalgarde enthielt. Durch eine Reihe anderer Tagesbefehle, welche dahin zielten, die Hilfe der Nationalgarden zur

Wiederherstellung der Ordnung in Anspruch zu nehmen und einige Disciplin in diesem Corps herzustellen, erregte er großes Mißvergnügen. Gekränkt über das unverholen zu Tage tretende Mißtrauen, legte H. das Obercommando am 22. Mai nieder. Sein versöhnliches und biederes Benehmen hatte ihm aber die Sympathie eines großen Theiles der Nationalgarden erworben. Es wurde seinen Anhängern um so leichter, bei den Gegnern Hoyos' einen Umschwung der Gesinnung herbeizuführen, als der vom Kaiser zu seinem Nachfolger designirte Feldmarschall-Lieutenant Ritter v. Heß sehr unbeliebt war. Durch eine Massenpetition der Nationalgarde ließ sich H. zu einer Aenderung seines Entschlusses bewegen. In einem warm und vertrauensvoll abgefaßten Tagesbefehle verkündete H. am 8. Mai die Wiederübernahme des ihm vom Kaiser abermals übertragenen Obercommandos der Wiener Nationalgarde. Am Abende desselben Tages wurden ihm eine großartige Nachtmusik und andere Ovationen bereitet. Sein Tagesbefehl, worin er die Auflösung des politischen Centralcomité's der Nationalgarde verlangte, erregte neuerlich Unzufriedenheit. Die Zurücknahme dieses Tagesbefehles war eine der auf das Hartnäckigste festgehaltenen Forderungen, welche die Sturmpetition vom 15. Mai aufstellte. Als am Abende des 17. Mai die kaiserliche Familie heimlich ihre Residenz verlassen hatte, wurde H. mit dem Grafen Wilczek noch in derselben Nacht als Sendbote des Ministeriums abgeschickt, die Rückkehr des Monarchen zu erbitten. Am 20. Mai überreichte H. dem Kaiser Ferdinand in Innsbruck das Schreiben des Ministeriums. Bekanntlich zog es die kaiserliche Familie vor, noch in Innsbruck zu bleiben. H. benutzte die kurze Audienz zur Bitte um abermalige Enthebung vom Posten des Obercommandanten der Nationalgarde und traf am 24. wieder in Wien ein. Am 26. Mai umtobte eine erregte Volksmenge seinen Palast. Als Geisel für die Beibehaltung der Errungenschaften des 15. und 16. Mai wurde er verhaftet und auf die Aula abgeführt, am 27. wieder in seine Wohnung entlassen, aber unter Aufsicht des Bürgerausschusses gestellt. Am 30. Mai besagte eine Kundmachung des Ausschusses der Bürger, Nationalgarden und Studenten für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung und für Wahrung der Rechte des Volkes, daß die gegen H. aus Anlaß der Vorgänge vom 26. Mai vorgebrachten Beschwerdepunkte auf das Genaueste untersucht worden seien und es sich in Folge dieser Untersuchung herausgestellt habe, daß ihm eine wie immer geartete Pflichtverletzung oder Gesetzübertretung um so weniger zur Last gelegt werden könne, als er in Folge seiner Sendung nach Innsbruck schon seit dem 17. Mai das Obercommando gar nicht mehr geführt habe. An demselben Tage erhielt er die von ihm angesuchte Erlaubniß sich auf eines seiner Landgüter begeben zu dürfen. Am 28. October 1849 starb er an den Folgen eines Sturzes vom Pferde gelegentlich eines Spazierrittes bei Horn in Niederösterreich. — H. war ein tapferer loyaler Soldat. Er hatte seine aufopfernde und uneigennützige Vaterlandsliebe im Laufe seines langen Lebens wiederholt bethätigt. Sein dünkelloses biederes Benehmen hatte ihm viele Sympathien gewonnen. Mit der Uebertragung des Obercommandos der Wiener Nationalgarde aber war dem nahezu 70jährigen Greise eine Last aufgebürdet worden, welche sich unter den damaligen Verhältnissen gewiß auch für jüngere Schultern zu schwer erwiesen hätte. — Seiner am 3. Juni 1799 geschlossenen Ehe mit Marie Theresie Gräfin v. Schlabrendorf (geb. am 16. August 1781, † am 7. November 1862) entstammten 2 Söhne und 6 Töchter.

Benutzt wurde außer Wurzbach, Biogr. Lex., Thl. 9 (Wien 1863) S. 346 bis 348 und der dort angegebenen Litteratur, und einer Sammlung von Tagesbefehlen, Kundmachungen ꝛc. aus dem J. 1848, namentlich Reschauer und Smets, Das Jahr 1848. Geschichte der Wiener Revolution. 2 Bde. Wien 1872.

Felgel.

Hoyoul: Balduin H., um 1540 in Braine le Comte in Belgien geboren, ein Schüler des Lassus, war 1587 Componist und Chormusiker am Hofe des Herzogs von Württemberg und gab im genannten Jahre eine Sammlung Motetten unter dem Titel heraus: „Viginti sacrae cantiones quinque, sex, septem, octo, novem et decem vocum“ (Noribg., Catharina Gerlachin), von denen die königl. Landesschule in Grimma ein vollständiges Exemplar besitzt. Zwei Jahre später erschien ebendaselbst eine Sammlung „Geistliche Lieder u. Psalmen mit 3 Stimmen also componirt, daß selbige von 3 Discantisten mögen gesungen werden“ (Nürnberg 1589). Ein unvollständiges Exemplar besitzt die großherzogliche Hofbibliothek in Darmstadt. R. Eitner.

Hraban: s. Raban.

Hrotsuit: s. Roswitha.

Hub: Ignaz H., Dr., geb. am 1. Februar 1810 zu Würzburg, studirte daselbst und in Heidelberg, führte 1835—39 ein fahrendes Dichterleben am Rhein, in Coblenz und Düsseldorf, bereiste Norddeutschland, hielt sich dann zu Mainz und Frankfurt auf; 1844—49 in Karlsruhe, 1852 in München; 1854 nach Würzburg, wo er am 27. März 1880 starb. Von ihm erschienen: „Lyraklänge“, 1832, „Polonia“, Mainz 1833, „Rheinische Harfe“, 1835, „Rheinisches Odeon“, 1837, 1838, 1840, „Die deutschen Dichter der Neuzeit“, 1852 und die mit guten biographischen und litterär-historischen Notizen ausgestatteten Sammelwerke: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit“, 1845 ff. in sieben Auflagen, auch „Die komische und humoristische Dichtung der deutschen Prosaisten von Geiler von Kaisersberg bis auf die neuere Zeit“ (1856). In Anerkennung seiner vielfachen Thätigkeit ehrte ihn die deutsche Schillerstiftung seit 15 Jahren durch eine Pension.

Hyac. Holland.

Hübbe: Heinrich H., Hydrotechniker, geb. zu Hamburg den 23. Sept. 1803, ein Sohn des Notars J. H. H., und Neffe des Pastors H. (s. u.). In seinem Fach anfänglich unterwiesen durch die Hamburger Wasserbaudirectoren Reinke und Woltmann, sodann ein Schüler des Astronomen Encke, damals in Gotha, woselbst er auch (1822 und 23) als Mitarbeiter an Stieler's Kartenwerk beschäftigt war, besuchte er später die Bauakademie in Berlin. — Nach verschiedenen praktischen Arbeiten in Hamburg wurde er im J. 1828 als Conducteur beim Straßenbau, sodann 1832 als Wasserbauconducteur in Cuxhaven angestellt. Nach einer im J. 1836 unternommenen wissenschaftlichen Reise in Holland, England und Irland wurde er 1839 Wasserbaudirector in Hamburg, in welcher Eigenschaft er auch Theil nahm an den Arbeiten der hydrotechnischen Commission der Elbuferstaaten zu Dresden 1842. Gleichzeitig war er Mitglied der technischen Commission für den Wiederaufbau der abgebrannten Stadttheile Hamburgs. — Seine hervorragende Bedeutung in seinem Beruf, anerkannt von vielen deutschen Regierungen, wie von den Fachgenossen aller Länder, wird auch durch seine Schriften beurkundet. — Als warmer Anhänger der alten Verfassung seiner Vaterstadt, gerieth er später in Conflikt mit den Reformbestrebungen, welchen er als Bürger widersprechen zu müssen glaubte, während die Behörden ihm dem Beamten solch Verhalten nicht gestatten konnten. Aus diesem politischen Grunde wurde er suspendirt und im J. 1863 mit Pension in den Ruhestand versetzt. Hierauf mehrfach als technischer Consulent für das königl. preußische Wasserbauwesen beschäftigt, starb er in Hamburg den 1. Juni 1871.

S. Hamb. Schriftsteller-Lexikon, Bd. III. S. 398 ff. Beneke.

Hübbe: Karl Johann Heinrich H., lutherischer Prediger und Schriftsteller, geb. zu Hamburg den 12. December 1764. Nachdem er seit 1782 in

Helmstädt Theologie studirt hatte, wurde er im J. 1785 Candidat des geistlichen Ministeriums und 1791 Katechet am Waisenhause seiner Vaterstadt. Im J. 1801 zum Pastor in Allermöh in der hamburgischen Landschaft Billwärder erwählt, erwarb er sich in dieser Gemeinde die größte Liebe und Anerkennung, nicht nur als unermüdlicher Seelsorger, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten als treuer Rathgeber, kluger Fürsprecher und energischer Helfer und Vermittler, vorzüglich in den schweren Zeiten der französischen Herrschaft. Im J. 1815 als Pastor und Schulinspector des Waisenhauses wieder nach Hamburg berufen, wirkte er, ein sehr beliebter Kanzelredner, in verdienstlichster Weise für dies großartige Institut, u. a. durch Gründung eines demselben affiliirten Lehrer-Seminars, dessen Schüler Waisenhaus-Zöglinge. Daneben für alle gemeinnützigen Zwecke, z. B. für die der patriotischen Gesellschaft, äußerst thätig, und auch als Schriftsteller ebenso unterhaltend wie belehrend und anregend, erfreute er sich der allgemeinen Hochachtung seiner Mitbürger. Seine Schriften bezeugen des Verfassers ungewöhnliche Vielseitigkeit. Neben Predigten und Abhandlungen theologischen, pädagogischen oder moralischen Inhalts, schrieb er auch über handelspolitische, technische und gemeinnützige Zeitfragen. Großen Beifall erwarb er als Biograph des französischen Generals Dumouriez, der während seines Aufenthalts in Hamburg im regen Verkehr mit H. gestanden. Als feiner Beobachter und gründlicher Kenner der Volksthümlichkeit bewährte er sich durch seine Beiträge zum niedersächsischen und hamburgischen Idiotikon, sowie vorzüglich durch seinen mit Geist und Humor geschriebenen erklärenden Text zu dem Suhr'schen Bilderwerk „Der Ausruf in Hamburg“ (1808), ein jetzt nach 70 Jahren vielgesuchtes und oft mit 100 M. bezahltes Buch. Nicht minder gediegen und ebenso unterhaltend ist der von ihm verfaßte Text des ersten Theils des Kupferwerks „Ansichten der freien Hansestadt Hamburg“ rc. (1824). — Er starb am 26. Febr. 1830.

S. Hamb. Schriftsteller-Lexikon, Bd. III. S. 402—406 und Neuer Nekrolog der Deutschen, 1830, Th. I. S. 184 ff. Beneke.

Huber: Adam H., Historienmaler, geb. 1825 bei Traunstein, erst Bauernknecht, dann Soldat, eine Art Mintrop; wendete sich durch Professor Rhomberg zur Kunst, gehörte bald, trotz seiner langsamen Produktivität, aber nach Formvollendung und Farbe zu den besten Schülern Schraudolph's. Namentlich war ihm eine rundfließende Schönheit der Linien eigen und eine classische Reinheit der Empfindung. Er bewegte sich im kleinen Kreise des lyrischen Andachtsbildes, hatte aber auch ein offenes Auge für die Landschaft. Zu seinen vorzüglichsten Oelbildern gehören eine „Hl. Familie“ (1855), „Madonna mit dem Kinde und Johannes“ (1856 angekauft von König Ludwig I. für die neue Pinakothek), „Hl. Magdalena“ (1858) rc. Ein großer Carton: „Das Geschlecht der Schyren übergibt sein Stammschloß den Benediktinern“, für das Wittelsbacher Museum wurde von Munsch in Fresco ausgeführt, da H. schon am 25. Februar 1863 einem Lungenleiden erlag.

Vgl. Große im Abendblatt 238 der Neuen Münchener Ztg., 4. Octbr. 1856 und Aug. Lewald in Beil. 239 Allg. Ztg., 27. Aug. 1857.

Hyac. Holland.

Huber: Daniel H., Mathematiker, geb. am 23. Juni 1768 in Basel, † ebenda am 3. December 1829. Sohn des Astronomen Johann Jak. H. zu Basel († 1798), wurde er früh mit den von seinem Vater gepflegten Wissenszweigen bekannt, zu welchen es ihn selbst hinzog. Mit gleicher Freude erfüllte ihn das Studium des classischen Alterthums. Praktische Rücksichten auf Erlangung einer Lebensstellung, welche ihm baldigst seinen Unterhalt sicherte, gaben jedoch die Veranlassung, daß H. zunächst (wahrscheinlich in Straßburg) Medicin studirte.

Früher, als er gehofft hatte, wurde ihm das Vergnügen, sich den mathematischen Wissenschaften wieder widmen zu können. Zu Anfang 1791 wurde der Lehrstuhl der Mathematik an der Universität Basel erledigt. H. bewarb sich um denselben, wurde zum Loose zugelassen und erlangte, vom Schicksale begünstigt, die gewünschte Stellung. Im November 1802 wurde er mit der Stelle als Bibliothekar betraut, in welcher er sich ungemein verdient machte, welche ihm aber auch sehr viele Zeit raubte. Er stiftete dann noch 1817 die naturforschende Gesellschaft in Basel. Unter seinen Schriften wird sein „Versuch über die Verdienste Lambert's in den mathematischen und physischen Wissenschaften" geschätzt. H. gehört zu den Männern, welche gleich wie Gauß die Ausgleichungsmethode der Beobachtungen nach dem kleinsten Werthe der Summe der Fehlerquadrate als richtig erkannten. Während aber Legendre ihnen durch frühere Veröffentlichung zuvorkam, verstand nur Gauß durch bedeutende Nachleistungen auf dem gleichen Gebiete den Namen der Methode der kleinsten Quadrate mit dem seinigen fest zu verbinden.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1829, S. 797—804. Rud. Wolf, Schweizer Biographien, I. (das. auch Nachricht über den Vater Joh. Jak. H.). Cantor.

Huber: Ferdinand H., bekannt durch seine volksthümlich gehaltenen Schweizerlieder, war geb. am 31. October 1791 in St. Gallen (die biographischen Notizen rühren von den beiden noch lebenden Töchtern Huber's her). Seine musikalisch technische Ausbildung erhielt er vom Stadtmusikus Nanz in Stuttgart; hierauf trat er in das dortige Orchester der Hofcapelle ein. 1816 bis 26 war er Musiklehrer und Director des Orchesters am Fellenberg'schen Institut in Hofwyl bei Bern. Von dort in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wirkte er anfänglich als Gesanglehrer, später als Capellmeister beim Militär, Organist an der französischen Kirche, Professor an der Kantonschule und Dirigent verschiedener Musikgesellschaften. Im 72. Jahre machte ein Herzschlag seinem Leben ein rasches Ende; er starb den 9. Jan. 1863. Seine Herzensgüte, sein unverwüstlicher Humor, sein stets bereiter harmloser Witz sicherten ihm die Liebe von Alt und Jung. Der größte Theil seiner berühmt gewordenen Schweizerlieder — es erschienen drei Sammlungen, theils für 1 Stimme, theils für 4 und 5 Stimmen, die letzte Sammlung ist Mendelssohn gewidmet — entstanden während seines Aufenthaltes in Hofwyl und in der ersten Zeit seines Wirkens in St. Gallen. Rob. Eitner.

Huber: Franz Xaver H., Forstmann, geb. am 13. April 1769 zu Hamer bei Siegsdorf, unweit Traunstein, † am 16. October 1842 zu Reichenhall. Seine äußeren Lebensumstände sind nach aktenmäßigen Erhebungen folgende: 1799—1800 (also in dem schon sehr vorgeschrittenen Alter von 30 Jahren) besuchte er die kurfürstliche Cameralforstschule zu München, wurde 1801 baierischer Trigonometer und erhielt seine erste Anstellung im Forstdienste am 15. März 1802 als Salinenwaldmeister (und Kufwerksverwalter) zu Traunstein. Am 1. Juli 1803 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Reichenhall versetzt und durch Rescript vom 23. März 1804 zum Forsttaxator für die Traunsteiner nud Reichenhaller Salinenwaldungen mit dem Wohnsitz in Ruhgolding ernannt. Die betreffenden Taxationsgeschäfte blieben ihm auch, als am 28. April 1808 seine Beförderung zum Salinen-Forstinspector mit dem Sitz in Traunstein erfolgte, übertragen. 1813 wurde sein Wohnsitz nach Reichenhall verlegt, woselbst er — mit einer kurzen Unterbrechung — bis an sein Lebensende wirkte. Ein den Ort Reichenhall in Asche legender Brand (1835) nöthigte ihn nämlich, sein Büreau auf einige Zeit (bis 1837) nach St. Zeno zu verlegen. Sein Wirkungskreis hatte sich namentlich seit 1818 durch Vereinigung

der Forstinspectionsbezirke Rosenheim und Reichenhall sehr bedeutend vergrößert. Huber's Thätigkeit gehört vorzugsweise dem forstmathematischen Gebiete an. Nachdem er die ihm 1804 zugetheilten Taxationsgeschäfte nach der vom Oberforstassessor Neebauer hierfür aufgestellten Instruction in Angriff genommen hatte, fühlte er bald — wie er selbst schreibt — daß die Ausführung dieses Geschäftes nach dieser Instruktion im Großen äußerst schwierig und daß vorzüglich die Forstbuchhaltung wegen zu großer Subtilität für das Fassungsvermögen des Personales im Allgemeinen zu schwer sei. Auf Grund einer an ihn ergangenen Aufforderung sah er sich daher veranlaßt, der Generalsalinen-Administration am 8. Mai 1810 eine Zusammenstellung seiner Ansichten und Vorschläge auf forsttaxatorischem Gebiete zu überreichen, welche seit 1812 nicht nur für die speciell seiner Leitung unterstellten Waldungen in Kraft traten, sondern auch bezüglich anderer Forstinspectionen als Taxationsvorschriften zur Norm erhoben wurden und sich längere Zeit als solche erhielten. Sein Forsttaxationsverfahren war im Wesentlichen eine Zuwachsmethode und zwar auf den Durchschnittszuwachs basirt. Er vertheilte die einzelnen Bestände einer Betriebsclasse je nach ihren concreten Bestandesaltern auf Altersclassenperioden (30jährige im Hochwald), untersuchte eine Reihe von Beständen mittlerer Bonität in jeder Altersclasse auf ihren jetzigen Vorrath und Durchschnittszuwachs, berechnete hieraus für jede einzelne Altersclasse den mittleren Durchschnittszuwachs und fand so durch geeignete Summirung (der Durchschnittszuwachsgrößen aller einzelnen Bestände) den Hiebssatz. Näheres über diese Methode s. in der „Forstabschätzung“ von Hundeshagen, II. S. 230, und in Behlen's „Zeitschrift für Bayern“, Jahrg. 1824, 25 u. 26 (Bernhardt, Gesch. des Waldeigenthums ꝛc., 2. Bd., S. 357 u. 358). — Im Bereich der Holzmeßkunst erwarb er sich 1825 durch Hinweis auf die Baumkubirung nach der einfachen Formel γ. h. (in welcher γ die faktische Mittenquerfläche und h die Länge eines Baumschaftes, bez. Schafttheiles bedeutet), sowie durch Erfindung einer Methode zur Aufstellung von Holzertragstafeln Verdienste. Die letztere, unter dem Namen: altbayerische bekannt, bezweckte — bei Unterstellung eines constanten Verhältnisses zwischen den unteren Stammdurchmessern und den Kronenräumen der Einzelnstämme — aus einem älteren normalen Bestand seinen Gehalt an Stämmezahl und Holzmasse in allen früheren Altersstufen herzuleiten, mithin die Zuwachsuntersuchung für jede Holzart und Bonität auf eine einzige zu beschränken. Das Verfahren hat zwar — wegen der Unsicherheit seiner Voraussetzung — nur eine kurze Zeit locale Bedeutung erlangen können (seit 1819 in Baiern); immerhin ist aber dessen Grundlage eine höchst originelle und von dem mathematischen Scharfsinn ihres Autors Zeugniß gebende (s. Karl Heyer's Waldertragsregelung, 2. Aufl. 1862, S. 154). Seine Schriften sind: „Hülfstafeln für Bedienstete des Forst- und Baufaches ꝛc. zur leichten und schnellen Bestimmung und Berechnung des Massengehaltes roher Holzstämme“ ꝛc. (1828; verbessert, ergänzt und mit Zugaben versehen 1839) und „Beschreibung des Huber-Reichenbach'schen Winkel-Meß-Instruments, nebst Anweisung zur Manipulation desselben bei dem Horizontal- und Vertikal-Winkelmessen“ (1834). Diese Beschreibung ist auch in Behlen's Zeitschr. für Forst- und Jagdwesen, V. 4. S. 65—94, abgedruckt. Außerdem lieferte er viele Abhandlungen forstmathematischen Inhalts in die genannte Zeitschrift, in die Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, die Allgemeine österreichische Zeitschrift ꝛc. Seine Tafeln sind nach der früher erwähnten und nach ihm benannten Formel berechnet, welche noch heutzutage als die einfachste und sicherste Schaftkubirungsmethode gilt. Huber's verdienstliche Bestrebungen fanden schon zu seinen Lebzeiten durch Aufnahme desselben in verschiedene gelehrte Gesellschaften (z. B. 1828 in die Societät für Forst- und Jagdkunde zu

Dreißigacker &c.) und Verleihung von Ehrenzeichen (goldene Civilverdienstmedaille) äußere Anerkennung.

v. Wedekind, N. J. d. F., 21. Heft, Anlage F zu S. 81. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, 4. Bd. 1868, S. 50, Nr. 2303a; S. 59, Nr. 2347 und S. 81, Nr. 2468. Privatmittheilung. Heß.

Huber: Fridolin H., geb. zu Hochsaal in der damals österreich. Grafschaft Hauenstein am 21. October 1763 von armen Eltern, studirte nach eigener Erzählung unter wunderbaren Entbehrungen, indem er einmal 6 Monate sein Nachtquartier in einem hohlen Baume oder einer Scheune und nur Brod zur Nahrung hatte, wurde 1789 Priester zu Constanz, 1793 Dr. theol. in Freiburg, 1796 Verweser und 1799 Pfarrer zu Deißlingen, unter Beibehaltung der Pfarrei 1827 und 28 Seminarregens in Rottenburg, bei der Feier seines Priesterjubiläums 1839 zum Kirchenrath ernannt.

H. gehört zu den aufgeklärten Theologen, deren kirchliche Richtung in Hontheim und Wessenberg, für den er in die Schranken trat, verkörpert ist, deren Stellung zum Staate in den Sätzen van Espen's und Febronius' ihren Ausdruck findet. Schriften: „Ueber die christ-katholische Bußanstalt". Eine gekrönte Abhandlung, 1807; „Wessenberg und das päpstliche Breve", Tübingen 1817; „Antwort an den anonymen Beurtheiler der Schrift: Wessenberg und das päpstliche Breve", das. 1819 (der Anonymus ist der Jesuit Doller); „Vollständige Beleuchtung der Denkschr. über das Verfahren des röm. Hofes bei der Ernennung des Gen. Vic. Freih. v. Wessenberg zum Nachfolger im Bisthum Constanz" &c., Rotweil 1819; „Antwort auf die anonyme Schrift: Prüfung der Prüf. der 3 aus dem Quirinal erlass. Reden gegen den Bisthumsverweser Freih. v. Wessenberg" in Krit. Journ. 1820, H. 2, S. 155 ff. (Rotweil); „Das Gutachten der theol. Fakultät zu Landshut mit Anmerk. her.", das. 1818 (das von Schneider redigirte, von Zimmer, Sailer, Mall und Rader unterzeichnete Gutachten für den Cölibat, dem H. beipflichtet).

Felder, Gel.-Lex., I. 329 ff., III. 502. Pflanz in Freimüthige Blätter, Bd. II. Longner, Beitr. z. Gesch. d. oberrhein. Kirchenprov., S. 242 ff., der Auszüge aus einigen Schriften gibt. v. Schulte.

Huber: Joh. Rudolph H., geb. 1668 als Sohn eines Wirths zu Basel, erlernte die Malerei bei Kaspar Meyer daselbst und nach dessen Tod bei Joseph Werner in Bern. In seinem 19. Jahre reiste er nach Italien, wo er 6 Jahre dem Studium seiner Kunst oblag. Venedig fesselte ihn am längsten; auch gelang es ihm, sich die coloristischen Vorzüge jener Schule in ziemlichem Grad anzueignen. In Rom besuchte er die Akademie des Carlo Maratta. Mit so gründlicher Fachkenntniß ausgerüstet, kehrte er 1693 in seine Vaterstadt zurück. Ein großes Bild, die Familie des Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach darstellend, machte den Künstler in fürstlichen Kreisen bekannt, und verschaffte ihm 1696 die Ernennung zum Hofmaler des Herzogs von Württemberg. Jedoch legte er diese Stelle nach vierjähriger rastloser Arbeit, von welcher zahlreiche Deckenbilder und Oelgemälde historischen und allegorischen Inhalts zeugen, wieder nieder und kehrte nach Basel zurück, wo er von dem ihm sehr gewogenen Markgrafen mit der Aufsicht über den Bau seines dortigen Palastes und über den oberen Theil der Markgrafschaft, mit guter Jahresbesoldung, betraut wurde. Nebenbei verbreitete sich sein Ruf als Porträtmaler so sehr, daß er den zahlreichen Aufträgen, die ihn bald hierhin, bald dorthin, namentlich an süddeutsche Höfe, riefen, kaum mehr genügen konnte und sich aufs Schnellmalen verlegte, worin er eine seltene Virtuosität erlangte. Unter den 5000 Bildnissen, die er gemalt haben soll, befanden sich viele von regierenden Fürsten und anderen Personen der höchsten Stände. Selbst Joseph I., damals noch römischer König, ließ sich

in Heidelberg von ihm malen. — Von 1704—36 bewohnte er Bern, dann aber kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück und wurde noch in seinem 72. Jahre in deren Rath gewählt. Er starb 80jährig im Februar 1748. Mehrere der besten Kupferstecher seiner Zeit, wie B. Audran, Cl. Drevot, Houbraken, G. F. Schmidt ꝛc., haben nach ihm gestochen. His.

Huber: Johann Jacob H., Arzt, ist den 11. September 1707 in Basel geboren. Im Alter von 19 Jahren bezog er die Universität in seiner Vaterstadt, um sich dem Studium der Medicin zu widmen; 1730 ging er nach Bern zu Haller, der sich des eifrigen jungen Mannes in der freundlichsten Weise annahm, und ein Jahr darauf nach Straßburg, wo er sich vorzugsweise mit dem Studium der Anatomie und Geburtshülfe beschäftigte. Nach Hause zurückgekehrt, wurde H. im J. 1733 promovirt, 1734 als Mitglied in das Collegium medicum der Facultät aufgenommen und 1736 zum Leibarzte des Fürsten von Baden-Durlach ernannt. Im J. 1738 erhielt er, auf Haller's Veranlassung, einen Ruf als Profector an dem anatomischen Theater nach Göttingen und ein Jahr darauf die Beförderung zum Prof. extraord., nachdem er zuvor eine botanische Reise durch die Schweiz gemacht, deren Resultate er seinem Lehrer und Gönner behufs Bearbeitung der Schweizer Flora zur Disposition gestellt hatte. — Auf weitere Empfehlung Haller's wurde H. im J. 1742 als Professor der Anatomie und Chirurgie an das Lyceum nach Cassel berufen, zum Hofrathe und zum Leibarzt des Kurfürsten von Hessen ernannt und in dieser Stellung ist er bis zu seinem am 6. Juli 1778 erfolgten Tode geblieben. — Mit seiner wissenschaftlichen Thätigkeit hat sich H. vorzugsweise auf dem Gebiete der Anatomie bewegt, um deren Bearbeitung er sich durch gründliche Untersuchungen wohl verdient gemacht hat; die Resultate derselben hat er theils in zahlreichen akademischen Gelegenheitsschriften, theils in den Akten der Leopoldinischen Akademie, in den Actis Helveticis und in den Philosophical Transactions niedergelegt. Ein vollständiges Verzeichniß dieser Schriften findet sich im Dict. histor. de la médecine III. p. 245.

Ueber sein Leben vgl. Börner, Nachrichten von den Lebensumständen u. Schriften berühmter Aerzte, I. S. 593. A. Hirsch.

Huber: Johann Ludwig H. wurde am 21. (nicht am 4.) März 1723 zu Großheppach in Württemberg geboren. Sein Vater, Pfarrer daselbst, führte ihn frühzeitig in die classischen Sprachen ein, machte ihn mit den Anfangsgründen der Wissenschaften bekannt und wußte zugleich den Sinn für Poesie in ihm zu wecken und zu läutern. Ursprünglich zur Theologie bestimmt, besuchte H. 3½ Jahre lang die niederen Seminare zu Denkendorf und Maulbronn, trat in das theologische Stift in Tübingen ein und erlangte die Magisterwürde. Einige Zeit darauf ging er zum Studium der Jurisprudenz über, während er seine Mußezeit der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften widmete und sich zugleich mit eigenen poetischen Versuchen befaßte. Nach Ablauf der akademischen Jahre und Erlangung des Licentiatengrades (1749) wurde er Advocat des Hofgerichts in Stuttgart. In dieser Eigenschaft vermochte er jedoch keine besonderen Erfolge zu erzielen, indeß seine im J. 1751 erschienenen Gedichte insofern Epoche machten, als sie zu den frühesten Erzeugnissen der damals neu erwachenden deutschen Litteratur im Schwabenlande gehörten. Zufolge der Verwendung seines Schwiegervaters, des Regierungsraths Weinmann, erlangte H. im J. 1751 den Eintritt in den Staatsdienst. Er verwaltete die Vogtei Nagold 1751—56, die Vogtei Lustnau, mit welcher die Pflege des Klosters Bebenhausen verbunden war, 1756—62 und erhielt alsdann die Oberamtei Tübingen mit dem Charakter eines Regierungsraths. In allen diesen Stellungen erwarb er sich durch seine gewissenhafte, unermüdliche und humane Wirksamkeit die Liebe

und Verehrung seiner Untergebenen. Auch den Befehlen seiner Vorgesetzten hatte er sich lange Zeit — mehr, als er selbst später es billigte — fügsam erwiesen, bis schließlich die finanziellen Forderungen Karl Eugens seinen entschiedenen Widerstand hervorriefen. Da der Herzog im J. 1763 weder von dem engeren Ausschusse, noch von dem allgemeinen Landtage die Bewilligung eines beträchtlich erhöhten Militärbeitrags hatte erlangen können, so versuchte er im Frühjahr 1764 das nach dem Entwurf des Hofraths Gegel ausgearbeitete Project einer Vermögenssteuer mit Umgehung der herkömmlichen Formen durchzusetzen. Die Oberamtleute erhielten die Weisung, die einzelnen Amtsversammlungen zur Annahme der Steuer zu bewegen, ohne daß die Magistrate, welche ihre Abgeordneten für diese Versammlungen zu bevollmächtigen hatten, vorher die geringste Mittheilung erhalten sollten. Zugleich erfolgte die Drohung, daß Beamte, welche die gewünschte Zustimmung nicht erwirkten, ihre Entlassung zu gewärtigen, widerstrebende Deputirte aber sich persönlich vor dem Herzog zu verantworten hätten. Wahrscheinlich würde dieses auf Ueberrumpelung und Einschüchterung berechnete Verfahren erfolgreich gewesen sein, wenn nicht H. entschlossen für die Erhaltung des überlieferten Rechts eingetreten wäre. Freimüthig sprach er Montmartin gegenüber seine Bedenken über das Gesetzwidrige des gestellten Ansinnens aus. Auch durch die Zorn- und Schmähworte des mächtigen Ministers nicht außer Fassung gebracht, betheuerte er nur, „seine Pflicht thun zu wollen als ein redlicher Beamter“. Demgemäß legte er der Amtsversammlung zu Tübingen den herzoglichen Antrag vor, verhehlte nicht, daß die Verweigerung ihm sein Amt kosten würde, bat indeß inständigst, auf sein Glück und Unglück nicht die geringste Rücksicht zu nehmen, sondern nur die Beobachtung der Pflicht im Auge zu haben. So kam es, daß die Vorlage mit Stimmenmehrheit verworfen ward. Die Wirkungen der charaktervollen Haltung Huber's aber äußerten sich weit über die Grenzen des Tübinger Amtsbezirks hinaus. Dem gegebenen Beispiel folgten mehrere andere Aemter; und selbst da, wo man bereits zugestimmt hatte, wurde die Bewilligung wieder zurückgenommen. Das ganze Project, auf welches Karl Eugen und sein Minister so große Hoffnungen gebaut hatten, war gescheitert. Die Ungnade des Gebieters mußte demgemäß vorzugsweise auf H. fallen, während die Landschaft demselben Zeichen ihrer Anerkennung gab und die juristische Facultät ihn durch Verleihung eines Doctordiploms ehrte (am 27. Mai 1764). Nachdem H. ferner erklärt hatte, die Steuern für die Bedürfnisse des Militärs auch nach einem früheren Anschlag (die sog. Monatssteuern) von seinen bereits bis zur völligen Entkräftung ausgesogenen Untergebenen nicht beitreiben zu können: da verfügte der Herzog (im Juni 1764) die militärische Execution über Tübingen, sowie die Verhaftung des Oberamtmanns und dreier angesehener Bürger. H. wurde, ohne daß ein Verhör oder eine förmliche Verurtheilung stattgefunden hätte, nach dem Hohenasperg gebracht. Seine Gefangenschaft wurde durch Härten und Entbehrungen der verschiedensten Art verschärft. Dennoch ertrug er dieselbe 6 Monate lang mit Standhaftigkeit, getröstet durch das Bewußtsein, um des Landes willen zu dulden und zugleich durch die Befähigung, seinen frohen und schmerzlichen Gefühlen in der einsamen Festungshaft dichterischen Ausdruck zu geben. Um Weihnachten 1764 wurde ihm auf Verwendung des kaiserlichen Gesandten die Freiheit angekündigt. Seine Heimkehr gab zu mannichfachen Freudenbezeugungen Anlaß, an welchen sich die Stadt und das Amt, die Landschaft und die Universität betheiligten. — Da der Herzog inzwischen einen anderen Oberamtmann in Tübingen eingesetzt hatte, lebte H. fortan daselbst als Privatmann in anspruchsloser Zurückgezogenheit, seine Kenntnisse und Erfahrungen durch juristische Ausarbeitungen, Rathsertheilungen ꝛc. verwerthend, zugleich noch stets der Poesie als seiner Lieblings-

beschäftigung zugethan, ein Vorbild der talentvollen Jugend Württembergs, die in ihm gleichmäßig den uneigennützigen Patrioten, wie den Förderer der litterarischen Blüthe des Heimathlandes verehrte. — Einen besonderen Schmuck des Lebens bildeten für H. seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Regierungspräsidenten von Gemmingen (Bd. VIII S. 557), mit dem er seit der akademischen Jugendzeit innig vertraut und durch gleiche poetische Neigungen und politische Gesinnungen dauernd verbunden war. Ihm zu Liebe siedelte H. im J. 1788 nach Stuttgart über, nahm an seinen Geschäften ebenso wie an seinen Erholungen Antheil, um schließlich dem vor ihm Dahingeschiedenen ein litterarisches Denkmal voll Pietät und Verehrung zu widmen. — In seinen letzten Jahren beschäftigte sich H. mit der Ausarbeitung seiner Selbstbiographie. Es ergibt sich aus derselben, daß er im Ausgang des vorigen Jahrhunderts zu denjenigen gehörte, welche zwischen den begeisterten Anhängern der Revolution und ihren Widersachern eine Mittelstellung einnahmen, und daß er bereits im J. 1795 angesichts eines befürchteten französischen Angriffs die Lossagung Württembergs von der kaiserlichen Politik befürwortete. — Obwol H. gelegentlich seine hohe Bewunderung für Preußen und Friedrich den Großen ausgesprochen hat, so ging doch sein politischer Gesichtskreis nicht über das Interesse des württembergischen Landes hinaus. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er, ähnlich wie Joh. Jak. Moser, durch sein charaktervolles Verhalten während der heimischen Verfassungsconflicte zunächst innerhalb jener Grenzen, und dadurch mittelbar auch in weiteren Kreisen — den Sinn für Recht und Gesetz gekräftigt hat. Unter seinen Gedichten sind die auf dem Hohenasperg verfaßten, welche seine politische Gesinnungstreue und seine fromme Ergebung spiegeln, bei weitem die schwungvollsten und anziehendsten. Den meisten übrigen Erzeugnissen seiner Muse fehlte es an tieferem Gehalt und Originalität, und die moralische und politische Tendenz tritt in denselben allzu aufdringlich hervor; wie er denn „Gemeinnützlichkeit“ als den Endzweck aller seiner poetischen und unpoetischen Arbeiten betrachtete und bereits in seiner ersten Gedichtsammlung es als Aufgabe der Poesie bezeichnete, die nicht alle Laster treffende Justiz zu ergänzen und auch den Herrschern ihre Pflichten vorzuhalten. Immerhin sind diese nüchternen und unvollkommenen Versuche — ebenso wie die verwandten Bestrebungen des von H. angeregten jüngeren Dichters G. D. Hartmann (Bd. X S. 683) — als Vorläufer bekannter Tendenzen der Schiller'schen Poesie beachtenswerth. Die hauptsächlichen Publicationen Huber's sind: „Oden, Lieder und Erzählungen“, 1751; „Versuche mit Gott zu reden“, 1775 (zweite vermehrte Auflage, 1787); „Tamira“ (ein Melodrama), 1791; „Denkmal des Herzogl. Wirtemb. Präsidenten der Regierung Eberhard von Gemmingen“, 1793; „Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muse auf der Vestung“, 1798. H. starb am 30. Septbr. 1800 in Stuttgart.

Ad. Wohlwill.

Huber: Joh. Kaspar H., geb. 1752 zu Glattfelden, Kanton Zürich, als Sohn eines Fleischers, erlernte die Landschaftsmalerei bei Wüst in Zürich, fand dann während 4 Jahren Anstellung in der Tapetenfabrik von Nothnagel in Frankfurt a M., von wo er sich zu seiner weiteren künstlerischen Ausbildung nach Düsseldorf, und später nach Amsterdam begab. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Holland ließ er sich in Düsseldorf häuslich nieder, und wurde zu einem Mitglied der dortigen Kunstakademie erwählt. Er malte Küstenbilder, Seehäfen und Fischerdörfer, wozu er durch häufige Reisen an die holländische Küste sich stets neu inspirirte. Im J. 1789 in sein Vaterland zurückgekehrt, wandte er sich der schweizerischen Landschaft zu, in welcher er aber weniger glücklich war, da deren oft wilde Großartigkeit seinem Naturell nicht entsprach. Er starb 1827.

His.

Huber: Johannes H., geb. zu München am 18. Aug. 1830, arbeitete sich aus beschränkten Verhältnissen zur Freiheit des Geistes und der Lebensstellung empor. Zur Theologie bestimmt, absolvirte er dieselbe an der Universität seiner Vaterstadt, aber ohne die Weihen zu nehmen und habilitirte sich 1855 als Privatdocent der Philosophie. Zufolge seiner Rednergabe, wie seiner schriftstellerischen Leistungen, ward er 1859 zum Extraordinarius und 1864 zum Ordinarius befördert. Schon als Student hatte er mit Felix Dahn einen Broschürenstreit um die Lehre Prantls. Er dachte damals noch an eine specifisch katholische Wissenschaft; dann berührte auch ihn der frischere Hauch, der durch die von König Maximilian II. Berufenen an die Universität nach München kam. Zweierlei aber hielt er in allen seinen Arbeiten fest: die Rücksicht auf die geistige und leibliche Noth der großen Mehrzahl der Menschen und die Versöhnung der sittlich-religiösen Ideen des Evangeliums mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft und der geschichtlichen Kritik. In Bezug auf das erstere ist neben manchen Aufsätzen besonders seine Schrift: „Der Proletarier“ (1865) bemerkenswerth, in welcher er manche Berührungspunkte mit Lassalle hatte, aber einen großen Nachdruck auf die Verwirklichung der christlichen Idee der sich ergänzenden Gemeinschaft der Menschheit legte und Selbsthülfe der Arbeiter mit Staatshülfe verbunden wissen wollte. Auf dem Gebiet philosophischer Wissenschaft wählte er nach seinen Dissertationen über die Beweise vom Dasein Gottes bei Cartesius und über die Fassung des Gottesbegriffs bei Plato sich zunächst den Scotus Erigena zum Gegenstand einer umfassenden Darstellung. Er fühlte sich davon angezogen und verstand es zu entwickeln, wie dieser den Gedanken der Einheit alles Lebens mit der freien Individualität der Menschenseelen zu verbinden, den Ausgang aller Dinge von einem gemeinsamen Grunde und ihren Wiedereingang in denselben durch Erkenntniß und Liebe zu schildern weiß und das Göttliche nicht blos als Substanz oder als blinden Willen, sondern auch als Intelligenz oder Geist auffaßt. Immanenz und Transcendenz desselben suchte auch H. gleichmäßig festzuhalten. Als Einleitung in das Buch über Erigena (1861) hatte er bereits in dem J. 1859 die „Philosophie der Kirchenväter“ erscheinen lassen, in welcher er nachwies, wie dieselben auf mannichfaltige und eigenthümliche Weise die Bibel mit den Gedanken der alten Philosophen, wie mit ihren eigenen in Einklang zu bringen trachteten, ohne an jene Formeln gebunden zu sein, welche die Kirche zum Theil aus ihren Werken als alleinseligmachende Dogmen hinstellte. Dafür kam das Buch auf den Index. H. verschmähte es, sich zu unterwerfen und war von da an ein rastlos wirksamer Gegner der Römlinge und des Jesuitismus, dessen Wesen und Treiben nach Licht und Schattenseiten er 1873 in einem größeren Werke, „Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte“, ausführlich schilderte. Sein agitatorischer Eifer, der sich in einzelnen Broschüren, wie namentlich in Artikeln der Augsburger Allgemeinen Zeitung, bekundete, wandte sich vornehmlich auch gegen die päpstliche Unfehlbarkeit, von deren Dogmatisirung durch ein Concil er eine nicht minder große Schädigung des religiösen Lebens befürchtete, wie von dem um sich greifenden Materialismus. Er trat in Verbindung mit Döllinger und hatte Antheil an der Veröffentlichung des Janus (1869), wie an den berühmten Concilsbriefen von Quirinus (1870) und war ein ebenso beredter, als unermüdlicher Führer in der altkatholischen Bewegung, von der er hoffte, daß sie zu einer neuen, tieferen und freieren Fassung der christlichen Lehre führen werde. Wenn ihm hier manch schmerzliche Enttäuschung ward, so sah er seine patriotischen Jugendwünsche durch die Gründung des einigen Deutschen Reiches erfüllt, wovon namentlich seine Schrift über das Verhältniß der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung (1871) Zeugniß gibt. Die Probleme von der Freiheit

des Willens und von der Unsterblichkeit der Seele hatte er früher schon in einzelnen Abhandlungen bearbeitet. Dann war es der Gedanke einer aufsteigenden Entwickelung des Lebens in der Natur, den er in seinem Buch über den Darwinismus festzuhalten strebte, um gerade von da aus auf einen idealen Weltplan hinzuweisen. Wie dem Ultramontanismus, so trat er gleichzeitig den antichristlichen Schriften von Strauß und Hartmann in geistvollen Broschüren entgegen, hier wie dort das ursprünglich wahre und berechtigte anerkennend, aber es auf seine Weise entwickelnd. Auf psychologisches Gebiet führten die Abhandlungen über den Pessimismus und über das Gedächtniß. Nachdem er auf diese Weise eine Reihe wissenschaftlicher Zeitfragen in einer Reihe kleinerer Schriften behandelt und frühere Aufsätze in mehreren Bänden gesammelt hatte, wollte er an die systematische Zusammenfassung und Darstellung seines ganzen Gedankenkreises Hand anlegen, als ein vieljähriges Leiden am 19. März 1879 sein edles Herz brach. In seiner letzten Arbeit über moderne Magie suchte er sich mit den Spiritisten auseinanderzusetzen. Sie erschien in der Zeitschrift „Nord und Süd", Juni 1879, wo auch sein Bildniß mit einer eingehenden Würdigung seiner Thätigkeit vom Unterzeichneten begleitet ist. M. Carriere.

Huber: Ludwig Ferdinand H., bekannt als politischer und belletristischer Schriftsteller und als Freund Schiller's, ist ein Sohn von Michael H. (s. u.), und am 19. April 1764 in Paris geboren. Obwol er schon in seinem zweiten Lebensjahr mit seinen Eltern nach Leipzig versetzt wurde, so blieb seine Erziehung doch eine vorherrschend französische. Der Vater sah in Frankreich seine geistige Heimath und konnte sich keine andere Bildung denken, als die damalige französische; der Pariser Mutter wollte der Aufenthalt in Deutschland wenig behagen, und sie suchte den einzigen ihr verbliebenen Sohn von allem Verkehr mit deutschen Altersgenossen und von Allem, was ihn mit deutschen Zuständen befreunden könne, fern zu halten. Seine Knabenzeit scheint dadurch und, weil er kränklich war, ziemlich freudlos verflossen zu sein und seine Körperkraft blieb immer wenig entwickelt. Sein Geist hatte dagegen etwas frühreifes, und schon im Knabenalter war er in der schönen Litteratur und namentlich in der französischen zu Hause. In seinem 15. Jahre unternahm er es bereits, größere poetische Werke aus dem Französischen ins Deutsche zu übersetzen.

Frühe regte sich aber auch seinen Eltern gegenüber ein großer Unabhängigkeitssinn. Als er durch Umgang mit jungen Engländern in deren Sprache und Litteratur eingeweiht war, begeisterte er sich bald für das ältere englische Theater, namentlich für Shakespeare, zum nicht geringen Kummer seines von ausschließlicher Verehrung für die französischen Classiker erfüllten Vaters. Noch ehe er 20 Jahre alt war, erschien von ihm eine Uebersetzung von Beaumont und Fletcher, „Der König kein König", und es gelang ihm, sie auch in Leipzig und Dresden auf die Bühne zu bringen, wo sie freilich kein Glück machte. Auch die junge deutsche Litteratur, namentlich Schiller's Erstlingsdramen, übten eine mächtige Anziehungskraft auf ihn aus.

Während er verschiedene Studien an der Leipziger Universität betrieb, hatte er sich dem 8 Jahre älteren damaligen Privatdocenten Christian Gottfried Körner enge angeschlossen; dies Verhältniß wurde zu einer warmen Freundschaft, seitdem H. zu Dora Stock, Tochter des Kupferstechers Stock und Schwester von Körner's Braut, in ein Liebesverhältniß getreten war. In fröhlicher Begeisterung schrieben Körner, H. und die beiden Schwestern Stock im Juni 1784 den Huldigungsbrief an Schiller, der diesen bestimmte, seine Verhältnisse in Mannheim zu lösen und im Frühjahr 1785 nach Leipzig überzusiedeln. Da Körner damals schon als Consistorialrath in Dresden weilte, so war Schiller während seines fünfmonatlichen Aufenthalts in Leipzig hauptsächlich auf H. angewiesen,

zu dem er auch in ein herzlich freundschaftliches Verhältniß gelangte, bei welchem jedoch der um fünf Jahre jüngere H. der mehr empfangende, als gewährende Theil gewesen sein dürfte. Als Schiller im Herbst nach Dresden zog und H. ihm bald dahin folgen konnte, theilten sie dort längere Zeit Wohnung und Wirthschaft.

H. sollte sich dort in Staatsgeschäfte einarbeiten, nachdem ein Gönner seines Vaters, Graf Redern, ihn in seinem Ministerium des Aeußern zu verwenden versprochen hatte. Doch sein Interesse für Litteratur und schöne Künste war mächtiger, und in dem fesselnden Verkehr mit Schiller und gleichgestimmten Freunden versäumte er es, die für seine Carrière wichtigen geselligen Beziehungen zu pflegen und der vornehmen Welt Dresdens die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Erst im Frühjahr 1788 fand er eine Anstellung, indem man ihn als Secretär des kursächsischen Gesandten nach Mainz schickte. Dort blieb er und zwar seit dem 1790 erfolgten Rücktritt des Gesandten als selbständiger Geschäftsträger, bis die heranrückende französische Revolutionsarmee im October 1792 den Mainzer Hof auseinander trieb.

Seine schon frühe hervortretende Neigung zur Poesie hatte in dem engen Verkehr mit Schiller und Körner Nahrung gefunden und er hielt sich zur dichterischen Production berufen. Ein Trauerspiel, „Das heimliche Gericht", von welchem Schiller den ersten Act in seiner Thalia 1788 abdrucken ließ, hat ihn Jahre lang beschäftigt, und der Briefwechsel zwischen Schiller und Körner ist Zeuge davon, mit welcher Gründlichkeit zwischen ihm und seinen Freunden über alle Einzelheiten des oft geänderten Planes verhandelt wurde, bis es 1790 bei Göschen in Leipzig erschien. Aber er war mehr Aesthetiker und Theoretiker, als schaffender Dichter, und es ist ihm nicht gelungen, seinen Personen, die Träger aller möglichen Ideen und Abstractionen sein sollen, wirkliches Leben einzuhauchen. Das Stück hat zwar, weil es einen damals populären Stoff behandelte und vom Schiller'schen Geist wenigstens angehaucht war, seiner Zeit einiges Aufsehen gemacht, so daß es 1795 in zweiter Auflage erschien; es ist aber jetzt längst veraltet. Nicht glücklicher war er mit einem zweiten dramatischen Versuch, „Juliane", der in Mainz entstand.

Dort erlahmte aber mit der Zeit sein dichterisches Bemühen, und das Heraustreten aus dem Dresdener Freundeskreise in eine ihm fremde und wenig sympathische Welt und die Trennung von denen, welche seither bestimmend und fördernd auf seine Entwickelung eingewirkt hatten, scheint nicht ohne schwere innere Krise vorgegangen zu sein. Mit der Lust an poetischer Arbeit erlosch eine Zeit lang alle Freude an geistiger Thätigkeit, und die ihm durch sein Amt auferlegten Pflichten und Rücksichten erschienen ihm als eine lästige und unwürdige Bürde. Das Verhältniß zu Schiller und Körner wurde allmählich kühler, und es trat gänzliche Entfremdung ein, seitdem er seine Verlobung mit Dora Stock gelöst hatte.

Es war das Verdienst von Georg Forster, daß er der Unthätigkeit entrissen und zu neuer Arbeit angeregt wurde. Forster gewann Interesse an ihm und erkannte die Gefahr, in welcher er schwebte. Er wußte ihn zu bestimmen, sich in geographischen und historischen Studien zu vertiefen und den Umfang seines Wissens zu erweitern, wie es denn auch zu gemeinschaftlichen litterarischen Unternehmungen kam. So entstanden Uebersetzungen von Düpaty, Reise in Italien und von Lediard, Tagebuch einer Reise im Innern von Afrika. Die Uebersetzung von Duclos, Mémoires du siècle de Louis XV. führte H. tiefer in die französische Geschichte ein, und ihr widmete er fortan sein hauptsächlichstes Interesse. Daraus entstanden verschiedene größere Aufsätze, wie: „Ueber Revolutionen, vorzüglich in Frankreich, im Anschluß an die Memoiren des Cardinal von Retz"

(im Neuen deutschen Museum, December 1790), „Armand Jean du Plessis, Kardinal von Richelieu, ein historisches Porträt“ (in Schiller's Historischem Kalender für 1792), „Maximilian, Herzog von Baiern“ (daselbst) u. a.

Diese Arbeiten steigerten das Interesse, welches er an den damaligen Vorgängen in Frankreich nahm, und welches durch den täglichen Verkehr mit den Mainz überfüllenden französischen Flüchtlingen immer neue Nahrung erhielt. Der Zusammenhang der Revolution mit den gesellschaftlichen und sittlichen Zuständen Frankreichs war fortan der hauptsächlichste Gegenstand seiner Studien. Er stand zwar von vorne herein mit seinem Herzen auf Seiten der Neuerer, er bewahrte sich aber dabei so viel Unbefangenheit und Billigkeit, daß er auch die Verirrungen derselben zu erkennen und die Stellung der Gegner der Revolution zu verstehen vermochte. Er ließ sich deshalb auch nicht, wie Forster, persönlich in das Getreibe der Mainzer Republikaner verflechten, sondern blieb, wie es seine diplomatische Stellung forderte, daran ganz unbetheiligt, und als im October 1792 der Mainzer Hof vor den heranrückenden Franzosen flüchtete, begab er sich, wie die übrigen dort beglaubigten Gesandten, nach Frankfurt. Daß er sich dann freilich durch seine Sorge um das Schicksal von Forster's Familie bestimmen ließ, noch ein Mal in das schon von den Franzosen besetzte Mainz zurückzukehren, schadete seiner amtlichen Stellung, und je mehr sich die öffentliche Meinung in Deutschland über Forster's Haltung empörte, um so mehr hatte auch H., dessen nahe Freundschaft zu Forster bekannt genug war, Mißtrauen zu fürchten. Er fand sich veranlaßt, zu seiner Rechtfertigung dem Dresdener Hofe sein Verhalten freimüthig darzulegen, und es scheint, als ob es ihm auch gelungen sei, jeden Verdacht illoyaler Haltung beseitigt zu haben, so daß er im Dienste hätte verbleiben können, wenn er nicht selbst zu dem Entschlusse gekommen wäre, seine Entlassung zu fordern.

Der Grund hierzu lag in seinem Verhältniß zu Therese Forster, der er an Stelle ihres von den Wogen der Revolution fortgerissenen Gatten Schutz und Unterhalt gewähren zu müssen glaubte. Um dem genügen zu können, wollte er an einem Orte mit ihr wohnen, und der Ertrag seiner Feder sollte die nöthigen Mittel schaffen. Nachdem er im April und Mai 1793 in Dresden und Leipzig geweilt und seine Entlassung persönlich betrieben hatte, begab er sich nach Neuenburg in der Schweiz, wo er sich nach dem im Januar 1794 erfolgten Tode Forster's mit dessen Wittwe verheirathete (vergl. die Biographie von Therese Huber).

Die litterarische Thätigkeit, der er fortan seine ganze Kraft widmete, betraf ebensowol historische und politische Fragen, wie die Kritik der neueren Erscheinungen auf dem Gebiet der Belletristik. Die 1793 erschienenen „Vermischten Schriften von dem Verfasser des heimlichen Gerichts“, 2 Thle., Berlin, Vossische Buchhandlung, bringen eine Reihe solcher Aufsätze, die schon im Neuen deutschen Museum, in der Thalia, in Schiller's historischem Kalender und in dessen Geschichte der Verschwörungen, sowie in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung erschienen waren. Ein Sammelwerk, „Friedens-Präliminarien, herausgegeben von dem Verfasser des heimlichen Gerichts“, welches in 10 Bänden 1794—96 in Berlin erschien und an der Hand der Geschichte eine Versöhnung zwischen den großen Gegensätzen der Zeit anbahnen sollte, enthielt in reicher Abwechselung Betrachtungen über das Wesen der französischen Revolution und über den Zusammenhang derselben mit den sittlichen und religiösen Zuständen des Landes und mit früheren Vorkommnissen, ferner Urkunden, Berichte, Briefe und Anekdoten, welche die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in Frankreich veranschaulichen sollten. Beim Eingehen der Friedenspräliminarien mit Beginn des J. 1799 übernahm er die Redaction der seit 1794 in Leipzig er-

scheinenden Klio, die fortan den Titel führte: „Neue Klio, eine Monatschrift für die französische Zeitgeschichte“, und Ludwig Ferdinand H., dessen Namen damit zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit trat, als Herausgeber nannte. Im Jahre 1798 erschien nur noch ein Heft, um die begonnenen Artikel zu Ende zu führen; im übrigen gab er diese Zeitschrift auf, um sich den umfassenderen und größeren Plänen Joh. Friedrich Cotta's zu widmen, der am 1. Septbr. 1798 die lange geplante „Allgemeine Zeitung“ ins Leben rief, nachdem er schon von 1795 an Posselt's Europäische Annalen, die nach der Ankündigung auch schon eine Allgemeine Zeitung sein sollten, und seit dem 1. Januar 1798 die „Neueste Weltkunde“ vorausgesandt hatte. H. hatte das letztgenannte Blatt schon einige Zeit redigirt, und ward nun der erste Redacteur der Allgemeinen Zeitung, der er bis an sein Lebensende treu verblieb.

Die Thätigkeit für die politischen Zeitschriften hinderte ihn nicht, auch sein kritisches Richteramt auf belletristischem Gebiet beizubehalten, und in der Jenaischen Litteraturzeitung, in der Leipziger Litteraturzeitung und in dem Freimüthigen finden sich zahlreiche Recensionen von ihm. Seine Gattin hat sie nach seinem Tode theilweise gesammelt und nebst einer Biographie und verschiedenen Briefsammlungen unter dem Titel: „L. F. Huber's sämmtliche Werke seit dem J. 1802“, in Tübingen 1806, und demnächst einen zweiten Theil, Tübingen 1810, anonym herausgegeben. Die darin enthaltenen Erzählungen sind ebenso, wie die sonstigen unter seinem Namen erschienenen Erzählungen nicht von ihm verfaßt, sondern nur von ihm gesichtet und gefeilt, da seine Gattin sich später als die eigentliche Verfasserin bekannt hat.

H. blieb als politischer Schriftsteller den liberalen Ideen seiner Jugend getreu und befleißigte sich eines vollständigen religiösen Indifferentismus; er strebte aber mit allem Ernst danach, allen Parteien gerecht zu werden und trat den Ausschreitungen und Grausamkeiten der Revolution mit großer Entschiedenheit entgegen. Er hielt mit frischem Muthe an der Ueberzeugung fest, daß sich aus allen den Schrecken und Wirrnissen der Gegenwart ein guter Kern „eine philosophische Staatsverfassung“, herausarbeiten werde, und für diese Ueberzeugung suchte er Propaganda zu machen. Als ästhetischer Kritiker urtheilte er mit gebildetem Geschmack und feinem Verständniß, und einzelne seiner Kritiken, welche classische Werke unserer Dichterheroen betreffen, behalten dadurch einen dauernden Werth, daß sie uns den Eindruck wiederspiegeln, welchen diese Werke zur Zeit ihrer Entstehung auf einen geistreichen Mann machten.

Sein Wohnort unterlag noch manchem Wechsel. Neuenburg mußte er in Folge einer allgemeinen dort gegen die Emigranten getroffenen Maßregel schon 1794 verlassen; er wohnte dann nahezu vier Jahre in dem kleinen Schweizerdorf Bôle unter oft knappen Verhältnissen und manchen Entbehrungen, die aber das Glück des Familienlebens nicht störten. Im J. 1798 zog ihn das Cotta'sche Unternehmen nach Tübingen, von wo er jedoch noch in demselben Jahre plötzlich nach Stuttgart übersiedeln mußte, als ein herzoglicher Specialbefehl anordnete, daß die neue Zeitung in der Residenzstadt erscheinen sollte. Als ein im Herbst 1803 ergehender neuer Specialbefehl die Zeitung plötzlich unterdrückte, mußte H. wieder wandern, und zwar nach Ulm, wo die Zeitung nach Monatsfrist mit kurfürstlich baierischem Privilegium wieder erschien. Hier schien ihm ein günstiger Stern leuchten zu sollen, da er bald seiner noch in Stuttgart weilenden Familie melden konnte, daß er mit der ausdrücklichen Erlaubniß, die Redaction der Allgemeinen Zeitung beibehalten zu dürfen, bei der damals erfolgenden Organisation der neuen Provinz Schwaben zum Landesdirectionsrath in der Section des Schulwesens ernannt sei. Er sollte aber die gesicherten und behaglichen Verhältnisse, in welche er dadurch eingetreten war, nicht lange genießen. Nachdem

er im Herbste 1804 eine Reise nach Leipzig gemacht hatte, um den Nachlaß seines Vaters zu ordnen, starb er in der Weihnachtsnacht desselben Jahres an einem schnell entwickelten Lungenleiden.

Bei dem Besuche, welchen er gelegentlich der letzten Reise bei den Verwandten seiner Frau in Göttingen machte, hatte ihn der Historiker Heeren kennen lernen. Derselbe hat in der Biographie seines Schwiegervaters Heyne folgendes Bild von Huber's Persönlichkeit entworfen: „Der blühende kraftvolle Mann (nicht leicht sah man mehr Feinheit und Anmuth mit so viel Männlichkeit gepaart) gewann in den wenigen Tagen, die er in Göttingen war, sich die Liebe aller seiner Angehörigen, vorzüglich aber Heyne's. Seine Liebenswürdigkeit, seine immer geistvolle Unterhaltung entzückten ihn". — Ein Beweis dieser persönlichen Liebenswürdigkeit mögen auch die vielen dauernden und engen Freundschaften sein, die ihn mit so manchen bedeutenden Personen in Deutschland, der Schweiz und Frankreich verbanden.

Vergl. die schon erwähnte Biographie aus der Feder seiner Gattin in: Huber's sämmtliche Werke seit dem J. 1802. Ein Aufsatz: Ferdinand und Therese Huber in den Grenzboten, 18. Jahrgang, Bd. II. 1859.

R. Elvers.

Therese Huber, bekannt durch ihre Lebensschicksale als Gattin von Georg Forster und durch ihre schriftstellerische Thätigkeit, ist am 7. Mai 1764 in Göttingen als Tochter des berühmten Alterthumsforschers und Professors Christian Gottlob Heyne geboren. Ihre Mutter verlor sie in ihrem 11. Jahre, nachdem dieselbe lange gekränkelt hatte, und als sich der Vater nach anderthalb Jahren wieder verheirathete, wurde die Tochter für zwei Jahre in eine Pension gegeben. Sie selbst hat in einem an ihren Sohn gerichteten Brief über ihren Bildungsgang geschrieben: „Ich habe wenig Unterricht gehabt und mein guter Vater hat wirklich viel zu wenig auf dessen Gedeihen gesehen, denn wir hätten doch orthographisch sollen lesen und schreiben lernen. Da hatten wir aber Lehrer, die keinen Eifer hatten, und unser Vater untersuchte nie, was wir lernten. Man hat mir nie gelehrt, einen Aufsatz machen. Wie ich dann, vierzehn Jahre alt, aus der Pension kam, schwatzte mein Vater mit mir, wenn ich ihn fragte, aber nie forderte er mich zum Schreiben auf. Schon damals hatte ich meinen Gespielinnen in der Pension viele Briefconcepte gemacht, deren Stil man bewunderte. Ich schrieb Briefe mit vieler Leichtigkeit und fing an für mich Kritiken und Betrachtungen aufzuzeichnen. Mein Vater gab mir nun oft Dinge zu lesen, über die er mich dann sprechen hörte. Ein paar Mal schrieb ich darüber, er las es, ohne mir eine Verbesserung zu lehren."

Ihr Verhältniß zu ihrem sehr hoch von ihr geehrten Vater scheint niemals ein inniges und völlig offenes gewesen zu sein. Heyne mochte wol nicht die Gabe haben, sich das Herz seiner Kinder ganz erschließen zu können. Zu ihrer Stiefmutter, einer feingebildeten und liebenswürdigen Frau, gewann sie bald ein freundschaftliches Verhältniß; doch war diese selbst noch zu jugendlich, um die heranwachsende und frühzeitig sich selbständig und eigenartig entwickelnde Tochter erziehen und leiten zu können. Aber die ganze geistige Sphäre des Hauses, welches der Sammelpunkt für die bedeutendsten Lehrer und Jünger der in der ersten Jugendblüthe stehenden Universität und für die zahlreichen dorthin pilgernden fremden Gelehrten war, mußte auf ihre Entwicklung einwirken, und die dort gepflegten Interessen, welche in Kunst und Poesie gipfelten, während alle religiösen Fragen fern gehalten wurden, blieben auch für das Leben die ihrigen. In ihrem 18. Jahre konnte sie mit dem verwandten Blumenbach'schen Ehepaare eine längere Reise durch Süddeutschland und die Schweiz machen, welche sie auch auswärts mit bedeutenden Menschen und Dingen in Beziehung brachte

und ein längerer Aufenthalt bei einer Freundin in Gotha, die dem dortigen Hofe nahe stand, hatte ihr nicht nur einen Einblick in schwierige Verhältnisse gewährt, sondern dazu beigetragen, die Gewandtheit und Sicherheit ihres gesellschaftlichen Auftretens zu steigern. Auch äußerlich eine anmuthige Erscheinung war sie viel bewundert und schon wiederholt dringend umworben, als sie sich entschloß, noch ehe ihr Herz irgend gesprochen, eine Wahl zu treffen und dem seither nur wenig von ihr gekannten Georg Forster ihr Jawort zu geben, als dieser im Mai 1784 bei seiner Durchreise durch Göttingen und auf dem Wege eine Professur in Wilna anzutreten, um sie anhielt. Der zwar unausgesprochene aber doch von ihr wahrgenommene dringende Wunsch ihres Vaters, das Verlangen aus ihrer seitherigen unselbständigen Stellung herauszutreten, ein wenig Stolz auf das Ansehen, welches ihrem Bewerber in der wissenschaftlichen Welt zu Theil ward, Bewunderung seiner Vielseitigkeit und Gewandtheit und die Lust, die weite Welt zu sehen, — Alles hatte bestimmend auf sie eingewirkt. Die Correspondenz während ihres anderthalbjährigen Brautstandes brachte sie einander näher, und die gesellschaftliche Isolirung während ihres zweijährigen Aufenthaltes in dem unwirthlichen und gar fremdartigen Polen und die Geburt ihrer Kinder konnten nur beitragen, die Innigkeit ihres Verhältnisses zu mehren. Forster fühlte sich auch im Vollbesitz ehelichen Glückes, während Therese, trotz aller Hochachtung, die sie für ihren Gatten hegte, niemals das Gefühl einer gewissen Leere im Umgang mit ihm verloren zu haben scheint. Der Aufenthalt, den die Forster'sche Familie nach Niederlegung der Wilnaer Professur ein Jahr lang in Göttingen nahm, wirkte nicht günstig auf ihr eheliches Verhältniß ein. Schon vor ihrer Verheirathung hatte sie in Meier von Bramstedt, der als Bibliothekbeamter, jedoch erst nach Theresens Verlobung nach Göttingen gekommen war, eine leidenschaftliche Zuneigung geweckt; diese Leidenschaft, die sich Freundschaft nannte, trat ihr jetzt von Neuem entgegen, und Forster drang in unpraktischer Schwärmerei für das Recht der Freundschaft darauf, daß sie während des ganzen Aufenthalts täglich mit dem geistreichen und mit ihrem inneren Wesen verwandten Manne verkehrte. Sie konnte nun den Gedanken nicht zurückdrängen, daß ihrem Glück etwas fehle, und die eheliche Bürde wurde ihr oft zur Last.

Nichts destoweniger blieb ihnen auch in Mainz, wohin sie im Herbst 1788 übersiedelten, ein friedliches und nach außen hin ein Bild voller Harmonie bietendes Zusammenleben möglich, so daß Justus Erich Bollmann, der Wochen lang als Gast mit ihnen gelebt hatte, in einem Brief an seinen Vater im December 1791 (vgl. Friedrich Kapp, Justus Erich Bollmann, ein Lebensbild aus 2 Welttheilen, Berlin 1880) folgende Schilderung machen konnte: „Seine (Forster's) Frau ist eine Tochter von Hofrath Heyne in Göttingen, — das erste aller Weiber, die ich noch gekannt habe bis jetzt, und nicht nach meinem Urtheil allein, nach dem Urtheil jedes Mannes von Kopf und Herz, der sie kennt. Eine unbegrenzte Fülle von Witz und niemals versagender guter Laune und mit immer durchscheinender Güte des Herzens, eine Menge von Kenntnissen und unglaublicher Fertigkeit, durchaus jeden Gegenstand gleich von einer angenehmen und interessanten Seite zu fassen, — eine liebenswürdige Naivität in Allem, was sie thut und spricht, die vollkommenste Abwesenheit von Prätension und Eitelkeit, die zärtlichste Anhänglichkeit an ihren Mann und ihre Kinder, dies sind Eigenschaften, die sie ohne alle Uebertreibung charakterisiren." Auch Wilhelm von Humboldt, der schon in Göttingen Forster's nahe getreten war und in Mainz längere Zeit bei ihnen geweilt hatte, schrieb nach dem Tode Theresens von ihr in den Briefen an die Freundin: „Sie war an Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen ihrer Zeit. Sie wußte auch sehr viel,

hatte unendlich viel in neueren Sprachen gelesen und besaß einen sehr hohen Grad von intellectueller Bildung. Allein das Alles wurde überstrahlt, geordnet und befruchtet durch die inneren, angeborenen Geisteskräfte, die keine Erziehung und Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer reichen, ewig gestaltenden, schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie in ihrem Hauswesen mit ihren Kindern, wie sie noch klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit und eine sichtbare, ihr angeborene Reinheit und Lauterkeit der Gesinnung. Bis an ihr Ende hat sie mit merkwürdiger Thätigkeit und rastloser Anstrengung gearbeitet." Auf Grund dieser Zeugnisse darf man annehmen, daß für das häusliche Leben des Forster'schen Ehepaares auch in Mainz noch die Möglichkeit einer günstigen Gestaltung bestand, bis Forster selbst wieder in der Person des sächsischen Legationssecretairs Ludwig Ferdinand Huber dem häuslichen Kreise ein Element beifügte, welches zersetzend darauf einwirken sollte. Therese erzählt, wie ihr Huber Anfangs durchaus nicht sympathisch gewesen, und wie sie dem Anschluß desselben an ihr Haus nur deshalb nicht entgegengetreten sei, weil sie das menschenfreundliche Streben Forster's nicht habe hindern wollen, der Huber durch Gewöhnung an eine streng wissenschaftliche Thätigkeit aus der Gefahr, sich durch Unzufriedenheit und Zerfahrenheit selbst zu verlieren, zu retten wünschte. Die von Forster empfohlene Diät erreichte nicht nur ihren Zweck, sondern Huber wurde bald beiden Gatten ein unentbehrlicher Genosse, der nicht nur ihre Arbeiten und ihre Freuden theilte, sondern auch insbesondere der Frau gerade das bot, was sie im Verkehr mit ihrem Manne vermißte, — Stetigkeit und Tiefe des Interesses für die einmal in den Kreis ihrer Beachtung hineingezogenen Menschen und Dinge, Verständniß für die realen Verhältnisse des Lebens einschließlich der in das Bereich der Haushaltungsfragen fallenden Angelegenheiten, und Selbstlosigkeit und Dienstfertigkeit auch in den kleinen Beziehungen des täglichen Lebens.

Die politischen Vorgänge führten die Katastrophe herbei. Therese nahm zwar eben so wie Forster und Huber das lebhafteste Interesse an den Vorgängen der französischen Revolution, und sie alle drei standen mit ihrem Herzen auf Seiten der Neuerer, und das Gefühl der Zugehörigkeit zu Deutschland trat bei ihnen allen hinter der Begeisterung für französische Freiheit und Gleichheit weit zurück; aber Therese und Huber waren zu feinfühlig, um die Scheu vor der unmittelbaren Berührung mit dem großen Haufen überwinden zu können und um nicht von dem Getriebe der Klubbisten in Mainz abgestoßen zu werden, während Forster nicht Widerstandskraft genug besaß, um nicht ganz in dasselbe hineingezogen zu werden. Die räumliche Trennung beider Gatten, welche im December 1793 erfolgte, als Therese auf das Dringen ihres jungen englischen Hausgenossen, Thomas Brand, später Lord Dacer, in Befürchtung der bevorstehenden Belagerung von Mainz, mit ihren beiden Kindern die Stadt verließ und sich nach Straßburg begab, geschah freilich, ohne daß einer der beiden Gatten an eine dauernde Trennung dachte, — aber sie wurde dazu, weil Forster immer tiefer in die Wogen der Revolution verflochten wurde und immer weniger Entschlossenheit und Kraft zeigte, um seinen Hausstand zu erhalten und seine eheherrlichen Rechte zu wahren. Er sah es als selbstverständlich an, daß er in Folge seiner politischen Pflichten nicht mehr in der Lage sei, für den Unterhalt der Frau und der Kinder zu sorgen, und hatte nichts dagegen einzuwenden, als Huber diese Sorge übernahm.

Therese hatte sich inzwischen bald überzeugt, daß ihres Bleibens in Straßburg nicht sein könne, zumal sie von Geldmitteln entblößt war, und sie mußte daher die Einladung der befreundeten Familie von Rougemont in Neuenburg in der Schweiz annehmen. Die Uebersiedelung dorthin war bei dem herr=

schenden Schreckensregiment mit nicht geringen Gefahren verbunden. In dem kleinen, sichern Neuenburg fand sich bald auch Huber ein, um sein Amt als Beschützer und Ernährer zu übernehmen, nachdem er sich inzwischen von seiner amtlichen Stellung frei gemacht hatte. Anfang November 1793 geleitete er Therese mit ihren Kindern in den kleinen Grenzort Travers, wo das letzte wehmüthige Zusammensein mit dem von Paris herbeigekommenen Forster stattfand. Wenige Wochen später starb dieser einsam in Paris, und nun wurde aus der schon lange zwischen Therese und Huber bestehenden geistigen Gemeinschaft eine rechte Ehe, die sich während ihrer ganzen Dauer als eine sehr glückliche erproben sollte.

Aeußere Nöthe waren ihnen freilich nicht erspart; sie wurden schon 1794 mit andern Emigranten aus Neuenburg ausgewiesen, lebten dann in dem kleinen abgelegenen Orte Drôle, bis sie 1798 nach Tübingen wanderten um von dort bald wieder nach Stuttgart versetzt zu werden, und im Herbst 1803 plötzlich nach Ulm überzusiedeln. An allen diesen Orten gelang es ihnen aber, bald heimisch zu werden und trotz aller äußeren Beschränkung eine behagliche Häuslichkeit zu haben, an die sich auch jedesmal ein bald gewonnener Freundeskreis anschloß. Krankheit und Tod blieben ihrem Hause nicht fern, — waren doch von den 10 Kindern, welche Therese geboren hat, bei dem Tode Huber's nur noch vier am Leben, — zwei Forster'sche und zwei Huber'sche, und manche ihrer Kinder waren fortgerafft, nachdem sie sich schon auf das Schönste zu entwickeln begonnen hatten. Aber sie hatten den Lebensmuth nicht verloren und auch die ökonomischen Bedrängnisse, in denen sie sich in jener unruhigen Zeit befanden, tapfer überwunden, zumal seitdem Therese, um Brod schaffen zu helfen, selbst zur Feder gegriffen hatte und neben der täglichen Hausarbeit, die sie mit immer gleicher Sorgfalt und Lust that, Erzählung auf Erzählung schrieb.

Der am 24. December 1804 unerwartet erfolgte Tod Huber's traf Therese in dem innersten Kern ihres Lebensglücks; aber sie hatte geistige Spannkraft genug, um sich auch fortan nicht nur der Sorge für ihre Kinder mit aller Treue zu unterziehen, sondern um auch an allen Zeitinteressen den lebhaftesten Antheil zu behalten und auf größere Kreise einen bestimmenden Einfluß zu üben. Huber's kurz vor seinem Tode erfolgte Anstellung im baierischen Staatsdienste gab ihr Anspruch auf eine allerdings kleine Wittwenpension, und der alte Michael Huber hatte seinem Sohne ein, freilich nicht bedeutendes Capital hinterlassen. Sie war daher mit ihren Kindern vor eigentlicher Noth geschützt. Um aber die Mittel für eine bessere Erziehung zu beschaffen und um die Kinder genügend auszubilden, mußte ihr die Schriftstellerei wieder als Erwerbsmittel dienen. Daneben übte sie ihre Haushaltungstalente. Claire Forster hatte sich bald nach dem Tode Huber's in noch sehr jugendlichem Alter mit dem damaligen baierischen Forstbeamten von Greyerz vermählt; die Mutter zog mit ihren beiden jüngsten Kindern zu ihr, um ihr die noch zu schwere Bürde eines großen ländlichen Haushaltes tragen zu helfen. Bald aber gab sie ihren einzigsten damals erst sechsjährigen Sohn Victor Aimé zu Fellenberg in Pension, weil sie meinte, ein Knabe müsse von Männern erzogen werden, und weil sie fühlte, daß der stete Umgang mit ihr, bei ihrer Lebhaftigkeit und Rastlosigkeit nicht günstig auf die Entwicklung des Knaben wirken werde. Im Herbst 1813 siedelte sie nach München über, als sich ihre jüngste Tochter Louise Huber mit dem dort wohnenden bairischen Forstrath Emil von Herder, dem Sohn von Gottfried Herder, vermählte. Aber dort sollte ihres Bleibens nicht lange sein, da sich in der jungen Ehe Wolken auf Wolken häuften, bis sie bald gerichtlich geschieden wurde. Therese trug um so schwerer daran, als sie sich selbst manche Schuld an diesem Ausgang beimaß.

Im Herbst 1816 siedelte sie sich mit ihrer Tochter Louise von Reuem in Stuttgart an, um die Redaction des im Verlage von J. G. Cotta erscheinenden Morgenblattes zu übernehmen. Von dort zog sie in den zwanziger Jahren nach Augsburg, weil Cotta die Absicht hegte, die Redaction des Morgenblattes dorthin an den Sitz seiner Allgemeinen Zeitung zu verlegen, eine Absicht, die dann doch nicht zur Ausführung gelangte, und weil ihr Schwiegersohn Greyerz dorthin versetzt war. Die Wandelungen, welche ihr Sohn durchmachte, bis er in ein sicheres Fahrwasser gelangte, brachten ihr manche schwere Stunde; aber die Spannkraft ihres Geistes bewährte sich auch darin, daß sie sich bald wieder in den von ihm eingeschlagenen Weg fand, wenn auch das Aufgeben des seitherigen Weges die Pläne zu Grabe trug, welche sie sich seither für ihre letzten Lebenstage gemacht hatte. Sie erlebte noch die große Freude, ihre Tochter Louise von Reuem mit Herder, von dem sie einst geschieden war, verbunden zu sehen, und sie selbst konnte sich bei einem nach Jahresfrist im Hause derselben in Bayreuth gemachten längeren Besuch davon überzeugen, wie nach zehnjähriger Trennung das volle Eheglück bei ihnen eingezogen war. Aber dauernde Ruhe und stilles Behagen war ihr einmal nicht beschieden, und so waren ihre letzten Lebenstage wieder dadurch beunruhigt, daß die damals in Baiern vorgenommene Reorganisation der ganzen Staatsverwaltung ihre beiden im Forstdienst stehenden Schwiegersöhne aus ihren seitherigen Stellungen herausriß und in ungewisse Verhältnisse brachte. Therese plante deshalb eine Uebersiedelung zu ihrem endlich in Bremen zu einer sicheren Stellung gelangten Sohn, als sie am 15. Juni 1829 zur ewigen Ruhe einging. Sie starb in Augsburg in den Armen ihrer drei herbeigeeilten Töchter, von denen die älteste, Therese Forster seit langen Jahren als Erzieherin in verschiedenen Häusern und zuletzt an einem der schwarzburgischen Höfe wirkte.

Was die schriftstellerische Thätigkeit von Therese H. betrifft, so darf man bei Beurtheilung derselben nicht vergessen, daß sie nur durch die äußeren Verhältnisse zu derselben getrieben wurde und, wie sie selbst gesteht, niemals eine gewisse Scheu überwunden hat, mit ihren eigensten Gedanken vor die Oeffentlichkeit zu treten. „Mir ist das Gedrucktsein immer ein beunruhigendes, schmerzliches, demüthigendes Gefühl; es ziemt dem Weibe nicht". — schrieb sie noch 1810 an ihren Vater. Und sie zeigt darum auch in ihren für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften niemals jene Freiheit und Kühnheit der Gedanken, jene naive und treffende Ausdrucksweise und jene naturwüchsige Frische, durch die uns ihre nachträglich in die Oeffentlichkeit gelangten vertraulichen Briefe entzücken, obwol sie selbst diesen oft genug den Wunsch zufügt, man möge sich an ihrer Ausdrucksweise nicht stören, die sich durch Lebhaftigkeit und Geschäftsdrang immer überstolpere, zumal sie keine Zeit zum nochmaligen Durchlesen habe. Die Briefe z. B. welche sie ihrem jungen Sohne in den verschiedenen Epochen seiner Entwickelung schrieb, um bald in dieser, bald in jener Richtung gewisse Ecken seines Wesens abzuschleifen, sind wahre stylistische und auch pädagogische Meisterwerke, während ihren Publikationen nicht ohne Grund der Vorwurf der Weitschweifigkeit gemacht wird, die durch Befangenheit und durch ihre Vielschreiberei erklärlich gemacht wird.

Wie sie zur Schriftstellerei gelangte, hat sie selbst in einem Briefe erzählt: „Wir waren arm. Ich versuchte heimlich Louvet's Divorce nécessaire zu übersetzen. Huber las, schüttelte den Kopf, strich von einem Ende zum andern. Ich weinte, übersetzte wieder und wieder und lernte es. Das Buch war zu Ende und ich fand es interessant, Louvet fortzusetzen, — ich componirte ein Ende zu dem Divorce nécessaire. Huber freute sich, es ist am Ende der Uebersetzung gedruckt. Ich dachte viel an Forster; ich dachte ihn in vielen Lagen und schrieb „Die Reise nach Neuholland", das heißt, ich schrieb au courant de la

plume, was meine damals reiche Einbildungskraft eingab; dann ordnete Huber, beschnitt, stilisirte. Nun fühlte ich die Fähigkeit, meines Mannes Opfer zu erleichtern. Ich hatte nacheinander zehn Kinder, die ich pflegte und stillte, — fünf waren kränklich, kein Schneider, keine Nähterin betrat mein Haus; von Nichts gelangten wir zu vollen Schränken an Kisten und Betten, lebten artig, gingen stets mit der besten Gesellschaft um, waren überall gewünscht. In den Nachtstunden an meiner Kinder Wiege, an Huber's Krankenbett, — mehr wie einmal mit dem säugenden Kind an der Brust, — so ward ich Verfasserin der Erzählungen. Huber sagte in Leipzig voriges Jahr zu Carus: Sie und ich sind so vereint, daß wir nicht mehr entscheiden können, wessen Geist sich in den Arbeiten ausdrückt. Und so war es".

So lange Huber lebte, sind darum auch alle ihre Arbeiten unter seinem Namen erschienen, und nur sehr wenige haben das Geheimniß erfahren, daß nicht er der Verfasser, sondern nur der Herausgeber war. Nach seinem Tode fühlte sie sich in Betreff ihrer schriftstellerischen Thätigkeit unendlich verlassen und hülflos, und sie würde schwerlich wieder für die Oeffentlichkeit geschrieben haben, wenn nicht das Bedürfniß, Mittel für die Erziehung und Ausstattung ihrer Kinder zu erlangen, gar zu gebieterisch gewesen wäre. Sie ließ daher ihre Arbeiten unter dem Deckmantel der Anonymität in verschiedenen Zeitschriften erscheinen, und erst das 1811 in Leipzig erschienene Buch: „Bemerkungen über Holland aus dem Reisejournal einer deutschen Frau" deutete den Namen der Verfasserin mit „Therese H." wenigstens an, aber auch gegen ihren eigenen Wunsch in Folge einer Eigenmächtigkeit des Verlegers. Derselbe nannte dann auch ihren vollen Namen in einer in sein Journal aufgenommenen Erzählung, und dies bestimmte sie, nunmehr auch ihrerseits die Anonymität aufzugeben. Während sie den Roman „Emilie", den sie 1813 in neuer Auflage hatte erscheinen lassen, noch schlechtweg als „von Huber" bezeichnet hatte, ließ sie 1819 „Huber's gesammelte Erzählungen", fortgesetzt von Therese Huber geb. Heyne, Bd. 3 und 4 erscheinen und sagte in der Vorrede: „Ich nenne mich jetzt aus denselben Gründen, warum ich so lange ungenannt zu bleiben wünschte. Daß die Schriftstellerin eine rüstige Hausmutter sein könne, wird dem Publicum zu glauben sehr schwer, — deswegen verschwieg ich meine litterarische Beschäftigung, so lange das zu sein, mein Beruf war. Die greisende Matrone hat nun keinen Hausstand mehr, sie kann jetzt noch Mutterpflichten erfüllen, indem sie schreibt, nicht sie vernachlässigen".

Später erschienen noch unter ihrem Namen „Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksal", 2 Bde., 1822; „Denkwürdigkeiten des Kapitän Landolph. Nach dem Französischen bearbeitet", 1825; „Die Ehelosen", 2 Bde., 1829. Nach ihrem Tode gab ihr Sohn in Ausführung eines noch von ihr selbst gefaßten Planes eine Sammlung ihrer bedeutendsten Arbeiten unter dem Titel „Erzählungen von Therese Huber" in sechs Theilen 1830 bis 1833 heraus, und es erschien auch noch 1834 die „Geschichte des Cevennnen-Krieges. Ein Lesebuch für Ungelehrte".

Abgesehen von den wenigen historischen Arbeiten und von den Schilderungen, die sie auf Grund eigener Anschauung von den öffentlichen und gesellschaftlichen Zuständen Polens und Hollands in einer noch jetzt für den Culturhistoriker beachtenswerthen Weise gegeben hat, sind ihren Erzählungen immer bestimmte moralische Sätze zu Grunde gelegt, die sie ihren Lesern veranschaulichen und ans Herz legen wollte, und sie hat hierzu den großen Schatz von Erfahrungen, die sie in ihrem wechselvollen Leben gesammelt hatte, und die ihr zu Theil gewordene reiche Phantasie zu verwerthen gesucht. In ihren früheren Arbeiten geht die Phantasie mitunter ins Maßlose und Ungeheuerliche, während sie sich in den

späteren Erzählungen mehr innerhalb der sie umgebenden gesellschaftlichen Zustände bewegte. Namentlich das Frauenleben in seinen verschiedensten Beziehungen hat sie zum Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht. Es finden sich viele sinnige Beobachtungen, kluge Rathschläge und fesselnde Gedanken in ihren Erzählungen, — aber auch Manches, was uns jetzt als trivial und veraltet erscheint, und mit schwer erträglicher Breite vorgetragen wird, und da sie die religiösen Momente mit Absicht bei Seite schiebt oder nur oberflächlich behandelt, fehlt den mannigfachen Bildern des Frauenlebens, die sie entrollt, eine wichtige Seite.

Am bedeutendsten sind ihre Leistungen als Redacteurin des Morgenblattes gewesen, dieser damals angesehensten und inhaltvollsten belletristischen Zeitschrift. In einem nach ihrem Tode erschienenen Nachruf wird mit Recht von ihr gesagt: „Mit wirklich männlichem Geiste suchte sie aus allen Fächern des Wissens dasjenige in ihren Kreis zu ziehen, was für denselbigen irgend passend, was zur Belehrung, zur Erhebung des Geistes ihrer Leser, ohne intellectuelle und moralische Pedanterie dienen konnte. Sitten und Institutionen, Erfindungen, Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, nach Allem sah der gebildete und wißbegierige Geist dieser Frau sich um, zog, was in dem Bereich ihres Blattes war, herein in dasselbe. Jenes Streben nach Universalität wurde bei ihr begünstigt und unterstützt durch eine ausgebreitete Kenntniß der auswärtigen Litteratur, die sie jedoch nie zu mageren Auszügen und trockenen Notizen benutzte, sondern immer mit ihrem eigenen Geiste zu amalgamiren und, wie in ihren Werken, selbstständig zu behandeln wußte. Sie brachte aus den unter politischen Stürmen verlebten Jahren ihrer Jugend und ihres besten Alters zu diesem Geschäfte der Matrone eine reiche Lebenserfahrung, einen bei einem weiblichen Geiste höchst seltenen Ueberblick von Welt und Zeit, und jenen allgemeinen Freiheitssinn, jenes Unabhängigkeitsgefühl, die Begeisterung für Wahrheit und Recht mit, die jeder Schriftsteller haben soll. Mit diesen Eigenschaften war eine unter den Erfahrungen einer Zeit, welche in Manchem die Intoleranz bestärkt hatte, erworbene und stets wachsende Duldsamkeit gegen anders Denkende verbunden, und diese äußerte sich auch besonders in der Würdigung der ihrem Blatte angebotenen Arbeiten, welche, sobald sie an und für sich tüchtig waren, auch mit Selbstverleugnung aufzunehmen sie sich zur Pflicht machte, so lange sie nicht fürchten durfte, daß jene Toleranz zur Charakterlosigkeit führen werde.“

Clemens Theodor Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft, Gotha 1862. R. Elvers, Victor Aimé Huber. Sein Werden und Wirken. Thl. I, Bremen 1872.

R. Elvers.

Huber: Michael H., Schriftsteller und Kunstkenner, ist am 27. Septbr. 1727 zu Frankenhausen in Niederbaiern geboren. Ueber seine Herkunft und sein Jugendleben ist selbst seinem Sohne Ludw. Ferdinand (s. d.) nichts Näheres bekannt gewesen, da er nie davon gesprochen hat. Er scheint in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen zu sein. Um 1742 ist er nach Paris gewandert. Dort hat er später litterarischen Kreisen angehört und zu Diderot, Turgot u. a. Beziehungen gehabt, ohne daß wir anzugeben vermögen, wie er seine Bildung erworben und wie er in diese Kreise hat gelangen können. Seine litterarische Thätigkeit bildeten Uebersetzungen deutscher poetischer Werke in das Französische, durch welche er die Aufmerksamkeit der französischen Lesewelt auf die Erscheinungen der neueren deutschen Litteratur lenkte. Zuerst sind es Geßner's Idyllen gewesen, die er in dem Journal Etranger mittheilte, und die Beifall gefunden haben sollen. Dann erschien eine vierbändige Sammlung: „Choix de poésies Allemandes“, Paris bei Humblot 1766, welche in allen vier Bänden das charakteristische Motto an der

Stirn trug: „Auch Deutsche können sich auf den Parnassus schwingen. Haller", und in Prosa geschriebene Uebersetzungen der Gedichte von Wieland, Rost, Ewald von Kleist, Geßner, Hagedorn, Gellert, Lessing, Lichtwer, Gleim, der Karsch, Ramler, Uz, Klopstock (den ersten Band des Messias), Zachariä, Rabener u. a. nebst kurzen litterarhistorischen Einleitungen bringen. Diese letzteren lassen freilich erkennen, daß der Verfasser von deutscher Geschichte nicht viel mehr wußte, wie seine Pariser Freunde, und daß seine Schwiegertochter nicht Unrecht hatte, wenn sie in der Biographie seines Sohnes erwähnt, daß er in Paris ganz zum Franzosen geworden sei.

In demselben Jahre, in welchem diese Sammlung erschien, verließ H. Paris, um nach Leipzig überzusiedeln, wo er mit dem Titel Professor und mit einem aus der kurfürstlichen Chatoulle gezahlten Gehalt als Lector der französischen Sprache an der Universität bis zu seinem am 15. April 1804 erfolgten Tode wirkte. Bei der damaligen Vorliebe der höheren Stände für die französische Litteratur wurde es ihm nicht schwer, bei der akademischen Jugend eine angesehene Stellung zu gewinnen; an dem Kosttisch, welchen er, wie andere Universitätslehrer, nach damaliger Sitte für Studirende hielt, nahmen viele Söhne hoher Häuser Theil und übten sich im Umgange mit ihm und seiner Frau, einer Pariserin, in französischer Conversation und Sitte. Er fuhr fort, die Schätze der deutschen Litteratur den Franzosen zugänglich zu machen, indem er die Werke Geßner's, Meiners' Philosophische Briefe über die Schweiz, Campe's Robinson und Winkelmann's Kunstgeschichte in französischen Uebersetzungen herausgab. Goethe nennt ihn deshalb in Wahrheit und Dichtung (Thl. II, Buch 8) unter den Männern, welche in der Zeit seiner Studienjahre der Stadt Leipzig als im Guten und Rechten gleichgesinnt und hochgebildet zum besondern Schmuck gereichten, und hebt als sein dankbar anerkanntes Verdienst hervor, daß er den Werth der deutschen Litteratur auch den Franzosen bekannt gemacht habe. Er nennt ihn außerdem als Kupferstichsammler und wohlgeübten Kenner, und aus der Vorrede zu dem 1787 zu Dresden und Leipzig erschienenen Werke Huber's: Notices générales de graveurs divisés par nations et des peintres rangés par écoles, précédées de l'histoire de la gravure et de la peinture depuis l'origine de ces arts jusqu'à nos jours, et suivies d'un catalogue raisonné d'une collection choisie d'estampes, erfahren wir, daß er sich damals schon mit Kunstgeschichte beschäftigte, daß die in diesem umfänglichen Werke (es hat 710 Seiten) beschriebene Sammlung die eigene Sammlung des Herausgebers war, und daß er sich schon seit Jahren der Aufgabe unterziehe, junge vornehme Herren, die dermaleinst in der Lage sein würden, Kunstsammlungen zu besitzen, durch Vorträge und Vorzeigung seiner Sammlung in das Kunststudium einzuführen. Wie seine Schwiegertochter erzählt, hat er die Sammlung mit großem Verständniß und bei seinen verhältnißmäßig geringen Mitteln mit ökonomischem Geschick geschaffen und fortwährend ergänzt, wie er denn auch mit vielen Kennern und Sammlern Beziehungen unterhielt und Erwerbungen für sie vermittelte. Außer dem schon genannten Werke gab er einen beschreibenden Katalog der aus etwa 44 000 Nummern bestehenden Kupferstichsammlung des Geheimraths Brandes in Hannover heraus, der 1793 und 1794 in zwei Bänden in Leipzig erschien, während ein von ihm französisch geschriebenes Werk von C. C. H. Rost unter dem Titel „Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstiche und ihre Werke. Vom Anfange dieser Kunst bis auf gegenwärtige Zeit, chronologisch und in Schulen geordnet nach der französischen Handschrift des Herrn M. Huber", — in acht Bänden 1796 bis 1804 in Zürich herausgegeben wurde. Sein von Graff gemaltes Porträt, welches seine Nachkommen besitzen, läßt auf einen geistreichen, gewandten und selbstbewußten

Mann schließen. Seine Frau, die sich niemals in Deutschland heimisch gefühlt hatte, starb einige Jahre vor ihm; von ihren sechs, noch in Paris geborenen Kindern waren fünf schon in frühester Jugend gestorben, das sechste war L. Ferdinand H. (siehe diesen). R. Elvers.

Huber: Samuel H., evangelischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geb. 1547 zu Burgdorf bei Bern, † den 23. März 1624 zu Osterwiek, Provinz Sachsen, — ebenso bekannt durch die große Zähigkeit, womit er seine eigenthümlichen theologischen Ansichten verfocht, wie durch die unglücklichen Schicksale, die er sich dadurch bereitete. — Er war der Sohn eines Berner Schulmeisters, studirte auf schweizerischen und deutschen Universitäten und zeigte früh eine Hinneigung zu lutherischen Ansichten, die ihn mit seiner reformirten Umgebung in Conflikt brachte. Als Pfarrer und Capitelskämmerer in Burgdorf wurde er zuerst mit einigen Berner Predigern, besonders mit Abraham Müslin oder Musculus, in einen Streit verwickelt über das Brotbrechen beim Abendmahl. Zu weitergehenden Angriffen gegen die schweizerische Abendmahls- und Prädestinationslehre bot ihm einen Anlaß das im Mai 1586 zwischen reformirten und lutherischen Theologen angestellte Mömpelgarder Gespräch. H. schlug sich jetzt förmlich auf die Seite der lutherischen Theologen uud bestritt die calvinische Lehre von der Gnadenwahl, wie sie in Mömpelgard von Beza und Müslin vertheidigt worden war, als eine unchristliche und greuliche Lehre. Er wurde deshalb 1587 vom Kirchengericht, dann vom Berner Rath zur Verantwortung gezogen. Der Versuch, durch ein mit Zuziehung fremder Theologen angestelltes Religionsgespräch den Frieden herzustellen, mißlang (1588); H. wurde wegen falscher Anklage seines Amtes entsetzt und, da er das ihm auferlegte Stillschweigen brach, des Landes verwiesen. Er ging nach Württemberg, trat durch Unterzeichnung der Concordienformel zur lutherischen Kirche über und erhielt eine Pfarrstelle zu Derendingen bei Tübingen. Hier verfaßte er neben Streitschriften gegen Jesuiten und Reformirte ein größeres lateinisches Werk, das in 1329 Thesen die Lehre verfocht, daß Jesus für die Sünden des ganzen menschlichen Geschlechtes gestorben, die Erlösung also wie die göttliche Erwählung und Berufung eine schlechthin allgemeine sei (Tübingen 1589. 90. 92). Diese Schrift und die darin enthaltene Lehre von der Allgemeinheit der Gnade, welche nicht blos der calvinischen Prädestinationslehre direct widersprach, sondern auch über die vermittelnde Lehrweise der Concordienformel hinausging, verwickelte ihn zwar in Differenzen mit den Tübinger und Stuttgarter Theologen (bes. Gerlach und Lucas Osiander), verschaffte ihm aber eine Berufung nach Wittenberg, wo man einen kräftigen Kämpfer gegen Calvinismus und Cryptocalvinismus an ihm zu gewinnen hoffte. Er schied von den Tübinger Theologen in Frieden (1592) und wurde von den Wittenbergern, besonders Aegidius Hunn und Polykarp Leyser anfangs mit Vertrauen aufgenommen. Bald aber konnte er auch hier nicht lassen, seine Lieblingsmeinung von der allgemeinen Erwählung in schroffster Form vorzutragen und die orthodox-lutherische Lehre, wie sie im Anschluß an die Concordienformel besonders von Hunn vertheidigt und noch weiter entwickelt wurde, als eine schriftwidrige und calvinisirende zu verdächtigen. Mehr noch als der Inhalt seiner Lehre gab die rechthaberische, leidenschaftliche und provocatorische Form seines Auftretens Anstoß, besonders die Art wie er die Studenten, angeblich beim Bierglas, für sich zu gewinnen und gegen seine Collegen einzunehmen suchte. Es kam zu heftigen Auftritten, zunächst im Schooß der Facultät; vergeblich suchte der Rector, der Dresdener Hof, eine Zuschrift der Tübinger Collegen, ein 1593 angestelltes Colloquium, eine beim Regensburger Reichstag von süddeutschen Theologen mit H. angestellte Unterredung (1590) zu vermitteln. H. erklärte, lieber Alles über sich ergehen zu lassen, als seinen Satz aufzugeben.

Schließlich ging auch dem kursächsischen Hof die Geduld aus: nach einer neuen Verhandlung zu Torgau wurde H. 1594 seines Amtes entlassen und aus Wittenberg und Kursachsen verwiesen (1595). Unstät und heimathlos trieb er sich nun in Deutschland umher als ein „verbitterter und verbissener Märtyrer des Universalismus", — überall bemüht Freunde für sich zu erwerben oder wenigstens für kurze Zeit ein Asyl oder Subsistenzmittel zu gewinnen: so in Helmstädt, Braunschweig, Wolfenbüttel, Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Rostock, in Tübingen und Stuttgart, in Speier, wo er 1596 ff. längere Zeit sich aufhielt, in Berlin, wo er 1505 am kurfürstlichen Hof günstige Aufnahme zu finden hoffte, dann wieder in Mitteldeutschland, zuletzt, als er mit den Jahren etwas milder geworden, im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, wo ihm Herzog Friedrich Ulrich einen Jahrgehalt anwies und ihn litterarisch beschäftigte, — in Göttingen, wo er einige Anhänger hatte, in Goslar, zuletzt in Osterwiek bei Halberstadt, wo er einen Schwiegersohn hatte, und wo er im Alter von 77 Jahren starb. Seiner Lehre hatte es eine Zeit lang in Nord- und Süddeutschland an Anhängern nicht gefehlt: mit dem Tod ihres Urhebers ist der Huberianismus spurlos verschwunden.

Ueber den näheren Inhalt und die relative Berechtigung desselben s. die Geschichte d. prot. Lehrbegriffs, bes. Schweizer, Die prot. Centraldogmen, Zürich 1854, I, S. 501 ff., eine ausführliche Monographie über ihn lieferte der Helmstädter Theolog J. A. Schmid, De S. Huberi vita fatis doctrina, 1708, wo auch ein Verzeichniß seiner Schriften. Im Uebrigen vgl. meinen Artikel in der Theol. RE. 2. Aufl., Bd. VI, S. 340 ff.

Wagenmann.

Huber: Victor Aimé H., zuerst bekannt geworden durch litterarische Arbeiten über die Zustände, Litteratur und Geschichte von Spanien, Portugal, Frankreich und England, — dann als journalistischer Vorkämpfer der conservativen Partei Preußens und endlich als unermüdlicher Arbeiter auf dem Gebiet der innern Mission und der auf Abhülfe der Noth der untern Klassen gerichteten socialen Bestrebungen, — ist ein Sohn von Ferdinand und Therese H. (siehe diese) und am 10. März 1800 in Stuttgart geboren. Die französische Sprache, welche sich während des Aufenthalts seiner Eltern in der französischen Schweiz in deren Hause eingebürgert hatte, war die Sprache seiner ersten Kindheit und wurde durch die deutsche Sprache erst verdrängt, als die Mutter nach dem in seinem fünften Jahre erfolgten Tode des Vaters zu einem Verwandten in die Gegend von Ulm auf das Land gezogen war. Im Frühjahr 1806 kam er nach Hofwyl, um mit den Kindern von Emanuel von Fellenberg (Bd. VI S. 612), einem Freunde seines Vaters, erzogen zn werden; als 1808 Fellenberg seine lang geplante Erziehungsanstalt für Söhne höherer Stände zur Ausführung brachte, trat H. als erster Schüler in dieselbe ein und blieb dort bis zum Herbst 1816. — Fellenberg's vielseitige und rastlose Thätigkeit war von dem Gedanken getragen, die Jugenderziehung müsse so gestaltet sein, daß sie einen reformatorischen Einfluß auf die öffentlichen Zustände ausübe, und er hatte seine reichen Mittel diesem Ziele dienstbar gemacht. Es war ihm auch gelungen, bedeutende Männer zu Mitarbeitern zu gewinnen und Hofwyl zu einem Sammelpunkt für viele Freunde philanthropischer Bestrebungen zu machen. Das Alles blieb nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf Huber's Entwickelung, zumal ihn auch die Mutter bei ihren zahlreichen und langen Besuchen in Hofwyl und in ihren ausführlichen Briefen zu einer idealen und die Förderung des Gemeinwohls als Zweck des Daseins hinstellenden Lebensauffassung hinzuleiten suchte. Dagegen entfremdete er sich dort den engen bürgerlichen Verhältnissen Deutschlands, in denen er nach dem Wunsch der Mutter dermaleinst leben sollte, und seine

wissenschaftliche Ausbildung wurde unter den mancherlei Experimenten, deren die dortige, damals noch unfertige, im Wesentlichen von Pestalozzi beherrschte Methode noch bedurfte, nicht genügend gefördert. Auch wurde er schon frühe daran gewöhnt, seinen Lehrern und seiner ganzen Umgebung gegenüber scharfe Kritik zu üben, zumal als die frühere Freundschaft seiner Mutter zu Fellenberg und zu dessen Kreise einem schweren Mißverhältniß Platz machte, durch welches die Mutter verleitet wurde, sich vielfach mit scharfem Tadel über das Hofwyler Treiben auch ihrem jungen Sohne gegenüber auszusprechen. H. selbst kam in einen lang dauernden schweren Conflikt mit Fellenberg, weil er sich nicht, wie dieser forderte, dazu verpflichten wollte, seine Kräfte für immer den Fellenberg'schen Unternehmungen zu widmen, und dieser Conflict, in welchem auch der erst sechzehnjährige H. leidenschaftlich erregt ward, führte zu seinem plötzlichen Ausscheiden aus der Anstalt.

Trotz seines jugendlichen Alters und seiner noch ungenügenden Vorkenntnisse bezog er nunmehr die Universität Göttingen, wo er bis zum Frühjahr 1820 im Hause seiner Stiefgroßmutter Heyne verblieb. Er sollte zunächst unter Leitung seiner Verwandten Heeren und Blumenbach seine allgemeine Ausbildung vervollständigen und dann Medicin studiren. Für einige Zeit vermochten ihn die Naturwissenschaften zu fesseln, so daß er sie mit lebhaftem Interesse betrieb; bald aber wurden sie durch die Neigung zurückgedrängt, die Kenntniß möglichst vieler neuerer Sprachen zu erwerben und sich eingehend mit Poesie und volksthümlicher Litteratur zu beschäftigen. Schon frühe regte sich das Schriftstellerblut. Nachdem er bereits 1819 eine Uebersetzung von: „Medical logic“ von Sir Gilbert Blanc herausgegeben hatte, bearbeitete er spanische Romanzen, für die er aber erst 1821 einen Verleger fand. Sie erschienen anonym unter dem Titel: „Sammlung spanischer Romanzen aus der früheren Zeit“ bei Sauerländer in Aarau. — Voll Mißbehagen über die ihn umgebenden gesellschaftlichen und staatlichen Zustände begeisterte er sich für den Gedanken, an den seit 1820 in Spanien durch Riego angefachten Kämpfen auf Seiten der Liberalen Theil zu nehmen, und es bedurfte der ernstesten Vorstellungen der Mutter, um ihn zu bestimmen, daß er zunächst sein medicinisches Studium abschließe. Zur Wahrung seiner baierischen Staatsangehörigkeit brachte er den Sommer 1820 auf der Universität Würzburg zu und wurde dort zum Doctor der Medicin promovirt. In dem darauf folgenden Winter, den er bei der Mutter in Stuttgart verlebte, gab er seine Dissertation: „De lingua et osse hyoideo pici viridis“ heraus. Im Frühjahr 1821 ging er nach Paris, von wo er sich im Herbst nach Spanien begab, um dort die nächsten anderthalb Jahre meistens in Madrid, zum Theil auch in den großen Städten des Südens zuzubringen. Nachdem er im Sommer 1823 einige Monate in Portugal geweilt hatte, reiste er über Hamburg nach Edinburg und kehrte endlich nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in London im Sommer 1824 nach Deutschland zurück. Der nächste Zweck seiner Reisen, die Vollendung seiner medicinischen Ausbildung, war schon in Paris in den Hintergrund getreten und kam erst in Edinburg wieder einiger Maßen zur Geltung. Kunst und Litteratur, zumal die volksthümliche der Spanier und Schotten übten eine größere Anziehungskraft auf ihn aus, und die damaligen politischen Kämpfe der von ihm besuchten Länder nahmen seine lebhafteste Theilnahme in Anspruch. In Paris ward er durch die alten Freunde seiner Eltern, namentlich durch Benjamin Constant in die Kreise der Führer der liberalen Opposition eingeführt. Von ihnen ward er mit warmen Empfehlungen an die politischen Freunde in Madrid versehen und war dadurch in den Stand gesetzt, so weit es einem Fremden in Spanien überhaupt möglich war, sich thätig an den politischen Vorgängen zu betheiligen. Begeisterter Anhänger der entschiedenen Liberalen, der Exaltados, hat er einige Zeit einem

besonders prononcirten Corps der Madrider Bürgerwehr angehört. Daß bald nach seinem Fortgang aus Spanien die ganze constitutionelle Herrlichkeit in Folge des Einmarsches der Franzosen, den H. für unmöglich gehalten hatte, ohne ernsten Kampf zusammenbrach, gehörte zu seinen bittersten Lebenserfahrungen. Den Zusammenbruch der portugiesischen Verfassung, den er in Lissabon erlebte, und den er später in seinen Skizzen aus Spanien drastisch geschildert hat, ertrug er mit größerem Gleichmuth. Wenn er auch zunächst dem portugiesischen Volksthum die Schuld für die Erbärmlichkeit des ganzen Vorganges glaubte auferlegen zu können, so begann doch auch allmälig die Ueberzeugung in ihm Raum zu gewinnen, daß nicht allein von dem Vorhandensein liberaler Institutionen das Glück oder Unglück eines Landes abhänge, und er richtete mehr und mehr seine Aufmerksamkeit auf die socialen Zustände der einzelnen Länder.

In Paris hatte er schon damit begonnen, allerlei kleine Bilder aus dem Volksleben, wie sie ihm hier und da auf den Straßen entgegengetreten waren, festzuhalten und zur Erheiterung der Mutter zu Papier zu bringen. Diese „Guckkastenbilder", unter welchem Titel die Mutter sie im Morgenblatt zum Abdruck brachte, dürften in unserer Litteratur zu den ersten Versuchen gehören, durch Darstellung des alltäglichen Lebens der Armen und Niedrigen unsere Kenntniß von dem geistigen Leben eines fremden Volkes zu ergänzen, und sie gewannen für Huber's weitere Schicksale noch dadurch besondere Bedeutung, daß sie Cotta's Aufmerksamkeit auf ihn lenkten und denselben bestimmten, seine weiteren Reisen durch pekuniäre Beihülfe zu ermöglichen. Die Cotta'schen Zeitschriften, namentlich das Morgenblatt, brachten demnächst mancherlei Berichte über künstlerische, sociale und politische Verhältnisse der von ihm bereisten Länder. Die ausgereiften Früchte seiner Reisen brachten aber erst die von 1828 bis 1833 in drei Theilen erschienenen „Skizzen aus Spanien", ein Werk, welches bei den Zeitgenossen reichen Beifall fand, mehrmals aufgelegt und ins Französische, Englische und Holländische übersetzt ist, aber auch einen dauernden Werth in der Litteratur beanspruchen kann, da es in geschmackvoller Novellenform ein lebensgetreues Bild des Fühlens und Denkens der einzelnen Stände Spaniens giebt.

Vom Sommer 1824 ab bis dahin 1825 weilte H. zuerst in Göttingen, dann in Augsburg im Hause der Mutter und in München. Er wollte sich jetzt mit aller Energie in die Arzneiwissenschaft einarbeiten und unternahm zunächst eine medicinisch-historische Arbeit, für welche er seine Sprachkenntnisse verwerthen und viele alte Chroniken studiren konnte. Sie erschien 1825 bei Cotta unter dem Titel: „Bemerkungen über die Geschichte und Behandlung der venerischen Krankheiten". Nach deren Beendigung rüstete er sich zum Bestehen der Staatsprüfung für Aerzte in Baiern. Sein Bildungsgang und seine dadurch bedingte Eigenart stachen aber zu sehr von der gewohnten Weise ab, so daß er mancherlei Anstoß nicht vermeiden konnte und endlich zu der Ueberzeugung gelangte, daß Neigung und Vergangenheit ihn auf andere Wege, als auf den ärztlichen Beruf hinwiesen. Er entschloß sich daher, sich ganz historischen und sprachlichen Studien zu widmen und zunächst von dem Ertrage seiner Feder zu leben. Er weilte zuerst in Augsburg, dann in Paris und London und kehrte im Sommer 1826 nach Göttingen zurück, wo er bis zum Sommer 1828 blieb. Das anfängliche Dienstverhältniß zu Cotta, für dessen Zeitschriften er thätig war, und der ihm zeitweilig die Redaction der politischen Annalen übertrug, löste sich bald, da H. nicht die ihm erforderlich erscheinende Unabhängigkeit zu finden glaubte. Neben zahlreichen größeren Aufsätzen und Recensionen schrieb er in dieser Zeit die „Geschichte des Cid Ruy Diaz Campeador von Bivar. Nach den Quellen bearbeitet", welche 1829 erschien.

Um einen festen Lebensberuf zu gewinnen, übernahm er im Herbst 1828 eine Stellung als Lehrer der Geschichte und der neueren Sprachen an der Handelsschule in Bremen, nachdem er zuvor eine mehrmonatliche Reise durch Italien als Begleiter eines kränklichen jungen Mannes gemacht hatte. Von der Handelsschule ging er demnächst an das Gymnasium über, in dessen oberen Klassen er Unterricht ertheilte und bald die Liebe und Anerkennung der Schüler gewann. Ostern 1833 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der neueren Litteratur und Geschichte nach Rostock und ging von dort im Herbst 1836 in gleicher Eigenschaft nach Marburg, wo er bis zu seiner im Herbst 1843 erfolgten Uebersiedelung nach Berlin blieb. Soweit die engen Verhältnisse der Universitäten Rostock und Marburg es gestatteten, gelang es ihm, Theilnahme für seine von dem Brodstudium abgelegenen Fächer unter den Studirenden zu gewinnen und in seiner Lehrthätigkeit Befriedigung zu finden. Er gab heraus: „Spanisches Lesebuch, Auswahl aus der classischen Litteratur der Spanier in Prosa und Versen nebst kurzen biographischen und litterarischen Nachrichten und einem vollständigen Wörterbuch“ 1832, — „Handbuch der englischen Poesie“ 1833, — „Die neuromantische Poesie in Frankreich und ihr Verhältniß zu der geistigen Entwickelung des französischen Volkes“ 1833, — „Beiträge zur Kritik der neusten Litteratur“ 1837, — „Die englischen Universitäten, eine Vorarbeit zur englischen Litteraturgeschichte“, 2 Bde. 1839 und 1840, — ein Werk, welches von Newmann ins Englische übersetzt und in England viel genannt ist. — „Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador“, 1844 mit einer spanisch geschriebenen historisch-litterarischen Einleitung — und „De primitiva cantilenarum popularium epicarum [vulgo Romances] apud Hispanos forma“, 1844.

Diese wissenschaftlichen Arbeiten hinderten ihn aber nicht, die Entwickelung der öffentlichen Angelegenheiten mit lebhafter Theilnahme zu verfolgen. Obwol er die Pariser Julirevolution von 1830 als gerechte Vergeltung für vorgekommenen Rechtsbruch und als das Ende einer in sich unwahren Herrschaft von Fanatismus freudig hatte begrüßen und dem Verzweiflungskampfe der aufständischen Polen seine herzliche Sympathie hatte schenken können, so entfernte er sich doch immer mehr von den Bestrebungen des damaligen deutschen Liberalismus und gelangte immer entschiedener zu der Ueberzeugung, daß von der Herrschaft der liberalen Partei und von den von ihr vorgeschlagenen Mitteln, namentlich von der Beschränkung des Staatsoberhauptes mittelst Verfassungsparagraphen eine freiheitliche und gesunde Entwickelung des Volkslebens nicht zu erwarten sei; er empfahl dagegen, daß man das Gemeinde- und überhaupt alles Corporationsleben reich ausgestalte und ihm möglichst freie Bewegung gewähre, daneben sich aber immer die rechtliche Möglichkeit bewahre, bei außerordentlichen Wirrnissen und Stockungen des Staatslebens mittelst der absoluten Gewalt des Fürsten Heilung bringen zu können. Auch die Stellung, welche er jetzt zu den religiösen Dingen einnahm, wirkte auf seine politischen Anschauungen ein. Er war zunächst ohne Anschluß an eine bestimmte Confession aufgewachsen, indem der Vater seiner katholischen Kirche ebenso entfremdet gewesen war, wie die Mutter ihrer lutherischen. Als in seinen Jünglingsjahren Mutter und Erzieher von ihm forderten, daß er sich um seiner äußern Lebensstellung willen einer bestimmten Confession anschließe, verhielt er sich durchaus ablehnend und glaubte lange Zeit, in einem unbestimmten Deismus völlig Genüge finden zu können. Allmälig war er aber dazu gekommen, sich eingehender mit Glaubensfragen zu beschäftigen, und zwar zum Theil von Freunden angeregt, denen diese Fragen zu Lebensfragen geworden waren, zum Theil durch die Erwägung geleitet, daß wer das Volksleben verstehen wolle, auch an dem wichtigsten Factor desselben nicht theilnahmlos vorübergehen dürfe. Ein dringendes Bedürfniß nach

einem geistigen Halt und Trost kam hinzu, das umsomehr wuchs, je theilnahmvoller und empfänglicher er für den Schmerz aller Unterdrückten und Unglücklichen wurde. In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Bremen gelangte er, nachdem er sich mit Eifer dem Studium der Bibel und der Werke Luther's hingegeben hatte, zu der Gewißheit, daß er in dem Glauben der evangelischen Kirche den von ihm gesuchten Trost finden werde, und er hat lebenslänglich daran festgehalten. Gegen den damals noch herrschenden Rationalismus zog er mit scharfen Waffen zu Felde und stand nicht an, sich zu den christlich-gläubigen Kreisen und den von ihnen unternommenen Liebeswerken öffentlich zu bekennen. Der Umstand, daß er in Bremen zunächst der dortigen reformirten Kirche beigetreten war, hinderte ihn nicht, sich später in Rostock und Marburg zu den dortigen lutherischen Landeskirchen und demnächst nach seiner Uebersiedelung nach Berlin zur preußischen Landeskirche zu halten. Seinen politischen und religiösen Ueberzeugungen hat H. während seines Aufenthalts in Bremen, Rostock und Marburg in zahlreichen Aufsätzen und Recensionen Ausdruck gegeben, welche in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in den von Brockhaus herausgegebenen Blättern für litterarische Unterhaltung erschienen sind, sowie in einzelnen besonderen Schriften. Dahin gehören die Brochüren: „Ueber die Feier des achtzehnten Octobers", 1831, und: „Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die teutschen Universitäten, deren Verfall und Reform", 1834, eine sehr entschiedene Streitschrift gegen die auf den Wiener Ministerialconferenzen geplanten Angriffe auf die akademische Freiheit. In Rostock gab er auch 1834 eine besondere Zeitschrift heraus: „Mecklenburgische Blätter", die das Verständniß für vaterländische Geschichte, Litteratur und Kunst wecken und den berechtigten Localpatriotismus pflegen sollte. Die Schwierigkeiten, welche die Censur ihm bereitete, veranlaßten ihn, das Unternehmen nach Jahresfrist aufzugeben.

Zu einer praktischen Bethätigung seiner Auffassung von dem Werthe selbständiger Corporationen fand er Gelegenheit, als die mecklenburgische Regierung in die bis dahin bewahrte Unabhängigkeit der Universität eingriff und schließlich deren seitherige Verfassung im Verwaltungswege beseitigte. Die scharfe Opposition, in die er sich dadurch gedrängt sah, wurde der Grund, daß er Rostock bald verließ. Demnächst als Vertreter der Universität Marburg in die kurhessische Ständeversammlung entsandt, war er dort eben so sehr bemüht, jedem Verfassungsbruch, wie er kurz zuvor in Hannover stattgefunden hatte, vorzubeugen und die Regierung von Eigenmächtigkeiten zurückzuhalten, als auch der kleinlichen Nergelei entgegenzutreten, die seiner Meinung nach auf Seiten der Stände geübt wurde, und das Verhältniß zwischen Fürst und Volk verbitterte. Nachdem er sich fast ein Jahr lang in diesem Sinne bemüht hatte und zu der Ueberzeugung gelangt war, daß er auf keiner Seite Verständniß für die von ihm gewünschte Weise der Geschäftsbehandlung finde, legte er im Widerspruch mit den ihm ausgesprochenen Wünschen des Regenten sein Mandat nieder.

Als nach dem 1840 erfolgten Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Wogen der Politik in Deutschland höher zu schlagen begannen und die Jung-Hegel'sche Schule gar laut ihre Stimme erhob, um, wie H. meinte, die sittlichen Grundlagen von Staat, Kirche und Gesellschaft zu untergraben, fühlte er sich gedrungen, alle noch gebundenen und unthätigen, erhaltenden Kräfte des Staates zum Kampf gegen die von dorther drohenden Gefahren aufzurufen und zur Bildung einer selbständigen conservativen Partei aufzufordern, die nicht, wie es seither geschehen, allein der Regierung den Kampf gegen die destructiven Mächte überlassen, sondern selbständig und unabhängig auf dem Kampfplatz erscheinen sollte. In diesem Sinne ließ er die Brochüren ausgehen: „Ueber die Elemente, die Möglichkeit oder Nothwendigkeit einer con-

servativen Partei in Deutschland", 1841, und: „Die Opposition", 1842. Da er hier bestimmt ausgesprochen hatte, daß er in Preußen den Hort und Schutz Deutschlands sehe, und daß er für Preußen die Führung in Deutschland fordern müsse, so hatte er allerlei Angriffe von ultramontaner Seite zu erfahren, die er in einer weiteren Brochüre: „Was wollen eigentlich die Münchener historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" 1843, zurückwies. Gegen die Anglomanen, welche die deutschen Zustände nach englischem Muster eingerichtet haben wollten, richtete sich die Brochüre: „Zur vergleichenden Politik. I. Die englische Verfassung und ihr it works well!" 1843. Huber's Ausführungen und Forderungen, welche der Zeit weit vorausgingen, fanden damals bei dem großen Publikum nur wenig Beachtung und Verständniß. Aber Friedrich Wilhelm IV., mit dessen Gedanken und Plänen sie vielfach zusammen trafen, ward dadurch zu dem Entschlusse bestimmt, eine unabhängige conservative Zeitschrift ins Leben zu rufen, welche den liberalen Organen, namentlich den Ruge'schen Hallischen Jahrbüchern entgegen zu wirken vermöge, und H. die Leitung dieser Zeitschrift zu übertragen. Zunächst erfolgte unter der Vermittlung von Radowitz seine Berufung für eine um seinetwillen neu gegründete Professur der abendländischen Sprachen an der Berliner Universität, der er im Herbst 1843 Folge leistete. In Berlin erwartete ihn mancher schwere Mißerfolg. Während er selbst den Schwerpunkt seiner ganzen Stellung nach wie vor in seinem akademischen Amte finden zu müssen glaubte und dem Rufe in der Meinung gefolgt war, daß er ihn hauptsächlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten verdanke, empfing ihn die gelehrte Welt Berlins mit Mißtrauen, weil es bekannt geworden war, daß man ihm die Professur um politischer Zwecke willen übertragen habe. Das Ungenügende der Form seines Vortrags, welche er auf den kleinen Universitäten einem rein auf das Sachliche gerichteten Zuhörerkreise gegenüber vernachlässigt hatte, und welche dem jetzt aus Neugierde zusammenströmenden und mißgünstig gestimmten großen Publikum gegenüber sehr scharf hervortrat, wurde als Waffe benutzt, um ihm jede wissenschaftliche Bedeutung abzusprechen, und es gelang ihm erst im Laufe der Jahre allmälig dies Vorurtheil zu überwinden und einen kleinen Kreis strebsamer Schüler festzuhalten. Sein des Mißerfolges wegen wiederholt eingereichtes Abschiedsgesuch ward nicht angenommen.

Nachdem er den Sommer 1844 zu einer Informationsreise durch die westlichen Provinzen, und durch Belgien, England und Frankreich benutzt hatte, trat mit dem Jahre 1845 die neue Zeitschrift unter dem Titel: „Janus, Jahrbücher deutscher Gesinnung, Bildung und That" ins Leben. Sie erschien bei Wilhelm Besser in Berlin in vierzehntägigen Heften. Obwol die Kosten derselben, was jedoch als Geheimniß galt, vom Staatsschatz getragen wurden, erfreute sie sich dennoch einer vollständigen Unabhängigkeit, so daß es dem Ermessen des Redacteurs anheimgestellt blieb, welche Stellung er den einzelnen Tagesfragen gegenüber einnehmen wollte. Dafür blieb aber auch jede amtliche Förderung aus, auf die gehofft war, und die in Aussicht gestellte Mitwirkung eines großen Kreises von wissenschaftlichen oder staatsmännischen Notabilitäten erwies sich ebenfalls als eine Illusion. Trotz einiger Beiträge, die ihm von bedeutenden Männern zugingen, war H. im Großen und Ganzen auf die eigenen Kräfte angewiesen. Dennoch sind die erschienenen sieben Bände des Janus reich an einer Menge tüchtiger Arbeiten und umfassen die verschiedensten Gebiete des Wissens. Aber leider war Huber's Stil, der in seinen Jugendarbeiten leicht und fesselnd gewesen war, unter der gelehrten Arbeit und bei dem Streben, sich von jeder Uebertreibung frei zu halten, mehr und mehr schwerfällig geworden, und hatte grade damals, bei der ihm obliegenden Vielarbeit seine schlimmste Periode; er verstand es daher nicht, seine tiefen und oft durch Neuheit über-

raschenden Gedanken in eine der Menge leicht faßliche und sie anziehende Form zu kleiden. Mit scharfem Blick sah er die kommenden Entwickelungen mit ihren schweren Gefahren für die Bildung und Freiheit voraus, so daß seine Vorherverkündigungen nach Jahren in oft überraschender Weise eingetreten sind, aber die Mittel, die er dagegen angewendet haben wollte, waren für ihre Zeit so fremdartig und standen mit dem damaligen Denken und Fühlen so wenig in Einklang, daß niemand ernstlich ihre Durchführung unternehmen mochte. Er blieb unverstanden, wenn er die constitutionellen Ideale, welche die Zeit beherrschten, mit scharfen Waffen angriff und dagegen auf die sociale Frage, als auf die brennende Frage der Zukunft hinwies und in Beziehung auf sie schöpferische Thaten von den oberen Klassen der Gesellschaft forderte. Auch die Maßregeln der Regierung, einschließlich die der äußern Politik erfuhren gelegentlich seine ernste Mißbilligung.

Die Märztage von 1848 brachten dieser eigenartigen officiösen Zeitschrift, die immer nur einen wenig zahlreichen Leserkreis gehabt hatte, ein jähes Ende. Die damaligen Ereignisse hatten H. nicht unerwartet getroffen; dennoch erregten sie ihn auf das Tiefste, jedoch ohne ihn muthlos zu machen und zur Unthätigkeit zu veranlassen. Er hoffte vielmehr, daß nunmehr in weiten Kreisen Verständniß dafür erwachen werde, was dem Vaterlande Noth thue, und suchte durch Vereine, Flugblätter und Brochüren die Sammlnng der Conservativen und die Aufraffung derselben zu entschiedenen Thaten herbeizuführen. Er betheiligte sich deßhalb auch an den ersten Schritten für Begründung der Kreuzzeitung. Gar bald aber kam es ihm zum Bewußtsein, daß sich seine Wege von denen der Kreuzzeitungspartei scheiden mußten, zumal seitdem die Revolution niedergeworfen war. Er beschuldigte sie, daß sie den Sieg nur benutze, um ihr Parteiregiment aufzurichten, und daß sie somit beitrage, das alte königliche Regiment durch den Parlamentarismus zu verdrängen. Auch war er unzufrieden, daß man das deutsche Gemeinwesen ohne Oesterreich ordnen und den Föderalismus nicht als die einzige, der deutschen Art entsprechende Form des deutschen Gemeinwesens anerkennen wollte. In diesem Sinne schrieb er nicht nur eine Reihe von Artikeln für die Kreuzzeitung, sondern auch, als die Differenz mit ihr zu groß wurde, besondere Brochüren, so: „Suum cuique in der deutschen Frage", December 1849, — „Berlin, Erfurt, Paris", April 1850, — und „Recht, Ehre, Vortheil in der deutschen Frage", November 1850. Der Hauptvorwurf, welchen er der Kreuzzeitungspartei machte, war aber, daß sie kein Herz und kein Verständniß für die sociale Frage habe und ihn nicht unterstütze, wenn er in dieser Beziehung auf rettende Thaten dringe. Daß er hier auch von allen anderen seitherigen Freunden und namentlich auch von denen, mit welchen er sich in Betreff des kirchlichen Standpunktes eins wußte, in Stich gelassen wurde, war für ihn so schmerzlich, daß er sich ganz aus den seitherigen Verhältnissen zurückzuziehen und nur den socialen Bestrebungen zu leben sich entschloß. Er legte deßhalb 1851 seine Professur nieder und siedelte demnächst nach Wernigerode im Harz über, wo er sich ein Haus hatte bauen lassen. Vorher ließ er noch eine Brochüre ausgehen: „Bruch mit der Revolution und Ritterschaft", 1852, in welcher er die Gründe, welche ihn von der preußischen conservativen Partei schieden, scharf hervorhob und seine Stellung vertheidigte. Von da ab ist er nur noch vereinzelt, wenn die Wogen besonders hoch gingen, auf das Gebiet der Politik zurückgekehrt, so in der Zeit der preußischen sogenannten neuen Aera nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm mit der Brochüre: „Die Machtfülle des altpreußischen Königthums und die conservative Partei", 1862, und später mit der Brochüre: „Zur Schleswig-Holsteinischen Frage", 1863. In der letzteren Schrift forderte er im Gegensatz zu den damaligen Stimmführern der

conservativen Partei sehr energisch Preußens Eintreten für Deutschlands Recht und Ehre, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch ein Weltkrieg entzündet werde.

Der Schwerpunkt seines Interesses und seiner Thätigkeit lag aber fortan auf dem Gebiet der socialen Fragen. Bei dem offnen Blick, den er von Jugend an in den von ihm besuchten Ländern für die gesellschaftlichen Gliederungen und namentlich für die Lage der Armen gehabt hatte, war es ihm bei seiner Reise durch England 1844 zur Gewißheit geworden, daß die gewerbliche Produktion, welche mehr und mehr in den Fabrikbetrieb übergehen werde, nicht mehr ohne schroffe Uebergänge von der Ueberproduktion zur Verdienst- und Arbeitslosigkeit der großen Arbeitermassen möglich sei, und daß es daher darauf ankomme, diese Massen für solche Zeiten der Stockung vorzubereiten und zur Ertragung derselben stark zu machen. Er glaubte das hauptsächlichste Hinderniß für eine gedeihliche Entwickelung der ökonomischen Lage der Arbeiter in der Ausbeutung zu finden, der sie Seitens der Kleinhändler und Wohnungsvermiether unterlägen, und er sah in der Association der Arbeiter ein Mittel, um sie ökonomisch unabhängig zu stellen und zugleich zur Sparsamkeit und Umsicht zu erziehen. Er wagte aber nicht zu hoffen, daß sie mit eigener Kraft ein solches Ziel erreichen könnten, und er forderte deßhalb von der Regierung und von der Geburts-, Geld- und Geistesaristokratie, daß sie mit Aufwendung von Millionen durch Gründung von Arbeiterquartieren, die mit allem Comfort ausgestattet seien, wie sie die neuen Erfindungen ermöglichten, und durch innere Colonisation solche Associationen ins Leben riefen und damit die dumpfen Wohnungen der Großstädte, in welchen bis dahin die Arbeiter zusammengepfercht seien, entvölkerten. Dabei betonte er nachdrücklich, daß er die Selbständigkeit des Familienlebens nicht beeinträchtigt sehen wolle, und daß er die sittliche und religiöse Hebung der unteren Stände für die Hauptsache halte, daß ihm aber die Verbesserung ihrer ökonomischen Lage als die Grundlage und Vorbedingung dafür erscheine. In dieser Gestalt hatte er seine Gedanken und Pläne schon in den vierziger Jahren und inmitten der politischen Kämpfe, in die er in Berlin gestellt war, und die sich fast ausschließlich um Verfassungsfragen drehten, wiederholt dargelegt, obwol er noch nirgends Verständniß und Anklang fand. Dabei hatte er nach allen verwandten Bestrebungen sorgfältig Ausschau gehalten und sich z. B. bei der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft lebhaft betheiligt. Die Erfahrungen von 1848 hatten ihn noch fester davon überzeugt, daß von der Lösung der socialen Fragen die Gestaltung der Zukunft abhänge, und durch die persönliche aufopfernde Bethätigung an vielen Werken der Barmherzigkeit, wie sie die damalige Zeit ins Leben rief, war er noch mehr zu einer unmittelbaren Anschauung der thatsächlich bestehenden Zustände gelangt und hatte sich überzeugt, daß neben jenen mehr abstracten socialen Idealen, für welche er seither eingetreten war, auch eine Menge näher liegender Hülfsmittel vorhanden seien, durch welche den unteren Ständen geholfen werden könne. Nachdem Wichern die innere Mission als eine Aufgabe der Zeit hingestellt hatte, trat auch Huber mit allem Nachdruck für sie ein, wie er auf der anderen Seite aber auch die Unternehmungen von Schulze-Delitzsch, soweit sie auf Hebung des kleinen Gewerbebetriebes auf dem Wege der Selbsthülfe mittelst der Genossenschaft gerichtet waren, nicht nur mit lebhaftem Interesse verfolgte, sondern auch gegen Anfeindungen politischer Gegner und polizeiliche Behinderungen mit großer Wärme vertheidigte. In Wernigerode rief er selbst eine Reihe von Unternehmungen, wie Vorschußverein, Lehrlingsschule, Herberge zur Heimath, Arbeitsschulen u. s. w. mit großen persönlichen Opfern ins Leben, welche dem Handwerkerstande dienen und im Sinne der innern Mission wirken sollten, und hat mit großer Treue und Hingabe bis an sein Lebensende daran gearbeitet. Seine Hauptaufgabe sah er aber darin, in der Presse und durch

persönliche Einwirkung nach außen hin für die Gedanken der Association und innern Mission einzutreten und zur thatsächlichen Durchführung derselben anzuregen. Zu diesem Zwecke folgte er mit Aufmerksamkeit den verwandten Bestrebungen aller Culturstaaten. Auf vielfachen Reisen durch Deutschland, Belgien, Holland, Frankreich und zumal durch England unterrichtete er sich über den Fortgang der dortigen Genossenschaften und knüpfte mancherlei Verbindungen an, so daß er lange bevor die Nationalökonomen von Fach auf diese Dinge aufmerksam wurden, gleichsam einen Sammelpunkt und eine Auskunftsstelle über alle auf dem Princip der Association beruhenden Unternehmungen bildete. Er war es z. B., der zuerst weitere Kreise auf die räthselhaften Erfolge der unter dem Namen Pioneers von Rochdale zusammengetretenen Gesellschaft von Fabrikarbeitern hinwies, die bis dahin selbst in England wenig bekannt geworden waren und durch H. zu einer europäischen Berühmtheit gelangten. Aus den verschiedensten Gegenden wurde sein Rath in Anspruch genommen und dort auf seine Anregung hin Genossenschaften oder Werke der innern Mission gegründet. Seine sehr zahlreichen größeren und kleineren Schriften aus den letzten beiden Decennien seines Lebens enthalten eine reiche Fundgrube für die Geschichte dieser Bestrebungen. Als die wichtigsten sind zu nennen: „Concordia, Blätter der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft“ Berlin 1849. „Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854“, 1855. „Concordia, Beiträge zur Lösung der socialen Fragen“; in zwangslosen Heften (6), Leipzig 1861—1862. „Sociale Fragen“ 1863—1869. „Noth und Hülfe unter den Fabrikarbeitern auf Anlaß der Baumwollensperre in England“, 1863. „Die Arbeiter und ihre Rathgeber“, 1863. „Zur Reform des Armenwesens“, 1867. Außer in vielen andern Brochüren hat er seine Ansichten und Erfahrungen in sehr zahlreichen Artikeln in den verschiedensten kirchlichen, nationalökonomischen und politischen Zeitschriften und Sammelwerken Deutschlands und hin und wieder auch in englischen und französischen Zeitschriften dargelegt. Außerdem hat er an manchen Orten Wandervorträge gehalten und auf vielen Congressen, wie denen für innere Mission, für Socialwissenschaften u. s. w. in Deutschland, Belgien und England geredet. Der Erfolg seiner Agitationen ward freilich durch die trotz aller Anstrengung niemals ganz überwundene Schwerfälligkeit seines Stils und seinen Mangel an Beredsamkeit geschmälert, aber die Würde seiner Persönlichkeit, die Ueberzeugungstreue, Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit, die sich in seinen ganzen Auftreten aussprach, verfehlte nicht einen nachhaltigen Eindruck zu machen und ihm manche mit großer Liebe und Treue an ihm hangende Schüler zu gewinnen. Freilich, die Menge der Wohlhabenden und Gebildeten und die Machthaber im Staate für seine Ideen zu gewinnen und sie zu den von ihm geforderten rettenden Thaten anzutreiben, — ist ihm nicht gelungen, und er hat dort keinen Glauben gefunden, wenn er immer bestimmter die Gefahren vorhersagte, welche dem Gemeinwesen aus den Ideen erwachsen mußten, die bereits die Arbeitermassen zu beherrschen begannen, und hauptsächlich von der Bethätigung herzlichen Wohlwollens der oberen Stände für die unteren Hülfe erwartete. Nach seinem Tode hat auch das blödeste Auge die Richtigkeit seiner Vorherverkündigungen einsehen können, wie sich beispielsweise im Mai 1871 in Paris das Wort bewahrheitete, welches sich in dem letzten, von ihm geschriebenen, im Sommer 1869 in der deutschen Vierteljahrsschrift veröffentlichten Aufsatz findet: „Man vergesse nicht, daß die rothe Republik das furchtbarste elementarische Zerstörungsmittel bisher noch nicht angewendet hat — die Brandfackel. Warum sollte sie nicht ihre Brandgensdarmen haben, wie die polnische Insurrection ihre Hängegensdarmen?“

Möge am Schluß noch ein Wort von ihm Raum finden, in welchem sich seine Auffassungsweise besonders scharf charakterisirt hat, und welches auch für künftige Zeit seine Bedeutung behält. Er schrieb 1868 in einem Aufsatz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „Die sociale Frage ist vor Allem eine Bildungsfrage für alle dabei betheiligten sociellen Elemente. Sie ist dies vor Allem in ihrer sittlichen Bedeutung, und so lange nicht alle Bildungsanstalten und Bildungsmittel dahin wirken, das Bewußtsein eines socialen Berufs und damit verbundener Pflichten zu wecken und zu nähren, wie dies hinsichtlich des allgemein sittlich-religiösen und menschlichen und des politischen Berufs längst anerkannt ist — so lange hat unsere nationale Bildung eine höchst bedenkliche Lücke."

Obwol er die letzten Lebensjahre kränkelte, blieb er bis zu seinem am 19. Juli 1869 in Wernigerode erfolgten Tod, in dem selbst gewählten Beruf rastlos thätig. Er war seit 1830 mit Auguste geb. Klugkist aus Bremen verheirathet. Seine Wittwe hat ihn überlebt. Kinder sind ihm nicht geschenkt worden.

Vgl. Victor Aimé Huber. Sein Werden und Wirken. Von Rudolf Elvers. 2 Theile. Bremen 1872 und 1874. R. Elvers.

Huberinus: Caspar H., auch oft, wie z. B. in Luther's Briefen, Huber genannt, (er schrieb seinen Namen selbst auch wol Huober, s. unten), wurde am 21. December 1500 zu Wilspach (?) in Baiern geboren. Seit dem J. 1525 trat er in Augsburg mit der Predigt der evangelischen Lehre in Luther's Sinn auf; vorher soll er Mönch gewesen sein. In dem genannten Jahre gab er auch schon eine Schrift heraus, in welcher er diejenigen tröstet, die als „heimliche Christen" wegen ihres evangelischen Bekenntnisses zu leiden haben. Daß von dieser Schrift in demselben Jahre auch ein zweiter Druck in Wittenberg erschien, weist vielleicht auf eine Beziehung, in der er mit den dortigen Reformatoren stand. In den folgenden Jahren (1526 und 1527) wird er als eifriger Kämpfer gegen die Wiedertäufer, die in Augsburg aufgetreten waren, genannt. Im J. 1528 reiste er auf Kosten einiger vermögender Männer nach Bern, um der dortigen Disputation über das heilige Abendmahl und den Gebrauch der Bilder in den Kirchen beizuwohnen. Nicht lange darauf, die Vorrede ist vom 1. Januar 1529 datirt, erschien seine Schrift „Vom Zorn und von der Güte Gottes" und zwar zugleich mit einer Vorrede Luther's, in welcher Luther sie unter Anderem den feinen Büchlein zurechnet, die, weil sie Christum so redlich bekennen und predigen, auf dem Fels, darauf sie gebaut sind, wol sicher bleiben werden. Von dieser Schrift erschien noch im J. 1529 eine niederdeutsche Uebersetzung in Hamburg, und hernach ist sie sowol hochdeutsch als niederdeutsch oftmals wieder gedruckt, namentlich in Magdeburg und Wittenberg; noch im J. 1860 wurde sie in Halle neu verlegt. — Ungefähr um diese Zeit (1529) wurde H. als Pfarrer in Augsburg angestellt, mußte dann aber mit den übrigen evangelischen Predigern vor der Eröffnung des Reichstages im J. 1530 Augsburg verlassen (vgl. d. Art. Frosch, Bd. VIII S. 147); im folgenden Jahre wurde er wieder zurückberufen. In den Streitigkeiten, welche in den J. 1531 und 1532 zwischen den Anhängern Luther's und Zwingli's in Augsburg ausbrachen, erwies er sich als einen gemäßigten Lutheraner, so daß er auch in Augsburg bleiben konnte. Als dann im Juni des J. 1535 der Rath und die Geistlichen Augsburgs zur völligen Beilegung dieser kirchlichen Streitigkeiten und zur Vergleichung mit Luther eine Gesandtschaft nach Wittenberg schickten, wurde H. mit dem berühmten Arzte Dr. med. Gereon Seyler dorthin entsandt; sie reisten über Nürnberg, kamen im Juli in Wittenberg an und wurden von Melanchthon zu Luther geführt; bei dem Gespräche war auch Justus Jonas zugegen. Es kam zu einer völligen Verständigung, die für das ganze weitere Verhältniß Luther's zu den Süddeutschen bedeutungsvoll ward. Die Gesandten gingen darauf von Wittenberg nach Celle,

um bei Herzog Ernst die Entlassung des Urbanus Regius zu bewirken, damit dieser wieder nach Augsburg käme, was ihnen jedoch nicht gelang. Hernach war H. bei der Einführung der Reformation in der Pfalz thätig und im J. 1544 ward er zum Stiftsprediger und Superintendenten nach Oehringen in der Grafschaft Hohenlohe berufen. Damals war er schon verheirathet und hatte mehrere Kinder. Er kam dann während der über das Interim ausgebrochenen Unruhen im December 1551 wieder auf einige Monate als Prediger nach Augsburg zurück, da er sich durch seinen Schwager, den kaiserlichen Vicekanzler Seld, zur Annahme des Interims hatte bewegen lassen. Hierdurch gab er vielen seiner bisherigen Freunde großen Anstoß, und er selbst hat diesen Schritt auch später bereut, wenn er auch nach seinen eignen Worten keine Verleugnung der Wahrheit in ihm sah. (Hingegen ist es nicht nachweisbar, daß er einer der Verfasser des Interim sei.) Nachdem das Interim sich als unhaltbar erwiesen, kehrte H. wieder in seine Stellung in Oehringen zurück, wo er dann schon am 6. October 1553 starb. Außer den schon angeführten gibt es eine große Anzahl deutscher, meist asketischer Schriften von ihm, die sich zu ihrer Zeit einer nicht geringen Beliebtheit erfreuten. Seine letzte größere Schrift „Spiegel der Hauszucht", eine Auslegung des Jesus Sirach, Nürnberg 1553 (Fol., die Vorrede vom 2. Juli 1552), und hernach mehrfach wieder gedruckt, ist eine reiche Fundgrube für deutsche Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten. H. hat auch geistliche Lieder gedichtet; von den vier bekannten sind zwei in von ihm selbst herrührenden Schriften veröffentlicht, — wenn nämlich das in seinem Buch „Vom christlichen Ritter", Neustadt an der Donau 1545, gedruckte Lied: „O Herr, mein Gott, aus Angst und Noth führ' mich durch deine Güte", auch (mit Wackernagel u. A.) als sein Lied zu betrachten ist; der Name des Druckers Hans Kilian, welcher sich über der beim ersten Verse gedruckten Melodie dieses Liedes findet, soll wol nur bedeuten, daß auch der Druck der Noten von Kilian, dem Drucker des ganzen Werkes, herrührt. In dem Abdruck dieses Buches aus dem J. 1570 fehlt mit der Melodie der ganze erste Vers, so daß das Lied hier mit den Worten: „Herr Christe mein, Dein will ich sein" beginnt, und nothwendig für ein Lied Huberinus' gehalten werden muß. Das dritte seiner Lieder findet sich erst in einer im J. 1573 veröffentlichten Sammlung. Das vierte und längste, „Ein geistlich Lied, wie ein armer Sünder seine Noth klagt Christo, seinem Herrn", bei welchem die Anfangsbuchstaben der zwölf Strophen den Namen Caspar Huober ergeben, wird auch unserm H. zugeschrieben werden müssen, obschon Wackernagel aus Huober und Huberinus zwei Personen macht; es befindet sich auf einem offenen Blatt, auf dessen Rückseite der linke untere Theil eines Wandkalenders gedruckt ist; der Kalender soll aus dem J. 1540 sein, was sich z. B. an dem charakteristischen Datum „Februar 29, Oculi" sicher würde erkennen lassen; dann wäre das Lied also wol bald nach dem J. 1540 gedruckt.

Joh. Christ. Wibel, Hohenlohische Kyrchen- und Reformationshistorie, Onolzbach 1752 f., Bd. I. S. 379 ff. (hier die Angabe über Ort und Zeit seiner Geburt) und Bd. II. S. 452 f. (Angabe seiner Schriften, aber ungenau). — Emil Weller, Repertorium, S. 380, Nr. 3433 f. — K. F. A. Scheller, Bücherkunde der sassisch-niedersächsischen Sprache, Braunschweig 1826 (an den im Register genannten Stellen). — Luther's Briefe in der Ausgabe von de Wette &c., Bd. IV S. 330, 612 f., 642; Bd. V S. 28; Bd. VI S. 143. — Corpus Reformatorum, Bd. II, Sp. 891 f. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. III S. 838 u. 922. — Jöcher, Bd. II, Sp. 1745. — Wagenmann in Herzog und Plitt's theologischer Realencyklopädie, 2. Aufl., Bd. VI S. 343 f., wo auch aus der übrigen Litteratur das Wichtigste citirt wird.

Bertheau.

Hubert, Bischof von Lüttich (ca. 700—728). Als zu Anfang des achten Jahrhunderts Bischof Lambert von Maastricht, dem damaligen Bischofssitz der alten Diöcese Tongern, ermordet war, wurde Hucbert oder Hugbert, wie der Name damals lautet, sein Nachfolger, wie es scheint durch canonische Wahl. Wir dürfen annehmen, daß er vor 670 geboren ist. Von seiner Abstammung wissen wir nichts, von seinem Vorleben nur, daß er verheirathet war und einen Sohn Florebert hatte, der ihm auf dem Lütticher Bischofsstuhl folgte, ferner daß er seines Vorgängers Lambert Schüler war. Zwar weiß die spätere Legende zu berichten, daß er von vornehmer Abkunft in Aquitanien geboren, ein Neffe der heiligen Oda, unter König Theoderich III. Pfalzgraf und ziemlich weltlichen Sinnes gewesen sei. An einem kirchlichen Feiertage sei ihm auf der Jagd ein Hirsch mit dem Kreuzeszeichen zwischen dem Geweih erschienen; hierdurch und durch eine himmlische Stimme zur Buße bewegt, habe er sich zum Bischof Lambert, endlich nach Rom begeben und sei dort von Papst Sergius I. (687—701), der in nächtlicher Vision von Lambert's Tode und Hubert's Ankunft unterrichtet worden, zum Bischof von Maastricht geweiht. Das gehört alles der Sage an. Die gelehrte Fabel, wie sie im 14. und 15. Jahrhundert blühte, hat dann noch viel hinzugethan. Sie kennt den Vater des H., einen Herzog Bertrand von Aquitanien, der nie existirt hat, seine Mutter Hugberna, seine Gemahlin Floribana — man sieht, daß die Namen der Frauen nach denen ihrer Söhne gebildet sind —, sie construirt eine Verwandtschaft dieser Familie mit dem Merowingischen Königshause und dem ähnliches mehr. Für uns steht nicht einmal das Jahr fest, in welchem Lambert ermordet und H. sein Nachfolger wurde. Spätere Quellen geben die Jahre 698, 701, 708 an. Das letztere zumeist angenommene scheint ganz unmöglich. Unseres Erachtens darf Hubert's Amtsantritt nicht über das J. 701 hinaus vorgeschoben werden. Als Bischof erbaute H. in Lüttich, einem damals unbedeutenden Ort, zu Ehren seines Vorgängers Lambert und an dem Orte, wo dieser ermordet worden war, eine sehr große Kirche und ließ sie prächtig ausschmücken. Die Mittel dazu wurden theilweise durch Beisteuern der reichen Diöcesaneingesessenen aufgebracht. Nachdem sie fertig gestellt war (sie wird in gleichzeitiger Quelle schon im J. 714 erwähnt), übertrug H. im 13. Jahre seiner Prälatur in diese Kirche von Maastricht die Gebeine seines Vorgängers, der bereits als Märtyrer verehrt wurde. An diese Uebertragung knüpft die spätere Tradition die Verlegung des Bischofssitzes der Diöcese von Maastricht nach Lüttich. Offenbar mit Recht. Denn wenn sich auch eine bewußte und förmliche Uebertragung durch H. nicht nachweisen läßt, so blieb Lüttich doch thatsächlich seitdem Bischofssitz, die St. Lambertskirche wurde fortan als Kathedralkirche der Diöcese betrachtet. H. selbst scheint in Lüttich seinen beständigen Wohnsitz genommen zu haben. Auch baute er daselbst außer jener großen eine zweite Kirche am Fuße des Publicus-mons, die er den Aposteln und vornehmlich dem heiligen Petrus weihte, auch nach einer späteren Nachricht mit Schenkungen bedachte. Wenn freilich Anselm in seiner Geschichte der Lütticher Bischöfe meldet, H. habe der neuen Metropole Stadtrecht verliehen und Maße und Gewicht bestimmt, so ist das eine Uebertragung späterer Verhältnisse auf eine Zeit, in der das unmöglich war. Jedenfalls verdankt aber diese Stadt dem heil. H. ihr Erstehen zu Bedeutung und Größe. Der alte zeitgenössische Biograph schildert H. als einen Mann voll echt christlichen Sinnes, voll milden Erbarmens gegen Bedürftige und Leidende, stets bereit dem Schwachen gegen den Mächtigen zu helfen, thätig für die Verbreitung christlicher Gesinnung in seiner Diöcese, namentlich durch Predigt und Visitation der Kirchen und Klöster. Besonders bemühte er sich um Ausrottung der Reste des Heidenthums in den Ardennen, in den Gauen Toxandrien und Brabant. Nachdem er eine Kirche im Brabantergau geweiht

hatte, erkrankte er und starb einige Tage darauf im J. 728 (wahrscheinlicher als 727) auf der Rückreise nach Lüttich im Dorfe Tervueren zwischen Löwen und Brüssel. Seine Leiche wurde in der St. Peterskirche zu Lüttich beigesetzt. Als Todestag wird der 30. Juni angegeben, doch stimmt damit nicht die Angabe der alten Vita, daß er an einem Freitag starb. Die Kirche feierte sein Fest am 3. November, doch versichert eine Lütticher Quelle, daß dieses der Tag der Elevation sei. Nämlich im J. 744 (wahrscheinlicher als 743) wurden in Gegenwart des Major Domus Karlmann die Gebeine des Heiligen aus ihrem früheren Grabe erhoben, — es ist das die alte Form der Anerkennung der Heiligkeit eines Verstorbenen. Im J. 825 wurde sein Körper durch Bischof Waltcaud von Lüttich nach dem Kloster Andoin in den Ardennen, das nach ihm später St. Hubert genannt wurde, übertragen. Der heilige H. galt wegen des oben erwähnten, auf der Jagd ihm angeblich passirten Wunders als Schutzpatron der Jäger und des Waidwerks. Ein Jagdwunder findet sich auch unter den Mirakeln, die er an seiner neuen Ruhestätte that.

Die älteste von einem Lütticher Kleriker und jüngeren Zeitgenossen des Heiligen nach 744 verfaßte Vita ist herausgegeben von W. Arndt, Kleinere Denkmäler aus der Merowingerzeit (Hannover 1874), S. 48—70. Da sie in höchst barbarischer Sprache geschrieben ist, überarbeitete sie kurz nach 825 Bischof Jonas (von Orléans?) und fügte die Erzählung der Translation von 825 hinzu. Edirt von Surius, Vitae sanct. prob. (ed. Colon. 1575) VI. 45—56; Roberti, Historia S. Huberti (Luxemburgi 1621, 4°) S. 20—71; die Translatio auch bei Mabillon, Acta SS. ord. Bened. IV. 1. 293—297, und Arndt a. a. O. S. 77—82. Der Libellus de conversione S. Huberti comitis, postmodum episcopi Leodiensis bei Roberti S. 3—11 ist erst zwischen 1060 und 1120 geschrieben und durchaus fabulos. Die Miracula bei Roberti S. 72—112 und Mabillon a. a. O. S. 297—305. Einzelne Notizen liefern Gottschalk's Vita S. Lamberti, Acta SS. Boll., Sept. V. 580 und spätere Lütticher Geschichtsquellen. Die Nachrichten, welche Roberti S. 166—168 und Hartzheim, Concil. Germ. I. 32, 33 über drei von H. abgehaltene Synoden, darunter Canones einer angeblich am 29. April 710 zu Lüttich versammelten Synode, beibringen, sind apokryph. — Aus der zahlreichen Litteratur ist nur Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, I. 560—562 und J. Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands, II. 335—338 erwähnenswerth.

Holder-Egger.

Hubert: Konrad H. (auch Huber, Huober, Humbert, Hunbart, ferner Pulbarba und Pulbarbus [von poule und barbe] und Ornipogon genannt), der Freund und Gehülfe Butzer's, wurde im J. 1507 zu Bergzabern als Sohn eines Handwerkers geboren. Im J. 1519 kam er auf die Schule nach Heidelberg; sieben Jahre später ist er als Student der Theologie zu Basel, wohin ihn der Pfarrer seines Geburtsortes Nicolaus Thomas Sigelspach empfohlen hatte. Hier nahm ihn Oekolampad als Amanuensis (Famulus) in sein Haus, dem er mannichfach bei seinen gelehrten Arbeiten Hülfe leistete, und im vertrauten Umgang mit ihm ward H. für die evangelische Wahrheit gewonnen. H. hatte außerdem Verbindung mit Johann Operinus, Thomas Plater, Johann Gast u. A. und zeichnete sich durch frommen Sinn und wissenschaftliches Streben aus. Wenige Monate vor seinem Tode empfahl Oekolampad ihn seinem Freunde Martin Butzer (vgl. Bd. III S. 664), der sich damals als Pfarrer an der Thomaskirche zu Straßburg in einer sehr angesehenen Stellung befand. So wurde denn H. im Sommer 1531 Butzer's Diaconus zu St. Thomä; außerdem aber unterstützte er denselben auch bei seinen Studien und vertrat ihn während seiner Abwesenheit auf mannichfache Weise in seinem Hause und in seinem Amte.

Das Verhältniß, das von vornherein ebenso sehr ein persönliches als ein amtliches war, ward ein immer innigeres und freundschaftlicheres und dauerte 18 Jahre lang bis zu Butzer's Flucht nach England im April 1549. Unter den bescheidensten Ansprüchen lebte sich H. immer mehr in Butzer's Vertrauen hinein, so daß dieser sich seines Rathes vielfach und gern bediente. Besonders war H. ihm auch durch seine außerordentlich schöne Handschrift bei seiner Schriftstellerei von dem größten Nutzen, da Butzer selbst eine kaum leserliche Hand schrieb und H. seine Gedanken zu errathen und seine Aufzeichnungen zu entziffern und, was oft nöthig war, ganz in seinem Sinne zu ergänzen verstand. Butzer sprach dann auch wiederholt aus, wie viel er Hubert's Diensten verdanke. Außerdem war H. fortwährend als Prediger und Seelsorger im Kirchendienst thätig und wirkte auch außerhalb Straßburgs zur Verbreitung der Reformation; so hielt er im J. 1545 die erste evangelische Predigt zu Westhofen. Als aber Butzer wegen des Interim Straßburg hatte verlassen müssen, kam für H. eine böse Zeit; namentlich unter Butzer's zweitem Nachfolger Beatus Gerung mußte er sich manche Zurücksetzung gefallen lassen. Schlimmer aber ward es noch für ihn, als im J. 1557 nach Gerung's Tode Melchior Specker Pfarrer wurde; nicht nur war ihm in diesem ein jüngerer College vorgezogen, sondern Specker, der streng lutherisch war, wollte Hubert's kirchliche Stellung, die derjenigen Butzer's gleich kam, nicht gelten lassen; er und sein Gesinnungsgenosse Professor Johann Marbach setzten es durch, daß H. im J. 1562 aus dem Kirchenconvente ausgestoßen und darauf im J. 1563 seines Amtes entsetzt und als „Freiprediger" angestellt ward; als solcher hatte H. keine eigene amtliche Thätigkeit mehr, sondern nur in Verhinderungsfällen die Stadtprediger zu vertreten. Die Streitigkeiten, die damals über die Beibehaltung der Tetrapolitana (des Vierstädtebekenntnisses) und die Annahme der Augsburger Confession in Straßburg geführt wurden, in welchen H. sogar wegen calvinischer Irrlehren angeklagt ward, veranlaßten ihn, sich immer mehr vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. In der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte er sich besonders mit einer Ausgabe der Werke Butzer's. Dieser hatte ihm die Vormundschaft über seinen Sohn erster Ehe, Nathanael, „einen fast blödsinnigen und trägen Menschen" (vgl. Röhrich), übertragen; nach dem Tode der Vormünder der Kinder zweiter Ehe fiel H. die ganze Arbeit der Ordnung des Nachlasses zu, welche ihm viel Mühe und Unannehmlichkeiten bereitete. Nicht besser ging es ihm bei seinen Bemühungen um den litterarischen Nachlaß Butzer's. Schon gleich nach Butzer's Tode, der im J. 1551 erfolgt war, hatte H. daran gedacht, die gedruckten und die handschriftlich hinterlassenen Werke desselben herauszugeben; im J. 1556 war dann der Plan seiner Ausführung nahe: H. und der Rector Johannes Sturm wollten sie bei Operinus in Basel erscheinen lassen. Nach der Ueberwindung vielfacher Schwierigkeiten, zu denen dann auch Operinus' Tod kam, erlebte H. nur, daß der erste Band unter dem Titel „Martini Buceri scripta Anglicana fere omnia" im J. 1577 zu Basel bei Perna erschien; die Zueignung Hubert's an den Erzbischof Grindell ist vom 22. Februar 1577 datirt; am 13. oder nach anderer Angabe am 23. April 1577 starb H.; die Ausgabe der Werke Butzer's blieb unvollendet. — H. hat sich auch als Dichter geistlicher Lieder bekannt gemacht. Zuerst erschienen Lieder von ihm, so viel wir wissen, in dem Straßburger Gesangbüchlein, das im J. 1545 bei Wolff Köphl erschien; aber hier sind sie noch ohne Namen; erst in späteren Ausgaben dieses Gesangbuches, die jedoch noch zu seinen Lebzeiten in Straßburg erschienen, wird er als Dichter genannt; so bei einem Liede im Gesangbuch von 1559, bei einem anderen im großen Kirchengesangbuch von 1560 (hier als Conrad Humbert angeführt), dann bei zwei weiteren im Gesangbuch von 1566 ꝛc.; das Genauere hierüber s. bei Goedeke

und Wackernagel. Wie weit H. namentlich wol nach Butzer's Fortgang an der Herausgabe dieser Gesangbücher betheiligt gewesen ist, scheint noch nicht festgestellt zu sein; nach Goedeke hat er „ohne Zweifel“ die Herausgabe des großen Kirchengesangbuches von 1560 besorgt, nach Röhrich wenigstens die der zweiten Auflage dieses Buches von 1572. Eine Sammlung neuerer lateinischer Gesänge herauszugeben ward H. durch den Tod verhindert. — Außer den vier Liedern, deren eben gedacht ist, wird ihm oft auch das Lied: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ, mein Hoffnung steht auf Erden“, zugeschrieben; falls mit Recht, so wäre er Dichter eines der bekanntesten und besten Kirchenlieder. Es würde Niemand daran zweifeln, daß er der Verfasser desselben sei, da die Bezeugung für ihn (1560: Conrad Humbert, 1566 und später: Conrad Hubert) der seiner übrigen Lieder nicht nachsteht, wenn nicht andererseits dasselbe ebenso bestimmt dem Joh. Schneesing († 1567) zugeschrieben würde; da jedoch das ursprüngliche Zeugniß für Schneesing, nach welchem das Lied aus dem J. 1522 (sic!) stammen soll, jedenfalls so, wie es lautet, nicht glaubwürdig ist, so bleibt kein rechter Grund, das Lied H. abzusprechen; denn daß dasselbe schon früh nicht nur außerhalb Straßburgs bekannt war, sondern auch in einer niederdeutschen Uebertragung, aber immer ohne Namen des Dichters, sich vorfindet, ist kein Beweis dafür, daß es nicht von H. sein könne.

Ueber ihn ist ganz besonders zu vgl.: Tim. Wilh. Röhrich im dritten Bande der Mittheilungen aus der evangelischen Kirche des Elsaßes, Straßburg 1855, S. 245—274; dieser Aufsatz ist eine Erweiterung eines von demselben Verfasser früher in den Straßburger Beiträgen von Reuß und Cunitz, Bd. IV, 1852, veröffentlichten. — Joh. Wilh. Baum, Capito und Butzer, Straßburgs Reformatoren (Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche, Bd. III), Elberfeld 1860, S. 586 ff. — Ed. Em. Koch, Geschichte des Kirchenlieds ꝛc., 3. Aufl., Bd. II S. 106 ff., Bd. V, S. 653. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. III S. 944 ff. — Ueber die genannten Gesangbücher: Goedeke S. 161 und Wackernagel, Bibliographie, S. 201, 291, 295 u. 325; das Gesangbuch von 1572 erwähnt Wackernagel nicht. — Ueber das Lied „Allein zu Dir“ ꝛc. Fischer im Kirchenliederlexikon; Julius Mützell, Geistliche Lieder, Berlin 1855, Bd. I S. 94, und Wackernagel, Bd. III S. 174 ff. — Vgl. auch Goedeke S. 180 Nr. 47. Daß es noch einen jüngeren Liederdichter desselben Namens gegeben habe, der 1642 Diacon in Straßburg gewesen und 1668 oder 1686 gestorben sei (Adler, Lebensnachrichten über die Verfasser der Lieder in dem Gesangbuche für die evang.-luth. Kirche in Baiern, 3. Aufl. 1868 S. 29; Curtze, Gesch. des evangel. Kirchengesangs in Waldeck, 1853 S. 226) beruht auf Irrthümern, von denen einer den anderen erzeugt zu haben scheint. Bertheau.

Hubert: Petrus H., auch Herbert genannt, ist einer der drei Herausgeber des großen deutschen Gesangbuches der böhmisch-mährischen Brüder vom J. 1566 (vgl. d. Art. Geletzki, Bd. VIII S. 539). Er unterschreibt sich unter der Vorrede als Petrus Hubertus Fulnecensis. Der Zusatz könnte bedeuten, daß H. aus Fulnek in Mähren stamme, geht aber doch wol wahrscheinlicher darauf, daß er damals dort angestellt war. Aus seinem Leben ist folgendes bekannt. Als Calvin sich über die Abendmahlslehre der mährischen Brüder tadelnd geäußert hatte und diesen viel daran lag, dieses Urtheil zu mildern und überhaupt Calvin, Musculus und die Schweizer für sich zu gewinnen, sandten sie im J. 1560 Johannes Rokyta und unsern H. dorthin ab. Die Gesandten, welche die Weisung hatten, zuerst Vergerius aufzusuchen und ihn Ende Mai 1560 in Göppingen trafen, ließen sich von diesem bewegen, zunächst den Herzog Christoph von Württemberg um seine Vermittlung zu bitten. Dieser widerrieth die Reise

nach der Schweiz, versprach aber, einige junge Leute aus der Unität auf seine Kosten in Deutschland studiren zu lassen. H. reiste darauf allein weiter nach der Schweiz. In Zürich kam er mit Bullinger und Peter Martyr zusammen; am 24. Juni war er bei Musculus in Bern, Ende Juni in Genf bei Calvin; überall fand er freundliche Aufnahme und wenigstens der jetzigen Lehre der Brüder über das Abendmahl zustimmende Erklärungen. — Im J. 1561 finden wir sodann H. als Führer einer zweiten Gesandtschaft beim Herzog von Würtemberg, um demselben zunächst zwei Brüder zur Unterstützung während ihrer Studien zu empfehlen. Der Herzog ließ beide auf seine Kosten drei Jahre in Tübingen studiren. — Als nach dem Tode Kaiser Ferdinands im J. 1564 die Brüder in Böhmen beschlossen hatten, thunlichst schnell dem neuen Kaiser Maximilian eine Bittschrift zu überreichen, um für die Brüder günstigere Verhältnisse zu gewinnen, ward H. den Gesandten als geistlicher Rath mitgegeben; er war auch der Verfasser der bei dieser Gelegenheit dem Kaiser überreichten Confession der Brüder, die vor ihrer Uebergabe vom Leibarzt des Kaisers, Crato durchgesehen war. Maximilian nahm Bittschrift und Confession an und versprach eine Antwort; aber dabei blieb es zunächst; die Confession sandte der Kaiser an das utraquistische Consistorium in Prag zur Prüfung. — An dem Gespräch, das der Graf Hardegg am 29. November 1565 auf seinem Schlosse Latowitz veranstaltete, um eine Vereinigung der Brüder mit der lutherischen Reformation zunächst auf den Gütern des Grafen zu erreichen, hat H. als einer der drei Vertreter der Unität theilgenommen. — Er gehörte dann auch zu den Deputirten, welche am 27. November 1566 dem Kaiser Maximilian im Namen der Unität das schon genannte Gesangbuch vom J. 1566 überreichten und bei dieser Gelegenheit dem Kaiser die schon früher übergebene Confession ins Gedächtniß zurückriefen. Ihr Erfolg war wenigstens soweit ein günstiger, als sie die Zusage erhielten, daß die Brüder um ihres Glaubens willen nicht verfolgt werden sollten. — Aus dem Mitgetheilten geht hervor, daß H. das Vertrauen der Brüder in besonderem Maße genossen haben muß. Ob er in Mähren, vielleicht in Fulnek, als Prediger oder Lehrer eine amtliche Stellung innegehabt hat, scheint nicht mehr nachzuweisen; zuletzt war er Consenior in Eibenschitz, er starb im J. 1571; „war gesonnen noch mehr im Weinberge des Herrn zu arbeiten, aber Gott hat ihn zeitlich zur Ruhe abgefordert“, heißt es in der Ausgabe des erwähnten Gesangbuches vom J. 1639; er ist also nicht alt geworden. Aus dieser späteren Ausgabe des Gesangbuches erfahren wir auch, daß im Gesangbuche von 1566 schon 93 Lieder von ihm sind und daß er im Ganzen 104 Lieder gedichtet hat; wie weit er diese Lieder mehr nur aus dem Böhmischen übersetzt hat und wie weit dieselben als seine eigenen Dichtungen angesehen werden können, wird im Einzelnen noch nicht untersucht sein. Im Ganzen haben sie den Charakter der übrigen deutschen Brüderlieder; sie zeichnen sich durch Einfachheit und schöne Sprache aus; einige sind Bearbeitungen lateinischer Kirchenlieder. Wackernagel hat in seiner großen Sammlung 73 Lieder Hubert's aufgenommen.

Wackernagel, Bibliographie, S. 624 ff. Das deutsche Kirchenlied, Bd. I S. 727; Bd. IV S. 384—449. — Anton Gindely, Geschichte der böhmischen Brüder, Prag 1857 f., Bd. I S. 410 ff., 459; Bd. II S. 25, 34, 40 u. 465. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds &c., 3. Aufl., Bd. II S. 411 und 414 f.

Bertheau.

Hubmaier: Balthasar H. (auch Hubmör, Hübmör, Hiebmaier), geboren vermuthlich in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts in Friedberg bei Augsburg, daher auch häufig Friedberger oder Pacimontanus genannt, † am 10. März 1528 auf dem Scheiterhaufen in Wien. Er besuchte wahrscheinlich die lateinische Schule in Augsburg und wurde am 1. Mai 1503 in die Matrikel

der Universität Freiburg eingetragen. Hier studirte er, namentlich unter Leitung von Eck, Philosophie und Theologie. Einige Zeit mußte er, durch die Noth gedrängt, seine Studien unterbrechen und sich in Schaffhausen als Schulmeister sein Brot verdienen. Im Herbste des J. 1510 erscheint er aber wieder in Freiburg als Vorstand der Burse zum Pfauen. Im J. 1511 wurde er unter die Docenten der theologischen Facultät aufgenommen, dann folgte er seinem Lehrer Eck nach Ingolstadt, wo er 1512 als Pfarrer an der Marienkirche und als Professor der Theologie angestellt wurde und wo er den theologischen Doctorgrad erlangte. Anfang 1516 entsprach er einem Rufe als Pfarrer an der Domkirche von Regensburg, erlangte daselbst durch seine Predigten großes Ansehen und trug nicht wenig dazu bei, im J. 1519 die Vertreibung der Juden und die Zerstörung der Synagoge durchzusetzen. An Stelle der Synagoge wurde die Kapelle „Zur schönen Marie" errichtet, deren Kaplan H. wurde. Zahlreiche Wallfahrer, unter denen krankhafte Erscheinungen, wie Tanzwuth, zum Vorschein kamen, strömten dorthin zusammen. Bis dahin war H. ein energischer Verfechter der katholischen Lehre gewesen. Nun aber konnte er sich dem Eindruck der Lehre Luther's nicht entziehen. Die freien Aeußerungen, die er sich erlaubte, machten seinen längeren Aufenthalt in Regensburg unmöglich. Eine Zuflucht bot sich ihm in einer ihm schon bekannten Gegend, als er 1522 eine der Pfarreien in Waldshut erhielt. Allmählich ging er weiter auf der Bahn reformatorischer Neuerungen. Seine Beschäftigung mit den paulinischen Schriften, ein Besuch der Stadt Basel, wo er Erasmus, Glarean und anderen Männern derselben Richtung nahe trat, bestärkten ihn in seinen Zweifeln. Als er im Sommer 1522 wieder nach Freiburg gelangte, fühlte er sich nicht mehr wohl in der streng katholischen Stadt und ein neuer Ruf, der ihn nach Regensburg zurückführte, hatte kein längeres Bleiben an dieser alten Stätte seiner Wirksamkeit zur Folge. Schon im März des J. 1523 war er wieder in Waldshut. Von bedeutendem Einfluß auf ihn wurde die Bekanntschaft mit den schweizer Reformatoren Zwingli, Oekolampad, Vadian. Er wohnte der zweiten züricher Disputation (26.—28. October 1523) an und sprach sich über die Schädlichkeit der Bilder, die Nothwendigkeit die Messe deutsch zu lesen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, aus. Nach Waldshut zurückgekehrt, veröffentlichte er 1524 „Achtzehn Schlußreden, so betreffende eyn ganz christlich Leben", völlig reformatorischen Inhalts, über die zu disputiren er sich erbot, gewann mehrere Pfarrer der Umgegend für seine Ansichten und bewog die Gemeindeversammlung im Mai d. J. zu dem Beschluß, die evangelische Lehre anzunehmen und ihre Prediger zu schützen. Dadurch gerieth aber die Stadt Waldshut in Conflikt mit ihrer Obrigkeit, der vorderösterreichischen Regierung, welche die Auslieferung des ketzerischen Prädikanten verlangte und mit Anwendung von Gewalt drohte. Die Bürgerschaft war bereit ihn zu schützen, er hielt es aber im August für gerathen, sich eine Zeit lang nach Schaffhausen zu entfernen, wo er, trotz des Unwillens der katholischen Stände der Eidgenossenschaft, ein Asyl fand. Vermuthlich stammt aus dieser Zeit seine Schrift „Von Kezern und ihren Verbrennern", in der er gewaltthätiges Vorgehen gegen sogenannte Ketzer verurtheilt. In und um Waldshut war während dessen die Aufregung gestiegen. Von der österreichischen Regierung fortwährend bedrängt, nahm die Stadt im August 1524 einen Haufen rebellischer Bauern unter Hans Müller von Bulgenbach in ihre Mauern auf und wurde der Sitz der evangelischen Brüderschaft, welche sich bestrebte dem Bauernaufruhr eine weitverzweigte Organisation zu geben. Anfang October zog eine züricher Freischaar „zum Schutze des göttlichen Wortes" in die Stadt ein. Ende October kehrte H. zurück, vom Jubel der Bürgerschaft begrüßt und nahm in Wort und Schrift seine frühere Thätigkeit auf. Er forderte seinen alten, einst verherrlichten Lehrer Eck zu einer Disputation heraus.

Er schaffte die Messe gänzlich ab. Meßgewänder, Kreuze, Bilder verschwanden. Seine Reformen waren denen der Kirche von Zürich angepaßt und er nannte sich in einer Druckschrift des J. 1524 „einen Bruder Ulrich Zwinglis in Christo". Aber schon fühlte der züricher Reformator sich von ihm durch eine tiefe Kluft getrennt. H. verwarf die Kindertaufe, befreundete sich mit dem aus dem züricher Gebiete vertriebenen Wilhelm Reublin, ließ von ihm um Ostern 1525 die Taufe auf's Neue an sich vollziehen und wirkte von da an selbst mit großem Erfolge als Wiedertäufer. Seine Schrift „Von dem christenlichen Touff der Gläubigen", unterzeichnet am 6. Juli 1525, suchte die Wiedertaufe gegen Zwingli und Zwingli's Anhänger zu rechtfertigen und wurde von Zwingli einer ausführlichen Beantwortung gewürdigt. — Hatte H. durch seinen Zutritt zu den Wiedertäufern seinen Uebergang zur radikalsten religiösen Partei gemacht, so schreckte er auch nicht davor zurück, sich als Radikaler an der social-politischen Bewegung der Zeit zu betheiligen. Er war ehrgeizig, gewandt, ein geschickter Schriftsteller, des zündenden Wortes mächtig, nach Bullinger's Schilderung „wol beredt, und ziemlich beläsen, aber eins unsteten Gemüts, mit dem er hin und har fiel". Das alles befähigte ihn dazu, die Rolle eines Agitators zu spielen. Er war mit Thomas Münzer, der sich eine Zeit lang in seiner Nähe aufgehalten hatte, in Verbindung getreten. Die rebellischen Bauern der Umgegend, die Mitglieder der evangelischen Brüderschaft gewannen in ihm einen Berather und Wortführer. Wie er selbst, mit einem Schwert gerüstet, am Thore Wache stand, die Befestigung der Stadt betrieb, so eiferte er von der Kanzel herab und in Versammlungen gegen Zehnten, Zinsen, Gefälle, erklärte Wildpret, Fische, Vögel, Wein, Weide, Wald seien frei, lehrte, daß das gemeine Volk nach Belieben seine Oberkeit setzen und entsetzen dürfe. Unter seinen Papieren fand sich ein sehr merkwürdiger Verfassungsentwurf, der von dem Grundsatz der Volkssouveränetät ausging und dem Bauernstand eine bevorzugte Stellung einräumte. Aus seiner Feder floß der sogenannte Artikelbrief, das wilde Manifest des schwarzwälder Haufens, das Schlösser und Klöster der Vernichtung weihte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er neben Christoph Schappeler von Memmingen auch an der Redaction des allgemeinen Bauernprogramms, der zwölf Artikel, betheiligt war, wie denn von ihm berichtet wird, er habe „sondere Bauernartikel, die in den Druck ausgangen, gemacht". Das unglückliche Ende des Bauernkrieges entschied auch das Schicksal Waldshut's und Hubmaier's. Die auf sich selbst angewiesene Stadt wurde in der Nacht vom 5. auf den 6. December 1525 eingenommen, Dr. Johann Fabri, der Generalvicar von Constanz, stellte den katholischen Ritus wieder her. Ihm fielen auch die Papiere seines ehemaligen Freundes H. in die Hand. H. selbst war mit einer Anzahl von Anhängern schon vorher entflohen. Er hoffte in Zürich ein Unterkommen zu finden, wurde aber in seinem Versteck entdeckt, vom Rathe gefangen gesetzt und genöthigt mit Zwingli über die Wiedertaufe zu disputiren. Ohne Zweifel bewog ihn die Furcht an Oesterreich ausgeliefert zu werden, sich zum Widerruf zu erbieten und, nachdem er in strenger Haft gehalten worden war, diesen Widerruf öffentlich zu erklären. Er durfte, um sich von einer Krankheit zu erholen, noch kurze Zeit in Zürich verweilen, dann zog er, mit etwas Reisegeld versehen, nach Constanz, wo er sich darüber beklagte, daß man ihm, obwol er seine Lehre siegreich verfochten, in Zürich Gewalt angethan habe. Auch in Constanz war seines Bleibens nicht lange. Ob er sich in Augsburg aufgehalten hat, ist zweifelhaft. Ueber Ingolstadt und Regensburg kam er nach Oesterreich und langte im Juni 1526 in Nikolsburg in Mähren an. Hier ließ er sich unter dem Schutze der Herren von Lübtenstein nieder, veröffentlichte eine Reihe von theologischen Schriften, die sich namentlich um die Frage der Wiedertaufe drehten und ihre Spitze gegen die Schweizer richteten,

brachte seine adligen Beschützer sowie Prädikanten und Gemeinde von Nikolsburg zur Annahme der Wiedertaufe und machte diesen Ort zum Mittelpunkte der anabaptistischen Bewegung. Die Einigkeit in der Nikolsburger Gemeinde dauerte indessen nicht lange. Mit Hans Hut und einigen anderen Mitgliedern der Partei erschienen die Verfechter von Theorien, die auch H. allzu excentrisch zu sein dünkten. Sie leugneten die Gottheit Christi, sprachen der Obrigkeit das Recht ab, das Schwert zu führen, protestirten gegen den Kriegsdienst, verkündeten das baldige Eintreffen des jüngsten Tages. H. bekämpfte diese Propheten und verfaßte u. A., um sie zu widerlegen, eine Schrift „Von dem Schwert 1527". Noch in demselben Jahre begann die große Verfolgung der Wiedertäufer in diesen Gegenden durch König Ferdinand. H. wurde von seinen bisherigen Beschützern ausgeliefert, nach dem Schlosse Graizenstein (Greiffenstein), und von da nach Wien gebracht. Im Gefängniß erbat und erhielt er die Erlaubniß mit J. Faber, damaligem Bischof von Wien, sich besprechen zu dürfen. Er zeigte sich, den Tod vor Augen, in mehreren Punkten nachgiebig. Aber dies konnte ihn nicht retten. Seine politische Vergangenheit und seine Abweichung von der orthodoxen Lehre machten ihn in den Augen seiner Richter im höchsten Maße strafbar. Er wurde am 10. März 1528 in Wien verbrannt. Seine Frau, eine Waldshuter Bürgerin, die alle Leiden mit ihm getheilt hatte, wurde einige Tage nachher in der Donau ertränkt. Beide gingen nach dem Zeugniß ihrer Feinde mit größter Ruhe und Standhaftigkeit in den Tod.

H. Schreiber im Taschenbuche für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, Freiburg i. Br. 1839, 1840, Jahrg. 1, 2 (eine leider unvollendete Arbeit). — Cornelius, Geschichte des münsterischen Aufruhrs, 2. Buch: Die Wiedertaufe, Leipzig 1860. — Dr. F. Xaver Hošek, Balthasar Hubmaier, Brünn 1867 (die vollständigste Biographie Hubmaier's, in der auch die mährischen Archive benutzt werden, in czechischer Sprache). — Stern, Ueber die zwölf Artikel der Bauern ꝛc., Leipzig 1868 S. 57 ff., vgl. die Streitfrage über den Ursprung des Artikelbriefs und der zwölf Artikel der Bauern in den Forschungen zur deutschen Geschichte. XII. 457—513. Ein Verzeichniß von Hubmaier's Schriften in den Mittheilungen aus d. Antiquariat von Calvary & Co., 1869, VI. 112 ff.

Alfred Stern.

Hübner: Johann H., ein Schulmann, der durch seine „auserlesenen biblischen Historien" und seine auf Verbreitung historischer und geographischer Kenntnisse berechneten Schriften in den weitesten Kreisen bekannt geworden ist, geb. den 15. April (nicht 17. März) 1668 zu Türchau in der sächs. Oberlausitz, † den 21. Mai 1731 in Hamburg. — Enkel eines aus Böhmen ausgewanderten Protestanten, der, um den Glauben zu bewahren, viel irdisches Gut verlassen hatte, Sohn eines doch wieder zu Wohlstand gelangten Vaters, wurde er früh für die Studien bestimmt, und am Gymnasium in Zittau gewann er durch den Conrector Mirus und noch mehr durch den Rector Weise jene Vielseitigkeit des Wissens und jene Gewandtheit der Darstellung, die ihn später zu einem so beliebten Schriftsteller machten. Als er dann 1689 nach Leipzig gegangen war, um Theologie zu studiren, verband er bald mit dem, was auf dieser Seite von Männern, wie Ittig, Seligmann, Günther zu lernen war, das eifrige Betreiben von Geschichte und Geographie und wandte sich besonders dem Historiker Otto Menken zu. Bereits 1691 wurde er Magister und begann nun selbst über Poetik, Rhetorik, Geographie und historische Wissenschaften zu lesen, in seinem Vortrage alles Pedantische, Weitschweifige, Unnöthige vermeidend, so daß viele Lernbegierige um seinen Lehrstuhl sich sammelten. So konnte es geschehen, daß er schon 1694 als Rector an das Gymnasium in Merseburg berufen wurde.

In dieser Stellung schrieb er die „Fragen aus der Oratorie“, „Kurze Fragen aus der alten und neuen Geographie“, „Kurze Fragen aus der politischen Historie“, „Genealogische Tabellen“, denen später „Genealogische Fragen“ gefolgt sind. Namentlich das an der zweiten Stelle genannte Buch fand den allgemeinsten Beifall; es wurde in das Französische, Holländische, Italienische, Schwedische und Russische übersetzt und öffnete der Geographie in vielen Schulen zum ersten Male den Zugang. Der Ruf, den er als Schriftsteller, wie als Rector sich erworben hatte — Augiae stabuli, quod Merseburgi olet, expurgator strenuissimus nennt ihn eine gegen ihn gerichtete Schrift von 1710 — veranlaßte Anfang 1711 den Rath von Hamburg, H. in das Rectorat des dortigen Johanneums als Nachfolger von J. A. Fabricius zu berufen. H. begann seine Amtsführung mit energischen Anstrengungen, die in der finanziellen Bedrängniß der Schule und in der machtlosen Stellung des Rectors gegenüber den Lehrern beruhenden Hauptschäden der Anstalt zu beseitigen, erreichte aber nur in Bezug auf das erstere durch die Gründung eines „Schul-Fiscus“ einigen Erfolg. Die aus der Zerfahrenheit des Lehrercollegiums hervorgegangenen Mißstände in Unterricht und Zucht abzustellen, gelang ihm bei der Schwierigkeit, das Scholarchat und die Lehrer von der Nothwendigkeit einer Reform zu überzeugen, um so weniger, als er selbst durch seine leidenschaftliche Art manches verdarb, so daß zuletzt das Johanneum in gänzliche Zerrüttung zu gerathen begann. Um so erfreulicher waren für H. die Erfolge, welche er fort und fort als Schriftsteller davon trug. Es erschienen von ihm rasch nach einander das „Poetische Handbuch“ (zuerst Leipzig 1712), die „Zweimal 52 biblischen Historien und Fragen“ (zuerst Leipzig 1714), die mit J. A. Fabricius und Mich. Richey unternommene „Hamburgische Bibliotheca historica“ (Leipzig 1715). Das „Reale Staats-, Zeitungs- und Conversations-Lexikon“ (Leipzig 1704) und das „Curieuse Natur-, Kunst- und Handels-Lexikon“ (Leipzig 1712), sind von ihm eigentlich nur durch die Vorreden eingeführt. Welche außerordentliche Bedeutung die biblischen Historien gewonnen haben, die in künstlerischer Beziehung, d. h. in den beigegebenen Bildern, unter aller Kritik sind, der Sache nach aber unendlichen Segen über die evangelische Familie und Schule Deutschlands ausgegossen haben, das ist bis in die neueste Zeit anerkannt worden; sie sind übrigens auch in das Lateinische, Französische, Italienische, Schwedische und Polnische übersetzt worden. Ein besonderes Verdienst aber erwarb sich H. um den geographischen Unterricht durch die von ihm in Verbindung mit Homann in Nürnberg veranstalteten Schulatlanten und Landkarten, für welche er das Illuminiren mit eigenthümlichem Geschick in Anwendung brachte, während er sonst auf große Vereinfachung der Karten bedacht war. Vgl. seine Schrift „Museum geographicum oder Verzeichniß der besten Landcharten und wie daraus große und kleine Atlantes können formiret werden“ (Leipz. 1712); außerdem Riehl, Culturstudien, 3 ff. — Die von H. in Anwendung gebrachte Frage-Methode fand so große Anerkennung, daß sie auch bei mehr wissenschaftlichen Arbeiten, um ihnen eine leichtere Einführung zu sichern, angewandt wurde. Das „Staats-, Zeitungs- und Conversations-Lexikon“ ist selbst in Frankreich von Bruzen de la Martinière bei seinem Grand Dictionnaire géographique et critique (9 Bde.) viel benutzt worden. Als Hübner's letzte Schrift erschien „Die ganze Historie der Reformation in funfzig kurzen Reden, nebst einem Schauspiele von Bekehrung der Sachsen zum Christenthume“ (Leipz. 1730). Schon im nächsten Jahre starb er. Sein gleichnamiger Sohn, der als Jurist in Hamburg lebte, hat manche Bücher des Vaters fortgesetzt oder neue Auflagen derselben veranstaltet, auch selbst als geographischer und genealogischer Schriftsteller sich versucht.

Ueber Hübner's pädagogisches Wirken s. Witte, Gesch. des Domgymn. zu Merseburg, II. (1876), S. 12. Calmberg, Gesch. des Johanneums zu Hamburg (1829), 211 ff. Im Allgem. Ersch u. Gruber, Sect. II. Bd. XI. 345 f. H. Kaemmel.

Hübner: Dr. Julius H., Mitglied des Hamburger Thaliatheaters, wurde am 8. März 1838 zu Eschwege in Kurhessen geboren und besuchte, nachdem seine Eltern nach Cassel übergesiedelt waren, das dortige Gymnasium. Schon frühe offenbarte er ein leidenschaftliches Interesse für das Theater, welches bald bei ihm so ausschließlich in den Vordergrund trat, daß er nicht länger auf den Bänken des Gymnasiums auszuharren vermochte. Im Alter von 15 Jahren theilte er seinem Vater mit großer Entschiedenheit mit, daß er entschlossen sei, sich der Bühne zu widmen und durch nichts von diesem seinem unabänderlichen Entschlusse wieder abgebracht werden könne. Nach einigem Widerstreben gab der Vater nach, und H. nahm nunmehr dramatischen Unterricht beim Hofschauspieler Braunhofer in Cassel, unterrichtete sich jedoch gleichzeitig in Privatstunden auf das gründlichste in denjenigen Wissenschaften, die er für seinen neuen Beruf besonders nöthig erachtete. Nachdem er noch ein Semester als Student in Berlin zugebracht, betrat er, 17 Jahre alt, im Sommer 1855 in Zwickau zum ersten Male die Bretter. In den nächsten fünf Jahren war er dann successive in Zwickau, Erfurt, Augsburg, Salzburg, Oedenburg, Preßburg und Ofen-Pest bei untergeordneten Theatern engagirt, und erst 1860 gelangte der in der großen Theaterwelt noch unbekannte junge Künstler am neuerbauten Victoriatheater in Berlin in eine Stellung, in der er Gelegenheit fand, sich hervorzuthun. Hier begann seine eigentliche Carrière, die dann ebenso schnell wie glänzend verlief. Nach wenigen Monaten ward er bereits für das Stadttheater in Cöln engagirt; doch auch hier verblieb er nur eine Saison, denn der kunstverständige und im Auffinden neuer Bühnengrößen so überaus geschickte und glückliche Director des Hamburger Thaliatheaters, Chéri Maurice, machte ihm einen Antrag, der für die damaligen Gagenverhältnisse und in Anbetracht der Jugend Hübner's ein glänzender zu nennen war. Mit Freuden folgte H. dieser Berufung an ein Theater, das seit langen Jahren den wohlverdienten Ruf besitzt, eine der ersten Lustspielbühnen Deutschlands und eine Kunststätte ersten Ranges zu sein. Bis zu seinem Tode blieb er Mitglied des Thaliatheaters, und der eifrig strebende Kunstjünger bildete sich unter der Leitung seines genialen Directors, unter Heinrich Marr's vortrefflicher Regie und getragen von der Gunst des verständnißvollen Hamburger Publicums, schnell zum Meister seiner Kunst heran. Obgleich er das gesammte Fach der ersten Helden und Liebhaber beherrschte, war doch das Salon- und Conversationsstück das Feld seiner eigensten Thätigkeit. Hier zeigte sich seine große Begabung vornehmlich in dem Verbinden der gefälligsten Eleganz in Ton und Repräsentation mit naturwahrer Einfachheit. H. war ein feingebildeter Geist und ein denkender Künstler, dessen Darstellungen oft das Produkt eines monatelangen Studiums waren. Seine Kunst aber war auf der Bühne, sich den Anschein zu geben, als sei er selbst der Charakter, den er spielte und als entströme unmittelbar seiner eigensten Empfindung das Wort, das die Dichtung verlangte. In den letzten Jahren seines Lebens beabsichtigte H. in das Fach der Charakterdarsteller überzugehen und offenbarte u. a. durch seine tief durchdachte und geistreiche Wiedergabe des „Hamlet“ und „Mephisto“ die Vielseitigkeit seines dramatischen Talentes. Leider aber war es ihm nicht vergönnt, auf dieser Bahn fortzuschreiten. Seine Gesundheit litt schon seit geraumer Zeit und von Jahr zu Jahr gelang es ihm weniger, mit der gewaltigen Kraft seines Geistes den kranken Körper zu bemeistern. Im März 1878 trat er zuletzt auf, vermochte aber nicht seine Rolle zu Ende zu führen. Er starb am

28. October 1878 zu Cassel im Hause seiner Eltern, 40 Jahre alt. Unter anderen Ehrenbezeugungen ward ihm auch von einer deutschen Universität die Doctorwürde verliehen. Mehr als diese äußeren Huldigungen aber ehrt es ihn, daß Director Maurice mit Recht von ihm sagen konnte: „An ihm verliert meine Bühne eine Hauptzierde, deren Ersatz lange, lange Zeit auf sich warten lassen wird".

Dr. Julius Hübner, ein Gedenkblatt, von E. Gettke im 7. Jahrg. des Almanachs der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, Berlin 1879.

W. v. Melle.

Hübner: Karl Wilhelm H., Genremaler, geb. am 17. Juni 1814 zu Königsberg in Preußen, † am 5. December 1879 zu Düsseldorf. Sein Vater war ein einfacher Bauhandwerker und wollte ihn dem Baufach widmen; seine künstlerische Begabung aber wurde frühe genug von den Lehrern erkannt, und so durfte er, besonders durch die Befürwortung des Malers Professors August Hagen unterstützt, seiner Neigung, Maler zu werden, folgen und die erforderlichen Studien bei dem Maler J. Wolf beginnen, die er mit großem Eifer erfolgreich fortsetzte. Die zu seiner ferneren Ausbildung nöthigen Geldmittel wurden durch einen kunstsinnigen Königsberger Kaufmann F. W. Kahle hochherzig gespendet und ermöglichten ihm, 1837 nach Düsseldorf zu gehen, wo er unter Leitung Karl Sohn's und später des Directors W. v. Schadow bis 1841 in der Akademie arbeitete, dann aber sein eigenes Atelier sich einrichtete. Hübner's erste Genrebilder, sowie einige Landschaften, erregten wenig Aufmerksamkeit. Aber als er sich zum Darsteller der die Zeit mächtig bewegenden socialen Fragen machte und dieselben in lebendiger, wirkungsvoller Weise zum Gegenstand seiner Gemälde wählte, da war sein Ruf mit einem Male begründet und wuchs in erstaunlichem Maße. Es gibt wenig moderne Bilder, die solches Aufsehen machten, wie seine „Schlesischen Weber" (1845), worin er den Gegensatz der armen Fabrikarbeiter zu ihren reichen und übermüthigen Brodherren mit schneidender Schärfe und trefflicher Charakterisirung veranschaulichte. Nicht minder ergreifend waren „Das Jagdrecht", „Hülfe in der Noth", „Der eingeschlafene Holzdieb", „Die Verlassenen" und einige andere Tendenzbilder, die theilweise in verschiedenem Maßstabe wiederholt werden mußten. Das J. 1848 reinigte mit seinen blutigen Ereignissen die schwüle Atmosphäre und auch H. streifte in seinen ferneren Gemälden nur noch selten das politisch-sociale Gebiet; er wandte sich jetzt der Schilderung des rein Menschlichen zu und wußte durch seinen gemüthlichen Familienhumor oder in tief empfundenen ernsten Darstellungen darin nun nach anderer Seite hin seine künstlerische Begabung zu bethätigen. Sein größtes und vielleicht bedeutendstes Bild „Rettung aus Feuersgefahr" (1854) errang ihm auf der großen Ausstellung in Brüssel die Auszeichnung, daß er zum Ritter des belgischen Leopoldordens ernannt wurde. Auch in Holland und namentlich in Amerika machten seine Werke Glück und die Akademien von Amsterdam und Philadelphia ernannten ihn zum Ehrenmitglied. H. war einer der produktivsten Düsseldorfer Künstler, der mit staunenswerther Schnelligkeit immer Neues schuf, worunter allerdings die Strenge der Zeichnung, das tiefere Studium und die solide Durchführung einigermaßen vernachlässigt wurden. Aus der überaus großen Zahl seiner Bilder können daher nur noch einige genannt werden, ohne gerade als die besten gelten zu sollen, wie: „Die Schmollenden" — „Des Seemanns Rückkehr" — „Die Sünderin an der Kirchenthür" (1867, Eigenthum der preußischen Nationalgallerie) — „Trost im Gebet" — „Die Wittwe" (im Besitz der städtischen Gemäldegallerie in Düsseldorf) und „Die Zwillinge". — Mehrere dieser und der früheren Werke sind in verschiedenartigen Vervielfältigungen ein beliebter Zimmerschmuck geworden. Gute, ver-

ständnißvoll gruppirte Composition, lebendige Auffassung und frische, wirkungsvolle Färbung sind Vorzüge, die, noch mitunter durch innern wahrhaft ergreifenden Ausdruck gehoben, seine bedeutenden Erfolge durchaus rechtfertigen. Aber nicht allein durch seine Leistungen als Maler nahm H. eine hervorragende Stellung unter den Düsseldorfer Künstlern ein, sondern auch durch seine Bestrebungen um deren sociale Verhältnisse, die von ihm mit rastlosem Eifer befördert wurden und ihm ein ehrenvolles Andenken gesichert haben. Er gehörte 1844 zu den thätigsten Begründern des „Vereins Düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfe“, dessen Aufgabe darin besteht, nicht nur bei Krankheit und Noth der Mitglieder hülfreich einzutreten, sondern auch deren geschäftliche Interessen in jeder Beziehung, namentlich bei der Beschickung in- und ausländischer Kunstausstellungen zweckentsprechend zu regeln und zu fördern, ferner im J. 1848 des der heiteren Geselligkeit gewidmeten Vereins „Malkasten“, der auf Hübner's Vorschlag diesen originellen und bezeichnenden Namen erhielt, sowie der durch diese beiden Vereine hervorgerufenen „Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft“. Er war viele Jahre hindurch theils Vorsitzender, theils Vorstandsmitglied dieser fortwährend an Bedeutung zunehmenden Corporationen. Auch wurde er durch das Vertrauen seiner Genossen zum Vertreter der Düsseldorfer Künstlerschaft in der Commission gewählt, welche jährlich in Berlin zusammentritt, um über die Verwendung der vom preußischen Staate für Kunstzwecke bewilligten Geldsummen zu berathen. Eine mehrmalige Wiederwahl ließ ihn längere Zeit an diesen wichtigen Versammlungen thätigen Antheil nehmen. Der König von Preußen ehrte seine vielseitigen Verdienste durch die Verleihung des Professortitels und später des rothen Adlerordens. H. war ein stattlicher Mann von überaus lebhaftem Temperament, heiter und anregend im Verkehr, für alles Gute und Schöne empfänglich und ebenso ausdauernd wie thatkräftig. Ohne tiefere Schulbildung, hatte er sich ein tüchtiges Wissen und gewandte Umgangsformen zu eigen gemacht. Auch war er ein schlagfertiger Redner, der stets das richtige, zündende Wort zu treffen wußte. Im J. 1874 machte er auf wiederholte Einladung eine mehrmonatliche Reise nach Nordamerika, wo zwei seiner Söhne lebten und seine Werke sich eines noch bedeutenderen Rufes erfreuten, als in der Heimath. Er wurde dort mit förmlichem Enthusiasmus aufgenommen und Künstler und Kunstfreunde beeiferten sich in allen Städten, die er besuchte, die glänzendsten Feste ihm zu Ehren zu veranstalten, wobei ihm seine rhetorische Begabung und gesellschaftlichen Talente sehr zu statten kamen. H. hatte sich frühzeitig vermählt und war Vater von vielen Kindern. Sein zweiter Sohn, Julius H., geb. 1842, hatte sein Talent geerbt und sich unter seiner Leitung zu einem tüchtigen Genremaler ausgebildet, starb aber bereits den 30. Dezember 1874 am Typhus.

Wiegmann, Die königl. Kunstakademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 1856), Wolfgang Müller, Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren (Leipzig 1854).

M. Blanckarts.

Hübner: Otto H., Nationalökonom und Statistiker, geb. am 22. Juli 1818 zu Leipzig, † am 3. Febr. 1877 zu Berlin, ursprünglich Kaufmann, dann Verkehrsbeamter bei der Dampfschifffahrtsgesellschaft des österreichischen Lloyd, nahm seit 1842 thätigen Antheil an den Bestrebungen der deutschen Freihandelspartei, war 1848 von Oesterreich in den 50er Ausschuß des deutschen Vorparlaments gewählt, 1849 aber aus Oesterreich ausgewiesen; lebte von da an in Berlin in vielseitiger gelehrter und geschäftlicher Thätigkeit. Seine wissenschaftlichen Verdienste liegen vornehmlich in seinem großen Werke über „Die Banken“, 1854, in dem er die Theorie der vollständigen Baardeckung der Banknoten mit viel Geist und Sachkenntniß, aber doch ohne nachhaltigen Erfolg ver-

trat, und in seinen „Statistischen Tafeln aller Länder der Erde“, welche er auf Grund des von ihm geführten Centralarchivs für Statistik seit 1851 alljährlich nach den statistischen Mittheilungen aller Regierungen neu bearbeitet vorlegte; er hat damit einen unentbehrlichen und vorzüglichen Behelf für Wissenschaft und Praxis des Staats- und Wirthschaftslebens geschaffen. Von seinen praktischen Schöpfungen ist insbesondere die Hypothekenversicherung hervorzuheben, die er schon 1858 gleichzeitig mit Engel in Angriff nahm; die von ihm 1864 errichtete Actiengesellschaft für Hypothekenversicherung in Berlin, welche den Zweck verfolgte, Hypothekenforderungen gegen Subhastationsverluste sicher zu stellen und hypothekarische Geldanlagen zu vermitteln, hat eine originelle Idee mit ebensoviel Geschick, wie Erfolg ins Leben eingeführt und sich aufs beste bewährt. Von seinen Schriften sind außerdem hervorzuheben: „Die Finanzlage der österreichischen Monarchie und ihre Hülfsquellen“, 1849; das „Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik“ seit 1852; „Die Zolltarife aller Länder“, 1852, 2. Aufl. 1869; „Der kleine Volkswirth. Ein Büchlein f. d. Elementarunterricht ꝛc.“, ins Französische und Holländische übersetzt und in mehreren Auflagen verbreitet. „Handelsgerichtszeitung“ seit 1868 im Verein mit E. Nolte.

Inama.

Hübner: Tobias H., fürstl. anhalt-dessauischer geheimer, Kammer- und Justitienrath, geb. 1577 zu Dessau, war der zweite Sohn des fürstl. anhaltischen Kanzlers und Raths gl. N. Seine Studien begann er an dem Gymnasium illustre zu Zerbst unter dem Rector Bersmann und vollendete sie auf den Universitäten Frankfurt a/O. und Heidelberg. Nach einer Reise nach Frankreich, wo er sich eifrigst mit dem Studium der französischen, italienischen und spanischen Sprache beschäftigte, ward er 1608 Erzieher des Prinzen Joachim Ernst, ältesten Sohnes des Fürsten Johann Georg I. von Dessau, besuchte mit demselben einheimische und auswärtige Höfe und Länder, wohnte mit ihm der Belagerung von Jülich bei, wo er in den Laufgräben verwundet ward und kehrte erst 1613 mit seinem Zögling nach Dessau zurück. Hier ward er, zum geh. Rath ernannt, mit der Erziehung der jüngeren Prinzen Johann Casimir und Georg Aribert, betraut, aber auch während dieses Amtes und nach Fürst Johann Georgs Tode 1618 von dessen Nachfolger vielfach zu politischen und Privatmissionen verwendet, deren er sich stets zur größten Zufriedenheit entledigte. Er starb zu Dessau am 5. Mai 1636, ohne von seiner Ehegenossin Margaretha v. Lattorff Kinder zu hinterlassen. Der anhaltische Chronist Beckmann sagt von ihm: „Er hat im übrigen den Ruhm hinterlassen, daß er ein christlicher, gerechter, auch mäßigen Lebens und friedfertiger, anbei ein sehr gelehrter Mann gewesen, der auch seine Lust und Freude gehabt mit gelehrten und wohlqualifizirten Leuten sowohl geistlichen als weltlichen zu conversiren und aus allerhand Materien in Theologicis, Jure, Medicina, Historicis und anderen Wissenschaften nach Gelegenheit der Personen fertig und erbaulich zu discuriren; ist hier beneben der Humaniorum und in denselben der lateinischen Poesie dermaßen mächtig gewesen, daß er die französischen Geschichten, so sich zu seiner Zeit begeben, in wohlgesetzten Versen, die man Elegiacos und Heroicos nennt, abgefaßt. In der deutschen Poesie aber wird ihm nachgerühmt, daß er der erste Erfinder gewesen, welcher derselben in seiner Muttersprache die rechte Art gegeben, die Bahn zuerst gebrochen und den vornehmsten Stein zu solcher Zierlichkeit und Aufnehmen gegeben, daher er auch von Vielen der deutsche Virgilius und Ovidius genannt worden, wie er sich denn auch selbst damit sehr ergötzt und unterschiedene Bücher von Alexandrinischen Versen mit ihren rechten Cäsuren, Endungen und anderen zugehörigen Elegantien von geist- und weltlichen Sachen, so viel er sich seiner vielfältigen und gehäuften wichtigen Geschäften abmäßigen können, verfertigt,

deren theils auch durch den Druck ans Licht gekommen“. Hiervon ist uns bekannt die in deutschen Versen aus dem Französischen übersetzte erste und zweite Woche Wilhelms von Saluste, Herrn von Bartas, Cöthen 1619 u. 1622, ein Werk, das, nach seinem Tode von anderer Hand vollendet, 1640 vollständig erschien. In der fruchtbringenden Gesellschaft führte H. den Namen „Der Nützbare“.
Siebigk.

Hübsch: Heinrich H., Architekt und Kunstforscher, geb. den 9. Februar 1795 zu Weinheim an der Bergstraße, † den 3. April 1863. Sein Vater war Thurn- und Taxis'scher Postverwalter, seine Mutter, geb. Pagenstecher, die Tochter eines lutherischen Pfarrers. H. wurde im Gymnasium zu Darmstadt gebildet, bezog 1813, um Mathematik zu studiren, die Universität Heidelberg, wurde 1815 Architekt und ging auf die Bauschule in Karlsruhe. Aber die hier herrschende steif antikisirende Richtung Weinbrenners befriedigte ihn nicht, er wurde von der romantischen Bewegung der Zeit fortgerissen, die ihm die Welt des Mittelalters erschloß. Eine Wendung ward durch seine Reise nach Italien im J. 1817 herbeigeführt, wo er in den Kreis von Cornelius und Overbeck trat; im J. 1819 ging er nach Griechenland und Constantinopel. In die Heimath zurückgekehrt, bestand er seine Staatsprüfung, ging dann aber im J. 1822 wieder nach Rom und folgte 1824 einem Rufe als Lehrer der Architektur an das Städel'sche Institut in Frankfurt a/M. Im J. 1827 wurde er als Residenzbaumeister und Mitglied der Baudirection nach Karlsruhe berufen; 1828 heirathete er Louise Heller. Er stieg in der Staatslaufbahn 1829 zum Baurath, 1831 zum Oberbaurath, 1842 zum Baudirector auf und wirkte zugleich (bis 1854) als Professor am Polytechnikum. Ihm fielen die größten Aufgaben in der Hauptstadt zu und er bestimmte wesentlich die ganze Architektur des Landes. In amtlichem Auftrag oder zu Studienzwecken unternahm er zahlreiche Reisen, namentlich war er noch fünf Mal in Italien. In Rom trat er im J. 1850 zum Katholicismus über, dem seine Frau angehörte und dem er längst durch seine romantischen Neigungen nahe stand. Er galt als gediegener, uneigennütziger und wohlwollender Charakter, heiter und angenehm im Umgang. — H. war sowol Forscher und Theoretiker, wie schaffender Architekt und vielleicht in jener ersten Eigenschaft bedeutender. Er begann mit einer Schrift „Ueber griechische Architektur“, 1822, die gegen den damals hochangesehenen A. Hirt gerichtet war, auf dessen Erwiderung durch einen Nachtrag „Vertheidigung der griechischen Architektur gegen A. Hirt“ (1824), ergänzt wurde und einen Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntniß der classischen Baukunst herbeiführte. In der Folge ließ sein Interesse für die Baukunst des Alterthums nach, und er wandte sich vorzugsweise dem Studium der altchristlichen und italienisch-mittelalterlichen Kunst zu. Das Resultat war das große, nach der Arbeit eines ganzen Lebens, erst 1863 vollendete Werk „Die altchristlichen Kirchen nach den Baudenkmalen und älteren Beschreibungen und der Einfluß des altchristlichen Baustiles auf alle späteren Perioden“ (Text und Atlas, Fol.). Es ist eine selbstständige wissenschaftliche Leistung, bietet fast immer neue Aufnahmen, oft die erste Publication der Denkmäler und ergänzt diese Darstellung durch ernste geschichtliche Forschung. So hat er unsere Kenntniß dieser Periode wesentlich bereichert. Andererseits ist H. oft zu weit gegangen, wenn er manche Monumente früh datiren, für manche Formen und Anlagen eine frühe Entstehung in Anspruch nehmen wollte. Seine Hingebung an den Gegenstand ließ ihn ferner denselben überschätzen, nicht nur die gothische, sondern sogar die romanische Periode des Mittelalters verkennen, die er nur als eine Unterbrechung der ursprünglichen classischen Entwickelung der christlichen Kunst durch den Einfluß

barbarischer Völker ansah. — Diese geschichtlichen Studien führten nun H. zu bestimmten theoretischen Anschauungen über die moderne Architektur, die in der Schrift „In welchem Stile sollen wir bauen?“ (1832), im Text seiner „Bauwerke“ (1838), dann in dem Buche „Die Architektur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerei und Sculptur“ (1847) ausgesprochen wurden. Originell und schlagfertig muß er hier auch denen erscheinen, die nicht mit ihm einverstanden sein können. Gegen die Gothik übt er schärfste Kritik, aber auch die antike Architektur ist ihm selbst bei der freiesten Behandlung für unser heutiges Schaffen unzulänglich; er faßt die italienische Architektur des Mittelalters als eine classisch-neuchristliche Kunst auf. Wie die Maler, denen er sich einst in Rom angeschlossen, sich an ältere italienische Muster hielten, so sollten auch die Architekten, seiner Ueberzeugung nach, jene italienische Richtung fortsetzen. Dabei wurde aber H. durch die Einseitigkeit seines künstlerischen, wie seines religiösen Standpunktes zu einem Irrthum geführt. Auch in ihm war ein Stück Nazarenerthum, er verstand den Geist der Renaissance nicht, die in Italien schon in der späteren Periode des Mittelalters vor der Thüre stand und hernach die herrlichste Periode italienischer Kunst herbeiführte, sah vielmehr die Renaissance als bloße Entartung an. — Auf Grund seiner theoretischen Prinzipien glaubte er nun einen neuen, zeitgemäßen Baustil durch bewußte Erfindung hervorrufen zu können und dafür sind seine Bauwerke die Belege. Die ersten Arbeiten seiner Frankfurter Zeit waren das Waisenhaus daselbst und die protestantische Kirche in Barmen (1825—29). Dann begann er in Karlsruhe mit dem Finanzministerium (1829—33), der polytechnischen Schule (1832—36). Es folgten das Zollgebäude in Mannheim (1836—39), das Landesgestüt in Karlsruhe (1837—38), die Kirche zu Bulach (1834—37). Hier, dann in verschiedenen kleineren Kirchen, später (1858—62) in den Kirchen zu Obersäckingen, Bühlerthal, Oos ꝛc., dann in vielen nicht ausgeführten Entwürfen, suchte er durch freien Anschluß an die altchristliche Basilika eine neue Lösung für die Aufgaben modernen Kirchenbaues zu finden. Restaurirend verfuhr er bei der evangelischen Kirche zu Freiburg, die ein Wiederaufbau der Abteikirche von Thennenbach im Schwarzwald war, und der Façade des Domes zu Speier (1854—58), einer seiner besten Arbeiten, bei der er sich indeß dem alten Bau gegenüber etwas zu frei bewegte. Seine größten Leistungen im Profanbau waren die Kunsthalle in Karlsruhe (1836—45), die Trinkhalle in Baden (1837—40), das Hoftheater in Karlsruhe (nach 1847), die Gewächshäuser im dortigen Schloßgarten (1853—58), endlich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und das Garten-Casino der Museumsgesellschaft. H. führte für die Hauptstadt Badens eine bessere Periode als die des vorhergegangenen classischen Zopfes herbei und ist durch sein Streben interessant. Er zeigt gesunde Eigenschaften: Verständniß für solide Construction, Unbefangenheit im Benutzen einfacher, aus der Construction selbst sich ergebender Motive, charakteristische Behandlung des Materials, das er gerne unverhüllt zu Tage treten, dem Aeußeren durch seine Farbe Reiz gewähren läßt, endlich eine edle Mäßigung, welche die Bauwerke nicht über ihre Bestimmung hinaufzuschrauben sucht. Dagegen besaß H. nur wenig schöpferische Phantasie, sein Schaffen war eigentlich stets ein theoretisches Experimentiren. Größere, vollendete Raumanlagen hat er nicht hervorgebracht und kaum je ist ihm ein ganz harmonisches, künstlerisch wahrhaft durchgebildetes Werk gelungen; auch in praktischer Beziehung waren seine Leistungen meist nicht vorwurfsfrei. Für ihn und seine Schule war namentlich das Zurückweisen der classischen Formen gefährlich. Sein aus dem italienischen Mittelalter abstrahirter, diesem jedoch recht unähnlicher Baustil, mit der Außengliederung durch Lisenen, der Vorliebe für den Flachbogen, der Neigung, die Erscheinung zu sehr

aus der Construction entwickeln zu wollen, der Trockenheit, oft selbst Unschönheit in Verhältnissen, Einzelformen und Ornament hat sich nicht entwickelungsfähig gezeigt. H. selbst bleibt eine geistvolle Künstlernatur. Woltmann.

Hucbald der Kahlkopf von St. Amand (Philosoph und Musiker), auch Hugbald, Hucbold, Hubald, Ubald genannt, ist um das J. 840 in Flandern geboren. Schon in seinem Knabenalter kam er zu seinem Oheim Milo in das Kloster des hl. Amandus am Elnon in der Diöcese Doornick (Tournay). Milo hatte sich als Lehrer und Schriftsteller einen bedeutenden Namen in den sieben freien Künsten erworben, und sein Neffe machte unter seiner Anleitung schnell sichere Fortschritte, namentlich in der Musik, für welche er eine hervorragende Begabung zeigte. Man erzählt, daß Milo des letzteren Umstandes wegen auf ihn eifersüchtig geworden sei und ihn aus dem Kloster verbannt habe, weil er befürchtete, daß der Jüngling ihm den Ruhm in den freien Künsten streitig machen könnte. H. wandte sich deshalb zunächst nach Nevers, wo er selbständig eine Schule eröffnete und die Lebensbeschreibung der hl. Cilinia verfaßt haben soll, zu deren Ehren er auch einige Gesänge componirte. Lange kann er sich hier nicht aufgehalten haben, denn es wird berichtet, daß er schon um 860 — also in dem jugendlichen Alter von 20 Jahren — nach Auxerre zu dem ihm etwa gleichaltrigen Heirich oder Hericus (geb. 841) gegangen sei, bei dem er, wie es scheint, den Remigius kennen lernte und mit demselben gemeinschaftlich den Studien oblag. Im Laufe der Jahre söhnte er sich mit seinem Oheim Milo wieder aus und kehrte nach St. Amand zurück, wohin er die Reliquien des hl. Cyricus mitbrachte, die bis dahin in Nevers aufbewahrt gewesen sein sollen. Im J. 871 starb Milo und H. trat nun ganz an die Stelle seines Oheims. Es war ihm beschieden, noch beinahe 60 Jahre als Lehrer der freien Künste in seinem Kloster wirken zu können, bis er 930 am 25. Juni, nach anderen Berichten am 21. October in dem hohen Alter von 90 Jahren starb. Er wurde im Kloster des hl. Amandus bestattet und ihm zu Ehren folgende Grabschrift errichtet:

> Dormit in hac tumba simplex sine felle columba,
> Doctor, flos & honos tam cleri quam monachorum
> Hucbaldus, famam cujus per climata mundi
> Edita Sanctorum modulamina gestaque clamant.
> Hic Cyrici membra pretiosa reperta nivernis
> Nostris invexit oris, scripsitque triumphum.

In Bezug auf sein äußeres Leben ist noch zu bemerken, daß H. in den letzten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts zwei Mal sein Kloster auf längere Zeit verlassen mußte, um auswärtig als Lehrer zu wirken. Zuerst erbat Roduls, Abt des Klosters St. Bertin, etwa um 883 ihn sich vom Gauscelin, dem Abt von St. Amand, damit er ihm behülflich sei, seine mangelhaften Schulkenntnisse zu ergänzen und zugleich die dortige Klosterschule wieder zu heben. Roduls wies ihm zur Sicherheit seines Unterhaltes 889 ein Landgut an, welches H. aber später den Mönchen von St. Bertin überließ. Alsdann ging er 893 auf Anordnung des Erzbischofs Fulco gemeinschaftlich mit Remigius nach Rheims, wo die beiden Schulen der Domherren und der Landgeistlichkeit gänzlich in Verfall gerathen waren. Hier muß er sich bis zum Tode des Fulco aufgehalten haben, welcher gegen 900 starb; und von nun an ist das Kloster des hl. Amandus sein steter Wohnsitz geblieben. — Hucbald's hauptsächlichste und verdienstvollste Thätigkeit liegt auf dem Gebiete der Musik. Wiederholt wird er als Componist von Kirchengesängen rühmlich genannt. In seinen musik-theoretischen Schriften, die bei Gerbert, Script. eccles. de musica, I, abgedruckt sind, lehrt er uns drei neue Tonschriften, die er erfunden hat, weil ihm die damals im Kirchengesange

gebrauchten Neumen zu unsicher erschienen. Hierbei greift er, wie auch auf anderen Gebieten der Musik, vielfach auf die Lehren der alten griechischen Theoretiker zurück, die er freilich oft nicht richtig verstanden hat. So gibt uns die von ihm zuerst beschriebene Notation ein Gemisch von Vocal- und Instrumentalzeichen der alten lydischen Transpositionsscale. In einer zweiten, der sogen. Dasian-Notation (vgl. Allgem. Musikal. Zeitung, 3. Jahrgang (1868), Nr. 37. Einige Bemerkungen über die Hucbald'schen Notationen von H. Bellermann) stellt er zunächst vier Zeichen für die voces finales, das sind die Schlußtöne der Kirchengesänge, auf; alsdann theilt er das ganze Tonsystem vom tiefen Γ bis zum eingestrichenen a in vier getrennte Tetrachorde, für deren jedes er dieselben Zeichen, aber in einer durch Umlegen ꝛc. veränderten Gestalt anwendet. Diese Notation ist indeß durch den Umstand, daß man in ihr nicht mit der Octave, sondern immer erst mit der None ein dem ersten entsprechendes Zeichen wieder bekommt, unbequem und unübersichtlich, weshalb sie von anderen Musiklehrern seiner Zeit, z. B. dem Hermannus Contractus, getadelt wird. In einer dritten Notation schreibt er die Silben der zu singenden Textworte auf die Zwischenräume eines Liniensystems, so daß wir hier zum ersten Male eine Tonschrift sehen, in welcher, wie in der unserigen, das Fallen und Steigen der Melodie bildlich dem Auge dargestellt wird. Als Schlüssel bedient er sich hierbei meist der Dasian-Zeichen oder er bestimmt die Lage der ganzen und halben Töne durch to=tonus und se=semitonium. — Ferner ist H. als einer der ersten zu bezeichnen, welcher Versuche der Mehrstimmigkeit anstellte. Diese Versuche, welche er Diaphonie nannte, bestanden zunächst darin, daß er einer vorhandenen Melodie (einer vox principalis) eine zweite Stimme in Quarten- oder Quinten-Parallele hinzufügte; diese letztere war gleichsam der Contrapunkt der ersteren und er nannte sie Organum. Von hier ist der Name Organum dann überhaupt auf einen solchen in Quarten- und Quinten-Parallelen einhergehenden zwei- und mehrstimmigen Satz übertragen worden. Durch weitere Hinzufügung einer dritten und vierten Stimme, welche dann eine oder beide der bereits vorhandenen in Octaven-Parallelen begleiten mußten, wurde der Satz drei- bezw. vierstimmig. Es läßt sich nicht läugnen, daß dies eine höchst primitive und kunstlose Art zu componiren war, dennoch war sie der nothwendige Vorläufer der erst viel später sich allmählich entwickelnden kunstvollen symphonischen Musik. — Von besonderer Bedeutung sind Hucbald's Bestrebungen, die alte griechische Terminologie für die Octavengattungen oder Kirchentöne wieder ins Leben zu rufen. Wenn er nun hierbei auch den großen Irrthum beging, die Namen in ganz verkehrter Weise zu gebrauchen, indem er die alten Transpositionsscalen mit den Octavengattungen verwechselte, so verdanken wir ihm dennoch die noch heutzutage gebräuchliche Benennung der Kirchentöne als dorisch, phrygisch, lydisch ꝛc., die dann später im 16. Jahrhundert durch Glarean's Dodekachordon in dem sog. Zwölf-Tonarten-System ihren Abschluß fand. — Auch als sprachgewandter Dichter hat sich H. einen Namen erworben, namentlich durch ein zwar sehr kunstvolles, wol aber etwas geschmackloses Gedicht von 136 Versen, „In laudem calvorum“, in welchem jedes Wort mit einem C beginnt. Dasselbe ist an Karl den Kahlen gerichtet. — Von Werth sind schließlich seine Heiligen-Geschichten, welche H. größtentheils erst in späteren Lebensjahren geschrieben zu haben scheint. Er benutzte zwar dabei ältere uns noch zugängliche Schriften; doch finden sich bei ihm einige treffliche Schilderungen der Verhältnisse von Völkern, unter denen jene Heiligen wirkten; namentlich in der Vita S. Lebuini (Liafwin), die deshalb zum Theil in die Monumenta Germaniae hist. aufgenommen worden ist. Außerdem gibt es von ihm eine „Vita S. Rictrudis (907)“, „S. Adelgundis“, „S. Madelbertae“, „S. Ciliniae“ (680 f. o.), „Acta de SS. Cyrico & Julitta“.

Casimir Oudin, Commentarius de script. eccles., T. II, Leipzig 1722. Martin Gerbert, Scriptores eccles. de musica, T. I, St. Blasien 1784. Derselbe, De cantu et musica sacra, T. II, S. Blasien 1774. E. de Coussemaker, Mémoire sur Hucbald, Paris 1841. Derselbe, Script. de musica med. aevi, T. II, Paris 1867. Fétis, Biographie univ. des music. Herzog, Realencyklopädie. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Berlin 1866. Aug. Potthast, Bibliotheca histor. med. aev. Berlin 1862 u. 1868. H. Bellermann.

Hude: Eilard (Elard) von der H., Chronist des Bisthums Verden, † am 18. April 1606 zu Verden, gehörte nicht der Adelsfamilie v. d. Hude an, sein Vater Eilard war Bauer und Besitzer der Oberhude an der Weser. Geboren 1541, dem Landleben abgeneigt, entlief er dem Vater und wurde Stubenheizer, dann Mitschüler (Prügelknabe) der jungen Grafen von Hoya, studirte dann auch mit ihnen in Wittenberg und promovirte schon 1562 als Magister. Nachher erhielt er eine Anstellung vom Domcapitel zu Verden, suchte sich namentlich bei Bischof Georg (Erzbischof von Bremen) beliebt zu machen und erwarb sich Ansehn, so daß er die Hand der Wittwe des Domherrn Jost v. Münchhausen († am 19. Mai 1559) gewann und bald Dechant des Collegiatstifts St. Andreas wurde. Er war zuletzt Rath des Bischofs Philipp Sigismund. Er verfaßte eine Chronik des Bisthums Verden von der Gründung bis auf seine Zeit, welche für die Regierung Georgs Werth hat (herausgegeben von Dr. Holstein im 41. Bde. des Stader Archivs für Geschichte 2c., 1877), das Original liegt im kgl. Archiv zu Hannover, eine Fortsetzung nach seinen Papieren, besonders für Eberhards Regierung, verfaßte sein Urenkel, Justus Johann Kelp (Archiv zu Stade). Außerdem verfaßte H. für jeden Bischof lateinische und deutsche Denkverse, die als Chronik zusammengefaßt, z. B. in Andreas v. Mandelsloh's (sog. Spangenberg'schen) gedruckten Chronik, zum Theil für alt angesehen worden sind.

Vgl. Pfannkuche, Aeltere Gesch. des vorm. Bisthums Verden, S. 10 ff. Krause.

Hude: Hermann von der H., einer der Bauern, welche der Jammer des 30jährigen Krieges zu phantastischen Visionen und Prophezeiungen führte. Kasp. Heinr. Starcken Lübeck. Kirchenhistorie nennt ihn S. 845 um 1637 gelegentlich der Streitigkeiten des Christoph Raselius neben Küster Georg Reinhard zu Seehausen bei Leipzig mit seinem Apostel Lorenz Mathäus und dem Bauern Johann Warner zu Bockendorf bei Meißen, dessen Apostel der Generalsuperintendent Jacob Fabricius zu Stettin geworden sei. Bekannter wurde er dadurch, daß Erzbischof Friedrich von Bremen (später Friedrich III. von Dänemark) in der Schwedennoth ihn 1643 nach dem Verden'schen Schlosse Rothenburg kommen ließ, um sich seine Prophezeiungen sagen zu lassen. Nach v. Kobbe, Bremen und Verden, II, S. 251, sollen noch handschriftliche Nachrichten über seine Geschichte vorhanden sein. Er wohnte in Ellingen (Elgen), Kirchspiels Soltau in der Lüneburger Haide. Krause.

Hudelist: Josef v. H., geb. 1759 zu St. Veit in Kärnthen, wurde, nachdem er seine Studien an der Wiener Universität mit vorzüglichem Erfolge vollendet und durch vier Jahre dem Cardinal Hrzan in Rom als Privatsecretär gedient hatte, im Sommer 1791 als kaiserlicher Legationssecretär in Neapel angestellt. Seit dem J. 1795 beurlaubt in Wien, ging er — 1798 — als Gesandtschaftssecretär nach Berlin; hier versah er in den J. 1799, 1800 und 1801 — bis zum Eintreffen des zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister ernannten Grafen Stadion — die Funktion eines Geschäftsträgers. Im Sommer 1801 zum k. k. Botschaftsrathe in Rußland ernannt,

eilte H. nach Petersburg, um dort noch vor der Abreise des russischen Hofes einzutreffen und als Geschäftsträger den unmittelbaren Verkehr mit dem russischen Ministerium anzubahnen. Dann sollte er sich zur Kaiserkrönung nach Moskau verfügen und hier die Leitung der Gesandtschaft dem neu ernannten Botschafter Grafen Saurau übergeben. Es handelte sich damals darum, das seit dem Bruche der zweiten Coalition (1799) gereizte Petersbürger Cabinet wieder für die österreichischen Interessen zu gewinnen. Durch wechselseitige Absendung des Fürsten von Schwarzenberg und des Herrn v. Murawieff und durch Ernennung der beiderseitigen Botschafter waren die ersten Schritte zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens zwischen den beiden Kaiserhöfen gemacht worden. So günstig nun auch die Umstände für die Herbeiführung eines engeren freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Kaiserhöfen schienen, so war doch die Lösung der Aufgabe, dem russischen Hofe diejenige Gesinnung und Stimmung beizubringen, welche der Lage Oesterreichs und seinen Bedürfnissen entsprachen, noch manchen Zweifeln und Schwierigkeiten unterworfen. Der russische Hof schien weiteren Eröffnungen über die Gesinnungen des Wiener Hofes begierig entgegen zu sehen. Jedenfalls kam sehr viel darauf an, daß gleich die ersten Besprechungen von angemessenen Gesichtspunkten aus und zweckmäßig eingeleitet wurden. Bei der Ungewißheit dessen, was man von der Gesinnungsfestigkeit der neuen russischen Regierung zu erwarten habe, bei der steten Spaltung und Gährung in den Petersburger Hof- und Ministerialparteien war die größte Behutsamkeit in Abwägung des Vertrauens, der Mittheilungen und Entschließungen auf österreichischer Seite geboten, um nicht eventuell in bedenkliche und compromittirende Verwicklungen zu gerathen. Mit Eifer und Geschicklichkeit unterzog sich H. dieser Aufgabe und Cobenzl anerkannte ausdrücklich die ausgezeichneten Beweise klugen Benehmens und vorzüglicher politischer Geschäftskenntnisse Hudelist's. Im December 1803 erfolgte seine Ernennung zum Hofrathe bei der geh. Haus-, Hof- und Staatskanzlei in Wien. Durch eine Reihe von Jahren oblag er in diesem Amte der Erledigung wichtiger und schwieriger Angelegenheiten und versah die Stelle eines Directors der Staatskanzlei fast gänzlich, ohne den Titel eines solchen zu führen. Stadion zählte ihn in dieser Hinsicht unter die eifrigsten und nützlichsten Räthe seines Ressorts. Bei der Vermählung des Kaisers Franz I. mit der Erzherzogin Maria Ludovica von Este — (im Jänner 1808) — vertrat H. die Stelle des kaiserlichen Notars und fertigte als solcher alle darauf Bezug habenden Acten und Documente aus. — Die Rettung der Staatskanzleikasse und des wichtigeren Theiles der Archive, — deren Fortschaffung er in wenigen Tagen mitten im größten Andrange der Geschäfte bewirkte — während der feindlichen Invasion von 1809 war sein Verdienst. Während des Aufenthaltes in Ungarn in demselben Jahre führte H. mit dem in Ofen anwesenden diplomatischen Corps alle Verhandlungen im Namen des Ministers. Bei der Vermählung der Erzherzogin Marie Louise mit dem französischen Kaiser 1810 — vertrat H. abermals die Stelle des Notars. Im Entscheidungsjahre 1813 war er eines der thätigsten Mitglieder der engeren Conferenz. Im August 1813 erfolgte die von Metternich beantragte Beförderung zum Staatsrathe. An den Arbeiten des Wiener Congresses nahm er regen Antheil, führte als zweiter (Baron Barbier war erster) Bevollmächtigter die Verhandlungen wegen Regelung des belgisch-holländischen Schuldenwesens und unterzeichnete am 11. October 1815 den darüber mit dem Königreiche Holland geschlossenen Vertrag. Im J. 1816 zeichnete ihn Kaiser Franz I. durch Verleihung des Commandeurkreuzes des Stephan-Ordens aus. In den J. 1816—18 war H. besonders bei der Regulirung der Angelegenheiten der neu erworbenen und der wieder erlangten österreichischen Provinzen und ihrer Verhältnisse zum Auslande thätig. Am 3. Juli

1818 übernahm H. während der Abwesenheit Metternichs die Leitung der Staatskanzlei. Während einer Conferenz in Postangelegenheiten mit dem sardinischen Gesandten und dem Postdirector wurde H. in seinem Bureau am 21. October 1818 vom Schlage gerührt und verschied am Abende desselben Tages.

Nach Acten des kaiserl. und königl. Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien. Felgel.

Hudemann: Ludwig Friedrich H., war geb. am 3. Septbr. 1703 in Friedrichstadt an der Eider, Sohn des Dr. jur. Hinrich Ludwig H., Commissar und Gerichtssecretär des Herzogs von Schleswig-Holstein. Vorbereitet auf dem Gymnasium in Hamburg, studirte er die Rechte in Halle, Leipzig und Kiel. Bei Gelegenheit des Jubelfestes der Augsburgischen Confession promovirte er an letzterem Orte 1730 zum Dr. jur. Er bereiste darauf Holland und Frankreich und ließ sich dann erst in Hamburg nieder. Nachher siedelte er nach Henstedt in N. Dithmarschen über, wo er sich verheirathete und bis an sein Ende verblieb, † am 16. Febr. 1770. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit Poesie und war ein fleißiger Dichter. Zuletzt war ihm Klopstock vorzugsweise Muster und verfaßte er mehrere religiöse Heldengedichte und Tragödien. Von seinen Schriften nennen wir: „Proben einiger Gedichte und Poetischen Uebersetzungen. Denen ein Bericht beygefüget worden, welcher von den Vorzügen der Oper vor den Tragischen und Komischen Spielen handelt", 1732. Die Bemerkungen waren namentlich gegen Gottsched gerichtet, der in den Beiträgen 3, 268 ff. sich vertheidigte, und es gelang ihm damit unsern H. zu bekehren. — „Harmonische Belustigungen des Geistes in poetischen Betrachtungen und Liedern", 1746—49, 3 Thle. — „Der großmüthige Friedrich III., König von Dänemark, ein Heldengedicht", 1750. — „Diokletian, ein Trauerspiel", 1750. — „Jesabel, ein Originalstück", 1753. — „Der Brudermord des Kain, ein Trauerspiel", 1754. — „Lucifer, ein episches Gedicht", 1765. — „Der auferstandene Messias, ein episches Gedicht", 1767. — „Iphigenia und Jephta, 2 Trauerspiele", 1767. Aus dem Französischen übersetzte er Racine's Phädra, 1751, und Corneille's Isabel und Athalia, 1753. In seinem Nachlaß wurden noch vorgefunden die Tragödien: „Herodias", „Jahel", „Esther". Er war Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig, Greifswald und Göttingen.

Adelung und Goedeke, Grundriß rc. II. S. 532.

Carstens.

Hudtwalcker: Martin Hieronymus H., am 15. September 1787 zu Hamburg geboren, Senator daselbst von 1820 bis 1860, war der älteste Sohn eines angesehenen Kaufmanns, dessen Vater, einer noch im Lande Hadeln ansässigen Familie angehörig, im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts nach Hamburg eingewandert war. Seine erste Erziehung erhielt er im Hause seines Oheims, des als Propst und Consistorialrath zu Itzehoe im J. 1835 gestorbenen Christian Martin H., welcher damals Landprediger im Holsteinischen war, und ihn von 1793 bis 1801 unterrichtete. Schon hier legte er den Grund zu seinem Freundschaftsbunde mit dem Grafen Wolf Baudissin, dem bekannten Dichter und Uebersetzer. Im J. 1801 folgte er seinem Oheim nach Kopenhagen, wohin derselbe einen Ruf als Prediger der deutschen Gemeinde erhalten hatte, und besuchte bis zum Sommer 1803 die dortige lateinische Schule, dann vom Herbst 1803 bis zum Frühjahr 1805 die Selecta des Gymnasiums in Gotha, wo Döring und Jacobs seine Lehrer waren, und er in dem nachher als Philologe bekannt gewordenen Franz Passow einen Freund und Studiengenossen fand. Um sich von einer überstandenen schweren Krankheit zu erholen, verlebte er den Sommer des J. 1805 im elterlichen Hause, und bezog im Herbst die Universität Heidel-

berg, wo er in nähere Beziehungen zu dem damaligen Professor Heise, dem nachherigen Präsidenten des Lübecker Oberappellationsgerichtes trat, und auch in dem Hause des Dichters J. H. Voß verkehrte. Im Frühjahr 1807 ging er nach Göttingen, und setzte dort seine juristischen Studien in Gemeinschaft mit dem Grafen Baudissin fort, der ihn im Frühjahr 1808 wiederum nach Heidelberg begleitete. Von hier aus machten die Freunde, denen sich als Dritter im Bunde der später als Geschichtsschreiber der Befreiungskriege und als Schulmann bekannt gewordene Philologe Kohlrausch anschloß, in den Herbstferien eine genußreiche Fußreise durch die Schweiz, die über die Gotthardstraße bis an den Lago maggiore führte. Am 16. Februar 1809 bestand H. in Heidelberg sein juristisches Doctorexamen in rühmlichster Weise; zum Thema seiner Dissertation hatte er die Lehre vom foenus nauticum gewählt. In das Schlußjahr seiner Universitätszeit fiel auch seine Bekanntschaft und Freundschaft mit dem nachherigen Criminalisten Mittermaier, der bis zu seinem Ende mit ihm in vielseitiger Berührung blieb.

Nach dem Abschied von Heidelberg trat H. eine mehrmonatliche Reise an, auf der er in Baireuth mit Jean Paul, in Jena und Weimar mit Wieland und Goethe bekannt ward. Namentlich den letzteren traf er häufig während seines einmonatlichen Aufenthalts in Jena im Frommann'schen Familienkreis, dem damals auch Minchen Herzlieb angehörte. Ebenso lernte er dort Werner, den Dichter der „Söhne des Thales", und den Uebersetzer des Tasso, J. D. Gries, seinen Landsmann, näher kennen. Ueber Leipzig, Dresden und Berlin, wo er Fichte und Nicolai aufsuchte, kehrte er Ende September 1809 in seine Vaterstadt zurück, die bald nach der Schlacht bei Jena von französischen Truppen besetzt war, und nur noch einen Schein ihrer früheren Selbständigkeit bewahrt hatte.

Nachdem er sich als Advokat habilitirt, beschäftigte er sich zunächst mit der Ausarbeitung seiner Dissertation: „De foenore nautico", die gedruckt veröffentlicht ward. Seine advokatorische Thätigkeit begann sich in erfolgreicher Weise zu entwickeln, und würde gewiß bald einen weiteren Umfang gewonnen haben, wenn nicht ein schon lange drohendes Ereigniß sich verwirklicht hätte. In den letzten Tagen des Jahres 1810 ward Hamburg durch einen Machtspruch Napoleon's dem französischen Reiche einverleibt. H. vermochte es nicht über sich zu gewinnen, dieser Katastrophe sich schweigend zu unterwerfen. Er entschloß sich, in der Hoffnung auf den Eintritt besserer Zeiten, nach Oesterreich zu gehen, und verließ im September 1811 seine Vaterstadt.

Am 7. Oktober 1811 in Wien angelangt, beschäftigte er sich dort während des Jahres 1812 mit Studien in den Bibliotheken, mit der Ausarbeitung einer juristischen Abhandlung über die schiedsrichterlichen Diäteten in Athen, die im Druck erschien, und große Anerkennung fand, sowie mit vielfachen literarischen Arbeiten, und verkehrte mit Friedrich Schlegel und Theodor Körner. Der Untergang des französischen Heeres in Rußland im December 1812 und die Erhebung Preußens im Frühjahr 1813 belebten aufs Neue die Hoffnungen der deutschen Patrioten. Rücksichten auf seinen Gesundheitszustand machten es für H. unmöglich, die Waffen für das Vaterland zu ergreifen. Er reiste im Mai 1813 nach Böhmen, da aber seine Bemühungen, eine Stellung zu gewinnen, durch die er in irgend einer anderen Weise seine Kräfte zum Besten des Vaterlandes hätte verwenden können, erfolglos waren, so kehrte er im Juli wieder nach Wien zurück, und übernahm bald darauf die Aufgabe, die beiden ältesten Söhne des Grafen Stadion, welcher der Zeit in Oesterreich neben Metternich auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten einen hervorragenden Einfluß hatte, auf die Universität Tübingen zu begleiten. Mit mehrfachen, durch die

Kriegsereignisse verursachten Unterbrechungen verblieb er dort bis zum September 1814, hauptsächlich mit historischen Forschungen sich beschäftigend. Nach einem kurzen Aufenthalt in Wien während der Zeit des Congresses geleitete er im Herbst die jungen Grafen Stadion nach Göttingen, bis sich im Frühjahr 1815 dies Verhältniß löste, und im Juni seine zweite Rückkehr in die Vaterstadt stattfand.

In Hamburg widmete sich H. der Wiederaufnahme seiner advokatorischen Thätigkeit mit großem Eifer und einem solchen Erfolge, daß er bald zu den am meisten beschäftigten Anwälten gerechnet ward. Am 20. December 1817 erfolgte seine Verheirathung mit Charlotte von Mengershausen aus Göttingen, deren Bekanntschaft er dort im Jahre 1814 gemacht hatte. Am 29. März 1820 ward er zum Mitgliede des Senats erwählt. Nach den Bestimmungen der städtischen Verfassung konnte er sich der Annahme dieser Wahl nur durch Auswanderung entziehen. Mit Widerstreben entschloß er sich zur Annahme, da ihm die advokatorische Thätigkeit mehr zusagte. Ein Versuch, durch Uebernahme einer Rathsstelle bei dem im J. 1820 in Lübeck constituirten Oberappellationsgericht der freien Städte Deutschlands sich ausschließlich dem Richterberufe zuzuwenden, scheiterte im J. 1821 an der Weigerung des Hamburgischen Senats, ihn aus seiner Mitte zu entlassen. So verblieb er in diesem Amte während eines vierzigjährigen Zeitraums, in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung des vaterstädtischen Gemeinwesens mit unermüdlichem Eifer thätig. Besonders bei der Verwaltung der Polizei, die in den Jahren 1833 bis 1839 unter seiner obersten Leitung stand, während er bereits 1831 zur Zeit bürgerlicher Unruhen und bei dem ersten Auftreten der Cholera als interimistischer Chef derselben fungirt hatte, entwickelte er eine rastlose Umsicht und Energie, die in den weitesten Kreisen allgemeine Anerkennung fand. Nicht minder bewährte er sich als Vorsitzender der Commissionen, welche zur Berathung über eine durchgreifende Aenderung des Criminalverfahrens, und zur Bearbeitung eines hamburgischen Criminalgesetzbuches zusammenberufen waren. Während der Tage des großen Brandes im Mai 1842 wirkte er in der vom Senat eingesetzten außerordentlichen Polizeikommission. Ebenso war er Mitglied der mit der Vorbereitung von Verfassungsänderungen im Jahre 1848 beauftragten Reformdeputation, und während einer Reihe von Jahren Vorsitzender der obersten Schulbehörde, des Scholarchats, nachdem er schon im Jahre 1828 die neun Jahre später beendete Reform des akademischen Gymnasiums eingeleitet hatte. Dem Obergerichte, welches damals noch durch eine Section des Senates gebildet ward, gehörte er schon im Jahre 1821 an, und war dessen Präsident während der letzten Jahre seines amtlichen Wirkens.

Von seinen legislatorischen Arbeiten verdient, außer den auf die Umgestaltung der Criminalgesetzgebung bezüglichen, zunächst die im Jahre 1828 entworfene, 1831 ins Leben getretene Vormundschaftsordnung die rühmendste Auszeichnung. Nicht minder tüchtig waren seine auf die Regelung der bürgerrechtlichen Verhältnisse gerichteten Leistungen, die Verordnung über das Bürgerrecht und über das Gesinde vom Jahre 1833, sowie diejenige über das Heimathsrecht und über die Schutzverwandtschaft vom Jahre 1837. Mit der Bearbeitung eines Preßgesetzes beschäftigte sich H. schon in dem dritten Decennium des Jahrhunderts, während erst nach der 1848 erfolgten Aufhebung der Censur ein solches zu Stande kam.

Eine ungemeine Arbeitskraft machte es ihm möglich, außerhalb seiner zeitraubenden und anstrengenden amtlichen Thätigkeit noch zu literarischen Arbeiten die nöthige Muße zu finden. Im Jahre 1823 begann er im Verein mit Dr. C. Trummer die Herausgabe der „criminalistischen Beiträge“, einer in wissenschaftlichen Kreisen auf's Günstigste beurtheilten Zeitschrift. Erinnerungen aus

seinem eigenen Leben, in ein novellistisches Gewand gekleidet, veröffentlichte er 1826 unter dem Titel „Bruchstücke aus Karl Berthold's Tagebuch". In mehreren kleineren Brochüren bekundete er sein Interesse an vaterstädtischen Angelegenheiten, und war außerdem Mitarbeiter an verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften.

Auch auf religiösem Gebiete entwickelte H. schon bald nach seinem Eintritt ins amtliche Leben eine hervorragende Thätigkeit, zunächst durch sein Auftreten gegen die rationalistische Richtung, die damals auf der Kanzel nicht minder, wie in der Bevölkerung Hamburgs die überwiegende war. Diejenigen, welche nicht zu seinen Gesinnungsgenossen zählten, lernten ihn bald als einen jederzeit kampfbereiten und schlagfertigen Gegner kennen, dessen geistige Begabung und wissenschaftliche Bildung sie ebenso wie seine moralische Integrität anerkennen mußten. Keineswegs gegen Andersgläubige feindlich gesinnt, wirkte er für die Constituirung der englisch-reformirten, und der englisch-bischöflichen, sowie später der Baptistengemeinde. Außerdem war er im J. 1833 einer der Gründer der Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder, die unter dem Namen des „Rauhen Hauses" weit über die Mauern Hamburgs hinaus bekannt geworden ist. Der Missionsgesellschaft, dem Mäßigkeitsverein, dem Magdalenenstift, dem Verein für entlassene Sträflinge und anderen ähnlichen Instituten widmete er eine lebhafte Theilnahme, und war bis an sein Lebensende Präses der Hamburg-Altonaischen Bibelgesellschaft. Bei Gelegenheit der Feier seines juristischen Doctorjubiläums am 16. Februar 1859 ward ihm von der Universität Berlin die Würde eines Doctors der Theologie verliehen.

Als nach mehr als zwölfjährigen Vorarbeiten am Ende des Jahres 1860 die neue Hamburgische Verfassung ins Leben trat, zog sich H., durch Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter und seine geschwächte Gesundheit bewogen, von der öffentlichen Laufbahn zurück. In der wohlverdienten Muße beschäftigte er sich mit schriftlichen Arbeiten und Sammlung biographischer Notizen, bis er im Februar 1865 von einer lebensgefährlichen Krankheit ergriffen ward, die seinem irdischen Dasein am 16. August 1865 ein Ziel setzte.

Ein Verzeichniß seiner Schriften findet man im Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. III S. 395—398. Behn.

Hueber: Fortunatus H., Franziskaner, geb. zu Neustadt an der Donau in Niederbaiern (Jahr unbekannt), † zu München am 12. Februar 1706. Er lieferte in umfangreichen aber schwülstigen Werken, besonders in der „Cronickh von dem dreyfachen Orden Francisci" (1686) immerhin schätzbares Material zur Kloster- und Missionsgeschichte. Sein im J. 1670 erschienenes Buch: „Unsterbliche Gedächtnus der . . . Hölden von Thaurn, Andechs und Hohenwarth" ist nur für die Geschichte des Klosters Hohenwarth von Bedeutung.

Baader, Das gelehrte Baiern (1804) Sp. 533—534. v. Oefele.

Hueber: Philipp H., geb. 1662 in Wien, † als Melker Conventuale 1725. Der Eintritt des begabten, mit Ordnungssinn und Fleiß bestversehenen jungen Mannes, den ein lebhafter Drang nach Geschichtskunde beseelte, in eines der wissenschaftlich regsten Benediktinerstifte Niederösterreichs, in welchem gleichstrebende und berühmter gewordene Genossen, wie die Gebrüder Pez, die Richtung der französischen Mauriner gleich ihm mit Begeisterung einschlugen, veranlaßte bald die ernsten archivalischen Studien desselben, welche, unterstützt von schöpferischen Anlagen in dieser Hinsicht, dem Melker und auch dem Göttweiher Archive zu gute kamen. 1681 Melker Profeß, 1692 Archivar des Stiftes, welches eine Fülle alter Urkunden und Handschriften birgt, gab H. 1722, ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Bände der Scriptores rer. austr. und des

Thesaurus aus der Feder seiner Klosterbrüder, die unsäglich fleißig und mit richtigem Verständniß gearbeitete „Austria ex archivis Mellicensibus illustrata“ in drei Bücher oder Abtheilungen und einen Anhang gegliedert, heraus. Der stattliche Folioband enthält als erstes Buch einen Nucleus genealogicus diplomatum, chartarum, privilegiorum u. s. w., somit eine genealogische Darstellung oder Erläuterung der geschichtlichen Verhältnisse Oesterreichs von 1075—1599, das zweite die Siegelkunde, mit 38 Tafeln, das dritte endlich Collectanea genealogica oder genealogische Detailarbeit. Der Appendix triplex umfaßt: 1) perbrevis Topographia diplomatica Austriaca (in alphab. Ordnung, historisch gehaltvoll), 2) specimina diversarum medii aevi scripturarum, eine systematische Sammlung paläographischer Proben und 3) sacrae et profanae antiquitates Mellicenses, eine Alterthümerkunde des Klosters. Das Werk läßt sich der etwas späteren epochemachenden Publication des Göttweiher Benediktinerabtes Bessel (s. d. Art.), der großen Arbeit Herrgotts „Geneal. et Monum. domus austriacae“ (1737 ff., s. d. Art.), nicht ebenbürtig an die Seite stellen, darf jedoch als würdiger Vorläufer bezeichnet werden. In Leipzig zunächst erschienen, erlebte es, lange nach dem Tode des Verfassers zu Wien (1743) eine zweite Ausgabe.

Vgl. die bibliogr. Werke v. Vogel (spec. bibl. hist. geogr. Austr.) und Wurzbach, (biogr. Lex.), Keiblinger, Gesch. des Bened.-Stiftes Melk u. A. Mayer, G. d. geist. Cultur Nied.-Oesterr. 1878 I. S. 191 u. 88 (kurze Notizen). Krones.

Huebpauer: Theophil H., Canonist, geb. 4. December 1749 zu Au bei Niederviehbach (Unterbaiern), 1771 in den Augustinerorden aufgenommen, längere Zeit Lector, dann Prior in München, 1792 Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte am Lyceum zu München, 1793 Provinzial, nach der Säcularisation seit 1806 Pfarrer in Lochhausen. Schriften: „Assertiones ex principiis juris ecclesiastici universalis particularis Germaniae et ex jure publico interno.“ 1793. „Conspectus juris ecclesiastici publici et privati.“ 1796.

Felder, Gel.-Lex. I. 333 fg. v. Schulte.

Huët: Albert H. (auch Hutter, lat. Pileus, magyar. Syveg genannt) Sachsengraf und Königsrichter von Hermannstadt in Siebenbürgen, geb. 2. Febr. 1537. Er war der Sohn des Georg H., der 1539 zum Hermannstädter Königsrichter und Sachsengrafen (Comes nationis Saxonicae atque judex regius Cibiniensis) eingesetzt, zu den Patriziern Hermannstadts zählte, zu denen auch das Haus seiner Gattin, der Mutter Albert Huet's, Barbara Armbruster gehörte. An den Schulen Hermannstadt's, nach des Vaters frühem Tod († 1543) herangebildet, setzte er die Studien in Wien fort, erwarb sich allseitige wissenschaftliche Bildung und besonders ungewöhnliche Sprachkenntnisse. Von Gönnern an den Hof Kaiser Karl's V. eingeführt, wirkte der Kampf der Gegensätze auf allen Gebieten des Lebens mächtig auf ihn ein und schärfte den staatsmännischen Blick des Mannes. Nach Karls V. Abdankung trat er in den Dienst Ferdinand's I., unter ihm wie unter Maximilian „in und außerhalb der ungarischen Kanzlei beschäftigt“ und verließ ihn „als ein verdienter Streiter“ 1574, wo er reich an huldvoller Anerkennung von Seiten der Kaiser, nach Hermannstadt zurückgekehrt, unter des Fürsten Stephan Bathoris ehrender Theilnahme den 6. Febr. 1575 Hochzeit hielt mit Margaretha, der Tochter des Kaufmanns Hamlescher, einem Enkelkind des Sachsengrafen Augustin Hedwig, dessen Nachfolger im Amt er wurde. Zu Anfang des Jahres 1576 in die Hundertmannschaft gewählt, kam er am 1. Februar 1577 in den Hermannstädter Rath und wurde schon im März desselben Jahres Hermannstädter Königsrichter und Comes der Sachsen, in welches Amt er feierlich nach altem Herkommen, wonach u. a. die Kürschnerzunft den „Schwerttanz“ aufführte, am 27. März eingeführt wurde, vom Fürsten

durch reiche Schenkungen adliger Besitzungen (Klein-Logdes, Gießhübel) ausgezeichnet. Um die umfassende Thätigkeit des bedeutenden Mannes übersichtlicher zu kennzeichnen, betrachten wir abgesondert die verschiednen Zweige derselben. Auf dem politischen Gebiet ist seine Arbeit ein fortwährender Kampf, die deutsche Herrschaft des Hauses Habsburg in Siebenbürgen möglich zu machen und zu befestigen und die Rechte des Sachsenvolkes zu beschützen. Da Siebenbürgens Fürst Sigismund Bathori durch eine Heirath in nähere Verbindung mit Kaiser Rudolf zu treten wünschte, ging zu ihrer Vermittelung auch H. hinauf und brachte die Braut Maria Christina von Steiermark nach Siebenbürgen, wie er auch an den Unterhandlungen sich betheiligt, die 1595 zur Abtretung Siebenbürgens an Kaiser Rudolf führten. Bis zur Uebernahme des Landes durch den Kaiser war die Regierung desselben St. Botschkai und H. anvertraut; in den parteivollen und wirrenreichen Zeiten bis 1604, wo Rudolf für kurze Zeit wirklich Herr des Landes wurde, hatte H. für das Haus Habsburg mit solchem Eifer und solcher Ausdauer gekämpft, daß er von sich rühmen konnte: „wie das Weiße im . . . österreichischen roten Schild in der Mitte ist, so ist die Lauterkeit in meinem Herzen gegen Ew. Majestät in allen Sachen“, worauf Rudolf anerkennend antwortete: „Die vorzügliche Reinheit Deiner Gesinnungen gegen uns und unser erlauchtes Haus haben wir mit Wohlgefallen aus den Zeugnissen Vieler ersehen; Du kannst Dir von unsrer Gnade Alles Gute versprechen; wir setzen auf Dich ein besondres Vertrauen.“ Seinem rastlosen Eifer war es mit eine Anerkennung, da Kaiser Rudolf an die sächsische Nation am 4. November 1600 schrieb: „getrieben von der Pflicht, ein Wort der Ermutigung zu sprechen an Euch, die ihr nach Herkunft und Sprache und was mehr ist als Alles, nach angestammter Reinheit der Gesinnung Deutsche, d. i. unsres Blutes seid“, „wir lassen es uns angelegen sein, daß Euch die Treue, mit der ihr uns ergeben seid, nicht gereue.“ Als trotz des aufopfernden Kampfes das Land für Habsburg wieder verloren ging, mußte Siebenbürgen und mit ihm H. am Ende seines Lebens St. Botschkai (1605) und nach dessen raschem Tod Sigismund Rakotzi (1607) als Fürsten anerkennen. Die Aufgabe, die eine so stürmische Zeit dem Haupt des deutschen Volkes in Siebenbürgen setzte, für die Rechte desselben und sein deutsches Dasein zu wachen, hat H. in großartiger Weise erfüllt. Den protestantischen Sachsen war im Jesuitenorden, der von Stephan Bathori ins Land gerufen worden, ein gefährlicher Feind erwachsen. Sie streckten die begehrliche Hand nach den Gütern der aufgehobenen Klöster im Sachsenland und den Zehnten der evangelischen sächsischen Geistlichen aus. Im Namen der Stände verlangte H. 1588 auf dem Mediascher Landtag die Entfernung der Jesuiten aus dem Lande, worin der Fürst endlich, wenn auch ungern, willigte. H. schützte auch 1592 in Weißenburg und 1593 in Großau die Rechte der evangelischen Kirche auf die freie Pfarrerswahl und den Zehnten gegen fürstliche Willkür und des bestechlichen Kanzlers bösen Willen. Da die deutschfeindliche Gesinnung des magyarischen Adels in des Fürsten Umgebung die Sachsen gern zu Hörigen gemacht hätte und eine lange Reihe böser Rechtsverletzungen sächsische Ehre und sächsisches Gut bedrohten, hielt H. im Auftrag der sächsischen Nationsuniversität (Vertretung des Sachsenlandes) am 10. Juni 1591 in Weißenburg vor dem Fürsten und seinen Räthen die berühmte Vertheidigungsrede für sein Volk, die ihm vor allem den Ruhm eines Sachsenstreiters verschafft hat und worin er nachweist, daß die sächs. Nation ebenso alt und so gut berechtigt in Siebenbürgen als die magyarische, daß die Arbeit von der sie sich nährt, keine Schande ist und ihrer Tapferkeit für Thron und Land keinen Abbruch thut, endlich „daß seine Durchlaucht es lieber soll dulden und wir es lieber tragen die Namen Kürschner, Schuster, Schneider als Diebe, Räuber und Mörder“. Kurz vor seinem Tode setzte H.

auf dem Klausenburger Landtag 1607 den Beschluß durch, daß der Hermannstädter Königsrichter als solcher stets im Rath des Fürsten Sitz und Stimme habe, ein Gegengewicht gegen der Mitstände immer erneuten Haß und rechtswidrige Forderungen. Die Reformation hatte die Sachsen aufmerksam gemacht auf die Lebensbedingungen des Deutschthums dort; auf allen Gebieten suchte man durch geschriebenes Recht ihnen Halt und Dauer zu verschaffen; auf allen ist H. thätig gewesen. Bald nach seiner Uebernahme des Königrichteramtes machte „die geistliche und weltliche Universität" die ersten „Artikel" für die Generalkirchenvisitation im Jahr 1577; 1581 wurde von der sächsischen Universität das „Eigen Landrecht der Sachsen in Siebenbürgen" oder „die Statuta" zum Abschluß gebracht und H. ließ sie von Stephan Bathori, der sich auch nach der Wahl zum polnischen König die Oberhoheit über Siebenbürgen vorbehalten hatte, in Krakau bestätigen (1583). Sie sind im Sachsenland Gesetz gewesen bis 1853 und haben in jenem Jahr auf Ansuchen der sächsischen Nationsuniversität dem allgemeinen österreichischen bürgerlichen Gesetzbuch die Stelle geräumt. Endlich hat die Universität unter Huet's Mitwirkung für das Gewerbewesen im Sachsenland durch neue Ordnungen für die Zünfte gesorgt, die diese in ihrer Aufgabe stärkten, eine Stätte deutscher Arbeit, sittlicher Zucht, ein Bollwerk des deutschen Volksthums zu sein. Wie unter Huet's Amtswaltung die äußere Befestigung Hermannstadts gewaltig gemehrt wurde, so sorgte H. mehr noch für das Gedeihen des geistig-sittlichen Lebens. Die sächsische Universität beschloß 1578 Lehrer aus Deutschland nach Hermannstadt zu rufen und die Schule hier zu einer Landesschule zu machen, indem die einzelnen sächsischen Gaue zusammen die Kosten der Anstalt tragen sollten. 1598 wurden der Schule völlig neue Gesetze gegeben, an denen H. so hervorragenden Antheil hatte, daß er sich den Namen eines Neubegründers der Anstalt erwarb. Das Studium zu fördern ließ er mit edler Freigebigkeit die Kapelle neben der Schule zur Bibliothek herrichten, mit Inschriften, Bildern, u. a. auch Huet's Bild und Wappen geschmückt. Durch Ankauf zweier Häuser wurde die Schule auch äußerlich vergrößert und 1602 hielt H. im Saal, den er selbst hatte schmücken und einrichten lassen, eine glanzvolle Rede (wie er überhaupt auch an den Disputationen eifrig theilnahm) über das Thema: „Die Schule eine Pflanzstätte des Gemeinwesens", wobei er den Werth der Schulbildung betont und die Sorge für die Schule den Mitbürgern warm ans Herz legt. Bei seinem Tode schenkte H. der Schule seine ganze reiche Bibliothek, die durch sein Monogramm kenntlich, heute noch einen werthvollen Theil der dem evangelischen Gymnasium in Hermannstadt gehörigen „Kapellenbibliothek" bildet, außerdem die Summe von 2000 Gulden, nach damaligem Geldwerth ein königliches Geschenk. In seinem häuslichen Leben war H. unglücklich. Zwei Frauen starben vor ihm; von der dritten mußte er sich ehegerichtlich scheiden lassen: seine Kinder überlebte er Alle. Ungebeugt aber hat er das persönliche Unglück und die Heimsuchungen seines Volkes ertragen, der letzte jener alten Sachsengrafen, die in Krieg und Frieden gleich tüchtig hier wie dort ihres Volkes Führer waren. Mit schneidigem Wort und tapferm Schwert kämpfte er für dasselbe, im Landtagssaal wie gegen die Türken, wo er z. B. bei Temeschvar unter den ersten gegen den Feind ging, und im Feldzug in der Walachei, wo er bei der Eroberung von Tergowischt, beim Abbrechen der Donaubrücke „nicht achtete der um und über sein Haupt pfeifenden Kugeln". Mit Recht hat das Sachsenvolk ihn hoch gehalten als seinen Schutzgeist, dessen Hauch es bewahren könne im schweren Kampf für das deutsch-nationale Dasein. Er starb am 23. April 1607, über 70 Jahr alt, nach 30 jährigem Wirken als Königsrichter und wurde in der Hermannstädter evangelischen Stadtkirche begraben, wo eine Inschrift von ihm meldet:

Hierher begrub das Haus Huet den theursten der Söhne,
Aber dem Tode fern lebt er im Lichte des Ruhms.

J. G. Schaser, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des A. Huet. Transsilvania von Benigni und Neugeboren, II, 1833, S. 98. D. Henrich, Erinnerungen an A. Huet. Hermannstadt 1847. J. Seivert, Von den Grafen der sächs. Nation in Siebenbürgen. Ungarisches Magazin III, 137. J. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen. II. Band, 223. Dr. Fr. Teutsch, Der Sachsengraf A. Huet. Vortrag. Hermannstadt 1875. Huets Rede von 1591 ist öfters gedruckt, so lateinisch in J. Seivert, Nachrichten von siebenb. Gelehrten. Preßburg 1785, S. 190, deutsch in M. Miles, Siebenb. Würgengel, S. 152. Fr. Teutsch.

Hufeland: Christoph Wilhelm H., königl. preußischer Staatsrath (im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten), erster wirklicher Leibarzt des Königs, Professor an der Universität, Director des poliklinischen Instituts derselben, der medicinisch-chirurgischen Militär-Akademie und der sämmtlichen medicinischen Staatsprüfungen, erster Arzt der Charité etc. etc. in Berlin, einer der berühmtesten und geehrtesten Aerzte seiner Zeit, war am 12. August 1762 zu Langensalza in Thüringen geboren, wo sein Vater einen bedeutenden ärztlichen Wirkungskreis hatte; der Großvater, wie nachmals der Vater, waren Leibärzte am weimarischen Hofe, auch ein Oheim übte die ärztliche Kunst aus. Wir sind in der glücklichen Lage, den langen Lebenslauf Hufeland's in einer Selbstbiographie verfolgen zu können, die, bis zum 8. Juli 1831 reichend, von dem dem Erblinden nahen Greise theueren Händen dictirt wurde. Sehr viele der nachstehenden Angaben sind dieser wichtigen Quelle entnommen. — Kaum drei Jahre alt, siedelte H. mit seinem Vater, der mit dem Titel eines Hofrathes zum Leibarzt der Herzogin-Wittwe Amalie, Regentin von Sachsen-Weimar und Obervormünderin ihres Sohnes Karl August, ernannt worden war, nach Weimar über, wo Hufeland's Vater nach dem Regierungsantritt des Herzogs Karl August (1775) auch bei diesem die Stelle eines Leibarztes bekleidete, bis er zur Ausübung der Praxis unfähig wurde. — Seine Erziehung erhielt der junge H., zusammen mit seinen Schwestern, im väterlichen Hause durch Hofmeister, von denen einer, Namens Restel, den günstigsten Einfluß auf Hufeland's Entwicklung hatte, ihn frühzeitig sich selbst beschäftigen und innerlich zu leben lehrte, ihm eine gründliche klassische Bildung und religiöse Grundsätze beibrachte und ihm den Aberglauben benahm, so daß H. noch im hohen Alter sich dankbar seines etwas pedantischen, aber sonst vortrefflichen Lehrers erinnerte. Die letzten drei Jahre seiner Schulzeit, vom 15. bis 18. Jahr, ging H. zwar nicht auf das Gymnasium, aber zu dem Director desselben, Heinze, der ihn, nebst einigen andern Primanern, durch Privatstunden im Lateinischen und Griechischen vervollkommnete. Daß auch Goethe, der im Alter von 26 Jahren, 1775 in Weimar eingezogen war und in diesem bis dahin ziemlich philisterhaften Orte eine wunderbare Revolution hervorgerufen hatte, so wie der durch Goethe ebendahin gebrachte Herder durch seine imponirende Erscheinung und durch seine gewaltigen Predigten auf ein junges empfängliches Gemüth, wie dasjenige Hufeland's von großem Einflusse sein mußte, bedarf keiner besonderen Versicherung. — Im Frühjahr 1780 bezog H. die Landesuniversität Jena, deren Hebung Karl August seit seinem Regierungsantritt nebst seinem Freunde Goethe, sich hatte angelegen sein lassen. Freilich ließ sich der daselbst unter den Studenten herrschende, über alle Maßen rohe und ausgelassene Ton nicht mit einem Schlage beseitigen, und auch der junge H. lief Gefahr, in diesen Strudel hineingezogen zu werden; allein der Ernst des Studiums, Fleiß, Nachdenken und die herrliche Natur trugen das Ihrige bei, ihn davor zu bewahren. Freilich giebt er an, das

Einzige, was er in Jena gelernt habe, sei Anatomie gewesen, in der ihn und seine Commilitonen Loder mit zwei Cadavern — mehr hatten sie den ganzen Winter hindurch nicht — vortrefflich zu unterrichten wußte. Zu Ostern 1781 bezog H. die Universität Göttingen, die, obgleich die jüngste unter ihren deutschen Schwestern, sich bereits zu hoher Blüthe, auch in der Medicin, entwickelt hatte, in der Richter, Murray, Baldinger, Wrisberg, Blumenbach, Gmelin lehrten. Der unter den dortigen Studirenden herrschende Geist, ganz verschieden von dem in Jena, führte auch in Hufeland's Wesen eine totale Veränderung herbei; er fand kein größeres Vergnügen, als seine Collegia zu hören und dann auf seiner Stube zu studiren. Einige in diese Zeit fallende Todesfälle in seiner Familie, zuerst der Tod seines Schwagers Weber, Professors der Theologie in Jena, dann der von Hufeland's Mutter (1782) trugen noch mehr dazu bei, ihn ernster zu stimmen. Von großem Nutzen war ihm der Umgang mit Lichtenberg und Osann; Ersterer, zusammen mit Richter und Blumenbach, hatte den stärksten Einfluß auf seine Bildung; Richter verdankte er die vorwaltend praktische Richtung in der Wissenschaft, der er sein ganzes Leben lang treu geblieben ist. In dem heißen trockenen Sommer des Jahres 1783, wo ein Erdbeben in Calabrien stattfand und ein trockener Höhenrauch die ganze Luft erfüllte, promovirte H. am 24. Juli mit einer Dissertation über die Kraft der Elektricität beim Scheintode („Diss. inaug. sistens usum vis electricae in asphyxia experimentis illustratum") zum Dr. med. und reiste am folgenden Tage nach Weimar ab. — Er fand den Vater fast erblindet, sehr gebeugt und traurig; dem 21jährigen jungen Manne fiel die schwere Aufgabe zu, nun auch die Stütze des Vaters und des ganzen Hauses zu werden, durch Uebernahme der ganzen großen, nicht allein über die Stadt, sondern auch auf das Land, bis an die Harzgrenze Thüringens sich erstreckenden Praxis des Vaters. Die Jahre, wo andere Jünglinge zu ihrer weiteren Ausbildung reisen oder das Leben genießen, verflossen ihm unter schwerer, oft kaum zu überwältigender Arbeit, Sorge und Anstrengung. Andererseits aber machte H. unter seines Vaters erfahrener Leitung dabei eine bessere Schule durch, lernte mehr und bildete sich besser zum praktischen Arzte aus, als wenn er alle Länder und Hospitäler Europa's besucht hätte. Freilich war die Praxis in Weimar, der H. mit vielem Glücke 10 Jahr lang (1783 bis 1793) oblag, recht mühevoll. Nicht allein mußte er von früh bis Abends zu Fuße herumlaufen, sondern auch die Landpraxis, zuweilen 4—5 Meilen weit, verursachte bei den damaligen abscheulichen Wegen und im Winter oder Frühjahr bei Thauwetter nicht nur große Anstrengung, sondern war bisweilen mit Lebensgefahr verbunden. Das Allerbeschwerlichste für ihn aber war, daß er, nach der damaligen, fast allgemein herrschenden Sitte, die Arzneien selbst zubereiten, also nach ermüdenden Krankenbesuchen noch den Apotheker machen und dann noch die verabreichten Arzneien in Bücher eintragen mußte, um zu Ende des Jahres oder der Krankheit die Rechnung machen zu können. Doch das hatte wieder den Vortheil, daß der junge Arzt daran gewöhnt wurde, sein Krankenjournal regelmäßig zu führen und daß er beim Selbstdispensiren der Arzneikörper diese weit besser kennen lernte und von ihrer Güte und Echtheit sich überzeugen konnte. Diese praktische Schule, die H. durchmachte, war zweifellos die beste Vorbereitung für seine spätere akademische Laufbahn, von der er freilich damals noch nichts ahnte. Seine einzige Erholung nach den oft geradezu erschöpfenden Anstrengungen war, außer den stillen häuslichen Stunden mit dem Vater, vier Schwestern und einem jüngeren Bruder, mit denen zusammen er ein Haus bewohnte, die Beschäftigung mit der Wissenschaft und der Umgang mit einigen Freunden und geistreichen Männern. Für die Naturwissenschaften, namentlich die Physik und ganz besonders die Elektricitätslehre, hatte er noch große Liebe von

der Universität mitgebracht und benutzte er die auserlesene praktische Bibliothek seines Vaters zum Studiren. Mit den damals Weimar zierenden großen Geistern, wie Wieland, Herder, Goethe, Schiller hatte er nicht nur Umgang, sondern hatte Gelegenheit, sie als ihr Arzt noch genauer kennen zu lernen. Näher traten ihm noch die folgenden vier Männer: Bode, der treffliche Uebersetzer englischer Romane und eifrige Bekämpfer des Jesuitismus, Bertuch, der vielgewandte Schriftsteller und Industrielle, der Arzt Buchholz und Musäus, der Herausgeber der Volksmärchen der Deutschen. So entwickelte sich denn auch in diesem Kreise heller geistiger Elemente Hufeland's Liebe zur Schriftstellerei, die später geradezu unübersehbar geworden ist. Die erste Veranlassung dazu gab das Unwesen, welches Mesmer, damals in Wien, mit seinem Magnetismus trieb und die daraus hervorgegangene Litteratur. Von seinen Freunden gedrängt, von Bertuch aufgemuntert und mit litterarischen Hülfsmitteln unterstützt, seiner Lichtenberg'schen gesunden Physik sich erinnernd, trat H. mit seinem ersten litterarischen Versuche, einem Aufsatze unter dem Titel „Mesmer und sein Magnetismus", 1785 im Deutschen Merkur abgedruckt, hervor, in welchem er das Ungründliche und Unphysische der Sache aufzudecken und Alles auf Sinnestäuschung und selbst Sinnlichkeit zurückzuführen sich bemühte. Wieland war mit dieser Leistung so zufrieden, daß er dem jungen Autor ein sehr schmeichelhaftes Billet nebst 10 Dukaten schickte. Sein erstes, 1787 erschienenes Buch war eine Abhandlung „Ueber die Ausrottung der Pocken", in welcher er nach seinen in einer äußerst bösartigen Pockenepidemie zu Weimar gemachten Erfahrungen, die Absonderung, damals das einzig denkbare Schutzmittel, vorschlug. — Angeregt durch Peter Frank's Empfehlung, die Errichtung von Leichenhäusern zur Aufnahme der Verstorbenen bis zum Eintreten der Fäulniß, wirkte H. mit menschenfreundlichem Eifer dafür, zuerst im Deutschen Merkur (1790), dann in einer neuen Schrift „Ueber die Ungewißheit des Todes 2c.", 1791, in welcher er bereits von der durch Subscription erfolgten Errichtung des ersten Leichenhauses in Weimar Nachricht geben konnte. Selbst in seinen letzten Lebensjahren hat H. noch die Errichtung von Leichenhäusern in Berlin und an andern Orten durch seine menschenfreundlichen Rathschläge gefördert. Als Naturforscher beschäftigten H. um diese Zeit auch Untersuchungen über die Irritabilität der Pflanzen, besonders die merkwürdigen Bewegungen des Hedysarum gyrans und Versuche über die Einwirkung der Elektricität auf diese Bewegungen. In den Jahren 1791 und 92 veröffentlichte er seine Untersuchungen über die von ihm beobachteten Unterschiede der natürlichen und künstlich durch Einimpfung erzeugten (Menschen-)Pocken und empfahl letzteres Verfahren, um sich gegen das oft sehr schwere Befallenwerden von den Pocken (das man damals als ein kaum zu vermeidendes Uebel ansah) zu schützen. — Gleich in seinen ersten litterarischen Arbeiten zeigte sich das Streben Hufeland's, seine Erfahrungen nicht bloß den Fachkreisen, sondern dem großen Publikum nutzbar zu machen und muß H. zu den hervorragendsten wissenschaftlichen Aerzten Deutschlands gerechnet werden, von dem einige wichtige Arbeiten auch unter dem Laien-Publikum die weiteste Verbreitung gefunden haben. — Schon in den letzten vier Jahren seines Aufenthaltes in Weimar beschäftigte ihn die Grundidee zu seiner Makrobiotik und Pathogenie und wurden von ihm in den frühen Morgenstunden niedergeschrieben. Den ersten Anstoß zur Makrobiotik gab ihm Bacon's Historia vitae et mortis, seine Ideen über Leben und Lebenskraft wurden durch die Beobachtung der Natur im gesunden und kranken Zustande angeregt. — Am 13. März 1787 starb Hufeland's Vater und wurde er nun selbständig, sowohl in der Praxis, als in bürgerlichen und ökonomischen Verhältnissen; gleichwohl lebte er mit seinen Geschwistern im väterlichen Hause fort, obgleich er sich bereits im November desselben Jahres mit einem 16jährigen

Mädchen verheirathete. Wenn es auch der lebhafteste Wunsch seines Vaters gewesen war, den Sohn dereinst am Hofe zu seinem Nachfolger als Leibarzt ernannt zu sehen, wie es einst der Großvater gewesen war, war das Schicksal dem jungen Arzte in dieser Beziehung nicht günstig, indem einige von ihm behandelte Krankheitsfälle am Hofe einen ungünstigen Verlauf nahmen. Er war und blieb daher nur Hofmedicus mit 100 Thlr. Gehalt. Eine bedeutsame Wendung in seinem Leben aber ereignete sich im Herbst 1792, als, bei Gelegenheit eines von ihm in Goethe's Hause gehaltenen Vortrages, dem auch der Herzog beiwohnte, dieser so von dem Vortrage befriedigt wurde, daß er H. zum Professor in Jena zu machen beschloß. „Der Hufeland paßt zu einem Professor, ich will ihn nach Jena versetzen", hatte er zu Goethe gesagt und so geschah es denn, daß H., obgleich durch viele Bande des Geistes und des Herzens an Weimar gefesselt, aus Liebe zur Wissenschaft sich entschloß, zu Ostern 1793 ein Lehramt in Jena als Professor ordinar. honorar. mit nicht mehr als 300 Thlrn. Gehalt anzutreten. Seine Vorlesungen fanden den verdienten Beifall, besonders die Makrobiotik, die er in dem großen Auditorium vor bis zu 500 Zuhörern öffentlich vortrug. Die anderen Vorlesungen, in denen er 80—100 Zuhörer hatte und der klinische Unterricht nahmen einen nicht unbeträchtlichen Theil des Tages fort; unglaublich klingt es, wenn H., wie er angiebt, in der Klinik mit 300 Thlrn., die er für dieselbe erhielt, jährlich 600 Kranke verpflegen und 50 junge Leute in derselben praktisch beschäftigen konnte — freilich durch die Verwendung ihrer Honorare für das Institut. Hierzu kam noch der freundliche Empfang, der H. in dem Kreise hochgebildeter Collegen zu Theil wurde, wie Loder, Stark, Batsch, Griesbach, Paulus, Hufeland, Schiller, zu denen in der Folge noch Schlegel und Schelling sich gesellten. Nachdem H. schon im J. 1794 durch eine Schrift („Erinnerungen an alle Mütter, denen die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt"), die später 1799 eine Erweiterung erfuhr („Guter Rath an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren") auf die physische Erziehung seine gemeinnützigen Belehrungen ausgedehnt hatte, erschienen im J. 1795 Hufeland's „Ideen über Pathogenie", 1796 die „Kunst das menschliche Leben zu verlängern", von der 3. Auflage (1805) an unter dem Titel „Makrobiotik", eine Schrift die zahlreiche Auflagen erlebt (8. Auflage 1860) und, in alle europäischen Sprachen übersetzt, eine Verbreitung in der ganzen Welt gefunden hat. — Auch der Journalistik wendete sich H. nunmehr mit ganzem Eifer zu. Bereits von 1791 an (bis 1800) hatte er unter dem Titel „Neueste Annalen der französischen Arzneikunde und Wundarzneikunde" eine Zeitschrift zur Mittheilung der besten Aufsätze und Beobachtungen französischer Aerzte herausgegeben, die er im Verein mit B. N. G. Schreger und J. Ch. F. Harleß als „Journal der ausländischen medicinischen Litteratur" bis 1803 fortsetzte. Wichtiger aber und von großem Einfluß auf die Förderung aller Zweige ärztlichen Wissens und Könnens war das 1795 begonnene „Journal der praktischen Arzneikunde und Wundarzneikunst", das bis zu Hufeland's Tode, 1836, in 83 Bänden (1809 bis 1814 mit K. Himly, 1815—18 mit J. Chr. F. Harleß, seit 1821 mit E. Osann zusammen herausgegeben) zu den angesehensten, reichhaltigsten, lehrreichsten medicinischen Zeitschriften in deutscher Sprache gehört hat und auch nach Hufeland's Tode noch bis 1844 fortgesetzt worden ist. Mit der Herausgabe des Journals verband H. seit 1799 die einer kritischen Zeitschrift („Bibliothek der praktischen Heilkunde") bei der in denselben Jahren die vorher angegebenen Mitarbeiter thätig waren und an die sich seit 1803 eine von Fr. L. Augustin herausgegebene alljährliche wissenschaftliche Uebersicht der gesammten medicinischen Litteratur und der Leistungen in allen Fächern der Heil=

kunde schloß. — Außer dem wissenschaftlichen Nutzen, den das für die Aufrechterhaltung der erfahrungsmäßigen Medicin (im Gegensatz zur hypothetischen) bestimmte „Journal der praktischen Heilkunde“ stiftete, wurde es auch für H. eine gute Stütze in der Noth, eine Hauptquelle seines Vermögens, indem er sich zum Grundsatz machte, die Einkünfte davon nicht auszugeben, sondern zurückzulegen. Auch nach außen hin machte es Hufeland's Namen weiter bekannt, so daß er in den Jahren 1797—98 eine Reihe von auswärtigen Vocationen erhielt, zuerst nach Kiel, dann nach Leipzig, dann als Leibarzt des Kaisers Paul nach Rußland, endlich nach Pavia an Peter Frank's Stelle, von diesem selbst dazu empfohlen. Er schlug sie alle aus, weil es ihm in Jena wohl erging und aus Dankbarkeit gegen sein Vaterland, obgleich der Ruf nach Pavia mit 4000 Thlr. Gehalt und vier Monaten Sommerferien wohl verlockend genug war. Indeß machte H., in Folge dieser Vocationen, die gewiß bescheidene Bedingung, daß sein Gehalt von 300 auf 600 Thlr. erhöht und für seine Klinik ein kleines Krankenhaus eingerichtet werde. Selbst aber erklärt er diese Zeit für den höchsten Glanzpunkt seines Lebens, obgleich es, wie wir sehen werden, ihm später an den höchsten Ehren nicht fehlte. Bald aber sollte er mehrfachen Kummer erleben. Zunächst war es das Auftreten des (jetzt längst vergessenen) Brown'schen Systems, von dem selbst bedeutende Männer, wie Joh. Peter Frank und sein Sohn Joseph Frank, Ernst Horn u. A. sich hatten einnehmen lassen. Da dasselbe aller Naturanschauung und Erfahrung geradezu widersprach und in der Praxis auf einen gefährlichen Weg leitete, manche Gedanken auch, die H. längst öffentlich ausgesprochen hatte, für sich beanspruchte, sah sich H. veranlaßt, sich gegen dasselbe (1799) zu erklären, wodurch eine (hauptsächlich von Weikard und Röschlaub veranlaßte) litterarische Fehde hervorgerufen wurde, die, 10 Jahr lang dauernd, von Seiten der Gegner zum Theil auf das Pöbelhafteste geführt, H., dem friedliebendsten Menschen, nicht wenig Kummer und Verdruß verursachte. Das zweite Unglück, das ihn (November 1798) betraf, war das plötzliche Erblinden seines rechten Auges. Daneben fehlte es ihm nicht an manchem häuslichen Kummer. — Kaum hatte Eduard Jenner (1796) seine segensreiche Entdeckung der Schutz- (Kuh-)Pockenimpfung gemacht, so nahm H., als einer der Ersten, den größten Antheil daran, erklärte die Vaccination als eine der allerwichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiete der praktischen Heilkunde, suchte ihr Eingang in Deutschland zu verschaffen, sprach aber zugleich die (vollkommen gerechtfertigte) Besorgniß aus, daß das Vacciniren nur auf eine Zeit lang den gewünschten Vortheil bringe. — Das J. 1800 fand H. ziemlich niedergebeugt; auch seine äußere Lage, wie die der Gelehrten und Universitäten überhaupt, war keine erfreuliche; denn die Folgen der französischen Revolution und des sich auch in Deutschland regenden Jacobinismus hatten die Fürsten namentlich gegen jene mißtrauisch gemacht. Auch bei Karl August waren die Jenenser Professoren und Studenten mißliebig geworden; er besuchte sie nicht mehr, die versprochenen und begonnenen Verbesserungen blieben aus, das H. versprochene und so nöthige Krankenhaus kam nicht zu Stande. Schon verbreitete sich Mißbehagen unter den Professoren, schon war Fichte in Folge des gegen ihn erhobenen Atheistenprocesses, nach Berlin abgegangen. Da erhielt H. ganz plötzlich und unerwartet einen Ruf nach Berlin, um die Stelle des Ausgangs des J. 1800 verstorbenen Dr. C. G. Selle als königlicher Leibarzt, Director des Collegium medico-chirurgicum, erster Arzt der Charité mit 1600 Thlrn. einzunehmen, und so wurde denn H., der sich unter den angegebenen Umständen keinen Augenblick besonnen hatte, diesem Rufe Folge zu leisten, hierzu mit dem Prädicate eines Geheimen Rathes und zugleich zum Präses der medicinischen Ober-Examinations-Commission und zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt. Während in Jena sich die

Aussichten für die Zukunft trübten — seinem Beispiele folgten nachher mehrere der ausgezeichnetsten Lehrer, wie Loder, Paulus, Schelling, Hufeland — eröffnete sich ihm in Berlin ein größerer Wirkungskreis, ein großes Krankenhaus, in dem er als klinischer Lehrer mehr Nutzen stiften konnte, ein weniger beengtes Leben, ein liberaler, unter einer neuen Regierung neu aufblühender Staat, und für H. als Familienvater besonders wichtig, in einer großen Stadt eine schöne Aussicht für sich und seine Kinder. Durch seine litterarischen Arbeiten, besonders die Makrobiotik und das Journal hatte er so viel gewonnen, daß er ein Capital von 10000 Thlrn. besaß, welches er zum Ankaufe des Gutes Hänlein an der Bergstraße zu 30000 fl. rheinisch verwendete. H. hatte sich dasselbe als Asyl für sein Alter gedacht; in Wirklichkeit fand er es aber in seinem Landhause im Thiergarten bei Berlin. — Aber auch Berlin hatte Ursache, sich der auf H. gefallenen Wahl zu erfreuen. 35 Jahre lang hat er daselbst einem ausgedehnten Wirkungskreise mit hoher Einsicht, strenger Rechtlichkeit und segensreichem Einflusse auf die Förderung und Verbesserung des preußischen Medicinalwesens vorgestanden, namentlich auch in treuer Fürsorge für die Gesundheit des Königs und der königlichen Familie. — Mit Eifer begann H. im Frühjahr 1801 seine medicinischen Vorlesungen und die klinischen Uebungen im Charitékrankenhause, obgleich er daselbst auf mancherlei Uebelstände traf, die er gern verbessert hätte, aber wegen der vielen concurrirenden Behörden und weil er seinem Collegen Fritze, einem wüthenden Brownianer nur coordinirt, nicht vorgesetzt war, nicht abstellen konnte. Dieser Umstand, und weil er bei einer überwältigenden Praxis für wissenschaftliche Arbeiten und für sein Lehramt nur wenig thun konnte und in Folge der übermäßigen Anstrengung seine Gesundheit zu leiden begann, trugen dazu bei, daß er, als ihm 1803 von Hannover aus die Professur der Therapie und Klinik in Göttingen angetragen wurde, diese seiner Neigung mehr entsprechende Stellung anzunehmen gesonnen war. Dem Könige indessen, der von den Verhandlungen gehört, gelang es, ihn in Berlin dadurch zu fesseln, daß er ihm zum Baue eines neuen Hauses 20000 Thlr. anweisen ließ; H. zog es indessen vor, ein Haus zu kaufen, das er sogleich beziehen konnte. — So wirkte H. in Berlin weiter fort, nicht ohne den Kummer zu erleben, daß dem alternden Fritze († 1804) in der Person des Dr. Ernst Horn, eines der heftigsten jungen Brownianer, ein Gehülfe und Nachfolger gegeben wurde. H. ließ sich aber nicht abhalten, vom J. 1802 an bis 1806 jährliche klinische Berichte über den Zustand des Charitékrankenhauses herauszugeben. In diese Zeit fällt auch die Herausgabe und Vollendung eines größeren Werkes „System der praktischen Heilkunde" (2 Bde., 1800—1805). H. empfahl ferner dringend den allgemeinen Gebrauch lauwarmer Bäder (1801), warnte vor dem verderblichen Mißbrauche des Branntweins (1802), gab (1802) Nachricht von dem in Berlin errichteten Impfinstitute, zu dessen Begründung und Förderung durch zweckmäßige Verordnungen und Aufmunterungen er wesentlich mitgewirkt hatte, wie er auch (1801) eine „Aufforderung an alle Aerzte Deutschlands in Betreff der Kuhpocken" gerichtet hatte. Er machte weiterhin „Vorschläge zur Einführung bestimmter Medicinalmaße in allen Haushaltungen" (1801), richtete eine „Aufforderung an die Brunnenärzte Deutschlands besonders Schlesiens" (1802), von Zeit zu Zeit die wichtigsten Erfahrungen über die Wirkung ihrer Brunnen öffentlich mitzutheilen, gab in demselben Jahre Nachrichten über die neuerrichteten Seebäder zu Norderney und Colberg und machte sich auf diese Weise neben anderweitigen, bloß für ärztliche Kreise bestimmten Mittheilungen fortdauernd um die Volksmedicin verdient. — Auch der Gall'schen Schädellehre widmete er eine eingehende Darstellung und Beurtheilung (1805), erklärte sich in demselben Jahre gegen Reil's Schrift über die Nothwendigkeit der Ausbildung ärztlicher Routiniers, und sprach sich in einer Abhand-

lung (1806) über die Eigenschaften und Pflichten eines guten Arztes, wie er sie auffaßte, aus. — Besonders wohlthuend für H. und seiner Gesundheit förderlich war die in Begleitung der von ihm hochverehrten Königin Luise nach Pyrmont und Nenndorf unternommene Reise, die ihm die erwünschte Gelegenheit bot, neue Curorte, für die er ein großes Interesse hegte, kennen zu lernen. — Als im October 1806 mit der Schlacht bei Jena die schwerste Prüfungszeit Preußens begonnen hatte, begleitete H. die vor den Franzosen flüchtende königliche Familie, bei der er sich des ausgezeichnetsten Vertrauens erfreute, nach der Provinz Preußen und blieb bei derselben in Königsberg, Memel und Tilsit volle drei Jahre, bis zu ihrer Rückkehr nach Berlin, zu Weihnachten 1809. Eine verheerende Typhusepidemie, welche in Folge der Kriegsdrangsale die Provinz überzog und selbst einige Mitglieder der königlichen Familie nicht verschonte, konnte von H. eingehend studirt und beschrieben werden (1807). Einen Hauptgegenstand der Beschäftigung für H. während seines Aufenthaltes in Königsberg bildete die mit der neuen Organisation des Staates vorzunehmende Veränderung in dem Medicinalwesen und die Errichtung der neuen Universität zu Berlin, bei welchen Vorbereitungen H. kräftig mitwirkte. — Als die Zeit zur Rückkehr nach Berlin gekommen war, sah sich H., der sich in Folge trauriger Familienverhältnisse (er hatte sich von seiner Gattin, nach 18jähriger Ehe mit 7 Kindern, scheiden lassen müssen) und seiner zunehmenden Augenschwäche, besonders der Lichtscheu des Abends, die ihm das Practiciren kaum möglich machte, in der trübsten Stimmung befand, zu der Erklärung genöthigt, daß es ihm unmöglich sei, bei seiner jetzigen Lage in die früheren Verhältnisse zurückzukehren, daß es ihm am liebsten sei, mit einer mäßigen Pension aus dem Dienste zu scheiden, oder daß, wenn man ihn behalten wollte, dies nur unter der Bedingung geschehen könnte, daß man sein Gehalt sicherstellte, so daß er in Berlin ohne Nahrungssorgen, ohne die Nothwendigkeit einer großen Praxis, rein dem königlichen Hause, der Wissenschaft und dem Lehramte an der neuen Universität leben könnte. Die Folge war, daß H. als Staatsrath beim Medicinal-Departement 3000 Thlr., als Leibarzt 1600 Thlr. bewilligt wurden und er sich nur der klinischen und consultativen Praxis zu widmen hatte. — Noch in Königsberg hatte H. unter dem Titel „Praktische Blicke auf die vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands" (1808, 9) eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die zu einer genaueren Kenntniß dieser wichtigen Curmittel beitragen sollten. Er sprach sich ferner (1809) in einem Aufsatze über die Grenzen der Zulässigkeit der medicinischen Praxis durch Landgeistliche zum Besten des armen Landvolkes aus und gab darüber mustergiltige Vorschriften. — Im März 1810 hatte H. die Freude, zum Professor der speciellen Pathologie und Therapie an der neuen Universität ernannt, die bei derselben errichtete medicinische Poliklinik zu eröffnen, das erste Institut der Art für arme Kranke in Berlin, für welches der König als Gedächtnißstiftung seiner Rückkehr jährlich 1000 Thlr. bewilligte. Es war das erste medicinische Collegium, welches an der neuen Universität gelesen wurde, da H. vorläufig noch der einzige Repräsentant der medicinischen Facultät und ihr erster Decan war, sein Sohn Eduard der erste inscribirte Student der Medicin. Vom J. 1811 an bis 1835 sind über das klinische Institut regelmäßig Jahresberichte veröffentlicht worden, die letzten von dem Mitdirector des Instituts, Professor Dr. E. Osann. — Hufeland's wohlthätiger und menschenfreundlicher Sinn bethätigte sich auch durch seine Theilnahme an den Geschäften der Berliner Armendirection; er machte Vorschläge zur zweckmäßigen Fürsorge für die bedürftigen Kranken, er entwarf eine Armenpharmakopoe (1810), die später in allen Armen- und Krankenanstalten des preußischen Staates und anderer Staaten eingeführt wurde. — Da gleichzeitig mit der Reorganisation des Staates eine neue und zweckmäßigere

Organisation des gesammten Medicinalwesens im preußischen Staate eintrat, das Ministerium des Innern die obere Leitung desselben, statt des aufgehobenen Obercollegium medicum übernahm und das Collegium medico-chirurgicum als Medicinisch-chirurgische Militärakademie reorganisirt wurde, erhielt H. mit dem Prädicat Staatsrath, wie schon erwähnt, die Stelle als erster Rath in der Abtheilung des gedachten Ministeriums für die Medicinalangelegenheiten, ferner die Stelle als erster Director der Medicinisch-chirurgischen Militär-Akademie und die Direction der medicinischen Staatsprüfungen, auf deren bessere Einrichtung er schon zuvor wohlthätig eingewirkt hatte. — Am 1. Februar 1810 stiftete H. die noch heute in Berlin bestehende Medicinisch-chirurgische Gesellschaft, welcher, ihrem Wunsche gemäß, durch königliche Cabinetsordre vom 31. Mai 1833 (dem Jahre, in welchem Hufeland's 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert wurde) der Name „Hufeland'sche Gesellschaft" ertheilt wurde. — Ende Mai 1810 reiste H., im Auftrage des Königs, nach Holland, dessen damaliger König Louis Napoleon an Lähmung der Hände und Füße leidend, seinen Besuch und Rath gewünscht hatte. H. wurde in Harlem vom Könige sehr wohlwollend aufgenommen; jedoch fiel gerade die letzte Revolution in Holland, durch welche es ganz zur französischen Provinz wurde, während der König sich seiner Verhaftung nur durch die Flucht entzog, mit Hufeland's Reise zusammen, so daß es ihm nur mit Mühe gelang, über Rotterdam, Antwerpen, und Aachen zurückzukehren. In Fulda erfuhr er zuerst, dann mit Gewißheit in Weimar, daß die Königin Luise während seiner Abwesenheit (am 19. Juli) gestorben war. Es war dies ein Donnerschlag für H., denn sein ganzes Herz hing an ihr. Bei seiner ersten Audienz beim Könige konnte weder dieser noch H. sprechen; Thränen erstickten ihre Worte. — 1811 endlich fand auch der Friedensschluß in dem Kriege wegen des Brownianismus mit Röschlaub statt und H. gab in einem Aufsatze dem Publikum Rechenschaft über sein Verhältniß zu jener Lehre und seiner Theorie der Medicin; er machte auf das Leuchten des Seewassers als eine Auszeichnung der Seebäder aufmerksam, besprach das Milzbrandcontagium bei seinem Uebergange von Thieren auf Menschen, den Werth des inländischen Opiums. Er berichtete ferner über das von der Berliner medicinisch-chirurgischen Gesellschaft gefeierte Jenner-Fest und den Zustand der Vaccination in Preußen, woran sich später regelmäßige Berichte über die in der ganzen Monarchie jährlich Vaccinirten knüpften. Einen in der Akademie der Wissenschaften (3. August 1810) gehaltenen Vortrag „Geschichte der Gesundheit des Menschengeschlechts nebst einer physischen Charakteristik des jetzigen Zeitalters" veröffentlichte er 1812. — Als im Anfange 1813, zur Zeit der preußischen Volkserhebung der König mit seiner Familie nach Schlesien ging, folgte auch H. derselben (12. Jan.) und blieb daselbst ein ganzes Jahr, den Winter über in Breslau, im Sommer in Kunzendorf, Landeck, Neisse. Er benutzte daselbst die vortheilhafte Gelegenheit, das Gut Marxdorf (bei Schweidnitz) für 35 000 Thlr., zu denen er 15 000 Thlr. vom Könige geschenkt erhielt, zu erwerben. Erst im Januar 1814 kehrte H. mit seiner Familie nach Berlin zurück und veröffentlichte in einer Schrift „Ueber die Kriegspest alter und neuerer Zeiten, mit besonderer Rücksicht auf die Epidemie im Jahre 1813" seine nur zu reichlichen, in dieser Zeit über den Kriegs-Typhus gemachten Erfahrungen. — 1815 verheirathete sich H., um für die Erziehung seiner Töchter besser sorgen zu können, zum zweiten Male. In demselben Jahre erschien von ihm eine treffliche Schrift über die deutschen Heilquellen; ein Werk von F. J. Stieglitz über und gegen den thierischen Magnetismus gab H. neue Gelegenheit (1816), sich über denselben auszusprechen, weiterhin auch noch in den folgenden Jahren (1817, 1818, 1822), wie auch über die „Medicina magica" und die „Rhabdomantie". — Die nun folgenden Jahre flossen für H. in größtentheils ungestörter Ordnung

des Lebens dahin. Akademische Vorlesungen, Klinik, Hof, consultative Praxis, Schriftstellerei, vom Morgen bis zum Abend Beschäftigung, Abends stiller Genuß des häuslichen Lebens mit Frau und Kindern, im Sommer gewöhnlich eine Reise, auf welcher er sich besonders auch für die Brunnen- und Badeorte interessirte, füllten die Zeit aus. Unter seinen auch in dieser Zeit sehr zahlreichen litterarischen Arbeiten heben wir, als von allgemeinerem Interesse, hervor seinen für die Anthropologie und Statistik wichtigen Vortrag in der Akademie „Ueber die Gleichzahl beider Geschlechter im Menschengeschlecht" (1820, 21), und als Nachtrag dazu „Prädestination des Geschlechts" (1826). Ferner „Von dem Rechte des Arztes über Leben und Tod" (1823), sodann die von ihm mit aufmerksamem Blicke verfolgte und signalisirte „Ankunft der orientalischen Cholera an der Grenze von Europa" (1823). Im J. 1822, wo H. auch eine neue Sammlung seiner kleinen Schriften (Bd. 1—4, 1822—28. Neue Auswahl Bd. 1, 1834) besorgte, begann er den 54. Band seines Journals mit einem „Blick auf die Lage der Heilkunst beim Antritt des Jahres 1822", gab 1823 eine „Vergleichende Uebersicht der epidemischen und contagiösen Krankheiten des J. 1822 in der ganzen preußischen Monarchie", 1824 eine „Uebersicht der binnen 10 Jahren in der preußischen Monarchie an der Wasserscheu Verstorbenen" heraus, sprach sich wiederholt (1826, 28, 30, 34) über die Homöopathie und deren Differenz von der Allopathie aus, handelte (1827) „Von den Krankheiten der Ungeborenen und Vorsorge für das Leben und die Gesundheit des Menschen vor der Geburt", suchte in seiner „Jatrognomik" (1829) die Grundbegriffe für die gesammte Therapie fester zu begründen und in einem in einer juristischen Zeitschrift (1828) erschienenen Artikel „Ueber Monomanie, Unfreiheit und Zurechnungsfähigkeit" nähere Aufklärung über diese Zustände zu geben. Als die asiatische Cholera 1830 bis in das Innere Rußlands vordrang und dann weiter ihren Weg durch Europa nahm, sah ein Mann wie H. sich verpflichtet, auch seine Meinung über diesen neuen unheimlichen Gast abzugeben und so finden sich denn (1830, 31) auch von ihm zahlreiche Abhandlungen über jene Krankheit. — Bereits im November 1829 hatte H. einen Plan zu einem Hülfsverein für nothleidende Aerzte entworfen, der eine so allgemeine Zustimmung der Aerzte fand, daß sehr bald die durch Cabinetsordre vom 21. Novbr. 1830 bestätigte Hufeland'sche Stiftung ins Leben treten konnte, welche noch heute segensreich wirkt und zahlreiche vermögenslose, durch Krankheit, Altersschwäche und sonstwie unverschuldet in Noth gerathene Aerzte unterstützt hat. An diese Stiftung schloß sich im J. 1836 eine zweite, gleich wohlthätige, zur Unterstützung der Wittwen von Aerzten, die von H. nicht bloß begründet, sondern auch ausgestattet wurde. Seinen zu stetem Wohlthun geneigten Sinn hatte H. auch bei einer andern Gelegenheit, 10 Jahre früher bewiesen, als er sich, in den ersten Jahren des griechischen Befreiungskampfes, mit Strauß, Ritschl und Streckfuß an die Spitze einer Subscription zur Unterstützung der nothleidenden Griechen stellte. Sein Aufruf brachte nach und nach so viele Beiträge zusammen, daß eine halbe Million Franken nach Griechenland geschickt werden konnte. — Ein Zeugniß von seiner großen Bescheidenheit legte ferner H. dadurch ab, daß, als die Gnade des Königs ihn und seine Familie in den Adelstand erheben wollte, er dies ablehnen zu müssen glaubte. — Bei der, wie wir gesehen haben, rastlosen Thätigkeit Hufeland's war die im Herbst 1830 erfolgte bedeutende Zunahme seiner Blindheit für ihn sehr traurig, da er sich dadurch des Lesens beraubt sah, obgleich er noch schreiben konnte. — Der 24. Juli 1833, der Tag, an welchem H. vor 50 Jahren die medicinische Doctorwürde erworben, brachte ihm hohe Ehren, obgleich er der Bezeigung derselben sich durch Abwesenheit von Berlin entzogen hatte, indem er sich bei einem seiner Schwieger-

söhne auf dessen Gute Klein-Mehßow in der Niederlausitz befand. Der König hatte ihm (wie noch nie zuvor einem Arzte und auch nach ihm nur ganz vereinzelt) den Rothen Adler-Orden erster Classe mit Eichenlaub verliehen, die Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses ein mit ihren Bildnissen und eigenhändigen Unterschriften geschmücktes Album; die Aerzte Preußens hatten die (zur Aufstellung in der Aula der Berliner Universität bestimmte) Büste des Gefeierten von Rauch in Marmor anfertigen lassen, ebenso ein kleines Standbild desselben in sitzender Stellung von Drake, ferner eine auf ihn geschlagene goldene Medaille. Ein ihm überreichtes Album oder Stammbuch enthielt die facsimilirten Namensunterschriften von 3200 seiner Verehrer im In- und Auslande, darunter Prinzen, Staatsmänner und zahlreiche Aerzte; seine Geburtsstadt Langensalza ließ ihm das Diplom als Ehrenbürger in silberner Kapsel überreichen. Dazu eine Fülle von Geschenken, Glückwünschen in Form gelehrter Abhandlungen, Adressen, Diplome &c. Die Universität und die militärärztlichen Lehranstalten begingen den Tag durch daselbst gehaltene Festreden, die Berliner Verehrer Hufeland's versammelten sich zu einem Festmahle. — Auch als Jubilar fuhr H. noch für die ihm zugemessene Lebenszeit fort, für Staat und Wissenschaft segensreich zu wirken, trotz der sich bei ihm mehr und mehr geltend machenden, mit Harnverhaltung verbundenen Harnbeschwerden, welche ihn die letzten 5 Jahre seines Lebens gepeinigt haben. Noch aus den letzten Lebensjahren findet sich eine Reihe von Aufsätzen in seinem Journal, und noch wenige Wochen vor seinem Lebensende ließ der bis zum letzten Athemzuge unermüdlich thätige Mann ein umfangreiches Werk, „Encheiridion medicum, oder Anleitung zur medicinischen Praxis, Vermächtniß einer 50jährigen Erfahrung" erscheinen und bestimmte dessen ganzen Ertrag für die Hufeland'sche Stiftung. Gleich nach dem Erscheinen der Schrift war sie schon vergriffen, H. ging sofort an eine verbesserte zweite Auflage und war noch, trotz aller Leiden, im Stande, dieselbe 8 Tage vor seinem Tode druckfertig zu machen (eine 10. Auflage erschien noch 1857). Außerdem hat er auch um das von der Berliner medicinischen Facultät seit 1828 herausgegebene „Encyklopädische Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften" sich große Verdienste erworben und die ersten 13 Bände desselben mit vielen lehrreichen Artikeln bereichert. — Die Harnverhaltung, durch eine Vergrößerung der Prostata bedingt, nahm in den letzten Wochen des Lebens so zu, daß der Blasenstich bei ihm ausgeführt werden mußte, der Tod erfolgte am 25. August 1836.

Nach der ausführlichen Darstellung seines Lebens kann es nicht schwer sein, eine Charakteristik seiner Persönlichkeit und seines Wirkens zu geben. Eine unerschütterliche Liebe zur Wahrheit, ein fester redlicher Wille, nur in ihrem Sinne zu wirken, ein hoher Begriff von der Würde und den Anforderungen der Wissenschaft, von den Pflichten des Schriftstellers, ein vollständiges Aufgehen im geistigen Leben, Scharfsinn, Umsicht und ein freies, jeder vorgefaßten Meinung unzugängliches Urtheil zeichneten ihn aus. Frei von allen Nebenrücksichten, stets reinen Zwecken folgend, bewahrte er ebenso treu das wahrhaft Gute der Vorgänger, wie er durch seine Geisteskraft auf die Entwickelung der Medicin als Wissenschaft und die Bildung seiner Zeit einzuwirken verstand. Nur der Ergründung der Wahrheit ergeben, hielt er sich frei von allen einseitigen Systemen seiner Zeit, ohne das, was sie Gutes und Brauchbares boten, zu verkennen. Ausgezeichnet war insbesondere die durchweg edle, anziehende und geistvolle Sprache in seinen Schriften, sein Talent, strenge Wissenschaftlichkeit mit allgemeiner Verständlichkeit zu verbinden. Hierdurch gewann er schon früh eine ausgedehnte Popularität und einen weit reichenden Einfluß. — Als Arzt war er ein Vorbild umsichtiger, liebevoller Sorgfalt und freundlicher Theilnahme, die er bis in sein hohes Alter auch dem Geringsten angedeihen ließ. Nicht minder

war er ein Muster rühmlicher Collegialität, die er in seinem Wirkungskreise durch sein Beispiel und seine Bemühungen wesentlich förderte. Welche überhaupt die schätzbarste Seite seiner Persönlichkeit war, die Fülle und die hohe Ausbildung seines Geistes, oder der Edelsinn und die Menschenfreundlichkeit seines Herzens, läßt sich kaum entscheiden. Je mehr Verdienst und Glück ihn hob, desto anspruchsloser und demüthiger wurde er, wovon die schönen Dankschreiben nach seinem Jubiläum den redendsten Beweis geben. Damit verband er einen hohen Sinn ächt christlicher Religiosität, und wahre Frömmigkeit, wie er sie an seinen großen Vorgängern, einem Boerhaave, Friedr. Hoffmann, Haller pries, war die Grundlage seiner wissenschaftlichen und sittlichen Bildung. Er war einer der edelsten Männer seiner Zeit und sein Name ist der Unsterblichkeit würdig.

Vgl. J. J. Sachs, Chr. Wilh. Hufeland. Ein Rückblick auf sein 70-jähriges Leben und Wirken, beim 12. Aug. 1832, Berlin 1832. — Derselbe in seinem Medicinischen Almanach für das Jahr 1837. Nekrologische Erinnerungen, S. 39. — Fr. L. Augustin, Chr. Wilh. Hufeland's ꝛc. Leben und Wirken für Wissenschaft, Staat und Menschheit (mit Portrait), Potsdam 1837. — A. de Stourdza, C. W. Hufeland. Esquisse de sa vie et de sa mort chrétiennes, Berlin 1837. — E. Osann in Encyclopädisches Wörterbuch der medicin. Wissenschaften. Herausg. von den Proff. der medicin. Facultät zu Berlin. Bd. 17, 1838. S. 127. — A. Göschen, Chr. Wilh. Hufeland. Eine Selbstbiographie in Deutsche Klinik, 1863. Nr. 13—31, auch als Separat-Abdruck, Berlin 1863. — Hufeland's überaus zahlreiche litterarische Leistungen s. in Callisen, Medicinisches Schriftsteller-Lexikon. Bd. 9. 1832. S. 221; Bd. 29. 1841. S. 76. E. Gurlt.

Hufeland: Friedrich H., Arzt, Bruder von C. W. H., ist den 18. Juli 1774 in Weimar geboren. Er hatte in Jena Medicin studirt, 1797 daselbst den Doctorgrad erlangt und sich in seiner Vaterstadt als Arzt niedergelassen, wo er 1810 zum Hof- und Stadtphysicus und zum Garnisonsarzte ernannt wurde. Im J. 1811 habilitirte er sich als Privatdocent der Medicin an der Universität in Jena, wurde 1812 zum Prof. extraord. befördert, siedelte in diesem Jahre aber als Prof. ord. an der medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Akademie und als Prof. extraord. an der medicinischen Facultät nach Berlin über und ist hier am 21. April 1839 gestorben. — H. gehörte zu den naturphilosophischen Träumern jener Zeit, welche ein Opfer des Mesmerismus wurden. Er hat seine Anschauungen auf diesem Gebiete der Nachtseite der Medicin in zwei Schriften niedergelegt, in einem in Meusel's Archiv für Physiologie, 1804, IV. S. 225, veröffentlichten Artikel, in welchem er Electricität, Galvanismus und thierischen Magnetismus als Modificationen ein und derselben Grundkraft, und Erregung des thierischen Magnetismus als Folge einer Erregung galvanischer Electricität durch thierische Theile erklärt, und in einer größeren Arbeit „Ueber Sympathie“, 1811 (1812), in welcher er diese Idee weiter ausführt und namentlich über die Sympathie der Individuen unter einander und zwischen Individuum und Universum speculirt. A. Hirsch.

Hufeland: Gottlieb H., Rechtsgelehrter, am 19. Octbr. 1760 in Danzig geboren, verlor seinen Vater, Daniel H., der Kaufmann und Senator war, schon im sechsten Lebensjahre. Wohl vorbereitet durch den vorzüglichen Gymnasialunterricht seiner Vaterstadt begann er im October 1780 die akademischen Studien zu Leipzig. Mit lebhafter Theilnahme folgte er den Vorlesungen Platner's über Philosophie und blieben dieselben auf seine späteren rechtswissenschaftlichen Studien nicht ohne Einfluß. Zwei Jahre später unternahm er auf

Einladung mit seinem Landsmanne, dem Senator Joh. H. Schmidt eine größere Reise durch die Niederlande und Frankreich und kehrte durch die Schweiz im Spätsommer 1783 zurück, um im October dess. Js. in Göttingen seine Studien fortzusetzen, welche sich auf geschichtliche und rechtswissenschaftliche Gegenstände bezogen. H. unterhielt damals mit Spittler und Feder häufigen Verkehr; letzterer brachte ihn und Hugo als Informator des Erbprinzen von Sachsen-Weimar für Geschichte und Staatsrecht in Vorschlag, welche Stelle Hugo erhielt. Im Herbst 1784 begab sich H. nach Jena, um sich auf seine Promotion vorzubereiten, und erlangte im Frühjahre 1785 die philosophische, im September dess. Js. die juristische Doctorwürde, worauf er im Sommersemester 1786 juristische Fächer in Jena zu lesen begann. 1788 wurde er dort außerordentlicher Prof. der Rechte, 1790 ordentlicher Prof. supernumerarius, 1793 Professor des Lehenrechtes und Beisitzer des Schöppenstuhles, 1798 erhielt er die Institutionen als Nominalfach, 1803 trat er als Professor der Pandekten in die Würzburger Juristenfacultät. Als 1806 das durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 Baiern einverleibte Fürstenthum Würzburg in Folge des Preßburger Friedens wieder von Baiern losgetrennt und an den vormaligen Großherzog von Toscana abgetreten wurde, setzte H. seine Lehrthätigkeit in Landshut fort. 1808 wählten ihn seine Danziger Mitbürger zum Senatspräsidenten und Bürgermeister mit einem Gehalte von 1000 Louisdor. Erfreut über diese Auszeichnung, nahm H. im April die Wahl an, obwol ihm die wegen der politischen Verhältnisse wenig erfreuliche Lage der Stadt wohlbekannt; sein Nachfolger in Landshut wurde v. Savigny, der indeß nach zwei Jahren an die neuerrichtete Universität Berlin abging. Die Ereignisse des russisch-französischen Krieges lasteten schwer auch auf Danzig; die Schwierigkeiten wuchsen und machten das Bürgermeisteramt zu einer drückenden Last. Die „immer drohender heranrückenden Ungewitter“ bewogen H., seine Stelle im März 1812 zu verlassen, auf die deshalb laut werdenden Tadelsäußerungen aber seine Handlungsweise und die Vorgänge in Danzig in einem Flugblatte: „Erinnerungen aus Danzig“ öffentlich darzulegen. H. reiste noch in demselben Monate mit seiner Familie von Danzig nach Landshut, da ihm die baierische Regierung die Professur für römisches Recht, Polizei und Staatswirthschaft angeboten hatte. Dort stieß jedoch seine definitive Anstellung und die Festsetzung seines Gehaltes aus Etatrücksichten auf Schwierigkeiten; die Sache zog sich in die Länge, die Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Ministerium Montgelas steigerten sich. Er erklärte deshalb im December 1815, daß er „mit Ausgang des Wintersemesters für seine Familie eine andere Versorgung zu wählen genöthigt sei“, ging zu Ostern 1816 nach Halle und veröffentlichte von dort im neuen rheinischen Merkur (1817, St. 9—13, S. 37—56) nicht ohne Bitterkeit ausführliche „Actenstücke über seine letzte Anstellung zu Landshut“. In Halle eröffnete er seine Vorlesungen im Sommer 1816; leider war sein Wirken dort von sehr kurzer Dauer, da am 18. Februar 1817 ein Lungenschlag seinem thätigen Leben ein Ziel setzte. — H. entwickelte auf vier deutschen Hochschulen eine anerkennenswerthe akademische wie schriftstellerische Thätigkeit. Er hielt Vorlesungen über verschiedene Disciplinen des römischen Rechts, über deutsches Privatrecht, über Natur- und öffentliches Recht, über Staatswirthschaft und Encyklopädie; und veröffentlichte in all' diesen Fächern selbständige Werke. Außerdem betheiligte er sich 1788—99 an Mitherausgabe der Jenaer allgem. Litter.-Zeitung. Er war ein mit tiefer philosophischer Bildung ausgerüsteter Rechtsgelehrter, wie sein „Versuch über den Grundsatz des Naturrechts“ (Leipz. 1785) bekundet; eine der ersten juristischen Schriften, welche auf die Kant'sche Philosophie mit Verständniß Rücksicht nehmen; Kant selbst hat die Arbeit in der Jenaer allgem. Litter.-Zeitung (Jahrg. 1786 Nr. 92) sehr günstig beurtheilt

wegen des „lebhaften, forschenden Geistes des Verfassers, von dem sich in der Folge viel erwarten lasse“. Gediegene Leistungen sind ferner sein „Lehrbuch des Naturrechts“ (Leipz. 1790, 2. Aufl. 1795) und die „Praecognita juris Pandectarum hodierni“, ein System der Hellfeld'schen Pandecten, welche tüchtige Kenntnisse und selbständige Denkweise verrathen. Auch seine übrigen Werke sind fleißig und gründlich geschrieben, aber sie bewegen sich in bekannten Bahnen und entbehren neuer, fruchtbarer Gedanken, weshalb man nicht behaupten kann, H. habe bei aller Tüchtigkeit an Fortentwickelung des Rechtes theil genommen. Ein Verzeichniß seiner Werke bei Meusel, Bd. IX. 638. — Bd. XIV. 206. — Bd. XVIII. 230 und in den von Permaneder fortgesetzten Ingolstädter Annalen Mederer's, 274. 288. 298. 339. 345. 357. 363.

Allgem. Litter.-Zeitung, 1817, Nr. 72. — Hugo, Lehrb. d. Gesch. d. röm. R. &c., Bd. VI. S. 583. 599. 606. — F. Walch's Programm zu Hufeland's Doctorpromotion, Jena 1785, 4°. S. 12—15. — Artikel von E. F. Vogel bei Ersch und Gruber, III. Sect. 11. Thl. S. 370—73.

Eisenhart.

Hüffell: Johann Jakob Ludwig H., geboren am 6. Mai 1784 zu Gladenbach im Großherzogthum Hessen, empfing von seinem Vater, damaligem Oberpfarrer und geistlichem Inspector der Diöcese Blankenstein, den ersten wissenschaftlichen Unterricht, dann besuchte er das Pädagogium in Marburg, studirte ebendaselbst und in Gießen Theologie und Philosophie, wurde 1817 Pfarrer in Friedberg und 1825 Professor des theologischen Seminars, Decan und erster Prediger zu Herborn. Seine praktische Tüchtigkeit fand allgemeine Anerkennung, die Gießener Facultät verlieh ihm die theologische Doctorwürde. Nach drei Jahren wurde er als Ministerial- und Kirchenrath und Mitglied der ersten Kammer nach Karlsruhe berufen und übernahm 1829 das Amt des Prälaten. In diesen Eigenschaften betheiligte er sich mit Eifer bei den damaligen Reformen der badischen Landeskirche, namentlich bei der Abfassung der neuen Agende und des Katechismus; auch die in Heidelberg zu errichtende Bildungsanstalt für angehende Geistliche ist von ihm beantragt worden, eröffnet wurde sie, obgleich in einem etwas anderen Sinne, unter Rothe's Leitung. Seine litterarischen Arbeiten verfolgten gleichfalls praktische Zwecke. Ohne ein Freund des Rationalismus sein zu wollen — denn diesem ist er entschieden entgegengetreten — war er doch als Theologe stets bemüht, seinen biblischen Standpunkt mit allgemeiner wie mit wissenschaftlicher Bildung in Verbindung zu erhalten und von confessionellen Schroffheiten zu befreien. Was er in dieser Richtung erstrebt, ist in dem Hauptwerk: „Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen“, 2 Bde., 1822, 1823, 4. Aufl. 1843, einem gut gearbeiteten und vielgelesenen Handbuch der gesammten praktischen Theologie, am besten dargelegt. Die kleine Schrift: „Der Pietismus, geschichtlich und kirchlich beleuchtet“, 1846, zeugt von Kenntniß und Geschicklichkeit; auf entsprechendere Heranbildung der Geistlichen und auf Kräftigung des Gemeindelebens durch Presbyterien und Synoden legt der Verfasser das größte Gewicht, dies sollen auch die Mittel sein, um der krankhaften Erscheinung des Pietismus zu begegnen. Andere Schriften betreffen das Verhältniß von Staat, Kirche und Volksschule, die Unsterblichkeitsfrage u. A., von mehreren Predigtsammlungen abgesehen. — H. trat 1853 in den Ruhestand, K. Ullmann wurde sein Nachfolger im Kirchenregiment, er selbst starb am 26. Juni 1856.

Gaß.

Hüffer: Heinrich Georg H., mit dem Klosternamen Wilhelm, wurde geboren am 26. Juli 1753 zu Stromberg in Westfalen, wo die Familie in den bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts reichenden Kirchenbüchern von St. Lambert häufig erwähnt wird. Am 27. September 1769 trat er in der Abtei Liesborn

in den Benedictinerorden, wurde am 29. Juli 1776 zum Priester geweiht, bald darauf Bibliothekar, 1782 Lector der Philosophie, 1785 Lector der Theologie, 1800 von dem Abte Karl zum Prior ernannt, nach der am 2. Mai 1803 erfolgten Aufhebung der Abtei Pfarrer in Liesborn, wo er am 13. Febr. 1827 gestorben ist. Unter seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: „Neues Krankenbuch, den Gesunden, Kranken und Seelsorgern vorzüglich gewidmet", 1794 und 1808; „Das Leben Jesu von J. F. Feddersen für katholische Schulen eingerichtet", 1797, 2. Aufl.; „Materialien zu einem zu errichtenden Armeninstitute", 1793; „Wie wäre die Bettelei allgemein wegzuschaffen?" 1818, 19; „Ueber Armensteuern", 1819. Handschriftlich hinterließ er eine Fortsetzung der Liesborner Annalen von 1803—21 und „Mittheilungen über die Aufhebung des Klosters Kappel bei Lippstadt".

Vgl. Meusel, Bd. XXII. S. 865. Raßmann, Münsterische Schriftsteller, Münster 1866, S. 159. Hüffer.

Hüffer: Johann Hermann H., geb. am 25. Dezember 1784, Neffe des vorigen, verlor früh seinen Vater, den Professor der Philosophie, Christoph H., geb. am 17. Juli 1755, † am 18. November 1792. Schon im J. 1803 mußte er unter schwierigen Verhältnissen die von mütterlicher Seite ererbte Aschendorff'sche Buchhandlung übernehmen, die er auch während der französischen Fremdherrschaft zu erhalten und zu erweitern verstand. Als Verleger trat er mit manchem der damals in Münster lebenden bedeutenden Männer, insbesondere mit Overberg, den Grafen Stolberg, Kellermann, Clemens August von Droste, später auch mit Annette von Droste-Hülshof in eine mehr als geschäftliche Verbindung. Seine Hauptthätigkeit wandte sich indessen dem politischen Leben zu. Bereits 1817 Mitglied des Municipalrathes, wirkte er eine lange Reihe von Jahren als Vorsteher der Stadtverordneten, bis man ihn am 25. April 1842 zum Oberbürgermeister wählte, eine Stellung, welche er auf sechs Jahre übernahm und bis zum 1. Juli 1848 bekleidete. Schon im J. 1819 nahm er zu Düsseldorf an einem Congreß der rheinisch-westfälischen Kaufmannschaften zur Berathung der preußischen Zollgesetzgebung Theil; 1822 befand er sich auf Vorschlag des Oberpräsidenten v. Vincke unter den 18 Vertrauensmännern, welche zur Vorbereitung des Gesetzes über die Provinzialstände aus Westfalen nach Berlin berufen wurden; 1826 wählte man ihn zum ersten Abgeordneten der Stadt Münster für den in jenem Jahre, am 29. October, zum ersten Male eröffneten westfälischen Provinziallandtag, welcher durch die Betheiligung des Freiherrn v. Stein als Landtagsmarschall besondere Bedeutung erhielt. Ein wesentlicher Vortheil für H. war die Verbindung mit diesem ausgezeichneten Manne. Der Briefwechsel zwischen Beiden findet sich in Stein's Biographie von Pertz beinahe vollständig abgedruckt. Schon im September 1826 erhielt H. eine Einladung nach Kappenberg und verweilte auch in den folgenden Sommern mehrmals als Gast des Ministers dort oder in Nassau. H. war es auch, dem später die Sorge für die in dem Friedenssaale zu Münster aufzustellende Büste der Ministers vom Landtage vornehmlich übertragen wurde. — In den Briefen Stein's wird H. wiederholt als eines der fähigsten und thätigsten Mitglieder des Landtags bezeichnet; von 1826—46 ist selten ein wichtiger Antrag gestellt worden, an dessen Berathung er nicht hervorragenden Antheil genommen hätte. Die Provinzialhülfskasse wurde im wesentlichen nach seinem Plane am 26. Nov. 1831 errichtet und bis Ende 1842 geleitet. Im Dezember 1830, als man den Antrag auf Berufung einer reichsständischen Versammlung gestellt hatte, wurde H. zum Referenten, der nachmalige Minister von Bodelschwingh zum Correferenten ernannt. H. erklärte sich in seinem Bericht für die Nothwendigkeit der Reichsstände; er wurde dann auch mit dem Entwurfe des Schreibens be-

auftragt, in welchem der Landtag am 14. Januar 1831 an den Frhrn. v. Stein die Bitte richtete, den in Köln residirenden Prinzen Wilhelm als Generalgouverneur der Rheinlande und Westfalens um seine Verwendung bei dem König zu ersuchen. Beide Schriftstücke machten damals nicht geringes Aufsehen; sie setzten H. in Verbindung mit einflußreichen süddeutschen Abgeordneten, zogen ihm aber auch mancherlei Anfeindung und Verdächtigung zu. Um sich und die Wünsche der Provinz zu rechtfertigen, richtete er im Frühjahr 1833 eine ausführliche Denkschrift an den Kronprinzen. Dieselbe fand Erwiderung in einem an den Oberpräsidenten v. Vincke gerichteten Schreiben, welches aber neben wohlwollenden Gesinnungen für den Verfasser der Denkschrift doch die darin ausgesprochenen Wünsche für unzeitig, ja sogar für gefährlich erklärte. Beim Thronwechsel 1840 ging H. als städtischer Deputirter zur Huldigung nach Berlin. Sein freimüthiges Auftreten zog ihm die Ungunst des damals sehr einflußreichen Ministers v. Rochow zu, welche aber nicht verhindern konnte, daß er im August 1842 als Oberbürgermeister von Münster bestätigt und im October 1847 zum geheimen Regierungsrath ernannt wurde. Sehr thätig war er auch in den vereinigten Ausschüssen der Provinziallandtage, welche man zuerst am 18. October 1842 nach Berlin berief. Um so mehr ist es zu bedauern, daß er 1847 an den vereinigten Landtag, der als das eigentliche Ergebniß der bisherigen Thätigkeit der Provinzialstände erscheint, keinen Theil nehmen konnte. Dagegen war er 1848 Mitglied der preußischen constituirenden Nationalversammlung und stellte nach dem Sturme auf das Zeughaus den Antrag, die Stadt Berlin für die dem Staatseigenthum zugefügten Beschädigungen verantwortlich zu erklären. Eine schwere Krankheit, die ihn im Herbst während der Sitzungen befiel, nöthigte ihn jedoch am 12. October, sein Mandat niederzulegen. Seitdem lebte er in dem glücklichen Kreise seiner Familie und bewährter Freunde bis zu seinem Tode am 12. Januar 1855. Hüffer.

Hufnagel: Karl Friedrich v. H., verdienter Rechtsgelehrter, wurde zu Schwäbisch-Hall am 7. Februar 1788 geboren; er starb zu Tübingen am 18. April 1848. Sein Vater bekleidete die wichtige Stelle des Stadtschreibers und sorgte für trefflichen Unterricht des Sohnes seitens des damaligen Rectors Gräter, der in weiten Kreisen als gelehrter Kenner und Forscher des Alterthums einen Namen hat (vgl. Bd. IX. S. 599), sowie auch des Prof. Bardili (vgl. Bd. II. S. 55), von welchem H. tüchtig philosophisch ausgebildet wurde. Im Frühjahr 1806 bezog H. die Universität Erlangen, wo er neben Glück namentlich Groß hörte, ging dann nach Tübingen, um besonders bei Malblanc zu studiren. Schon im Herbst 1808 bestand er die Advocatenprüfung „vorzüglich gut“, war kurze Zeit Advocat, trat 1810 als Auditor bei einem württemberg. Regimente ein, zog mit nach Rußland, erhielt aber April 1813 wegen seiner zerrütteten Gesundheit die Entlassung. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, widmete er sich der Rechtspraxis, vollführte ihm von Seite der Behörden ertheilte Geschäftsaufträge, bewies sich in mehreren Aemtern, sowol als Civilist, wie Kriminalist, als Mann von hervorragenden Fähigkeiten, so daß er auch zu legislativen Arbeiten herangezogen wurde. So übertrug man ihm 1828 Begutachtung der Pfand- und Prioritätsgesetzgebung des J. 1825. Correferent und Redigent des Commissionsberichts war er für das Strafgesetzbuch von 1839. Von 1826—38 war er auch Kammermitglied. Die ihm 1828 übertragene Stelle eines Raths bei dem Civilsenat des Gerichtshofes in Eßlingen bekleidete er bis 1831, wo er Dirigent des Civilsenats des Gerichtshofs in Ellwangen mit dem Titel „Obertribunalrath“ wurde, welche Stelle er 1836 mit der gleichen in Eßlingen vertauschte. Nachdem er 1839—41 als Ministerialrath im Justizministerium fungirt hatte, kam er an den Gerichtshof zu Tübingen,

dessen Director er 1842 wurde. Die Berufsthätigkeit veranlaßte ihn zu schriftstellerischer Thätigkeit. Es wurden nach Erlaß der Pfand-, Prioritäts- und Executionsgesetze von 1825 die Bezirksrichter angewiesen, den Gemeindebehörden, welchen sehr wichtige Funktionen in diesen Rechtszweigen oblagen, durch Vorträge und in sonst dienlicher Form Instruction über die neuen Gesetze zu ertheilen. Hieraus entstand die „Belehrung der württemberg. Gemeinderäthe über das Pfand-, Prioritäts- und Executionsgesetz", Tüb. 1825, 4. Aufl. 1828. Aehnlichen Zwecken diente die von ihm und Scheurlen herausgegebene Sammlung: „Die Gerichtsverfassungen der deutschen Bundesstaaten", Tüb. 1829 (nur 1 Band erschien). Für die altdeutsche Rechtsforschung ist von Interesse: „Beleuchtung der in Ansehung der Saline zu Schwäbisch-Hall bestehenden Rechtsverhältnisse", Tüb. 1827. Hauptsächlich sind aber wichtig sein „Commentar über das Strafgesetzbuch für das Königr. Württemberg zunächst für Praktiker", Stuttg. 1840 u. 42, welchem Werke sich anschließt: „Neue Präjudicien der württemberg. höheren Gerichte, Berichtigungen und Zusätze zu dem Commentar über das Strafgesetzbuch", Tüb. 1844. — „Das Strafgesetzbuch für das Königr. Württemberg mit erläuternden Anmerkungen vornemlich aus der Praxis der Gerichte", Tüb. 1845. — „Mittheilungen aus der Praxis der württemb. Civilgerichte", 1846, 1848. Schon 1829 hatte ihn die juristische Facultät in Tübingen honoris causa mit dem Doctordiplom beschenkt; 1836 erhielt er das Ritterkreuz des württembergischen Kronenordens. Seit 1823 in glücklicher Ehe lebend, hinterließ er zwei Söhne, welche gleichfalls dem Rechtsfach sich widmeten und zwei Töchter. Klarheit der Auffassung, wie des Ausdrucks, Gabe gemeinverständlicher Darstellung und sehr gründliche Rechtskenntnisse, zeichnen ihn aus und lassen bedauern, daß er nicht im weiteren Maße bei Gesetzgebungsarbeiten herangezogen wurde. Seine letzte Arbeit war eine eingehende Recension des Entwurfs einer bürgerlichen Proceßordnung für Württemberg (1848) in den Krit. Jahrbb. von Richter u. Schneider, XXIV. 691—744.

Krit. Jahrbb. von Richter u. Schneider, Bd. XXIV. (1848), S. 763 bis 767, 947. — Berner, Strafgesetzgebung in Deutschland, 1867, S. 134.

Teichmann.

Hufnagel: Wilhelm Friedrich H., geboren zu Schwäbisch-Hall am 15. Juni 1754, † zu Frankfurt a M. am 7. Febr. 1830. Die Hufnagel'sche Familie stammt aus Eger und ist 1627 wegen der Religion ausgewandert, theils ins Voigtland, theils nach der Oberpfalz. Von Ansbach zogen sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach Schwäbisch-Hall. Hier finden wir Johann David H. (geb. 1721, † 1791), als ältesten „Stättmeister" (Bürgermeister). Er hatte drei Söhne und vier Töchter. Einer der Söhne, Johann Karl H., Stadtschreiber seiner Vaterstadt (geb. 1758, † 1821), war der Vater des als juristischer Schriftsteller geschätzten Karl Friedrich H. († 1848, s. o.). Der uns hier beschäftigende Wilhelm Friedr. H. war auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet, wobei er ein besonderes Talent für Erlernung der alten Sprachen kund gab. 1773 bezog er die Universität Altdorf, um Theologie zu studiren, siedelte jedoch, da die daselbst herrschende orthodoxe Richtung ihn abstieß, im Spätherbst 1775 nach Erlangen über. 1778 wurde er Magister und Privatdocent, 1779 außerordentlicher Professor der Theologie (mit 75 fl. Gehalt!) und nach Rosenmüller's Abgang nach Gießen erhielt er 1783 die vierte ordentliche Professur der Theologie. 1786 bekleidete er die Prorectorwürde, 1788 wurde er Pastor an der Universitätskirche und Inspector des fürstlichen Predigerseminars. Seine schriftstellerische Thätigkeit in Erlangen war eine sehr bedeutende. Sie war nicht nur eine theologische und zwar sowol in rein wissenschaftlichem als auch poetischem Sinn (Uebersetzung des Buches Hiob, 1781, des hohen Liedes,

1784), sondern auch in politischer Richtung bei der damals sehr verbreiteten und einflußreichen „Erlangischen Zeitung“, und seit 1787 in allgemein humaner und gemeinnütziger Richtung durch die beliebte Zeitschrift „Für Christenthum, Aufklärung und Menschenwohl“, welche er bis 1800 fortsetzte. In Frankfurt a/M. war am 8. Febr. 1791 der Senior Mosche gestorben. Von dort kam der Ruf an H., an Mosche's Stelle zu treten. Er nahm den Ruf an, am 18. Sept. 1791 hielt er seine Abschiedspredigt in Erlangen und wurde am folgenden Tag mit der 16jährigen Tochter des Hofraths Professor Breyer, Caroline, getraut. Joh. Friedrich Breyer, geb. 1738 zu Stuttgart, † 1826 als geheimer Hofrath zu Erlangen, ist den Mitgliedern der Goethe-Gemeinde bekannt als Haupt einer Familie, welche „Lili“ (Frau v. Türckheim) während ihres Aufenthaltes in Erlangen als die Perle dieser Stadt bezeichnet und mit der sie am liebsten verkehrte. Mit H. drang nicht nur der Rationalismus in das in strenger Orthodoxie am Lutherthum festhaltende Predigerministerium von Frankfurt ein, sondern ein Mann von 38 Jahren, schön, gesellig gewandt, war auch in anderer Hinsicht geeignet, den Schlendrian zu brechen. Das hat er denn später auch in Verbindung mit dem Consistorialpräsidenten Freiherrn Friedrich Maximilian v. Günderrode (geb. 1753, † 1824), in Hinsicht auf das Schulwesen redlich gethan, welches in der reichen Stadt, die von 1763—92 auf der Höhe ihrer Blüthe stand, weiter zurückgeblieben war als in den armen und kleinen protestantischen monarchischen Staaten des nördlichen Deutschland. Nachdem die Heimsuchungen der Revolutionskriege, welche in den Jahren 1792, 96 und 99 die Stadt besonders schwer betrafen, durch den Frieden 1802 beendigt waren, gingen die Freunde ans Werk. Die einzige öffentliche Lehranstalt der Stadt war das Gymnasium; neben diesem und einigen katholischen Schulen war aller öffentliche Schulunterricht der Speculation einer Schulmeisterzunft überlassen, welche in den sogen. „Quartierschulen“ ihr dürftiges Geschäft betrieb. Die Concession zu einem solchen Geschäftsbetrieb mußte der Unternehmer vom Staat erkaufen, und einmal erkauft, war die Concession erblich von Vater auf Sohn oder von Mann auf Frau und verkäuflich von Hand zu Hand. Die Schulhalter hatten, wie jede andere Innung, ihre Versammlungen, eine gemeinsame Kasse und selbstgewählte Vorsteher. Die Quartierschulen sollten gemäß der Schulordnung regelmäßig von Deputirten der Obrigkeit revidirt werden, was aber oft Jahrzehnte hindurch nicht geschah. In den Quartierschulen wurden Knaben und Mädchen jedes Alters vereint, oft 200 und mehr in eine dumpfe Stube zusammengedrängt, von Morgens bis Abends in Katechismus, Lesen und Schreiben, wol auch, gegen Extravergütung, im Rechnen unterrichtet. — Als endlich am 25. März 1803 eine solche Concession durch Tod des Inhabers erlosch, kaufte die Stadt sie an und errichtete als Eigenthümerin dieser Concession eine Schule, welche im Gegensatz zu den übrigen seit 6. October 1804 die „Musterschule“ genannt wurde. Gegenwärtig in eine Mädchenschule, welche nach Goethe's Mutter „Elisabethenschule“ genannt wird, und in eine Knabenschule, welche den alten Namen behielt und 1880 ihren prachtvollen Neubau bezog, getheilt, besteht sie blühend fort. Das Schulcapital hat H. direct und indirect durch Beiträge aus eigenem Vermögen, durch den Ertrag seiner für die Musterschule gehaltenen Predigten und durch Sammlungen bei der Bürgerschaft ansehnlich vermehrt. Besonders wirksam war seine 1804 erschienene Schrift: „Von der Nothwendigkeit guter Erziehungsanstalten“. Auch zu den Reformirten, welche erst nach 200jährigem Proceß zur Selbständigkeit 1788 gelangten und 1791, im Jahre, da H. nach Frankfurt kam, ihre Kirchen eröffnen konnten, stellte H. sich durchaus freundlich und trat schon 1800 litterarisch für die freilich erst 1806 erreichte bürgerliche Gleichstellung derselben und die Abendmahls-

vereinigung ein. Die Juden, welche ebenfalls 1804 anfingen, ihr Schulwesen zu verbessern, hatten sich seines werkthätigen Wohlwollens zu rühmen. — Hufnagel's und v. Günderrode's Stellungen erlitten keine wesentlichen Veränderungen unter dem milden Karl v. Dalberg, seit 1806 Regent von Frankfurt. Dalberg stand schon früher mit H. in Verbindung, welcher 1793 für die in Folge der Belagerung von Mainz beschädigten Einwohner von Mainz, Kastel, Weißenau und Kostheim reiche Sammlungen in Frankfurt veranstaltet hatte. Unter der primatischen Regierung blieben der „Geheimrath“ v. Günderrode und der „Superintendent“ H. an der Spitze des Frankfurter Schulwesens. Am 25. Mai 1804 hatte H. seine Gattin verloren; sie hatte ihm zwei Kinder geboren, 1792 eine Tochter, Sophie Wilhelmine, meine Mutter; 1794 einen Sohn, Eduard, welcher als Professor der Geschichte am Frankfurter Gymnasium bereits 1825 starb und nebst mehreren theologischen Schriften auch ein „Handbuch der alten Geschichte“ (1. Thl. 1824) verfaßt hat, welches sich durch eine geistreiche Behandlung der Kulturgeschichte auszeichnet, aber in Folge von E. Hufnagel's frühem Tode unvollendet blieb. W. F. H. wurde am 7. Nov. 1822 pensionirt und starb am 7. Februar 1830 nach kurzer Krankheit. H. war ein Mann von außerordentlicher Kenntniß sowol der orientalischen, als der alten und neuen abendländischen Sprachen, ein ergreifender und geistreicher Kanzelredner, guter Gesellschafter, auch musikalisch; leider ließ eine seit frühester Jugend bestehende und zeitweise in bedenklicher Weise sich steigernde Hypochondrie seine Wirksamkeit nicht zu voller Entfaltung kommen.

Blätter der Erinnerung an W. F. Hufnagel, herausgegeben von seinem Enkel Dr. W. Stricker, Frankf., Sauerländer, 1851. — Dr. W. Stricker, Neuere Geschichte von Frankfurt, Frankf., Auffarth, 1874, 2. Buch, S. 74 bis 90. — K. Kühner, Beiträge zur Geschichte der Musterschule, in der Einladungsschrift zu den Prüfungen derselben, 1865. — M. Heß, Die Bürger- und Realschule der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt, Frankf., Auffarth, 1857, S. 17. W. Stricker.

Hug: Johann Leonhard H., gelehrter katholischer Theolog, geb. zu Constanz am 1. Juni 1765, seit 1791 Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen an der Universität zu Freiburg, zugleich badenscher Geheimrath und Domherr ebendaselbst, † am 11. März 1846, hat folgende Schriften verfaßt: „Die mosaische Geschichte des Menschen“, Freib. 1793; „Die Ursprünge der menschlichen Erkenntniß“, ebend. 1796; „Ueber biblische Einleitungswissenschaft“, ein Heft, ebend., 1797; „Die Erfindung der Buchstabenschrift, ihr Zustand und frühester Gebrauch im Alterthum. Mit Hinsicht auf die Untersuchungen über Homer“, Ulm 1801. Diese maßvolle und gründliche Schrift, von den damaligen Stimmführern fast ganz übersehen, findet erst jetzt gebührende Anerkennung. Vgl. Volkmann, Die Wolf'schen Prolegomena, Leipzig 1874, S. 110 ff. „Ueber das Alter des vaticanischen Codex“, Freiburg 1810 (lat.); „Ueber den Mythus der berühmtesten Völker des Alterthums“, Freiburg und Constanz 1812; „Das hohe Lied in einer noch unversuchten Deutung“, Freib. 1813, nebst Schutzschrift für diese Deutung, ebend. 1818. Unter dem Pseudonym Thomas Hugson: „Katechismus“ (lat.), ebend. 1813; „Ueber die Unauflöslichkeit der Ehe“, ebend. 1816; „Die alexandrinische Uebersetzung des Pentateuch“, ebend. 1818 (lat.); „Die äginetischen Tafeln“, ebend. 1835. Die Hauptschrift und die eigentlichste Lebensaufgabe des Verfassers aber war: „Die Einleitung in die Schriften des neuen Testamentes“, Stuttgart und Tübingen, 2 Thle. Der erste Theil, eine genaue Untersuchung über die Geschichte des Textes des neuen Testamentes und dessen alte Uebersetzungen, erlebte vier stets verbesserte Auflagen 1808, 20, 27 und (nach dem Tode des Verfassers) 1847,

der zweite Theil, die einzelnen Bücher, einen ebenso häufigen unveränderten Wiederabdruck, ersterer mit bleibendem Werth, letzterer nicht ganz so stichhaltig. Auch wurde diese Schrift ins Französische und Englische übersetzt, zu Genf 1823 und zu London 1827. Außerdem verfaßte H. Gutachten über das Leben Jesu von Paulus (in der Freiburger Zeitschrift für die Erzdiöcese) und über das Leben Jesu von Strauß, 2 Bde., Freib. 1841 ff., besonders letzteres mit gewichtiger Gelehrsamkeit. Desgleichen gab er mit Hirscher, Werk u. A. die Freiburger Zeitschrift für Theologie heraus, 8 Bde., Freiburg 1834—42.

Lutterbeck.

Huge: Mester H. führte 1394 eine Flotte von 8 Wismarer Vitalienschiffen, welche den in Stockholm eingeschlossenen mecklenburgischen Herzog Johann v. Stargard speisen wollten. Er lief mitten im Winter aus, fror an der dänischen Küste plötzlich ein. Der mit großer Macht anrückenden Dänen erwehrte er sich tapfer, zunächst durch einen durch Wassergüsse übereisten festen Holzwall, dann gegen herangeführte „Katten“, Sturmlauben durch Aufeisen der See, so daß eine Menge der Feinde in der Waakra ertranken. Glücklich führte er seine Schiffe auch durch die Belagerer nach Stockholm, zur rechten Zeit, um den Hunger zu stillen. Die That wurde in den Chroniken gepriesen und wurde von den Geschichtschreibern aufgenommen. Da H. Mester also Magister heißt, wird er ein Studirter sein.

Krantzii Suecia, V. 34. Reimar Kock bei Grautoff, I. 495 ff.

Krause.

Hugel: Theodor H., geb. am 8. Juni 1834 zu Memmingen, besuchte das protestantische Gymnasium zu Augsburg, um nach Absolvirung desselben in den Jahren 1854—58 an den Universitäten Erlangen und München Mathematik zu studiren. Nach bestandenem Examen war H. ein Jahr als Haus- und Privatlehrer thätig; 1860 ward er zum Lehrer an der Gewerbe- und Landwirthschaftsschule Memmingen, 1863 zum Rector dieser Anstalt ernannt; letztere Stellung vertauschte er 1869 mit dem Rectorat der neu errichteten Gewerbeschule zu Neustadt a./H. Seinem steten Wunsche, im Gymnasiallehrfach Verwendung zu finden, ward 1877 durch seine Ernennung zum Professor der Mathematik und Physik an der Studienanstalt zu Kaiserslautern Rechnung getragen; indeß bekleidete er diesen Posten kein volles Jahr. Ein schon seit einem Jahrzehnt immer deutlicher hervorgetretenes Halsleiden setzte seinem thätigen Leben am 3. August 1878 ein Ende. — Was Hugel's wissenschaftliche Thätigkeit anlangt, so war dieselbe wesentlich zwei Gegenständen gewidmet: der unbestimmten Analytik und der Lehre vom stereoskopischen Sehen. In einem Schulprogramm von 1863 behandelt er zwei interessante Probleme ersterer Disciplin: die Umsetzung aus einem Zahlensystem in ein anderes und die Ausdehnung des Begriffes rationaler Dreiecke auf eine nfache Mannigfaltigkeit. Ganz speciell aber fühlte er sich zu jenem Thema hingezogen, welches sich schon in seiner Inauguraldissertation „Die magischen Quadrate, mathematisch behandelt“ discutirt findet; er ließ diese Frage niemals aus den Augen, verfolgte alle neueren Arbeiten darüber und legte endlich die Gesammtfrüchte seiner Studien in der abschließenden Monographie „Die magischen Systeme“ (1876) nieder, durch welche in der That die Sache soweit vervollkommnet war, als es die aus dem Alterthume überkommene Definition jenes Wortes irgend gestattete. Erst Frost's Formulirung eines „nasik square“ involvirt in allerneuester Zeit einen Fortschritt. — Nach der anderen oben bezeichneten Seite hin ist zu nennen die selbständige Schrift über die regulären Polyeder (1876), welcher umfängliche stereoskopische Figurentafeln beigegeben waren, sowie eine Programmabhandlung, durch welche die Berechnung und Verzeichnung derartiger Bilder wesentlich erleichtert worden ist. Es kann nach den

bereits an die Oeffentlichkeit getretenen Proben keinem Zweifel unterliegen, daß Hugel's Idee, die Stereoskopen zu einem allgemein verwendbaren Lehrmittel zu erheben, schöne Erfolge errungen haben würde, beziehungsweise noch erringen wird.

S. Günther.

Hügel: Johann Alois Josef Freiherr v. H., geb. am 14. November 1753 zu Koblenz, war ein Sohn des Mathias H., der am 30. December 1782 als kurtrierischer Hofkammerrath und General-Einnehmer starb. H. trat frühzeitig in kurtrierische Staatsdienste, wurde in rascher Folge kurfürstlicher geheimer Staatsrath, Kabinetsreferendar in Reichs- und Kreisangelegenheiten und Regierungskanzler und im J. 1790 als dritter kurtrierischer Botschafter zur Kaiserwahl nach Frankfurt gesandt. Kurtrier führte im Kurcollegium das erste Votum; die meisten Mitglieder des Collegiums kamen gewohnter Maßen mit allerlei Beschwerden; fast keine Frage aus dem praktischen Staatsrecht blieb unberührt. Die damaligen österreichischen Wahlbotschafter — namentlich Bartenstein — schrieben den guten Ausgang der Kaiserwahl größtentheils der Geschicklichkeit Hügel's zu. Im Jänner 1791 erhob ihn Kaiser Leopold II. in den Reichsfreiherrenstand. Bei der nächsten Kaiserwahl finden wir ihn wieder als kurtrierischen Wahlbotschafter. Im Sommer des J. 1793 erfolgte Hügel's Uebertritt in kaiserliche Dienste als österreichischer Gesandter bei der Reichsversammlung in Regensburg. In dieser Stellung führte er abwechselnd mit Salzburg das Directorium im Reichsfürstenrathe und drei Stimmen im Namen des Kaisers; nämlich die österreichische, burgundische und nomeny'sche oder lotharingische. Kaiser Franz II. verlieh ihm im November 1793 die geheime Rathswürde. Im Anfange des nächsten Jahres erfolgte Hügel's Beförderung zum Concommissar an der Reichsversammlung. Unter dem Pseudonym „Karl Graf v. Strengschwerdt“ veröffentlichte H. in den J. 1796 und 1798 mehrere politische Flugschriften, namentlich: „Beurtheilung des Schreibens vom 30. September 1795 an den Grafen von Westphal vom Herzog von Braunschweig“ (Regensburg 1796, 8⁰). — „Commentar und Beurtheilung der Erklärung des Königs von Preußen den 2. September 1795 an den fränkischen Kreis“ (Regensburg 1796, 8⁰). — „Prüfung des Gutachtens, die Uebergabe von Mannheim betreffend“ (Bayreuth 1796, gr. 8⁰). — „Beurtheilung der Note des Grafen von Görz vom 15. September 1795 an den Reichstag in Regensburg“ (Regensburg 1798, gr. 8⁰). Dasselbe kaiserliche Commissionsdecret vom 23. Juli 1802, mit welchem Kaiser Franz II. die zur Berichtigung des Reichsfriedensgeschäftes wegen der Indemnisationen niedergesetzte außerordentliche Reichsdeputation nach Regensburg einberief, enthielt auch die Ernennung Hügel's zum kaiserlichen bevollmächtigten Commissar bei derselben. Im Mai 1803 erklärte H. im Namen des Kaisers die Aufgabe dieser Reichsdeputation für beendet und löste dieselbe auf. Der Kaiser zeichnete ihn durch Verleihung des Großkreuzes des Stephan-Ordens aus und betraute ihn neben seinen bisherigen Amtsgeschäften noch mit der Oberleitung der wichtigen österreichischen Comitialangelegenheiten. Die k. k. Comitialgesandten wurden angewiesen, im Allgemeinen — insbesondere aber in wichtigeren Angelegenheiten — sich dergestalt mit H. in das Einvernehmen zu setzen, daß sie im Falle von Meinungsverschiedenheiten seiner Anweisung zu folgen hätten. Gleichzeitig wurde H. als k. k. bevollmächtigter Minister beim Kurfürsten-Erzkanzler und am fränkischen Kreise beglaubigt. Auch diese Stellungen waren damals von erhöhter Bedeutung, indem auf der einen Seite der unmittelbare Einfluß des Reichs-Erzkanzlers auf die reichstäglichen Geschäfte im Steigen begriffen schien, auf der anderen Seite die Angelegenheiten des fränkischen Kreises den kaiserlichen Minister zwar nicht häufig in Anspruch nahmen, aber in Rücksicht auf die dortigen Landesherren manche Schwierigkeiten darboten.

Im Februar 1804 ernannte Kaiser Franz II. als Erzherzog von Oesterreich H. und den Grafen Stadion zu seinen Commissären bei der Subdelegation, welche ihre Sitzungen am 27. März 1804 zu Regensburg eröffnete. Als Uebernahmscommissar nach Würzburg und Mergentheim gesandt, vollzog er vorerst am 1. Februar 1806 den Uebernahmsact des Fürstenthums Würzburg für den neuen Kurfürsten Ferdinand. Energische Noten, welche H. nachträglich wegen Herausgabe einiger vorenthaltener Gebietstheile an die baierische Regierung richtete, blieben erfolglos. Baiern fand eine sichere Stütze an der mächtigen Protection Frankreichs und Hügel's Voraussetzung, daß der Wiener Hof sich seiner Secundogenitur annehmen werde, erwies sich als unbegründet. Bis zur Ernennung Hennebrieth's führte H. im Namen des Kaisers Franz II. die Leitung der Geschäfte des neuen Kurfürstenthums. Am 18. Februar 1806 übernahm H. zu Mergentheim im Namen des Kaisers die hoch- und deutschmeister'schen Rechte, Besitzungen und Einkünfte. Im August 1806 wurde H. nach Wien berufen. Hier blieb er bis Februar 1807 mit einigen wichtigen, die Niederlegung der deutschen Kaiserwürde betreffenden Ausarbeitungen beschäftigt. Im Februar 1810 erfolgte seine Ernennung zum k. k. Gesandten bei mehreren Fürsten des Rheinbundes, namentlich beim Fürsten-Primas, am großherzoglichen Hofe zu Hessen-Darmstadt und an den herzoglich nassauischen Höfen. Im J. 1811 wurde er in Angelegenheiten des deutschen Ordens nach Stuttgart gesandt. Schreiben des Kaisers und des Hoch- und Deutschmeisters überbringend sollte er die Gesinnungen des Königs erforschen und diesen den österreichischen Vorschlägen willfährig stimmen. In Nassau unterhandelte er wegen Abschließung eines Freizügigkeitsvertrages nach Art der schon mit Baiern, Baden und Würzburg vereinbarten. Der Gegenstand war unter den damaligen Zeitverhältnissen nicht unwichtig für Oesterreich. Die nassauische Regierung zeigte gar keine Geneigtheit zur Eingehung eines solchen Vertrages. Dennoch brachte H. zu Wiesbaden am 25. October 1811 den Abschluß einer Uebereinkunft wegen gegenseitiger Vermögensfreizügigkeit zwischen Oesterreich und Nassau zu Stande. Im December 1811 wurde er abermals nach Wien einberufen, sich über den Grund oder Ungrund einiger von Württemberg erhobenen Forderungen genau zu unterrichten und mehrere Gutachten und Denkschriften über diesen Gegenstand auszuarbeiten. Im J. 1813 wurde er als k. k. bevollmächtigter Minister und Civilgouverneur in Frankfurt angestellt. Nach der Auflösung des Prager Congresses und nachdem Oesterreich am 12. August 1813 den Krieg an Frankreich erklärt hatte, wurde H. von seinem Gesandtschaftsposten abberufen. Er ging zunächst nach Linz und Wien. Im J. 1816 begab er sich auf eine Urlaubsreise nach Italien. Bald darauf trat er in Pension. Im J. 1826 starb H. zu Regensburg.

Nach Acten des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien. — Vgl. Schoell, Histoire abregée des Traités de Paix, t. 6 (Paris 1817), t. 7 u. t. 8. — Wurzbach, Biogr. Lex., Bd. IX (Wien 1863). — Oettinger, Moniteur des Dates, III. (Dresden 1867). — Langmantel (Val.), Die äußere Politik des Großherzogthums Würzburg (München 1878). Felgel.

Hügel: Clemens Wenzel Freiherr v. H., wurde geboren zu Koblenz im J. 1792 als Sohn des Johann Alois Josef Freiherrn v. H. († 1826). Der Gönner seines Vaters, der Kurfürst Clemens Wenzel von Trier, war sein Pathe. Nachdem er in früher Jugend — (wie er selbst erzählt) — „auswandernd die Revolutionskriege bis zu dem Luneviller Frieden und zu dem ihm folgenden letzten Reichsdeputations-Schluß in der Familie mitgefühlt, die ersten Kaiserkriege auf der Schule mitempfunden, den Papst vor seiner Wegführung von Rom 1808 im Quirinal eingesperrt gesehen, Messe lesen und sprechen gehört", Neapel besucht und „den Krieg von 1809 unter den Vorbereitenden kommen

gesehen“ hatte, nahm er „nach dessen Ende die Mappe und Hoffnungen eines deutschen Studenten wieder rüstig in die Hand“ und oblag seinen Studien in Heidelberg und Göttingen. Unter der Leitung seines Vaters, der ihn aushilfsweise in der Gesandtschaftskanzlei zu Frankfurt verwendete, erhielt er seine Ausbildung für die diplomatische Laufbahn. Zu Ende des J. 1812 wurde er als zweiter Botschaftscommis in Paris angestellt, im nächsten Jahre dem Hauptquartiere der österreichischen Armee in Italien zugetheilt und in der Kanzlei des Feldmarschalls Grafen Bellegarde zur Expedition der politischen Correspondenzen verwendet. Nun sah er den Krieg in Italien, den Fall dieses Königreichs, die Herstellung Toskana's, die Rückkehr des Papstes Pius VII. nach Rom aus der Nähe mit an, wohnte dem Congresse in Wien bei und begab sich von da nach Paris. Zum Botschaftssecretär am spanischen Hofe ernannt, kam er Ende 1815 nach Madrid. Dem österreichischen Botschafter Grafen Eltz zugetheilt, begleitete er die Erzherzogin Leopoldine auf ihrer Reise nach Brasilien zur Vermählung mit dem Kaiser Dom Pedro. Im J. 1818 zurückberufen, begab er sich nach Madrid und Gibraltar und bereiste längs der Südküste die ihm bisher unbekannt gebliebenen südlichen Provinzen Spaniens. Hier fand er den „Umsturz der Regierung zu Madrid in den Befehlen von dort, in der Art, wie sie aufgenommen und eingeführt wurden, geschrieben. Wie man ein neues Land der Revolution gibt, hatte ich in Brasilien gesehen, wie man ein altes in der Revolution weiter führt, zeigte mir Spanien.“ Auf der Insel Leon ereilte ihn die Nachricht von dem Ausbruche des Aufstandes in Spanien, 1820. Aufgefordert, seine Ansicht über denselben darzulegen, „ehe daß die Cortes ihr Beglückungswerk übernehmen könnten“, schrieb er „Spanien und die Revolution“. (Vollendet am 1. August 1820. — Eine zweite unveränderte Auflage erschien 1848, Wien). — Im J. 1821 wurde er nach Berlin gesandt, 1823 nach Wien einberufen, 1826 zum Legationsrathe im Haag vorgeschlagen, 1828 zum zweiten Legationsrathe in Paris ernannt. Das J. 1840 brachte seine Ernennung zum Hofrathe bei der Staatskanzlei in Wien mit besonderer Verwendung zunächst der Person des Haus-, Hof- und Staatskanzlers. Im J. 1846 erfolgte seine Ernennung zum Director des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Im folgenden Jahre veröffentlichte er: „Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit“ (Wien 1847). Am 26. Mai 1848 wurde er von Anhängern der Bewegungspartei in Berchtoldsdorf (bei Wien) verhaftet, aber bald wieder freigegeben und begab sich zum Kurgebrauche nach Karlsbad. Kränker, als er hin gekommen, verließ er es und kam Ende September nach Wien. Die Kunde von der Greuelthat des 6. Octobers übte den zerstörendsten Einfluß auf seinen schon verdüsterten Geist. Er sah sich stets bedroht, verfolgt, dazu gesellten sich religiöse Wahnvorstellungen, es kamen Augenblicke völliger Verzweiflung. Ende Mai 1849 besuchte ihn seine Schwester Franziska, die Gemahlin des Grafen Anton Hardenberg. Sie nahm ihn mit sich auf ihre Herrschaft Rettkau in Preußisch-Schlesien. Zerrüttet an Geist und Körper starb er dort am 3. Juli 1849. — Ein treuer Freund des Metternich'schen Hauses, war er ein unbedingt ergebener Anhänger der Grundsätze, auf denen das Metternich'sche System beruhte. Er besaß regen Sinn für Kunst und Wissenschaft und war vielseitig gebildet. In den J. 1845—47 stellte er ein Questionnaire für topographisch-historische Zwecke zusammen und vertheilte es an persönliche Freunde, bei denen er Interesse für österreichische Archäologie und Landeskunde vermuthete. Mit Cuvier eng befreundet, stand er mit vielen Gelehrten in häufigem Briefwechsel. Seine litterarischen Diner's, die er allwöchentlich zu geben pflegte, waren eine Specialität des vormärzlichen Wien. Mitglieder dieser litterarischen Tafelrunde schildern ihn als geistreichen, in vielen Gebieten

des Wissens wohlbewanderten Mann, als stets bereiten, wohlwollenden Gönner und Förderer geistig strebender jüngerer Kräfte.

Wurzbach, Biogr. Lex., IX. (Wien 1863), S. 400—401. — Helfert, Jos. Alex. Freiherr v., Oesterreichische Kunst-Topographie (Wien 1881), S. 6. (Separatabdruck aus dem VII. Bande der Mittheilungen N. F. der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale). Felgel.

Hügel: Karl Alexander Anselm Freiherr v. H., Staatsmann, Reisender und Naturforscher, geb. am 25. April 1796 zu Regensburg, † am 2. Juni 1870 zu Brüssel. Er studirte in Heidelberg die Rechte, trat 1811 in die österreichische Armee, nahm an den Kriegen gegen Napoleon I., später an dem Feldzuge nach Neapel theil (1820—21), wurde als Diplomat mehrfach verwendet, avancirte bis zum Major und verließ 1824 die militärische Laufbahn, um sich zu einer großen Reise nach dem Oriente vorzubereiten. Dieselbe wurde 1830 angetreten. H. durchzog Vorderindien nach mehreren Richtungen, wandte sich dem Himalaya zu und schloß seine Reisen in Asien mit dem Besuche von Kaschmir ab (1835). Von Ostindien aus segelte H. 1833 nach Australien, verweilte namentlich am König-Georgs-Sunde sowie am Schwanenflusse längere Zeit und kehrte über die Philippinen nach Calcutta zurück. Die Rückreise nach Europa wurde 1836 über das Cap der guten Hoffnung und St. Helena angetreten. In Wien traf H. zu Anfang des J. 1837 ein. Die Ausbeute dieser Reise in naturgeschichtlicher sowie in ethnographischer Beziehung war sehr reich, wie dies die umfangreichen, den k. k. Hofmuseen Wiens einverleibten botanischen und zoologischen Sammlungen, ferner die mitgebrachten Handschriften, Druckwerke, Münzen, Webereien, Waffen, Tempelgeräthe, Schmucksachen 2c. beweisen. Auch sehr viele lebende Pflanzen, namentlich aus Australien, sendete H. nach Europa und cultivirte sie in seiner Villa zu Hietzing nächst Wien. Dadurch wurde sein Garten ein wahres Eldorado und erfreute sich eines europäischen Rufes. Bis zum J. 1848 verweilte H. in Wien, theils mit der Herausgabe seines Reisewerkes beschäftigt, theils die Bearbeitung einzelner Partien seiner mitgebrachten Sammlungen durch verschiedene Gelehrte, wie Bentham, Endlicher, Fenzl, Heckel, Schott u. A. veranlassend. Während dieser Zeit spielte er auch in der aristokratischen Gesellschaft Wiens eine hervorragende Rolle und verkehrte namentlich mit dem Fürsten Metternich vielfach. Im Frühlinge des J. 1848 ging H. ebenso wie Fürst Metternich nach England; 1849 wurde er zum österreichischen Gesandten in Toscana ernannt, 1859 kam er in gleicher Eigenschaft nach Brüssel. 1867 trat H. in den Ruhestand und verlebte die letzten Jahre seines Lebens in England. Nebst zahlreichen kleineren Publikationen veröffentlichte H. namentlich zwei größere Werke. Dieselben sind: „Kaschmir und das Reich der Siek" (4 Bde. 1840—42); ferner „Der stille Ocean und die spanischen Colonien im indischen Archipel" (1 Bd. 1860). Eine besondere Vorliebe widmete H. der Horticultur; im Vereine mit Joseph Freiherrn v. Jacquin gründete er 1827 die k. k. Gartenbaugesellschaft in Wien und gab 1837 ein „Botanisches Archiv" heraus, welches Abbildungen und Beschreibungen seltener in den Gärten Oesterreichs cultivirter Gewächse enthält.

Alfred v. Reumont, Biographische Denkblätter. — Vehse, Geschichte des österr. Hofes und Adels, X. S. 93. — A. Neilreich, Verhandl. d. zool.-botan. Verein. in Wien, V. (1855) S. 69. — Wurzbach, Biograph. Lexikon d. österr. Kaiserstaates, IX. S. 402. Reichardt.

Hugi: Franz Joseph H., Geologe und Alpenforscher, geb. am 23. Jan. 1796 zu Grenchen im Kanton Solothurn, † am 25. März 1855 in Solothurn, studirte zuerst auf der Universität Landshut, widmete sich später mit Eifer den naturwissenschaftlichen Studien in Wien und kehrte dann nach der Schweiz zurück,

wo er in Solothurn zunächst durch Gründung der naturforschenden Kantonalgesellschaft, eines naturhistorischen Museums, das er 1830 an die Stadt abtrat, und des botanischen Gartens (1836) die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Schon frühzeitig, seit 1821, hatte er behufs der Erforschung der geologischen Verhältnisse und um Material zu seinem Museum zu sammeln, große Reisen in die Alpen, in den Jura, nach Deutschland, Ungarn, Italien, ja selbst nach Nordafrika unternommen und sich wegen der fast abenteuerischen Art, mit welcher er zu den bis dahin unzugänglich erachteten Theilen der Alpen namentlich in die Gletscherregionen vordrang, einen großen Ruf verschafft. In den J. 1828 und 1829 unternahm er höchst gefährliche und mühevolle Forschungen in den höchsten Gebieten der Jungfrau und des Finster-Aarhorns, das zum ersten Mal von ihm bestiegen und gemessen wurde. Als Frucht dieser Untersuchungen erschien 1830 das Werk „Naturhistorische Alpenreisen", in welchem sehr zahlreiche merkwürdige geologische Verhältnisse namentlich bezüglich der Verbindung von Kalkeinlagerungen mit Granit und Gneiß leider ohne genauere Sachkenntniß und kritische Schärfe, vielmehr vermengt mit phantastischen und bizarren Hypothesen angedeutet sind, wie denn überhaupt ein gewisser phantastischer Zug durch sein ganzes Leben hindurch geht. Doch gebührt H. das Verdienst als einer der ersten nachgewiesen zu haben, daß der Granit in den Alpen die Kalkschichten stellenweis überlagert. Er gewann in Folge seiner wissenschaftlichen Bestrebungen die Stelle eines Directors des Waisenhauses und eines Lehrers an der Realschule in Solothurn, erhielt 1833 die Professur der Physik und 1835 jene der Naturwissenschaften am dortigen Lyceum, verlor aber diese Stellung 1837 wieder, weil er zum Protestantismus übergetreten war. Mit der inzwischen rege gewordenen Gletscherfrage beschäftigte sich H. aufs eifrigste, stellte schon 1827 Beobachtungen über das Fortrücken des Gletschereises an und unternahm wiederholt Wanderungen in die Gletscherregionen selbst zu Winterszeiten. Er entwickelte seine eigenthümliche Gletschertheorie in den Schriften „Ueber das Wesen der Gletscher und Winterreise in das Eismeer", 1842, und „Die Gletscher und die erratischen Blöcke", 1843, in denen er der Theorie von Agassiz entgegentrat, indem er behauptete, daß die Vergrößerung der Gletscher nicht blos durch mechanische Vorgänge, sondern durch innere Bewegungen, Verschiebungen und Entwickelungen stattfinde. Auch leitete er die Verbreitung der erratischen Blöcke von schwimmenden Felsblöcke tragenden Gletscherschollen im Gegensatze zu dem Vorschieben der Felsblöcke unmittelbar durch die Gletscher selbst ab. Dadurch verwickelte er sich in eine leidenschaftliche Polemik mit Vogt. Von den „Grundzügen zu einer allgemeinen Naturansicht" erschien nur der erste Band unter dem besonderen Titel „Die Erde als Organismus", 1841. Darin sucht der Verfasser die Auffassung einer gleichsam belebten und organisch sich entwickelnden Erde neu zu begründen. Außer diesen größeren Werken erschienen von H. zahlreiche kleinere Aufsätze und Abhandlungen in den Schriften der schweizer. naturforsch. Gesellschaft, in Leonhard's Taschenbuch für Mineralogie, in der deutschen Vierteljahrsschrift, im Morgenblatt und im Ausland.

Wolf, Biogr. B. z. Kulturgesch. d. Schweiz, IV. 334. Poggend., Biogr. L., I. 1065. Gümbel.

Hugo von Lothringen. König Lothar II., der Sohn des Kaisers Lothar, verband sich schon bei Lebzeiten seines Vaters mit einem vornehmen Mädchen Waldrada in wilder Ehe, wie es unter den Karolingern durchaus nicht ungewöhnlich war, und erzeugte mit ihr außer zwei Töchtern Gisela und Bertha einen Sohn Hugo, der diesen Namen wahrscheinlich seinem Urgroßvater, dem Grafen Hugo von Tours, zu verdanken hatte. Obgleich das Verhältniß Lothars zu Waldrada sich leicht durch den Segen der Kirche in eine rechtmäßige Ehe hätte verwandeln lassen, so verstieß er dennoch nicht lange nach seinem Regierungs-

antritte im J. 855 die Geliebte der Jugend, um sich aus politischen Gründen mit Thietberga, der Schwester des mächtigen Abtes Hukbert von St. Maurice, zu vermählen. Nach sehr kurzer Zeit aber kehrte er von dieser Verbindung, welche unfruchtbar blieb, zu der früheren zurück und richtete bald sein ganzes Bestreben darauf, durch falsche Anklagen gegen die verhaßte Thietberga die Lösung der mit ihr geschlossenen Ehe durchzusetzen, um Waldrada zur Gemahlin zu machen. Nicht blos der persönliche Zauber, den diese über ihn ausgeübt haben soll, scheint ihn zu diesem Scheidungsversuche getrieben zu haben, sondern auch der minder verwerfliche Wunsch, seine Kinder zu ehelichen zu machen und H. die Nachfolge im Reiche zu sichern. Im J. 862 sah er sich endlich an dem ersehnten Ziele: durch eine Synode zu Aachen wurde die Ehe des Königs für ungiltig erklärt, Waldrada demselben alsbald angetraut und zur Königin gekrönt, H. erscheint urkundlich als Königssohn und Thronfolger. Das Werk aber, welches durch die Liebedienerei der lothringischen Bischöfe zu Stande gekommen, ward in Kurzem durch das schneidige Eingreifen des Papstes Nikolaus wieder zertrümmert und Lothars fernere Regierung bis zu seinem frühen Tode im J. 869 verzehrte sich in vergeblichen Bemühungen, sich der vom Papste ihm aufgedrungenen Thietberga zu entledigen und die gebannte Waldrada wieder auf den Thron zu setzen. Wenn auch im J. 867 H. unter der Oberhoheit Ludwigs des Deutschen mit dem Elsaß belehnt wurde, so endete sein Vater doch sein Leben, bevor er ihm eine gesicherte Herrschaft hinterlassen konnte. Erst im J. 878 begegnet uns sein Name wieder auf der Synode zu Troyes, welche H. und einen gewissen Emeno von der Kirchengemeinschaft ausschloß, weil jener mit einer Bande von zuchtlosem Kriegsvolke im nördlichen Lothringen, wahrscheinlich im Sprengel von Lüttich, Räubereien und Gewaltthaten aller Art verübt hatte. Das Einschreiten der Synode scheint von sehr geringer Wirkung gewesen zu sein, denn er sammelte eine noch größere Schaar von verwegenen Abenteurern, mit denen er zwar auch gelegentlich in Brabant einen mißlungenen Angriff auf die eingedrungenen Normannen unternahm, hauptsächlich aber darnach trachtete, das Reich seines Vaters mit Waffengewalt wieder zu gewinnen, welches damals unter die Herrschaft der Ost- und Westfranken getheilt war. Gegen ihn zog daher im J. 880 Ludwig der jüngere zu Felde, als er es auf die Eroberung von ganz Lothringen abgesehen hatte. Er brach eine von Hugo's Leuten besetzte Burg in der Nähe von Verdun, trotzdem ergriffen für diesen sogar einige von den lothringischen Großen Partei, wie namentlich Graf Thietbald, der Sohn des Abtes Hukbert, ein Neffe mithin der unglücklichen Königin Thietberga, den H. jetzt mit seiner Schwester Bertha vermählte. Nachdem sich die ost- und westfränkischen Könige durch Ueberlassung Lothringens an das Ostreich inzwischen vollständig geeinigt hatten, wandten sich jene, von einem deutschen Heere unter dem ostfränkischen Grafen Heinrich und dem Grafen Adalhard vom Moselgau unterstützt, über Attigny gegen das von H. gesammelte Raubgesindel. Während er selbst für diesmal noch dem Verderben entging, wurde der Kern seiner Macht unter dem Grafen Thietbald in einem blutigen Treffen vollständig geschlagen. Thietbald verschwand und wurde todt geglaubt, allein er hatte sich nach der Provence gerettet, von wo sein Sohn Hugo es später (926) sogar zur italienischen Königskrone bringen sollte. Eine neue Wendung trat in dem Geschicke des Abenteurers ein, als Ludwig der jüngere im J. 881 sich entschloß ihn durch Milde zu entwaffnen: nachdem H. ihm freiwillig die Huldigung geleistet hatte, empfing er als sein Vassall mehrere Grafschaften und Abteien, darunter auch Lobbes im Lütticher Sprengel. Bald trotz dieses unverdienten Gnadenbeweises zu seinen früheren Plänen zurückkehrend, wurde er durch ein von Ludwig abgeschicktes Heer nach Burgund verscheucht. Der frühzeitige Tod dieses Königs, welcher die Nachfolge in Lothringen in die

schwachen Hände seines Bruders, des Kaisers Karl's III. brachte, führte abermals zu einer Begnadigung Hugo's, dem sogar die reichen Einkünfte des augenblicklich erledigten Bisthums Metz überwiesen wurden. Hierdurch zu neuen Wagnissen nur aufgemuntert, setzte der verwilderte Königssohn sein wüstes und gewaltthätiges Treiben fort, vor dem seine eigenen Anhänger sich nicht sicher fühlten. So ließ er einen ihm seit seiner Jugend sehr ergebenen Grafen Wikbert tödten, einen anderen edlen Mann, Bernar, meuchlings ermorden, um dessen schönes Weib Friderada zur Ehe zu nehmen. Mit dem getauften Normannenkönige Gotfrid, der als fränkischer Vassall einige Grafschaften erhalten hatte, trat er in enge Verbindung, indem er ihm im J. 883 seine Schwester Gisela zur Frau gab. Hochverrätherische Pläne gefährlichster Art von H. angezettelt, der seinem Verbündeten die Hälfte Lothringens verhieß, knüpften sich an diese Verschwörung. Sie sollten im J. 885 zum Ausbruche führen, in welchem Gotfrid durch die unverschämte Forderung neuer Abtretungen einen Vorwand zur Empörung suchte, gleichzeitig aber Zuzug seiner heidnischen Landsleute an die Rheinmündungen sich eingeladen hatte. Durch die List des ostfränkischen Grafen Heinrich, der Karls rechte Hand war, gelang es im Mai den König Gotfrid auf einer scheinbar friedlichen Zusammenkunft durch List aus dem Wege zu räumen, die dänischen Hilfsvölker wurden an der sächsischen Küste geschlagen. Kurz darauf, bevor der Untergang Gotfrids bekannt geworden, im Juni 885, wurde H. nach dem Rathe des Grafen Heinrich unter trügerischen Vorspiegelungen nach der Pfalz Gondreville in Lothringen gelockt. Hier bemächtigte man sich sogleich seiner Person und da er den mit Gotfried angesponnenen Hochverrath durchaus nicht leugnen konnte, wurde er, ähnlich wie einst der unglückliche König Bernhard von Italien, zu der grausamen Strafe der Blendung verurtheilt, welche Heinrich an ihm vollziehen ließ. Das Kloster gewährte dem Unglücklichen eine Zufluchtsstätte, seine Sünden zu beweinen, zuerst Fulda und St. Gallen, endlich Prüm in der rauhen Eifel, die Familienstiftung der Karolinger. Hier, wo sein Großvater, der Kaiser Lothar, auf alle irdische Herrlichkeit verzichtend, die letzte Ruhe gefunden hatte, wurde H. von dem Abte Regino zum Mönche geschoren und endete als solcher unbeachtet sein Leben um das J. 900. Das düstere Verhängniß, das ihn nach unseligen Frevelthaten zu einem frühen und traurigen Ende hinabzog, erschien den Zeitgenossen als eine Nachwirkung jenes schweren Fluches, mit dem einst Papst Nikolaus das sündige Bündniß Lothars und Waldrada's und das ganze Land dieses Königs belegt hatte. Ungemessener Ehrgeiz durch einen zweifelhaften Anspruch genährt, bereiteten dem Königssohne das Verderben.

Vgl. Dümmler, Geschichte des Ostfränkischen Reiches, I. u. II., Berlin 1862—65. Dümmler.

Hugo II., Pfalzgraf von Tübingen, † 1182. Im Westen der Stadt Tübingen in Württemberg erhebt sich auf einem schmalen Bergrücken, welcher die Thäler des Neckars und der unterhalb Tübingen in diesen mündenden Ammer scheidet und sich nur etwa 86 Meter über den beiden Thälern erhebt, aber steil gegen dieselben abfällt, das heutige Schloß Hohen-Tübingen. Im J. 1078 tritt dasselbe unter dem Namen „Twingia“ (später „Tuingen“ — indeß meist „Tuwingen“), erstmals als „castrum Alemannorum“ in der beglaubigten Geschichte auf. Darin saß damals ein Graf Hugo, welcher in den Kämpfen zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem vom Papst Gregor VII. aufgestellten Gegenkönig Rudolf, Herzog von Schwaben, auf des letztern Seite stand und unter den Grafen des Landes eine hervorragende Stellung einnahm. Dieser Graf H. von 1078 ist der Urgroßvater des Pfalzgrafen von Schwaben aus dem Hause Tübingen, H. II. Dem Grafenhause Tübingen war das Pfalzgrafenamt über Schwaben erst in der Mitte der vierziger Jahre des zwölften Jahrhunderts von

Konrad III., dem ersten Staufer auf dem deutschen Throne, übertragen worden. Zuvor war solches in den Händen einer Linie der Grafen von Dillingen. Im J. 1143 wird Pfalzgraf Adelbert von dieser Dynastie zum letzten Male aufgeführt, 1146 tritt dagegen Graf H. von Tübingen zuerst mit dem Titel Pfalzgraf urkundlich auf. Hoher, seltener Ahnenruhm und höchst ansehnlicher Besitz an Land und Leuten zeichnete Hugo's Haus vor allen schwäbischen Grafenhäusern aus. Kann es, dessen ältester Ahnherr in der Person eines Grafen Anshelm (Anselm) des Nagoldgau's schon um die Mitte des zehnten Jahrhunderts in der beglaubigten Geschichte genannt wird, doch mit Grund bis in das achte Jahrhundert, auf jenen ausgebreiteten, hochangesehenen Grafenstamm zurückgeführt werden, welchem Graf Gerold, zu dessen Grafschaft u. A. eben auch der Nagoldgau gehörte, jener berühmte Waffengefährte und Schwager des großen Frankenkaisers Karl, entsprossen ist. Und die Grafschaft über den Nagoldgau mit den dazu gehörigen Untersprengeln, darunter der Ammergau, welcher unseres Tübinger Pfalzgrafen Ahnenhaus vorstand, begriff in einem zusammenhängenden Territorium zumeist die heutigen königlich-württembergischen Oberämter Tübingen, Böblingen, Herrenberg, Horb, Nagold und Freudenstadt. Insbesondere gehörte zum Amtsbezirk der Grafen (Pfalzgrafen) von Tübingen der sehr ausgedehnte Reichsforst Schönbuch. Die deutschen Kaiser und Herzoge von Schwaben aus dem staufischen Hause betrachteten aber den herrlichen Buchen- und Eichenwald, das „jagdlustige Waldgebirge", welches sich von jeher und noch bis in unser Jahrhundert herab durch einen seltenen Reichthum an Roth- und Schwarzwild ausgezeichnet, als zu ihrem Kammergut gehörig. Außerdem besaß das Ahnenhaus unseres Pfalzgrafen schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts eine nicht viel minder ausgedehnte Grafschaft, welche damals indeß bereits meist Allodium war. Diese, welche sehr wahrscheinlich ererbt bez. erheirathet worden, begriff den größten Theil des heutigen königl. württembergischen Oberamts Blaubeuren und manches von den angrenzenden Oberämtern Münsingen und Ehingen. So mag denn der Vater unseres H. seine Erhebung zum Pfalzgrafen von Schwaben nächst der persönlichen Gunst, in der er bei König Konrad III. gestanden, dessen Hof- und Reichstage er mit seinem Sohne häufig besucht, dem hohen Ahnenruhm und der Macht seines Hauses, vornehmlich aber seiner Stellung als Hüter und Verwalter des großen königlichen Bannforstes Schönbuch zu verdanken gehabt haben. Den Pfalzgrafen kam in den betreffenden Herzogthümern die Aufsicht über das darin gelegene Königs- und Reichsgut und dessen Verwaltung, die Gerichtsbarkeit an des Königs oder Herzogs Statt, auch die Befugniß zu, dem letzteren gegenüber die königlichen Rechte zu wahren; endlich stand bei ihnen der Kriegsbefehl über die in ihren Amtsbezirken seßhaften königlichen Vasallen und Dienstmannen. Würde und Amt der nach Tübingen benannten Pfalzgrafen von Schwaben verlor aber dadurch sehr an Einfluß und Bedeutung, daß zu der Zeit, da ihnen solches übertragen worden und noch hundert Jahre darnach die deutsche Königskrone und der Herzogshut von Schwaben bei dem heimischen Geschlechte der Staufer war und diese selbst allermeist da eingriffen, wo es sonst den Pfalzgrafen zukam. Indeß sind uns doch einige Fälle davon überliefert, in denen unsere Tübinger als Pfalzgrafen von Schwaben aufgetreten und thätig gewesen sind. So gleich von dem ersten derselben, dem Vater unseres H.

Denn wenn man denselben um die Mitte des 12. Jahrhunderts auf der ehemaligen Gerichtsstätte Hohenmauern bei der alten schwäbischen Pfalz (nachmaligen Reichsstadt) Rotweil, umgeben von Grafen, Freien und Rittern „aus fast ganz Schwaben", eine Schenkung Adelberts von Zollern-Haigerloch an das Kloster Reichenbach im Murgthale nach Herkommen und Recht bestätigen sieht, so tritt er hier offenbar als Vorsitzender eines Provinzialgerichts auf. Ganz

entschieden aber gehörte es zur Amtsbefugniß des Pfalzgrafen, wenn unseres H. Sohn Rudolf im J. 1190 zu Hall (in Schwaben) „an des Königs Statt" zu Gericht saß und eine Streitsache entschied, welche ein Bischof vor ihn brachte.

So war denn, wenigstens in den älteren Zeiten, die Pfalzgrafenwürde der Tübinger noch nicht eine bloße Titulatur. Auch nehmen unser Pfalzgraf H., sein Sohn und Enkel in Zeugenverzeichnissen von Urkunden gegenüber von Markgrafen meist eine hervorragende Stellung ein, und der deutsche Staatskalender aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts führt den „Palatinus de Tuwingein" unmittelbar nach dem rheinischen und vor allen Mark-, Landgrafen ꝛc. auf.

Pfalzgraf Hugo II., welcher in die Zeit von 1162—1182 fällt, ist entschieden die hervorragendste Persönlichkeit seines Geschlechtes gewesen. Derselbe ist wol anfangs der zwanziger Jahre des 12. Jahrhunderts geboren, denn man trifft ihn seit 1139 neben seinem gleichnamigen Vater wiederholt auf Hof- und Reichstagen des Königs Konrad III., so zu Weißenburg, Straßburg und Markgröningen in Schwaben. Im J. 1152, da König Konrad III. das Zeitliche segnete und sein Neffe Friedrich ihm auf dem deutschen Throne folgte, starb auch unseres Pfalzgrafen Vater H. und dessen ältester Sohn Friedrich folgte ihm in dem Pfalzgrafenamte. Neben diesem, seinem Bruder, wird unser H. wiederholt theils ohne Titel, theils als Graf im Gefolge Kaiser Friedrichs genannt, machte insbesondere auch den ersten Römerzug mit, welchen derselbe im J. 1154 antrat. Da war denn H. mit A. Zeuge, als die stolzen Großen und reichen Städte der Lombardei auf der Roncalischen Ebene vor Friedrichs Richterstuhl erschienen und ihre Klagen über einander vortrugen, auch als Papst Hadrian IV. am 18. Juni 1155 denselben zu Rom feierlich zum Kaiser krönte. Um die Mitte der fünfziger Jahre des 12. Jahrhunderts vermählte sich H. mit Elisabeth, der Erbtochter des mächtigen Grafen Rudolf von Bregenz und Chur-Rhätien, dessen Stammreihe auf die alten Argen- und Linzgau-Grafen und somit gleichfalls das Geschlecht des Grafen Gerold und dessen Schwester Hildegard, Kaiser Karls des Großen Gemahlin, zurückgeht. Durch diese seine eheliche Verbindung kam H. in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu Kaiser Friedrich und den Welfen, denn Wulfhild, die Mutter seiner Gemahlin, war die leibliche Schwester Heinrichs des Stolzen, Herzogs von Baiern und Sachsen, Welfs VI., Herzogs von Spoleto, der Gemahlin des Herzogs Berthold III. von Zähringen, endlich der Judith, Kaiser Friedrichs Mutter; somit war Elisabeth Geschwisterkind des letzteren, Heinrichs des Löwen sowie Welfs VII., des letzten von der schwäbischen Linie des welfischen Hauses. Aus dieser Heirath erwuchs H. nicht nur große Ehre sondern auch ein höchst ansehnlicher Zuwachs von Besitz und Macht. Er erwarb durch dieselbe den größten Theil der Hinterlassenschaft seines Schwiegervaters, nämlich die Grafschaften Bregenz und Chur-Rhätien, denn sein gleichnamiger zweiter Sohn ist nachweislich der Stammvater des nachmals so sehr verzweigten Grafenstammes Montfort-Feldkirch-Sargans-Werdenberg, der Grafen von der rothen Fahne (in silbernem Felde) und der mit der schwarzen und weißen Fahne — Tübingen führte eine rothe Fahne in goldenem Felde. Ferner brachte ihm seine Gemahlin die ansehnliche Herrschaft Kelmünz an der Iller, ferner namhafte Besitzungen in den Oberämtern Ehingen an der Donau und Riedlingen zu. Das ansehnliche Erbe der Grafen von Buchhorn, auf welches die Bregenzer, ihre Stammesvetter, den nächsten Anspruch gehabt, hatte schon am Ende des 11. Jahrhunderts dagegen das welfische Haus an sich gebracht, worüber es aber zwischen diesem und dem Großvater von Hugo's Gemahlin zu einer heftigen Fehde gekommen. So mag auch das Schloß Neuenburg zwischen Bregenz und Feldkirch an die Welfen gekommen sein (s. u.). Dafür übertrug Welf VI., Herzog von Spoleto, dem Gemahl seiner Nichte Elisabeth, ein sehr

ansehnliches Lehen. Dieses bestand für's Erste aus einer namhaften Anzahl Dörfer, unter Anderem Echterdingen und Möhringen, welche auf den sogenannten „Fildern" liegen. Diese bilden eine kleine fruchtbare Hochebene, welche an den Nordostabfall des Schönbuchs, somit an Hugo's Grafschaft grenzte. Insbesondere aber gehörte zu diesem welfischen Lehen ein großer Theil der Grafschaft über den Glemsgau, deren Hauptort Burg und Städtchen Asperg (bei Ludwigsburg) war. All' dies hatte Welf VI. durch seine Heirath mit der reichen Calwer Gräfin Uta an sich gebracht. Dieses welfische Lehen ward aber für unseren Pfalzgrafen sehr verhängnißvoll. Es gab nämlich den nächsten Anlaß zu einer heftigen und langwierigen Fehde zwischen ihm und den schwäbischen Welfen. Und es ist dies in Hugo's Leben das wichtigste Ereigniß, durch welches er auch in weiteren Kreisen des Reichs bekannt wurde, das aber für ihn tragisch endete, daher wir füglich etwas näher darauf eingehen.

Bald nachdem H. die pfalzgräfliche Würde erlangt hatte, geschah es, daß er drei Ritter, welche in dem Dorfe Möhringen auf den Fildern saßen und von denen zwei in seinen Diensten standen, der dritte Herzog Welfs VI. Mann war, wegen Straßenraubs aufgreifen, den Welfischen hängen, seine Mannen aber ungestraft laufen ließ und auf hierüber erhobene Beschwerde des alten Welf diesem, seinem Lehensherrn, eine verletzende Antwort gab. Derselbe, welchen gerade um diese Zeit dringende Angelegenheiten nach Italien, in sein Herzogthum Spoleto, riefen, verfolgte aber die Sache vor der Hand nicht weiter, sondern überließ es seinem Sohne (Welf VII.), von dem Pfalzgrafen Genugthuung zu fordern. Demselben hatte nämlich sein Vater, ehe er nach Italien abgegangen, alle die Besitzungen übergeben, welche von seiner Mutter, der Gräfin v. Calw, herrührten. Dem jungen Welf gegenüber zeigte sich aber H. noch weniger willfährig. Er soll hiebei besonders den Eingebungen des Herzogs Friedrich IV. von Schwaben gefolgt sein, welcher den Welfenhaß von seinem Vater König Konrad III. geerbt hatte, während Kaiser Friedrich I., sein Vetter, die Welfen begünstigte. Geht man aber näher darauf ein, so ist von vorneherein nicht wol anzunehmen, daß das angebliche parteiische Verfahren des Pfalzgrafen bei Bestrafung der Raubritter, welchem ein welfischer Dienstmann zum Opfer gefallen, es allein oder doch vornehmlich gewesen, worüber die heftige, langwierige Fehde ausgebrochen, wie denn die Annalen des schwäbischen Klosters Zwiefalten ausdrücklich berichten, die schreckliche Kriegsflamme sei aus einem kleinen Funken entbrannt. Ohne Zweifel war es die an unseren Pfalzgrafen gefallene Bregenzer Erbschaft, welche zu einer Feindschaft zwischen ihm und den schwäbischen Welfen geführt hat, die also schon vor dem Zwischenfall mit den Möhringer Rittern bestanden, worauf denn eben die Parteilichkeit Hugo's bei der Bestrafung der Raubritter auch hinweist. In der That konnte man sich auf beiden Seiten in seinen Interessen benachtheiligt sehen: der Pfalzgraf, weil die Welfen die Hinterlassenschaft der Grafen von Buchhorn an sich gebracht hatten und er die ihm übertragenen welfischen Lehen nicht für einen genügenden Ersatz für dieselbe, welche sein Eigen geworden wäre, betrachtet haben mag; die Welfen, weil ihnen durch Hugo's Vermählung mit der Bregenzer Erbtochter eine äußerst günstige Gelegenheit benommen wurde, ihre bis an den Bodensee reichenden Herrschaften, insbesondere die Buchhorner zu erweitern und abzurunden. So wurde der unter der Asche glimmende Funke der Zwietracht und Feindschaft durch den Vorfall mit den Möhringer Rittern nur zur hellen Kriegsflamme angefacht, und beide Theile rüsteten. Hiebei führten der ausgebreitete Verwandtschaftskreis der Welfen, die Anfeindung des Pfalzgrafen von mehreren Seiten ob der ansehnlichen Erbschaft, welche er durch seine Heirath gemacht, endlich mancherlei Zerwürfnisse desselben mit mehreren schwäbischen Grafen den Welfen eine sehr starke Bundesgenossenschaft zu. Es sagten

dem jungen Welf, welchem die Ausfechtung des Streites von seinem Vater übertragen worden, ihre Hilfe zu: die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms, der Herzog Bertold IV. von Zähringen, die Markgrafen von Vohburg (in Baiern) und Baden, die schwäbischen Grafen von Pfullendorf, Habsburg, Calw, Veringen, Berg, Kirchberg, Heiligenberg, Ronsberg (im jetzigen baierischen Landgericht Ober-Günzburg) u. a. m. Von denselben gehörten der Zähringer, Vohburger, Pfullendorfer, der Habsburger und Calwer zum welfischen Verwandtschaftshimmel. Der alte Welf hatte durch seine Heirath in das Haus der Grafen von Calw, allerdings nicht ohne heftigen Widerspruch von Seiten der letzteren, die Besitzungen, welche er dem Pfalzgrafen zu Lehen gegeben, an sich gebracht, später aber war eine Aussöhnung zwischen ihm und den Calwern zu Stande gekommen und diese mochten nun gehofft haben, sie werden durch ihre Parteinahme für die Welfen die genannten alten Besitzungen ihres Hauses wieder erhalten. Die Grafen von Kirchberg waren mit dem Vater der Elisabeth, die von Berg mit dem Hause Tübingen in heftigen Besitzstreitigkeiten gelegen. Von Helfern des Pfalzgrafen sind mit Sicherheit nur zu nennen der obgenannte Herzog Friedrich IV. von Schwaben, das mächtige und schon damals sehr ausgebreitete Geschlecht der benachbarten und mit dem pfalzgräflichen Hause verwandten Grafen von Zollern-Hohenberg-Haigerloch-Rotenburg, mit weniger Zuverlässigkeit auch die Grafen von Wirtemberg. Der junge Welf brachte mit seinen Bundesgenossen ein Heer zusammen, welches allein 2200 Ritter zählte und zu dem erfahrungsgemäß dreimal so viel Leichtbewaffnete kamen. In Betreff der Streitmacht, über welche der Pfalzgraf zu gebieten hatte, und derjenigen, welche ihm von seinen Bundesgenossen gestellt worden, hat man keine ziffermäßigen Angaben. Aber wenn die urkundliche Geschichte seines Sohnes Rudolf einmal von mehr als hundert Dienstmannen spricht, welche bei einer besonderen Veranlassung im Hofe der Burg Tübingen versammelt waren; wenn Rudolf bei Lebzeiten seines Vaters auf des Rothbarts Hoftag zu Ulm (1180) mit einem Gefolge von 130 „Satelliten" auftrat und nach einem Bericht aus der Mitte des 13. Jahrhunderts das pfalzgräflich-tübingische Haus noch um diese Zeit durch die Zahl seiner Vasallen und Dienstmannen mächtiger war als jedes andere schwäbische Grafengeschlecht, so darf man nach allem, was man sonst von der Macht des Hauses zu jener Zeit weiß, annehmen, daß Pfalzgraf H. selbst wenigstens einige hundert Schwerbewaffnete hat aufstellen können, wozu dann noch gewiß auch ansehnliche Schaaren kamen, welche ihm von Seiten des Herzogs Friedrich von Schwaben und der Grafen von Zollern zuzogen. Doch betrug alles in allem sicherlich etwa nur die Hälfte von dem welfischen Heere. Darum beschränkte sich H., welcher ohne Zweifel ein tüchtiger Kriegsmann war, darauf, eine möglichst starke Besatzung in seine Hauptburg Hohen-Tübingen zu legen und in jeder Beziehung wohl gerüstet dort den Angriff des Feindes zu erwarten. Dabei hat man aber Grund anzunehmen, daß die Zollerischen Hilfsschaaren sich nicht in das Schloß Hohen-Tübingen geworfen, sondern erst später in den Kampf eingegriffen haben. Welfs VII. Heer sammelte sich in der Gegend von Reutlingen, am Fuße der Burg Achalm, welche damals im Besitz seines Hauses war und auf der er sein Hauptquartier nahm. Von dort rückte er gegen das nur dritthalb Stunden entfernte Tübingen an und bezog auf der niedrigen Hügelreihe, welche das dort eine schwache halbe Stunde breite Neckarthal auf der rechten Seite einschließt, im Angesicht der südlichen Front von Hohen-Tübingen ein Lager.

Das vor diesem liegende Thal war damals von den Rinnsalen mehrerer kleinen Zuflüsse des Neckars zerrissen und von Altwassern des letzteren bedeckt, welcher hart am Fuße des steilansteigenden Burgberges floß. Vom Rücken des welfischen Lagers führte das enge Thal des Flüßchens Steinlach hinauf zu der

vor der Schwabenalb liegenden Ebene, auf die der Zollerberg herniederschaut, auf welchem schon damals und seit einem Jahrhundert die Stammburg des darnach benannten Grafenhauses stand, von der man mit bloßem Auge Hohen-Tübingen sehen konnte. Südwestwärts, dritthalb Stunden von Tübingen, stand auf einer isolirten Kuppe der bereits erwähnten Hügelreihe, welche das Neckarthal rechts einschließt, zu jener Zeit ein zweites Schloß des Hauses Zollern, die Rotenburg, von welcher man das Neckarthal bis Hohen-Tübingen herab überschauen konnte. Aus diesem führten in alten Zeiten zwei römische Heerstraßen in die Gegend von Reutlingen. Die eine, aus der Gegend der heutigen Stadt Rotenburg kommend, lief das Neckarthal herab an dem Fuße der waldigen Höhen hin, auf denen das welfische Lager stand, überschritt dieselben eine halbe Stunde unterhalb Tübingen auf einem durch eine kleine Burg vertheidigten Engpaß — daher heute noch Burgholz genannt, und zog sich Reutlingen zu. Von dieser alten Straße zweigte im Angesicht der Burg Hohen-Tübingen eine andere ab, welche eine kurze Strecke durch das defiléartige enge Steinlachthal lief, bald aber sich links und gleichfalls zu der Ebene bei Reutlingen hinaufwand. Auf beiden Straßen war das welfische Heer auch angerückt und nur auf denselben konnte es einen etwaigen Rückzug bewerkstelligen.

Es war dies am 5. September des J. 1164, einem Sonnabend Nachmittag. Den Tag des Herrn sollte es in Ruhe zubringen und erst am Montag den Angriff beginnen. So war im Rathe der Führer beschlossen worden. Aber Sonntags um Mittag kam es zwischen den in den terrassenförmig angelegten Vorwerken von Hohen-Tübingen stehenden Wartleuten (Vorposten) und den Welfischen, welche auf dem rechten Ufer des Neckars standen, zu einem Gefecht. Erst wurden mit Bogen und Armbrust Schüsse gewechselt, darauf überschritten letztere den nicht tiefen Neckar und drangen bis zu den äußersten Werken vor. Bald kamen noch mehr Welfische herbei, andererseits brachen auch weitere aus der Burg heraus, zu welcher von der Neckarseite her nur ein sehr schmaler, leicht zu vertheidigender Zugang führte. Als die Kunde von dem also vorzeitig begonnenen Kampfe in das nahe welfische Lager gedrungen war, konnten es die Führer nicht verhindern, daß einzelne kleine Haufen den ihrigen zu Hilfe eilten; ja bald mußte man sich, wenn nicht das ganze Heer aus Rand und Band gehen sollte, entschließen die Hauptmacht folgen zu lassen. Voran Graf Heinrich von Veringen mit dem welfischen Hauptbanner, rückte sie unter dem Schall der „Trumben und Pusunen" in Schlachtordnung gegen die Burg an und stellte sich Angesichts derselben im Neckarthale auf. Aber es fiel dem größten Theile des stolzen Ritterheeres nur die Rolle des unthätigen Zuschauers zu, denn bei dem höchst schwierigen Zugang konnten nur kleine Haufen allmählich zum Kampfe kommen. Schon hatten die zu den Vorwerken gedrungenen Welfischen zwei Stunden lang ohne Erfolg gekämpft, die Feinde ihre Stellung behauptet und blos einer von den letzteren, die ganz in Stahl und Eisen gehüllt waren, war gefallen. Da geschah es, daß die im Angesicht von Hohen-Tübingen stehende welfische Hauptmacht, während die an den Fuß der Burg vorgedrungenen ihrigen sich mit den herausgebrochenen Pfalzgräflichen schlugen, von panischem Schrecken ergriffen sich plötzlich zur Flucht wandte und in wirre Haufen auflöste, welche „wie von Wölfen verfolgte Schafheerden das Neckarthal hinabjagten", um womöglich über das Burgholz die Rückzugslinie auf Reutlingen zu gewinnen. Aber sie wurden zu einem großen Theile — 900 an der Zahl — gefangen, und der junge Herzog Welf selbst entkam mit wenigen kaum auf die Burg Achalm. So berichten, ohne nähere Aufklärung zu geben, auch die welfisch-gesinnten Quellen über den Verlauf der „Tübinger Schlacht". Sicherlich aber ergriff das welfische Heer solch' jähe Flucht, weil es sich plötzlich von starker Macht im Rücken angegriffen und

seine beiden Rückzugslinien ernstlich bedroht sah. Und man wird nicht irre gehen, anzunehmen, die Zollerischen Hilfsschaaren seien laut zuvor getroffener Abmachung auf ein verabredetes von Hohen-Tübingen gegebenes Signal eben um die Zeit, da die welfische Hauptmacht vor der Burg stand, aus dem Steinlach-thal herausgebrochen, und es hätten zugleich andere feindliche Haufen, welche im nahen Schönbuchwalde in Hinterhalt gestellt waren, eine halbe Stunde unterhalb Tübingen bei dem Dorfe Lustnau den Neckar überschritten und sich dem von den Zollerischen und aus Hohen-Tübingen herausgebrochenen Pfalzgräflichen verfolgten welfischen Heere, welches sich über den oben erwähnten Engpaß retten wollte, entgegengeworfen. So kam es am Fuße der waldigen Höhe, über welche die alte Straße Reutlingen zu führte, in den umliegenden Fluren, von denen noch eine „im Eisenhut“ heißt, und noch im Engpaß über das „Burgholz“, wo ein Schlag heute noch der „Streithau“ genannt wird, zum letzten, verzweifelten Kampfe, welcher einer so namhaften Anzahl welfischer Ritter die Freiheit und gewiß auch vielen das Leben kostete. Und noch nach 50 Jahren war die schmähliche welfische Niederlage von Tübingen nicht vergessen, denn der mittelalterliche fränkische Dichter Wolfram v. Eschenbach bespöttelt eine verunglückte kriegerische Unternehmung, indem er sie mit des jungen Herzogs Welf Angriff auf Tübingen vergleicht.

Auf die Nachricht von dem so unglücklich geendeten Kriegszug seines Sohnes kehrte der alte Welf nach Deutschland zurück, und es kam, ohne Zweifel durch Dazwischenkunft des Kaisers etwa auf dem Reichstage zu Ulm oder dem zu Bamberg (November 1164), ein Vergleich zu Stande, in Folge dessen Pfalzgraf H. und seine Verbündeten die von ihnen gemachten Gefangenen herausgaben und die Feindseligkeiten ruhten. Welf VI. benützte aber die Waffenruhe nur zu neuen Rüstungen und nahm, unterstützt von dem Herzog von Zähringen, am Ende des nächsten Jahres die Fehde gegen den Pfalzgrafen wieder auf. Auch dieses Mal blieb letzterer in seiner festen Burg sitzen, aber der alte kriegserfahrene Welf ließ sich nicht in das Netz des Tübinger und Zollern'schen Gebiets verlocken, sondern durchzog Hugo's Territorium in seiner ganzen Ausdehnung von den Illergegenden bis in den Schwarzwald und fügte seinem Gegner durch schreckliche Verwüstung seiner Besitzungen, Eroberung und Zerstörung einer Anzahl Burgen großen Schaden zu. Da ging unser Pfalzgraf den Herzog Friedrich von Schwaben um Hilfe an. Der folgte auch dem Rufe und fiel im Anfang des J. 1166 mit angeworbenen böhmischen Kriegsvölkern in die oberschwäbischen Besitzungen des Welf ein, welche schrecklich verheert wurden und wobei der alte Welf selbst so in's Gedränge kam, daß er sich mit knapper Noth auf sein Schloß Ravensburg hatte retten können.

Auf die Kunde von der wieder ausgebrochenen welfisch-tübingischen Fehde eilte Friedrich I. von Aachen, wo er sich damals befand, nach Schwaben und berief auf Anfang des J. 1166 die deutschen Großen zu einer Reichsversammlung nach Ulm, auf welcher vornehmlich der wieder entbrannte Krieg zwischen Pfalzgraf H. und den schwäbischen Welfen beigelegt werden sollte. Dabei erschienen in erster Linie diese, Vater und Sohn, mit ihnen unter Anderen des alten Welf mächtiger Neffe, Heinrich der Löwe, und Herzog Bertold von Zähringen, ihr Bundesgenosse gegen den Pfalzgrafen, aber auch Herzog Friedrich von Schwaben, des letzteren Helfer, endlich H. selbst; dieser wie der alte Welf und sein Sohn wol auf besondere Vorladung. Letztere klagten den Pfalzgrafen an, er habe bei Ausübung seines Richteramts in der Grafschaft, welche er von ihnen zu Lehen getragen, sich der Parteilichkeit und Feindseligkeit wie auch der Unbotmäßigkeit gegen sie, seine Lehnsherren, schuldig gemacht und sie am Ende so genöthigt, sich mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu verschaffen. Wiewol nun die

Welfen sich in hohem Grade der Selbsthilfe, ja des Friedbruchs schuldig gemacht hatten, so gingen dieselben nicht nur straflos aus, sondern der Kaiser, welcher solches Verfahren sonst strenge bestraft hatte, sich aber den Welfen, deren Hilfe er gerade damals sehr bedurfte, günstig zeigen wollte, erkannte deren Klage zu Recht und befahl unter Androhung der Reichsacht dem Pfalzgrafen, er habe sich den Welfen, insbesondere dem Jüngeren, als seinem eigentlichen Lehnsherrn, auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die unbeugsame Strenge des Kaisers wohl kennend, fügte sich H. dem für ihn doppelt harten Spruch. Zu drei Malen warf er Angesichts von Kaiser und Reich sich vor dem jungen Welf auf die Knie, ihn um Verzeihung anflehend. Dieser ließ ihn aber als Gefangenen abführen und auf die Feste Neuenburg zwischen Bregenz und Feldkirch in Haft setzen. Nachdem aber der am 12. September 1167 erfolgte allzufrühe Tod seines Sohnes den alten Welf versöhnlich und milde gestimmt hatte, entließ er H., den Gemahl seiner Nichte, nicht nur der Haft sondern wandte ihm wieder seine Gunst zu. Man trifft denselben nun wiederholt in der Umgebung des alten Welf, so nebst seinem ältesten Sohne Rudolf insbesondere unter den Gästen des glänzenden Hoffestes, welches der Herzog an Pfingsten 1175 auf dem bei dergleichen auch sonst als Festplatz genannten Gunzenlee (auf dem Lechfelde bei Augsburg) gegeben. Auch im Gefolge des Kaisers sieht man fürder den von ihm so streng und nicht ohne eine gewisse Parteilichkeit gemaßregelten Pfalzgrafen schon wenige Jahre nach dem schweren Tage zu Ulm und von da an noch mehrere Male, ja im J. 1174 zog H. mit Vasallen und Dienstmannen seiner Pfalzgrafschaft gegen des Reiches Feinde am Rhein.

In engem causalem Zusammenhange mit der für unseren Pfalzgrafen so tragisch geendeten Fehde gegen die Welfen steht die von demselben ausgegangene Stiftung des Prämonstratenser Klosters Marchthal an der Donau. Schon im 8. Jahrhundert bestand an dem Orte ein der Abtei St. Gallen zugehöriges Kloster, welches aber bald zerfiel und an dessen Stelle Herzog Hermann von Schwaben im Anfang des 11. Jahrhunderts ein Collegiat-Stift mit sieben Pfründen gründete. Aber auch dieses kam bald in Zerfall. Die Präbenden fielen, wie Capitular Sailer in seinem „Jubilierenden Marchthal" sagt, „in die Hände der Layen, wie die heiligen Geschirre von Salomos Tempel in die Raubtatzen Assyriens und Babyloniens und Marchthal ward eine scheußliche Wildniß in dem Christenthum." So waren einige Pfründen in die Hände Hugo's, dessen Ahnen schon das erste Kloster gestiftet, gekommen; auch gehörte der Ort Marchthal von alten Zeiten her seinem Hause. Da war es nun eben unser Pfalzgraf, welcher, unterstützt von dem Propst des Klosters Roth (bei Leutkirch), anfangs der siebziger Jahre des 12. Jahrhunderts das herabgekommene Stift in ein Kloster verwandelte, es dem damals in seiner „Lilienblüthe stehenden" Orden der Prämonstratenser übergab und mit liegenden Gütern, Einkünften und Rechten reich bedachte, so unter unter Anderem mit dem ansehnlichen Hofe Ammern ganz nahe bei seiner Pfalz Hohen-Tübingen. Es war solches wol in Folge eines Gelübdes, das er in seiner Ritterhaft gethan, geschehen, und mit diesem frommen Werke wollte er, wie er ausdrücklich zu erkennen gegeben, seinen Dank gegen Gott bezeugen, der ihm den Sieg über seine Feinde verliehen. Auch fürder nahm sich H. des Klosters sehr an, wiewol er sowol für sich als seine Nachkommen ausdrücklich und wiederholt auf die Schirmvogtei desselben verzichtete. Im Uebrigen lernt man bei verschiedenen Vorkommnissen in dem neuen Kloster selbst den dortigen Ordensleuten gegenüber ihn als einen strengen, energischen Herrn kennen. So als der Propst die Leute, welche er an das Kloster gegeben, mit weiteren Auflagen belastete und seinen Bestimmungen rücksichtlich des von ihm an dem Kloster gestifteten Armen- und Krankenhospitals nicht nachkam, weshalb die

Schwestern, denen die Pflege in demselben oblag, sich bei H. beschwerten. Beide Male forderte er unter Androhung seiner schwersten Ungnade den Propst auf, unverweilt und ganz seinem Willen nachzukommen. Andererseits schritt er zum Schutze des Klosters auch gegen seinen eigenen ältesten Sohn Rudolf, der sich bei einem Besuch in demselben Gewaltthätigkeiten erlaubt hatte, nachdrücklichst ein. Sonst ist uns von seinem Walten als Regent seiner höchst ansehnlichen Grafschaft, als Lehensherr u. dgl. wenig überliefert. Die politischen und kriegerischen Ereignisse seiner Zeit mögen ihn häufig von der Heimath ferne gehalten und vielfach beschäftigt haben, wie denn auch die Siegel, welche von ihm auf uns gekommen sind, ihn nur als Kriegsmann, nicht etwa als Richter darstellen. H. starb im J. 1182 — seinen Todestag kennt man nicht — mit Hinterlassung zweier Söhne: Rudolf und Hugo. Ersterer folgte seinem Vater in der angestammten Grafschaft des Hauses, Amt und Würde des Pfalzgrafen, letzterer wurde auf das von seiner Mutter beigebrachte Bregenzer Erbe abgetheilt und ist, wie bereits oben bemerkt, der Stammvater der Grafen von Montfort in allen ihren Linien. Wie unser Pfalzgraf H. (II.) entschieden das hervorragendste Glied seines Hauses war, so bildete auch seine Zeit die Glanzperiode desselben. Hundert Jahre später hatte der Zerfall bereits begonnen. Die Dotirung von drei Klöstern, Blaubeuren (um 1080), Marchthal und Bebenhausen (dieses durch Hugo's II. Erstgeborenen), welche das Haus gestiftet, wiederholte Theilungen — es gab am Ende des 13. Jahrhunderts fünf Linien — Fehdelust und schlechter Haushalt mehrerer Pfalzgrafen hatten das Geschlecht schon am Ende des 14. Jahrhunderts um den Besitz sämmtlicher alten Stammgüter gebracht. Fortan fristeten die Grafen von Tübingen als Besitzer der erheiratheten kleinen Herrschaft Lichteneck im Breisgau, in Diensten des Kaisers Maximilian I. und der Grafen von Wirtemberg auch als Deutschordens-Ritter ihr Dasein. Noch aber führte der hohe Ahnenruhm ihres Geschlechts ihnen Töchter aus hochadeligen Häusern (Zweibrücken-Bitsch, Erbach, Hohenlohe, Leiningen, Westerburg u. A.) als Gemahlinnen zu. Im J. 1622 aber erlosch es in legitimer männlicher Linie mit dem jungen Grafen Georg Friedrich, der in das Heer des Markgrafen Friedrich von Baden eingetreten war, um „sein Glück zu versuchen", aber mit Prinz Magnus von Wirtemberg in der Schlacht bei Wimpfen als würdiger Sprosse eines uralten Heldengeschlechts fiel. In den Nachkommen von des Gefallenen Nichte Elisabetha Bernhardina, dem letzten ächten weiblichen „Zweiglein" des hochedlen, ehedem so mächtigen Geschlechts, der Gemahlin des Grafen Karl von Salm-Neuburg († 1662), lebt dasselbe indeß noch fort.

Das Wirtembergische Urkundenbuch Bd. II stellenweise und des Verf. Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen nebst Urkundenbuch, Tübingen 1853. In Betreff der Zurückführung der Pfalzgrafen von Tübingen auf das Geschlecht der Bertholds-Baargrafen s. dessen Geschichte der ersteren S. 512—20 und den achten Band von L. Uhland's hinterlassenen Schriften S. 564 ff., sowie in dem Briefwechsel zwischen demselben und dem Freiherrn J. v. Laßberg des letzteren Brief an Uhland vom 9. Nov. 1854. — Ueber die Pfalzgrafen von Schwaben aus dem Hause der Grafen von Dillingen s. des Verf. Abhandlung über die Stifter des Klosters Anhausen an der Brenz in Steichele's Gesch. des Bisthums Augsburg, Bd. II S. 143—64. In Betreff des Pfalzgrafenamtes ist zu vergleichen, was Waitz in seiner Deutschen Verfassungsgeschichte Bd. VII darüber sagt. L. Schmid.

Hugo von Flavigny, der Verfasser einer sehr wichtigen Chronik, gehört zu den Männern, welche von dem Investiturstreit am schwersten betroffen sind. Geb. 1064 in oder bei Verdun, wurde er im dortigen Kloster St. Vannes unterrichtet und endlich Mönch daselbst; damals eifriger Gregorianer, folgte er 1085

seinem Abte, als dieser von dem kaiserlich gesinnten Bischof von Verdun bedrängt, sein Kloster verließ, und trat zu dem Abt Jarento von Dijon und Erzbischof Hugo von Lyon, Hauptführern der Gegner, in ein vertrautes Verhältniß. Jarento nahm ihn 1096 mit auf seiner Mission nach der Normandie und England, und bei dieser Gelegenheit wurden ihm zuerst die üppigen Sitten der hohen Prälaten bekannt und die Macht des Geldes selbst bei den höchsten kirchlichen Würdenträgern. In höherem Maaße noch lehrte ihn, als er in demselben Jahre Abt von Flavigny im Sprengel von Autun wurde, die eigene Erfahrung, wie weit sich die Worte der Vorkämpfer kirchlicher Reform von ihren Thaten entfernten, wie selbst die päpstliche Curie und die Legaten käuflich waren. Von seiner Abtei 1099 verdrängt, wandte er sich endlich ganz der kaiserlichen Partei zu, im Jahr 1111 gab ihm der kaiserlich gesinnte Bischof von Verdun, wie es scheint, die Abtei St. Vannes, welche er aber nur drei Jahre behaupten konnte; vielleicht hat er dort noch um 1140 als Mönch gelebt. Mit Ausnahme dieser letzten unsichern Nachrichten beruht unsere Kenntniß von ihm nur auf seiner Chronik, von welcher sich glücklicher Weise das Original erhalten hat, voll von Aenderungen und Zusätzen, welche von seiner unablässigen Sorgfalt zeugen, alle ihm zugänglich gewordenen Nachrichten einzutragen. Er begann mit Christi Geburt, geht aber über die erste Zeit rasch fort und verweilt vorzüglich bei der Geschichte Lothringens, besonders der kirchlichen, immer ausführlicher, je mehr er seiner Zeit sich nähert. Außer vielen uns bekannten Quellen hat er auch andere uns verlorene benutzt, und eine große Anzahl wichtiger Briefe und Actenstücke uns aufbewahrt. Zumal für die Zeit und Wirksamkeit Gregors VII. ist sein Werk von großer Bedeutung und ein lebendiger Spiegel der nächstfolgenden Zeit. Leider reicht die Chronik nur bis 1102. An Composition und eigentlicher Verarbeitung des massenhaften Stoffes fehlt es durchaus, aber die Nachrichten sind zuverlässig und werthvoll.

R. Koepke, Die Quellen der Chronik des Hugo von Flavigny in Pertz's Archiv IX, 240—292. Ausg. von Pertz, Mon. Germ. SS. VIII, 288—502.

Wattenbach.

Hugo von Reutlingen: s. Spechtshart, Hugo.

Hugo von Schlettstadt, ein gelehrter Franciscaner des 15. Jahrhunderts, der nach Trithemius einen im Geiste des heil. Bonaventura gehaltenen Commentar zu den vier Büchern der Sentenzen des Petrus Lombardus, Predigten, Untersuchungen über biblische Fragen (varias in scripturis divinis quaestiones) und noch mehreres andere geschrieben haben soll. Oudin verwechselt ihn in seinem Commentarius de script. eccl. III, 2585 mit dem jüngeren und bekannteren Johannes Hugo (oder Hugonis) von Schlettstadt. Daß jedoch unser Franciscaner nicht etwa eine Erdichtung des Trithemius ist, erweist Sbaralea aus dem im J. 1686 gedruckten Handschriftenverzeichnisse der Paulinischen Bibliothek zu Leipzig, worin S. 179 Nr. 21 und 22 und S. 183 Nr. 24 der erwähnte Commentar zu den Sentenzen in der That vorkommt. Er soll um 1452 gelebt haben.

Vgl. Trithem. script. eccl. n. 702 und Catal. illustr. vir. Germ. n. 175. Wadding, Script. ord. Min. p. 179 (ed. 2. p. 122). Joann. a S. Antonio, bibl. Francisc. II, 87. Sbaralea, suppl. ad Waddingi script. p. 362. Fabricius, bibl. lat. med. et inf. aet. III, 299 (ed. Mansi).

Stanonik.

Hugo von St. Victor, geb. 1097 aus dem Geschlechte der Grafen von Blankenburg und Regenstein im Harzgebirge (nach minder beglaubigten Nachrichten geb. in Ypern in Ostflandern), † in Paris 1141, hatte in dem Kloster Hamersleben bei Halberstadt den ersten Unterricht erhalten, und trat hernach als Novize in dasselbe ein; 1115 wanderte er über Marseille nach Paris, wo

er in dem von Wilhelm von Champeaux (1108) reformirten Augustinerkloster zum heiligen Victor als eifriger und litterarisch fleißiger Conventuale lebte; indem sein zarter schwächlicher Körperbau für die in jenem strengen Kloster übliche Ascese nicht geeignet war, erlag er einem längeren Siechthum bereits im 45. Lebensjahre. Unter seinen zahlreichen Schriften, welche später in mehreren Gesammtausgaben (zum ersten Male in Paris 1526) erschienen, sind die bedeutenderen: „Didascalicon“, „De sacramentis christianae fidei“, „De archa Noae“, „De quinque septenis“. Er vertrat in denselben ungefähr in dem Sinne eines Bernhard von Clairvaux die beschaulich mystische Richtung seines Jahrhunderts und knüpfte in der speculativen Auffassung des Christenthums theils an Augustinus theils an den Pseudo-Dionysius vom Areopag an, während er gegen die gerade in seiner Zeit auftauchenden Controversen der Logik sich spröd verhielt.

A. Liebner, Hugo v. St. Victor und die theologischen Richtungen seiner Zeit (1831, wol kaum nach allen Seiten richtig). Joh. Eduard Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie, 3. Aufl. Bd. I, S. 277 ff., meine Geschichte der Logik, Bd. II, S. 111 ff. Prantl.

Hugo: Gustav H., Geheimer Justizrath und Professor der Rechte zu Göttingen, berühmter Civilist und Stifter der sogenannten historischen Rechtsschule in Deutschland. Geboren am 23. November 1764 als Sohn eines höheren badischen Beamten zu Lörrach im Wiesenthale an der südwestlichsten Spitze des damaligen deutschen Reiches, verlebte er seine Jugend in der auf den siebenjährigen Krieg folgenden langdauernden Friedenszeit: als sie mit dem 1792er Feldzuge gegen Frankreich zu Ende ging, wurde er eben ordentlicher Professor. Indeß nahm er an dem poetisch-philosophischen Aufschwunge des deutschen Geistes, durch welchen diese Zeit bezeichnet ist, nur bedingt Theil. Denn aus einem Elternhause, das durch den Willen eines charaktervollen und durchaus tüchtigen, aber dem Neuen mit energischem Wollen abgewendeten Vaters beherrscht war — H. hat sein Bild in den Erinnerungen aus dem Leben eines praktischen Civilisten (Civilist. Magazin 4, 51 ff.) selbst gezeichnet —, kam er auf das Gymnasium nach Mömpelgart, brachte sein 14. und 15. Jahr dort in völlig französischer Umgebung zu, und lebte sich in dieser Zeit, wo der früh ausgezeichnete Schüler in die Lebensperiode der Leseleidenschaft trat, statt in die deutsche Sturm- und Dranglitteratur jener Jahre, vielmehr in die französische Litteratur ein. Das damals aufgenommene französische Element hat er niemals wieder verloren; und wenn er einmal sagt, daß mittels französischer Vorurtheile er gegen die deutschen geschützt gewesen sei, so spricht er damit selbst aus, wie er gegenüber dem geistigen Leben in Deutschland sich nachher in gewissem Sinne als Fremder fühlte. — Von Mömpelgart kam er, nach einem Zwischenaufenthalte in Lörrach, schon damals dem Rechtsstudium bestimmt, dem weit hinauf auch seine Vorfahren sich gewidmet hatten, auf das Gymnasium Illustre zu Carlsruhe, und besuchte nachher vom Herbste 1782 bis dahin 1785 die Göttinger Universität.

In der Einleitung seiner Beiträge zur civilistischen Bücherkenntniß (Berlin 1828) hat er den Zustand der damaligen deutschen civilistischen Rechtswissenschaft sowohl überhaupt, wie insonderheit zu Göttingen, dargestellt. Man hatte, sagt Savigny, die römischen, die canonistischen und die deutschen Elemente des geltenden Rechtes, „ohne kritische Prüfung und Sonderung zu einem nur scheinbaren Ganzen für praktische Zwecke verarbeitet. Indem so das Ungleichartige und Unvereinbare zusammengefügt wurde, war es schwer zu sagen, ob der historischen Wahrheit, oder den Zwecken des praktischen Lebens mehr Eintrag geschah. Dies Alles aber war nicht etwa hervorgegangen aus einer irrigen Meinung, daß es so richtig sei, sondern man hatte es aus Gedankenlosigkeit allmählich so werden lassen. Einer überlieferte dem Andern die todte Masse, in

jeder Hand wurden unvermerkt neue Irrthümer hinzugefügt, und selbst die Besseren vermochten nicht, sich dem traditionellen Ansehen der falschen Methode zu entziehen." — Es war natürlich, daß eine derartige Jurisprudenz H. wenig anzog: er lernte gewissenhaft was ihm gelehrt ward, aber Interesse für römisches Recht gewann er nicht. Unter den Göttinger Juristen hat nur Pütter auf ihn gewirkt, bei dem er Reichsgeschichte, Staatsrecht und die Practica hörte (Civilist. Magazin 5, 54 ff.), und der in der Wolfischen Schule gelernt hatte, das reiche von ihm beherrschte historische Material mit seinem philosophischen Geiste zu behandeln. Wie es Pütter dadurch überhaupt und besonders auf öffentlich rechtlichem Gebiete gelang, eine bedeutende Schule zu bilden, so waren seine zum Theil durch Montesquieu bestimmten juristischen Ideen auch für H. anregend, der Montesquieu ohnehin schon kannte und sich — französisch gerichtet wie er war — unter dem Einflusse dieser Gedanken befand. In Göttingen lernte er, wo ihre schwache Seite sei; weniger von Pütter, als von Demjenigen, den er in seinen biographischen Erinnerungen über ihn (Civilist. Magazin 3, 485 ff.) als den Lehrer bezeichnet, dem er unter allen am meisten schulde: Spittler. Er war ihm von Beginn seiner Studienzeit an nahe getreten, lernte theils in seinen Vorlesungen, theils und noch mehr in lebendigem persönlichen Verkehre von ihm die Arbeit des culturhistorischen Forschers, der gründlicher als der geistreiche Franzose verfahren müsse, und verließ Göttingen als ein der Leitung Spittlers noch für lange unbedingt vertrauender, seinem Hause für das Leben angehöriger Freund. — Der einzige Göttinger Professor, mit welchem er außer ihm damals persönlich näher bekannt wurde, war der Philosoph Feder, bei dem er seine zu Carlsruhe begonnenen philosophischen Studien mit Eifer fortsetzte, unter dessen Leitung er eine Menge philosophischer Bücher (mehr als juristische) las, und durch den er auch zu einer selbständigen Untersuchung über die Affecte angeregt wurde, die aber nicht veröffentlicht ward. Heyne hörte er weder, noch lernte er ihn sonst kennen.

Als zu Ende seines zweiten Studienjahres zum ersten Male in Göttingen Preisaufgaben gestellt wurden, und die juristische — De fundamento successionis ab intestato ex jure Romano antiquo et novo — eine Frage betraf, die H. durch Montesquieu interessant geworden war, bearbeitete er sie, indem er Montesquieu's Ansicht bekämpfte, und erhielt (4. Juni 1785) den Preis. Besonders Pütter und dem um jene Zeit neu in die Facultät eingetretenen Runde hatte ihre wie sie es nannten „germanistische", d. i. historische Methode gefallen. Die gekrönte Arbeit ward gedruckt, und der nach damaliger Anschauung wichtige Erfolg brachte Spittler, Feder und Pütter auf den Gedanken, für den sie auch Heyne gewannen, daß H., nachdem er noch eine Bildungsreise gemacht haben würde, in Göttingen für römisches Recht festgehalten werden müsse. Die Sache wurde in Hannover eingeleitet, und als der Schützling jetzt (durch Feder) einen Ruf als juristischer Lehrer des Erbprinzen nach Dessau erhielt, dahin festgestellt, daß, wenn er für eine Zeit lang diesem Rufe gefolgt sein werde, ihm eine Anstellung als außerordentlicher Professor zugesichert ward, er aber versprach, sie zu übernehmen. Er trat sie, obwol ihm in Dessau, wo er von bedeutenden Menschen ausgezeichnet worden war und in bedeutende Verhältnisse Einblick gewonnen hatte, lockende Anerbietungen gemacht wurden, um ihn zu halten, im Herbste 1788 an, nachdem er im vorhergehenden Frühling in Halle Doctor geworden war. Die Liebe zu Spittler war das zuletzt Entscheidende. Seine Hallische Dissertation, eine näher ausgeführte Vorarbeit zu seiner Preisschrift, handelt „De bonorum possessionibus" und ist von bahnbrechender Bedeutung gewesen.

Seine Göttinger Lehrthätigkeit begann er mit einem Exegeticum über Ulpians zu dem Zwecke von ihm edirte (Göttingen 1788, 4. Ausgabe 1822) „Frag-

mente", der ersten über eine vorjustinianische Rechtsquelle dort gehaltenen Vorlesung, und gab im Anfange des folgenden Jahres eine deutsche Uebersetzung der „Uebersicht über Geschichte und Alterthümer des römischen Rechtes" heraus (Göttingen 1789), welche Gibbon seiner damals noch nicht lange erschienenen Geschichte des sinkenden Römerreiches einverleibt hat. Hugo's Vorrede dazu ist sein wissenschaftliches Programm. Indem sie von Gibbon weder zu wenig, noch, was nicht Viele thun würden, zu viel zu erwarten mahnt, fährt sie fort: „indeß es kann doch einige Juristen und Nichtjuristen" (Spittler) „geben, denen es ahnt, denn hier muß man glauben und nicht schauen, wie herrlich und schön das römische Recht sich betreiben ließe, wenn man die Bahn, die Montesquieu eigentlich nur entdeckt hat, ginge, wenn man zunächst noch ohne alle Rücksicht auf das, was unsere Advocaten zu wissen brauchen, innige Kenntniß der übrigen römischen Litteratur und Geschichte auch auf den Theil derselben anwendete, der unmittelbar die Jurisprudenz betrifft, wenn man unsere heutigen Sitten, Verfassungen, Religionen ganz vergäße, und blos darauf ausginge, die Römer kennen zu lernen, nicht Antithesen und glänzende Einfälle vorzubringen" (wie Montesquieu offenbar), „sondern den schlichten natürlichen Gang, wie sich ihr Staats- und Privatrecht entwickelte, aufzusuchen; wenn man sich dann wieder an das erinnerte, was vor unsern Augen und von uns selbst geschieht, und nachdächte, woher es komme, daß Menschen, die doch im Grunde waren wie wir, in ihren Handlungen und Einrichtungen uns oft so unähnlich sind. Wer dies große Ideal von einem Werke über den Geist des römischen Rechtes sich geschaffen hat, ein Ideal, dem es wol so nützlich und angenehm wäre sich zu nähern, als irgend einem anderen", der allerdings werde es von Gibbon nicht erreicht finden.

Es ist charakteristisch, daß H., wenn auch nur auf einen Theil der Rechtswissenschaft angewendet, die leitenden Gedanken, denen er und seine Schule nachher gefolgt sind, schon in dem Augenblicke ausspricht, in dem er den juristischen Lehrstuhl, eben 24jährig, betrat. Er hatte sie, wie schon berührt ist, zunächst aus Spittler's, Pütter's, Montesquieu's Anregungen gewonnen: selbst in der Fassung erinnern die hervorgehobenen Worte an Spittler. Aber sie haben auch noch tiefere und für die wissenschaftliche Stellung Hugo's und der von ihm ausgehenden älteren historischen Rechtschule noch bestimmender gewesene Zusammenhänge. Wenn H. weder an dem Sturm und Drange, noch an der Sentimentalität des deutschen poetischen Aufschwunges der siebenziger und achtziger Jahre Antheil zu nehmen gestimmt war, so nahm er dagegen auf das lebhafteste Theil an dem philosophischen damaligen Aufschwunge der Nation. Nicht lange vor seinem Abgange zur Universität war Kant's Kritik der reinen Vernunft erschienen: alle Kant'schen Hauptwerke fallen in die Jahre von da an bis zu Hugo's Antritt seiner außerordentlichen Professur: es war der Richtung des deutschen Geistes von damals und Hugo's eigener Vorbereitung und Richtung selbstverständlich, daß er, wie sie erschienen, sie mit hingebendem Ernste studirte und sie sich vollkommen aneignete. So geschah ihm, was vielen seiner Altersgenossen widerfuhr, daß er die Ueberzeugung gewann, Kant's philosophische Lehre enthalte, wenigstens in ihren Grundsätzen, ein für alle Mal die Wahrheit, und daß er in diesem Sinne sein Leben lang Kantianer geblieben ist. Aber indem er in der philosophischen Arbeit nichtsdestoweniger seine Selbständigkeit bewahrte, zog er für den Staats- und Rechtsbegriff aus den Kantischen Prinzipien andere Consequenzen als Kant, und zwar — wie z. B. Fries später, zu Hugo's großer Freude anerkannt hat, — „consequenter Kantische als Kant selbst". Dieser, indem er die Welt in Natur und Vernunft, die Vernunft in denkende und wollende zerlegt denkt, und für diesen „vernünftigen Willen" sein

bekanntes Sittengesetz annimmt, folgert aus dem Satze, daß Jeder nach demselben (allgemeingültig) handeln, also auch so handeln können müsse, Jeder müsse demgemäß auch äußerlich frei sein, und für sein Handeln eine gesicherte Rechtssphäre besitzen; woraus er weiter die Vernunftnothwendigkeit der einzelnen Rechtsinstitute ableitet. Hugo hingegen weist Rechtsinstitut für Rechtsinstitut nach, daß man desselben, um nach dem Kantischen Sittengesetze handeln zu können, nicht bedürfe. Recht und Staat seien demnach, schließt er, nicht Dinge der Vernunft, sondern Dinge der Natur, daher, wie andere Naturproducte, Gegenstände nicht der Speculation, sondern der Beobachtung. Also sei die Aufgabe des Juristen, die entsprechenden Beobachtungen objectiv, unbefangen, genau zu machen, mit Treue zu sammeln und verständig zu vergleichen; alsdann werde eine Anzahl inductiver Schlüsse gleichfalls mit verhältnißmäßiger Sicherheit auf sie sich bauen lassen.

Auf solche Weise ergab sich Hugo's rechtswissenschaftlicher Standpunkt und das in der Vorrede zu Gibbon von ihm formulirte Programm. Daß er im J. 1789 schon mit vollem Bewußtsein seiner Kantischen Zusammenhänge aufgetreten sei, läßt sich nicht beweisen, daß diese Zusammenhänge schon damals vorhanden waren, ist gewiß: H. hat seine Grundsätze nicht erst während seines Gelehrtenlebens allmählich erworben, sondern er brachte sie auf den akademischen Lehrstuhl mit, und befestigte sich dann blos noch in ihnen, indem er sie ausführte. Zunächst wiesen sie ihn an, die Erscheinungen des römischen Rechtslebens genauer, als bis dahin geschehen war, zu beobachten, und dies hat er ein langes Leben hindurch mit nie ermüdendem Eifer redlich gethan: voll heller Freude über jede neue Entdeckung, voll Aufmerksamkeit für die Entdeckungen Anderer, voll Bereitwilligkeit, dieselben anzuerkennen, wenn er sie begründet fand. Nicht minder wichtig mußte es ihm sein, unrichtige Annahmen, die er vorfand zu beseitigen, und dadurch der objectiven Forschung Raum zu schaffen: daher von Anfang an seine Richtung auf die litterarische Kritik und seine lebhaften Kämpfe mit Höpfner, Glück und Anderen. Er führte sie theils in den Göttinger gelehrten Anzeigen recensirend, theils in einer von ihm für seine Zwecke schon 1790 gegründeten Zeitschrift, die er in zwanglosen Heften bis 1837 fortsetzte: dem Civilistischen Magazin. Die ersten beiden von ihren sechs Bänden haben drei, der dritte Band hat zwei Auflagen erlebt. Sehr wesentlich kam es ihm darauf an, keine Beobachtung für sicherer zu nehmen, als sie war, daher sein häufiges „vielleicht". Auch die Wichtigkeit, die er auf Kleinigkeiten legte, hing mit seinem wissenschaftlichen Principe zusammen: für den Naturbeobachter gibt es an dem Gegenstande seines Beobachtens keine Kleinigkeit, das Geringste kann ihm unter Umständen wichtig werden. Gewiß daß H. in höherem Alter in dieser Schätzung des Geringfügigen zu weit ging, aber der Grund dafür war seine Gewissenhaftigkeit im Forschen. Er würde ein richtigeres Maß darin gefunden haben, hätte er die andere Aufgabe, welche er sich gestellt erachtete, die der Inductionsschlüsse, mit gleichem Eifer, wie die des Material dazu sammelnden Beobachtens ergriffen. Aber wenn er solchen Schlüssen auch keineswegs auswich, so hielt er sie doch nicht blos für das der Zeit nach Zweite, sondern war auch überzeugt, daß sie mit sehr großer Vorsicht zu behandeln seien: sie treten daher in seinen Schriften weniger in den Vordergrund.

Diese Schriften haben, abgesehen von einer Anzahl Gelegenheitsaufsätze, sämmtlich auf Hugo's Vorlesungen Bezug. Pandecten nach der Legalordnung, wie sie vor ihm allgemeine Sitte waren, hat er niemals gelesen. Außer Encyklopädie und Naturrecht (Philosophie des positiven Rechtes), welche beide Vorlesungen er als Einleitungscollegien behandelte, las er Geschichte des römischen Rechtes, eine bald Institutionen bald Pandecten genannte ausführliche syste-

matische Institutionenvorlesung verbunden mit praktischen Uebungen, denselben, die dann von Anderen zu den heutigen selbständigen Pandectenpracticis fortgebildet worden sind, ferner civilistische Litterärgeschichte, die er zuerst im Jahre 1800 von der römischen Rechtsgeschichte abzweigte, und endlich Exegetica. Für letztere hatte er, nach einem älteren nicht geglückten Versuche, 1802 eine „Chrestomathie von Beweisstellen des heutigen römischen Rechtes“ (3. Ausgabe 1820) herausgegeben, hielt aber diese Vorlesungen gelegentlich auch über Ulpian's Fragmente, über Paullus' Receptae Sententiae und über verschiedene Theile des Corpus juris. Im J. 1798 fing er auch an, philosophische Encyklopädie (Logik, Physik einschließlich Psychologie, Ethik) für Juristen zu lesen und ein Lehrbuch darüber zu schreiben; allein es sind von demselben nur die Anfangsbogen gedruckt, und bald ließ er die Vorlesung gleichfalls wieder fallen. In den Jahren 1808 bis 1813 endlich, wo Göttingen zum Königreich Westfalen gehörte und der Code Napoléon dort als bürgerliches Gesetzbuch galt, las er auch einige Male über diesen, wobei er ihn selbst als Lehrbuch benutzte. — Nun war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Göttinger akademische Sitte, den Vorlesungen kurze grundrißartige „Lehrbücher“ zu Grunde zu legen, und dieser Sitte fügte sich H. von Anfang seiner Professorenthätigkeit an. So entstanden 1789 seine „Institutionen“ oder „Pandekten“ als „Lehrbuch des heutigen römischen Rechtes“ (7. Ausg. 1826), 1790 seine „Geschichte des römischen Rechtes“ (11. Ausg. 1832), die Anfangs „bis auf unsere Zeiten“ ging, bis 1812 eine besondere „Civilistische Litterärgeschichte“ (3. Ausg. 1830) davon abgezweigt wurde; 1792 seine „Juristische Encyklopädie“ (8. Ausg. 1835); 1798 sein „Naturrecht als Philosophie des positiven Rechtes“ (4. Ausg. 1819). Alle diese Compendien Hugo's, die er schon frühe als Theile eines Ganzen —, „Civilistischer Cursus“ — behandelte, sind anfangs von sehr engem Umfange. Dann aber bestrebt er sich, bei jeder neuen Auflage die Resultate seiner fortgesetzten Beobachtung und die Andeutungen der Inductionsschlüsse, zu denen er gelangt war, ihnen einzufügen; wodurch sie in solchem Maße wachsen, daß z. B. die Rechtsgeschichte, welche im J. 1790 einschließlich der Litterärgeschichte nur 258 Seiten umfaßt, in den gleiches Format und den gleichen Druck beibehaltenden neuesten Ausgaben von 1832 und bezw. 1830 nicht weniger als 1898 Seiten stark ist. Ein genauer Nachweis aller verschiedenen Ausgaben, auch Uebersetzungen ꝛc. seiner Bücher, sowie seiner Einzelaufsätze, findet sich in den Fortsetzungen der Pütter'schen akademischen Gelehrtengeschichte von Göttingen von Saalfeld (1820) S. 295 ff. und Oesterley (1838) S. 414 ff.

Hätte H. jene Ergebnisse mehr, als er gethan hat, monographisch ausgestaltet, so würde er sie wirksamer gemacht haben, als geschehen ist; indem er sie hingegen in möglichst kurzer Formulirung, häufig nur als Einschiebung in den Text der vorigen Ausgabe, lediglich registrirt, macht er nicht nur seine Bücher je länger desto mehr unlesbar, sondern oft auch seine Gedanken und Beobachtungen minder verständlich. Am wenigsten trifft dieser Tadel sein Lehrbuch des heutigen römischen Rechtes, das verhältnißmäßig gut geschrieben ist, und in seiner geistig freien Behandlung des Stoffes weitgreifend gewirkt hat. Es enthält bereits den Grundgedanken des Savigny'schen Systemes. Außer seinen persönlichen Schülern mußte H. überhaupt Solche am meisten anregen, die, wie eben Savigny, sich der gleichen wissenschaftlichen Forscherarbeit gewidmet hatten. Wie fruchtbar für sie die Tüchtigkeit seiner Methode und der Gedankenreichthum seiner Schriften gewesen ist, das haben dieser selbst und viele Andere bei Gelegenheit der Feier von Hugo's goldenem Doctorjubiläum (10. Mai 1838) mit lebhaftem Danke öffentlich bezeugt. Auch die Praktiker unter seinen persönlichen Schülern rühmten die Brauchbarkeit seiner Anleitungen. Aber da er über

seinen einmal eingenommenen wissenschaftlichen Standpunkt nicht mehr hinausging, so blieb er hinter der Gesammtentwicklung der Jurisprudenz zurück, und die Folge davon machte sich seit dem Ende der zwanziger Jahre in Abnahme seiner akademischen Wirksamkeit geltend.

Es mag sein, daß er auch seiner Naturanlage nach das Bedürfniß des wissenschaftlichen Gestaltens weniger, als das des wissenschaftlichen Untersuchens empfunden hat: die Hauptursache für die Selbstbeschränkung seiner Arbeit war seine unerschütterliche Kantische Ueberzeugung. Wie er von seinem Vater erzählt, daß er als Jurist mit gewissenhafter Tüchtigkeit angewandt habe, was er in seiner Jugend gelernt, ohne sich je auf Neues einzulassen, so handhabte er philosophisch selbst die Grundsätze, welche er sich in seiner Jugend angeeignet hatte, nach wie vor, und ließ sich auf die Gedanken der Fichte, Schelling, Hegel niemals ein. Wenn insbesondere Schelling und die Romantiker, in seiner Art auch Hegel, den Kantischen Gegensatz von Natur und Vernunft nicht mehr gelten ließen, vielmehr davon ausgehend, in der Natur selbst sei Vernunft, sich die Aufgabe stellten, in den Naturerscheinungen auch des Rechtslebens diese Vernunft zu erkennen, den sei es bewußt, sei es unbewußt leitenden Gedanken in der Entwickelung jedes Rechtsinstitutes nachzuweisen, so nahm H. an dergleichen keinen Antheil. Er anerkannte keine constructiven Ideen in der Geschichte, sondern hielt den alten, die geschichtlichen Wandelungen lediglich auf menschliche Motive zurückführenden Pragmatismus fest. Sobald die historischen Wissenschaften durch die romantische Strömung beherrscht zu werden begannen, trat er daher mehr und mehr bei Seite und ließ die Führung der von ihm gestifteten Rechtsschule neidlos an Savigny übergehen, seinerseits bei seinem Untersuchen, Sammeln und Sondern des Einzelnen beharrend. Obwol er die civilistische Litteratur nach wie vor mit Aufmerksamkeit verfolgte, verstand er die von jener Strömung ergriffene Jugend nicht mehr, ihr aber erschien er je länger desto ausschließlicher als Vertreter einer vergangenen Zeit, auf deren Gesichtspunkte man sich nicht ferner einzulassen habe, und ward nicht selten für sonderbarer gehalten als er war. — So hat H. gelebt bis zu fast vollendetem 80. Jahre. Er starb zu Göttingen an einer sich schnell entwickelnden Krankheit, am 15. September 1844.

Er war daselbst zum ordentlichen Professor ernannt worden 29. Juni 1792, zum Hofrath 5. Juni 1802, zum Mitgliede der Honorenfacultät 9. März 1807, zum Geheimen Justizrathe 24. Aug. 1819. — Im Jahre 1788 nach Göttingen zurückgekehrt weniger aus Liebe für den Gelehrtenberuf, als um mit Spittler zusammenzuleben, hatte er, als dieser acht Jahre später die Universität verließ, jenen Beruf als den ihm gemäßesten für immer erkannt, und auch den Ort und die Georgia Augusta so lieb gewonnen, daß er in den Jahren 1803 und 1805 Berufungen nach Heidelberg und nach Halle ablehnte. An den Schicksalen der Universität nahm er auf das lebendigste Theil und zog sich noch in hohem Alter unbedenklich die Ungnade der hannoverschen Regierung zu, indem er die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes und die Vertreibung der Sieben mit freimüthiger Deutlichkeit beim rechten Namen nannte, und, soweit es seinem loyalen und allem Popularitätshaschen abholden Sinne entsprach, offen auf Seite der Opposition trat. Mit ähnlich freiem und selbständigem Urtheil hatte er ehedem, wie sein Freund Spittler, auch der französischen Revolution gegenüber gestanden. Ein merkwürdiges Denkmal ist das von ihm herstammende, ohne seinen Namen zu Leipzig bei C. G. Hilscher erschienene „Zeitungshandbuch für die französischen Angelegenheiten. Erste Hälfte welche den Convent betrifft. Im April. 1795“. Es ist eine Sammlung von biographischen und anderen Zeitungsnotizen, nach Hugo's Weise zu möglichst genauer Feststellung der That=

sachen bestimmt. In der Vorrede bezeichnet er die Revolution als eine große Naturerscheinung, über die man nicht voreilig zu urtheilen habe, sondern die man studiren müsse. Die ungenannte Dame, welcher das Buch dedicirt ist, war (nach einer Notiz von Benecke, die auch H. als Verfasser nennt, im Göttinger Bibliotheksexemplare) Spittler's Frau. Die treueste Freundschaft für Beide hielt H. bis zu ihrem Tode und übertrug sie auf Kind und Kindeskind.

Wenn Hugo's rechtswissenschaftliche Stellung eine ihrer Hauptwurzeln in seinem Kantianismus hat, so besteht sein Verdienst doch keineswegs blos darin, fremde Gedanken mit Geschick auf die Jurisprudenz angewandt zu haben. Er nimmt vielmehr an der in Kant gipfelnden philosophischen Erhebung der Nation durchaus selbständigen Antheil und arbeitet nicht unter, sondern neben Kant. In solcher selbständigen Arbeit ist es ihm gelungen, der juristisch-wissenschaftlichen Methode eine neue Richtung zu geben, die deren spätere weitere Fortschritte erst ermöglicht hat, und an deren Berechtigung, wenn sie heute auch nur noch eines der Elemente der rechtswissenschaftlichen Arbeit ausmacht, Niemand mehr zweifelt. Sein Name wird als der eines der bedeutendsten deutschen Juristen unvergessen bleiben. Wollte man versuchen, seine persönlich-wissenschaftliche Gesinnung mit Einem Worte zu bezeichnen, so müßte diese Charakteristik die der unbedingten Redlichkeit sein, des durch keinerlei Voraussetzung, Conjectur oder Combination beirrbaren Strebens, Nichts als die Wahrheit zu suchen und Nichts als die Wahrheit zu sagen.

Dieser Grundzug seines wissenschaftlichen Charakters war auch der seines menschlichen. H. war ein Mann von starken Empfindungen: Neigung und Abneigung wirkten in ihm mit großer Energie. Doch hatte er gelernt, sich in Zucht zu halten, und beherrschte z. B. ein überaus schmerzhaftes Hüftleiden, das ihn fast die ganze zweite Hälfte seines Lebens hindurch gequält hat, musterhaft. Warmes Familiengefühl, treueste Freundschaft, hülfreiche Wohlthätigkeit, lehrhaftes Wohlwollen, strengste Pflichttreue vereinigte er mit Lebensformen, in denen die französischen Einflüsse seiner Jugend wirksam blieben. Alles das aber wurde beherrscht durch die unbedingteste Verachtung alles Scheinwesens und durch eine demgemäße Offenheit im Ausdrucke nicht blos seiner Urtheile und Meinungen, sondern selbst seiner persönlichen Besonderheiten und allenfalls Schwächen. Es war diese volle Wahrhaftigkeit, welche seiner würdigen Erscheinung den edelsten Glanz verlieh.

Es sei gestattet, unsere biographische Erinnerung mit den Worten des zu Hugo's Jubiläum ihm erneuten Doctordiplomes (10. Mai 1838) der philosophischen Facultät von Halle zu schließen, von denen er, indem er sie einem Gedenkblatt für Freunde einverleibte, hinzufügt: unter dem mancherlei ihm damals gewordenen Lobe wünsche er am meisten von diesem, „daß man es nicht gar zu übertrieben gütig finden möge“. Sie zeigen, welchem Ruhme er sein Leben lang am meisten nachgestrebt hat: Viro forti, strenuo, justo, propositi tenaci et Georgiae Augustae per totam vitam vindici gravissimo, quod tum philosophia juris ab inanibus commentis vindicata et ad veras communis humanitatis regulas revocata, tum juris romani, imprimis historiae juris romani via monstrata et libris editis et scholis habitis de philosophia non minus, quam de romanis literis praeclare meritus est.

Autobiographische Fragmente von H. finden sich an den im Obigen angeführten Stellen der Beiträge zur civilistischen Bücherkenntniß und des Civilistischen Magazins. Die gleichfalls angeführten Lebensnachrichten bei Saalfeld S. 295 ff. und bei Oesterley S. 414 ff. beruhen nicht minder auf eigenen Angaben. Unter den bei Gelegenheit von Hugo's Doctorjubiläum erschienenen Schriften, von denen die beste Uebersicht von Richter, Krit. Jahrbb.

der deutschen Rechtswissenschaft, Jahrg. 2. S. 481 und 657 gegeben wird, ist die hervorragendste der im vorhergehenden benutzte Aufsatz von Savigny, „Der zehnte Mai“, Zeitschr. für histor. Rechtswissensch. Bd. 9. H. 2, auch in Separatabdruck erschienen. Nach Hugo's Tode kam eine mehr wohlgemeinte als inhaltreiche kleine Denkschrift von Heinrich Eyssenhardt heraus: Zur Erinnerung an Gustav Hugo, Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft, Berlin 1845 (17 S. 8°.). Außerdem s. meinen Aufsatz über Hugo in den Preußischen Jahrbüchern, Jahrg. 1879. Band 2. Mejer.

Hugo: Johannes H. (Huck, auch Johannes Hugonis), gelehrter Priester und kirchlicher Humanist in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Geboren um das J. 1470 zu Schlettstadt im Elsaß, erhielt er, wie auch andere seiner Landsleute: Wimpfeling, Jod. Gallus, Peter Schott u. a. in Dringenbergs Schule seine gelehrte Vorbildung, wurde später Vicar an der Pfarrkirche zu St. Stephan in Straßburg und sodann Kaplan des Kaisers Maximilian I., der seine Einsicht und Rednergabe sehr hoch schätzte. In dieser seiner letzteren Stellung vertrat er des Kaisers Sache und schrieb seine durch Talent, natürliche Freimüthigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete kirchenrechtliche Schrift: „Quadruvium Ecclesiae: das kirchliche Viergespann oder der heyl. Kirchen vnd des römischen reichs wagenfuhr“ (Argent., Joh. Grüninger 1504). Das Buch, das zugleich in deutscher und lateinischer Sprache erschien und noch 1609 zu Paris nachgedruckt wurde, bespricht mit solchem Freimuthe und beißender Satyre die am römischen Hofe herrschenden Mißbräuche, daß ihm darin nur wenige Schriften jener Zeit, die diesen Gegenstand behandeln, gleichkommen. Auf dem Titel sind Papst, Kaiser, Bischof und Pfarrer, welche die Bundeslade tragen, nebst verschiedenen Emblemen (auch liegen Steine im Wege) abgebildet. H. bespricht darin in fünf Abschnitten das Verhältniß der Kirche zum Staate und dem römischen Kaiser und namentlich die vier Prälaten oder Vorsteher der christlichen Kirche d. h. nach seiner Ansicht: Papst, Bischof, Pfarrer und Kaplan. Er gibt die Rechte derselben an, ohne dabei mit einem Worte der Mönche zu gedenken. In der Dedication an den Erzbischof zu Mainz zieht er eine Parallele zwischen den Geistlichen und den Pharisäern, welche auch dem Kaiser den Zins nicht zahlen wollten. Dem Kaiser, behauptet H., gebühre das Recht den Papst abzusetzen, die Schenkung Constantins sei eine mehr als zweifelhafte, endlich solle Niemand der Kirche Geschenke geben und deshalb seine Kinder enterben. Wie Peter von Andlo (s. Bd. 1. S. 431) die erste Behandlung des Staatsrechts in der Theorie lieferte, so gab H. hiermit das erste Lehrbuch deutschen Staatsrechts. Außerdem gilt H. als anonymer Herausgeber des Terenz mit Holzschnitten (Straßb. Grüninger 1496, 1. Nov.) und ist sehr wahrscheinlich auch der Verfasser einer bei demselben Drucker (Zynstag vor sant Gregorientag) erschienenen deutschen Uebersetzung, desselben Dichters, wiederum mit Holzschnitten. Diese letztere wurde durch jene des Hans Nythart von Ulm veranlaßt, dem in der Vorrede Dank und Lob gespendet wird und erfolgte auf Anrathen hochgelehrter Doctoren und Meister „wiewol etlich dem gerne weren wyder gewesen, sprechende söllig weltlöffig ding nit ze offnen synt dem gemeinen man . . .“ (Gottsched, Nöthiger Vorrath 1757. S. 40). Ueber einen andern gleichzeitigen und gleichgesinnten Geistlichen Joh. Hugo (Hug, Hawg) aus Ulm vgl. Weyermann, Ulmische Gelehrten II, 194—95. Auch ist mit unserem H. ein anderer Johannes Hugo de Sletstatt nicht zu verwechseln, der als Franciscaner im 15. Jahrhundert lebte, über die Sentenzen schrieb und unter den ersten seines Ordens war, die sich in Straßburg niederließen (s. o. S. 320). Ueber eine ähnlich betitelte anonyme Schrift „Geistlicher Wagen“ (von Regina von Grünrad) Leipzig 1608, vgl. Sammlung von alt. u. n. theol. Sachen 1732. S. 1003—5.

Theoph. Elynichnius (Jak. Dachtler), Relatio ex Parnasso S. 44—45. Strobel, Gesch. d. Elsasses III, 551—52. Röhrich, Gesch. d. evang. Kirche d. Els. I, 92—93. Fabricius, Bibl. lat. med. et inf. aet. III, 566. Adelung, Gelehrten-Lexikon II, 2183. Weinkauff in Birlinger's Alemannia VII, 19—20. J. Franck.

Hugo: Ludolf H. Der wissenschaftlichen und politischen Bedeutung des Mannes entspricht die Dürftigkeit und Unsicherheit der Nachrichten, die sich über sein Leben erhalten haben, sehr wenig; die Leichenreden bringen nicht einmal die üblichen Personalien. Jahr und Tag seiner Geburt sind daher unsicher, und lassen sich auch aus den Kirchenbüchern des Geburtsortes, da diese verbrannt sind, nicht ergänzen. Der Vater hieß Statius Hugo und war Amtsschreiber zu Stolzenau. Der Sohn wurde zu Rehburg, vermuthlich um 1630 geboren; studirte zu Helmstädt unter Conring und disputirte den 20. August 1661 „De statu regionum Germaniae“. Die Abhandlung erfreute sich eines großen Beifalls, so daß sie nachmals wiederholt, zuletzt noch 1736 aufgelegt, von hervorragenden Gelehrten, wie dem Gießener Professor und Kanzler Hert 1689 herausgegeben wurde. Durch ihre Untersuchung der Regierungsform des deutschen Reichs, das sie als einen aus Staaten zusammengesetzten Staat erkennt, hat sie einen Platz in der Geschichte der Staatswissenschaft errungen, den ihr nicht weniger als Pütter im vorigen Jahrhundert die Arbeiten der Gegenwart über die Entwicklung des Bundesstaatsbegriffes bereitwillig zugestehen: hat H. auch nicht die erste Darlegung desselben gegeben, so doch eine der frühesten, die sich durch Schärfe und Systematik auszeichnet. Eine längere Beschäftigung am Reichskammergericht zu Speyer machte ihn mit einem der Hauptschäden dieses Tribunals bekannt, und in der Schrift: „De abusu appellationum tollendo et camera imperiali immenso earum cumulo levanda“, 1662, die Nikolaus Hert gleichfalls neu edirte (1706), empfahl er die Aufhebung oder Einschränkung des beneficium novorum, der Berechtigung in der höheren Instanz neue Thatsachen vorzubringen, als ein wirksames Mittel zur Entlastung des Reichsgerichts. Aus mecklenburgischen Diensten, in die H. dann getreten war, berief ihn Herzog Johann Friedrich bei seinem Regierungsantritt 1665 nach Hannover. Zuerst als Hofrath, 1667—74 als Comitialgesandter zu Regensburg thätig, erhielt er 1677 nach dem Tode des Vicekanzlers von Witte dessen Stelle. In den großen staatsrechtlichen Fragen, welche die Zeit Ernst Augusts beschäftigten, schrieb er die Deductionen zu deren rechtlicher Vertretung: als 1689 das Haus Sachsen-Lauenburg im Mannsstamme erlosch, den „Bericht von dem Rechte des Hauses Braunschweig und Lüneburg an denen lauenburgischen Landen“, als Herzog Ernst August vor Erlangung der Kurwürde die Erbfolge in seinem Hause gemäß der goldenen Bulle zu regeln unternahm, „von der Succession nach Primogeniturrecht in den Herzogthümern und dergleichen Fürstenthümern des Reichs teutscher Nation, in specie von solchem Successionsrecht im Hause Braunschweig-Lüneburg Zellischer Linie“, Hannover 1691. H. starb unverheirathet am 24. August 1704. Das Amt eines Vicekanzlers, das Leibniz für sich erhoffte, wurde eingezogen; denn das Directorium in der Justizkanzlei war nicht länger mit Sitz und Stimme im geheimen Rath verbunden.

Spittler, Gesch. des Fürstenth. Hannover II, S. 235, 243 (wiederholt in Rotermund, Gel. Hannover II, S. 432). Manecke, Biographien der braunschw.-lüneb. Kanzler S. 162 (Hs. der königlich öffentlichen Bibliothek zu Hannover, nach gütigen Mittheilungen des Vorstandes Herrn Dr. E. Bodemann). Havemann, Gesch. der Lande Braunschweig und Lüneburg III, S. 446. Pütter, Litt. des teutschen Staatsrechts III, S. 43, 195. Brie, Der Bundesstaat I, S. 17—20. Gierke, Althusius S. 246. Herm. Schulze, Hausgesetze I, S. 400. Manecke, Braunschw.-Lüneb. Staatsr. S. 175. O. Klopp, Werke von Leibniz IX, S. 95. F. Frensdorff.

Hulbe: Adam Ehregott Leberecht H. Man weiß von diesem Manne nichts weiter, als daß er am 10. September 1768 zu Berlin geboren ward und gegen Ende des Jahrhunderts die Stelle eines königlichen Lotterie-Secretärs in seiner Vaterstadt bekleidete. Dieser Mangel genauerer Nachrichten ist um so mehr zu bedauern, als H. nach den in seiner einzigen Schrift „Analytische Entdeckungen in der Verwandlungs- und Auflösungskunst der höheren Gleichungen" (Berlin und Stralsund 1794) niedergelegten Zeugnissen den bedeutenderen deutschen Mathematikern jener Periode zugerechnet werden muß. Dieses Buch blieb fast gänzlich unbekannt; nur Kästner, dem dasselbe zugeeignet ist, thut seiner in der „Analysis endlicher Größen" ehrende Erwähnung, und in neuester Zeit hat Professor Matthiessen in Rostock einzelne Partien desselben einer unverdienten Vergessenheit entrissen. Derselbe hebt insbesondere eine Reihe von geistreichen Substitutionsmethoden hervor, welche H. für die kubischen Gleichungen angegeben hat. Allein auch abgesehen hiervon enthält das Werkchen viele neue und genauerer Berücksichtigung würdige Gedanken, so besonders im zweiten Capitel des fünften Abschnittes, welches die Ueberführung einer mit Irrationalitäten behafteten Gleichung in die Normalform behandelt.

Schmidt-Mehring, Neuestes gelehrtes Berlin, 1. Theil. Berlin 1795. Meusel, G. T. S. Günther.

Huldericus s. Ulrich: Jakob U.

Hüllmann: Karl Dietrich H., Geschichtsschreiber, geb. am 10. Septbr. 1765 zu Erdeborn bei Eisleben in der ehemaligen Grafschaft Mansfeld, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem er die höhere Schulbildung auf dem Gymnasium zu Eisleben erhalten hatte, begab er sich zu Ostern 1783 auf die Universität Halle. Hier theilte er seine Studien zwischen Theologie, Philosophie und Pädagogik, die von Niemeyer gelehrt wurde; außerdem besuchte er die sehr beliebten Vorträge des Historikers Krause, ohne jedoch von ihnen in gleichem Grade angezogen oder durch sie seines Berufes bewußt zu werden. Dagegen ist schon damals die Neigung zum Lehrfache in ihm erwacht: den ersten Unterricht ertheilte er im Sommer 1786 am Pädagogium zu Halle und hielt sich den nächsten Winter über bei Salzmann in Schnepfenthal auf, um dessen hier blühende Erziehungsanstalt durch Anschauung und Mitwirkung kennen zu lernen. Im Frühjahr 1786 siedelte er, dem inneren Drange folgend, nach Bremen über, wo er eine Privatschule für Knaben errichtete, die für den Handelsstand bestimmt waren. Fünf Jahre lang hielt er hier mit voller innerer Befriedigung aus, bis er Ostern 1792, um eine feste Stellung zu gewinnen, einem Rufe des Abtes Resewitz als Lehrer des Französischen und der Erdkunde an das Pädagogium zu Kloster Bergen folgte. Aber auch hier war seines Bleibens auf die Dauer nicht. Nach etwa anderthalb Jahren begleitete er, auf unbestimmte Zeit beurlaubt, einen jungen Edelmann nach Berlin und übernahm, versuchsweise wie es scheint, eine Lehrerstelle an der dortigen Realschule. Und von hier aus entschied sich endlich seine Zukunft und ergriff er die Form des Lehrberufes, in welcher sich dann alle seine Fähigkeiten und Gaben in möglichster Vollkommenheit entfalteten. Er entschloß sich Dank wohlbegründeter Aufmunterung im Frühjahr 1795 als Privatdocent der Geschichte, zu welcher er sich immer ernstlicher hingezogen fühlte, an der Universität zu Frankfurt an der Oder aufzutreten. Bereits stand er in seinem 30. Lebensjahre; als Schriftsteller hatte er sich überhaupt noch wenig, in dem nun ergriffenen Fache noch gar nicht versucht. Immerhin war es aber keine falsche Stimme, der er bei der getroffenen Wahl gehorcht hat: der Erfolg hat sie gerechtfertigt. Schon nach zwei Jahren wurde er zum außerordentlichen und etwa 10 Jahre später zum ordentlichen Professor der Ge-

schichte befördert. Nebst anerkannter Lehrwirksamkeit hat er in diesen Jahren zugleich als Schriftsteller die Thätigkeit begonnen, die seiner Natur die entsprechendste war und durch welche er all' das geleistet hat, so weit seine Kraft überhaupt reichte.

Das J. 1808 und die diesem vorausgegangene schwere Krisis, die über den preußischen Staat hereingebrochen war, hatte auch für H. eine Aenderung seiner äußeren Lage im Gefolge. Die Gründung einer neuen Hochschule in Berlin und die Vereinigung der Universität Frankfurt mit der zu Breslau wurde mitten unter den nächsten Nachwehen der erlittenen Niederlage in Aussicht genommen; zugleich aber und zuvörderst sollte die ostpreußische Hochschule aufgebessert und durch Berufung neuer Lehrkräfte gehoben werden. Aus diesem Zusammenhange ging die Verpflanzung Hüllmann's als Professor der Geschichte und Statistik nach Königsberg (Herbst 1808) hervor. Neun Jahre hat H. in dieser neuen Stellung, wie er selbst sagt, in den angenehmsten Verhältnissen, aber auch vielseitiger Thätigkeit zugebracht. In dieser Zeit ist er dem damaligen Kronprinzen — dem späteren König Friedrich Wilhelm IV. — näher getreten, da ihm der Auftrag wurde, demselben geschichtliche Vorträge zu halten. Als Lehrer hat H. überhaupt stets noch mehr geleistet denn als Schriftsteller; man darf das aussprechen, ohne ihm zu nahe zu treten, oder seinem litterarischen Verdienste darum ungerecht zu werden. Hier in Königsberg fand er außerdem Gelegenheit, sein großes Talent im Fache der Verwaltung und als Mann der Geschäfte zur Geltung zu bringen. Er ward Inspektor des albertinischen Collegiums, Mitglied und wiederholt Director der sogenannten wissenschaftlichen Deputation und Vorstand der königlichen deutschen Gesellschaft. Und es dauerte nicht lange, so wurde ihm für alle diese seine Gaben ein noch größerer und durchaus erwünschter Schauplatz eröffnet. Das rauhere Klima Königsbergs hatte H. niemals zusagen wollen und er sehnte sich aus diesem Grunde, wie sehr ihn alle übrigen Verhältnisse auch befriedigen mochten, nach einer Veränderung seines Aufenthaltes. Ein Ruf nach Heidelberg, der im J. 1817 an Wilken's Stelle an ihn gelangte, versprach alles zu gewähren, was er sich in dieser Richtung nur wünschen konnte; die Annahme desselben hätte ihn freilich zugleich dem preußischen Staate vielleicht dauernd entzogen. Da trat die Staatsregierung dazwischen und sicherte ihm eine Professur an der in der Errichtung begriffenen neuen rheinischen Universität zu. So verließ denn H. noch im Herbste 1817 Königsberg, nahm zunächst seinen Wohnsitz in Köln und siedelte im Frühjahr des folgenden Jahres nach Bonn über, wo er dem Oberpräsidenten Grafen zu Solms-Laubach in der Organisation der neuen Hochschule erfolgreich zur Seite stand und nach der Eröffnung derselben ihr erster Rector wurde. Die ganze noch übrige Zeit seines Lebens hat H. in dieser seiner neuen Stellung zugebracht. Seine große Anziehungskraft als Lehrer hat ihm hier die reichste Wirksamkeit gestattet und eine seltene Anhänglichkeit seiner Schüler und Zuhörer erweckt. Seine Vorträge umfaßten Geschichte des Alterthums und des Mittelalters, Deutschlands und Preußens, neuere und neueste Geschichte Europa's, ferner Statistik, Staatsrecht und Staatswirthschaft und vor allem auch Culturgeschichte, welche er in edler Erfassung ihres Inhaltes als einer der ersten, wenn nicht der erste, vom Katheder aus behandelt hat. Sein schon hervorgehobenes Talent zur Verwaltung und als Geschäftsmann hat er auch in Bonn vielfach zu verwerthen Gelegenheit gehabt. Vertrauensmann der Staatsregierung wie er war, hat er u. a. mehrere Jahre hindurch das schwierige Amt eines Regierungsbevollmächtigten an der Hochschule bekleidet. Politisch gewogen, huldigte H. einer streng conservativen, aber den Lehren der Geschichte nicht verschlossenen Gesinnung. Seine schriftstellerische, in Königsberg erst recht begonnene Thätigkeit hat er in Bonn fortgesetzt und die Gegenstände,

die seine Hauptwerke behandeln, sichern ihm eine eigene Stellung in der Geschichte unserer Historiographie zu. Es ist nicht die politische Geschichte im engeren Sinne des Wortes, mit welcher er sich beschäftigte, sondern das Zuständliche, das mehr Dauernde im Wechsel, die Einrichtungen des Staates und der Kirche, die Organisation des bürgerlichen Gemeinwesens, die Entwickelung des Handels, der Bewirthschaftung des Bodens, kurz Alles, was zwischen äußerer Geschichte, Verfassungskunde und Rechtswissenschaft in der Mitte liegt. Obenan stehen seine „Geschichte des Ursprungs der Stände", die 1830 in völlig neuer Bearbeitung erschien, und das umfassendste seiner Werke, das „Städtewesen des Mittelalters", das in den Jahren 1825—29 in 4 Bänden an das Licht trat und seinen Namen am weitesten getragen hat, für seine Zeit und angesichts der wenigen Vorarbeiten unzweifelhaft eine anerkennungswerthe Leistung, wenn sie auch schon hinter seinen eigenen Anforderungen an ein Unternehmen der Art zurückblieb. Seine Lehrwirksamkeit hat H. bis zum J. 1841, also bis zu einem sehr hohen Alter fortgesetzt. Seitdem zog er sich immer mehr von der Oeffentlichkeit zurück, bis ihn endlich am 4. März 1846 der Todesengel sanft berührte.

Ferdinand Delbrück in Ad. Schmidt's Allgemeiner Zeitschrift für Geschichte, 6. Bd. (1846) S. 1—14. — Eigene Skizze Hüllmann's von seinem Lebensgange in dem Stammbuch der philosophischen Facultät der Universität Bonn. — Die Mehrzahl seiner Schriften sind aufgeführt im Neuen Nekrolog der Deutschen, 1846, Thl. 1, S. 167—168.

Wegele.

Hülsemann: Johann H., geb. am 26. November 1602 zu Esens in Ostfriesland, unterrichtet in Stade und Hannover, dann weiter als Theologe ausgebildet in Rostock, Marburg, Leipzig und Wittenberg, bereiste die Niederlande und Frankreich, erhielt die Licentiatenwürde in Marburg, wurde 1630 Doctor und Professor der Theologie in Wittenberg, nachher Oberhofprediger und Kirchenrath in Dresden, 1646 aber nach Leipzig berufen, woselbst er als Professor der systematischen Theologie, Pastor und Superintendent in der Richtung des confessionellen Lutherthums gewirkt hat. Schon die Theilnahme an dem Leipziger Convent von 1631 führte ihn auf den öffentlichen Schauplatz, noch mehr seine Mitwirkung bei dem Thorner Colloquium von 1645, wo er die Geschäftsleitung der lutherischen Abtheilung der Versammelten übernahm; seitdem ist sein Name ganz verflochten in den Verlauf des synkretistischen Streits und der Befehdung Georg Calixt's. Unter andern Umständen hätte er bei unzweifelhaftem Talent sich auch freier entwickeln können, da er von Haus aus der orthodoxen Formel nicht unbedingt huldigen wollte, auch eine freundschaftliche Beziehung zu einigen reformirten Gelehrten, wie G. Vossius unterhielt. Noch auf der Reise nach Thorn verschmähte er in Berlin die gastliche Einladung des reformirten Predigers J. Bergius nicht; aber in Thorn angelangt, wurde er von dem gewaltigeren A. Calov, seinem nachherigen Schwiegersohn, ergriffen und fortgezogen, und so war er es gerade, welcher Calixt von jeder officiellen Stellung zu den dortigen Verhandlungen zu verdrängen suchte. Nachher sehen wir ihn in Kleinigkeiten nachgiebig, sogar einmal in friedlicher Berührung mit Calixt, aber seine Thaten widersprachen wieder dieser versöhnlichen Neigung und seine Streitschriften: „Dialysis apologetica" von 1649 und „Gewissenswurm" von 1654 machten ihn zum feindseligsten Ankläger und Denuncianten Calixt's. Nach Erlangung zahlreicher Ehrenämter starb er am 12. Juni 1661. Als Polemiker hat er sich nach allen Seiten ausgelassen, gegen Calvinisten, Unionisten und Romanisten gefochten, doch haben einige Schriften eine allgemeinere Bedeutung, besonders das „Breviarium theologiae", Vitemb. 1640, in erweiterter Bear=

beitung „Extensio breviarii theol.“, Lips. 1655. 67. Mit einer äußerst barbarischen Latinität und scholastischen Dialektik verbindet sich in diesem Compendium weit mehr Eigenthümlichkeit des Denkens, als damals den Streitern gewöhnlichen Schlages einzuwohnen pflegte.

Witten, Memor. theol. p. 1371. Tholuck, Geist der Theologen Wittenbergs S. 164. Desselben Theologie des XVII. Jahrhunderts II, S. 86. Henke in dem Werke über Calixt II, 2. S. 89—99. Gaß, Gesch. der prot. Dogm. I, S. 316. Ein Verzeichniß der Schriften findet sich in Altes und Neues von theol. Sachen, 1721, S. 401. Gaß.

Hülsen: August Ludwig H., geb. 1765 in Premnitz (im Regierungsbez. Potsdam), † 1810 in Lenzke bei Fehrbellin, Sohn eines Predigers, bezog die Universität Halle, wo er durch Wolf in das Studium Homer's eingeführt wurde, wirkte hierauf einige Zeit als Erzieher im Fouqué'schen Hause und begab sich dann nach Kiel, wo er unter Berger's Leitung die Schriften Kant's und Reinhold's studirte. Als in Jena (1794) Fichte den Lehrstuhl betrat, ging H. ebendahin und verweilte dort bis 1797 als begeisterter Anhänger der Wissenschaftslehre, sowie als Mitglied der an Fichte sich anschließenden „Gesellschaft der freien Männer“. Nachdem er (1798) mit Berger eine Reise in die Schweiz gemacht, ließ er sich 1799 mit seiner jungen Frau in dem Dorfe Lenzke nieder, woselbst ihm Fouqué sein Wohnhaus nebst Garten und Wiesen überlassen hatte. Er errichtete dort ein Erziehungsinstitut für Knaben, welches er im Sinne einer romantisch naturalistischen Pädagogik leitete, aber bereits nach Jahresfrist in Folge des frühen Todes seiner Gattin wieder aufgab. Gebrochenen Herzens und gänzlich rathlos fand er vorerst eine Stütze in der warmen Freundschaft Fichte's und A. W. Schlegel's, deren ersterer sogar auf den Gedanken verfiel, neben H. auch mehrere andere Gesinnungsgenossen in ein Männer-Convict zu vereinigen. Schließlich traten Berger und sonstige Freunde zusammen, um für H. ein kleines Landgut im Dorfe Wagersrott (im jetzigen Kreise Schleswig) zu kaufen, wo derselbe in zweiter Ehe mit einer geb. Wibel ein neues häusliches Glück fand; einmal auf Besuch wieder nach Lenzke gekommen, erkrankte er dort und starb. Er war zuerst in die Oeffentlichkeit getreten mit einer „Prüfung der von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgestellten Preisaufgabe“ (1796), wobei er das Thema der Aufgabe (die Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz) benützte, um seine Ansicht über Geschichtschreibung der Philosophie auszusprechen; er fordert nämlich eine über die bloße Geschichtserzählung hinausgehende Darstellung, insofern es sich darum handle, die in ihrem Widerstreite fortschreitende Vernunft im Unterschiede von der schließlich sich selbst setzenden Vernunft zu erfassen, — ein Gedanke, — welcher an Fichte anknüpfend, grundsätzlich auch bei Hegel waltet. Sodann in einer Abhandlung „Ueber Popularität in der Philosophie“ (1797 in Niethammer's Phil. Journal) bemühte sich H., die Schulfesseln systematischer Philosophie abzustreifen, und hierauf lieferte er in Schlegel's Athenäum (1798) zwei Aufsätze: „Ueber die natürliche Gleichheit der Menschen“ und „Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz“, sowie in Niethammer's Journal (1800) eine Schrift „Ueber den Bildungstrieb“. Aus seinem Nachlasse erschien „Ueber das Wesen und die nothwendige Form der Wissenschaften“ mit einem Vorworte Fouqué's in Schelling's Allg. Zeitschrift v. Deutschen f. Deutsche (1813, S. 264 ff.). In diesen Schriften zeigt sich ein Uebergang vom Fichtianismus zur ethisch-religiösen Naturempfindung der Romantiker, welche hier ähnlich wie bei Novalis und Hölderlin zu einem ästhetisch gefärbten Spinozismus führt.

R. Haym, Die romantische Schule (1870), S. 445 ff.

Prantl.

Hülsen: Joh. Dietr. v. H., preuß. Generallieutenant, Chef des Infanterieregiments Nr. 31, Ritter des Schwarzen Adlerordens, Domdechant, Erbherr auf Mitteldorf und Kattern in der Provinz Preußen. Einer Familie angehörig, die mit dem deutschen Orden aus Tirol nordwärts zog, ward er geb. den 1. Juni 1693 zu Bobzin in Preußen und — seit 1710 unter den vaterländischen Waffen — 1754 Generalmajor, im März 1758 Generallieutenant. Der große König rühmt in seinen kriegsgeschichtlichen Nachlaßschriften Hülsen's Eifer während und nach der Schlacht am 18. Juni 1757. Als H. über sein, den 20. August 1760 gegen eine Ueberzahl Oesterreicher und Reichstruppen siegreich bei Strehla bestandenes Gefecht berichtete, erwiderte Friedrich, hocherfreut über „die viele Bravour und gute Disposition": „Ich gratulire euch aufs Gnädigste. Machet an alle Officiers eures unterhabenden Corps Mein höchst gnädiges Compliment" (vgl. Schöning, 7jähriger Krieg II, 390 u. 396). Am 28. Septbr. 1760 schreibt H. dem Könige: „Die Tapferkeit des Feindes schlägt mich nicht; aber seine Menge wird mir lästig, da er mich durch Detachements drängen kann! Doch ohne die größte Noth werde ich ihm nicht einen Pas cediren." Diese Festwilligkeit, Ruhe und Umsicht schätzte der König bei seinem „alten Biedermann" H. so hoch, daß er denselben d. d. Meißen 21. April 1761 zum Oberbefehlshaber auf dem sächs. Kriegsschauplatz wählte, falls Prinz Heinrich nach Schlesien abberufen werde; und in gnädiger Rücksicht auf Hülsen's zunehmende Gedächtnißschwäche bezeichnete der König im Voraus einen General-Major, welcher dem „Greise" das Innehalten der verschiedenerlei Instructionspunkte erleichtern sollte (Schöning III, 35). Wie huldvoll und „freundschaftlich" der Monarch mit H. in Halberstadt am 3. Juni 1763 verkehrte, ersehen wir aus einem Briefe Gleim's an Ramler (H. Pröhle, Friedrich der Gr. und die deutsche Litteratur, 1872, S. 225). Nach dem Hubertsburger Frieden ausgezeichnet durch Ernennung zum Gouverneur von Berlin, erkrankte H. hier im October 1766 an schmerzhaften Leiden, denen er am 29. Mai 1767 erlag. Der König beehrte ihn, theilnahmvoll, noch am 23. Mai, während der Berliner Specialrevue mit einem Besuch. Die „standesgemäße" Beisetzung der Leiche in der Garnisonkirche fand statt am 1. Juni Abends. Prinz Heinrich widmete H. folgenden Nachruf auf dem Rheinsberger Heldendenkmal: „Er war sehr geachtet wegen seiner kriegerischen Befähigung. Mitkämpfer in fast allen Schlachten, wurde er oft verwundet und zeichnete sich immer aus durch seine Unerschrockenheit. In der Schlacht von Torgau befand er sich bei dem unterliegenden linken Flügel; er sammelte einige Truppen; aber seine Pferde waren getödtet; sein hohes Alter und seine Wunden erlaubten ihm nicht, zu Fuße zu marschiren; er setzte sich auf eine Kanone, führte seine Truppen zur Vereinigung mit dem rechten Flügel und ließ sich so auf der Kanone bis ins feindliche Feuer bringen." — Ein Mehreres über H. im Wagener'schen Staats- und Gesellschafts-Lexikon, Bd. IX. Das Zedlitz'sche Adelslexikon bezeichnet H. irrthümlich als unververmählt; aber seine Ehe war kinderlos. Gr. Lippe.

Hulsius: Heinrich H. (Hülse), geb. am 10. Octbr. 1654 zu Cronenburg im Bergischen, studirte zu Duisburg, Marburg, Leyden und Harderwyck Theologie. Im J. 1681 wurde er als Professor der Theologie nach Duisburg berufen, wo er am 29. März 1723 starb. Er vertrat als Docent und Schriftsteller die coccejanisch-pietistische Richtung, die in Duisburg überhaupt heimisch war. Unter seinen Schriften (unter denen namentlich die deutsch geschriebenen eine rein praktische und erbauliche Tendenz haben) ist die bedeutendste: „Summa theologiae s. liber de molitione et opere et sabbatho Dei" (Leyd. 1683), später öfters, auch unter dem Titel „Systema theol. plenum" neu herausgegeben.

Vgl. Miscellan. Duisburg. Th. I, S. 551. Heppe.

Hulsius: Levin H., gebürtig aus Gent in Flandern, kommt 1590 in Nürnberg zum Vorschein, wo er anfangs als Sprachlehrer auftrat, dann Notarius publicus wurde, auch eine Buchdruckerei betrieb, 1602 aber diese Stadt verließ, und nachdem er, in Verfolgung buchhändlerischer Zwecke, anderthalb Jahre sich in Holland und England aufgehalten hatte, zuletzt in Frankfurt a. M. 1606 starb. Daß er ein Buchdrucker gewesen, steht fest, aber er unterscheidet sich insofern von den andern dieses Namens, daß er sich des Druckes hauptsächlich für die Erzeugnisse seiner eigenen Feder bediente. Und zwar sind diese der mannigfachsten, durch kein inneres Band verknüpften Art. Beschreibungen von Ländern, von denen er nur gehört hatte, Biographien von den ersten zwölf römischen Kaisern, dann wieder Biographien aller römischen Kaiser bis auf Rudolf II. stehen in keinem Zusammenhange mit den Schriften über Mechanik, den Gebrauch des Quadranten und ähnliche Gegenstände, die seine eigentliche Liebhaberei gewesen sein mögen. Denn mit dem Plane eines solchen auf 15 Theile berechneten Werkes, das eine Beschreibung aller damals bekannten mathematischen und mechanischen Instrumente enthalten sollte, ging er um, brachte es aber nur bis auf vier. Sein Hauptverdienst bleibt aber, der erste gewesen zu sein, der ein französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch 1600, 8. herausgab, das wiederholte Auflagen erlebte, sowie auch ein desgleichen für das Italienische, was aber so wie seine italienische Grammatik erst nach seinem Tode erschienen sein mag.

S. Will's Gel.-Lexikon und die Fortsetzung von Nopitsch, wo ein Verzeichniß seiner Schriften zu finden. Lochner.

Hülsmann: Jakob H., geb. am 13. Januar 1807 in Duisburg, † am 5. August 1873 in Bonn, Sohn eines Malers, studirte am Gymnasium seiner Vaterstadt und hierauf (1826) an der Universität Bonn, wo er philologische und theologische Vorlesungen hörte. Im J. 1830 übernahm er eine Lehrstelle an der höheren Töchterschule zu Duisburg, 1836 wurde er Gymnasiallehrer in Saarbrücken, von wo er 1837 in gleicher Stellung nach Duisburg zurückkehrte; durch dauernde Kränklichkeit Ostern 1859 genöthigt, seine Entlassung zu nehmen, begab er sich nach Bonn, wo er fortan privatisirend lebte. Seine Geistesrichtung führte ihn zur Religionsphilosophie, und zwar im Sinne Schleiermacher's, über welchen er sich in seiner Schrift: „Zur Säcularfeier Schleiermacher's“ (1868) in schwärmerischer Begeisterung äußerte. Außer zwei Gymnasialprogrammen veröffentlichte er: „Grundzüge der christlichen Religionslehre“ (1847) und eine kurze Darlegung seines spekulativen Theismus: „Auch eine Weltansicht“ (1873 in den Philosophischen Monatsheften, Bd. IX). Aus seinen zahlreichen Briefen sind geschöpft: „Beiträge zur christlichen Erkenntniß“, herausgegeben v. Hollenberg (1872).

Philosophische Monatshefte, Bd. IX, S. 352 ff. Prantl.

Hulsman: Johann H., Maler zu Köln um die Mitte des 17. Jahrhunderts, Schüler des Augustin Braun und tüchtiger Kolorist, der Rubens'schen Schule verwandt. Sandrart, der seiner mit großem Lobe gedenkt, rühmt insbesondere seinen „inventiven herrlichen Geist“. Die kölner Kirchen haben noch manches von ihm aufzuweisen, darunter sind zwei Altarbilder in der St. Ursula- und in der Apostelkirche besonders sehenswerth; das erstere, eine Darstellung aus der Legende des hl. Nicolaus, wurde von dem kaiserlichen Hofrath Johann von Crane 1643 gestiftet, das andere, die Himmelfahrt Mariä ist eine Schenkung der freiherrlichen Familie v. Wolff-Metternich. Das städtische Museum besitzt von ihm das Bildniß des berühmten Reiter-Generals Johann von Werth in lebensgroßer ganzer Figur. In der ehemaligen Düsseldorfer Gallerie sah man ein sehr lobend beurtheiltes Bild von ihm: „Eine vornehme Gesellschaft im

Freien sich belustigend", 1644 gemalt und jetzt in Nürnberg befindlich. H. hat ein seltenes und geschätztes Blatt radirt, einen Reitertrupp in einer Landschaft darstellend. Hollar, Löffler, Fürck und Chr. de Mechel haben nach ihm in Kupfer gestochen.

J. v. Sandrart, Teutsche Academie. Pigage, La Galér. elect. de Dusseldorf. Merlo, Nachr. v. köln. Künstl. J. J. Merlo.

Hülße: Julius Ambrosius H., Technolog, geb. am 2. Mai 1812 zu Leipzig, † am 26. Juni 1876 in Dresden, besuchte mit Christian Albert Weinlig zusammen die Thomasschule in Leipzig und studirte dann daselbst anfänglich Theologie, später hier und in Freiberg Mathematik und Physik. Darauf wirkte er in den Jahren 1834—1840 in seiner Vaterstadt als Lehrer an der öffentlichen Handelslehranstalt und von 1837 an an der Nicolaischule, bis er als Director und Professor für die mathematisch-mechanischen Wissenschaften an die königliche Gewerbschule und die mit dieser verbundene Baugewerkschule in Chemnitz berufen ward, welchen Anstalten er 1841—1850 vorstand. Unter seiner Leitung erweiterte sich die Gewerbschule durch eine landwirthschaftliche Abtheilung, und seiner Anregung war auch die Begründung der Chemnitzer Werkmeisterschule zu danken. Aber ein noch größerer Wirkungskreis eröffnete sich ihm, als er 1850 als Director und Professor für mechanische Technologie und Volkswirthschaftslehre an die Polytechnische Schule in Dresden versetzt ward. Auch dieses Institut entwickelte sich während seiner Amtsführung zu immer ausgedehnterem Umfang und höherer Bedeutung; die Thätigkeit, welche er selbst entfaltete, beschränkte sich jedoch nicht auf das ihm übertragene Lehramt. In den Jahren 1849 und 1869 war er Mitglied der Zweiten Kammer der sächsischen Ständeversammlung; von 1858 an fungirte er als Mitglied der sächsischen Normaleichungscommission, später als Mitglied der Commission für Ausarbeitung einer Eichordnung für den Norddeutschen Bund und das Deutsche Reich; 1863 ward er zum Vorsitzenden der dem Ministerium des Innern beigeordneten „Technischen Deputation" ernannt. Nach dem Tode Weinligs aber legte er am 1. Mai 1873 die Direction des Dresdner Polytechnikums nieder, um das Amt eines Referenten im Ministerium des Innern zu übernehmen. Als solcher widmete er sich besonders den Angelegenheiten der technischen und gewerblichen Bildungsanstalten und den Fächern der Statistik, des Patentwesens und des Eichwesens. — Seine litterarische Thätigkeit anlangend ist hervorzuheben, daß er 1835 mit Weinlig zusammen das „Polytechnische Centralblatt" begründete, dessen Redacteur er bis 1850, dessen Mitarbeiter er bis 1873 blieb. Von der „Allgemeinen Maschinen-Encyklopädie", welche er in Verbindung mit mehreren Technikern herausgab, erschienen nur zwei Bände (1841 und 1844). Unter seinen Beiträgen zu Prechtls „technologischer Encyklopädie" zeichnen sich aus: „Die Kammgarnfabrikation" und „Die Technik der Baumwollspinnerei", welche auch als selbständige Werke veröffentlicht wurden (1861 und 1863).

Programm des Dresdener Polytechnikum für das Studienjahr 1876—77. Dresden 4°, S. 37—39. J. C. Poggendorff, biograph.-lit. Handwörterbuch Bd. 1. Sp. 1154. F. Schnorr von Carolsfeld.

Hulst: Franciscus van der H. hat sich zur Zeit der Religionsänderung, als kaiserlicher Inquisitor besonders verhaßt gemacht. Ueber ihn und seinen Collegen, Nicolaus von Egmond, schreibt Erasmus von Rotterdam: „heut zu Tage ist das Schwert zwei Männern anvertraut, welche außerordentliche Feinde der Wissenschaften sind. Sie werfen jeden den sie hassen, ohne Grund ins Gefängniß und suchen nachher Gründe für seine Verurtheilung." Und dieses Urtheil war in der That nicht zu hart. Um 1470 geboren, studirte er Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, vielleicht zu Löwen, wo er mit dem nachherigen Papste

Hadrian VI. freundschaftlich verkehrte. Er zeichnete sich durch großen Scharfsinn, Thätigkeit und Unbeugsamkeit aus, und war überhaupt ein tüchtiger Jurist und Theolog. Schon um 1504 vertheidigte er die Landesrechte kräftig wider die Anmaßungen der Bischöfe von Luik und Kamerik und erlangte als kaiserlicher Rathsherr am Hofe von Brabant großes Ansehen und bedeutenden Einfluß. Als Karl V. 1521, der Hierarchie gegenüber, die Glaubensinquisition und Bestrafung der Ketzer an sich zog, und im folgenden Jahre einen weltlichen Inquisitor zu ernennen beschloß, war H. der geeignete Mann, da er der kaiserlichen Sache unbedingt ergeben war und man hoffen durfte, der Papst werde um seiner unverdächtigen Katholicität, seines Glaubenseifers und seines hohen Ranges willen den Mangel der für einen Inquisitor erforderlichen Priesterweihe zu übersehen geneigt sein. Schon hatte er als Delegirter des Hofes von Brabant vom December 1521 bis März 1522 dem Proceß wider Jacobus Praepositus und Cornelius Grapheus beigewohnt, als er am 23. April ds. J. seine Anstellung als kaiserlicher Inquisitor erhielt, nebst weit ausgedehnter Befugniß wider die Ketzer zu procediren. Nur sollte er in seinen Entscheidungen dem Gutachten des Präsidenten des Großen Rathes von Mecheln, M. Joost Laurensz oder Lovering, untergeordnet sein. War diese Beschränkung dem neuen Inquisitor schon von Anfang an zuwider, so mußte ihm eine weitere Begrenzung seiner Vollmachten noch anstößiger sein, welche die Staaten von Holland und Zeeland bei Margaretha von Oesterreich erwirkten. Indem er nun mit seinen Gefährten, Nicolaus von Egmond, Johann Latomus, Ruard Topper, Jacob van Hoogstraten und Anderen, die Religionsverfolgung, besonders zu Antwerpen, begann, trachtete er zugleich insgeheim nach Machterweiterung durch päpstlichen Beistand. Im Februar 1523 wagte er, den allgemein geachteten Advocaten Cornelis Hendriks Hoen in seiner Wohnung im Haag aufzuheben und, als der Ketzerei verdächtig, nach Gertruidenberg zu führen. Diese Verletzung der Landesprivilegien machte ihn nicht nur beim Volke durchaus verhaßt, sondern auch bei der Erzherzogin verdächtig. Sie befahl ihm, den Hoen nach Holland zurückzuführen und dort gegen ihn zu procediren, was er jedoch aus Furcht für sein Leben nicht wagte. Bei den Staaten von Holland wurde öffentlich von W. Hugo van den Eynde der Vorwurf des Todtschlags, der Bigamie und des Verrathes gegen ihn erhoben und als er im Juni 1523 vom Papste Hadrian VI. die Ernennung zum geistlichen Inquisitor erhielt, war es der Erzherzogin klar, daß er den Dienst des Kaisers mit dem des Papstes vertauscht habe. Daher wurde er schon im September desselben Jahres suspendirt und am 9. October von Margaretha aller seiner Functionen entsetzt. Bei Untersuchung der wider ihn erbrachten Anklagen entging er kaum dem Todesurtheile und nur der Einfluß hochgestellter Freunde verschaffte ihm nach zwei Jahren eine weit mehr untergeordnete Stellung bei den Glaubensgerichten in Brabant. Seine weiteren Schicksale sind völlig unbekannt; doch ist sein Todesjahr nicht später als um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu setzen.

J. G. de Hoop Scheffer, Geschied. der Hervorm. voor 1531, Hoofdst. II. Vgl. van der Aa, Biogr. Woordenb. v. Slee.

Hülzing: Der H., Meistersänger des 15. Jahrhunderts, welcher von Michael Beheim unter den Nachmeistern des Gesanges, im Gegensatz zu den alten Meistern genannt wird. Seine Meistergesänge sind sämmtlich in seinem „Hofton" verfaßt, der identisch mit dem in anderen Quellen genannten weisen (weißen?) Ton und wahrscheinlich auch der von Wagenseil erwähnten Klageweise ist. In einem gibt er eine Paraphrase des Paternoster, in einem anderen

straft er kunstlose Sänger, die nichts von den sieben Künsten verstehen; ein dritter ist ein in scherzhaftem Tone gehaltenes Preislied.

Vgl. Germania, 3, 314 ff. Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, S. 183, 609 ff. K. Bartsch.

Humann: Johann Jacob H., Bischof von Mainz, geb. am 7. Mai 1771 zu Straßburg, † am 20. August 1834 zu Mainz. Er erhielt seine erste Bildung 1782—87 in dem königlichen Colleg seiner Vaterstadt, trat 1790 in das dortige Priesterseminar ein, ging nach dessen Aufhebung mit dem Fürstbischof Rohan nach Ettenheim-Münster und wurde 1796 zu Bruchsal zum Priester geweiht. Nachdem er einige Jahre in Franken und am Rhein in der Seelsorge, eine Zeit lang zu Frankfurt als Hauslehrer thätig gewesen, ernannte ihn der Bischof Colmar von Mainz, dessen volles Vertrauen er genoß, 1802 zu seinem Secretär, 1803 zum Domherrn, 1806 zum Generalvicar. Nach dem Tode Colmars war er 1819—30 Bisthumsverweser. Ein ihm angebotenes französisches Bisthum schlug er aus (sein Bruder war unter Ludwig Philipp wiederholt Minister). Bei der Reorganisation des Bisthums Mainz im Jahre 1830 wurde H. Domdecan. Nachdem der am 12. Januar 1830 eingesetzte Bischof Vitus Burg schon am 22. Mai 1833 gestorben war, wurde H. am 15. Juli zu seinem Nachfolger gewählt, am 20. Januar 1834 präconisirt und am 8. Juni durch den Bischof von Fulda consecrirt. Er stand der Diöcese, in der er so lange segensreich gewirkt hatte, nur wenige Wochen als Bischof vor. Ein „Lehr- und Gebetbuch für katholische Christen", welches H. auf Veranlassung Colmars verfaßte, erlebte eine Reihe von Auflagen. 1836 wurden Predigten von ihm von „Freunden und Verehrern des Verewigten" mit einer Biographie desselben herausgegeben. Rheinwald's Repertorium, X. 91.

Reusch.

Humblot: s. **Duncker** Bd. V S. 467 ff.

Humboldt: Friedrich Wilhelm Christian Karl Ferdinand v. H., der ältere der berühmten Brüder; Denker und Forscher von tiefem und klarem Geiste, bedeutend für Theorie im allgemeinen, epochemachend für die der Sprache; überdies hochsinniger Staatsmann, unvergeßlich als Unterrichtsminister; nicht am wenigsten merkwürdig durch das menschliche Ganze seiner Persönlichkeit; geboren am 22. Juni 1767 in Potsdam, † im Schlößchen Tegel am 8. April 1835.

Die Familie H. erscheint vom Ende des 16. Jahrhunderts an in der Neumark, noch bürgerlich, in Aemtern städtischer und ländlicher Verwaltung. Konrad H., der studirt hatte, als Begleiter kurfürstlicher Gesandtschaften zum Legationsrath aufstieg und ein Fräulein v. Borcke heirathete, ward 1685 als brandenburgischer Amtmann über die Starostei Draheim gesetzt, wo er 1723 starb. Sein einziger Sohn Hans Paul H. trat ins Heer und lebte, nachdem ihm 1706 als Kapitän bei Turin ein Fuß zerschossen worden, pensionirt in Hinterpommern bis 1740, vermählt mit einer v. Schweder; 1738 erbat und erhielt er vom Könige die Bestätigung des Adels, welcher vermuthlich conventionell schon dem Vater Konrad beigelegt worden war. Von den vier Söhnen, die ihn überlebt und sämmtlich als Offiziere die schlesischen Kriege mitgemacht haben, stand Alexander Georg v. H. (1720—79) im siebenjährigen Krieg als Adjutant bei Herzog Ferdinand, nahm jedoch schon 1762 als Major den Abschied. Zwei Jahre darauf von Friedrich d. Gr. zum Kammerherrn bei der Gemahlin des Thronfolgers ernannt, verließ er 1769 nach deren Scheidung den Potsdamer Hof, blieb indeß beim Prinzen von Preußen selbst so entschieden in Gunst, daß man sogar den künftigen Minister in ihm erblickte; doch hat er den Thronwechsel nicht erlebt. Cavalier von gewandtem und munterem Wesen, galt er übrigens für verständig und geschmackvoll, menschenfreundlich und patriotisch. Er verband sich 1766 mit der verwittweten Freifrau v. Holwede, Maria Elisa-

beth v. Colomb (1741—96), Cousine der späteren Fürstin Blücher, aus alter Hugenottenfamilie, einer Dame von ernster, vornehm gemessener Haltung, die ihm ansehnlichen Grundbesitz zubrachte, ein Haus in Berlin und Landgüter, zum Theil von ihrem ersten Gatten überkommen, welcher auch das Schlößchen Tegel, einst Jagdhaus des großen Kurfürsten, nördlich von der Hauptstadt an einem Havelsee anmuthig gelegen, in Erbpacht besessen hatte.

Dieser Ehe entsprangen zwei Söhne, unser Wilhelm und der zwei Jahr jüngere Alexander; sie verlebten Kindheit und erste Jugend gemeinsam und genossen wesentlich die gleiche ausgezeichnete Erziehung und Vorbildung, deren Einleitung noch das Verdienst des Vaters, deren Durchführung das der Mutter ist. Die Absicht war, da die militärische Laufbahn die Familie bisher nicht eben weit geführt, die jungen Edelleute für hohe Civilämter tüchtig zu machen; an einen vom Staatsdienst abgekehrten, rein wissenschaftlichen Beruf dachte man von Haus aus keineswegs. Allein Zeit und Ort brachten es mit sich, daß die Vorbereitung auf jenen immerhin auch für diesen den Grund legen konnte; denn in dem nämlichen Ideal der Aufklärung kamen in Berlin während der letzten Jahre Friedrichs d. Gr. Staat und Gesellschaft, Litteratur und Schule überein. Und so ward gleich zum ersten Hofmeister der Gebrüder H. einer der eifrigsten Verehrer dieses Ideals erlesen: der junge Campe begann dort (1769 bis 73 und abermals 1775—76) seine pädagogische Thätigkeit. Vornehmlich Wilhelm empfing von ihm anregenden Elementarunterricht; Campe's Theilnahme und vor allem seine Kinderschriften haben jedoch auch nach seinem Weggang noch die Fortschritte beider Knaben begleitet. Ungleich wichtiger ward für deren individuelle Ausbildung freilich der 1777 als Erzieher in Tegel eintretende G. J. Christian Kunth, der sich später als Beamter, durch Stein's Freundschaft geehrt, um die moderne Entwickelung des Gewerbewesens in Preußen wohlverdient gemacht. Ebenso gewissenhaft wie freisinnig schon als junger Mann, hat er die beiden H. nicht blos über ein Jahrzehnt hindurch bis in die Universitätsstudien hinein sicher geleitet; er gewährte vielmehr nach dem frühen Tode des Vaters an der Seite der durch ein schweres chronisches Leiden heimgesuchten Mutter dem ganzen Hausstand eine praktische Stütze. Kunth unterwies seine Zöglinge anfangs selber; für die höheren Curse jedoch, insbesondere für Mathematik, Griechisch und die modische Philosophie wurden allmählich die besten Lehrkräfte der Residenz zu Privatstunden angeworben, weshalb die heranwachsenden Brüder seit 1783 auch den Sommer in Berlin zuzubringen pflegten. Daran schlossen sich sodann noch andere Vorträge, bereits von akademischem Zuschnitt: statistisch-politische von Dohm, naturrechtliche von Klein, der an der Abfassung des Landrechts mitarbeitete. Den größten Theil seiner Bildung aber glaubte Wilhelm zunächst unter allen Lehrern dem philosophischen, Engel, schuldig zu sein; in die Popularphilosophie, dies Centrum der Aufklärung, schlägt denn auch der erste litterarische Versuch des Neunzehnjährigen, ein 1787 in Zöllner's Lesebuch für alle Stände gedruckter Aufsatz, worin Sokrates und Plato als Zeugen für die Wahrheiten der natürlichen Religion vorgeführt werden. Die Früchte des Unterrichts zeitigte der Umgang, indem die jungen Herren v. H. alsbald auch mit den übrigen Häuptern der Berliner Weisheit, in deren Mitte noch der Schatten Lessing's wandelte, den Biester, Teller, Mendelssohn, Friedlaender und Genossen in freundliche Beziehung traten. Da übte man täglich jene beflissen logische Denkweise, die mit Vorliebe dazu benutzt ward, das eigene Dasein unter steter rationalistischer Controle zu halten. Wilhelm v. H. gewann dabei materiell ein theoretisches Interesse am Menschen als solchem, während er formell sein Talent zur Untersuchung, Kritik und Erörterung methodisch zu entwickeln vermochte. Dennoch ging er als ein Glied der jüngeren Generation von vorn-

herein nicht auf in der ortsüblichen Verstandeskrämerei der vorwaltenden Männer; hinter allem Witz seines Kopfes kam schon damals auch sinnliche Natur und echte Herzensempfindung zum Vorschein, die er in den wärmeren Regionen der Frauenwelt, zumal einer Henriette Herz gegenüber, getrost in schwärmerischen Anwandlungen kundgab. Ein Geheimbund, den er dieser Freundin stiften half, zum Zwecke der Beglückung durch Liebe auf Grund moralischer Veredlung, erfüllte die Correspondenz seiner Studienzeit mit redseliger Gefühlsdialektik.

Zwanzig Jahr alt, bezog er mit Bruder und Hofmeister die märkische Hochschule, um Jura zu studiren, während für Alexander Cameralia bestimmt wurden. Auch dort hörten die Brüder fast nur Privatissima; da jedoch auf der Viadrina im ganzen wenig zu holen war, so verließen sie Frankfurt schon nach einem halben Jahre, Ostern 1788, und Wilhelm allein ward von Kunth nach Göttingen übergeleitet, um fortan auf eigenen Füßen zu stehen. Kaum drei Semester hat er der Georgia Augusta angehört, aber vortrefflich vorbereitet, gescheut und fleißig, wie er war, reichten sie hin, um seine Berufsstudien zu vollenden. Was immer an juristischer, politischer und historischer Disciplin auf dieser Universität ihrem vornehmsten Zweck gemäß zu erwerben war, eignete sich H. an, und doch nahm er zugleich mit noch lebhafterer Neigung die Alterthumswissenschaft auf, wie sie in Heyne's Colleg und Seminar dargeboten ward, so daß ihn dieser zu den besten Philologen seiner Schule rechnete. In den willkommenen Stunden der Einsamkeit aber versenkte sich der musterhafte Student in Kant und erweckte bald Staunen über den Grad seiner Einsicht in das schwierige System, welches den bisherigen Jünger des „Philosophen für die Welt“ mit Macht in eine unendlich tiefere Schicht der Selbstbetrachtung hinabzog. Sogar der spottlustige Alexander, der ihm nach einjähriger Trennung nach Göttingen folgte, fing an, die jetzige Bildung des Bruders, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit zu bewundern. Ueber Hörsaal und Büchern wurden indeß Leben und Welt nicht versäumt. In Heyne's Hause lernte H. Forster und Therese kennen, die gerade 1788 zwischen Wilna und Mainz in Göttingen rasteten und durch ihr geist- und gefühlvolles Wesen den stärksten Eindruck auf seine empfängliche Seele machten. Die erste Ferienreise führte ihn deshalb im Herbst 1788 zu Forster nach Mainz und von da stromab nach Pempelfort zu Jacobi, ins Hauptquartier der genialen und sentimentalen Partei, in welchem H., dem feindlichen Lager der einseitigen Verständigkeit schon entschieden entfremdet, sich leicht zurecht fand, ohne doch etwa selbst zur phantastischen Fahne zu schwören. Unvergleichlich größere Scenen that sodann das J. 1789 vor ihm auf. Bereitwillig schloß er sich im Sommer dem begeisterten Ausfluge Campe's ins revolutionäre Frankreich an und ließ im August ein paar Wochen lang die buntesten Bilder des neu erregten Pariser Volkslebens an sich vorüberziehen. Auf der Heimfahrt sprach er wieder in Mainz vor und nahm im innigsten Verkehr mit Forster an der Schrift über Proselytenmacherei, welche dieser gegen die Unduldsamkeit der Berliner Aufklärer richtete, beirathenden Antheil. Von da durchzog er den Herbst über Südwestdeutschland und die Schweiz, nach Tagessitte mit gleich lebendigem Trieb um Naturgenuß und Kenntniß merkwürdiger Menschen bemüht. Wie sehr er jedoch dem gewöhnlichen Schlage der in Bildungsgeschäften Reisenden jener Zeit überlegen war, beweist der sichere Scharfblick, mit dem er sofort das hohle Treiben Lavater's durchschaute. Immer fester stellten sich ihm selber, den Extremen der Schwärmerei wie der Nüchternheit gegenüber, Kopf und Herz ins Gleichgewicht. Frei und besonnen, frisch und reif, in heiterer Gelassenheit, eine früh abgerundete Persönlichkeit, die deshalb nur ganz oder gar nicht zu ergreifen und zu halten ist, so geht er nun der Heimath und dem Beruf entgegen; noch unterwegs aber erwartet ihn ein verhängnißvoll ablenkendes Glück.

Im December 1789 lernte H. zu Erfurt im Kreise Dalberg's die Tochter des gewesenen Kammerpräsidenten v. Dacheröden, Karoline, genauer kennen, mit der ihn schon vor Jahr und Tag jene empfindsame „Loge" der Berliner Freundinnen in sympathische Beziehung gebracht. Die strahlende Anmuth und sinnige Liebenswürdigkeit, wodurch sie selbst in Schiller's Augen ungewöhnlich und idealisch erschien, fesselte H. dergestalt, daß er sich auf einem Weihnachtsbesuch, den man in Gesellschaft der nahbefreundeten Schwestern v. Lengefeld in Weimar abstattete, mit ihr versprach. Noch bis ins Frühjahr 1790 verweilte er dann in Erfurt und bildete dort in der glücklichen Epoche eines natürlich erhöhten Eigengefühls die schon ursprünglich individualistische Anlage seines Wesens grundsätzlich zur Gesinnung aus. Er entwirft das Programm seines Lebens, indem er am 8. Febr. 1790 an Forster schreibt: „mir heißt ins Große und Ganze wirken auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und blos auf sich wirkt; man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehen und nutzen; der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellectuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andere, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist oder gewesen ist". Eine hocharistokratische Ansicht, die, rein ethisch genommen, sich noch gar wohl als ideeller Hintergrund mit direct gemeinnützigem Handeln vertrüge; und in der That entzog sich H. einem solchen nicht sogleich. Im Sommer 1790 trat er in Berlin seinen Probecursus im Staatsdienst als Referendar am Kammergericht an. Es waren die Zeiten des Wöllner'schen Regiments, das in seinem Kampf gegen alle geistige Unabhängigkeit einem Jüngling von solcher Erziehung und Richtung aufs tiefste verhaßt sein mußte. Desto mehr hätte er sich verpflichtet fühlen sollen, in der festen Stellung des Richters ausharrend, bessere Tage anbahnen zu helfen. Er freute sich seiner Mitwirkung im Unger'schen Proceß, wo er (Anfang 1791) neben seinem Lehrer Klein, dem das Urtheil oblag, das Protokoll zu führen hatte; er sah ein, daß er Nutzen stifte und künftig unendlich mehr werde stiften können. Trotzdem zog er sich nach Ablauf des Jahres im Sommer 1791 kaum 24jährig mit dem Titel eines Legationsrathes aus der Praxis völlig zurück; aus keinem anderen Grunde, als weil er darin ein Hinderniß für jenen Drang nach höchster Selbstbildung erblickte. Egoist, wiewol in edelster Gestalt, Epikureer, wenn auch vom feinsten Korn, nahm er dem Schicksal, das ihn bisher verwöhnt, gewissermaßen die Arbeit seiner ferneren Verwöhnung ab. Seit Juli 1791 vermählt, widmet er sich einem idealistischen Stillleben, zunächst auf einem Gute des Schwiegervaters, Burg-Oerner bei Hettstedt in der Mansfelder Grafschaft. Für eine Natur, wie die seine, mußte eine geistig ebenbürtige Ehe der unerschöpfliche Quell des reinsten Glückes werden, und so hat er daraus mit vollen Zügen fast 38 Jahre bis an den Tod der Gattin, ja auch hernach noch bis an den eigenen im geweihten Gefäße sehnsüchtigen Andenkens, genossen. Was er aber am meisten an der Lebensgefährtin rühmte, war wiederum, daß ihr Umgang durch sich selbst unmittelbar und unaufhörlich bilde, und zwar einen jeden in seiner eigenen Natur, da Ehrfurcht vor jeder inneren Freiheit einer ihrer Hauptzüge sei. So sah er sich denn an ihrer Seite von Anfang an in seinem wichtigsten Vorhaben kräftig gefördert und hoffte dabei, in glücklichen Stunden auch für andere zur Bereicherung oder Berichtigung der Ideen beitragen zu können, wozu ja alles Thun und Treiben in der Welt nur Mittel sei.

In diesen Burgfrieden beschaulichen Ideenlebens aber drang nun doch als Object zunächst gerade die Politik ein; der gewaltige Fortgang der Revolution, die sich eben anschickte, das Problem der besten Staatsordnung gemeingültig für die Menschheit zu lösen, gewann auch dem Einsiedler der Humanität eine kritische

Betrachtung ab. Im August 1791 richtete H. an einen Berliner Freund einen Brief, den er dann in Biester's berlinischer Monatsschrift (Januar 1792) als „Ideen über Staatsverfassung durch die neue französische Constitution veranlaßt“ ohne sein Zuthun gedruckt sah. Mit merkwürdigem realistischen Takt erklärt er darin jeden Versuch, einer Nation eine nach bloßen Grundsätzen der Vernunft systematisch entworfene Staatsverfassung aufzuerlegen, für praktisch eitel; denn da die Vernunft überhaupt menschliche Kraft nur zu reizen und zu lenken, nicht aber zu erzeugen vermöge, so bedürfe es statt des abstracten Verfahrens vielmehr steter Rücksicht auf die concrete Gegenwart in ihrer ganzen individuellen Beschaffenheit; wodurch also im Gegensatz zur Revolution, deren anregende und erweckende Bedeutung selbst über die Grenzen Frankreichs hinaus H. gern anerkennt, eine dauerhafte Wirkung doch allein der Reform zugesprochen wird. Ganz richtig witterte Dalberg, den H., als er Anfang 1792 auf einige Zeit nach Erfurt übersiedelte, in näherem Verkehr seines sittlichen Strebens halber schätzen lernte, in solchen Sätzen zugleich eine Verurtheilung des josephinischen Staatsideals, dem er selber huldigte, und stellte deshalb dem Freunde die principielle Frage nach den Grenzen der Wirksamkeit des Staates. Hieraus erwuchs das im Mai 1792 vollendete Werkchen: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“, die erste größere Schrift Humboldt's, die übrigens an Geschlossenheit und Durchführung von keiner späteren erreicht wird. Die Berliner Censoren standen an, ihren Druck zu gestatten, und ehe dann Schiller anderwärts einen Verleger ausfand, stiegen H. selbst Zweifel an ihrer Vollkommenheit auf, sodaß 1792 nur drei Bruchstücke davon in der berlinischen Monatsschrift, ein viertes in der Thalia veröffentlicht ward, während der noch vorhandene Rest der Handschrift erst 1851 posthum ans Licht trat. So ist der höchst originellen Arbeit ein Einfluß auf die folgende Entwickelung der politischen Theorie entgangen, den sie bei ihrer einseitigen Energie sonst, theils anziehend, theils abstoßend sicherlich geübt haben würde. Sie bezeichnet nämlich, nur etwa von Fichte abgesehen, den Gipfel der naturrechtlichen Staatslehre nach der individualistischen Seite. Dem Endzweck der höchsten Freiheit und mannichfaltigsten Kraftentwickelung des Einzelnen gegenüber wird der Staat zur bloßen Nothanstalt für das einzige nicht anders zu befriedigende Bedürfniß der Sicherheit herabgedrückt, die er nach außen und innen durch Machtbereitschaft und Rechtspflege gewähren soll. Auf allen übrigen Gebieten wird die unselige Regiersucht, das anmaßende Bemühen, das physische oder gar das moralische Wohl der Individuen durch staatliche Fürsorge zu fördern, von H. aufs lebhafteste bekämpft. Was so dem Staat entzogen wird, theilt er der Gesellschaft zu; der freien Vereinigung der Individuen zu bestimmten Zwecken in selbstgewählten Formen; diesen Associationen aber spricht er doch wieder jede Spur von corporativer Festigkeit ab und damit jede Dauer über das momentane Belieben des Einzelnen hinaus, sodaß der Gefahr einer atomistischen Zersplitterung solches individuellen Gemeinlebens nirgend ernstlich vorgebaut wird. Man sieht, es ist lediglich die theoretische Negation der allgewaltigen Staatspraxis, wie sie etwa Friedrich d. Gr. im materiellen Bereich ausgeübt, sein Nachfolger auch auf das geistige Dasein auszudehnen trachtete; von positivem Ersatz ist kaum die Rede, denn auch die nationale Idee, welche das damalige Frankreich in all seinem Umsturz zusammenhielt, berührt das politische Denken Humboldt's so wenig, wie das seiner deutschen Zeitgenossen. Erscheint so seine Schrift hauptsächlich als eine Anklage wider das Wesen des Staatsverbandes, von dem er seine Thätigkeit soeben losgerissen, so dient sie damit natürlich andererseits zur Rechtfertigung dieser seiner subjectiven Handlungsweise. Bedauern und Mißbilligung der Freunde wusch er gleichsam ab im kühlen Element der reinen

Theorie. Denn nur als solche stellt sich ihm selber seine Untersuchung dar, wiewol er immerhin hoffte, von deren Wahrheit auch den künftigen Regenten in Dalberg zu überzeugen. Allein dieser, der die Abhandlung mit dem Verfasser sorgfältig durchging, beharrte nichtsdestoweniger bei seiner nahezu entgegengesetzten Ansicht, der er in einer 1793 anonym herausgegebenen Gegenschrift überschwänglich wie immer phrasenhafte Worte lieh.

Nachdem sich H. so auch in Gedanken wie vordem in Wirklichkeit vom öffentlichen Leben losgesagt, blieb ihm volle Muße für jenes rein humane Geschäft individueller Selbstentwicklung, dessen natürliche Reize er für sich und die Welt in das ernste Gewand der Pflicht gehüllt hatte. Es ist gewissermaßen eine zweite Studienzeit, die er nun in unvergleichlich erweitertem und zugleich erhöhtem Kreise durchläuft bis zu dem Augenblick, wo das ungeheure Schicksal des Vaterlandes auch an ihm die Bekehrung des genießenden Menschen zum entsagenden Bürger vollbringt. In dieser zweiten Studienzeit führt ihn ein günstiges Geschick von den Talenten zu den Genien: an Stelle der Heyne, Forster und Jacobi treten ihm die Wolf, Schiller und Goethe; statt der früheren flüchtigen Reisen an den Rhein, nach Paris, Süddeutschland und der Schweiz wird ihm sodann ein ausgiebiges Wandern und Weilen in der schönsten und denkwürdigsten Fremde, in Frankreich, Spanien und Italien gewährt. Das alles aber, soviel sich ihm darbietet an Geist und Natur, nimmt er frei und groß in sich auf mit dem ästhetischen Sinn, in welchem Genuß und Thätigkeit sich ununterscheidbar durchdringen; er lebt und webt darin mit ungetheilter Hingabe ohne jeden Ehrgeiz, zufrieden mit der bloßen Geltung seiner inneren Existenz, und wird durch solche Bescheidenheit des Vertrauens der schöpferischen Freunde desto würdiger. Unter den stillen Gesellschaftern sozusagen jener klassischen Periode unserer Litteratur fiel ihm daher mit Recht die oberste Stelle zu.

Vornan steht unter Humboldt's neuen geistigen Verhältnissen das zu Friedrich August Wolf und seiner großartigen Philologie. Schon früher war es zu flüchtiger Berührung beider Männer in Erfurt gekommen, schon durch seinen Jugendunterricht und zumal durch seine Göttinger Studien waren H. Liebe und Verehrung für das Alterthum eingeflößt worden, unmittelbar nach dem Abschluß seiner politischen Schrift hat er sich an die Uebersetzung einer pindarischen Ode gewagt, die er 1792 in Berlin erscheinen ließ; allein erst ein Besuch, den er im Sommer dieses Jahres in Halle machte, begründete persönlich und sachlich eine tiefe und unzerstörbare Verbindung. Besonders die nächsten anderthalb Jahre bis zu seiner Uebersiedlung nach Jena ergab er sich nun im regelmäßigen, zugleich freundschaftlichen und wissenschaftlichen Briefwechsel mit Wolf, welcher bisweilen durch gastliche Einkehr hüben und drüben lebendig angefrischt ward, dem emsig eindringenden Studium der Alten, vorzüglich der Griechen. In der winterlichen Einsamkeit zu Auleben, einem anderen, in der güldenen Aue belegenen Erbgut der Frau v. H., oder wieder auf Burg-Oerner, selbst durch die Gattin, die hier Griechisch von ihm lernte und mit ihm las, nicht unterbrochen, vergrub er sich so völlig und so befriedigt in dies Studium, daß, wie er versichert, auch der letzte Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, in ihm erstarb. Auch geräuschvollere Aufenthalte in Erfurt, Tegel, Dresden, Jena konnten deshalb nur äußerlich störend dazwischentreten. Der Grund nun, warum H. damals mit so einziger, jeden fremden Gedanken abweisender Begeisterung das griechische Alterthum ergriff, war der Glaube, auf keinem anderen Wege so unmittelbar sein inneres Ziel vollendeter menschlicher Bildung erreichen zu können; denn in den Griechen erkennt er das Muster vielseitiger und harmonischer Humanität und somit den größten Gegenstand geistig aneignender Betrachtung. Diese ursprünglich private Auffassung aber erhielt eine

ins allgemeine wirkende Bedeutung, indem H. sie Anfang 1793 auf Wolf's Anmahnung für diesen schriftlich entwickelte. Der geniale Reformator der Alterthumswissenschaft empfing in dieser „Skizze über die Griechen" aus der Feder seines philologischen Genossen erst die wahrhaft ideale Verklärung der Summe seiner eigenen gelehrten Bestrebungen; Grundgedanken und Hauptsätze der Arbeit Humboldt's hat er noch 1807 in seiner „Darstellung der Alterthumswissenschaft" verwerthet und verbreitet, und so ist der naive Hellenismus der ersten Humanisten, wie er in Humboldt's Weltansicht wieder aufgelebt und von ihm zum philosophischen Bewußtsein gesteigert war, in die neue kritische Aera der klassischen Studien übergegangen. H. selber ist nicht dazu gediehen, aus jener Skizze etwas ausgeführtes hervorzugestalten, wie es ihm noch in den folgenden Jahren als Schilderung der griechischen Individualität, als Bild des griechischen Dichtergeistes oder endlich — in immer engeren Umrissen — als Charakteristik der hellenischen Lyrik, ja Pindar's allein, vorschwebte. Für die Hauptsache galt ihm stets, daß eine solche Idee das Leben beständig begleite; es schade nichts, wenn sie auch nie zustande käme; noch unsäglich weniger aber war ihm natürlich an Publication des etwa zustande gekommenen gelegen. So erschienen denn bei seinen Lebzeiten von einschlagenden Stücken in verschiedenen Zeitschriften nur noch die Uebersetzung eines Chores aus Aeschylus' Eumeniden (1793), die zweier weiterer Pindaroden (1795—97), während ungefähr ein Dutzend anderer erst aus seinem Nachlaß herausgegeben wurden, ferner die bewundernde Anzeige von Wolf's Edition der Odyssee (1795) und endlich 1816 als Buch die der Gemahlin gewidmete Uebersetzung des aeschyleischen Agamemnon, ein Produkt zwanzig Jahre lang wieder und wieder aufgenommener, zuletzt bis zur peinlichsten Ueberfeinerung angestrengter Arbeit. Wie ihn nämlich die beiden schwungvollsten hellenischen Dichter am meisten anzogen, so hielt er andererseits eine metrisch und grammatisch charaktertreue Uebersetzung überhaupt für das zweckmäßigste Mittel zum activen Verständniß antiker Poesie. Glücklicherweise jedoch ist der Welt von Humboldt's lebenslänglicher klassischer Privatlectüre, die er selbst im Staatsamt als Gegengift gegen die menschenverderbenden Akten gebraucht hat, wenigstens indirect unendlich viel mehr zugute gekommen. Denn nicht allein lieferte ihm das griechische Alterthum werthvolles Material für die ästhetische Theorie, mit der er Schiller und Goethe beifällig an die Hand ging; vor allen Dingen sog er aus jener stillvergnügten Philologie den grenzenlosen Enthusiasmus für die Sprache als solche, der ihn später auf dem Felde der allgemeinen Linguistik zu wahrhaft bedeutender eigener Produktion anfeuerte. Man muß in seinen Briefen an Welcker lesen, wie er (am 18. März 1823) einige Verse des Homer, und wenn sie aus dem Schiffskatalog wären, für den höchsten denkbaren Trost im Momente des Todes erklärt, oder ein andermal (im Februar 1826) die Idee, daß alle wahrhafte Geistesbildung aus den Eigenthümlichkeiten des attischen Dialekts hervorgehe, als sein unverändertes Glaubensbekenntniß ausspricht, um zu ermessen, wie viel Nahrung sein sprachwissenschaftlicher Trieb aus dem Boden seiner Alterthumskunde gezogen hat. Daß dies aber von vornherein geschehen konnte, wofür man frühes Zeugniß in seinem Briefwechsel mit Schiller findet, verdankt er doch wol vornehmlich dem methodischen Muster des großen Philologen von Halle. Gleich den Helden bei ihrem Homer tauschten die Gastfreunde Wolf und H. ihre Rüstung aus: wenn der eine seiner geübten Alterthumswissenschaft die Weihe der reinsten humanistischen Idee heimbrachte, trug der andere die Technik der grammatischen Einsicht für die künftigen Aufgaben seiner vergleichenden Sprachforschung davon.

Ende Februar 1794 siedelte H. nach Jena über, wo er bis zur Mitte des folgenden Jahres 16 Monate lang verweilte. Durch die zunehmende Krankheit

der Mutter in Berlin festgehalten, fand er dann erst im Spätherbst 1796 Gelegenheit zu einem zweiten, leider nur halbjährigen Jenenser Aufenthalt. Es war die glücklichste Constellation in seiner Lebensbahn, als ihm so, wie er noch spät in poetischer Erinnerung rühmt, das Schicksal die beiden strahlverwandten Zwillingssterne, Schiller und Goethe, in Freundesnähe rückte. Eben eigentlich um Schiller's willen, den er bei früheren Begegnungen stets höher hatte schätzen lernen, zog er nach Jena; und von nun an verband beide feste Männerfreundschaft, die, auf intellectuelle und moralische Harmonie gegründet, auch hernach in der Trennung unversehrt blieb. Was H. diese ideenreichsten Tage seines Lebens, wie er sie nach Schiller's Tode genannt hat, geistig bedeuteten, darüber bedarf es keines Wortes. Daß auch Schiller dabei nicht leer ausging, beweist für das verklungene Gespräch, worin beide Meister waren, der erhaltene Briefwechsel, wie er zumal in jener Pause des persönlichen Umgangs 1795—96 eifrig gepflogen ward. Für die ästhetische Speculation, mittels deren sich der Dichter damals von der Wissenschaft zur Poesie zurück die Brücke schlug, ließ sich kein besserer Gehülfe denken als H., der bei gleicher dialektischer Gabe mindestens ebenso gründlich im Kant Bescheid wußte, vor allem jedoch aus eigener Bewanderung die unendlich feinere und richtigere Kenntniß der Griechen besaß. Die wieder anhebende poetische Praxis des Freundes aber begrüßt, begleitet und bestärkt er dann mit dem lebendigsten Antheil unbegrenzter Empfänglichkeit. Neben dem auffordernden Schöpferbeispiel Goethe's und dem orientirenden Kennerurtheil Körner's bot H. durch auslegende Doctrin ermuthigende Bestätigung dar. Unmittelbare Dienste leistete freilich nur seine sprachliche Detailkritik; sichtlich angeregt hat er unter den Produkten der didaktischen Lyrik Schiller's, die er so innig verehrte, höchstens die Würde der Frauen, die Geschlechter und einige nächstverwandte Epigramme. Den irreführenden Rath, den Wallenstein in Prosa zu schreiben, wird man gering anschlagen gegen die überzeugende Gewißheit, mit der er dem zweifelnden Dichter als die ihm eigentlich bestimmte Gattung das heroische Drama anwies. Die Hauptsache bleibt, daß die ganze merkwürdige Individualität Schiller's von niemand anders mit so anschmiegendem Nachfühlen und -denken begriffen ward, als von H. Ist er so schon damals, wo es etwa nöthig war, wie 1795 in Berlin Gentz oder Rahel gegenüber, zum beredten Apostel des Dichters geworden, so ward viel wichtiger noch sein Entschluß, das treubewahrte Charakterbild des Verewigten einer hochmüthig vergessenden jüngeren Generation in reinen Zügen wieder vor Augen zu stellen. Angetrieben durch das Erscheinen des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels, gab H. 1830 auch seine eigene Correspondenz mit dem Freunde in sorglicher Auswahl des wirklich Bedeutenden heraus und leitete das Buch ein durch eine „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung“, welche, wie sie beiläufig auch Kant durch das schönste und gerechteste Lob ehrt, das ihm jemals gespendet worden, so über Schiller's Denk- und Dichtart im allgemeinen und die Natur seines Idealismus insbesondere den triftigsten Inhalt in bündigster Form ausspricht; eine seitdem oft umschriebene, jedoch nie übertroffene Darstellung. Derselbe Mann aber, der so zwischen Schiller und der Nachwelt vermittelte, vermochte zugleich den theoretischen Unterhändler zwischen Goethe und der Mitwelt abzugeben. Aeußerlich knüpfte das neue Verhältniß ungezwungen an die epochemachende Verbindung an, welche gerade im Sommer 1794 die Dichterfürsten selber eingingen; man glaubt es gern, wenn H. dann im März 1797 von einer unendlich interessanten Existenz an Körner berichtet, die er in Jena zwischen beiden führe, mitten im Feuer der Composition von Hermann und Dorothea und Wallenstein. Innerlich verstand sich für den Jünger der Hellenen, in dessen eigener Seele neben dem Gedanken auch die Anschauung kräftig lebte, begeisterte Freude am Wesen Goethe's

von selbst. Auch dieser aber fühlte sich durch die klare Einsicht in sein Wollen und Vollbringen, die ihm H. entgegenbrachte, schon beim Wilhelm Meister wahrhaft gefördert; dankbar gehorcht er so manchem prosodischen Winke des philologischen Freundes, der in Berlin den Druck des Musenalmanachs überwacht, bei der Vollendung seines epischen Gedichts; ebenso überraschend wie tröstlich kam ihm endlich 1798 aus dessen Händen von Paris der zu einem Buch angeschwollene, 1799 als solches veröffentlichte „ästhetische Versuch über Hermann und Dorothea", der seinen doppelten Zweck, an diesem einen Gedichte die Gesetze der epischen, ja aller Poesie zu entwickeln und zugleich Goethe's individuellen Dichtercharakter zu schildern, in einer für den letzteren äußerst schmeichelhaften Weise verfolgt und erreicht. Ein Werk unstreitig von höchster kunstwissenschaftlicher Gediegenheit, das jedoch eben deshalb, schwerfällig wie es überdies einhertritt, auf die Studien der Späteren größeren Einfluß geübt hat als auf den Genuß des zeitgenössischen Publikums. Sein Lebelang erblickte darauf Goethe mit Recht in H. den geistig Vertrauten, einen der echten alten Freunde aus der Schiller'schen Zeit, wie er sich 1823 ausdrückt; durch jeden seiner Besuche fühlt er sich belebt und angeregt; es war kein Zufall, wenn die letzten Sätze, die er dictirt hat, mit die tiefsinnigsten, die ihm je entströmten, gerade an diesen Freund gerichtet wurden. Denn mittlerweile war er ihm abermals Dank für die öffentliche Interpretation, diesmal seiner gesammten geistigen Eigenart, schuldig geworden durch den herrlichen Aufsatz „Ueber Goethe's zweiten römischen Aufenthalt", den H. 1830, unmittelbar nach jener Erinnerung an Schiller, auf Varnhagen's Bitte für die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik verfaßte und der wiederum zugleich episodisch neben dem Genius Goethe's den Genius Roms in unnachahmlicher Charakteristik feiert. Man gewahrt, wie das energische Licht jener kurzen Jenenser Tage das geistige Dasein Humboldt's für alle Folgezeit verklärt hat; kaum kommt dagegen in Betracht, wie viel oder wenig litterarische Frucht es momentan unter seiner Hand reifen ließ. Wirklich gelang es selbst dem feurigen Schiller nicht, den Freund im Interesse der eben gegründeten Horen zum emsigen Schriftsteller zu erziehen; für diese brachte H., nachdem er 1794 die Jenaer Litteraturzeitung mit einer unverzeihlich günstigen Recension von Jacobi's Woldemar bedacht, 1795 nur die Aufsätze „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" und „Ueber die männliche und weibliche Form" zustande. Sie erregen unsere Aufmerksamkeit vornehmlich durch den Grundgedanken, dem sie entstammen. Immer deutlicher nämlich offenbarte zu jener Zeit H. sich und den Freunden als die Summe seiner Bestrebungen eine Charakteristik des Menschen überhaupt, welche sowol die ideale Fähigkeit als die reale Leistung desselben philosophisch zu bestimmen und empirisch zu ermitteln habe, um zuletzt in die praktische Spitze einer Theorie der Menschenbildung auszulaufen. Als solide Vorstufe zu solcher Wissenschaft erschien ihm die kritische Philosophie Kant's, als beste Schule dazu das Studium der griechischen Antike. Dem nämlichen Ziele strebten seine ästhetischen Bemühungen zu, weshalb ihm die Betrachtung einer einzelnen Epopöe zur Theorie der künstlerischen Einbildungskraft emporwuchs; von demselben Gesichtspunkt aus entwarf er allerhand geschichtsphilosophische Pläne, unter ihn hatte er schon ehedem Staat und Gesellschaft gerückt, von ihm aus beobachtete er die geniale Persönlichkeit der Freunde und vor allem wieder und wieder den stillen Gang seines eigenen Lebens. Die erwähnten Horenaufsätze aber suchen nun, gestützt auf einen anatomischen Curs, den er im ersten Jenenser Winter gemeinsam mit Goethe bei Loder durchgemacht, ein Hauptproblem der gewöhnlichen Anthropologie, mit der man Humboldt's höhere Menschenkunde sonst nicht schlechthin verwechseln darf, im Sinne der letzteren zu lösen. So bildete, merkwürdig genug, in derselben Epoche, in der vor dem Geiste seines Bruders

Alexander zuerst die Conception einer Weltphysik, einer Theorie des Makrokosmos aufstieg, Wilhelm v. H. mit gleich starkem Triebe nach Universalität und Totalität die Idee einer Humanitätslehre, einer Theorie des menschlichen Mikrokosmos in sich aus; eine Idee, die, von Jugend auf in ihm vorbereitet, ihn von da an niemals verlassen und am Ende in seiner Sprachphilosophie eine zwar unvollständige, aber großartige Ausführung gefunden hat.

Dieselbe Idee nun leitet hinüber zum nächsten Abschnitt in Humboldt's Leben, zur Periode seiner Reisen und seines Aufenthalts im Ausland, 1797 bis 1808; vergleichende Anthropologie hat ihn in die Ferne gelockt und dort vorzugsweise beschäftigt. Wenn er schon im Sommer 1796 einen raschen Ausflug nach dem deutschen Norden unternommen, dessen Hauptertrag die persönliche Bekanntschaft mit Voß bildete, so wurden große Reisen ihm wie dem Bruder doch erst möglich nach dem Tode der Mutter, welcher beiden ein beträchtliches Vermögen direct zur Verfügung stellte. Miteinander verließen sie denn im Juni 1797 die Heimath, um über Dresden und Wien im Herbst Italien zu erreichen; allein der Krieg schreckte sie von dort ab, und H. wandte sich mit den Seinen nach Paris, wo er im Spätjahr seinen Wohnsitz aufschlug und, mit einiger Unterbrechung freilich, bis zum Sommer 1801 behielt. Alexanders Beispiel nämlich, der ihm daselbst 1798, bevor er über Spanien nach Amerika ging, eine Zeitlang Gesellschaft geleistet, sowie der Wunsch, doch irgend ein Stück echten Südens anschaulich kennen zu lernen, bewog auch den älteren Bruder im Herbst 1799 zu einer halbjährigen Rundfahrt durch die iberische Halbinsel; ja die Neigung, die er dabei für die Erforschung des Baskischen gefaßt, rief ihn im Frühling 1801 noch einmal auf mehrere Wochen nach Gascogne und Biscaya. Immerhin umspannt die Pariser Existenz Humboldt's drei volle Jahre; aber so behaglich ihm auch die Liebenswürdigkeit der Gemahlin sein Hauswesen zum Schauplatz geistreicher Geselligkeit einzurichten wußte, dennoch hat er sich dort, was sich von dem eiligen und unbequemen Zuge durch Spanien ohnehin von selbst versteht, nie eigentlich heimisch gefühlt. Denn gemüthlich ward er in seiner nationaldeutschen Empfindung gerade durch den Rückschlag dessen lebhaft bestärkt, was ihn intellectuell so mächtig anzog, das Studium des menschlichen Charakters in der Varietät fremdartigen Volksthums. Beides erhellt deutlich aus der hochinteressanten Correspondenz, durch die er sich mit Schiller, Körner, Wolf, vor allem mit Goethe in Einvernehmen erhielt. Charakteristik der Franzosen ist das Hauptthema dieser Briefe. Kein Wort dabei von Politik, um die er sich nicht im mindesten kümmert; selbst die Historie streift er nur leicht, wie z. B. wenn er die französische Gesichtsbildung an den Denkmälern im Augustinermuseum durch alle Zeitalter in scharfsinnigem Vergleiche verfolgt. Desto eindringender behandelt er jene Frage vonseiten der ästhetischen Kritik; er untersucht und erörtert meisterhaft in Litteratur und Malerei, vornehmlich aber in den darstellenden Künsten des Theaters das specifisch Französische, das er natürlich am häufigsten durch den Gegensatz des Deutschen erläutert. Innig erfreut brachte Goethe außer anderen kürzeren Briefstücken die ganze schlagende Ausführung des Freundes „über die gegenwärtige französische tragische Bühne“ in seinen Propyläen zum Abdruck. Auf spanischem Boden tritt dann noch die eigenthümliche Landesnatur als Hintergrund der Volksexistenz hinzu, wie am besten die glänzende Schilderung des Montserrat darthut, die ebenfalls für die Propyläen bestimmt, doch erst 1803 in einem geographischen Journal veröffentlicht ward. Bei weitem das wichtigste aber war, daß H. hier von dem frappanten Eindruck, den die originelle Physiognomie des baskischen Völkchens auf ihn machte, den Anstoß zur Vertiefung in dessen merkwürdige Sprache empfing. Linguistische Gesichtspunkte thun sich zwar schon in seinen Studien über den französischen Nationalcharakter bedeutend

hervor; bald nach seiner Ankunft in Paris, im December 1797, spricht er gegen Körner den Satz aus, daß für die Kultur einer Nation schlechterdings nichts so wichtig sei als ihre Sprache, in solchem Sinne setzt er dann Goethe den Vorzug des Französischen vor dem Provenzalischen auseinander. Erst das Baskische jedoch reift Ende 1799 in ihm den Entschluß, sich künftig ausschließender dem Sprachstudium zu widmen, eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen als ernste Arbeit auf seine Schultern zu nehmen. Die Geschichte unserer Sprachforschung hat Ursache, diese individuellen Daten neben ähnlichen aus dem Entwickelungsgange der Bopp und Grimm im Gedächtniß zu behalten. Für Humboldt's äußere Lebensführung lag in dem ausgesprochenen Vorsatz insofern eine Wendung, als es nun nach der einschränkenden Umänderung der anthropologischen in eine linguistische Tendenz für ihn persönlicher Anwesenheit im Auslande kaum mehr bedurfte; und wirklich sehen wir ihn heimkehren, sobald er sich auf jener zweiten baskischen Reise in Besitz des nöthigen sprachwissenschaftlichen Materials gesetzt. Wenn er trotzdem nach fünfviertel Jahren im Herbst 1802 Berlin aufs neue den Rücken wendet, so erklärt sich das aus einem günstigen Zufall. Nach Italien hatte ja ursprünglich sein Verlangen gestanden, Frankreich sowol wie Spanien waren ihm bloße Surrogate dafür gewesen. Jetzt ward ihm auf Beyme's Vorschlag der Posten des preußischen Ministerresidenten in Rom an Uhden's Stelle angeboten, und gern ergriff er, sparsam wie er war, die Gelegenheit, in einem geschäftlich durchaus nicht drückenden, so gut wie unpolitischen Amte den nur vertagten Herzenswunsch zu befriedigen. So geschah es, daß erst ein sechsjähriger Aufenthalt an der Tiber sein romanisches Decennium, das vierte seines Lebens, das der Wanderjahre, zum Abschluß brachte. Rom nun erfüllte H. reichlich, was er sich von ihm versprochen. Seine officielle Thätigkeit, als unbewußte Vorübung zu ernsterem Beruf immerhin schätzbar, hatte an sich allerdings nicht viel zu bedeuten; indem sie jedoch, ihrer mehr consularischen als hochdiplomatischen Natur gemäß, ihm die urbane Pflege interessanter Privatbeziehungen zur angenehmen Pflicht machte, erhob sie ihn und sein Haus zum Centrum vielseitig angeregten Verkehrs für Römer und Barbaren. So gewann er, wesentlich unterstützt durch die Gattin, die ihn an Verständniß der Malerei überragte, während ihn zur Plastik unmittelbar der Geist des Alterthums hinzog, alsbald vertraute Fühlung mit den aufstrebenden Erneuerern der Kunst, den Thorwaldsen, Rauch, Schick und Genossen. Durch Kauf und Bestellung hat er schon damals den Augentrost seines Alters begründet, die kleine, aber edle Tegeler Sammlung, welche ihm nach 1815 der Dank des wiederhergestellten Pius VII. durch Geschenke vermehren half; zugleich erwarb er, was wichtiger war, jene Fülle von Anschauung und Urtheil, die hernach in Berlin der Einrichtung des Museums und der Stiftung und Leitung des Kunstvereins zustatten kam. Wenn er übrigens eine wahrhaft wissenschaftliche Luft in Italien entschieden vermißte, so betrieb er desto ungestörter sein stilles Sprachstudium, worein ihm nun auch Lectüre und Uebersetzung der Klassiker mehr und mehr aufging. Jetzt (1804) glaubt er die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannichfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren. Kostbaren Stoff dazu entnahm er den Bibliotheken der Propaganda; noch selteneren übergab ihm 1805 beim Wiedersehen der von Amerika zurückgekehrte Bruder. Man sieht, wie mancherlei künftigen Segen auch diese römischen Jahre für H. in sich bargen; trotzdem muß man sie wol als die bedenklichste Zeit in seinem Leben bezeichnen, denn im Zauber ihrer Gegenwart gerieth er in Gefahr, in Gedankenschwelgerei zu verweichlichen. Unter den Humanisten aller Jahrhunderte ward kein anderer so gewaltig von der Idee und der Erscheinung Roms ergriffen; sogar Goethe weiß in seinem Winckelmann

„jenen großen Zustand“ nicht ausdrucksvoller zu beschreiben, als durch die berüchtigte Kraftstelle einer römischen Epistel Humboldt's. Ob auf den sieben Hügeln selbst oder in der Sommerfrische der Albanerberge, durch alle Sinne strömt in seine Seele wie aus einem mystischen Symbol die Empfindung jenes Ganzen der Menschennatur und -geschichte, nach dessen Erkenntniß sein Verstand so lange getrachtet; eben deshalb stand zu befürchten, daß er hier, in Genuß versunken, der Arbeit allgemach vergessen werde. Denn daß zu poetischer Befreiung seine Gestaltungskraft nicht hinreichte, beweisen recht deutlich gerade die 1806 an Frau v. Wolzogen gerichteten Stanzen zum Preise Roms, gleich Humboldt's übrigen elegischen und didaktischen Gedichten ein formell mißlungener Versuch in Schiller's Manier. Als er dann zwei Knaben als Opfer des Klimas an der Pyramide des Cestius bestatten mußte, ward seine Liebe zu dem erinnerungsreichen Boden nur noch herzlicher. Kein Wunder, daß ihn selbst die Katastrophe des Vaterlands nur mühsam losriß: mit der dringenden Hoffnung auf baldige Rückkehr kam er im Herbst 1808 über die Alpen. Nicht ohne List vermochte die Geschichte für ihre höheren Zwecke seiner habhaft zu werden.

Humboldt's eigenes Vermögen war in den durch die zweite Theilung Polens an Preußen gefallenen Landschaften hypothekarisch angelegt worden und trug seit dem Kriege von 1806 keine Zinsen mehr; Anfang 1809 ward sogar das Kapital selber auf mehrere Jahre von der Warschauer Regierung in Beschlag genommen. Tegel kostete jetzt mehr, als es einbrachte; die Dacheröden'schen Güter endlich waren gleichfalls seit der Schlacht von Jena durch Plünderung und Contributionen verschuldet und verfallen, so daß H. den Schwiegervater unterstützen mußte und auch durch dessen Tod (Ende 1809) eine zunächst sehr unfruchtbare Erbschaft überkam. Diese Verhältnisse sind die folgende Zeit hindurch nicht ohne wesentlichen Einfluß auf sein Verharren in den verschiedenen Formen des Staatsdienstes geblieben; sie bildeten wol noch 1817 einen Beweggrund zur Annahme der belohnenden Staatsdotation, wozu er sich die stattliche Herrschaft Ottmachau in Schlesien auserlas. Indessen soll dadurch das Verdienst seiner inneren Umkehr nimmermehr geschmälert werden; denn wenn er auch um jener Privatangelegenheiten willen von Rom aufbrach, so geschah es doch zugleich mit dem ausgesprochenen Vorsatz, in Deutschland, an das er sich durch das Unglück der Zeit in tiefer Seele enger geknüpft fühlte, muthiges Streben und selbstbewußte Haltung zu zeigen und zu verbreiten. In dieser Stimmung traf ihn am 6. Januar 1809 zu Erfurt der dem Könige durch Stein selber empfohlene Antrag, in der nach dessen Abgange gebildeten Regierung unter dem Minister des Inneren, Humboldt's altem Universitätsgenossen Alexander Dohna, die Section für Kultus und Unterricht zu übernehmen. Sein zusagender Entschluß ward erleichtert durch die nahe Aussicht auf den Untergang des Kirchenstaates; ohne Zweifel aber gab die positive Erwägung seiner Pflicht gegen das Vaterland den Ausschlag. Allerdings galt es dabei nicht blos, dem Ideal der eigenen Lebensführung vorläufig zu entsagen; auch der politischen Theorie, die er vor 16 Jahren rücksichtslos entwickelt hatte, mußte sich H. nun bereit machen mit aller Kraft entgegenzuhandeln. Ohne Zaudern gab er auf, was von seinen Lehrsätzen der lebendige Weltlauf gerichtet; der Mann, welcher einst jegliches Bemühen des Staates um öffentliche Erziehung für eitel, ja für schädlich erachtet, nahm nun eben diese Aufgabe von Staatswegen mit ernster Freudigkeit in die Hand. Noch im Januar eilt er nach Berlin, im April nach Königsberg, wo bis zum Ende des Jahres der Sitz der Regierung blieb; 1810 wirkt er dann in Berlin weiter, auch nach der Mitte Juni erfolgten Ernennung zum Gesandten in Wien noch bis zur Abreise, Mitte August, im bisherigen Beruf unermüdlich thätig. Ein Ministerium von nur anderthalbjähriger Dauer; allein an ihm haftet nicht blos

der ruhmvollste Theil von Humboldt's Andenken, es macht zugleich in der preußischen Staatsgeschichte, von Scharnhorst's verborgenem Wirken abgesehen, den einzigen, aber desto glänzenderen Ehrentitel für jenes Interregnum zwischen Stein und Hardenberg aus. Großes in so kurzer Frist zu leisten war indeß nur möglich durch die Verbindung zweier Eigenschaften, von denen die eine, zäh ausharrender Fleiß, von H. in seinen gelehrten Privatstudien längst geübt worden war, die andere jedoch, nach so geringen Beweisen wirklicher Produktivität auf litterarischem Gebiete, jetzt fast überraschend an ihm hervortritt, die Gabe abzuschließen, ein Ergebniß bei sich festzustellen und alsdann bei anderen durchzusetzen. Mit einem Wort: der eingefleischte Theoretiker enthüllte sich als ausgezeichneter Geschäftsmann; er zeigte sich als solchen auch in der Arbeitstheilung, in der Benutzung der ihm zugesellten oder untergebenen Kräfte. Mit taktvoller Zurückhaltung ließ er im Kultus Nicolovius walten; im Schulwesen bedurfte der treffliche Süvern meist nur der Unterstützung. Indem er diese im entscheidenden Moment gewährte, erwarb sich H. eigenes Verdienst um die Einführung der Pestalozzi'schen Methode, die er früher verkannt, in den Elementarunterricht, sowie um die der Folgezeit maßgebende Reform der Gymnasien, wobei er auch Wolf zu Rathe zog. Auf Goethe's Fürwort überwand er seine an Widerwillen grenzende Abneigung gegen die Tonkunst soweit, daß er dem Vorschlage Zelter's, dem er eine akademische Professur verschaffte, zur öffentlichen Hebung besonders der kirchlichen Musik sehr eindringende Gründe lieh. Wie frei er überhaupt dastand von dünkelhaftem Vertrauen in die Einsicht der Behörde als solcher, beweist die ideale Instruktion, die er für die wissenschaftiche Deputation entwarf, ein aus den ersten Gelehrten zusammengesetztes Organ, welches der im Lauf der Praxis befangenen Verwaltung die reinen Grundsätze der höchsten allgemeinen Bildung stets vor Augen halten sollte: wie schmerzlich war es ihm, daß der alte Freund Wolf die eigens für ihn zubereitete Stelle eines Directors dieser Deputation in hochmüthigem Mißvergnügen von sich stieß! Durchaus selbständig aber und mit der ganzen Energie kaltblütiger Begeisterung hat H. auf dem Felde des Universitätswesens gearbeitet. Königsberg ward durch Berufung hervorragender Docenten und durch den Entschluß zur Errichtung seiner bald so wichtigen Sternwarte einer neuen Blüthe entgegengeführt; Frankfurt erhielt in seiner provisorischen Fortdauer Aufmunterung und Beihülfe; Breslau ward als künftige Bildungsstätte der katholischen Theologen in Aussicht genommen. Alles Andere jedoch tritt weit in Schatten gegen die Gründung der Berliner Hochschule; daß und wie sie zustande kam, ist unstreitig Humboldt's Werk. Wie viel auch seit zehn Jahren im stillen, seit 1807 laut und öffentlich davon geredet, geschrieben und gedruckt worden, noch war die Schwelle nicht überschritten, die den Gedanken von der Handlung trennt; ja der schon ausgesprochene Vorsatz war eben im Gedränge der Worte und Wünsche wieder wankend geworden. Auch H. ward einen Augenblick von dem Bedenken angewandelt, ob der Hauptsitz der Staatsregierung einen gedeihlichen Boden für die freie Pflege der Wissenschaft darbiete; dann ergriff er gerade die Idee einer organischen Verbindung aller Kulturanstalten der Residenz mit Entschiedenheit. Insbesondere der Akademie der Wissenschaften dachte er durch ein richtiges Maß von Anlehnung und Absonderung ein höheres Dasein neben der Universität zu verschaffen und hat in der That eben durch die Stiftung der letzteren auch für die erstere eine neue Aera eröffnet, die dritte seit Leibniz und Friedrich d. Gr., die nicht wieder gleich den früheren in Verfall ausgemündet ist. Aber auch die Kunstinstitute sollten mit denen der Gelehrsamkeit in Wechselwirkung treten, sodaß der zu Anfang 1810 von anderer Seite her auftauchende Vorschlag zur Gründung eines Museums sofort vom Könige selbst an den Generalplan Humboldt's angeknüpft werden konnte, welchem dann

zwanzig Jahr später mit Recht eine Hauptrolle bei der Ausführung jenes Vorschlags zufiel. Vorderhand mochte es schon als ein Wunder erscheinen, daß der so tief gedemüthigte und ermattete Staat auch nur zu der einen, wichtigsten Schöpfung Muth und Stärke fand. Erst als H. sich von der Möglichkeit des Gelingens überzeugt, überreichte er am 24. Juli 1809 den am 10. verfaßten Antrag auf Gründung einer Universität in Berlin und deren Ausstattung mit einem Domanialvermögen von 150,000 Thaler jährlichem Ertrag. Er hat in diesem und in späteren Aktenstücken der politischen und nationalen Bedeutung des großen Unternehmens für Gegenwart und Zukunft in schlichten Worten hinreißenden Ausdruck gegeben. Untrennbar fiel ihm dabei das deutsche Interesse mit dem preußischen zusammen; während er (im April 1810) die von Friedrich d. Gr. aus engherziger Wirthschaftspolitik aufgehobene Freizügigkeit der Preußen nach allen deutschen Hochschulen unbedingt wiederherstellte, sollte Berlin jetzt umgekehrt der deutschen Wissenschaft, während sie rings von Krieg und Fremdherrschaft verscheucht ward, die letzte, kaum noch gehoffte Freistatt aufthun. Eben dies aber sollte wiederum dem Staate Preußen das beste, ja einzige Mittel gewähren, um die Achtung der Nation zu gewinnen, durch einen eigenthümlichen Vorzug den ersten Rang in Deutschland zu behaupten und über seine eigenen Grenzen hinaus auf die intellektuelle und moralische Richtung desselben den entschiedensten Einfluß auszuüben. In diesem, ebenso patriotischen wie idealistischen Geiste hat denn H., nachdem der König am 16. August seinen Antrag in allen Stücken genehmigt, ein Jahr lang mit siegreicher Anstrengung daran gearbeitet, die Hindernisse hinwegzuräumen, welche der Unterkunft, Ausrüstung und Einrichtung der Universität noch im Wege standen. Vor allem die Berufung der Lehrer ist die eigenste Leistung seiner Einsicht und Gewandtheit; den Institutionen gab er im Widerstreit der Meinungen eine wahrhaft lebensfähige, zwischen dem historisch Bewährten und dem modern Verständigen vermittelnde Richtung. Als er zum allgemeinen Bedauern aus dem Amte schied, durfte er doch sich und andere damit beruhigen, daß alles Wesentliche vollbracht sei und die endgültige Eröffnung der nun vollständigen Hochschule unmittelbar, im Herbst 1810, bevorstehe. Aussprüche Goethe's und Stein's beweisen, daß er den Besten der Zeit genug gethan; kaum weniger will es besagen, daß er selbst mit seinem Werke zufrieden war. Nur einen Lieblingsplan hatte er scheitern sehen: die schon verheißene Fundirung der neuen Anstalt auf ein unabhängiges Eigenthum an Domänen ward wieder aufgegeben, da sie auf gesetzliche Schwierigkeiten stieß. Hat H. deshalb schon Ende April 1810 um seine Entlassung gebeten, so ließ er sich doch bewegen zu bleiben; warum er ein paar Monat später bei Hardenberg's Erhebung wirklich ging, ist nicht ganz deutlich zu erkennen. An der erbärmlichen Hauptpolitik des Ministeriums Altenstein muß der neue Staatskanzler H. keinen Antheil beigemessen haben, denn er schlug sogar dessen Beförderung zum Chef des gesammten Inneren vor; das jedoch versagte der König, der die oberste Leitung der geistlichen Angelegenheiten nicht in die Hand eines so unkirchlichen Mannes gelegt wissen wollte. Ob man H. alsdann auch für seine bisherige Position Bedingungen stellte, oder ob ihn selber die Centralisation der Regierung abschreckte, die Hardenberg für nöthig hielt? Man erfährt aus seinen Briefen nur, daß ihm durch sonderbare Umstände das Bleiben auf durchaus unabhängige Weise nicht möglich gewesen sei. Seine Ernennung zum Gesandten in Wien erschien ihm als ehrenvoller und befriedigender Ausweg.

Damit beginnt denn seine eigentlich diplomatische Laufbahn, welche, im Wiener Congreß gipfelnd, bis zum Sommer 1819 fast neun Jahre durchmißt; die geräuschvollste Zeit seines Lebens und für die oberflächliche Ansicht auch die glänzendste; in der That aber ist darin von seiner wahrhaft individuellen Be=

deutung verhältnißmäßig wenig zur Erscheinung und Wirkung gelangt. Die Ehre der Mitarbeit an der Wiederherstellung Preußens, Deutschlands, Europas hat er redlich verdient durch gewissenhaftes Streben, eisernen Fleiß, würdige Gesinnung und Haltung. Allein da er für das tiefste Bedürfniß seiner Seele, den Verkehr mit Ideen, in der materiellen Welt der äußeren Politik keinen rechten Boden fand, so hat er leidenschaftliche Hingabe diesen Geschäften kaum je bewiesen: er behandelte sie vielmehr mit der dialektischen Virtuosität des bloßen Verstandes, dessen schneidende Schärfe den Kern der Sache gar häufig im Herausschälen zerstörte. Metternich tadelt deshalb sein krickeliges Wesen, Talleyrand bezeichnet ihn als den eingefleischten Sophismus; niemandem war wohl zumuthe bei der bitteren Kälte, mit der er dem Treiben des Ehrgeizes und der Interessen ringsumher wie der Recensent dem Schauspiel zusah. Uebrigens trägt für den Gang der Dinge im Großen und Ganzen natürlich weit minder H. als Hardenberg die Verantwortung, welcher leider überdies den beigeordneten diplomatischen Gehülfen von Anfang an mit Mißtrauen und allmählich sogar mit eifersüchtigem Haß betrachtet hat. Als H. sich im Herbst 1810 auf seinen Posten begab, versäumte er nicht, unterwegs in Prag die persönliche Bekanntschaft Stein's zu machen; seitdem hielt gegenseitige Hochschätzung und Uebereinstimmung in den wesentlichen politischen Tendenzen beide so grundverschiedene Naturen in ernster Freundschaft stetig verbunden. Die Wiener Gesandtschaft hat dann H. bis zum Frühling 1813 wirklich gewährt, was er von ihr erhofft: eine Zeit relativer Muße, die er nach Gefallen zur Fortsetzung seiner Sprachstudien benutzte. Denn in jenen Jahren der Geduld lag dem Vertreter Preußens dort nur die bescheidene Aufgabe ob, in behutsamer Fühlung mit der gleichfalls gelähmten Politik Oesterreichs bessere Tage abzuwarten. Darüber hinauszielende Versuche, das Wiener Kabinet zu positiven Entschlüssen zu bestimmen, betrieb Hardenberg mit extremer Vorsicht meist hinter Humboldt's Rücken, theils in eigener geheimer Correspondenz, theils durch Absendung besonderer Unterhändler. Erst der Waffenstillstand vom 4. Juni 1813 und der Eintritt Oesterreichs in die diplomatische Aktion, die im August durch die kriegerische abgelöst ward, führte H. mitten auf die große politische Bühne. Bald im preußischen Hauptquartier zu Reichenbach, bald drüben in Gitschin, Ratiborschitz oder endlich auf dem Prager Congreß hat er eben jene verhängnißvolle Wendung Oesterreichs, die er mit überwiegender Zuversicht erwartet hatte, und den nun erst allgemeinen Bruch Europas mit Napoleon in geschickter Negotiation erleichtert und befördert. Froh gab er in der Mitternacht des 10. August vom Hradschin das verabredete Feuerzeichen zum entscheidenden Feldzuge, dem auch er nun mit ungewöhnlicher Begeisterung folgte, zufrieden, den kaum erwachsenen Sohn unter den Freiwilligen im Kampfe zu wissen. Teplitz, Frankfurt, Chatillon und Paris bilden die weiteren Staffeln seiner Thätigkeit, zugleich freilich seiner beginnenden Enttäuschung über die Gesinnung der Bundesgenossen inbetreff Preußens und Deutschlands. Hardenberg's sanguinisches Geschehenlassen beizeiten ernstlich zu durchkreuzen hat er theils nicht versucht, theils nicht vermocht; der Mißgunst der Fremden gegenüber richtete beim Abschluß des ersten Pariser Friedens all seine Zähigkeit nur wenig aus. Nachdem er den König auf seinen Ausflügen nach England und der Schweiz begleitet, begegnen wir ihm wieder in Wien als zweitem Bevollmächtigten beim Congreß neben dem Staatskanzler. Dort nun hat er eine wahrhaft staunenswerthe Arbeitskraft bewiesen: an allen Conferenzen der Großmächte, der acht Mächte, der deutschen Staaten nimmt er Theil, den meisten Ausschüssen gehört er an und führt daneben eine Menge Separatverhandlungen; von ihm stammt der Entwurf zur Geschäftsordnung der Versammlung, er ist mit der Redaction ihrer Beschlüsse beschäftigt; Zahl und Umfang seiner Denkschriften und Noten erregen

Bewunderung. Gebührt demnach an der universalhistorischen Gesammtleistung des Congresses seinem Fleiß und Scharfsinn ein erheblicher Antheil, so sind noch insbesondere dessen heilsame Bestimmungen über die Freiheit der Flußschiffahrt vorzüglich seinem Geist und Geschick zu verdanken. Andererseits trifft wegen der neuen diplomatischen Niederlagen Preußens in der eigenen wie in der deutschen Sache auch ihn insofern ein Vorwurf, als er den Wahn einer solidarischen Gemeinschaft der mitteleuropäischen Mächte gegenüber Frankreich und Rußland, vor allem die Illusion über Oesterreichs wahre Absichten, nicht blos mit Hardenberg getheilt, sondern eine Zeit lang in diesem geradezu genährt hat. So kam es zum üblen Ausgange des sächsischen Handels sowie zur nichtigen Lösung der nationalen Frage durch die Bundesakte, an deren Gebrechen freilich, soweit der gute Wille in Betracht kommt, kein Mensch unschuldiger ist, als H., der in unermüdlichem Eifer wieder und wieder mit ausführlichen Plänen hervortrat, um in ehrlich dualistischer Machtvertheilung zwischen Wien und Berlin Deutschland eine nach außen kräftige, nach innen rechtliche und freisinnige Verfassung zu schaffen. Auch mit dem Congresse jedoch war die Reihe der trüben Erfahrungen noch nicht vorüber; nach der Schlacht von Belle-Alliance abermals nach Paris gerufen, strengte H. vergebens in der meisterhaften Widerlegung eines Memoires von Capodistria seine ganze Kunst, ja diesmal sogar seinen gerechten Zorn an, um uns Elsaß-Lothringen im zweiten Frieden heimzugewinnen; es war ihm ein geringer Trost, wenn bei der Reklamation der geraubten Kunst- und Geistesschätze, unter anderen auch der Heidelberger Bibliothek, seine Energie mit besserem Erfolge gekrönt ward. Ende November 1815 verließ H. Paris und ging nach Frankfurt, wo er bis in den Januar 1817 Preußen in der Territorialcommission vertrat, welche die neuen Gebietsanordnungen durchzuführen hatte. Er wohnte währenddeß auch der Eröffnung des Bundestages bei und richtete am 30. September 1816 an Hardenberg einen neuerdings (im 9. Band der Zeitschrift für preußische Geschichte) veröffentlichten Aufsatz zur Richtschnur für die preußische Bundespolitik, der mit der nüchternsten Einsicht in die Schwierigkeit der Lage doch die Hoffnung auf moralische Eroberungen verbindet. Da die französische Regierung Humboldt's Sendung nach Paris, wohin er selbst geschickt zu werden wünschte, unterm Vorwand nationaler Empfindlichkeit verbat, ward er nun für den Londoner Gesandtschaftsposten in Aussicht genommen, kehrte jedoch zunächst nach Berlin zurück, wo seine Ernennung zum Mitglied des neugegründeten Staatsraths, im März 1817, ihn mit der inneren Politik in flüchtige, aber persönlich bedeutsame Berührung brachte. Denn die vernichtende Kritik, die er als Vorsitzender des Finanzausschusses an den Steuervorlagen des Ministers Friedrich v. Bülow, eines Vetters von Hardenberg, übte, und der Eindruck dieser Scenen auf die Betheiligten steigerten den Groll des alternden Staatskanzlers gegen den vermeintlichen Nebenbuhler bis zur Furcht. H. ward im Herbst auf beinah hinterlistige Weise nach London entfernt, wo er nichts wichtiges zu thun fand, während die reconstruirten Ministerien des Unterrichts und des Aeußeren an Altenstein und Bernstorff vergeben wurden. Wiederholt forderte er seine Enthebung, ließ sich indeß auf dem Aachener Congreß, wo er im November 1818 von England her eintraf, unter Zusicherung seiner baldigen Berufung ins Ministerium noch einmal mit einem diplomatischen Auftrage betrauen, mit der Vollendung jener Arbeiten der Territorialcommission, die ihn dann noch bis in den Juli 1819 in Frankfurt festhielt, während schon am 11. Januar auf Witzleben's Betrieb seine Ernennung zum Minister des Inneren erfolgte; mit halbirtem Geschäftskreise zwar, jedoch so, daß die ständischen und Communalangelegenheiten, die wesentlichsten in jener Epoche des Staatslebens, ihm eigens zugewiesen wurden.

Zum zweiten Male, wie vor zehn Jahren, sah sich H. so vor eine staatsmännische Aufgabe gestellt, für deren Lösung er nach dem Urtheil der Nachwelt sowol wie der Zeitgenossen vor allen anderen befähigt war. Nicht an ihm hat es gelegen und wahrlich nicht um seines Ruhmes willen allein ist es zu beklagen, daß ihm dennoch nicht beschieden ward, mit demselben Recht der Gründer der preußischen Verfassung wie der der Berliner Universität zu heißen. Sofort nach seiner Ernennung ergriff er das große Problem mit ganzem Ernste; an Stein, der damals in Frankfurt anwesend ihm bereitwillig mancherlei Material zur Verfügung stellte, hat er am 4. Februar 1819 die 157 Paragraphen zählende Denkschrift gerichtet, in deren Inhalt man heut ohne Vergleich das reifste und tiefste erkennt, was in jenem Jahrzehnt über Verfassungsfragen gedacht worden. Sie verdient dies Lob vornehmlich durch die milde Versöhnung historisch-conservativer mit theoretisch-liberalen Tendenzen, durch den festen Aufbau des parlamentarischen Systems auf dem Princip der lokalen und provinzialen Selbstverwaltung, durch die kräftige Herrschaft endlich des Grundgedankens der Staatseinheit über alle Theile des umfassenden Organisationsplanes. Sie bezeichnet zugleich den Gipfel der Staatsphilosophie Humboldt's, indem sie seinem früher so einseitigen Individualismus in der Idee der politischen Selbstthätigkeit des Einzelnen zuguterletzt, ohne ihm die Spitze abzubrechen, eine corporative Wendung gibt. Für die praktische Ausführung der gesammten Reform setzte H. als Schlußtermin das Jahr 1822, spätestens 1823 an; allein es war ihm nicht vergönnt, auch nur die Hand ans Werk zu legen. Am 12. August 1819 ward er in Berlin ins Ministerium eingeführt, einige Tage drauf ein Verfassungsausschuß gebildet, dem jedoch erst im October ein ziemlich dürftiger Entwurf aus Hardenberg's Feder zur Grundlage der Berathung überwiesen ward. Kaum hatten zwei Sitzungen stattgefunden, als die Publication der Karlsbader Beschlüsse H., der in ihnen formell die Unabhängigkeit der deutschen Politik Preußens und materiell deren nothwendige Richtung aufgegeben sah, zur entschiedenen Opposition herausforderte. Nachdem ein Angriff auf Bernstorff an der Mitschuld des Königs selber abgeprallt war, versuchte H., hauptsächlich von Beyme und Boyen unterstützt, dem Ministerium ein freieres Verhältniß zum Monarchen anstatt der ausschließlich dominirenden Stellung des Staatskanzlers zu erstreiten. Hardenberg glaubte zwischen dem eigenen Fall und dem Sturze des Gegners wählen zu müssen; zu dem persönlichen Zwecke mit den Feinden der Verfassung verbündet, bewog er den König, als Boyen wegen des Landwehrzwistes den Abschied verlangte, mit diesem zugleich auch H. und Beyme, am 31. December 1819, aus dem Amte zu entlassen. H. verlor sogar den Sitz im Staatsrath, der ihm erst 1830 nach der Julirevolution des populären Eindrucks halber wieder eingeräumt ward; denn natürlich galt er, zumal seit dem Scheitern der constitutionellen Bestrebungen, im Publikum für das Haupt der Liberalen. Umsonst bemühte sich daher der treue Witzleben, ihn Anfang 1823 nach Hardenberg's Tod an die Spitze der Regierung zu bringen. Direct hat er nie wieder mit politischen Dingen zu thun gehabt, lehnte er doch auch die ansehnliche Ministerpension vornehm ab; doch besaß das Urtheil, das er in dem schlagenden Brief an Vincke vom 29. November 1821 abgab, noch Gewicht genug, um den unglücklichen Gedanken an Provinzialministerien zu beseitigen, während die halbe Maßregel der Einführung von Provinzialständen ohne Reichsstände durch seine prophetischen Warnungen nicht verhindert werden konnte.

Wie berechtigt auch die patriotischen Klagen sein mögen, die man damals und später seinem Rücktritt ins Privatleben nachgerufen, H. selbst erblickte darin eine Heimkehr in seine wahre Welt. Die anderthalb Jahrzehnte, die ihm noch beschieden waren, nahmen demgemäß einen durch geistige Concentration verein-

sachten Verlauf: sein Thun geht auf in Wissenschaft, sein Genießen in Beschauung. Die wenigen Ausnahmen entfernen sich doch nicht weit von dieser Regel; so, wenn er 1825 den Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate mitbegründet und alsdann dauernd leitet, oder wenn er 1829—30 als Vorsitzender der dazu bestellten Commission auf die innere Gestaltung des Berliner Museums so entscheidenden Einfluß ausübt, daß man in dessen Geschichte bis auf den heutigen Tag an den besten Seiten der Verwaltung das klare Gepräge seiner Grundsätze erkennt und rühmt. Er erntete in diesen praktischen Leistungen ebenso wie in den gleichzeitigen theoretischen Schilderungen der Charaktere unserer klassischen Dichter die Früchte der ästhetischen Arbeit seiner früheren Jahre. Nicht minder ist der Saat älterer Gedanken die im April 1821 der Berliner Akademie vorgetragene Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers entsprossen; wie sie H. selber bald darauf Goethe gegenüber als die Entwicklung eines paradoxen Wortes von Schiller bezeichnet hat, so schreibt sie in der That der Historiographie hochidealistische Bahnen vor, die an des letzteren poetisch und philosophisch beflügelte Versuche auf diesem Felde lebhaft erinnern. Alle übrige und zwar die wahrhaft fortschreitende, höchst originelle Geistesthätigkeit Humboldt's seit 1820 gehört der Sprachwissenschaft an; merkwürdig kam er dadurch einer mächtigen Bewegung der Zeit entgegen und trat mit ihr in segensreiche Wechselwirkung. Die altgepflegten baskischen Studien hatten schon 1812 und 1817 einige litterarische Erträge linguistischer Richtung geliefert; sie wurden nunmehr für sich abgeschlossen durch die 1821 publicirte „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens", die einzige Schrift, in welcher H. die Sprachforschung ausschließlich im Dienste der Völkerkunde und der Urgeschichte verwendet, dafür aber auch ein seltenes Muster der für ein solches Unternehmen streng gebotenen kritischen Behutsamkeit. Längst jedoch war es ihm außerdem um eine ebenso eindringende wie umfassende Kenntniß mannichfacher anderer Sprachen zu thun gewesen; denn die früh ergriffene anthropologische Idee der Sprache überhaupt als der natürlichen Kunstfertigkeit des Menschen, welche dessen geistiges Wesen am vollkommensten ausdrücke und wiederum rückwirkend am entschiedensten bedinge, diese Idee hoffte er einer philosophischen Darlegung doch allein auf dem Wege sammelnder und vergleichender Empirie entgegenführen zu können. Zu diesem Ende ergänzte er bis 1820 einerseits seine Kunde der europäischen Idiome, wie er z. B. 1811 in Wien Ungrisch lernte, andererseits warf er sich, durch Zufall und Gelegenheit gelockt und begünstigt, begierig auf das weite, noch fast unerforschte Gebiet der amerikanischen Sprachen. Und bald errang er in der Stille die sicherste Herrschaft über dies Gebiet; schon im Mai 1821 hat er ein Dutzend besonderer Sprachlehren, am ausführlichsten die mexikanische, fertig ausgearbeitet liegen, und Jahre lang schafft er daran fort, bis ihn neue und höhere Zwecke bestimmen, das ganze massenhafte Material geringeren Händen zu directer linguistischer Ausnutzung zu hinterlassen. Auf der Schwelle nun seiner letzten Lebensperiode glaubte er sein ideales Ziel schon mit den bisher erworbenen Mitteln erreichen zu können; die Abhandlung „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung", die erste, die er — am 29. Juni 1820 — der Berliner Akademie vorlegte, entwirft in bedeutenden Grundlinien ein Programm der ihm vorschwebenden Sprachphilosophie; ein Programm, das freilich hinter der späteren Ausführung unendlich zurückbleibt, was sich leicht erklärt, wenn man beachtet, daß darin der Gruppe der amerikanischen Sprachen einzig die einer gelehrten Behandlung längst gewohnten, zuoberst das Griechische, gegenüber stehen. Da begann er Anfang 1821 das Sanskrit zu studiren; noch im nämlichen Jahre zog er Bopp, den er 1817 in London kennen gelernt, persönlich nach Berlin und damit bald den Geist

jener vergleichenden Grammatik zu sich herüber, die, zunächst auf den Bezirk des Indogermanischen und in diesem auf die reale Erscheinung der sprachlichen Form beschränkt, ebendeshalb exakte Resultate gewann, welche der Theorie der Sprache im allgemeinen erst ein künstlich brauchbares Werkzeug an die Hand gaben. Vom ersten Augenblick an fühlte H., wie ihm hier eine völlig neue Einsicht erschlossen ward: nur durch das Sanskrit, ruft er aus, sei ein gründliches und interessantes Sprachstudium möglich; ihm bekennt er sieben Jahre darauf die letzte Reife seiner linguistischen Ideen schuldig zu sein. Es war ihm ein Lebensgewinn wie einst der Eintritt ins Griechische, ja ein höherer, da es sich ihm dicht an das Griechische anschloß, dem er trotzdem auch als Sprache in gewisser Hinsicht stets den Vorrang ließ, während in Sachen der Litteratur sein klassisch befestigtes Urtheil nur ein einziges Mal durch die Bhagavad-Gita erschüttert ward, welche ihn als Meisterstück speculativer Dichtung 1825 und 1826 zu zwei umfangreichen Aufsätzen begeisterte. Die Entfaltung seiner Sprachtheorie unterm warmen Anhauch seiner indischen Studien erhellt dagegen am frühesten aus der Abhandlung von 1822 „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung"; aus der Zahl der späteren genügt es als besonders zarte Blüthen die über den Dualis und über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen (1827 und 1829) hervorzuheben. Mit der Höhe des Standpunktes aber wuchs ihm rasch die Weite des Gesichtskreises. Selbständige Betrachtungen über den Zusammenhang von Schrift und Sprache erhielten Anfang 1824 neuen Schwung durch Champollion's Hieroglyphendeutung. Abel-Rémusat's Hinweis auf das Chinesische trieb zur eigenen Bekanntschaft mit diesem anderen Pol der Sprachenwelt an, woraus 1826 die „Lettre sur la nature des formes grammaticales en général et sur le génie de la langue chinoise en particulier" entsprang. Vorher schon, im Winter 1824 auf 1825, hat er sich sacht im Bereich der Südseesprachen festgesetzt, 1827 aber siedelt er geradezu dahin über und sucht in den malayisch-polynesischen Zungen nach Bindegliedern zwischen Indien und China oder Amerika. Und wenigstens eine indisch-malayische Sprach- und Kulturmischung entdeckt er wirklich in einem alten Poetenidiom der Insel Java und geht ihr nach allen Seiten nach in dem großen Werk „Ueber die Kawisprache", das unvollendet nach seinem Tode in den Schriften der Akademie 1836—39 ans Licht trat. Dies Werk nun hat H. den unsterblichen Theil seines litterarischen Ruhmes eingetragen durch seine, dem übrigen Inhalt lose angefügte wundervolle Einleitung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts". Denn in ihr hat er, 1824 anhebend, seit 1828 stetig fortarbeitend, allmählich die Summe seiner Sprachphilosophie niedergelegt; sie verkörpert seinen Lieblingsgedanken einer Charakteristik des Menschen wenigstens in dessen einfachster und allgemeinster Eigenthümlichkeit, der des redenden Wesens. Man dürfte sie wol im Anklang an die Grundschriften seines Meisters Kant als eine Kritik des Sprachvermögens bezeichnen; sie unterscheidet sich indeß von jenen deutlich dadurch, daß sie der Doppelnatur ihres Objectes gemäß sich beständig an der Grenze ungleichartiger Elemente bewegt: von feinster ideeller Abstraction umweht und doch zugleich getaucht in die gröbere Wirklichkeit der Geschichte, braucht sie sozusagen Segel und Steuer in die Wette. Ein sonderbar schwebender Gang der Darstellung und des Stils, den man auch sonst an Humboldt's Schriften wahrnimmt, fällt hier vorzüglich stark ins Auge, erhöht jedoch, gerade solchem Inhalt taktvoll angepaßt, den unvergleichlichen Eindruck des Ganzen. Von diesem Inhalt Rechenschaft geben zu wollen, hieße das Werk entweder wiederholen oder vernichten. Seine durchweg organische Lehre vom Ursprung und Wesen, Leben und Wirken der Sprache bildet ja ohnehin nicht blos den generellen

Hintergrund für alle speciellen Bemühungen der modernen Linguistik, welcher so die gespendete Hülfe von H. reichlich vergolten ward, sie hat vielmehr auch in der kulturhistorischen Weltansicht der Gebildeten insgemein bereits glücklich die mechanische Auffassung der rein philologischen Doctrin zu verdrängen begonnen. Ein solcher Erfolg aber erklärt sich zumeist daraus, daß H. in seiner Sprachtheorie, ganz ähnlich wie es im Kosmos des jüngeren Bruders geschah, den kühnen Schwung der universalistischen Tendenz des 18. Jahrhunderts mit der umsichtigen Methode wissenschaftlicher Einzeluntersuchung des 19. innig vereinte. Steht er in der deutschen Geschichte überhaupt, wie er einst von Schiller und Goethe zu Hardenberg und Stein hinübertrat, als leibhaftiger Vermittler da zwischen der dichterischen und der politischen Erhebung der Nation, so überragt im besonderen Andenken unserer Litterarhistorie seine Gestalt neben der Alexanders gleichsam als Brückenfigur den geistigen Verkehr zweier Zeitalter.

H. hat den objectiven Werth der gewaltigen wissenschaftlichen Arbeit, die er in seinen letzten 15 Lebensjahren vollbrachte, keineswegs verkannt; dennoch trieben ihn nur subjective Beweggründe dazu an. Weniger als jemals lag ihm jetzt beim Thun am Handeln; einzig nach eigener Klarheit rang er in der Forschung; tief wie nie zuvor versank er in das beseligende Gefühl der menschlichen Harmonie seines inneren Daseins. Seine äußere Existenz zog er deshalb geflissentlich ins Enge. 1828 sah er noch einmal Paris und London, wo nun sein Schwiegersohn Heinrich v. Bülow als Gesandter weilte, und trat mit den Sprachgelehrten beider Hauptstädte gern in förderliche Berührung; sonst unternahm er nur gebotene Reisen, auf seine Güter zu kurzer Inspection, oder ins Bad nach Gastein oder Norderney. Als er 1829 Wittwer geworden, mochte er selbst im Winter nicht mehr in Berlin hausen. Von da an ist er ganz der Philosoph von Tegel, der zwischen seinen Antiken in dem von Schinkel freundlich ausgebauten Schloß, oder unter den Bäumen seines Parks am Grabe der unvergeßlichen Gattin, im Schreiben wie im Denken immer dem einen Ziele nachtrachtet, zu erkennen, „was der Mensch seinem Vermögen nach, das All zu erfassen und selbst mit umzuschaffen, wirklich sei.“ Der tiefste Friede hat sich über sein Wesen ausgebreitet; sein sinnliches Verlangen zerrinnt in wehmüthige Entsagung; abgelegt sind Ironie und Witz, mit denen er sich einst, von Politik und Gesellschaft herausgefordert, so fürchterlich zu wehren wußte; ein frommer Ernst, eine feierliche Hoheit des Gemüthes wohnt auf seinen Lippen wie in seiner Brust. Die Biographie darf hier ausnahmsweise nicht zurückscheuen vorm Allerheiligsten der Persönlichkeit, da sie den Vorhang durch die Litteratur schon aufgehoben findet. Von den Sonetten, die H. diese letzten Jahre über fast täglich, selbst den Seinen verborgen, zu verfassen pflegte, hat der überlebende Bruder einige Hundert bekannt gemacht als „ein Tagebuch, in dem ein edles, still bewegtes Seelenleben sich abspiegelt“; um für mehr zu gelten, bedürften sie, kostbar an Gehalt, aber ungeschickt in der Form wie sie sind, der Umschmelzung durch einen echten Dichter. Unmittelbar sprechen dagegen die „Briefe an eine Freundin“ an, die er ebenso heimlich regelmäßig seit 1822 an eine Jugendbekannte (Charlotte Diede) gerichtet; sie errangen, als sie 1847 veröffentlicht wurden, schnell den lebhaften Dank zumal unserer weiblichen Lesewelt. Denn überaus weich ist allerdings der Ton in ihnen sowol wie in den Sonetten; es ist dasselbe Bekenntniß vollendeter Humanität, wie es aus Briefen und Gedichten des greisen Goethe hervorklingt, aber ohne die Fassung der Kunst und gleichwie aus Frauenmunde gesprochen. Humboldt's Gesundheit erhielt sich, eine Trübung des Augenlichts ausgenommen, frisch bis ins Alter; ein Rückenmarksleiden, das sich seit 1830 leise den Händen ankündigte, nahm doch erst im letzten Winter eine drohende Wendung. Er starb im Kreise der Familie, die seit acht Jahren auch den heimgekehrten Bruder ein-

schloß, indem er sie zur Heiterkeit ermahnte. Die klassische Ruhestatt, die er für sich und sie in Tegel bereitet, ein hellenischer Friedhof von nordischen Fichten umschirmt, ist ein Abbild seines Sinnes; seiner Statue harrt der geziemende Platz vor der Front der Berliner Hochschule.

G. Schlesier, Erinnerungen an Wilh. v. Humboldt, I—II, 1843—45. — R. Haym, W. v. H., Lebensbild u. Charakteristik, 1856. — R. Köpke, Die Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, 1860 (wo indeß S. 167—69 unter Humboldt Alexander und nicht Wilhelm zu verstehen und danach die Darstellung S. 40 ff. zu berichtigen ist). — Zur Geschichte der königl. Museen in Berlin, Festschrift zum 3. August 1880. — Von den politischen Zeitgeschichten vgl. besonders H. v. Treitschke's deutsche Gesch. I, 1879 und desselben Abhandlung, Der erste Verfassungskampf in Preußen, Preuß. Jahrb. Bd. XXIX. — In den unvollständig und nachlässig Gesammelten Werken W. v. H.'s (7 Bde. 1841—52) stehen Bd. I u. V die Briefe an Forster und Wolf. Eigens edirt sind: die Correspondenz mit Schiller 1830, die Briefe an Welcker 1859, an Körner (Ansichten über Aesthetik u. Litteratur von W. v. H.) 1880, an die Freundin 1847, in 2 Bdn. Die Correspondenz mit Goethe s. im III. Thl. der Neuen Mittheilungen aus Goethe's handschr. Nachlaß 1876, die Briefe an Stein (und die Prinzeß Louise) bei Pertz, Leben Stein's Bd. III—VI, an Karoline v. Wolzogen in deren Litterar. Nachlaß II, an Henriette Herz in Bd. I aus dem Nachlaß Varnhagen's 1867; einzelne von Interesse an Campe bei Leyser, J. H. Campe, Bd. II. 1877, an Gentz in dessen Schriften ges. von Schlesier, Bd. V. 1840 2c.

Alfred Dove.

Humboldt: Friedrich Wilhelm Heinrich Alexander v. H., Wilhelm v. Humboldt's jüngerer und berühmterer Bruder; der größte naturforschende Reisende aller Zeiten und dem entsprechend Meister in der Physik der Erde; dabei als vielseitigster Gelehrter und hochgestellter Gönner jeder Wissenschaft von Mit- und Nachwelt gern als Hauptvertreter deutscher Geistesrichtung im 19. Jahrhundert gefeiert; geb. am 14. September 1769 in Berlin, † ebendort am 6. Mai 1859. — Alexander v. Humboldt's erste Jugend verlief mit der des nur zwei Jahr älteren Bruders in ein und derselben Bahn. Er empfing die gleiche treffliche Erziehung besonders durch Kunth, fast den nämlichen mannichfachen Unterricht von ausgesuchten Lehrern der Hauptstadt; er ward durch Anleitung und Umgang ebenso vertraut mit dem Geiste der Berliner Aufklärung. Blieb der jüngere Kopf als solcher anfangs zurück, weshalb man ihn vorerst mit dem Griechischen verschonte, so erkennt ihm der ältere allmählich sogar den Vorrang zu, nur daß Talent und Wißbegier verschiedene Farbe zeigen; wie denn auch in Temperament und Charakter bald wesentliche Abweichungen an den Brüdern zu Tage traten. Wenn Wilhelm gesetzter erschien, bei aller Lebendigkeit doch mehr nach innen gekehrt in der Art der Mutter, so fand man in Alexander früh die Cavaliersweise des verstorbenen Vaters wieder, jene muntere Leichtigkeit, die ihn in keiner Lebenslage verlassen, ja ihn, den Dilettanten, zum besseren Diplomaten machen sollte, als Wilhelm sich im Fach erwies. Auch daß er rasch und gut zeichnen lernte, deutete bei Alexander auf die Außenwelt. Selbst zum Militär hat er Lust verrathen, allein davon wollte die Familie nichts hören; man glaubte der vorwaltenden Begabung Spielraum genug zu gewähren, wenn man den Civildienst je nach Theorie und Praxis schied und zum Juristen den älteren Sohn, den jüngeren zum Cameralisten bestimmte. Alexander hatte nichts dagegen, im Uebrigen aber war er oft mit seiner Existenz unzufrieden; das vieljährige Leiden der Mutter, ihre kühle, strenge Haltung bereiteten ihm auf Schloß Langweil, wie er Tegel nannte, einengenden Zwang und mancherlei Entbehrung. Natürlich

hielt er sich auf seine Manier schadlos; wo der Bruder empfindsam schwärmt, macht er drollig den Hof, er moquirt sich über jedermann, un petit esprit malin heißt er mit 15 Jahren. Wer ihm nahe stand, ließ sich indeß dadurch nicht irren: „er ist wahrlich ein wackerer Junge, der einmal viel Nutzen stiften wird", schreibt Wilhelm vier Jahr darauf, „sein Herz, so boshaft er manchmal scheint, ist doch im Grunde sehr gut. Sein Hauptfehler nur ist Eitelkeit und Sucht zu glänzen; die Ursach davon aber ist, weil er nie ein starkes Interesse des Herzens gehabt hat". Wie im Keime liegen da die Triebe seines Wesens bei einander; nur das Herzensinteresse darf man ihm nicht in jedem Sinne absprechen. Zwar die Liebe, worauf jenes Urtheil anspielt, blieb ihm wol immerdar fremd, während er sich doch der treuesten Freundschaft fähig zeigte; desto mehr aber ergriff er mit voller Wärme des Gemüths die Wissenschaft selbst. Eben weil ihm diese so wahrhaft Herzenssache war, hat er damit unendlich mehr als bloßen Nutzen gestiftet, hat auch die Eitelkeit, die er allerdings nie ganz abgelegt, dem bewundernswürdigen Gewebe seiner Thätigkeit nur gleichsam äußerlich ihre Marke aufheften können. Die Spottsucht endlich, mit der er nach wie vor die Menschen, nicht am letzten jedoch sich selber schelmisch zu betrachten pflegte, war wirklich nur die glitzernd bewegte Oberfläche tiefer Gutmüthigkeit und eines alle humanen Bestrebungen mit Ernst umfassenden Wohlwollens.

Nachdem die Gebrüder H. ihr erstes Semester auf der herabgekommenen Universität Frankfurt zugebracht, ging Wilhelm nach Göttingen, während Alexander noch auf ein Jahr mit dem Hofmeister nach Berlin zurückkehrte. In dieser Zeit, Ostern 1788—89, tritt seine intellectuelle Eigenthümlichkeit bereits in einigen Grundzügen deutlich hervor. Muthigen und beharrlichen Fleiß bewies er jetzt am Griechischen, die Gabe, sich eigene Fragen aufzuwerfen, in der Mathematik. Ganz selbständig gerieth er auf das Bedürfniß der Herstellung von Logarithmen für Addition und Subtraction; ja der Lösung des erkannten Problems, die dann Gauß gelang, kam er nahe, ohne sie doch zu erreichen. Höchst charakteristisch ist das Zeugniß, das sein Lehrer E. G. Fischer dem Neunzehnjährigen gab: er wäre, wenn er sich mit Mathematik allein oder doch hauptsächlich hätte beschäftigen können, ein sehr guter Mathematiker geworden. Denn ähnlich ist es H. wegen der erstaunlichen Vielseitigkeit seines Strebens hernach auch in anderen Einzeldisciplinen ergangen: eine Zeit lang nimmt er an den Untersuchungen dieser oder jener Specialwissenschaft selbstthätig einen achtungswerthen Antheil, stets in Berührung mit ihren wichtigsten Aufgaben; allemal aber geschieht der Intensität seiner Forschung durch die übermäßige Ausdehnung seines Interesses mehr oder weniger erheblicher Abbruch. Nichts übrigens war in dieser Hinsicht von Haus aus so verführerisch wie der Hauptgegenstand seiner damaligen Studien, die Technologie, zumal wenn sie ein so entschiedener Polyhistor wie Propst Zöllner vortrug. Liegen nun in alledem mehr formelle Hinweise auf Art und Umfang seiner späteren Leistungen, so ward gleichzeitig auch materiell ein Zugang zu diesen eröffnet durch die Botanik, die H. jetzt erst durch den jungen Willdenow kennen lernte. In den enthusiastischen Aeußerungen, die sie ihm entlockt, wird der nationalökonomische Eifer des Cameralisten und der Nützlichkeitstrieb des Zöglings der Aufklärung schon erfreulich durch die Flamme reiner Naturfreude erwärmt, die sich seit Rousseau's Tagen so gern gerade an dieser Seite des kosmischen Lebens entzündete. Kaum eingeweiht aber faßt der vorwitzige Student den kühnen Plan zu „einem Werke über die gesammten Kräfte der Pflanzen (mit Ausschluß der Heilkräfte), zu dem er mehrere Menschen mit sich zu vereinigen strebt", so sehr steckt ihm von Anfang an der encyklopädische Hang im Blute; nicht minder freilich das Bewußtsein von der Nothwendigkeit gründlicher Detailarbeit: in den ersten zehn Jahren will er sich hüten als Autor aufzustehen,

es sei denn, daß er etwas sehr neues oder wichtiges entdecke. In solcher Stimmung ging er im Frühling 1789 nach Göttingen, wo er noch einige Monate mit dem Bruder zusammenlebte, sodann aber, da der Erzieher in Berlin geblieben, sich zum erstenmal auf sich selbst angewiesen sah. Ebenso vortrefflich wie Wilhelm verstand auch er den einjährigen Cursus auf der Georgia Augusta auszunutzen; seinem Beispiel folgend ließ er sich durch Heyne ins klassische Alterthum einführen, dem er seitdem zeitlebens die liebevollste Verehrung gewidmet hat; in einer Seminararbeit über die Webereien der Griechen, die jedoch niemals publicirt ward, verschmolz er mit Vergnügen seine technologischen und antiquarischen Studien. Daneben aber empfing er nun in reicherem Maße naturwissenschaftliche Unterweisung, vorzüglich durch Blumenbach, Kästner und Lichtenberg; manches, wie z. B. die Mineralogie, trieb er auch wol auf eigene Faust auf kleinen Excursionen und besonders während des Ferienausflugs, den er im Herbst 1789, wiederum nach dem Vorgange des Bruders, ins Rheinland unternahm. Eine Frucht dieses Ausflugs ist seine erste größere Schrift — denn jetzt widerstand er doch nicht länger dem Reize litterarischer Ehren — die „Mineralogischen Beobachtungen über einige Basalte am Rhein“, worin er der herrschenden neptunistischen Meinung über den Ursprung dieses Gesteins durchaus beistimmte. Das Büchlein ist trotzdem merkwürdig durch die Verbindung von philologisch-historischer mit physikalischer Gelehrsamkeit, die seinen späteren Hauptwerken eine so eigenthümliche Zierde verleiht. Die Bekanntschaft mit Forster, der dem jüngeren H. in Mainz ebenso liebenswürdig begegnete wie zuvor dem älteren, hatte für jenen die wichtige Folge, daß er im nächsten Jahr, vom März bis in den Juli 1790, seine erste größere Reise, rheinab durch Belgien und Holland nach England und zurück über Paris in der interessanten Gesellschaft des Weltumseglers ausführen durfte. H. hat diese Reise stets als eine Epoche in seiner Entwicklung betrachtet: in Georg Forster, der darin selbst wieder das Vorbild seines originellen Vaters abspiegelte, erschien ihm der Meister einer neuen, auf vergleichende Länder- und Völkerkunde berechneten Reisekunst; durch ihn fühlt er sich bestärkt in seinem Trachten nach Universalität der Beobachtung, nach Verallgemeinerung der Naturansicht; jetzt wird ihm hell, was „lange vor dieser glücklichen Vertraulichkeit in ihm selber aufgedämmert war“. Der Anblick des Seewesens in Holland und England steigerte den Einfluß dieses persönlichen Musters; von da an muß man die ernstliche Weltreiselust in H. datiren, die frühere knabenhafte Sehnsucht nach dem Fernen und Fremden, gelegentlich durch äußere oder innere Bilder erregt, kommt weit minder dafür in Betracht. Vorläufig aber war an Erfüllung solcher Wünsche keineswegs zu denken; mit einsichtiger Geduld vielmehr arbeitete H. noch direct auf eine praktische Laufbahn im Finanz- und Cameralfach hin und unterzog sich deshalb nach der Heimkehr zunächst bis Ende 1790 in Hamburg mercantilen Studien, über Geldumlauf, Buchhaltung u. dgl. auf der dortigen Handelsakademie von Büsch und Ebeling. Nach einer kurzen Pause am mütterlichen Wohnsitz, die durch neue botanische Uebungen ausgefüllt ward, begab er sich im Juni 1791 zu neunmonatlichem Aufenthalt nach Freiberg auf die Bergakademie, wohin ihn der Ruf Werner's, des Gründers der Geognosie, schon längst mächtig lockte. Er gewann hier an Leopold v. Buch und Joh. Karl Freiesleben Mitschüler und lebenslänglich hochgeschätzte Freunde; wenn ihm der erstere in späteren Jahren zur höchsten Autorität in allen geognostischen Fragen ward, so verdankt er dem letzteren, den Werner zu seinem Begleiter bestellte, die bergmännische Einführung in die Welt der Gruben und versetzt ihn deshalb pietätsvoll neben Willdenow unter die Urheber seiner realen Naturerkenntniß. Aller Kränklichkeit ungeachtet, die er seit dem Eintritt in Göttingen eigentlich nie recht überwunden hatte, lebte sich H. mit gewohnter Energie in das unterirdische Wesen

ein, durchforschte mit Freiesleben auch das böhmische Mittelgebirge und vollendete rühmlich im Februar 1792 den Freiberger Cursus und damit einen fast fünftehalbjährigen, nach innen und außen ungewöhnlichen Studiengang.

Bereits im Mai 1791, bevor er nach Freiberg abging, fast in demselben Augenblicke, wo sein älterer Bruder zu allgemeinem Bedauern den Staatsdienst mit einem idealistischen Stillleben vertauschte, hatte sich H. beim Minister v. Heinitz zu künftiger Anstellung im Bergfach gemeldet, die ihm jetzt sofort ohne jegliche Prüfung mit schmeichelhaftem Entgegenkommen gewährt ward. Er machte zwar kein Hehl daraus, daß auch ihm eine unabhängige Beschäftigung mit der Wissenschaft jenseit der öffentlichen Carriere als Ziel vorschwebe, allein er trat doch in die letztere von vornherein mit so lebendigem Eifer ein, daß man dringend hoffte, ihn auf die Dauer darin festzuhalten. In der That fiel fürs erste sein eigener Wunsch nach praktischer Ergänzung seiner mannichfachen Naturkunde mit dem Interesse des Staatsamtes durchaus zusammen. Gleich im Sommer 1792 entsandte Heinitz den noch nicht 23jährigen Assessor in die neuerworbenen fränkischen Fürstenthümer zur Untersuchung des Bergwesens und der verwandten Industrie und trat ihn im Herbste förmlich als Oberbergmeister von Baireuth und Anspach an das dortige Landesregiment unter Hardenberg ab. Mehr als vier Jahre, bis zum Frühjahr 1797, hat H., allerdings mit vielfältiger Unterbrechung, die Leitung des fränkischen Bergbaues in Händen gehabt und dabei durch Fleiß und Geschick, Uneigennützigkeit und Pflichttreue nicht blos wirthschaftlich die größten Erfolge erzielt, sondern auch das Wohl der ihm untergebenen Arbeiterbevölkerung menschlich zu fördern verstanden; aus eigenen Mitteln gründete er an seinem Hauptsitze, zu Steben bei Naila, eine bergmännische Freischule und mühte sich aufopfernd mit der Erfindung von Athmungsapparaten und Sicherheitslampen ab, um den Gefahren der Grubenwetter wirksam zu begegnen. Alles in allem erwogen bildet seine glückliche Thätigkeit wol die glänzendste Seite der belebenden Verwaltung jener Lande während der Regierung Hardenberg's, weshalb dieser schon damals von Humboldt's Fähigkeiten eine ungemeine Vorstellung hegte. So nahm er ihn im Sommer 1794 als diplomatischen Gehülfen mit nach Frankfurt und zur preußischen Rheinarmee und schickte ihn zwei Jahr darauf ins Hauptquartier Moreau's, um die Franzosen von einer Verletzung der Neutralität des fränkischen Kreises zurückzuhalten. Natürlicher erscheint uns, wenn hernach 1807 Hardenberg's große Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates als geeignetsten Unterrichtsminister den nun schon weltberühmten Alexander v. H. in Aussicht nimmt, wenn der Staatskanzler diesem 1810 das durch Wilhelms Rücktritt erledigte Amt wirklich anbietet. Aber auch zum diplomatischem Ersatz des älteren Bruders, mit dem er damals bereits entschieden gespannt war, hat Hardenberg noch einmal den jüngeren erlesen, indem er ihm 1816, wiewol gleichfalls vergeblich, die Geschäfte der Pariser Gesandtschaft antrug. Nicht diesen Vorgesetzten jedoch allein wußte H. zufriedenzustellen; kaum geringere Anerkennung erwarb er sich beim Berliner Bergdepartement, in dessen Auftrag er 1793 die Steinsalzgruben und Siedanstalten in Oberbaiern, Salzburg, dem Salzkammergut und Galizien, 1794 abermals zu halurgischen Zwecken außer Kolberg und dem Netzedistrikt noch die sämmtlichen jüngst annectirten polnischen Landstriche bereiste. 1795 ward ihm deshalb die ansehnliche Stellung eines Oberbergmeisters von ganz Schlesien und Südpreußen zugedacht, und da er sie unter Hinweis auf seine selbständigen Pläne für die Zukunft ablehnen zu müssen glaubte, gab man ihm doch, um ihn nur überhaupt zu fesseln, einen höheren Titel und ausgedehnten Urlaub zu einer geognostischen Privatreise durch Oberitalien und einen großen Theil der Alpen. Nichtsdestoweniger nahm er, nachdem ihn der Tod der Mutter im November 1796 zum Herrn eines beträchtlichen

Vermögens gemacht, ohne Schwanken seinen Abschied, um hinfort ganz ungestört der Wissenschaft zu leben, die er freilich auch im praktischen Berufe niemals aus den Augen verloren. Im Gegentheil darf man behaupten, daß er gerade in jenen neunziger Jahren mit dem eifrigsten und erfolgreichsten Bemühen in die produktive Bewegung auch der strengeren Disciplinen der Naturforschung eingegriffen; nie wieder hat er so fleißig und vielseitig experimentirt wie damals. Die Mineralogie und noch mehr sein Trachten nach einer „unterirdischen Meteorologie" führten ihn in Physik und anorganische Chemie ein; auf die organische und damit alsbald auf die Pflanzenphysiologie sah er sich durch die Botanik verwiesen; mit der thierischen Physiologie befreundete ihn Galvani's Aufsehen erregende Entdeckung. Mit Beobachtung und Versuch vermählt er theoretische Hypothesen, vor Allem über die modischen Lieblingsprobleme der Lebenskraft und der Reizbarkeit. Durch zahlreiche Aufsätze in allerhand gelehrten Zeitschriften, die zuletzt (1799) in zwei größeren Sammlungen vereinigt erschienen, erwirbt er sich einen weitverbreiteten Ruf; in Briefwechsel und Gespräch, lebhaft begeistert für die Sache, wenn auch nicht frei von persönlicher Ostentation, weiß er sich und seine Wissenschaft geltend zu machen. Von höherer Bedeutung sind besonders die beiden Hauptschriften aus den Jahren 1793 und 1797: die lateinisch verfaßte „Flora von Freiberg" mit ihrem Anhang von Aphorismen aus der chemischen Physiologie der Pflanzen, und die noch schätzenswertheren „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermuthungen über den chemischen Prozeß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt". Hat doch an die so früh von H. ausgesprochenen und begründeten Ansichten über die Ernährung der Pflanzen noch 1840 Liebig dankbar erinnert; während an seine gediegenen experimentellen Untersuchungen über den Galvanismus, welche der ablenkenden Leistung Volta's gegenüber in unbillige Vergessenheit geriethen, die moderne Arbeit auf dem Felde der thierischen Elektricität ein halbes Jahrhundert später wieder anknüpfte. Eigenthümlich, wiewol sehr begreiflich, ist es übrigens, daß H. selbst von diesen Fragen der reinen Naturlehre in der Folge völlig abgezogen ward durch das Uebergewicht seiner erdphysikalischen Tendenzen, wie er sie schon damals wenigstens als umfassende Entwürfe in sich nährte. Gleich 1792 trägt er sich so mit einer Karte „über den Zusammenhang aller Salzquellen in Deutschland"; vier Jahre drauf glaubt er in „einem großen geognostischen Werke über die Construction des Erdkörpers im mittleren Europa" beweisen zu können, daß in jenem ganzen Gebiete das Streichen und Fallen der Gesteinschichten einer bestimmten, von Richtung und Abfall der Gebirge unabhängigen Regel unterliege. Dies Gesetz wie ein zweites über die gleichzeitige Ablagerung gleicher Flötzgesteine hofft er dann auch in Amerika und somit über die ganze Erde hin bestätigt zu finden. 1794 brütet er wieder, ähnlich wie einst als Student, über einem erst in 20 Jahren zu vollendenden Buche, „das die Pflanzenschöpfung in Verbindung mit der ganzen übrigen Natur nebst ihrem Einfluß auf den empfindenden Menschen schildern sollte". Umständlichere Auslassungen in einem Brief an Schiller (vom 6. August) enthüllen uns, daß er dabei vorzüglich die „Pflanzengeographie" im Auge hatte; besonders deutlich lassen sich die Keime dessen erkennen, was er später als Ideen zur Physiognomik der Gewächse dargelegt hat.

In solchem Zusammenhange wird es wol kaum überraschen, wenn man aus einem Schreiben an Pictet vom 24. Januar 1796 erfährt, daß H. sich zu jener Zeit bereits schlechthin zur Conception „der Idee einer Weltphysik" erhoben hatte. Im ersten Umriß also stand das Bild des „Kosmos", des Werkes seines Lebens, wie er es 1834 nennt, als Ziel seiner Wünsche damals vor seiner Seele. Und an und für sich dürfte man ja eine solche Conception von keinem anderen Zeitalter eher erwarten, als von diesem, wo das weltbürgerliche 18. Jahrhundert

sich tiefer denn je wie zum Abschied in der Neige seiner universalistischen Ideale berauschte. Will man jedoch näher den Ort bestimmen, den Humboldt's Kosmosidee unter den verwandten Gedanken der Zeitgenossen einnimmt, so muß man sie sorgfältig trennen von der auf Welterklärung abzielenden Naturphilosophie, der mathematisch-physikalischen Speculation im Geiste Newton's, in welcher Kant's genetische Betrachtungsweise den letzten Fortschritt bezeichnet, der auf dem Grunde des realen Naturwissens jener Tage möglich war. Es bedurfte danach, wie der newtonischen Epoche eine Periode empirischer Beobachtung hatte vorausgehen müssen, erst einer abermaligen, durch manches Jahrzehnt hindurch fortgesetzten Inductionsarbeit, um das breite Fundament zu schaffen, über welchem sich der Neubau einer erhöhten deductiven Erkenntniß der Natur errichten ließ. H. selbst, in auffallendem Gegensatz zu seinem Bruder von Kant's Doctrin fast gar nicht berührt und überhaupt, wie seine Versuche auf dem Gebiete der Lebenstheorie beweisen, speculativ nicht sonderlich begabt, fühlte natürlich destoweniger Neigung, auf jenen vorderhand abgeschlossenen philosophischen Pfaden vergeblich weiter zu streben. Taktvoller Realismus hielt ihn von den tollkühnen Abenteuern Schelling's und Hegel's fern, deren sogenannte Naturphilosophie die unbequemen Schranken des empirischen Zeitwissens überflog, um sich sodann halt-, ziel- und nutzlos ins Blaue zu verlieren. Sein Lebelang blieb er vielmehr der Erfahrungswissenschaft unverbrüchlich treu, so sehr, daß er am Ende sogar die modernste Entwickelung wahrhaft principieller Naturlehre, die uns aus der mechanischen Wärmetheorie erwuchs, nur mit mißtrauischer Scheu betrachten mochte; er hat sie zwar äußerlich noch erlebt, innerlich aber ist er ihr fremd geblieben. Höchst lebendig dagegen war in ihm immerdar der ästhetische Drang nach einheitlicher Erfassung der Natur. Indem er auf die Erklärung ihrer Totalität, auf die noch uneröffnete Einsicht in den Causalzusammenhang aller Erscheinungen aufrichtig verzichtete, trieb es ihn doch unwiderstehlich zur Anschauung und Schilderung des Naturganzen im Neben- und Durcheinanderwirken der Kräfte; er stellte sich die Aufgabe einer physikalischen Weltbeschreibung, in der die Außenwelt mit all ihren Gruppen von Phänomenen, auch wo diese noch durch kein in die Tiefe weisendes Gesetz innerlich verbunden erschienen, doch in der künstlerischen Composition eines einzigen großen Gemäldes sich darstellen sollte. In ihrer descriptiven Richtung, wie außerdem durch die individuelle Thatsache, daß H. selbst vornehmlich von botanischen Studien aus dahin vorgedrungen ist, schließt sich demnach diese seine Kosmologie noch an die Linné'sche Aera der Naturwissenschaft an; allein wie weit erhebt sie sich über deren lediglich systematische Gesichtspunkte! Sie ergreift die Natur in der ganzen ungeheuren Complication der lebendigen Wirklichkeit, wozu ihr die sogenannte physikalische Geographie, wie sie durch den älteren Forster auf deutschen Boden und durch den jüngeren auf H. persönlich übertragen worden, vortrefflich vorgearbeitet hatte. Aus dieser noch rohen und unvollständigen physischen Erdkunde die großartigste Erdphysik, ja durch deren weitere Verbindung mit der Himmelskunde eine Weltphysik hervorzugestalten, bildete dann Humboldt's eigenstes Werk und Verdienst. In der Grundansicht, jedoch, die hierzu erforderlich war, von dem alldurchdringenden Wesen der in der unermeßlichen Breite ihrer Erscheinung überall mit sich selbst einstimmigen Natur traf er, wiewol auch dafür einige Winke Georg Forster's zu gebrauchen waren, aufs denkwürdigste doch mit Goethe's so oft und so herrlich ausgesprochenen Ideen zusammen. Wie bedeutsam nehmen sich daher die Besuche aus, die H. 1794 und 1795 vom Fichtelgebirge her, durch seinen Bruder eingeführt, als willkommener Gast empfangend und spendend in Jena abgestattet! „In den Wäldern des Amazonenflusses wie auf dem Rücken der hohen Anden", schreibt er am 14. Mai 1806 an Karoline v. Wolzogen, „erkannte ich, wie von Einem

Hauche beseelt von Pol zu Pol nur Ein Leben ausgegossen ist in Steinen, Pflanzen und Thieren und in des Menschen schwellender Brust. Ueberall ward ich von dem Gefühl durchdrungen, wie mächtig jene Jenaer Verhältnisse auf mich gewirkt, wie ich durch Goethe's Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden war!" Wie Wilhelm v. Humboldt's gleichzeitigen Entwurf einer den geistigen Kosmos umfassenden Anthropologie, darf man demnach auch Alexanders Plan zu einer Weltphysik getrost mit dem Centralfeuer unserer damaligen nationalen Bildung in Verbindung denken. Nur übersehe man darüber nicht die überaus wichtige Differenz, die auf der anderen Seite zwischen der Sinnesart unseres H. und der poetisch-philosophischen Stimmung jener klassischen Lebenskreise bestand! War man im Schema der Gesammtempfindung und -betrachtung einig, so wich in der Methode der Einzelerkenntniß H. weit ab vom Goethe'schen Wege genialer Intuition; darin erschien er vielmehr durchaus als Repräsentant der echten experimentellen, messenden, wägenden und berechnenden Naturwissenschaft; mit einem Fuße sozusagen steht er so schon im 19. Jahrhundert. Diese Doppelnatur ist es, was ihm ähnlich wie dem Bruder seine eigenthümliche Stellung in der modernen Geistesgeschichte anweist; aus ihr erklärt sich sowol der herbe Tadel, den damals (1797) Schiller über sein exactes Gebahren aussprach, wie die umgekehrte Unterschätzung, die er später nicht selten von einseitigen Vertretern der inzwischen zur Alleinherrschaft gelangten empirischen Specialforschung erfuhr. Aus ihr erklärt sich aber auch positiv seine wunderbare Fähigkeit, theoretisch zwischen so grell verschiedenen Generationen und praktisch, als unparteiischer Schützer und Pfleger, zwischen scheinbar entgegengesetzten Kulturinteressen zu vermitteln.

Sobald H. sein Verhältniß zum Staate gelöst, stand, wie es schien, der Ausführung seines langgehegten Wunsches, eine ferne wissenschaftliche Reise, womöglich nach Westindien, zu unternehmen, kein Hinderniß mehr im Wege. Was ihn trotzdem noch beinah drittehalb Jahr in Europa zurückgehalten, war einmal der Trieb, sich in jeder Hinsicht genügend auf die vielseitigste Forscherarbeit vorzubereiten, außerdem jedoch die Verwicklung der politischen Welthändel, die auch den wohlhabenden und ungebundenen Privatmann seine Abhängigkeit vom öffentlichen Leben peinlich empfinden ließ. Sein nächstes Vorhaben war ein Ausflug nach Neapel und Sicilien, wo er vornehmlich die thätigen Vulkane zu Vorstudien für die heiße Zone zu benutzen gedachte. Da auch Wilhelm mit seiner Familie nach Italien aufbrechen wollte, so stellte sich Alexander im Frühling 1797 in Jena ein und füllte einen dreimonatlichen Aufenthalt daselbst mit anatomischen Uebungen unter Loder's Leitung aus. Gemeinsam ging es dann über Dresden und Prag nach Wien; hier aber erkannte man die Unmöglichkeit, in den von Krieg und Revolution zerrütteten Süden vorzudringen. Während deshalb Wilhelm nach Paris übersiedelte, brachte Alexander mit Leopold v. Buch den Winter abwartend in Salzburg zu, wo ihn neben geognostischen und eudiometrischen Untersuchungen als weitere technische Reiseexercitien meteorologische und erdmagnetische Beobachtungen, barometrische und trigonometrische Höhenmessungen und namentlich auch die ihm von Zach ans Herz gelegten astronomischen Observationen zum Behufe geographischer Ortsbestimmung reichlich beschäftigten. Mittlerweile traf ihn eine Einladung des wunderlichen Lord Bristol zu kostenfreier Theilnahme an einer touristischen Excursion nach Oberägypten, worauf er in der Absicht einging, sich hernach selbständig ins vordere Asien zu begeben, das ihn in manchem Betracht für den vereitelten Besuch Italiens entschädigen mochte. Um sich einige noch fehlende Instrumente zu beschaffen, eilte er im Mai 1798 nach Paris; schon unterwegs jedoch erhielt er Kunde von der ägyptischen Expedition Bonaparte's, um derentwillen Lord Bristol noch vor seinem Aufbruch aus Mai-

land, vermeintlich als britischer Agent, verhaftet ward. In Paris, welches derzeit für die Metropole der exacten Wissenschaften gelten durfte, erwarteten H. die interessantesten und belehrendsten Beziehungen; allein von Ungeduld ergriffen, stand er doch keinen Augenblick an, sich zum Begleiter der großartigen Weltumsegelung anzutragen, welche das Directorium soeben durch Kapitän Baudin ins Werk zu setzen beschlossen hatte. Während der vielversprechenden Zurüstungen gewann er die Freundschaft des jungen Aimé Bonpland, der als Botaniker die Fahrt Baudin's mitmachen sollte, nun aber vom Schicksal auserkoren ward, als Humboldt's guter Kamerad und Adjutant eine durch seine eigene wissenschaftliche Bedeutung schwerlich in dem Maße verdiente Unsterblichkeit zu erringen. Nach vier Monaten nämlich voller Hoffnung und Spannung sah sich H. abermals getäuscht, da die französische Regierung angesichts neuer continentaler Kämpfe das ganze Unternehmen plötzlich vertagte. Noch einmal tauchte darauf die Aussicht auf Afrika und den Orient vor ihm auf, indem sich der schwedische Consul Skjöldebrand erbot, ihn von der Provence nach Algier zur Erkundung des Atlas und von da nach Aegypten überzuführen. Im Herbst 1798 fand sich H. mit Bonpland in Marseille ein; auch diesmal aber verdarben Mißgeschick und Krieg das Spiel. Um nicht länger müßig still zu liegen, wandten sich daher die Freunde zu Ende des Jahres nach Spanien, dessen östlichen Küstenstrich sie bis Valencia durchforschten. Noch immer hielt indeß H. an dem Plan auf Nordafrika fest und erst in Madrid, wo er Anfang Februar 1799 anlangte, ist er auf seine ursprüngliche Idee einer amerikanischen Reise zurückgekommen. Hatte er einst über England gehen wollen, so that sich jetzt ein directerer Weg auf; nur wäre es ihm selber nie gelungen, das damals durch die politische Lage wirklich gerechtfertigte Mißtrauen der spanischen Regierung gegen jegliche auf die transatlantischen Colonien gerichtete Wißbegier zu überwinden. Es bildet den Ruhm des sächsischen Gesandten Baron Philipp v. Forell, aus Mitgefühl für die Wissenschaft den frivolen Minister Urquijo und durch ihn König Karl IV. für Humboldt's Anliegen gewonnen zu haben. Mit der liberalsten Erlaubniß zu jederlei Forschung in allen überseeischen Besitzungen Spaniens versehen, eine außerordentliche Gunst, die H. gern durch Mittheilung von Resultaten und Sammlungen vergolten hat, verließen beide Gelehrte im Mai die Hauptstadt, um sich am 5. Juni zu Coruña auf der Fregatte Pizarro einzuschiffen. Nach soviel endlich überstandenen Widerwärtigkeiten fühlte sich H. neu von Muth und Zuversicht erhoben: „der Mensch muß das Große und Gute wollen!" ruft er wiederholt in seinen Abschiedsbriefen aus. Er stand dem Ausgang seines 30. Jahres nah; ein Drittel seiner Tage lag hinter ihm, gleichsam die einfach klare Exposition zur gewichtigen Handlung seines Lebens. „Er macht eine einzig schöne Reise", schreibt Wilhelm kurz darauf an Goethe, „und ist ein glücklicher und beneidenswürdiger Mensch. Es ist selten, daß das Schicksal einen Menschen so begünstigt, das zu werden, wozu ihn die Natur bestimmt hat, und noch seltener, daß ein Mensch selbst diese Bestimmung so früh und so ganz findet. Er hat sich nie einen einzigen Augenblick von seinen Lieblingsstudien abbringen, nie auf seinem Wege irre machen lassen, und was ihn darauf erhalten hat, war einzig sein Genie."

Humboldt's Abwesenheit von Europa dauerte etwas über fünf Jahre, vom 5. Juni 1799 bis zum 3. August 1804, wo er in Bordeaux ans Land stieg. Die Kosten des großen Unternehmens, die er, auch für Bonpland, ganz aus eigenen Mitteln bestritt, betrugen zwischen 30,000 und 40,000 Thaler und verzehrten außer den Zinsen den fünften Theil seines Kapitals. Seine rastlos energische Thätigkeit, die ununterbrochene Heiterkeit seines Gemüths ward während jener langen Zeit nicht wenig durch eine unerschütterliche Gesundheit befördert,

deren er sich vordem im Vaterlande keineswegs erfreut hatte. Die Tropenwelt erschien ihm daher so recht als sein Element, das er, in die Heimath zurückgekehrt, durch eine ungewöhnlich hohe Temperatur seiner Wohn- und Arbeitsräume zu ersetzen suchte. Nur eine rheumatische Schwäche des rechten Arms, die ihn im Alter nöthigte, in gebückter Stellung auf dem Knie statt auf dem Tische zu schreiben, trug er als übles Andenken an die feuchten Blätterlager der Nächte am Orinoko davon. Gefahren gewaltsamer Natur hatten die Reisenden sehr selten zu bestehen; die schlimmsten aller Unbilden erlitten sie von den Insekten der Urwaldströme. Dramatisches Interesse bietet deshalb ihre Wanderung wenig, und da dieselbe überdies keine Entdeckungsreise im geographischen Sinne des Wortes war, sich vielmehr ausschließlich auf längst, wenn auch meist nur oberflächlich bekannte Erdräume erstreckte, so wird man vorziehen, ihre Hauptrichtungen und -wendungen in allgemeinem Umriß sich zu vergegenwärtigen, anstatt am unwesentlichen Schwall und Pomp vielsilbiger und volltönender Ortsnamen von indianischem oder castilianischem Gepräge die Sinne zu ermüden. Ein kurzer Besuch der Insel Teneriffa war von Haus aus verabredet worden; man streifte so das verschlossene Afrika wenigstens von der Seeseite, und die Ersteigung des Pic (am 22. Juni 1799) ersetzte vollauf die des Vesuv und Aetna. Obwol dann eigentlich die Absicht gewesen war, sogleich über Cuba nach Mexiko zu gehen, ließ sich H. durch den Ausbruch des Fiebers an Bord bestimmen, schon in Cumanà zu landen; ein Entschluß von den wichtigsten Folgen. Denn gerade hier in Venezuela gerieth er unmittelbar in die beinah unberührte Wildniß aequinoctialer Pflanzenschöpfung, von deren überwältigendem Eindruck entzückte Briefe Zeugniß ablegen. So wurden denn fast anderthalb Jahre (vom 16. Juli 1799 bis 24. November 1800) der Erforschung dieser Provinz in ihren drei Regionen, dem Küstengebirge, den Llanos und dem Waldgebiet am Orinoko gewidmet. Darauf erst ging es zu Schiffe nach der Havana, wo sich nun wie zum Contrast Gelegenheit zum ökonomischen Studium eines Tropenlandes im Kulturzustande bot. Dieser erste Aufenthalt in Cuba (vom 19. December 1800 bis 8. März 1801) ward vorzeitig abgebrochen in Folge der falschen Nachricht, daß die nun doch zustande gekommene Baudin'sche Expedition den Weg ums Cap Horn gewählt habe, für welchen Fall H. noch bei seiner Abfahrt aus Europa dem Capitän seinen eigenen Anschluß von einem südamerikanischen Hafen aus versprochen hatte. Seiner Zusage getreu segelte er nach Carthagena, woran sich (vom 30. März 1801 an) eine dreivierteljährige Reise aufwärts durch Neugranada reihte, zuerst auf dem Magdalenenstrom, hernach, unter den größten Beschwerden, über Bogotà durch die Cordilleren nach Quito. Erst hier, zu Anfang 1802, erfuhr man, daß Baudin im Gegentheil die östliche Richtung eingeschlagen habe; und scheinbar nicht mit Unrecht beklagte H. die Hunderte von Meilen, die er um eines verfehlten Rendezvous willen durch ein Land zurückgelegt, welches er im eigenen Interesse niemals aufgesucht haben würde. Es kam hinzu, daß er in Folge dessen in der nächsten Periode seiner Reise (vom 6. Januar 1802 bis 15. Februar 1803) in den Anden von Ecuador und Peru, sowie an der vorliegenden Südseeküste sich zum großen Theil auf einem schon von La Condamine und Bouguer wissenschaftlich erkundeten Boden bewegte. In Wahrheit aber hat ihn gerade so ein freundlich neckisches Geschick im Hinblick auf seinen eigenthümlichsten Zweck an den günstigsten Platz geführt. Denn von dieser Gegend hatte schon Herder 1784 prophetisch gerühmt, daß sie „für die größere Naturgeschichte, für Einheit und Gewißheit des bisher von der physischen Beschaffenheit der Erde einzeln Erkannten“ sich als die interessanteste der Welt erweisen werde. Es ist, um Humboldt's eigene Worte zu gebrauchen, der Theil der Erdoberfläche, „wo im engsten Raume die Mannichfaltigkeit der Natureindrücke

ihr Maximum erreicht", wo dem Menschen verliehen ist, ohne daß er seine Heimath verließe, „alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen, wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt". Hier also fand eine vergleichende Naturbetrachtung, eine — nach Humboldt's Lieblingsausdruck — auf „Verallgemeinerung der Ideen" hinzielende Induction das vollständigste Material von der Natur selbst gesammelt, ja in gewissem Sinne bereits geordnet vor: „Dort sind die Klimate wie die durch sie bestimmten Pflanzenzonen schichtenweise übereinander gelagert, dort die Gesetze abnehmender Wärme, dem aufmerksamen Beobachter verständlich, mit ewigen Zügen in die Felsenwände der Andeskette, am Abhange des Gebirges, eingegraben." Nimmt man noch die geologische Beschaffenheit jenes Terrains hinzu, das wie kein anderes die erdumwandelnde Macht des Vulkanismus zur Anschauung bringt, so bleibt kein Zweifel, daß H. ebenda, zumal in der Landschaft von Quito, die klassische Stätte für seine Weltphysik fast wider Willen aufgefunden. Man möchte gern für einen symbolischen Ausdruck dieser Thatsache gelten lassen, was freilich eher ein Zeichen der kindlichen Unreife der Zeitbildung war: daß kein Moment seines ganzen Lebens H. einen so lauten populären Ruhm eingetragen, wozu er selber allerdings in naiver Herablassung mitgewirkt, wie der mitten in jene Periode fallende, für die Wissenschaft kaum ersprießliche und obendrein mißlungene Versuch, am 23. Juni 1802 den Gipfel des Chimborasso zu erklimmen. Nachdem dann auch in anderem, als diesem äußerlichen Sinne der Höhepunkt der Reise überschritten war, bleibt eigentlich nur noch ein an sich bedeutender Abschnitt zu verzeichnen. War H. anfangs gesonnen, der ihm bereiteten Enttäuschung zutrotz auf eigene Hand über die Philippinen und Ostindien heimzukehren, so gab er doch nun so weitläufige Pläne für diesmal auf; hauptsächlich in dem löblichen Verlangen, sobald wie möglich die Früchte seiner Anstrengung gemeinnützig zu verwerthen und zugleich für sich selbst die schmerzlich vermißte Fühlung mit dem Fortschritt der europäischen Forschung wieder zu gewinnen. Er lenkte deshalb in seinen frühesten Vorsatz zurück und betrat vom stillen Ocean aus in Acapulco den Boden des Königreichs Mexiko, dem er ebenfalls ungefähr ein Jahr lang (vom 23. März 1803 bis 7. März 1804) die gründlichste Aufmerksamkeit schenkte. Neben naturwissenschaftlichen, insbesondere geognostischen Beobachtungen gingen tiefeindringende wirthschaftliche Studien einher, ähnlich denen, die einst in Cuba begonnen worden und deren nunmehrige Vollendung während eines zweiten Aufenthalts in der Havana (bis zum 29. April 1804) zugleich den Abschluß der gesammten Reisearbeit bildete. Denn der politisch belehrende Besuch der Vereinigten Staaten (vom 19. Mai bis 9. Juli), wo H. die Gastfreundschaft Jefferson's genoß, ist doch mehr als eine persönliche Episode der Heimfahrt anzusehen.

Die Nachwelt erblickt die epochemachende Bedeutung der amerikanischen Reise Humboldt's natürlich vor allem darin, daß ihm die Fülle der dabei erworbenen Anschauungen und Erfahrungen die breite Basis für den originellen Aufbau seiner Weltphysik darbot. Allein da diese Kosmologie doch in der That nur zustande kommen konnte durch gegenseitige Verbindung der naturwissenschaftlichen Einzeldisciplinen, so erregt darum nicht weniger die Summe der direct für die letzteren sowie für die angrenzenden geographischen und ökonomischen Fächer gewonnenen Resultate an und für sich die größte Bewunderung. Aus diesem Gesichtspunkt, dem höchsten, den man der bisherigen Reisepraxis gegenüber einzunehmen gewohnt war, faßten die Zeitgenossen Humboldt's Leistung auf; auch so schon erschien er tüchtiger und glücklicher als alle Vorgänger. Die Tausende von neuen Gewächsarten, die Hunderte von astronomischen Ortsbestimmungen und Höhenmessungen, auf die sich zum erstenmal genaue Karten der berührten Landschaften und deutliche Vorstellungen von ihrer Bodengestalt gründen ließen, überhaupt der Reich-

thum und die Mannichfaltigkeit seiner Sammlungen, die Menge und, was noch wichtiger, die Schärfe seiner Beobachtungen, die Thatsache endlich, daß er das Ganze aus eigenem Entschluß und ohne jede öffentliche Unterstützung vollbracht hatte, alles das verlieh seinem Namen alsbald in der ganzen gebildeten Welt einen unverlöschlichen Glanz. Paris, das als neue Kaiserstadt mehr denn je sich als Hauptort Europas darstellte, empfing ihn mit Auszeichnung; nur Napoleon selbst ist ihm geringschätzig begegnet. Unverzüglich traf er die ersten Anstalten zur Bearbeitung und Publication der Ergebnisse seiner Forschung in einem vielgliedrigen Werke, das an Gediegenheit und Eleganz in Inhalt und Form, Text und Illustration ebenso einzig dastehen sollte wie die Reise selber; eine Absicht, die er nur mit den Geldkräften und technischen Hülfsmitteln der Pariser Firmen und Institute durchsetzen zu können meinte. Sanguinisch genug hoffte er in zwei bis drei Jahren die Arbeit im Wesentlichen zu vollenden, um alsdann zu einer neuen, dringend ersehnten Expedition nach Indien und Innerasien aufzubrechen. Dabei zählte er allerdings von vornherein, auch abgesehen von dem leider allzu saumseligen Bonpland, auf die Dienste gelehrter Mitarbeiter, wie er sie bald namentlich für die astronomischen Rechnungen in J. Oltmanns und für die systematische Botanik in K. S. Kunth, dem Neffen seines Erziehers, nach Wunsch gewann. Was ihm selber am meisten am Herzen lag, darüber kann kein Zweifel bestehen, wenn man sieht, daß die Reihe der litterarischen Reiseprodukte 1805 in weitem Abstand von allen anderen eröffnet ward durch den „Essai sur la géographie des plantes“, welcher den vor elf Jahren gefaßten Gedanken, „die Pflanzenschöpfung in Verbindung mit der ganzen übrigen Natur zu schildern“, gewissermaßen verwirklichte. Denn es erschien dieser geobotanische Versuch wenigstens in Begleitung eines in seinen Grundzügen schon auf der peruanischen Wanderung entworfenen Tableau physique des régions équinoxiales. „Dies Werk beweist“, schrieb H. selbst darüber am 3. Februar 1805 an Pictet, „daß meine Arbeiten das Ensemble der Erscheinungen umfaßt haben . . . . .; schauen wollen die Leute, deshalb zeige ich ihnen einen Mikrokosmos auf einem Blatte.“ Ueberaus deutlich bewährt sich so, was bereits einigen früheren Aeußerungen zu entnehmen war, daß die Conception einer physischen Weltbeschreibung in H. individuell aus dem selbständigen Keime seiner Pflanzengeographie erwachsen ist. Ebenso entschieden aber wird der generell ästhetische Charakter seines physikalischen Universalismus durch die Wahrnehmung bestätigt, daß der erste Schritt zur Ausführung der kosmographischen Entwürfe sich geradezu in die Kunstgestalt eines „Naturgemäldes“ kleidete. Ganz dem angemessen trug endlich die 1807 herausgegebene deutsche Bearbeitung der merkwürdigen Schrift in der Zueignung den Namen Goethe's an der Stirn. Ueber dieser litterarischen Thätigkeit vergaß nun aber H. keineswegs jenes anderen Vorsatzes, der ihn nach Europa heimgerufen. Kaum in Paris angekommen vereint er sich mit Biot zu erdmagnetischen Untersuchungen und vor Allem mit Gay-Lussac, der gerade durch die scharfe Kritik seiner früheren eudiometrischen Versuche sein Vertrauen gewonnen, im Laboratorium der polytechnischen Schule zu gründlicheren chemischen Arbeiten über das Verhältniß der Bestandtheile der Atmosphäre. Auch diesen Mann und nicht minder hernach den jungen feurigen Arago, der ihm dann unter allen Franzosen der liebste Freund geworden ist, erhebt er wie vordem Willdenow und Freiesleben in den Kreis „der wenigen Menschen, die auf Denkart und Ansicht der Natur in ihm bleibend gewirkt haben“. Die in Paris begonnenen Studien wurden fleißig fortgesetzt auf einer italienischen Reise, die H. mit Gay-Lussac im März 1805 antrat. In Rom begrüßte er den Bruder Wilhelm, den er durch Mittheilung werthvollen Materials zur Erkenntniß der amerikanischen Sprachen erfreute. In Neapel und auf dem Vesuv, der zum Glück soeben eine

eruptive Anwandlung hatte, genoß man der belehrenden Gesellschaft Leopold v. Buchs. Im Herbst gingen darauf die drei Naturforscher gemeinsam durch die Schweiz und Westdeutschland nach Berlin, wo H. nach neunjähriger Abwesenheit gleichfalls mit Ehren aufgenommen ward. Hier wollte denn auch das Staatsoberhaupt nicht zurückstehen; Friedrich Wilhelm III. ernannte den gefeierten Unterthan zum Kammerherrn, eine Hofwürde, welche schon Humboldt's Vater innegehabt, und setzte ihm, wol in der Hoffnung, ihn dem Vaterlande dauernd zu verbinden, eine ansehnliche Pension aus den Fonds der Akademie der Wissenschaften aus. Als Mitglied der letzteren las H. im J. 1806 eine Anzahl von Abhandlungen in deutscher Sprache, die den Grundstock zu den im folgenden Jahre veröffentlichten, dem Bruder gewidmeten „Ansichten der Natur" abgaben. Dies anmuthige Buch, das immerdar das Lieblingswerk des Verfassers selbst geblieben ist, löste mit besserem Erfolg als Georg Forster's kleine Schriften, die ihm theilweise zum Muster gedient haben, die Aufgabe, physikalische Gegenstände in den Bereich unserer schönen Litteratur hinüberzuziehen. Freilich gelang auch H. nicht vollkommen die Verschmelzung der ästhetischen und der streng wissenschaftlichen Tendenz; denn gelehrte Anmerkungen hefteten sich, ebenso wie später im „Kosmos", von außen an die geschmackvoll componirten, in Stil und Ausdruck öfters allerdings nur zu poetischen Schilderungen des Textes. Hier waltet ferner allenthalben ersichtlich ein physiognomisches Bestreben vor; der Eindruck der Natur auf die menschliche Empfindung wird mit besonderer Theilnahme beleuchtet. Durch die Vermittlung Bernardin de St.-Pierre's, dessen Paul und Virginie H. auf seinen tropischen Zügen wieder und wieder mit Begeisterung las, fühlt man sich dabei an den Urquell der modernen Naturromantik in Rousseau zurückgeleitet. Diese sentimentale Seite des Büchleins aber ist noch überdies in die tiefere Farbe politischer Schwermuth getaucht; denn eben jetzt hatte der kriegerische Sturm des napoleonischen Zeitalters, der H. schon so manche persönliche Hoffnung zertrümmert, auch den heimischen Staat niedergeworfen, dem er kaum wieder anzugehören begonnen. Während der französischen Besetzung von Berlin nach der Schlacht bei Jena finden wir ihn in einem einsamen Garten der Hauptstadt in stillem Eifer mit stündlichen Beobachtungen der magnetischen Declination beschäftigt. Vergebens verwandte er sich bei den feindlichen Machthabern für die Schonung der Universität Halle. In die Vorberathungen zur Gründung einer Hochschule in Berlin zog ihn 1807 Friedrich August Wolf hinein und ließ sich von ihm überzeugen, daß man dabei durchaus an dem altbewährten Begriff und Namen Universität festhalten müsse. Doch verrieth H. wenig Neigung zu activer Theilnahme als Docent, wiewol man gerade von der Anziehungskraft seines Ruhms das beste erwartete. Bevor er aber vor die praktische Entscheidung gestellt ward, ja ehe noch Wilhelm von Rom herbeikam, um die große Stiftung ernstlich in Angriff zu nehmen, bot sich ihm die erwünschte Gelegenheit, auf viele Jahre hinaus die Heimath wieder zu verlassen, die ihm damals allerdings keine Möglichkeit gewährte, mit aller Kraft den wissenschaftlichen Interessen zu leben, welche ihm stets unter allen menschlichen, wie er aufrichtig betheuert hat, „oben an der Spitze standen".

Gegen Ende 1807 entsandte der König seinen jüngsten Bruder, den Prinzen Wilhelm, an Napoleon, um in einem neuen Vertrage dem furchtbar belasteten Preußen einige dringend nothwendige Erleichterung zu verschaffen. Als erfahrener Kenner des gesellschaftlichen Terrains in der französischen Hauptstadt mußte H. den Prinzen begleiten und berathen und erhielt alsdann im Herbst auch nach der Heimkehr desselben die königliche Erlaubniß, zum Behufe der Ausarbeitung seines Reisewerks als eins der acht auswärtigen Mitglieder des Instituts seinen Wohnsitz in Paris zu behalten. Von keiner Seite zwar ward dabei voraus=

gesetzt, daß sich dieser Urlaub, von verhältnißmäßig geringen Unterbrechungen abgesehen, zu einem beinah 20jährigen Aufenthalte an der Seine ausdehnen werde. Nur allmählich vielmehr und wenigstens anfangs fast unwillkürlich spann sich H. dort in einen der wichtigsten Abschnitte seines ganzen Daseins ein. Denn wir erblicken in dieser großen Periode von 1808—27 die Zeit seiner vollen Mannesreife vom 39. bis zum 58. Lebensjahr; eine Erntezeit voll wohlbelohnter Mühe, hinter der freilich noch Raum blieb für manche Herbstlese köstlichster Art. In den ersten Jahren, solange er sich noch mit dem Wahne schmeicheln durfte, seine von den verschiedensten Punkten aus rüstig begonnene Riesenpublication in gleicher Geschwindigkeit fortgesetzt und mithin rasch abgethan zu sehen, stand er innerlich sozusagen auf dem Sprunge nach Asien. Denn gerade nun, wo er im Begriff war, die wissenschaftliche Summe aus seinen amerikanischen Forschungen zu ziehen, erschien seinem schrankenlos universellen Verlangen die überwiegende Anschauung des neuen Continents als eine, wenn auch noch so viel in sich begreifende Einseitigkeit, über die ihn nur die vergleichende Betrachtung der asiatischen Natur hinwegheben könne. Mit beharrlichem Eifer studirte er deshalb bei Silvestre de Sacy und anderen Lehrmeistern die persische Sprache als eine der leichteren des Orients. Allein außer der Hemmung, die der bald erlahmende Gang seines vielgestaltigen litterarischen Unternehmens seinen Wünschen bereitete, stießen diese auch auf andere Hindernisse, welche wiederum wie einst, direct oder indirect, mit den gewaltsamen Begebenheiten des Zeitalters zusammenhingen. Zunächst sah er sich dadurch sogar in materielle Bedrängniß versetzt. Von seinem größtentheils im preußischen Polen hypothekarisch angelegten Vermögen hatte er schon seit 1807 in Folge der politischen Umwälzung jener Landstriche keinen Ertrag genossen; jetzt aber, im Januar 1809, ward das Kapital selbst von der Warschauer Regierung zur Vergeltung preußischer Maßregeln in Beschlag genommen. Mit dringenden Vorstellungen wandte sich deshalb H. gegen Ende des Jahres an den gerade in Paris anwesenden König von Sachsen, um wenigstens die Herausgabe seines Werkes nicht ernstlich zu gefährden. Daß an eine zweite Weltreise unter solchen Umständen nicht zu denken war, liegt auf der Hand. Nachdem jedoch 1810 diese Verlegenheit durch Aufhebung des Sequesters glücklich beseitigt worden, traten die asiatischen Projekte sofort wieder in den Vordergrund. Ohne Zweifel bildeten sie eins der Hauptmotive für die Weigerung Humboldt's, die Leitung des preußischen Unterrichtswesens als Nachfolger seines Bruders zu übernehmen. Und kaum hatte er diesem auf seinem Wiener Gesandtschaftsposten einen kurzen Besuch abgestattet, als er Ende 1811, in Gedanken mit den Vorkehrungen zu einer selbständigen Expedition beschäftigt, unvermuthet von Seiten des Reichskanzlers Grafen Romanzow den Antrag erhielt, sich einer officiellen russischen Forschungsreise anzuschließen, die von Sibirien aus über Kaschgar und Yarkand ins Innere von Tibet vordringen sollte. Mit dem lebhaften Ausruf: „ich will Russe werden, wie ich Spanier geworden bin; alles, was ich angreife, führ' ich mit Enthusiasmus durch", sagte er Anfang 1812 seine Betheiligung für das Jahr 1814 zu; da zertrat ihm aufs neue rücksichtslos der militärische Gang der Zeitgeschichte die feinen Zirkel seiner wissenschaftlichen Pläne. Dem russischen Feldzuge folgte die Erhebung Preußens, und schüchtern zog sich H. inmitten der nun feindlichen Hauptstadt in die gelehrte Arbeit zurück, die ihm für den Augenblick abermals den eigenen Unterhalt darreichen mußte. Als im August 1813 unter freudiger Mitwirkung seines Bruders der Waffenstillstand in den entscheidenden europäischen Kampf verwandelt ward, gestand er selber wehmüthig ein, daß er „thöricht genug gewesen sei, an eine prosaischere Lage der Welt zu glauben." Undenkbar wäre, daß er den Sturz Napoleons, die Befreiung Deutschlands nicht dennoch von Herzen willkommen geheißen; aber dieser ewige Krieg mit seinen

kulturzerstörenden Wirkungen war ihm an sich aus eigener leidiger Erfahrung tief verhaßt. „Das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts", das ihm seit dem Eintritt ins handelnde Leben unaufhörlich vor Augen stand, hatte seinen Blick für die sittliche Erhabenheit welthistorischer Verhängnisse abgestumpft. Man thäte sicherlich Unrecht, ihm jede Vaterlandsliebe abzusprechen; Kosmopolit im negativen Sinne des Wortes war er nicht. Wol aber hatte ihm sein odysseischer Lebenslauf eine positiv internationale Gesinnung eingeflößt, welche die Nationalitäten als gleichberechtigt anerkannte, um sie durch friedliche Bildung zu höherer menschlicher Einheit zu verbinden. Ja solche Verbindung suchte er nach Kräften in seiner eigenen weitangelegten Persönlichkeit wirklich darzustellen und so empfand er, wie paradox es immer klingen mag, damals zugleich als Deutscher und Franzose. Während er, wie 1806 in Berlin bei den Marschällen Napoleons, nur jetzt mit besserem Erfolg, 1814 und 1815 bei den Verbündeten in Paris zu Gunsten gelehrter Anstalten und Personen intervenirte, diente er zugleich seinem siegreichen Könige als Führer durch die Weltstadt. Friedrich Wilhelm III. fand dabei an dem vielbewanderten, geistreichen und zudem so liebenswürdig geschmeidigen Kammerherrn ein ungemeines Wohlgefallen; er nahm ihn 1814 mit nach England, entschädigte ihn für allen Aufwand an Zeit durch wiederholte Gnadengeschenke und bewilligte ihm 1818 auf seine Bitte sofort höchst ansehnliche Summen zur Bestreitung der Kosten einer fünfjährigen ostindischen Reise, aus der jedoch aus unbekannten Gründen wiederum nichts geworden ist. Kurze Ausflüge nach London, 1817 mit Arago, 1818 mit Valenciennes, verdienen dem gegenüber kaum Erwähnung; im letzteren Jahre finden wir H. außerdem auf dem Aachener Congreß in der Umgebung des Königs, der ihn auch 1822 auf dem Congreß zu Verona um sich zu haben wünschte und von dort aus unter seiner Führung eine Reise nach Rom und Neapel unternahm, wobei H. Gelegenheit fand, die 17 Jahr früher mit Buch und Gay-Lussac am Vesuv angestellten Messungen zu wiederholen. Auch auf der Rückfahrt nach Berlin begleitete er den König und verweilte im Frühjahr 1823 einige Monate in der Heimath, wo man vergebens hoffte ihn für immer zu behalten. Erst auf einem neuen Besuche, den er im Herbst 1826 mit Valenciennes in Berlin machte, setzte der König die definitive Heimkehr auf den nächsten Frühling unter gnädigen Bedingungen fest, welche H. in seiner üblen finanziellen Lage dankbar annehmen mußte, wie sauer ihm auch die Trennung von Paris in jeder anderen Hinsicht ankam. Denn längst war ihm inzwischen das dortige Treiben in Anstrengung und Erholung, in Wissenschaft und Gesellschaft zur einzig behaglichen Gewohnheit geworden. Von Jahr zu Jahr heller leuchtete ihm, während er ihres vertrauten Umgangs genoß, die Bedeutung der französischen Naturforschung ein, die dermalen immer noch die der anderen Länder überstrahlte; von Tag zu Tag unentbehrlicher dünkte ihn die wundervolle Stadt in ihrer unschätzbar reichen Ausrüstung mit allen geistigen und materiellen Mitteln, deren er zu seinen Studien, zu seinen schriftstellerischen Zwecken bedurfte. Zugleich aber verstrickte er sich auch persönlich immer tiefer in das sociale Wesen der Pariser Salons. Dieser hochkultivirte, allseitig erregte Verkehr der Talente, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Esprit, in der Conversation, ja in der Medisance, das war die Luft, in der seine Seele, begierig und fähig unendliche Mittheilung zu spenden und zu empfangen, am liebsten und bequemsten athmete. Nie wol hat ein deutscher Gelehrter mit gleicher Virtuosität das Zauberwort „Tages Arbeit, Abends Gäste" verkörpert, wie H. in Paris; besser verstand kein anderer in äußerer Zerstreuung innere Sammlung zu bewahren. Von selber bietet sich die Bemerkung dar, daß so nur ein vermögender Junggesell seine Jahre hinbringen kann; aber man hüte sich, ihn deshalb der Selbstsucht anzuklagen. Denn eben

damals ward ihm die gern geübte Pflicht des Gönners und Wohlthäters zur anderen Natur. Nicht den Freunden allein, den Arago und Gay-Lussac, den Bonpland und Valenciennes gegenüber war er zu jedem Opfer stets bereit; auch der Fremde und Unempfohlene, ja am meisten gerade der bescheidene Anfänger, die stille Tüchtigkeit erfreute sich seines Fürworts und, wenn es irgend Noth that, seiner freigebigen Unterstützung, einerlei ob er sich selber gerade im Ueberfluß oder Mangel befand. Dabei aber wußte er die Großmuth seiner Handlungen in die zarteste Höflichkeit einzuhüllen; der Dank, den er erwarb, war nie mit Bitterkeit gewürzt. Vor allen sahen sich jedoch seine deutschen Landsleute durch ihn gefördert; auch des geringsten nahm er sich hülfreich an; er war zu Hause, er hatte Zeit für jeden. Und mancher von den besten trug die Erinnerung davon, daß er durch H. emporgekommen, daß die Stunde ihrer Begegnung ihm selber zur Stunde der Entscheidung geworden. So versah er freiwillig gleichsam ein sociales Consulat, eine unpolitische Nationalvertretung am vornehmsten ausländischen Platze; überschlägt man, wievielen er dadurch den wesentlichsten Dienst geleistet, so erscheint die Schuld seiner langen Abwesenheit dem Vaterlande doch vielleicht aufgewogen.

Das bleibende Denkmal dieser Zeiten ist die große Ausgabe der „Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent ..... redigé par A. de Humboldt. Paris, 1807 et années suivantes.“ Sie umfaßt 20 Bände in Folio, von denen indessen einer nur eine einzige Kupfertafel enthält, und zehn in Quart, im Ganzen mit 1425 Kupfern. Ein vollständiges, kolorirtes Exemplar, wie es sich nur an äußerst wenigen Stellen befindet, kostete ursprünglich 9574 Francs. Der Aufwand, der zur Herstellung des Werkes nöthig war, ist schlechthin unberechenbar; es genügt zu sagen, daß außer den enormen Summen, die eine Reihe von Verlegern hineingesteckt, außer den Zuschüssen, die der preußische König einige Male dazu hergab, H. selbst den ganzen Rest seines Vermögens, d. h. zwischen 50,000 und 60,000 Thaler darangesetzt hat. Dazu gehörte freilich seine offene Hand gegen die Schaar der Zeichner, Stecher und sonstigen Mitarbeiter, die Bereitwilligkeit ferner, mit der er, um durchweg Vollkommenes zu bieten, schon fertige Stücke als mißlungen wieder verwarf; es gehörte natürlich mancher Unglücksfall dazu und endlich auch ein gut Theil ökonomischen Unverstandes, wovon H. selbst in diesem Falle durchaus nicht freizusprechen ist. Zu spät beklagte er nicht sowol den eigenen materiellen Verlust als vielmehr den Abbruch, welcher durch den hohen Preis der Verbreitung und damit dem Nutzen des Werkes geschehen. Wohlfeilere Octavausgaben sind nur von wenigen Theilen erschienen; der Plan, das Ganze zu gleicher Zeit in mehreren Sprachen zu veröffentlichen, blieb erst recht im Keime stecken. Die auffallend langsame Folge der einzelnen Lieferungen, der Eintritt jahrelanger Pausen im Fortgang überhaupt, der unvollendete Zustand, in dem am Ende manche Abtheilung nothdürftig abgeschlossen ward, alle diese Uebelstände entsprangen demselben Fehler: der übermäßigen Anlage des Ganzen im Grundriß und Ausbau, dem Trachten nach dem unbedingt Höchsten in Quantität und Qualität. Wenn H. von Goethe wie von anderen Zeitgenossen in theoretischer Hinsicht öfters als eine Akademie für sich allein bezeichnet worden ist, so offenbarte sich hier in der Praxis doch andererseits sehr deutlich die unüberschreitbare Grenze individuellen Wollens und Vollbringens. Auch bei seiner Uebersiedlung nach Berlin 1827 harrten noch verschiedene Partien der Ergänzung. Den meisten Raum nimmt die Botanik ein. Nachdem zuerst 1805, wie erwähnt, H. selbst den Essai sur la géographie des plantes herausgegeben, dem eine graphische Idealdarstellung beilag, eröffnete Bonpland die systematische Arbeit mit zwei Bänden Plantes équinoxiales, 1808—9; auch von der Monographie des Mélastomacées lieferte er noch den

größten Theil, bevor er 1816 zum zweiten Mal, um niemals heimzukehren, nach Südamerika ging. Den Rest that 1823 Kunth hinzu, der ferner 1815—25 das Hauptwerk der Nova genera et species plantarum in sieben Folianten und außerdem eine Monographie des Mimoses 1819—24, sowie endlich 1829—34 eine Révision des Graminées edirte. Fast ebenso lange zog sich die Bearbeitung der zoologischen Resultate hin; der Recueil d'observations de zoologie et d'anatomie comparée brachte 1805—33 neben Abhandlungen von H. selbst auch solche von Cuvier, Latreille, Valenciennes und Gay-Lussac. Verhältnißmäßig rasch, 1808 bis 1811, erledigte Oltmanns sein Geschäft im Recueil d'observations astronomiques, d'opérations trigonométriques et de mesures barométriques. H. allein gehören, von der artistischen Ausführung natürlich abgesehen, das große Bilderwerk und die beiden Kartensammlungen an: die Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique von 1810, auch Atlas pittoresque du Voyage genannt; der Atlas géographique et physique du royaume de la Nouvelle-Espagne von 1811 und der allgemeinere Atlas géographique et physique du Nouveau Continent von 1814, der indessen noch weit später, bis 1834, manche Umänderung erfuhr und namentlich durch eine Reihe historischer Karten auf Anlaß der in die Entdeckungsgeschichte einschlagenden Arbeiten Humboldt's erweitert ward. Dem mexikanischen Atlas entspricht als Text der ausgezeichnete, auch durch archivalische Forschung an Ort und Stelle bereicherte Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne, der ebenfalls 1811 in zwei Quartbänden erschien und König Karl IV. gewidmet ist. Dem malerischen wie dem physikalisch-geographischen Gesammtatlas sollte sich eigentlich ebenso generell die Relation historique du Voyage anschließen, der chronologische Reisebericht, der indeß, wie er vorliegt, zwar mit mannichfachen Untersuchungen und Erörterungen episodisch durchwebt, allein leider seiner Längsrichtung nach Fragment geblieben ist. Was von 1814—25 wirklich ans Licht trat (einzelne Anhänge reichen dann noch bis 1829), umfaßt nur die Wanderung durch Venezuela, die Erforschung Cubas — ein Abschnitt, der als Essai politique sur l'île de Cuba 1826 als ein Seitenstück der Schilderung Mexikos in einer Separatausgabe wiederholt ward — und bricht bald nach der Landung in Carthagena plötzlich ab. Man vermißt also fast zwei Drittel der erzählenden Reisebeschreibung; besonders, da von dem mexikanischen Aufenthalt der Essai politique wenigstens in concentrirter Form Rechenschaft gibt, die Geschichte der Expedition in den Cordilleren von Neugranada, Ecuador und Peru, sowie an und auf dem stillen Ocean; eine Lücke, welche durch monographische Aufsätze, vornehmlich in den „Ansichten der Natur" und in der Sammlung „kleinerer Schriften" von 1853, nur zum geringsten Theile ausgefüllt wird. Nicht minder unvollständig aber, als diese Abtheilung an sich, stellt sich das Werk im Ganzen insofern dar, als man die anfangs von H. selbst in seinen Plan aufgenommenen erdmagnetischen und geologischen Sectionen, sowie eine meteorologische Partie vergebens sucht. Auch in Bezug auf diese Fächer sieht man sich auf die ungemeine Zahl zerstreuter Abhandlungen verwiesen, welche H. zumal während jener Pariser Periode in französischen, seltener in deutschen Zeitschriften, oder sonstwie publicirt hat. Wir heben zwei daraus hervor, weil sie für seine Hauptarbeiten über Meteorologie und Geologie gelten müssen und nach beiden Seiten eben die auf der amerikanischen Reise erworbene Einsicht wiederspiegeln. Es ist der Tractat Des lignes isothermes et de la distribution de la chaleur sur le globe, zuerst 1817 in den Mémoires d'Arcueil gedruckt, und der Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux hémisphères, 1822 für den Dictionnaire des sciences naturelles geschrieben. Würden diese beiden großen Aufsätze nebst vielen kleineren zum mindesten ihrem Inhalt nach sehr wohl in den Rahmen des Reisewerks

gepaßt haben, so erfuhr das letztere in einer Richtung doch auch eine Ausdehnung über seinen ursprünglichen Grundriß hinaus durch das Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'astronomie nautique aux XV. et XVI. siècles. Denn die Gegenstände, von denen in den fertigen Abschnitten dieses ebenfalls nicht zum Ziele gelangten Werkes gehandelt wird, „die Ursachen, welche die Entdeckung der neuen Welt vorbereitet und herbeigeführt haben", sowie die Geschichte des Columbus und des Amerigo Vespucci, erregten zwar schon auf der Reise selbst Humboldt's lebhaftes Interesse, zu studiren begann er sie jedoch erst hinterher; ja wahrhaft in Fluß geriethen diese Studien nur durch das Erscheinen wichtiger spanischer Quellenpublicationen nach der Mitte der zwanziger Jahre und besonders durch den ihm selber im Frühling 1832 geglückten Fund der alten Karte Juan de la Cosa's. Das gediegene Buch, das H. als kritischen Geschichtsforscher von der vortheilhaftesten Seite zeigt, ist denn auch, unbeträchtliche Anfänge von 1814 her abgerechnet, fast ganz in den dreißiger Jahren während der späteren Besuche zu Paris verfaßt und sodann dem Reisewerke einverleibt worden, dessen physikalisch-geographischer Aufbau dadurch eine großartige historische Perspektive gewann.

In formeller Hinsicht hat sich H. durch die selbstredigirten Theile seines Reisewerks von der Géographie des plantes bis zum Examen critique wie durch seine Schriftstellerei in jener Lebensperiode überhaupt ähnlich wie einst Friedrich der Große einen Platz in der französischen Litteraturgeschichte errungen. Franzosen selber standen nicht an, ihn unter ihre hervorragenden wissenschaftlichen Prosaiker zu versetzen. Ja man mag zweifeln, ob ihm nach so vieljähriger Uebung das ausländische Idiom trotz aller späteren deutschen Bemühung nicht eigentlich allezeit das bequemere und vertrautere geblieben ist; seine französischen Briefe wenigstens fließen leichter und graziöser, und niemals wol ist ihm in der Muttersprache stilistisch ein so feiner Wurf gelungen, wie etwa die herrliche Introduction zu Arago's Werken, die er im November 1853 im lebhaften Erguß der Trauer über den Verlust des Freundes in wenigen Tagen niederschrieb. In materieller Beziehung aber besitzen wir natürlich ein Recht, die ganze Summe seiner geistigen Thätigkeit auch während der Pariser Jahrzehnte unserer eigenen Gelehrtengeschichte zuzurechnen; um so mehr, da diese Thätigkeit nur im Zusammenhange seiner gesammten Lebensarbeit recht verständlich wird. Indem er nämlich die streng naturwissenschaftlichen Disciplinen in ihrer reinen Gestalt, mit denen er sich in der Jugend produktiv beschäftigt, Mineralogie, Physik, Chemie und Physiologie jetzt mehr und mehr aus den Augen ließ, ja selbst die systematische Botanik und Zoologie, für die er noch in Amerika so eifrig gesammelt, größtentheils seinen Mitarbeitern überantwortete, widmete er seine eigene Kraft nunmehr vorzugsweise der theoretischen Durchdringung dessen, was er auf der Reise von den einzelnen Seiten der Weltphysik erforscht. Er vertieft sich also abermals in eine Reihe physikalischer Specialfächer, die jedoch sämmtlich bereits die Naturwissenschaft in kosmisch angewandter Form enthalten, um hierauf endlich im letzten großen Abschnitte seines Wirkens den zusammenfassenden Versuch einer physischen Weltbeschreibung zu gründen. Gerade an dieser Stelle wird man daher die Frage aufwerfen dürfen, welche Fortschritte unsere Erkenntniß ihm nach den verschiedenen Richtungen der Erdphysik eigentlich zu danken hat. Der Erdphysik — denn, um es gleich herauszusagen, in demjenigen Gebiete, wodurch dieselbe erst zur Weltphysik im wahren Sinne des Worts erweitert wird, in der uranologischen Sphäre des Kosmos, wie H. sich auszudrücken liebt, kann von produktiven Leistungen bei ihm kaum die Rede sein. Auf der Wanderschaft ließ sich dafür ohnehin nicht viel mehr gewinnen als eine gewisse Physiognomik des gestirnten Himmels; und diese ist außer der merkwürdigen Beobachtung des

großen Sternschnuppenfalls in der Nacht vom 11. zum 12. November 1799, da die zahlreichen im Dienste der exacten Geographie angestellten Observationen hier nicht in Anschlag kommen, in der That für H. der einzige astronomische Ertrag seiner Reise gewesen. Wieviel er dann aber hernachmals auch zur Astronomie geschrieben — sie stellt im „Kosmos", soweit er vollendet worden, alle anderen Specialdisciplinen in Schatten — er war und blieb zu wenig Mathematiker, um diese wesentlich auf mathematischer Einsicht beruhende Wissenschaft selber ernstlich fördern zu können; schon genug, daß er ihrer Geschichte ein andauerndes und nicht unfruchtbares Interesse zuwandte. Im tellurischen Theil seiner Kosmologie dagegen ist er überall mit eigener Arbeit energisch zur Hand gewesen. Besonderen Antheil nahm er zuvörderst an den erdmagnetischen Erscheinungen; er verfolgte die Linien gleicher Neigung der Nadel nebst denen gleicher Intensität der irdischen Gesammtkraft und sprach zuerst die Thatsache aus, daß die letztere im allgemeinen von den magnetischen Polen gegen den magnetischen Aequator hin abnimmt. Die amerikanischen Beobachtungen setzte er in Europa und Asien bis in die dreißiger Jahre hinein unermüdlich fort. Noch wichtiger aber ward auf diesem wie auf so manchem anderen Felde die Anregung, die er fremder Forschung gab; auch sie hat man sicherlich, wo sie in so hohem Grade bewußt und beharrlich auftritt, wenigstens in moralischer Schätzung ihm selber als originales Verdienst um die Wissenschaft anzurechnen. Denn H. war es, der 1829 in Petersburg die russische Regierung, 1836, nachdem inzwischen Gauß die Methode der absoluten Intensitätsmessungen gelehrt hatte, durch den nachdrücklichen Brief an den Herzog von Sussex die Royal Society in London zu erdumfassenden correspondirenden Beobachtungen bewog, wodurch beiläufig auch der Meteorologie die noch unberührten Bezirke der Polargegenden und andere der südlichen Erdhälfte erschlossen wurden. Für die Meteorologie direct sodann war Humboldt's eigenes Bestreben insofern höchst segensreich, als er zuerst die tropischen Witterungsverhältnisse durch vielfältige messende Wahrnehmung in ihrer einfachen Gesetzmäßigkeit kennen lehrte, wodurch sich die Forschung der Nachfolger zur Aufsuchung der versteckten Regel in den verworreneren Wetterphänomenen höherer Breiten ermuthigt fühlte. Ferner war er eifrig und glücklich bemüht, die Art und Weise der Wärmeabnahme nach der Höhe zu, sowie die meteorologischen Wirkungen der Grundfläche des Luftmeeres zu erkunden. Indem er endlich die Halley'sche Darstellungsmethode, gleiche Daten durch Linien zu verbinden, herübernahm, wußte er die Vertheilung der Wärme in einer orientirenden Uebersicht zur Anschauung zu bringen; durch mittlere Werthe war so die klimatische Mannichfaltigkeit der Erdoberfläche wenigstens im großen Ganzen charakterisirt. Gehen wir zur Geologie über, so finden wir dort Humboldt's Namen an keine bestimmte Gesammttheorie von eigenthümlicher Bedeutung geknüpft; er hat die Wandlungen dieser jungen Wissenschaft, soviel er deren erlebte, ziemlich alle mitgemacht, immerhin freilich aus dem inneren Antriebe allmählich reifender Ueberzeugung. Vom strengen Neptunismus Werner's hat ihn, wenn auch keineswegs sofort, im Grunde doch der eigene Anblick der großartigen vulkanischen Stätte von Quito zum plutonistischen Bekenntniß der Gegner bekehrt. Der „Vulkanismus" sammt dem von ihm selbst aufgestellten Theorem der Erhebung der Gebirge auf Spalten bildete von da an einen seiner Lieblingsgegenstände; an eigener realer Kenntniß vulkanischer Erscheinungen hat ihn niemand übertroffen, wie auch für andere geologische Aufgaben das von ihm beigebrachte Material seinen Werth behält, wenn auch die Lösungen, die er selbst damit versuchte, von der fortschreitenden Wissenschaft wieder aufgegeben wurden. Mit der geognostischen Forschung setzte er übrigens durchaus die orographische in innige Beziehung: die Physiognomie der Erdflächengestalt im Wechsel von Gebirg und

Ebene, die allgemeine Bodenplastik der Länder, ja der Continente, darstellbar durch Querschnitte, die auf Höhenmessungen gegründet wurden, und zuletzt durch kühne Schätzung der mittleren Erhabenheit der Massen, hat er zuerst und nicht erfolglos ins Auge gefaßt. Für diese Probleme vornehmlich bot ihm die zweite kleinere Weltreise ins russische Asien die willkommenste Belehrung. An die bisher erwähnten unorganischen Bestandtheile der Erdphysik schließen sich dann die organischen, und zwar zunächst die Pflanzengeographie oder, wie man sie heut, um sie von topographischer Statistik der Gewächse zu unterscheiden, passender bezeichnet: die Geobotanik, welche die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung in Floren und Regionen im Großen betrachtet, die einzelnen Pflanzen, die in ihnen wiederkehrenden Vegetationsformen und deren gesellige Verbindung zu Formationen physiognomisch beurtheilt. Von dieser Pflanzengeographie nun existirte vor H. kaum der bloße Name, sie ist ohne Frage seine reizvollste und originellste Schöpfung. Auch sticht sie von jenen anorganischen Disciplinen, in denen es sich doch meist um seitliche Verknüpfung an sich gleichartiger und vergleichbarer Phänomene handelt, insofern merklich ab, als sie von vornherein entschieden auf die Erklärung der geobotanischen Erscheinungen aus meteorologischen oder auch geologischen Bedingungen, mithin auf die Erforschung der Wechselbeziehungen des Heterogenen ausgeht. Eben durch solchen, jeder Isolirung des Gegenstandes widerstrebenden Charakterzug ist sie mit der Kosmosidee selbst auch innerlich nächstverwandt, und es ist deshalb kein Zufall, daß die letztere in Humboldt's Geist historisch aus ihr hervorgegangen. Neben der Pflanzengeographie hat H. übrigens auch die meisten Fragen der an sie angrenzenden Pflanzengeschichte, so die auf Ursprung, Wanderung und Ausgleichung der Floren bezüglichen, zwar nicht beantwortet, wol aber selbständig erkannt und erwogen. Und auch zoologisch bewegt er sich jetzt in der nämlichen Richtung; auch hier ist es Thiergeographie, was ihn überwiegend interessirt, der Einfluß des Klimas und der Bodenbeschaffenheit nicht auf die Verbreitung allein, sondern auch auf die Sitten der Thiere. Daran aber reiht sich zuletzt von selbst auch die erdphysikalische Betrachtung der menschlichen Existenz, der wilden wie der historisch kultivirten, soweit bei der letzteren ebenfalls eine gewisse Naturbedingtheit unleugbar vorhanden ist. Wie sehr kamen H. dafür seine cameralistischen Studien zustatten! Unter allen reisenden Naturforschern ist er der ökonomisch gebildetste gewesen. Und so hat er uns in den Monographien über Mexiko und Cuba nicht nur mit den besten Länderbeschreibungen, sondern geradezu mit wirthschaftlichen und socialen, oder nach dem Sprachgebrauche jener Tage politischen Naturgemälden beschenkt. Hat er hierdurch wie durch die erzählende Schilderung seiner Reise und so überhaupt durch die örtlich bestimmte Seite seiner Wanderforschung die Geographie direct erheblich bereichert, so arbeitete indirect ohne Zweifel seine ganze Naturkunde der Erde der vergleichenden Erdkunde Ritter's und seiner Schule mächtig in die Hände, ja Ritter, der zu seinen eigenen Ideen und Thaten wirklich eben von H. den Anstoß empfing, hat diesen deshalb geradezu als den Schöpfer der vergleichenden Erdkunde mit überschwänglicher Dankbarkeit gefeiert. Doch darf man darüber nicht verkennen, daß Humboldt's Erdphysik sich jedenfalls ein höheres Ziel gesteckt. Wenn Ritter und die Seinen in der Darstellung doch zuletzt auf Topographie im höchsten Sinne hinstreben, so tritt dagegen bei H. das lokal Besondere stetig gegen das Allgemeine zurück, als dessen Modifikation es auftritt; dieser stellt mehr das Gesetz als solches dar, wie es in den Einzelerscheinungen sich ausspricht, jene die Einzelerscheinungen als solche mit Rücksicht darauf, daß sie unter dem Gesetze stehen.

Als H. am 12. Mai 1827 nach einem Umweg über London und Hamburg mit schwerem Herzen in der Heimath eintraf, um daselbst bis an sein

Ende mehr als 30 Jahre hindurch seinen Wohnsitz zu behalten, konnte er noch keineswegs ermessen, wieviel wissenschaftlicher Vortheil ihm daraus erwachsen sollte, daß auf die Blüthe der französischen Naturforschung eben jetzt ablösend eine deutsche zu folgen im Begriff war, für die natürlich gerade Berlin alsbald eine Hauptstätte geworden ist. Nur die Philologie, deren Handreichung ihm jedoch erst etwas später für die historische Wendung seiner Studien zum Bedürfniß werden sollte, stand dort schon damals sichtlich in schönster Entfaltung. Vorläufig lag daher der einzige positive Reiz seines neuen Aufenthalts für ihn in der Aussicht, endlich einmal mit dem Bruder Wilhelm in enger geistiger Gemeinschaft leben zu dürfen. Mit warmer Liebe stand er diesem denn auch bis an seinen leider nahen Tod zur Seite, und erhielt hernach sein Andenken mit höchster Pietät bei sich und anderen in beständigen Ehren aufrecht. Im übrigen blieb ihm Berlin, so manchen Zug er auch von dessen intellectuellem Wesen selber an sich trug, zeitlebens widerwärtig, zumal in seiner geselligen Verfassung, deren Mischung aus Elementen der Dürftigkeit und der Anmaßung, der Plumpheit und der Intoleranz in dem alten Löwen der Salons des Faubourg St.-Germain gar wehmüthige Erinnerungen wecken mußte. Dennoch gab er sich anfangs redlich Mühe, auch mit weiteren Kreisen seiner Mitbürger und Landsleute in lebendige Berührung zu treten. Wie schon 1825 einmal in einem vornehmen Privatzirkel in Paris, so hielt er gleich im ersten Winter 1827—28 in Berlin einen zwiefachen Cursus von weltphysikalischen Vorlesungen, hier aber öffentlich, den einen, von 61 Lectionen, an der Universität, wozu er als Mitglied der Akademie berechtigt war, den anderen von nur 16 Stunden auf allgemeines Verlangen im großen Saal der Singakademie vor einem buntgemischten Publicum beiderlei Geschlechts, „vom König bis zum Maurermeister". Der lebhafteste Beifall belohnte das in mehr als einer Hinsicht bedeutsame Unternehmen. Denn H. brach dadurch persönlich noch kräftiger als 20 Jahr früher durch die litterarische That der „Ansichten der Natur" der exacten Wissenschaft eine Bahn in das allgemeine Interesse unserer bis dahin fast ausschließlich mit poetischem und philosophischem Inhalt erfüllten nationalen Bildung. Er versetzte dabei insbesondere der von Berlin aus die Geister beherrschenden Hegel'schen Scholastik an der hohlsten Stelle ihres aufgeblasenen Systems, ihrer sogenannten Naturphilosophie, aus unmittelbarer Nähe den empfindlichsten Schlag. Er brachte endlich sich selber Gehalt und Form der eigenartigen Wissenschaft, der er seit einem Menschenalter nachsann und -forschte, zum ersten Mal zu voller und klarer Anschauung. Denn wie das nach der Heimkehr aus Amerika verfaßte Naturgemälde der Tropenländer die Skizze, so bilden diese Vorlesungen den Karton zum großen Weltbilde des „Kosmos", dessen wesentliche Stücke sie bereits sämmtlich in allgemeinen Hauptlinien vergegenwärtigten. Auch faßte H. in der That sogleich damals auf einen Antrag Cotta's den Entschluß zur schriftlichen Ausarbeitung seines Hauptwerkes, die jedoch durch allerhand Zwischenfälle wirklich noch auf viele Jahre hinausgeschoben ward. Im Herbst 1828 bot sich ihm eine zweite Gelegenheit zu öffentlicher Wirksamkeit, indem er die vor sechs Jahren durch Oken gestiftete Wanderversammlung der deutschen Naturforscher, welche sich auf seinen Betrieb diesmal in Berlin vereinigte, als Vorsitzender mit einer meisterhaften, von nationalem Schwunge emporgetragenen Rede begrüßte, durch die Einführung der Verhandlung in Sectionen dem ganzen Institut erst eine praktische Einrichtung gab und auf die sinnigste Weise mit einer nur ihm möglichen Artigkeit den 400 Fremden gegenüber den Wirth machte. Als besonderen Ehrengast unter sein eigen Dach hatte er sich Gauß geladen, dem er seitdem eine lebenslängliche, durch liebenswürdigste Bescheidenheit geschmückte Hingebung bewies. Den Naturforscherversammlungen bewahrte

er noch lange bis in ihren Verfall hinein ein freundliches Interesse; an die Berliner knüpfte sich für ihn sofort die Verbindung mit einer Anzahl junger Physiker zur gemeinsamen Wiederaufnahme seiner erdmagnetischen Beobachtungen, aus denen ihn im Frühling 1829 der große Ausflug ins asiatische Rußland hinwegriß, welcher seit Ende 1827 mit dem Minister Cancrin verabredet war. Am 12. April 1829 verließ H. mit Ehrenberg und Gustav Rose, die er sich zu Begleitern gewählt, Berlin und ging über Petersburg, Moskau und Kasan nach Jekatherinenburg, von wo aus, der Hauptabsicht gemäß, welche die russische Regierung bei der Expedition verfolgte, die Bergwerke, namentlich die Gold- und Platinlagerstätten im mittleren Ural untersucht wurden. Am 18. Juli brach man von Jekatherinenburg weiter nach Osten ins innere Sibirien auf und erreichte über Tobolsk und Barnaul den Altai und die dsungarische Grenze des chinesischen Reichs. Unter Kosakenbedeckung ward der Rückzug durch die Steppen nach dem südlichen Ural genommen, der von Slatoust bis Orenburg durchforscht ward; worauf ein Abstecher nach Astrachan und aufs kaspische Meer, sowie die Heimfahrt über Woronesch, Tula und die russischen Hauptstädte den Abschluß bildete. Die ganze Reise dauerte bis zum 28. December 1829 etwas unter neun Monat, in welcher Frist 2320 geographische Meilen zurückgelegt wurden. Kaum geringerer Eintrag, als durch solche Eile, geschah der inneren Freiheit der Reisenden durch den officiellen Charakter der Unternehmung. Die russische Regierung strengte dazu in der besten Meinung nicht blos ihre Munificenz, sondern auch ihre politische Allgewalt an; und so kam man zwar nirgends in die geringste zufällige Ungelegenheit, dafür aber auch keinen Augenblick aus der gegenseitigen Repräsentation heraus. H., den man im Hinblick darauf schon daheim wohlweislich zur Excellenz erhoben hatte, durchflog deshalb jene Tausende von Meilen buchstäblich im Frack, in weißer Halsbinde und Cylinderhut. Es versteht sich von selbst, daß er trotzdem sah, was zu sehen war, daß er bedeutender Eindrücke und wichtiger Erfahrungen die Menge nach Hause brachte; für die Lehre vom Erdmagnetismus, für Klimatologie und Geologie, vor allem für die Einsicht in die Configuration der ganzen östlichen Festlandsmasse fiel beträchtlicher Gewinn ab. Dennoch dürfte man in dieser flüchtigen und trotz ihrer Ausdehnung auf eine eintönige Erdgegend beschränkten uralisch-sibirisch-kaspischen Reise keine Erfüllung der langgehegten, oft vereitelten Wünsche Humboldt's erkennen; den Himalaya zu schauen, beide Indien mit einander zu vergleichen, blieb ihm versagt.

Unterwegs war er zum Sechziger geworden und betrat mit der heimischen Schwelle zugleich die des Alters; aber Lebens- und Arbeitskraft waren in ihm auch jetzt noch kaum merklich verzehrt, und selbst an Seßhaftigkeit sollte er sich noch lange nicht völlig gewöhnen. Wir zählen die gleichgültigen Hofreisen nicht auf, die er dann und wann im Gefolge seiner Könige mitgemacht. Dagegen ward von Belang, daß der Eintritt der Julirevolution ihn, den alten Freund der liberalen Franzosen, ja der Familie Orleans selbst, als den geeignetsten Mann zur Anbahnung und Erhaltung angenehmer Beziehungen zwischen Preußen und dem neuen Frankreich empfahl. Auf acht verschiedenen halbdiplomatischen Sendungen hat er so zwischen dem September 1830 und dem Januar 1848, also während der ganzen Periode der Julimonarchie, insgesammt wiederum viertehalb Jahr in dem geliebten Paris verleben dürfen. Er benahm und bewegte sich dort wie einst, nur daß zu seinem Umgange jetzt auch Hof und Minister gehörten und daß der fürsorgende Schutz, den er schon früher freiwillig so vielen seiner Landsleute hatte angedeihen lassen, nunmehr eine Art von amtlichem Nachdruck erhielt. Seine politischen Aufträge, die meist lediglich auf Beobachtung und Berichterstattung lauteten, vollzog er nicht nur äußerlich beflissen wie

immer, sondern auch innerlich mit wahrer Befriedigung, da er für sein Vaterland nichts dringender wünschte, als aufrichtigen Anschluß an das constitutionelle Westeuropa. Natürlich aber blieb ihm die Diplomatie im Grunde dilettantische Nebenarbeit; auch jetzt fühlt er sich in erster Linie als Gelehrter und setzt vor allem die alte wissenschaftliche Thätigkeit fort. In Paris wurden gleich anfangs in den Fragmens de géologie et de climatologie asiatiques von 1831 die neuen Reisefrüchte fürs Publicum zubereitet; ein Werk, das 12 Jahr später in jeder Hinsicht erweitert und vertieft als Asie centrale wieder erschien. Zwischen beide Editionen fällt dann (1834) Humboldt's „Geschichte der Geographie des Mittelalters", wie er das oben bereits erwähnte Examen critique wol einmal genannt hat, worin er die Erd- und Weltansicht des Cinquecento bis ins klassische Alterthum hinauf rückwärts verfolgte, um zu zeigen, daß die großen Entdeckungen „ein Reflex des früher Geahnten" gewesen. Gegenstand und Behandlung beweisen gleich schlagend, was auch der „Kosmos" allerorten und in geringerem Maße selbst das Buch über Centralasien darthut, welche Stärke in Humboldt's Geiste jetzt der historische Trieb gewonnen hatte; genau betrachtet, liegt auf dieser Seite sogar entschieden der Schwerpunkt seiner produktiven Gedankenarbeit im höheren Alter. Kein Wunder freilich, daß er auf dem ungewohnten Boden kundiger Führung nicht entrathen mochte. So hörte er 1831 in Paris historisch-philologische Vorlesungen bei Hase, Champollion und Letronne, 1833—35 in Berlin mitten unter den Studenten Böckh's Collegien über griechische Alterthümer und Litteraturgeschichte; des Gesprächs und Briefwechsels zu geschweigen, wodurch er sich namentlich bei dem letzteren in tausend Einzelfragen Raths erholte. Und diese Methode, dem eigenen Studium durch das Wissen der sachverständigsten Freunde allenthalben nachhelfen, die eigene Ansicht durch deren Urtheil prüfen und berichtigen zu lassen, ward dann im großartigsten Maßstabe bei der Ausarbeitung des „Kosmos" angewandt. Bescheidenheit und Aengstlichkeit in der Sache machten ihn persönlich beinah dreist und anspruchsvoll; um mit seinem Werke den Besten seiner Zeit genugzuthun, ließ er diese selber in vertrautem Verkehr an der sorgsamen Redaction theilnehmen. Wenn ihn Goethe 1826 schön und treffend einem Brunnen mit vielen Röhren verglich, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt, so war er nun als Greis mit Recht darauf bedacht, den Aus- und Ueberfluß seines Geistes durch die lebendigsten Quellen zu speisen und aufzufrischen. Beim „Kosmos" haben neben Philologen und Stilisten auch zwei Generationen von Naturforschern, die sich allerdings selber zuvor nicht nur mit, sondern auch an H. herangebildet, bereitwillig solche Dienste geleistet. Weit überwiegend aber gehören sie dem deutschen Boden an; hier ist es nur Ausnahme gewesen, wenn H. einmal für den dritten Band in Paris, besonders in Arago's astronomischem Curse, Ideen und Thatsachen zu gewinnen suchte. Ist doch das Buch selbst, wie es nun „am späten Abend eines vielbewegten Lebens" endlich ans Licht trat, so rein deutsch, wie sein idealer Ursprung ein halbes Jahrhundert vorher; der 1819 in Paris schon angerührte Essai sur la Physique du Monde mußte in der Feder stecken bleiben, weil ein so innig mit dem nationalen Kunstgeiste verwachsener theoretischer Gedanke keine irgend fremdartige Ausführung vertrug. Im Herbst 1834, nachdem er sich das Examen critique vom Halse geschafft, schickte sich H. zum Druck des „Kosmos" an; allein die beiden ersten Bände, die zusammen den generellen Theil ausmachen, lagen erst in den Jahren 1845 und 1847 vollendet vor. Ursache dieser Zögerung war wiederum das Streben nach den letzten Gipfeln, in der Wahrheit des wissenschaftlichen Inhalts, wie in der Schönheit der künstlerischen Form; am meisten Mühe bereitete, was bei der Natur der Aufgabe wohl-

begreiflich ist, bei diesen Bänden jedoch die letztere. Composition und Stil sind gleich sehr überlegt und gefeilt, jene durchaus zum Vortheil, dieser bisweilen über die Linie schlichten Reizes hinaus, zumal in dem „Naturgemälde", welches, noch immer unter diesem bezeichnenden Namen, als objective Darstellung der Weltphysik den größten Theil des ersten Bandes füllt. Vorausgeschickt ist ihm eine Erörterung des Begriffs der physischen Weltbeschreibung, die sich wieder vom Grunde einleitender Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses abhebt. Humboldt's Kosmologie giebt sich in solcher Verbindung abermals selbst als die Verklärung einer ästhetischen Empfindung, als höchster, zur intellectualen Liebe gesteigerter Naturgenuß. Dem angemessen schildert der zweite Band die neue Wissenschaft von der subjectiven Seite, und zwar zunächst auf ihrer rein ästhetischen Vorstufe in Poesie, Malerei und Gartenkunst, welche jedoch durch ihre unbeholfene Generalrubrik, als „Anregungsmittel zum Naturstudium", sofort über sich hinausweisen auf eine wirkliche Erkenntniß des Kosmos, deren Entwickelung als „Geschichte der physischen Weltanschauung" sodann historisch dargelegt wird. Diese beiden Bände galten H. eigentlich nur für Prolegomena, doch erklärt er sie im selben Athem für die Hauptsache; ein Urtheil, das durch Mit- und Nachwelt bestätigt worden: von ihnen ist die Rede, wo man schlechthin von Humboldt's Kosmos spricht. Aus einem Guß, in sich abgerundet, im besten Sinn ein Werk der schönen Litteratur, von edelster Volksthümlichkeit, erregten sie die Begeisterung der Nation; durch den duftigen Hauch vom Ende des 18. Jahrhunderts, der aus ihnen hervorweht, fühlte sich die Mitte des 19. über die eigene Wirklichkeit erhoben. Der Gegenwart, in der sie auftraten, von Haus aus nur zum unwesentlichen Theile angehörig, werden sie auch der Zukunft kaum fremder werden und sind gleich der Vergangenheit, der sie innerlich entsprossen, der Unsterblichkeit des Klassischen sicher. Mit ihnen können sich die folgenden Bände nicht messen, deren 1850 und 1858 noch zwei erschienen, während das unbedeutende Bruchstück eines fünften erst posthum herauskam. Ihr Zweck ist, den generellen Inhalt des Naturgemäldes in zweiter Lesung speciell zu wiederholen, nun aber ohne viel Rücksicht auf Composition, vielmehr mit dem peinlichsten Streben nach der Vollständigkeit und vor allem der strengen Genauigkeit, die der momentane Stand der Wissenschaft irgend erlaubte. Leider ist dadurch die Arbeit, die H. anfangs auf einen, dann auf zwei neue Bände berechnete, unmäßig angeschwollen und natürlich auch in jeder Weise verzögert worden, sodaß am Ende außer dem siderischen Theil vom tellurischen nur die allgemeine planetarische Physik des Erdballs einschließlich des Magnetismus ganz, die vulkanistische Geologie nur beinah fertig geworden ist, während alles übrige, namentlich Hydrographie, Meteorologie, Geobotanik, Thiergeographie und Ethnologie, nicht zustande kam. Was vorliegt, entbehrt, wie zu erwarten war, des künstlerischen Zaubers, der den ersten Bänden von früheren Tagen her anhaftet, es zeigt uns H. aber auch als modernen Gelehrten nicht mehr auf der Höhe selbständiger Production. Es hat eine gewisse Wahrheit, was er von diesem neunten und letzten Jahrzehnt seines Daseins selber gutmüthig scherzend zu sagen pflegte, daß er dies „unwahrscheinliche Alter" nur noch als „antediluvianischer Urmensch" in „Versteinerung" durchlebe. Die Originalität seines Thuns war nun zu geduldigem Sammelfleiß eingeschrumpft; selbst seine eigenen schöpferischen Werke von ehemals standen ihm dabei so abgeschlossen und autoritativ gegenüber, wie die der Arago, Buch und Bessel oder die unter der Hand erbetenen Gutachten und Rathschläge der Jüngeren. Immerhin erwuchs daraus ein Handbuch der Astronomie und einiger Abschnitte der Erdphysik, das sich mit den besten ähnlichen Leistungen der Zeit in England und Frankreich vergleichen ließ, ja in einem Betracht ihnen sogar weit überlegen war, in dem

Reichthum nämlich an sicheren und merkwürdigen Daten zur Geschichte aller behandelten wissenschaftlichen Fragen. Insofern sind in diesen Bänden die Noten ungleich wichtiger, als der Text; und wenn der letztere der voraneilenden Forschung gegenüber von Jahr zu Jahr an actuellem Werth einbüßen muß, so sichern jene durch den wunderbaren Schatz von historischen und litterarischen Notizen, den sie wohlgeordnet in sich bergen, dem Ganzen doch eine unvergängliche Brauchbarkeit. Auch von diesem seinem schwächeren Ausgang her beleuchtet, erscheint der „Kosmos" überhaupt noch einmal als ein gewaltiges Werk, als eine der umfassendsten und gewissenhaftesten Codificationen zeitgenössischer und vorausgegangener Geistesthätigkeit, die jemals von einem einzelnen Manne besorgt worden.

Die sonstige Existenz Humboldt's in seiner letzten Lebensperiode ward vornehmlich durch seine höfische Stellung als Kammerherr bestimmt, von der er sich seiner finanziellen Abhängigkeit wegen niemals hätte losmachen können, die ihm aber auch an sich immer entschiedener zum gewohnten Bedürfniß ward, so mancherlei Beschwerden sie auch mit sich führte. Friedrich Wilhelm III. rühmt er nach, daß er ihm stets die Freiheit seiner abweichenden Meinung ungekränkt gelassen habe; doch empfand er in der wohlwollenden Nähe der rechtschaffenen, aber überaus trockenen Natur dieses Monarchen oft das Unbehagen langer Weile. Bei Friedrich Wilhelm IV., mit dem er wirklich in herzlicher Verbindung stand, dessen zarte Aufmerksamkeit er bei persönlichen und sachlichen Anliegen gerührt erfuhr, dessen edle Anlagen er als täglicher Gesellschafter häufig bewunderte, war ihm umgekehrt bald des geistreichen, aber unsteten Lebens und Treibens eher zuviel. Dazu kam, daß H. die constitutionellen Wünsche der Zeit, denen der König einen so lebhaften Widerstand entgegensetzte, aus innerster Ueberzeugung theilte. Der erst hochfahrende, dann verzagte, zuletzt wieder gewaltsame und dennoch ruhmlose Gang dieser phantastischen Regierung erfüllte sein Gemüth vor, während und nach der unklaren Revolution von 1848 mit wachsender patriotischer Trauer. Die Freunde, gegen die er in mündlichem oder schriftlichem Geplauder mit ernsten und spöttischen Klagen nicht zurückhielt, das Publicum, dem nicht unbekannt war, daß er zwar auf dem Rücken den goldenen Schlüssel des Hofamtes, zugleich aber die „Ideen von 1789" im Herzen trug, alle die wenigstens, welche von dem unlenkbaren Wesen des Königs, wie von der liebenswürdigen Biegsamkeit Humboldt's und daher von dem wahren Charakter ihres Umgangs keine rechte Vorstellung hatten, erhofften, ja begehrten im stillen von ihm politischen Einfluß. In Wahrheit hat er einen solchen nicht erlangt. Wol verhalf er ein paar allgemein humanen Grundsätzen zum Durchbruch, so der Judenemancipation und der Verfehmung der Sklaverei, gegen die er in seinen Schriften ein halbes Jahrhundert lang unermüdlich seine Stimme erhoben. Im übrigen aber resignirt er sich früh dahin, als eine „Atmosphäre" zu wirken; wir verstehen: generell auf die Gesinnung seines Königs; speciell dessen Handlungen hat er nur in einzelnen Fällen persönlicher Herrscherpolitik geleitet, vornehmlich zur Gnadenbezeigung, sei es in Vergeben und Vergessen, sei es in Belohnung des Verdienstes oder in Aufmunterung löblichen Strebens. Und das natürlich vor allem, wo es sich um rein geistige Interessen handelte; will man von Kulturpolitik reden, so standen in ihr allerdings Friedrich Wilhelm und sein großer Kammerherr in reger Wechselwirkung. Wie war da gleich die Stiftung des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste, trotz aller Ableugnung, so recht im Geschmacke Humboldt's! Zum Kanzler ernannt, hat er von 1842 bis an seinen Tod unablässig all seine rührige Diplomatie aufgeboten, um die schimmernde Institution im In- und Auslande bei Ansehen zu erhalten. Mit Vergnügen führt er den Vorsitz in der europäischen Ver-

sammlung von Pairs des Geistes; in dem Glanze, den sie auf Preußen zurückstrahlt, erblickt er einen Gewinn für das an solideren Ehren damals arme Vaterland. Derselbe patriotische Gedanke jedoch beherrscht ihn auch bei der nützlicheren Bemühung, allen möglichen wissenschaftlichen oder künstlerischen Unternehmungen die freundliche Theilnahme des Königs und durch sie wiederum reale Unterstützung und Förderung von Seiten des Staates zu verschaffen. Wieviele Berufungen tüchtiger Männer hat er betrieben, wie häufig den Weggang anderer verhindert, wie unzähligen Besserung ihrer Lage, Erleichterung ihrer Arbeiten vermittelt! Wie einst in Paris der Consul aller Deutschen auf eigene Faust, so war er nun in Berlin und Potsdam gewissermaßen der freiwillige Cabinetsminister für sämmtliche Bildungsangelegenheiten. Unendlich kräftiger und systematischer würde er freilich in wahrhaft amtlicher Stellung haben wirken können. Denn so ward er leider vielfach in kleinen Krieg mit den zuständigen Behörden verwickelt, die, wie weit er sie auch übersah, doch oft um der hergebrachten Ordnung willen die unregelmäßige Intervention seiner Fürsprache zurückweisen mußten. Wenn dann all seine „Erniedrigungen", all seine bestgemeinten Ränke umsonst gewesen waren, so sprang er nach alter Weise mildherzig im verborgenen dem darbenden Talente bei; selber in pecuniärer Bedrängniß, aus der er zuletzt niemals völlig herauskam, kannte er doch bei fremder Noth keine Sparsamkeit. Und wer hätte nicht gerade ihn am liebsten angerufen? Seit Goethe's Tode rückt er allmählich in den Mittelpunkt des nationalen Ruhmes, seit dem Erscheinen des „Kosmos" behauptet er unbestritten diesen Platz. Allein weit mehr als das: in einem Zeitalter, das der großen Fürsten, Feldherren und Staatsmänner entbehrte, das nicht mit Unrecht die technischen Wirkungen der Naturforschung als seine wichtigsten, weltumwälzenden Erlebnisse feierte, ward der Name Humboldt unvermeidlich der berühmteste auf Erden; er ward zum Symbol der vielgetheilten, und doch nach ideeller Vereinigung verlangenden Kulturarbeit des Jahrhunderts. In überschwänglicher Huldigung rief ihn die öffentliche Meinung der Gebildeten aller Länder zum „gekrönten Monarchen der Wissenschaft" aus, und mit königlichem Anstand wußte sich der geduldige Greis in die mühselige Würde zu schicken. Mit ewig gleicher Leutseligkeit behandelte er Hoch und Gering, Gelehrt und Ungelehrt. Der Umfang, die Pünktlichkeit und der höfliche, selbst schmeichlerische Ton seiner Correspondenz suchen ihresgleichen. Auch durch sie hat er übrigens Rath, Anregung, Schutz und Beistand nach allen Seiten ausgestreut; in jeder Zone, soweit die Stimme der europäischen Civilisation einen menschlichen Wiederhall findet, ward er dadurch der Patron der Reisenden. Daheim aber bot ihm der Briefwechsel Ersatz für den geselligen Verkehr, aus dem er sich fast gänzlich zurückgezogen, seit er sich eingeübt hatte, Tag und Nacht — denn sein Schlaf schwand endlich auf das geringste Maß — zwischen Hofdienst und gelehrter Arbeit zu theilen. Eben deshalb spiegeln diese Tausende von schiefgekritzelten Billets so getreu die enorme Vielseitigkeit seines Wesens: sein ungeheures Gedächtniß, wie seine grenzenlose Wißbegier, seine Vertrautheit mit allerlei Sprachen, wie seine Theilnahme an der mannichfachsten Litteratur, vor allem die außerordentliche Lebendigkeit, womit er im höchsten Uralter die größten Begebenheiten, wie die kleinsten Vorgänge des Tages mit seiner Phantasie ergriff, mit seinem Urtheil stempelte. Und wenn dies Urtheil überwiegend die Form der Verneinung, die Farbe ironischer Stimmung an sich trug, so muß man sich billigermaßen erinnern, wie wenig dieser Greis, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, im großen Weltlauf erfüllt sah „von dem vielen, wonach er seit früher Jugend mit immer gleicher Wärme gestrebt". Er glaubte sich „in einem Theile des Niedergangs der weltgeschichtlichen Curve" zu befinden; von der bevorstehenden Abschaffung der

Sklaverei und der Leibeigenschaft im Westen und Osten, von der Wiedergeburt Deutschlands, dem Untergange des weltlichen Papstthums und so mancher anderen Wandlung, die seinen Idealen entsprach, durfte er kein Vorgefühl hinabnehmen; nur noch als schwacher Abendhauch drang ihm der frischere Luftzug der „neuen Aera“ Preußens in die entschlummernde Seele. Auch um seine Person war nicht alles, wie es sein sollte; in wehrloser Güte verbriefte der einsame Alte, dem die Freunde nah und fern vorausstarben, seinem Kammerdiener zum Lohn für langjährige treue Pflege freiwillig seine eigene Schuldknechtschaft und setzte sich selbst zum eigenthumslosen Arbeiter in seinem Haushalt herab. Aber über alles half ihm immer wieder auch innerlich die unermüdliche Thätigkeit hinweg, die theoretische seiner Weltbeschreibung und die praktische der Gunst und Anfeuerung, die er fremder Production zuwandte. Bis in seine letzten Tage hat niemand, der eine Audienz bei H. erbat und erhielt, den unerreichten Meister des Gesprächs ohne neue Begeisterung verlassen; was ihn selber unerschöpflich belebte, strömte auf seine Umgebung über; seine gebeugte Gestalt war von dem kräftigen Odem einer unvergeßlichen Vorzeit geheimnißvoll umwittert. Seine Gesundheit erhielt sich wunderbar, nur 16 Tage lang hatte er das Bett gehütet, als er inmitten seines neunzigsten Jahres sanft entschlief. Das Grab ward ihm in Tegel an Wilhelms Seite bestellt. Nation und Zeitalter sahen ihn mit dem Gefühle scheiden, daß eine nicht mehr unentbehrliche, aber für immer unersetzliche, in keiner Zukunft ähnlich wiederkehrende Geisteserscheinung vorüber sei. —

Alexander v. Humboldt; eine wissenschaftliche Biographie im Verein mit R. Avé-Lallemant, J. V. Carus &c., bearbeitet und herausgegeben von Karl Bruhns, in 3 Bänden; Leipzig 1872. Band I. u. II. enthalten die Lebensbeschreibung, Band III. die Darstellung der Leistungen Humboldt's nach verschiedenen Seiten der Wissenschaft (wozu noch verglichen werden mag W. C. Wittwer, Alexander v. Humboldt, Sein wissenschaftliches Leben und Wirken, Leipzig 1861). — Bibliographische Uebersicht der Werke, Schriften und zerstreuten Abhandlungen Humboldt's bei Bruhns, II. S. 485 ff.; Verzeichniß der vor 1872 veröffentlichten Briefe und Briefwechsel ebenda, S. 549 ff. Dazu neuerdings: Briefe zwischen Alexander v. Humboldt und Gauß, herausgegeben von Karl Bruhns, Leipzig 1877, und Briefe Alexander v. Humboldt's an seinen Bruder Wilhelm, herausgegeben von der Familie v. Humboldt, Stuttgart 1880 (beide Serien übrigens zum größten Theil nebst unzähligen anderen ungedruckten Briefen und Papieren in der großen Biographie bereits benutzt). Neues Material bei Alex. Daguet, Les barons de Forell, Lausanne 1876 und bei Paul Hassel, Gesch. d. preuß. Politik 1807—15. I. Thl. Leipz. 1881.
Alfred Dove.

Humbracht: Johann Maximilian von H., geb. 1653 oder 1654 zu Frankfurt a. M., † daselbst am 4. Octbr. 1714, Genealog. Ueber sein Leben ist wenig bekannt. Jöcher, Gelehrtenlexikon, J. H. Stepf, Galerie aller juridischen Autoren, Leipzig 1825, IV, Kneschke, Adelslexikon 1863, IV, wiederholen nur dieselben Notizen. Mehr bietet Karl von Fichard's Manuscript über Frankfurter Geschlechtergeschichte (auf der Frankfurter Stadtbibliothek). Danach studirte er in Helmstädt und machte von da aus 1675 eine Reise nach Süddeutschland, Italien und Ungarn. 1692 verheirathete er sich mit Anna Sibylla von Günderrode. Er hinterließ drei Töchter und einen Sohn, welcher erst in holstein-glücksburgischen, dann in leiningen-heidesheim'schen Hofdiensten war und 1748 starb. H. kam im Jahre seines Todes in den Rath. Sein Hauptwerk: „Die höchste Zierde Teutschlands und Vortrefflichkeit des teutschen Adels vorgestellt in der Reichsfreyen Rheinischen Ritterschaft“, Frankfurt, Knoch 1707, Fol. ist wesentlich aus Acten des Mainzer Archivs zusammengetragen, welche

auf Befehl des Kurfürsten Georg Friedrich aus dem Hause Greiffenclau-Vollraths der Domvicar Georg Helwig excerpirt hatte. Wie Fichard bemerkt, konnte das Werk bei dem damaligen Zustande der historischen Wissenschaften nur sehr unzuverlässig sein. Stricker.

Hummel: Johann Nepomuk H., geboren den 14. November 1778 in Preßburg, † 1837, erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater Joseph H., der inzwischen Musikmeister am Militärstift in Wartenberg geworden war. Als Kaiser Joseph II. diese Anstalt auflöste, wendete sich Joseph H. nach Wien und wurde dort Orchesterdirector am Theater Schikaneder's. Der Sohn erregte schon damals, im Alter von 7 Jahren, durch sein Clavierspiel die Aufmerksamkeit der musikalischen Kreise Wiens, insbesondere die Mozart's. Der große Meister interessirte sich in so hohem Grade für den Knaben, daß er ihn in sein Haus aufnahm und ihm Unterricht ertheilte. (Vgl. W. A. Mozart von Jahn, Leipzig 1858, IV. 195 ff.) Unter solch denkbar günstigsten Umständen machte der junge H. so rasche Fortschritte, daß der Vater mit ihm schon im J. 1788 die erste Kunstreise durch Deutschland, Dänemark, Holland, England und Schottland unternehmen konnte. Außerordentlichen Erfolg begleitete diesen ersten Ausflug. In einem Briefe an Jos. Sonnleithner in Wien vom 22. Mai 1826 (Neue Zeitschrift für Musik, Bd. IX. S. 164) macht H. selbst folgende Mittheilungen über seinen Lebensgang: „Meine ersten Compositions-Versuche stammen von meinem 11ten und 12ten Jahre her, und obwohl sie das Gepräge des damaligen Geschmacks und meiner Kindheit an sich tragen, so verriethen sie dennoch Charakter, Ordnung und Sinn für Harmonie, ohne damals noch Unterricht in der Composition erhalten zu haben. Als ich 15 Jahre alt war, kehrte ich 1793 nach Wien zurück; studierte den Contrapunkt bei Albrechtsberger'n und genoß später Salieri's Unterricht in der Gesangscomposition, in den ästhetischen Ansichten und der musikalischen Philosophie überhaupt. Während meiner musikalischen Studienjahre arbeitete ich meist im Stillen für mich und gab nur selten etwas heraus; die 3 Fugen Op. 7 und die Variationen Op. 8 erwarben mir zuerst die Aufmerksamkeit der gebildeten Kunstwelt. Da ich schon damals als Spieler in Wien den ersten Platz einnahm, so beschäftigte ich mich hauptsächlich mit Unterricht; und die Zahl meiner Schüler war so groß, daß ich 10 Jahre lang täglich 9 bis 10 Stunden gab, und um auch in der Composition fortzuschreiten, mich um 4 Uhr morgens Winter und Sommer an's Schreibpult setzen mußte, da ich keine andere Zeit dazu übrig hatte. Vom Jahre 1794 bis 1814 spielte ich in Wien nicht mehr öffentlich, da theils innere, theils äußere Verhältnisse im Wege standen, andererseits ich auch die Lust dazu verloren hatte; blos in den Cirkeln meiner Freunde und Beschützer der Kunst phantasirte ich zuweilen. Während dieser Jahre habe ich Compositionen beinahe in allen Fächern geleistet, die sich sämmtlich des Beifalls sowohl der Kenner als der Liebhaber zu erfreuen hatten, und somit gründete sich, durch steten Fleiß unterstützt, endlich mein Ruf im Auslande. Jos. Haydn schlug mich 1803 zu herzoglich würtembergischen Diensten vor; da aber der Herzog damals seinen Sinn änderte (aus einem Grunde, der nur wenigen Personen bekannt ist) und keinen Kapellmeister mehr von Wien engagieren wollte, so empfahl mich Haydn dem reg. Fürsten Nic. Esterhazy, seinem Herrn, als Conzertmeister, um ihn bei seinem herannahenden schwächlichen hohen Alter im Dienste zu supliren; wo ich denn auch bis zur Auflösung 1811 der beinahe aus 100 Personen bestehenden Capelle blieb. Von nun an privatisirte ich in Wien bis 1815, wo ich zum erstenmal wieder öffentlich als Spieler auftrat. Endlich 1816, nachdem die Kriegzeiten verschwunden waren, erwachte auch das Verlangen in mir, wieder einmal in die Welt hinauszutreten. Ich machte eine Kunstreise nach Prag, Dresden, Leipzig,

Berlin und Breslau, und ward überall mit so viel Liebe und Achtung und Auszeichnung empfangen, daß ich mir vornahm, auch nach England zu gehen, und mich dort auf eine Reihe von Jahren zu fixiren; als ich aber vorher noch nach Wien zurückkehrte, traf ich dort den Engagements-Antrag als Capellmeister in königl. würtembergischem Dienste an. Ich änderte meinen Plan, und nahm das mir vom Hochsel. König angebotene Engagement (wobei sich mir zugleich ein schönes Feld zum Wirken im Gebiete der Kunst eröffnete) an: allein dieser kunstsinnige Fürst starb bereits in der 4ten Woche meines Daseins, und nachdem ich noch 2½ Jahre dort verweilte, nahm ich meine Dimission und vertauschte 1819 jene Anstellung mit der mir von Weimar aus angebotenen, allwo ich mich gegenwärtig als großherzogl. Hofkapellmeister unter den für Kunst und Wissenschaft einwürkungsreichsten Auspicien des kunstliebenden Fürsten und der erhabenen Kunstkennerin, Selbstausüberin und meiner Schülerin, der Frau Erbgroßherzogin und Großfürstin von Rußland befinde. Seit 1816 habe ich viele Kunstreisen durch ganz Deutschland, Holland, Rußland und Frankreich gemacht, die sämmtlich und in jeder Beziehung den glänzendsten Erfolg für mich hatten. — In Paris wurde mir die ausgezeichnete Ehre zu Theil, von der akademischen Gesellschaft „les enfans d'Apollon“ zum Mitgliede ernannt zu werden; desgleichen auch von der musikalischen Gesellschaft zu Géneve; — auch haben die Künstler von Paris eine Medaille mit meinem Brustbilde verfertigen lassen, und sie mir mit Beifügung eines Albums, in dem sie sich sämmtlich (wie auch Madame Duchesse de Berry) eingezeichnet haben, verehrt.“ — Diesem schlichten Bericht des Meisters ist nur wenig hinzuzufügen. Das erste Werk, welches ihm bedeutenden Ruf als Componisten verschaffte, war seine Haydn gewidmete Sonate in Es, Op. 13. „Diese frischkräftige Sonate, sowie die Phantasie Op. 18, welche beide den erlangten Fortschritt in freierer und kühnerer Behandlung des Pianoforte bezeugen, möchten als die Hauptwerke der früheren Periode anzunehmen sein, neben welchen sich noch eine Sonate in F wie in C, ein gut gearbeitetes, aber in den Formen veraltetes Conzert in C, einige (ebenfalls veraltete) Trio's und beliebte Rondo's bemerklich machen.“ Während seiner Stellung beim Fürsten Eszterhazy componirte er seine erste Messe in B. Aus dieser Zeit auch datirt die Begegnung Hummel's mit Beethoven bei Gelegenheit der Aufführung von dessen C-dur-Messe in Eisenstadt, worüber namentlich durch Schindler mancherlei falsche Nachrichten verbreitet worden sind. Thayer beginnt im dritten Bande seiner Beethoven-Biographie (S. 21 ff.) die Thatsachen richtig zu stellen. (Vgl. noch Marx, Ludwig van Beethoven, II. 155 und Hiller, Aus dem Tonleben unserer Zeit, N. F.) Während Hummel's Aufenthalt in Wien (1815—16) entstand „die beliebte bella capricciosa und das Rondo in A, welches einen Wendepunkt in Hummel's Compositionen fürs Pianoforte, den Uebergang nämlich zu seiner späteren brillanten Weise bezeichnet und dessen Form, vielmal nachgeahmt, normal wurde für das Conzert-Rondo“. Von Stuttgart aus wurde H. zuerst bekannt als musikalischer Improvisator. Dieses Talent, mit welchem er so außerordentliche Erfolge erzielen sollte, hatte sich ganz in der Stille entfaltet. Um diese Zeit auch erschien sein schönes Septett, welches noch jetzt die Hörer erfreut und entzückt. — Die angenehme Stellung in Weimar bot H. Gelegenheit, seine Talente immer weiter zu entwickeln. Dort erschienen zunächst jene Werke, welche seinen Ruf und seine Richtung für immer feststellen sollten: die Sonate in Fis (op. 81), das Conzert in A (85), das Concert in H (89), ein Quintett in Es (87), die Trio's in E und Es (83 und 93), die vierhändige Sonate in As (92), das Rondo in B (99), die Sonate in D (106) u. a. In Wien spielte er 1827 zuerst sein berühmtes As-dur-Concert (Op. 113). 1830 entstanden das Militärseptett, die

Phantasie „Oberons Zauberhorn", das große Rondo „Retour de Londres", Variationen ꝛc. — Im J. 1833 dirigirte er die deutsche Oper in London. Außer dieser erfolgreichen Thätigkeit als Componist und Virtuos vernachlässigte er durchaus nicht seine amtliche Stellung in Weimar; dort spielte er in den seit 1828 gestifteten Hofcapellconcerten, welche er dirigirte, jährlich seine neuen Compositionen und entzückte die Hörer durch seine Phantasien. — Auch als Lehrer war H. thätig; Hiller und Adolf Henselt rechnen zu seinen Schülern. All' sein Wissen und Können in dieser Beziehung hat er in einer „Großen Pianoforteschule" niedergelegt, welche 1828 bei Haslinger in Wien erschienen ist. Seine Studien sind eine treffliche Einführung zu seinen Werken, aber als Schlußstein derselben (Op. 125), zu einem Zeitpunkte, wo schon eine neue Richtung des Pianofortespiels in vollem Heranschreiten war, offenbar zu spät erschienen. Von seinen Kirchencompositionen sind außer der schon erwähnten Messe in B zwei andere in Es (Op. 80) und D (Op. 111), sowie ein Graduale und Offertorium (Op. 88 und 89) zu erwähnen. Eine große Oper von ihm „Mathilde von Guise", ward in Weimar und Berlin gegeben, ohne Erfolg zu haben. Seit dem J. 1833 zog sich H., kränklich geworden, mehr und mehr von öffentlicher Thätigkeit zurück. Hochgeachtet und geschätzt starb er in Weimar am 17. October 1837. — Die glänzendste Seite von Hummel's Künstlerlaufbahn ist unbestritten die als Virtuos. Ein Zeitgenosse von ihm, der nun auch verstorbene tüchtige Hofpianist C. Montag in Weimar sagt hierüber in der neuen Zeitschrift für Musik (Bd. VII. S. 165): „Ein unmittelbarer Sprosse der Wiener Schule, brachte er das Auszeichnende derselben mit. Die Schönheit der Formen, reiche harmonische Gedanken, gebildete, einschmeichelnde Melodieen; aber er war der Erste, der dieses Alles mit einer ungeahnten Pracht und Klangfülle aufs Pianoforte überzutragen und einen solchen Reichthum von glänzenden Passagen, solche Neuheit in den Verzierungen zu entfalten wußte, und auf diesem Instrumente mit einer solchen Kühnheit herrschte, die in Erstaunen setzte. Dabei ist nicht genug das Ungesuchte, Natürliche in seinen Werken anzuerkennen, wodurch dieselben denn auch nie ihre Wirkung verfehlen, und als Muster für alle Compositionen dieser Art dastehen. Die Fertigkeit und Sicherheit seines Spiels war außerordentlich, und zwar so vollkommen durchgebildet und abgeschlossen, wie sie nur ein vorzügliches Talent erlangen kann, und dann mit nichts zu vergleichen ist. Bei aller Bravour blieb ihm immer eine ruhige Klarheit, der Ton war rund und klingend, seine Passagen schnell und kräftig, besonders reizend das helle Perlende seiner Läufe und Verzierungen. Leidenschaft, die das Innerste aufregt, war weder in seinen Compositionen, noch in seinem Spiele, woraus sich auch erklärt, daß seine dramatischen Werke kein Glück gemacht haben. Am tiefsten scheint uns in dieser Hinsicht sein Septett in D und die Sonate in Fis zu gehen. Wahrhaft genial wurde er in seinen Phantasieen. Der streng rhythmische Fluß seiner Gedanken, die Sicherheit über alle Formen und die Ruhe der Ausführung blieben hier immer gleich zu bewundern. In Concerten begann er dieselben gewöhnlich mit einem brillanten Gedanken, den er contrapunktisch ausführte, bis er die strengen Formen ebnete nach einem Thema, das er in verschiedener Weise darstellte, selten variirte, ihm dann ein zweites oder auch mehrere zugesellte und diese dann vermischte, verband, plötzlich aus Passagen hervortreten oder durchklingen ließ, immer pikant und überraschend. Zu Themen pflegte er dann bekannte Opernmelodien, am liebsten Mozart'sche und vor allen aus Don Juan, zuweilen auch Volkslieder zu wählen. Größer aber war er noch, wenn er im Kreise Eingeweihter oder, wo es galt, die Tiefe seiner Kunst zu zeigen, phantasirte. Dann überließ er sich entweder dem Lauf seiner Gefühle oder hielt einen Gedanken fest, der einer

weiteren Ausführung fähig war und entfaltete dann einen Reichthum an Formen und harmonischen Combinationen, ja kam in solch' einen Schwung, daß man oft bedauern mußte, wie viel der Gedanke auf dem langen Wege aus dem Kopfe aufs Papier von seiner ursprünglichen Wärme verliere. Ehe er öffentlich phantasirte, pflegte er gern in Bach's temperirtem Clavier zu spielen, was er auch fleißig benutzte, ehe er seine Kunstreisen antrat". Ueber Hummel's Bedeutung in Hinblick auf die historische Entwickelung des Clavierspieles und der Claviercomposition vgl. Reißmann's „Allgemeine Geschichte der Musik" (III. S. 281).

Ueber seine Thätigkeit in Weimar s. F. v. Hiller, Künstlerleben 1880, S. 1 ff. Ein ziemlich genaues Verzeichniß von Hummel's Werken bringt Fétis, Biogr. universelle des Musiciens, IV, Paris 1864. Fürstenau.

Hummel: Johann Erdmann H., ist am 11. September 1769 zu Kassel geboren. Anfänglich durch den Hofmaler Böttner in der Malerei unterwiesen, vervollständigte er seine Studien durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien. Seit 1800 in Berlin ansässig, arbeitete er gemeinsam mit anderen Künstlern an einem Costümwerke für das königliche Nationaltheater und lieferte die Stiche nach Antiken zu dem von A. Hirt herausgegebenen Bilderbuche für Mythologie, Archäologie und Kunst. Nach eigenen Compositionen stach er 12 Blätter in Umrissen „Dr. Martin Luther's Leben und Apotheose". Im J. 1809 zum Professor und 1811 zum Mitglied des Senats der Akademie der Künste ernannt, erwarb sich H. durch eine ausgedehnte und wirksame Lehrthätigkeit in den auf Mathematik beruhenden Gebieten der Kunst hervorragende Verdienste. Auf Grund seiner Vorträge behandelte er in litterarischen Werken die freie Perspektive, erläutert durch Aufgaben und Beispiele (1824), die Schattenlehre (1830) und die Projectionslehre (1842), sowie die Säulenordnung nach Vitruv. Den gemäßigten Anforderungen seiner Zeit genügend malte er Porträts, Historien- und Genrebilder, Landschaften und Architekturstücke, in denen nicht selten durch Lösung schwieriger Aufgaben in Bezug auf Spiegelung und Schattenlagen eine genaue Kenntniß der Perspectivgesetze dargelegt ist. Es ist bemerkenswerth, daß E. T. A. Hoffmann an eins seiner Bilder „Die Gesellschaft in einer römischen Lokanda" die humoristische Erzählung „Die Fermate" anknüpfte. Von den zahlreichen Schülern Hummel's sind Buonaventura Genelli, Mila und Pelissier, der nachherige Director der Akademie zu Hanau hervorzuheben. Als eine jener originellen Naturen, welche die Neuzeit nicht mehr kennt, überlebte der „Perspectiv-Hummel" seine nächsten Freunde Janus und Hans Christian Genelli, Bury und Hirt und starb nach rastloser Thätigkeit zu Berlin am 26. August 1852 im 83. Jahre. v. Donop.

Hummelberger: Gabriel H., Botaniker und Humanist, Bruder des Philologen Michael H. Er war wol wie dieser zu Ravensburg geboren, studirte in Italien, vornehmlich zu Bologna Medicin, wo er auch promovirte und practicirte, in die Heimath zurückgekehrt, an mehreren Orten Schwabens, zuletzt in Feldkirch, wo er sich verheirathete und um 1531 schon zwei Knaben und fünf Mädchen hatte. Weniger gesegnet war er an Glücksgütern, doch erlahmte sein Eifer nie; vorzugsweise die Medicinalpflanzen und die Schriften der Alten über Botanik interessirten ihn, nicht minder freilich auch die alten Historiker, wie er denn um 1526 eifrig nach des Plinius Bella Germaniae forscht. In diesem Jahre war er auch stark mit Musa, Apulejus und Dioskorides beschäftigt. Er stand in eifriger Correspondenz u. A. mit Rhenanus, für den er schwäbische Bibliotheken durchstöberte. Wie Rhenanus theilt auch er die Befürchtung, daß die Ereignisse im Gefolge der lutherischen Bewegung für die Wissenschaft gefährlich sein würden. 1537 gab er zu Zürich „Apuleji Tractatus de medica-

minibus Herbarum“ und des Antonius Musa „De Herba betonica“ nebst Commentar heraus. 1539 folgte (wieder zu Zürich) „Sixti Platonici Placidi libellus de medicina animalium etc.“ mit Scholien; 1540 „Quinti Sereni Sammonici de re medica s. morborum curationibus“ (ebenfalls mit Commentar). Noch 1709 wurden seine „Annotationes in Apicii Caelii libros X. de opsoniis et condimentis“ zu Amsterdam herausgegeben. Diese Werke sind ungemein selten und dies wol auch der Grund, daß H. in keiner Geschichte der Botanik (auch bei Spengel und Sachs nicht) genannt ist. Ein außerordentlich dankenswerthes Verdienst Hummelberger's ist die Sammlung der Correspondenz seines Bruders Michael, welche im Cod. Monac. 4007 enthalten ist und eine reichfließende Quelle für die Geschichte des Humanismus genannt werden kann.

A. Horawitz, Analekten zur Geschichte des Humanismus in Schwaben 1512—1518. Wien 1877. A. Horawitz, Analekten zur Geschichte der Reformation und des Humanismus in Schwaben. Wien 1878. Horawitz.

Hummelberger: Michael H., Philolog, wurde 1487 zu Ravensburg in Schwaben geboren. Früh verließ er das Vaterhaus, 1508 bezog er die Universität Paris, wo er mit Beatus Rhenanus und Aventin bekannt wurde und sich besonders an Favre des Estaples anschloß, Griechisch betrieb er dort unter Leitung des H. Aleander. Als er 1511 aus Paris schied, war sein Freundeskreis daselbst schon ein großer. Viel größer wurde derselbe in der Heimath, die er erst wieder 1514, von unbezwinglicher Sehnsucht nach Italien erfaßt, verließ, um in Rom Studien im canonischen Rechte und päpstlichen Kanzleisache zu machen. Hier wurde seine Wirksamkeit in mehr als einer Richtung von Wichtigkeit. Einerseits trat er mit solchem Erfolg für den durch die Dominikaner bedrängten Reuchlin ein, daß sein Name in das Verzeichniß der Vertheidiger Reuchlin's aufgenommen ward, andererseits machte er die Freunde auf alle Novitäten der Litteratur Italiens aufmerksam und sandte öfter Publicationen italienischer Humanisten zum Nachdruck an die Froben'sche Officin. 1517 kehrte er von Rom zurück, weilte einige Zeit in Constanz und nahm dann seinen bleibenden Wohnsitz in der Vaterstadt, in dieser als Theologe und Lehrer eine ersprießliche Thätigkeit entfaltend. Sein Fleiß war so singulär, daß ihm B. Rhenanus nachrühmt, er habe vom Schreiben nie ausgeruht. Er war auch ein eifriger Epistolograph und dem Fleiße auf diesem Gebiete, der sich in der sehr copiosen Abschrift seiner Briefe in dem Cod. Monac. 4007 und den 12 Episteln der Vadianischen Sammlung zu St. Gallen zeigt, danken wir eine Fülle von Nachrichten über die Entwickelung des Humanismus in Schwaben. Wir entnehmen denselben aber auch, welche geachtete und bedeutende Stellung H. in den schwäbischen Gelehrtenkreisen einnahm. Wie so Viele verehrte auch er vor Allem den großen Erasmus, erst später trat Luther's gewaltige Erscheinung neben den bisher allein in Hummelberger's Seele Herrschenden. Er nahm nun eine Mittelstellung zwischen Basel und Wittenberg ein. Doch später zog sich auch H. wie seine intimsten Freunde etwas von der öffentlichen Theilnahme für die Reformation zurück: sein Ideal wird wol das erasmische gewesen sein. H. war wie alle Humanisten ein guter Patriot, ein treuer Freund und eine unendlich gutmüthige warmherzige Natur. Er selbst hat ein liebliches Idyll von seinem Leben entworfen. Doch war diesem Leben keine lange Dauer beschieden. Im kräftigsten Mannesalter — er war vierzig Jahre geworden, erlag H. am 19. Mai 1527 in den Armen seines Vaters einem Schlagflusse, von Geschwistern und Freunden tief betrauert. Sein Bruder Gabriel hat ihm nicht nur die Grabschrift verfaßt, sondern auch für die Sammlung seiner Briefe Sorge getragen, deren Abschrift uns nun vorliegt. Hummelberger's Studien waren vornehmlich auf juridische, historische und philologische Gegenstände gerichtet; als

Schriftsteller ist er nur auf dem letzteren Gebiete aufgetreten, auf dem er auf zahlreiche Anfragen zeitgenössischer Gelehrten Auskunft geben mußte; seine Thätigkeit als lateinischer Dichter war nicht sehr bedeutend, seine Verse befinden sich bisher noch ungedruckt in der Handschriftensammlung der königlichen Hofbibliothek zu München 4007. Schon zu Paris war er an der Ausgabe der sogenannten Historia Aegesyppi (Paris, Badius Ascensius, 1511) hilfreich thätig; sein größtes Werk, das Schulzwecken dienen sollte und bei dessen Abfassung der bescheidene Mann wol kaum an die Veröffentlichung durch den Druck gedacht haben mag, gab Beatus Rhenanus nach seinem Tode heraus. Es ist die „Epitome Grammaticae Graecae“, die zu Basel 1533 bei Herdwagen erschien. B. Rhenanus rühmt das Verdienst der kurzen lichtvollen Behandlung des Gegenstandes in der Vorrede um so mehr, als die meisten der damals gangbaren Bücher — wie jeder Kenner weiß — entweder ganz unzulänglich oder aber allzu ausführlich und durch Aufführung von Ausnahmen und dialektlichen Bemerkungen dunkel und übersichtslos waren. Und wahrlich Hummelberger's grammatischer Abriß ist eine fleißige Zusammenstellung, die sich durch Deutlichkeit, genaue Unterscheidung und reiche Exemplification empfiehlt. An Melanchthon's Grammatik freilich darf man das Büchlein nicht messen.

Vgl. J. G. Schelhorn, Beiträge zur Erläuterung der schwäbischen Kirchen- und Gelehrtenhistorie I, S. 34—47. A. Horawitz, Michael Hummelberger, eine biographische Skizze, Berlin 1875, Calvary & Co. Dazu die Anzeige von L. Geiger in den Göttinger Gel. Anzeigen, 1875. Stück 43. Die Briefe von und an H. sind fast sämmtlich abgedruckt in A. Horawitz' Analekten zur Geschichte des Humanismus in Schwaben 1512—1518, Wien 1877 und A. Horawitz, Analekten zur Geschichte der Reformation und des Humanismus in Schwaben, Wien 1878. Horawitz.

Hunczovsky: Johann Nep. H., k. k. Rath, Leibchirurgus, Professor an der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie zu Wien, Stabsfeldarzt, war am 15. Mai 1752 zu Czech in Mähren geboren und kam, nachdem er in Olmütz die „Humaniora“ und die „Philosophie“ absolvirt, im J. 1771, arm an Geld und Aussichten, nach beendigter zunftmäßiger Lehrzeit in der Barbierstube seines Vaters nach Wien, um sich dem Studium der Chirurgie zu widmen. Zwei edelgesinnte Damen, die Fürstin Tarocca und die Gräfin Burghausen sorgten hier für seine Fortbildung. Erstere schickte ihn nach einiger Zeit, auf des berühmten Chirurgen Brambilla Rath nach Mailand, um sich daselbst unter Moscati's Leitung in der Chirurgie auszubilden. Er blieb daselbst zwei Jahre und kehrte nach dem Tode der Fürstin nach Wien zurück, woselbst er nunmehr an der chirurgisch-praktischen Schule des spanischen Spitals dem Professor Steidele assistirte, später aber seinem Gönner Brambilla. In diese Zeit fällt sein erster schriftstellerischer Versuch, nämlich die Uebersetzung eines Werkes von Bernh. Genga aus dem Lateinischen („Erläuterung der chirurgischen Lehrsätze des Hippocrates“, von Bernh. Genga; aus dem Italienischen übers. 1777). Auf Empfehlung Brambilla's wurde H. 1777 vom Kaiser Joseph II. auf Reisen geschickt. Er ging zunächst nach Paris und erwarb sich während seines dortigen zweijährigen Aufenthaltes, den er eifrig zu seiner Fortbildung benutzte, die Freundschaft des Professor Louis, des berühmten Secretärs der königlichen Akademie der Chirurgie, ebenso wie er mit den übrigen bedeutendsten Chirurgen der Zeit, wie Sabatier, Fabre, Tenon, Peyrilhe, Desault näher bekannt wurde. Von Paris ging H. nach London, verweilte daselbst 13 Monate, während welcher er bei dem Besuche der Privatlehranstalten und der Hospitäler sich der Unterweisung Seitens eines Pott, Bromfield, Cruikshank, Alanson und John Hunter zu erfreuen hatte. Von London aus besuchte er die zwei großen Marinehospitäler zu Ply-

mouth und Portsmouth, ging dann im Jahre 1780 wieder nach Frankreich zurück, um auch in diesem Lande noch andere Hospitäler, namentlich die der verschiedenen Seehäfen, kennen zu lernen, so die von Rouen, Brest, l'Orient la Rochelle, Rochefort, Bordeaux, Toulouse, Montpellier, Marseille, Toulon und Lyon. Zu Ende des Jahres 1780 reiste er dann über Turin und Mailand nach Wien zurück. Einige Jahre später erstattete er über die Ergebnisse seiner großen wissenschaftlichen Reise öffentlich Bericht („Medicinisch-chirurgische Beobachtungen auf seinen Reisen durch England und Frankreich, besonders über die Spitäler", 1783). — Im J. 1781 wurde H. an der von Brambilla errichteten medicinisch-chirurgischen Schule im Militärhospitale zu Gumpendorf als Professor angestellt, demonstrirte und lehrte daselbst Anatomie und Physiologie, allgemeine Pathologie und Therapie, Operations- und Instrumentenlehre und hielt in einem von ihm übernommenen großen Krankensaale des Militärhospitals chirurgische Klinik ab. Als im J. 1784 die Lehranstalt durch drei Professoren erweitert wurde, übernahm H. blos die chirurgische Operationslehre, über welche er ein Compendium verfaßte („Anweisung zu chirurgischen Operationen", 1785, 4. vermehrte Aufl. 1808), ferner die Geburtshilfe, gerichtliche Semiotik und Medicinal-Polizei. — Im J. 1791 hatte H. im Gefolge des Kaisers Leopold II. Gelegenheit, eine Reise durch ganz Italien zu machen und dabei die berühmtesten Aerzte und Heilanstalten Italiens kennen zu lernen. Nach seiner Zurückkunft wurde er vom Kaiser für seine ihm auf der Reise geleisteten guten Dienste zum k. k. Leibchirurgen ernannt. — Als H., der in sich den Wundarzt, Gelehrten und Schriftsteller, damals einander ziemlich fremdartige Begriffe, vereinigte, als Operateur in Wien auftrat und die ihm in Frankreich und England anerzogenen Grundsätze eines energischen, namentlich operativen Handelns, selbst in verzweifelten Fällen, zur Geltung zu bringen versuchte, stieß er bei den einer entgegengesetzten Richtung huldigenden wundärztlichen Veteranen Wiens auf lebhaften Widerstand, und als wenige von ihm gleich in den ersten Jahren unter ungünstigen Umständen unternommene Operationen, sowohl im Militärhospital als in der Stadt, einen unglücklichen Ausgang nahmen, ließ auch H. sich dadurch entmuthigen, wurde blutscheu und ängstlich und wich in zweifelhaften Fällen entscheidenden großen Operationen aus. Beim Antritt seines öffentlichen Lehramtes strebte er rastlos nach Erwerbung neuer Kenntnisse, und stand wirklich auch 10 Jahre hindurch auf der Höhe seiner Wissenschaft und Kunst, die er für seine Schüler nutzbar zu machen verstand. Er war enthusiastisch arbeitsam zum Vortheil der Lehranstalt, an welcher er wirkte, indem er sie durch nützliche pathologische Präparate bereicherte und die Vermittelung für den Ankauf der berühmten Wachspräparate, welche so lange den Stolz der Josephs-Akademie bildeten, übernahm. Als H. aber in seinem Eifer erkaltete, als er mit den Schicksalen der Akademie unzufrieden zu werden anfing, hörte er auf, mit dem Fortschreiten der Wissenschaft gleichen Schritt zu halten, obgleich er für seine Schüler immer noch vermöge seiner reichen Erfahrungen ein anregender Lehrer blieb, der nicht nur die angehenden jungen Feldärzte, sondern auch in- und ausländische Aerzte zu seinen Zuhörern zählte. Eine seiner letzten schriftstellerischen Arbeiten, nachdem er früher ein thätiger Mitarbeiter an der Jenaer allgemeinen Litteraturzeitung und an der Wiener Realzeitung gewesen war, war eine freie Uebersetzung eines englischen Werkes („Rob. Hamilton, Ueber die Pflichten der Regiments-Chirurgen. Aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen versehen", 1790), welches er, obgleich er nie in der Armee als Feldarzt gedient hatte und die Eigenthümlichkeiten dieses Dienstes nicht genau kennen konnte, mit Anmerkungen in Beziehung auf den feldärztlichen Dienst beim österreichischen Heere begleitete. Im J. 1791 nahm er noch mit Professor Schmidt

Antheil an der Herausgabe des 2. und 3. Bandes der „Bibliothek der neuesten medicinisch-chirurgischen Litteratur für die k. k. Feldchirurgen"; seitdem hatte seine litterarische Thätigkeit ein Ende, obgleich er sich nach dieser Zeit mit mancherlei Plänen über die Herausgabe seiner chirurgischen Erfahrungen und seiner Beobachtungen über die italienischen Hospitäler trug. — Sein Tod war ein unerwarteter; er starb, erst 47 Jahre alt, am 4. April 1798 an den Folgen einer Fingerverletzung, die er sich, 10 Wochen vorher, bei einer chirurgischen Operation zugezogen hatte. Von der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie wurde das Andenken ihres ältesten Lehrers durch eine am 27. Juli begangene Todtenfeier und eine bei dieser Gelegenheit von dem Professor Dr. Joh. Ad. Schmidt gehaltene Gedächtnißrede, in Gegenwart der dem k. k. Hofkriegsrath und dem k. k. Landes-General-Commando angehörigen Generale und Räthe und einer zahlreichen Versammlung von Aerzten, Gelehrten, Künstlern und Militärs, geehrt. — Im Uebrigen war H. eine den schönen Künsten und Wissenschaften mit Enthusiasmus ergebene Natur, ein Sammler von Naturalien, Kunstgegenständen und Büchern, gewandt und beliebt im Umgange in den hervorragendsten Kreisen der Gesellschaft, mit einem vorzüglichen Sprachtalent begabt; dabei war er wohlwollend und wohlthätig, gereizt aber von ätzendem Witz und bitterem Spott.

Vgl. Joh. Ad. Schmidt, Rede zum Andenken des k. k. Rathes und Professors Dr. J. N. Hunczovsky. Gehalten im Hörsale der k. k. med.-chir. Josephs-Akademie, als sie in voller Versammlung sein Todtengedächtniß feyerte. Wien 1798. 4. — (Salzburger) Medicinisch-chirurgische Zeitung, 1798. Bd. 2. S. 80; Bd. 3. S. 225. E. Gurlt.

Hundt: Friedrich Hector Graf v. H., auf Lauterbach, kgl. baierischer Kämmerer und Ministerialrath, Geschichtsforscher, geb. am 5. September 1809, † am 3. Januar 1881 zu München, stammte aus altem Rittergeschlechte, dessen Stammherr Engelmann H. der Bruder des Großvaters des Hofrathspräsidenten Wiguleus H. war; dessen Nachkomme Franz Servatius Maximilian Freiherr v. H. erhielt am 1. März 1703 das Reichsgrafendiplom. H. trat nach beendigten Studien den Acceß im königlichen Staatsministerium an, wurde am 15. November 1836 Ministerialsecretär, am 7. September 1838 Assessor an der königlichen Regierung von Niederbaiern, am 6. Mai 1839 Landrichter in Brückenau, am 19. Juli 1846 Regierungsrath in Augsburg, am 13. December 1847 Oberkirchen- und Schulrath und am 1. Mai 1848 Ministerialrath im königl. Staatsministerium des Innern, welche Stelle er bis zu seiner am 2. December 1876 auf Ansuchen erfolgten Quiescirung mit Auszeichnung bekleidete. H. war ein Mann von wahrem Adel der Seele, der, was er einmal als recht und gut erkannte, auch als Mann durchführte. Seine historischen Arbeiten, welche sich sämmtlich um die Geschichte des bairischen und namentlich des oberbairischen Landes bewegen, sichern ihm durch die gediegene Art der Forschung einen dauernden Platz in den Annalen der Geschichtswissenschaft. Von seinen zahlreichen Schriften, deren vollständiges Verzeichniß sich im Almanach der kgl. baierischen Akademie der Wissenschaften (1875 S. 350—52, 1878 S. 159 bis 160) findet, sind besonders zu nennen: „Alterthümer des Glongebietes", 1854; „Das Kloster Altomünster in Oberbayern"; „Ueber die Römerstraßen des linken Donauufers in Bayern", 1861; „Kloster Scheyern, seine ältesten Aufzeichnungen, seine Besitzungen"; „Die Urkunden des Klosters Indersdorf", 2 Bde., 1863; „Die Reihengräber von Gauting und ihre Beziehungen zu Tit. XIX c. 8 der Leges Bajuwariorum", 1866; „Beiträge zur Feststellung der historischen Ortsnamen in Bayern u. des ursprünglichen Besitzes des Hauses Scheyern-Wittelsbach"; „Urkunden des Bisthums Freising" u. a. Seine letzte veröffentlichte Arbeit (1879) war „Das Cartular des Klosters Ebersberg". H. war seit

1850 Mitglied des historischen Vereins von Oberbaiern und in seiner Eigenschaft als Vorstand desselben erstattete er die Jahresberichte 17—29 sowie 36—41; 1858 wurde er außerordentliches und 1864 ordentliches Mitglied der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften, in deren Publikationen wie im oberbaierischen Archive er seine werthvollen historischen Arbeiten niederlegte.

Vgl. Allgem. Zeitung 1881, S. 109—10. Gutenäcker.

Hundt: Magnus H. (auch Canis genannt), Arzt und Geistlicher, ist im J. 1449 in Magdeburg geboren. Er erwarb sich 1477 in Leipzig den Magistergrad; studirte daselbst seit 1482 zuerst Philosophie, dann Medicin, zuletzt Theologie und erlangte in allen drei Facultäten die Doctorwürde. Später wandte er sich ausschließlich dem geistlichen Stande zu, ward 1512 Domherr in Meißen und ist hier 1519 gestorben. — Er war ein polyhistorisches Sammeltalent, aber an sich unselbständig, gehörte übrigens zu den letzten Ausläufen der Scholastik, bei welchen auf Grund der arabischen Litteratur Naturwissenschaften mit Philosophie und Theologie vereinigt waren. — Von seinen naturwissenschaftlichen (bez. naturphilosophischen) Schriften verdienen Erwähnung das „Anthropologium de hominis dignitate, natura et proprietatibus etc.“, 1501, in dessen letztem Kapitel sich ein kurzer Abriß von der Anatomie des Menschen mit roh ausgeführten Holzschnitten befindet. Es ist dies nach zwei anderen Werken von 1494 und 1499 das drittälteste Buch, in welchem die Holzschneidekunst für anatomische Zeichnungen benützt wurde. Ferner „Eyn kurtzes und sehr Nutzbarlichs Regiment wider die schwynde und erschreckliche krankheit der Pestilentz“ ꝛc. s. l. (Leipzig) 1529, in welchem eine kurze Mittheilung über die eben damals herrschenden Seuchen, die Syphilis und den englischen Schweiß enthalten ist. — Seine übrigen Schriften (vgl. Jöcher) bestehen in einem Compendium der Logik und Commentaren zum Grammatiker Donatus sowie in theologischer Beziehung zu Augustinus, Petrus Lombardus und zu den Hauptschriften des Aristoteles. In den damaligen Parteiunterschieden zeigt er sich als einen kenntnißreichen aber ausschließlichen Anhänger der Albertisten und Thomisten.

Vgl. Prantl, Geschichte der Logik, Bd. IV, S. 277.

A. Hirsch. Prantl.

Hund: Martin H., anfangs Prediger zu Steinfurt, dann Professor der Theologie in Duisburg, wo er 1666 starb. Als Theolog vertrat er die Coccejanische Richtung. Seine Schriften (meistens Abhandlungen ꝛc.) sind theils dogmatischen, theils polemischen Inhalts. Die verbreitetste derselben war einst das in der Geschichte der Symbolik noch jetzt zu nennende Buch: „Claubergii et Hundii Disputationes contra Socinianos, Pontificios etc.“ von 1665.

Vgl. Miscellanea Duisburg. I. S. 546. Heppe.

Hund (auch Hunt, neuere Schreibweise Hundt): Wiguleus H. von Lauterbach zu Sulzenmos, Lenting und Steinach, Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. am 26. Juli 1514 zu Kaltenberg, gest. am 28. Febr. 1588 zu München. — In den Adelsregistern sind mehrere unter sich nicht verwandte deutsche Familien verzeichnet, welche den Namen „Hund“ führen; so die Hund von Saulheim am Rhein, die fränkischen von Wenckheim zum Altenstein, die jülichschen von dem Busch, dann jene von Altenkrottgau in Schlesien und Andere. Die Ahnen des Wig. H. saßen, wie er selbst im 3. Theile des von ihm verfaßten Stammbuches berichtet, ursprünglich im Pinzgau, der Wiege manch' süddeutschen Edelgeschlechtes, und bildeten muthmaßlich mit den salzburgischen Herren vom Thurn — de turri in Bisontio einen Stamm. Sie hatten Sudwerke in dem nahen Reichenhall und versahen als Pfleger oder Pröpste angesehene Gauämter. Bereits 1190 lebte Marquart der Hund auf seinem Ansitze Dorf (oder Dorfheim) unweit Saalfelden im Pinzgau, und Nachkommen desselben bewohnten

noch im Ausgange des 16. Jahrhunderts das ererbte Schloßgut. Hans H. III. von Dorfheim, Pfleger zu Lichtenberg und Propst in der Fusch — einem Querthale der Salzach — († 1480) vermählte sich in erster Ehe mit Martha, der Erbtochter Conrad Dachauers von Lauterbach und erwarb hiebei dieses unfern Dachau gelegene Gut. Von nun an tragen sämmtliche Familienglieder den Beinamen „von Lauterbach". Hans H. III. ist der Stammvater des Wiguleus, welch letzterer nicht blos durch seine Verdienste sondern auch durch ausgedehnte Grunderwerbungen den Glanz der Familie mehrte; dessen zahlreiche Kinder und Enkel geriethen jedoch in Vermögensverfall; die Güter kamen großentheils in fremde Hände und die Linie erlosch mit dem Urenkel, Franz Ferdinand, welcher 1668 zu Dingolfing das Zeitliche segnete. Der noch heute in Baiern blühende Zweig leitet sich her von Englmair (Engelmar) H., Landrichter zu Dachau († 1520), dem jüngeren zweitehelichen Sohne des genannten Hans H. III. und Urgroßheim des Wigul. H. Ein Nachkomme des Ersteren, Johann Franz Maximilian Servatius H. zu Lauterbach, kurfürstlicher Kämmerer, Hofrath und gemeiner Landstände Rittersteurer (geb. am 19. October 1662, † am 14. Novr. 1705), erhielt von Kurfürst Max Emanuel am 3. Novbr. 1681 die Freiherrnwürde und von Kaiser Leopold I. laut baierischen Ausschreibungsbefehles vom 1. März 1703 das Diplom als Graf „von und zu Lauterbach".

Wiguleus H. von Sulzenmos, Lenting und Steinach, der Rechte Doctor, Geheim-Rath u. Hofraths-Präsident, Pfleger zu Dachau und Menzing, Propst zu Geisenhausen und erblicher kaiserl. Pfalzgraf hat im 3. Theile des Stammbuches der Beschreibung seines Geschlechtes einen kurzen Abriß seines Lebens angereiht, welcher selbstverständlich die Grundlage zu der hier folgenden Darstellung bietet. Wig. H., (der vierte dieses Namens), aus der Ehe des Wiguleus H. von Kaltenberg mit der Beamtenstochter Anna Glockner aus Landsberg als vierter Sohn hervorgegangen, studirte 1524 die Grammatica bei Johann Pinitianus in Augsburg und zog dann mit Dr. Johann Agricola, Professor der griechischen Sprache gegen Ingolstadt, „dort war dieser sein philosophischer Präceptor bei einem halben Jahr", worauf er Jura zu studiren anfing. In den Fasten 1535 ging er mit Unterstützung Conrad Rehlinger's des Aelteren und dessen Hausfrau, seiner Muhme — den Vater hatte er schon 1531 verloren — in Begleitung des Dr. Fabius de Marnia nach Bononien (Bologna), wo er seine juristischen Studien bei den ersten Lehrern dieser berühmten Rechtsschule 1½ Jahre fortsetzte. Das Fieber trieb ihn indeß nach Hause; wiederum gegen Ingolstadt gekommen, erwarb er sich 1537 den Doctorgrad, und wurde — erst 23 Jahr alt — als ordinarius institutionum aufgenommen. Hund's hervorragende Leistungen haben dazu beigetragen, daß die Ingolstädter Juristenfacultät damals ein Ansehen genoß, dessen sie sich früher nicht erfreut hatte, und das sie erst viel später wieder erlangte. Um jene Zeit wirkten neben H. und dem etwas jüngeren Wolfgang Hunger, der Romanist Georg Taffinger, der Canonist Nikolaus Everhard der Aeltere, dessen um die geistige Entwickelung der Hochschule vielverdienter Sohn gleichen Namens, dann Fabius Arcas de Marnia Romano, welcher 1547 einer Einladung nach Coimbra folgte, ferner der spätere Salzburger Kanzler Mathias Alber aus Brixen, der wegen seiner civilistischen Schriften geschätzte Florentiner Bartholomäus Romuleus, der Mailänder Mark-Anton Caynus und der scharfsinnige Viglius ab Ayta Zwichem, welcher in niederländischen Diensten zu hohen Ehrenposten hinaufstieg. In Folge solch' günstiger Besetzungen wuchs auch die Zahl der Hörer, an deren Spitze seit 1537 der 9jährige Erbprinz Albrecht (später Herzog Albrecht V.) stand, welcher über 7 Jahre auf der Hochschule verblieb. Welches Ansehen H. genoß, und wie rasch er sich dieses erwarb, geht wol am deutlichsten daraus hervor, daß

ihn seine Amtsgenossen schon im 3. Jahre seiner Professur, am Lucastage 1539 zum rector magnificus erwählten. Seine Rectoratsthätigkeit war indeß von kurzer Dauer, weil er schon Anfangs Januar 1540 von Herzog Wilhelm zum Hofrath in München ernannt wurde, aber eine außergewöhnlich mühevolle. Im Herbst 1539 brach in Ingolstadt eine pestartige Seuche aus, welche auch unter den Angehörigen der Hochschule ihre Opfer forderte. Die Juristen-Facultät, welcher sich einige philosophische Docenten anschlossen, zog deshalb mit dem Rector nach Rain a. d. Donau, in dessen Rathhause nahezu ein volles Jahr Vorlesungen gehalten wurden. Der Auszug war schleunig bewerkstelligt worden, die Einrichtungen in dem bescheidenen Landstädtchen erwiesen sich als unzureichend, und die Ordnung der Dinge verursachte manch' lästige Rectoratsgeschäfte, welche H. am 22. Januar 1540 in die Hände des Professors Viglius ab Ayta legte, da er (wie erwähnt) mittlerweile in den Hofrath berufen, und am 9. d. Mts. verpflichtet worden war. H. verblieb in seinem neuen Amte über acht Jahre und entfaltete auch hier jene Eigenschaften, welche ihm den Weg zu höheren Aemtern bahnten. Als das mit schweren Rückständen kämpfende Reichskammergericht im J. 1548 eine durchgreifende Umbildung sowie Vermehrung der Richter erfuhr, wurde H. von Karl V., dem der Reichstag das Recht zur Präsentation der ersten 10 neuen Beisitzer eingeräumt hatte, wegen des bairischen Kreises zum Assessor am Kammergerichte berufen, und der Bischof von Speier eröffnete als kaiserlicher Commissär am 1. October 1548 den Gerichtshof. Nach Umfluß eines Jahres wurde Dr. Sigmund Seld, Hund's „sonders alter vertrauter Schulgeselle und Freund" aus den Tagen der Augsburger Knabenzeit, zum kaiserlichen Vicekanzler befördert und H. statt dessen zum kurfürstlich sächsischen Beisitzer am Kammergerichte verordnet. Allein „der Speyrisch Lufft wollte ihn allda nit gedulden"; als nun das Kanzleramt in Landshut erledigt wurde, bestellte ihn Herzog Albrecht 1551 dort zum Kanzler, im folgenden Jahre zum geheimen Rath und Hofraths-Präsidenten in München; daneben hatte er wegen schwerer Erkrankung Dr. Stockhammer's „seiner fürstlichen Gnaden geheimen Sachen und Geschäften abzuwarten". 1555 erhielt er nach Ableben Stockhammer's das Amt eines Universitäts-Curators, das Pflegamt Dachau, später auch jenes von Menzing; das Domcapitel Augsburg verlieh ihm die Abtei Geisenhausen und kaiserliche Decrete von 1555, 1556 und 1579 ernannten ihn zum erblichen comes palatinus caesareus. Mit der Beförderung zum Regierungskanzler in Landshut beginnt für H. gewissermaßen eine neue Aera. Von nun an gab es wol selten eine wichtigere Hof- und Staats-Angelegenheit, bei der nicht H. — getragen von dem vollen Vertrauen seines Fürsten und Herrn — mit seinem Rathe gehört wurde, oder in die er nicht persönlich eingriff; manche Sendung wurde von ihm vollzogen, manche Streitigkeit beigelegt, manch folgenreiche Abrede getroffen. So gewann er auf die Regierungsgeschäfte einen erheblichen Einfluß, wenn auch der bescheidene Mann in seiner Selbstbiographie hievon keinerlei Meldung thut. Der Einfluß war aber um so bedeutsamer, als die Geschäfte damals eine besondere Tragweite hatten. Jene kriegerischen Zeiten voll Erregung auf kirchlichem Gebiete, in denen auch der kleinste Reichsstand Partei zu nehmen genöthigt war, stellten an einen Staat von der Bedeutung Baierns Aufgaben und Anforderungen, wie sie in gewöhnlichen Zeitläuften nicht heranzutreten pflegen. Nachstehende Thatsachen werden ein flüchtiges Bild von Hund's staatsmännischer Wirksamkeit während jenes Zeitraumes liefern. Sein politisches Auftreten beginnt mit dem Jahre 1547. Kaiser Karl V. strebte nach Erneuerung des schwäbischen Bundes und lud deshalb mehrere Reichsstände, darunter auch Baiern, nach Ulm ein; im März fand die erste Besprechung statt, im Juni eine zweite, an beiden übrigens er=

folglosen Zusammentritten nahm H. als bairischer Gesandter Theil. — Unmittelbar darauf (im August 1547) fand er sich mit Herzog Albrecht behufs Besorgung der bairischen Reichtagsangelegenheiten auf dem Reichstage in Augsburg ein, den Karl V. am 1. Septbr. persönlich eröffnete; — nun folgt die Periode, während welcher H. am Reichskammergerichte in Speier beschäftigt war (1548—51). Kaum in die Heimath zurückgekehrt, mußte er nach eigener Angabe (Stammbuch III) „in fürstlichen Angelegenheiten immer verreisen“, und begleitete 1552 Seine fürstlichen Gnaden (Albrecht V.) im Fürstenkriege zum Linzertage (Stammbuch I, S. 99), der am 18. April stattfand und den bekannten Passauer Vertrag einleitete; — im nächsten Jahre ist er zu Heidelberg und tritt Namens Baierns dem zur Friedenserhaltung und Bundeshülfe am 29. März 1553 von mehreren Reichsfürsten gestifteten Heidelberger Bunde oder Fürstenvereine bei, nachdem er vorher zu Graz an dem Vergleiche zwischen König Ferdinand und Herzog Christoph von Würtemberg durch Entwurf eines Vergleichsinstrumentes mitgewirkt hatte. — Im nämlichen Jahre begab er sich nach Ladenburg, um der Zusammenkunft anzuwohnen, welche die Heidelberger Verbündeten daselbst vom 16. bis 24. Juli abhielten; und im Sommer 1555 reiste er auf Befehl Herzogs Albrecht nach Wien um mit Petrus Canisius wegen dessen Rückkehr nach Baiern wie wegen Errichtung eines Jesuitencollegiums in Ingolstadt zu verhandeln; die Sendung war von Erfolg begleitet, Canisius traf im Herbst über Prag wieder in Ingolstadt ein, und wurde sofort zur Ausführung des Planes geschritten. H. trat hierbei als Regierungsbevollmächtigter auf, vermöge seines thätigen Eingreifens konnte das Collegium schon im Juli 1556 eröffnet werden und zogen am 7. dieses Monats 18 Patres in Ingolstadt ein. — In demselben Jahre wurde auf der Grundlage und nach dem Vorbilde des Heidelberger Bundes von Ferdinand, süddeutschen Fürsten und Städten die Errichtung eines neuen Schutzbundes angebahnt, und zu Landsberg am Lech (April 1557) ausgeführt; unter den Räthen, deren sich Albrecht bei diesen Geschäften bediente, befand sich auch H. — Ebenso wurde er in die gegen Ende 1557 zu München ins Leben gerufene kirchenrechtliche Commission von 6 Mitgliedern ernannt, in welcher er die gemäßigte und versöhnliche Richtung vertrat. — Um dieselbe Zeit unterhandelte er nebst zwei weiteren Bevollmächtigten mit dem Erzbischof von Salzburg und dessen Suffragan-Bischöfen wegen Reichung des von den bairischen Ständen dringend geforderten Laienkelches: die Verhandlungen währten längere Zeit, führten indeß wegen ablehnender Haltung des Erzbischofs und der Bischöfe zu keinem Resultate. — Eine vorwiegend juristische Aufgabe hatte der gelehrte Staatsmann im J. 1560 zu lösen, er schloß am 9. Novbr. d. J. zu Neuburg a/D. ein Uebereinkommen, wodurch die beim Vollzuge des Augsburger Erbvergleiches vom 12. August 1559 zwischen Herzog Albrecht und Pfalzgrafen Wolfgang von Neuburg entstandenen Irrungen beigelegt wurden. — Am 20. Octbr. 1562 zog H. im Gefolge des Herzogs Albrecht zur Königswahl (24. Novbr.) und Krönung (30. Novbr.) Maximilians II. in Frankfurt ein, und befand sich unter den Edeln, welche am 30. desselben Monats den Pfalzgrafen Wolfgang daselbst im feierlichen Ritte einholten. Hund's politische Thätigkeit schließt im Wesentlichen mit dem Regensburger Reichstage, auf welchem der geschäftskundige Mann Maximilian II., der im Juli 1564 den Kaiserthron bestiegen hatte, mehrfache Dienste erwies, und wurde jener am 19. Mai 1568 mit einer goldenen Gnadenkette im Werthe von 100 Kronen beschenkt. — Trotz solch' mannigfacher, umfassender Berufsgeschäfte und häufig wiederkehrender Dienstreisen fand der nie „feyernde“ Staatsmann, — ein seltenes Vorbild weiser Ausnützung der Zeit — Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten. Außer dem handschriftlichen Nachlasse sind zwei Werke von ungewöhnlicher Aus-

dehnung das Ergebniß vieljähriger Forschungen, langwieriger Correspondenzen und gründlicher Besuche der Archive, in denen der eifrige Sammler so manche Stunde seines Lebens verbrachte. Das erste große Werk ist die Geschichte des Fürstenthums Salzburg, dessen voller Titel lautet: „Metropolis Salisburgensis tomus primus, continens: primordia Christianae religionis per Bajariam et loca quaedam vicina, catalogum videlicet et ordinariam successionem Archi-Episcoporum Salisburgensium et co-episcoporum Frisigensium, Ratisponensium, Pataviensium et Brixinensium, — tomus secundus (et tertius) continens: fundamentiones et erectiones monasteriorum et ecclesiarum collegiatarum etc. per Bajariam ac loca quaedam vicina etc." Das um 1580 vollendete Buch, wozu inhaltlich der Widmungsworte an den erlauchten Herzog Wilhelm von Baiern die ältesten und gewichtigsten Documente der Kaiser, Fürsten und Stifte mit Hinweglassung aller fabelhaften Einstreuungen benützt sind, wurde 1582 bei Sartorius in Ingolstadt verlegt; es fand solchen Beifall, daß es schon nach Umfluß von zwei Jahren vergriffen war und ist jetzt sehr selten geworden. Der Verfasser hat das Buch äußerlich in 3 Theile geschieden. Im ersten wird die Entstehung, Ausbreitung uud Befestigung des Christenthums in Baiern und den Nachbargauen erzählt, woran sich ein Verzeichniß oder richtiger eine pragmatisch-geschichtliche Aufzählung aller Erzbischöfe von Salzburg, dann der Bischöfe von Freising, Regensburg, Passau und Brixen anreiht. Der 2. und 3. Theil berichtet über die Gründung und Errichtung von 122 Klöstern und Collegiatstiften (auch der Hochschule zu Ingolstadt) in Baiern und den Grenzländern mit Ausschluß der Dominikaner- und Franciskaner-Klöster. Die Darstellung ist bis 1580 geführt, Christ. Gewold (s. d.) hat das Werk bis 1620 fortgesetzt, theilweise berichtigt, vermehrt und namentlich durch Beigabe weiterer Urkunden fast um das Dreifache vergrößert. Von dieser im März 1620 veranstalteten Ausgabe ließ die Seidl'sche Verlagsbuchhandlung zu Regensburg 1719 eine neue Auflage drucken. Gelegentlich der Sammlung des Stoffes zur Metropolis entdeckte H. (nach seiner Angabe in derselben) 1575 auf dem wettergrauen Herzogsschlosse Prunn an der Altmühl unter verschiedenen Documenten eine kostbare Pergamenthandschrift aus der Zeit vom 13. ins 14. Jahrhundert, welche in Leder gebunden und mit hübschen Initialen geschmückt auf 168 Blättern in Quart der Nibelungen Noth und die Klage enthält. Dieses sehr werthvolle Manuscript kam in die herzogliche Büchersammlung und gehört nun zum Münchener Handschriftenschatz (woselbst es als Prunner Codex, Cod. germ. mon. 31.) aufbewahrt wird. Das zweite Werk ist das „Bayrisch Stammbuch". Aus der Vorrede „an die löblich Ritterschafft in Baiern" erfahren wir, daß der Verfasser „sich dieses weitläuffigen und mühsamen Wercks erst in seinem schwachen Alter, da er sich großer und wichtiger Geschäfft und Händl nimmer vermügt, und doch des Feyerns ungewohnt war, zu einer ehrlichen Kurzweil und dem geliebten Vatterlandt zu Ehren unterfangen habe", und daß sich die Arbeit, welche „aus mehr Ursachen nit gar so unnütz und vergebens zu achten, allein mit dem alten Thurnieradel, so man den hohen Adel nennet", beschäftigt, „denn die Namen des andern Adels zu beschreiben, wäre Weitläuffigkeit halber gar nicht zu bekommen, ja unmöglich gewesen, damit sol aber derselb mit nichten verkleinert sein". Bei Auswahl der zu beschreibenden Geschlechter hielt sich H. zunächst an den alten Turnierreim des Johann Holannd v. Eckhenfelden v. J. 1392, welcher die bairischen Turnirer in kurzen Versen besingt. H. erhielt die Dichtung von Wolf Dietrich v. Maxlrein, und hat sie nach der Vorrede abgedruckt. In dem ersten Bande des dreitheiligen Werkes spricht der Verfasser „von den abgestorbenen Fürsten, Pfalz-, March-, Landt- und Burggraven, Graven und Freyherrn, auch andern alten adelichen Thurniergeschlechtern des löblichen Fürstenthumbs in Bayern" — 128 an der Zahl; —

im zweiten „von den alten adelichen Geschlechtern, so die Thurnier besuchet und unter dieselben gerechnet werden, noch der Zeit im Leben.“ Der erste Band trat 1585 in Folio in Ingolstadt, später 1589 zu München, der zweite 1586 gleichfalls in Folio zu Ingolstadt ans Licht. Der dritte und größte Theil (welcher nur eine Fortsetzung des zweiten ist) und 514 adeliche Geschlechter beschreibt, findet sich handschriftlich in mehreren Bibliotheken; die früher wiederholt bestandene Absicht, denselben durch den Druck zu veröffentlichen, hat erst Archivdirector Freiherr v. Freyberg ausgeführt, indem er im 2. und 3. Hefte des dritten Bandes der historischen Schriften und Urkunden (Stuttgart und Tübingen 1830) den erwähnten Theil des Stammbuches nach der Abschrift des bairischen Archivars Libius mit dessen Zusätzen (aber auch mit dessen Schreibverstößen bei Eigennamen) veröffentlichte. Einzelnen nun selten gewordenen Exemplaren des Stammbuches sind auf 12 Blättern 178 Wappen bairischer Familien beigegeben. Der Verfasser berichtet in seiner treuherzigen Weise, daß er „guten Willen und Lust gehabt, etwas tapferes und gemeinnütziges als seiner Profession gemäs, zu schreiben,“ sohin eine wissenschaftliche, geschichtlich treue Genealogie zu liefern, weßhalb er sich auf gemeine Sag' und bloße Anzeig wenig verließ und die Arbeiten seiner Vorgänger — des Mathäus Marschalk v. Piperpach, des Lazius und Rixner, „davon nicht jedermann viel halten will“ nur mit Vorsicht aufnahm; dagegen forschte er allenthalben nach Originaldocumenten, die ihm bereitwillig vorgelegt wurden und deren er etliche tausend einsah; trotzdem sind ängstliche Familienrücksichten der Erfüllung jener Absicht bisweilen in den Weg getreten, denn der Verfasser bekennt freimüthig, daß „nachdem das Werk der löblichen Ritterschafft zu Bayern zu Ehren fürgenommen, seien hierin allein solche Dinge, was derselben zu Lob und Ehr' dienstlich angezogen, das widerwertig aber eintweders gar umbgangen oder mit solcher Bescheidenheit angeregt, daß sich dessen der Billigkeit nach niemand zu beschwären.“ Ungeachtet dieser allzu ängstlichen und behutsamen Behandlung des Stoffes hat das Werk, dem kein zweites ebenbürtig an die Seite getreten, nicht bloß großen Werth für die bairischen Edelgeschlechter, deren es 696 von ihrem geschichtlichen Ursprunge bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in alphabetischer Ordnung beschreibt, sondern es ist auch eine unvergleichliche Fundgrube für süddeutsche Sittenzustände gegen Ende des Mittelalters und während der Renaissance-Epoche. So erregt es beispielsweise Staunen, welche ungezählte Schaar bairischer Junker unter allen nur denkbaren Fahnen focht; namentlich waren es Maximilian I. und Karl V., denen sie gerne „in ehrlichen Zügen“ folgten, und dabei „manch' Stück Geld oder kostbares Geschmeide“ oft aber auch schlimmes Siechthum nach Hause brachten. Das Stammbuch schließt mit einem „kurzen Auszug etlicher bairischer historischer Observationen“, nach heutiger Sprechweise mit einem kleinen Staatswörterbuche, welches über die häufigsten hier einschlägigen Ausdrücke bündigen Aufschluß giebt. Gandershofer führt in seinen Nachträgen zu Kobolt's bairischem Gelehrten-Lexikon ein weiteres Druckwerk von H. an, welches unter dem Titel „Fürstlich pfälzische und bairische Genealogie nebst andern zur pfälzischen Geschichte gehörigen Sachen“ 1632 zu Augsburg in Folio erschienen sei, und nun zu den bibliographischen Seltenheiten gehöre. Da jedoch dieses Werk und die von Theophil Sincerus in seiner Notitia hist. crit. libr. vet. rarorum angegebene geographische und politische Beschreibung von Bayern und Genealogie der Herzoge in Bayern“ (s. a. et l.) weder in andern Lebensbeschreibungen Hund's aufgezählt sind, noch in der Münchener Universitäts- oder Staats-Bibliothek stehen, (welch' letzterer Hund's litterarischer Nachlaß einverleibt wurde), so dürften jene Angaben auf ein aus 347 Bl. bestehendes Hund'sches Manuscript zu beziehen sein, welches sich mit der Bezeichnung „chur- und fürstliche pfälzische und baye-

rische Genealogia" in der Münchner Handschriftensammlung (cod. germ. 2323) befindet. Eine hervorragende Stelle unter dem handschriftlichen Nachlasse behauptet indeß die sog. „Hundische Landtafel v. J. 1560". Diese Landtafeln sind amtlich gefertigte Matrikeln der baierischen adeligen Güter, welche nach älterem baierischem Staatsrechte den adeligen Eigenthümern das Recht der Standschaft, d. h. Sitz und Stimme auf der Ritterbank des Landtages verliehen. Inhaltlich des Titelblattes erwähnter Landtafel hat H. an der Spitze einer besonders eingesetzten Commission auf Befehl Herzogs Albrecht das Werk „anno 1560 für Hand genommen und darin die Schlösser, Hofmarken, Edelmannsitze und Sedlhöfe sammt derselben Inhaber benennet". Die mit Sorgfalt ausgeführte Arbeit verräth den gediegenen Kenner der heimischen Orts- und Adelskunde und wurde in der Kanzleiwelt allenthalben als ein mit besonderer Autorität ausgerüstetes Normalwerk angesehen, welches die Grundlage für alle späteren Bearbeitungen der Landtafel bildete. Die Hundische Landtafel ist aber außerdem mit mancherlei werthvollen Zuthaten versehen, welche sich in den vorhergehenden (die ältesten stammen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts) nicht finden; so sind in einer besonderen Spalte die früheren Gutsbesitzer, namentlich jene von 1508—1520, sowie die herzoglichen Beamten jeden Gerichtes (Pfleger, Kastner, Mauthner, Ungeltrer ꝛc.) aufgeführt, und haben wichtige Besitzstandänderungen, Erhebungen von Gütern zu Sitz und Sedl, Erwerbungen von Hofmarksrechten, Jurisdictionsverleihungen und ähnliches in derselben besondere Erwähnung gefunden. Sind zwar mit verändertem Staatsrechte die Landtafeln längst außer Gebrauch getreten, so erfreuen sich dieselben doch auch heute noch einer Bedeutung, weil sie vermöge ihres Inhaltes für die Verfassungsgeschichte, die historische Statistik und Genealogie Baierns eine ergiebige Quelle bieten. — Wie aus Hund's Selbstbiographie zu ersehen, war er dreimal verheirathet; das Erstemal (1544) mit Anna Kempterin, weiland Dr. Schwab's, fürstlichen Raths nachgelassener Wittib; mit ihrer Hülfe erkaufte er 1546 Schloß und Hofmark Sulzenmos und baute es großentheils neu auf; sie starb am St. Michels-Abend 1553 und H. nahm bereits am 23. Januar 1554 seine andre liebe Haußfrauen Anastasia, Wilhem von Frauenbergers Tochter, mit ihr „eroberte er eilff Kinder, am zweilfften ist sie ein Flügs oder Brands den 3. März 1569 ganz christlich und selig verstorben". Im folgenden Jahre schritt der nun 65jährige Mann zur dritten Ehe mit Ursula, Zimprechts von Pinzenau zu Kemnat jüngsten Tochter, „einer betagten ehrlichen Jungfrau so mir und meinen Kindern viel nützet als etwa eine junge." Um Laurenzi 1571 erkaufte er Schloß und Hofmark Lenting bei Ingolstadt, „ein abgeschleiffts baufelligs Gut", dann 1584 die Hofmark Steinach, nachdem er bereits bei seiner Berufung nach München im J. 1552 das Haus Nr. 61 an der vorderen Schwabinger-Gasse nebst Stallung und Garten, und kurz darauf die Rosenbusch'schen Besitzungen bei Sulzenmos um eine namhafte Summe erworben hatte und noch kurz vor seinem Tode brachte er das adelige Gut Finding (Oberfinnig, BA. Landsberg am Lech) an sich. So verband er mit seinen glänzenden Eigenschaften als Staatsmann und Schriftsteller auch die eines tüchtigen Hauswirthes, der mit Geschick und Umsicht seine liegende Habe rasch mehrte. Hund's Charakter war bieder und verläßig; von der Natur mit munterem Sinne bedacht, wußte er in allen Lagen des Lebens Gleichmuth zu bewahren. Einen Beleg hiefür liefern unter Anderem die launigen Knittelverse, welche er in das Exemplar des Iwein schrieb, den er las, als er sich 1541 bei einer Grenzbesichtigung den Fuß gebrochen hatte.

„Als man zehlt nach Christi gepurt
Der mindern Zall fünfhundert
Darzu ain und viertzig Jar
wurden aufgetragen gar

Die grenitz und ander streytt
Die sich hielten lange zeitt
Zwischen Aschaw u. Kuofstein
baÿden herrschaften allein.
Der Vertragsleut ich ainer wos,
mit nam Doctor Wigelas
Hund zu kaltenberg beiwont.
Mein roß mir da schier vbl lont,
Am giaid mit mir zu boden fiel
Das ain baÿn gar noch erspiel, (spaltete, brach)
alter Weiber glück da was,
Das ich in dreÿen Tagen genas;
Im bett ich zu Aschaw saß
Und Herrn Ibeÿn durchaus las."

H. war hochgeschätzt von seinem Fürsten, hochgeachtet von seinen Freunden und Amtsgenossen. Zu jenen zählte u. A. der gelehrte Kammerpräsident Hans Jakob Fugger, zu letzteren Professor Rotmar, welcher in seinen Annalen der Ingolstädter Akademie von ihm rühmt, er sei der scharfsinnigste unter den Rechtskundigen und unter den Rechtskundigen der erfahrenste gewesen. H. gehörte zu den Glücklichen, welche schon zu Lebzeiten volle Anerkennung ihrer Leistungen fanden, und denen die Nachwelt stets eine dankbare Erinnerung bewahrt hat; es beruht daher wol nur auf einem Uebersehen, daß der um den bairischen Staat und die bairische Geschichte so vielverdiente Mann keinen Platz in der bairischen Ruhmeshalle gefunden hat. Hund's ältester Sohn Albrecht (geb. am 25. Febr. 1555) diente in seiner Jugend dritthalb Jahre als Kammerjunge am Hofe des Herzogs von Lothringen zu Nancy und kehrte im Herbst 1578 mit guten Empfehlungen auf väterliches Verlangen in die Heimath zurück; dort wurde er zuerst in Landshut angestellt, dann als Regimentsrath in Straubing. In Straubing scheint er Seitens des Collegiums kein freundliches Entgegenkommen gefunden zu haben; denn er beschwert sich beim Herzog, daß er weder zur Sitzung zugelassen werde, noch in die gebührliche Pflicht genommen sei, welche Beschwerden der Herzog mit Decret vom 12. April 1589 abstellte. Im September 1594 wurde er dortselbst aus Gründen, welche die Acten nicht entnehmen lassen, in ein Duell mit dem Regimentsrathe Dr. Albrecht Everhard, aus angesehener Familie, verwickelt, tödtlich verwundet und starb nach wenigen Tagen an den erhaltenen Verletzungen ohne Hinterlassung männlicher Erben. Der zweite Sohn des H., nach seinem Vater benannt (Wiguleus V.) war gleichfalls Regimentsrath zu Straubing und starb dort. Mit dessen Urenkel erlosch (wie oben angeführt) die Linie des berühmten Hofrathspräsidenten und Genealogen.

Histor. Schriften und Urkunden von Freih. v. Freÿberg Bd. III. S. 182 (Hund's Selbstbiographie). Rotmarus, Annales Ingolst. academiae P. I. Oberbayer. Archiv Bd. V. 245. Bd. VII. 45. — J. Tob. Köhler, Nachr. vom Leben und den Schriften des Herrn W. Hund (1750). — Finauer, Biblioth. z. Gebr. d. bayer. Geschichte I, 195. — Stumpf, Bayerns polit. Geschichte in Ztschr. f. Bayern, Jahrg. 1817, Bd. II. S. 120. 137. 265 u. ff. — Münchner Gel. Anz. Bd. 26, S. 136—142. — Familien-Notizen.

Eisenhart.

Hundeiker: Johann Peter H., bewährter Pädagoge, geb. am 29. Nov. 1751, † 1836, war der Sohn eines Landkrämers in dem an der braunschweigischen Grenze liegenden Dorfe Gr.-Lafferde im damaligen Bisthum Hildesheim. Vom Vater dazu bestimmt dereinst dessen Geschäft zu übernehmen, mußte H., nachdem er in Braunschweig und dann in Peine Elementarunterricht genossen, nach seiner Confirmation in dasselbe als Lehrling eintreten. Schon früh Lust zum Lehrerfache in sich fühlend, benutzte er seine wenigen Mußestunden dazu

einigen Bauernknaben seines Wohnorts Lesen zu lehren, was über Erwarten gelang. Durch den Ortsprediger und seinen alten Lehrer unterstützt, machte er sich während seiner Lehrzeit mit den besten pädagogischen Schriften bekannt und versuchte an einem kleinen Mädchen von vier Jahren seine Fähigkeit als Erzieher und Lehrer. Zu dieser Zeit erfand H. auch bereits den Lesekasten, welcher später vielfach verbessert und benutzt ist. Bedeutenden Einfluß auf seinen späteren Beruf hatte die Bekanntschaft mit dem Leibmedicus Dr. Wagler in Braunschweig, der ihn mit den ausgezeichnetsten Pädagogen jener Zeit, mit Basedow, Wolke, v. Rochow, Campe u. a. m. in Verbindung brachte. Als sein Vater im J. 1775 gestorben war, übernahm H. das väterliche Geschäft und lehnte aus Liebe zu seiner Mutter einen an ihn von Basedow und Wolke ergangenen Ruf an das Philanthropin zu Dessau ab, errichtete aber sofort in seinem Hause nach Basedow'schen Grundsätzen eine Erziehungsanstalt, welche bald Ruf erhielt, besonders nachdem durch seine Verheirathung mit der Tochter eines Predigers der Anstalt eine liebevolle, besorgte Pflegerin zugeführt war. Nebenbei übernahm H. vier Jahre hindurch unentgeltlich den Unterricht in der Dorfschule, welche unter seiner Mitwirkung und Leitung sich bedeutend hob, wie denn Lafferde ihm außerdem manche vortreffliche Einrichtung zu verdanken hat. Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Held im siebenjährigen Kriege, besuchte von seinem nahe gelegenen Sommeraufenthalte in Vechelde aus häufig die Anstalt und verkehrte mit H. in wohlwollendster Weise. Zwei um diese Zeit von diesem herausgegebene Schriften „Häusliche Gottesverehrungen" und die „Privatfibel" fanden allgemeinen Beifall. Um sich ganz dem Erziehungssache widmen zu können, legte er sein Handlungsgeschäft nieder. Söhne der ersten Familien Braunschweigs und Hildesheims, aber auch Zöglinge aus anderen deutschen Ländern, aus Frankreich, England, Schottland, Schweden, Spanien und Portugal, aus Nordamerika wurden ihm zugeführt und die Zahl derselben stieg von Jahr zu Jahr. Der bedeutende Erfolg lenkte auch die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig auf sich, welcher die Anstalt durch eigenen Augenschein kennen lernte. Um dieselbe für sein Land zu gewinnen überließ der Herzog an H. das zwei Stunden von Braunschweig entfernt liegende, aus der Erbschaft des Herzogs Ferdinand stammende, jetzt nicht mehr vorhandene Lustschloß Vechelde mit dem dazu gehörenden großen Garten und Gehölze, nebst freiem Holze unentgeltlich, so lange das Institut bestehen würde. Mit schwerem Herzen verließ H. den geliebten Geburtsort, aber die ihm in Vechelde gebotenen Vortheile waren zu groß, um sie von der Hand zu weisen. Wenige Tage nach seinem, am 29. October 1804 erfolgten Einzuge in das neue Lokal erhielt H. in ehrenvollster Anerkennung vom Herzoge die Ernennung zum Edukationsrath. Der am 10. November 1806 erfolgte Tod seines fürstlichen Gönners und die darauf folgende westfälische Regierungsperiode riefen auch für das Institut schwere Tage hervor. Als die westfälische Regierung mit der Absicht umging, das Schloß zu Vechelde zu verkaufen und H. dadurch die Existenz seiner Anstalt gefährdet sah, erstand er dasselbe als Eigenthum. Durch die Kriegszeiten verminderte sich die Zahl der Zöglinge beträchtlich, namentlich blieben die Ausländer aus und als nach der Rückkehr der braunschweigischen Regierung diese nach dem Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm den Kauf anfocht und wegen Rückgabe der Besitzung gegen H. einen Prozeß anstrengte, entschloß dieser sich, demselben sich durch einen Vergleich zu entziehen. Er übergab Vechelde der braunschweigischen Regierung gegen eine auf die Dauer seines Lebens festgesetzte jährliche Entschädigungssumme, löste, fast 70 Jahre alt, mit October 1819 seine Erziehungsanstalt, nachdem sie 15 Jahre in Vechelde bestanden, auf und begab sich nach Friedstein bei Dresden, wo eine seiner Töchter verheirathet war. Hier beschäftigte er sich mit

schriftstellerischen Arbeiten religiösen Inhalts, feierte im Juli 1833 seine goldene Hochzeit, erhielt an seinem 80. Geburtstage von der Universität Jena das Diplom eines Doctors der Philosophie und starb, 85 Jahre alt, am 2. Februar 1836.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 14. Jahrg., 1838. — F. G. Becker, Die Erziehungsanstalt in Vechelde. Gotha 1806, 8°.

Sein ältester Sohn Elias Gerhard Julius H., geb. am 17. September 1784 zu Gr.-Lafferde, studirte von 1802—5 Theologie in Helmstedt, war dann an seines Vaters Anstalt Lehrer der neueren Sprachen, der Geschichte und der Aesthetik, wurde im J. 1809 Pastor, Diaconus zu Schöningen, dann 1814 Pastor zu Scheppau und Rothenkamp, im J. 1820 zu Apelnstedt und Volzum und 1831 zu Hötensleben im Preußischen, Prov. Sachsen, wo er am 24. Februar 1854 gestorben ist. Er war Verfasser mehrerer ihrer Zeit gern gelesener Romane, von denen wir nennen „Henning Braband oder die Schrecken der Bürgermeisterherrschaft in Braunschweig“, 1824. — „Alexander v. Oberg“, 2 Thle. 1825. — „Friedrich Ulrich von Braunschweig“, 1825. — „Die Guelphenbraut“, 1827. — „Erich Stenbock und seine Freunde“, 1828. — Auch war er Mitarbeiter an dem Jahrbuche Theodulia. — Gedichte von ihm finden sich in: Vater's Jahrbuch der häuslichen Andacht und in J. P. Hundeiker's Festbuche.

Der zweite Sohn Wilhelm Theodor H., geb. zu Gr.-Lafferde im J. 1785, trat im J. 1809 ebenfalls als Lehrer bei dem Institute des Vaters ein und ging nach Auflösung desselben im J. 1819 als Director der höheren Gewerbe- und Handlungsschule nach Magdeburg und im J. 1822 in gleicher Eigenschaft an die Handelsschule in Bremen, wo er als Professor und Doctor der Philosophie am 21. Februar 1828 mit Tode abging. F. Spehr.

Hundeshagen: Johann Christian H., Dr. phil., Forstmann, geb. am 10. August 1783 zu Hanau, † am 10. Februar 1834 zu Gießen, gehört mit zu den glänzendsten Namen, welche die Geschichte der Forstwissenschaft aufzuweisen hat. Ein scharfsinniger, nicht nur forsttechnisch, sondern auch naturwissenschaftlich und cameralistisch fein gebildeter Kopf, productiv und genial angelegt, als Lehrer anregend und befruchtend wirkend, geistvoller Autor, erreichte er zu Lebzeiten wol nur deshalb geringere Erfolge, als z. B. Georg Ludwig Hartig, Heinrich v. Cotta und andere Koryphäen, weil er in kleineren Staaten wirkte, mit der Außenwelt verhältnißmäßig in wenig Berührung trat und, mit körperlichen Leiden behaftet, zu einer Reizbarkeit des Gemüthes neigte, welche seine dominirenden geistigen Eigenschaften verdunkelte und ihn in manchen litterarischen Streit verwickelte. Geboren als vierter Sohn des Hessen-Cassel'schen Geheimen Regierungsrathes Johann Balthasar H., erhielt er seine erste Ausbildung im Elternhause, wo ein ernster, wissenschaftlicher Sinn herrschte, durch Privatlehrer. Hierauf besuchte er bis zu seinem 17. Lebensjahr das reformirte Gymnasium seiner Geburtsstadt. Schon frühzeitig entwickelte sich in dem reich begabten und lernbegierigen Knaben eine hervorragende Neigung zur Naturwissenschaft und zu deren Anwendung auf das praktische Leben. Ursprünglich wollte er, zur Befriedigung dieses Dranges, Medicin studiren, doch gab er diesen Plan nach absolvirter Maturitätsprüfung auf und wendete sich dem Forstfache zu. Die Eltern waren zwar von der Wahl dieses Berufes nicht besonders erbaut, da einem Bürgerlichen im damaligen Jägerthum keine glänzende Laufbahn in Aussicht stand, allein sie legten doch der Neigung des Sohnes kein Hinderniß in den Weg. Von 1800—2 finden wir ihn beim Oberförster Koch zu Sterbfritz (bei Schlüchtern) in der damaligen Grafschaft Hanau in der forstlichen Lehre. Die Wahl des Lehrherrn hätte nicht besser getroffen werden können, denn Koch war nicht nur ein gewiegter Praktiker von unermüdlicher Thätigkeit, sondern auch der Theorie

des Forstwesens nicht fremd und dazu ein trefflicher Charakter. Durch den Aufenthalt in Sterbfritz im praktischen Forstwesen bestens vorbereitet, besuchte er 1802—4 zuerst die Forstlehranstalt zu Waldau bei Cassel und hierauf noch kurze Zeit (½ Jahr lang) das Hartig'sche Forstinstitut zu Dillenburg. Die vorwiegend praktische Richtung dieser beiden Anstalten befriedigte ihn wol nicht ganz; hierzu gesellte sich das Bedürfniß, seine Kenntnisse über den damals noch bescheidenen Kreis der forstlichen Wissenschaft hinaus auszudehnen. Er bezog daher 1804 die Universität Heidelberg, um bis 1806 noch naturwissenschaftliche und cameralistische Studien folgen zu lassen. Mit Vorliebe beschäftigte er sich hier mit allgemeiner Physiologie, Mineralogie und Chemie, wodurch er in nähere Berührung zu den Professoren Suckow (einem zweiten Blumenbach) und Posselt trat. Seinem Studium überall mit ungewöhnlichem Eifer hingegeben, konnte es nicht fehlen, daß er nach seiner Zurückkunft aus Heidelberg in Cassel vor der kurfürstlichen Kammer — als erster Examinand dieser Behörde — eine glänzende Prüfung ablegte. Nachdem er sich hierauf noch einige Zeit in Göttingen aufgehalten und hier einige für sein späteres Leben einflußreiche Bekanntschaften gemacht hatte, trat er zu Ende des J. 1806 in kurhessische Dienste und zwar bis 1808 als Forstamtsaccessist bei dem Forst- und Salinenamt zu Allendorf an der Werra und als Revierförster im Meisnerdistrikt. Hier fertigte er u. A., seinem Drange zu naturwissenschaftlichen Arbeiten folgend, ausgezeichnet schöne Reliefs des dortigen Gebirges aus Gyps, geognostische Karten und eine geognostische Beschreibung des Meisner, welche v. Leonhard später in sein Taschenbuch aufnahm. Inzwischen war Kurhessen dem neuen Königreich Westfalen einverleibt worden. Unter der neuen Regierung rückte er 1808 zum Oberförster in Friedewald bei Hersfeld auf, bald darauf (1809) begründete er sich durch Verheirathung einen eigenen häuslichen Heerd. Da sich hier seine Amtsgeschäfte häuften, indem er zugleich Mitglied der forstlichen Prüfungscommission zu Marburg, unter dem Vorsitze des bekannten Oberforstmeisters v. Wildungen, wurde und außerdem wegen seiner vorzüglichen Befähigung zu verschiedenen Malen Special-Kommissionen übertragen erhielt, blieb ihm nur wenig Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten. Doch reifte schon hier die erste Idee zu der später von ihm bearbeiteten Taxationsmethode, auch erwarb er sich in dieser Stellung die Kenntnisse im landwirthschaftlichen Gewerbe, welche er in seinen späteren staatsökonomischen Schriften an den Tag gelegt und weiter verarbeitet hat. Eine Zeit lang konnte ein der Wissenschaft so innig ergebener Mann, wie H., in der damals bescheidenen Stellung eines Revierverwalters, bei geringem Einkommen, wol ausharren. Als aber Jahre verflossen, ohne eine materielle Aufbesserung seiner Lage zu bringen und die Aussicht auf Beförderung im Dienste, bez. Anerkennung seiner riesigen Arbeitskraft, welche man doch so sehr ausnutzte, mehr und mehr schwand, hielten die Sorge um die äußere Existenz und hiermit eine erklärliche Mißstimmung ihren Einzug in das Försterhaus. Seine Familie hatte sich inzwischen vermehrt. Krieg und Theuerung lasteten schwer auf der ganzen Bevölkerung. Nur durch eine gesteigerte Privatthätigkeit neben seinen vielfachen Amtsgeschäften konnte H. die Bedürfnisse seines Haushalts befriedigen. Diese aufreibende Lebensweise legte aber den Grund zu einer mit den Jahren immer mehr zunehmenden Hypochondrie und Reizbarkeit seines ganzen Wesens, wodurch er sich und Anderen oft schwere Stunden bereitete. In diese Periode seiner Amtirung fällt die erste, auf Veranlassung des seit 1814 wieder in Kraft getretenen hessischen Gouvernements verfaßte Schrift „Anleitung zum Entwerfen von Bauholzanschlägen und zur zweckmäßigsten Aufarbeitung, Verwendung und Ersparung des Holzes, besonders des Eichenholzes, für Forstmänner bearbeitet“ (1817, 2. Ausgabe 1818). Kurze Zeit darauf öffnete sich ihm der Weg zum Lehrstuhl. In Tübingen war 1817

eine staatswirthschaftliche Facultät errichtet worden. H. wurde, auf Vorschlag des Oberfinanzrathes v. Nördlinger, eines seiner ehemaligen Göttinger Studienfreunde, 1818 als ordentlicher Professor auf den neu gegründeten Lehrstuhl der Forstwissenschaft berufen. Hiermit trat ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben ein. Mit voller Hingabe warf er sich auf seinen neuen Beruf, welcher seiner ganzen Anlage, seinen Kenntnissen und Fähigkeiten so sehr entsprechen mußte und die noch schlummernden Gedankenfunken des Mannes zu lebhaftem Feuer anzufachen so geeignet erschien. Er eröffnete sein neues Amt mit einer in Form eines akademischen Leitfadens gehaltenen „Methodologie und Grundriß der Forstwissenschaft" (1819), welche gleichsam den Plan, nach dem der Verfasser die Forstwissenschaft in Tübingen vorzutragen beabsichtigte, enthält und von der streng logischen Denkweise, sowie von dem Talente des jungen Gelehrten, einen reichhaltigen Stoff scharf und treffend zu gliedern, ein sprechendes Zeugniß ablegt. Es folgten zwei weitere kleine Schriften von mehr staatswirthschaftlichem Gepräge „Prüfung der Cotta'schen Baumfeldwirthschaft, nach Theorie und Erfahrung" (1820) und „Ueber die Hackwaldwirthschaft überhaupt und ihre Einführung in Württemberg insbesondere" (1821). Endlich entstammt der Tübinger Periode noch der erste Band desjenigen Werkes, welches den schriftstellerischen Ruhm Hundeshagen's hauptsächlich und dauernd begründete: „Encyklopädie der Forstwissenschaft, systematisch abgefaßt, 1. Abtheilung, auch u. d. T. Forstliche Produktionslehre" (1821; spätere Auflagen dieses hervorragenden Werks datiren aus den J. 1828, 1835 und 1842; die beiden letzten sind von Dr. J. L. Klauprecht, welcher in sehr intimen Beziehungen zu H. stand, herausgegeben worden). Eine von so wissenschaftlichem Geiste getragene, mit den vielen Zweigen der Naturwissenschaft in so enger Verbindung stehende und sowol nach Inhalt, bez. Umfang wie Form so richtig bemessene Forstencyklopädie existirte damals noch nicht, war aber gerade für Studirende an einer Universität ein dringendes Bedürfniß. Kein Wunder, daß diese Schrift in den sachverständigen Kreisen großes Aufsehen erregte und den Neid der Kritiker vielfach herausforderte. Durch die geistige Anstrengung, bez. die hierdurch bedingte sitzende Lebensweise in Tübingen hatten sich aber bei H., welcher früher an starke Bewegung im Freien gewöhnt war, die Anfänge eines Unterleibsleidens gebildet, wodurch sich seine Nervosität nur steigerte. Die Rückkehr zu einer ihn auch praktisch beschäftigenden Stellung erschien ihm daher wünschenswerth, so glücklich im Ganzen auch seine Situation in Tübingen war. Von dieser Rücksicht geleitet und wol auch durch die Liebe zu seiner angestammten Heimath bestimmt, folgte er 1821 einem an ihn unter höchst ehrenvollen Bedingungen ergangenen Rufe nach Fulda als Forstmeister und Director der dortigen Forstlehranstalt (Gwinner gibt irrthümlich Hersfeld an). Hier erschien die zweite Abtheilung seiner Encyklopädie u. d. T. „Forstliche Gewerbslehre" (1822, drei spätere Auflagen stammen aus den J. 1828, 1837 und 1843; auch hier wurde die dritte und vierte Auflage von Dr. Klauprecht besorgt), welche die Erwartungen, die man an den Verfasser zu stellen berechtigt war, vollkommen erfüllte und eine Menge neuer Gesichtspunkte eröffnete. Auch in Fulda fand aber der unstäte Mann nicht die angenehmen Dienstverhältnisse vor, auf welche er sich Aussicht gemacht hatte. Schon nach wenig Jahren griff er, als sich ihm die Gelegenheit hierzu bot, auf's Neue zum Wanderstab. Die großherzoglich hessische Regierung ging nämlich damals mit der Absicht um, eine Forstlehranstalt in Verbindung mit der Universität Gießen zu errichten. H. wurde zum ordentlichen Professor der Forstwissenschaft und Director dieser Zukunftsanstalt ausersehen. Er nahm an und siedelte im Vorsommer 1824 mit dem Prädikate eines Oberforstraths nach Gießen über, einzig in der Hoffnung auf eine angenehmere dienstliche Stellung. Leider sollte sich diese Hoff-

nung in keiner Weise erfüllen! Die Gründung des Forstinstituts verzögerte sich bis zum 24. März 1825. Die Frequenz der jungen Anstalt beschränkte sich in den ersten Semestern auf nur wenige Zuhörer. Dazu kam, daß H. schon bald sowol mit Karl Heyer, welcher neben ihm (1825) als zweiter Lehrer der Forstwissenschaft, vorzugsweise für die praktischen Fächer, berufen worden war, als mit der Oberforstbehörde in Darmstadt in allerlei Dissidien gerieth. Alle diese Umstände in Verbindung mit seinem immer empfindlicher auftretenden körperlichen Leiden brachten ihn allmählich zu dem Entschlusse, um seine Enthebung von der Direction der Forstlehranstalt einzukommen. Dieselbe erfolgte am 14. Juni 1831. Gleichzeitig wurde die bisher nur local mit der Hochschule vereinigte Forstlehranstalt als solche aufgehoben und der forstliche Unterricht dem Universitätsunterricht vollständig incorporirt, ein Verhältniß, welches sich trefflich bewährt hat und noch heute besteht. H. beschränkte sich von da ab auf seine durch landesherrliches Dekret auf die gesammte Staatswirthschaft ausgedehnte akademische Professur. Von Menschen zurückgezogen, lebte er fast nur der Wissenschaft. Seine schriftstellerische Thätigkeit erreichte in Gießen ihren Höhepunkt. Es erschienen: „Die Forstabschätzung auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen, nebst einer Charakteristik und Vergleichung aller bisher bestandenen Forsttaxationsmethoden" (1826; 2. Aufl. 1848 von Klauprecht); „Lehrbuch der land- und forstwirthschaftlichen Naturkunde", 1. Abtheilung Encyklopädie der Naturkunde (1827); 2. Abtheilung Die Anatomie, der Chemismus und die Physiologie der Pflanzen (1829); 3. Abtheilung Die Bodenkunde in land- und forstwirthschaftlicher Beziehung (1830): „Die Waldweide und Waldstreu in ihrer ganzen Bedeutung für Forst-, Landwirthschaft und Nationalwohlfahrt" (1830); „Lehrbuch der Forstpolizei" (1831 als 3. Abtheilung seiner Encyklopädie, neu aufgelegt in den J. 18 . ., 1840 und 1859); „Die Staatskräfte des Großherzogthums Hessen" (1833). Außerdem gab H. auch Zeitschriften heraus: „Beiträge zur gesammten Forstwissenschaft" (7 Hefte in 3 Bänden 1824—33); „Forstliche Berichte und Miscellen" (2 Hefte, 1830 und 1832) und „Zeitbedürfnisse in politischer, administrativer und gewerblicher Beziehung oder staatswissenschaftliche Beiträge" (1 Heft 1832). — Schon seit 1830 konnte H. wegen zunehmender Kränklichkeit und hierdurch gestiegener Reizbarkeit seine Vorlesungen nicht mehr regelmäßig abhalten. Das Frühjahr 1833 warf ihn vollends auf das Krankenlager. Nach neunmonatlichen schweren Leiden verschied er im 51. Lebensjahre an den Folgen einer Leberverhärtung. In dem Berichte, welchen die Universität über sein Ableben erstattete, heißt es: „Der Verlust eines Mannes von so gründlicher Gelehrsamkeit und von so großem und verdientem Rufe ist für die Akademie ein sehr empfindlicher."

Es erübrigt noch, Einiges über die geistigen Errungenschaften durch H., namentlich aus der Gießener Periode, und über dessen Lehrthätigkeit zu sagen. Das Bild, welches Ratzeburg hierüber und über H. überhaupt entwirft, ist einseitig (blos vom Standpunkte des Naturforschers aus) und überdies durch eine unverkennbare Hinneigung zu Pfeil, wol dem größten Antipoden meines berühmten Vorgängers im hiesigen Lehramt, getrübt. Dagegen hat meines Erachtens Bernhardt eine treffende Schilderung des Verewigten geliefert. In H. repräsentirt sich uns einer jener echten Gelehrten, welche die Wissenschaft als Selbstzweck auffassen. Den einsam auf der Höhe stehenden Forstprofessor verstanden nur wenige Fachgenossen. Der großen Menge der Praktiker blieb er mehr fremd, weil er in anderer Sprache, als der gewohnten, redete und nicht zu ihnen herabstieg. Sein Heiligthum war noch dazu mehr das Studirzimmer als der Wald. Das Reisen war nicht seine Sache, und dem forstlichen Vereinswesen gegenüber blieb er stets ein Fremdling. Die Beurtheilung seiner naturwissen-

schaftlichen Schriften — nach dem Maßstabe der damaligen Zeit — ist nicht meine Sache. Selbstverständlich ist ihr Inhalt jetzt veraltet (H. stand noch auf dem Boden der alten Humustheorie); anregend haben sie aber gewiß gewirkt (s. Ratzeburg). In seinen forstlichen Werken verarbeitete er weniger sogenannte praktische Erfahrungen, obschon er, in Folge seiner früheren praktischen Thätigkeit, im Walde sehr wohl zu Hause war und namentlich die Laubholzwirthschaft im westlichen und südlichen Deutschland gründlich kannte, was selbst Pfeil eingesteht, als vielmehr speculative Ideen, die er aber auch durch Versuche (s. später) in die Praxis überzuführen suchte. Durch und durch Systematiker, baute er in allen seinen Schriften insbesondere das System der Forstwissenschaft aus und „fügte eine Reihe neuer wissenschaftlicher Aufgaben in die Tagesordnung der Forstwissenschaft ein" (Bernhardt). Seine Begabung für die wissenschaftliche Vertiefung in einen Gegenstand und Verfolgung einzelner Ideen zeigt sich am deutlichsten in seiner Forstabschätzung. Pfeil sagt hiervon: „Dieses Buch macht Anspruch darauf, die Forstabschätzung zuerst vernunftgemäß zu ergründen. . . . Es verdient unsere ganze Aufmerksamkeit und zwar um so mehr, als der Verfasser gewohnt ist, seinen Gegenstand scharf in das Auge zu fassen" (Krit. Bl. IV. 1. 1828, S. 1 u. f.). Obschon der grundlegende Gedanke dieser Methode dem fürstlich Lippe'schen Oberförster Johann Christian Paulsen zu Schieder, später zu Biesterfeld (geb. am 15. November 1748, † am 10. Januar 1825) zukommt, so bildete doch erst H. die Methode des sogenannten Nutzungsprocentes aus und gab ihr den Beinamen „rationelle". Das Wesen dieser Formelmethode zum Zwecke der Ermittelung des nachhaltigen Etats eines Forstes ergibt sich aus dem Verhältniß nv (Normalvorrath, d. h. Summen aller Massenglieder in einem normalen Walde) : ne (Normaletat oder Normalzuwachs, d. h. letztes Glied der Massenreihe) = wv (wirklicher Vorrath) : we (wirklicher Etat). Der Ausdruck $\frac{ne}{nv}$ ist das Nutzungsprocent. Durch Multiplikation desselben mit dem concreten Vorrathe eines Waldes ergibt sich die jährlich nutzbare Holzmasse. Dieses Verfahren, durch seine Einfachheit bestechend, hat eifrige Anhänger, zumal in Süddeutschland, gefunden, aber auch heftige Gegner. Daß es nie eigentliches Gemeingut der Praxis geworden, liegt in inneren Gründen, deren Darlegung hier zu weit führen würde.

H. ist ferner — hierin liegt wol seine Hauptbedeutung — Schöpfer der sogenannten „Forstlichen Statik", welche er der landwirthschaftlichen nachgebildet hatte. Er führte diese Disciplin 1826 als „Lehre von der Meßkunst der forstlichen Kräfte und Erfolge" in das forstwissenschaftliche System ein und war unabläßig bemüht dieselbe weiter auszubilden. Er hatte mit seinem scharf und weit sehenden Blick zuerst erkannt, daß die bloße Beobachtung und Erfahrung im Walde, wie sie sich gerade zufällig biete, nicht mehr genüge, sondern daß die forstliche Theorie vielmehr durch exacte Versuche, durch das Experiment begründet und gestützt werden müsse. Seine Beiträge, forstlichen Berichte und Miscellen enthalten werthvolle forststatistische Untersuchungen (über den Holzertrag der verschiedenen Betriebsarten, den Einfluß der Waldstreunutzung auf den Holzertrag der Forste, den Einfluß der Bodenkraft auf den forstlichen Ertrag der Wälder &c.). Im Wintersemester 1827/28 hielt er in Gießen die ersten öffentlichen Vorlesungen über Forststatik. 1828 veröffentlichte er dieselben ausführlicher als einen Abschnitt seiner Gewerbslehre. Er handelte hierunter die Lehre von den Holzzuwachsgesetzen, den forstlichen Roherträgen, dem Produktionsaufwande und dem Reinertrage ab. Von seinen späteren Schriften enthält hauptsächlich „Die Waldweide und Waldstreu" reiches historisch-statistisches Material als Grundlage für statische Berechnungen. H. ist hiernach der eigentliche Vorläufer

des erst seit einigen Jahren in's Leben getretenen staatlichen Forstversuchswesens. Wenn auch natürlich das Material, welches H. zu bieten im Stande war, durch die neueren Arbeiten wegen Vervollkommnung der Untersuchungsmethoden und reicherer Hülfsmittel inzwischen längst überholt worden ist, so werden doch die in seinen Schriften niedergelegten Grundanschauungen und Gedankenblitze dem Forscher noch auf Jahre hinaus vielfältige Anregung geben.

Was endlich Hundeshagen's Lehrgabe betrifft, so habe ich seine Zuhörer nur mit der größten Anerkennung hiervon reden hören. Auch hier zeigte sich zwar von jeher das diesem Manne so eigenthümliche reizbare Wesen, in den letzten Jahren bis zu einer Derbheit ausartend, welche heutzutage Akademikern gegenüber kaum noch möglich sein würde. Seine Zuhörer hingen aber doch mit größter Verehrung an ihm, weil sie in dem „kranken“ Manne das „lebendige“ Feuer, den blendenden Geist zu schätzen wußten, welcher auf sie überströmte und mit fortriß, wenn sie seinen Vorträgen lauschten. Sein ganzes Leben war ein schwerer Kampf, ein mühsames Ringen um die höchsten Güter des Lebens. Er hat uns Forstwirthen ein reiches Vermächtniß, ein Pfund zum Wuchern hinterlassen. Er hat eine wissenschaftliche Schule gegründet, welche den Ruhm der kleinen Hochschule Gießen über weite Lande verbreitete. Wer wollte da nicht gerne die kleinen Schwächen übersehen, welche ihm als Mensch anklebten? Ueber das Grab hinaus darf keine Fehde reichen!

Gwinner, Forstl. Mittheilungen, 1. Bd. 2. Heft 1836, S. 3. Scriba, Biograph. Lexikon, I. S. 157 und II. S. 346. Nouvelle Biographie générale, XXV. S. 550. Monatschrift für das Württembergische Forstwesen, VII. 1856 S. 120. Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 581. Fr. v. Löffelholz-Colberg, Chrestomathie, I. S. 163, Bem. 156, II. S. 351, 372, Bem. 305b, III. 1. S. 676, Bem. 749c, IV. S. 139 und V. 1. S. 37. G. v. Schwarzer, Biograph., S. 16 (enthält mehrfach unrichtige Angaben). Ratzeburg, Schriftstellerlexikon, S. 265. Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums &c., II. S. 319 (Biographie), 358, 366; III. S. 273, 285, 297, 298, 321 u. 399. Heß, Ueber die Organisation des forstl. Unterrichts an der Universität Gießen, 1877, S. 5 u. f. Heß.

Hundeshagen: Karl Bernhard H., geb. am 30. Januar 1810 in dem kurhessischen, damals königlich westfälischen Dorfe Friedewald bei Hersfeld, † am 2. Juni 1872 in Bonn, hervorragender Theologe, war der älteste Sohn des bedeutenden Forstmanns Johann Christian H. (s. o.). Reich begabt, als vorzüglicher Schüler in allen Anstalten bekannt, immatrikulirte er mit tüchtigen Schulkenntnissen ausgerüstet 16 Jahre alt in Gießen, studirte zuerst Philologie, wurde aber durch einen eigenthümlichen Geistestrieb zur heiligen Schrift hingezogen und blieb dann Theologe. Von seinem ehrenhaften Vater hatte er den Unabhängigkeitssinn, das lebendige Interesse für das Allgemeine, das sehr entschiedene Urtheil in vaterländischen Dingen geerbt, diesen Anschauungen ist er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben, mächtig wirkte die Begeisterung der Freiheitskriege in ihm nach; in der Studentenschaft hoch angesehen wegen seines idealen Sinnes, seiner Rednergabe, die durch eine imponirende Gestalt sehr unterstützt war, wie wegen seiner geselligen Talente wurde er als Sprecher der Burschenschaft bei ihrer Auflösung in Gießen (28. Juni 1828) relegirt, April 1829 aber begnadigt. Er ging nach Halle, wo Ullmann und Thilo bedeutenden Einfluß auf seine Studien ausübten, seine Begabung für historische Theologie sich entschieden zeigte. Schwere Schicksale hatten unterdessen die Familie getroffen und auf den Lebensweg des gemüths- und pietätsvollen Jünglings tiefe Schatten geworfen; die heißgeliebte Mutter war früh gestorben, der Vater erkrankte an einem Gemüthsleiden; er war sein treuer Pfleger, verzichtete ihm zu Liebe in Berlin Schleier-

macher zu hören; umgekehrt war aber auch der Sohn seines Vaters Stolz und Trost, wie auch die Geschwister gewohnt waren in ihm ihre Stütze zu sehen. Der Ernst des Lebens, den er so früh erfuhr, blieb nicht ohne Einwirkung auf sein religiöses Leben, ein gesundes ächt evangelisches Christenthum, ein fester Glaube blieb die Grundrichtung seines Wesens, die sich auch in seinen wissenschaftlichen Leistungen kund gab. Im Herbst 1831 habilitirte er sich in Gießen als Docent der philosophischen Fakultät durch eine Dissertation über Agobard von Lyon, las kirchengeschichtliche und exegetische Collegien, auch über christliche Alterthümer, 1833 wurde er Licentiat der Theologie durch die Abhandlung über die mystische Theologie des Johann Charlier v. Gerson (s. Zeitschrift für historische Theologie, 1834). Ein weites, fruchtbringendes Feld für seine in akademischen Kreisen schon anerkannte Lehrthätigkeit öffnete sich ihm durch seine Anstellung als außerordentlicher theologischer Professor an der neu errichteten Universität Bern (October 1834). Im Umgang mit gleichgesinnten Collegen und Freunden (Schneckenburger, Wyß, Baggesen, Gelpke, Güder, Trechsel) in freier ungehinderter Bewegung in der Wissenschaft, entrückt den politischen Verfolgungen in der Heimath, im vollen Drange eines anregenden gesegneten Wirkens brachte er dort die 13 glücklichsten Jahre seines Lebens zu bis 1847. Seine Schwester Charlotte, welcher sich nach dem Tode der zweiten Mutter die jüngere Halbschwester Emilie angeschlossen hatte, schuf dem Ehelosen ein behagliches Heim. Seine Naturanlage, eine lebendige Durchdringung von gesundem Idealismus und kräftigem Realismus, getragen von wahrhaft evangelischer Frömmigkeit, fand in der engen Verbindung von politischem und kirchlichem Wesen, wie sie die damals aristokratisch regierte Republik darbot, ihren naturgemäßen Boden; der reformirten Confession von Geburt angehörig, war ihm die neue Heimath sympathisch; einer vornehm sich abschließenden theoretischen Wissenschaftlichkeit stets abgeneigt, hatte er 1836 in die berner Geistlichkeit (Ministerium) sich aufnehmen lassen; den Eifer, mit welchem der geschätzte Gelehrte an Pfarrconferenzen 2c. Theil nahm, lohnte sie mit wiederholten Vertrauenszeichen und berief ihn 1838, 1841 und 1844 in die Generalsynode; unter diesen Verhältnissen bildete sich damals seine Grundanschauung vom Christenthum als Leben, nicht als Lehre, alle seine Schriften sind von diesem Gesichtspunkt durchdrungen. Die reichen Archive boten erwünschten Stoff für gründliche historische Studien, die in zwei Schriften „Epistolae aliquot ineditae Mt. Buceri, J. Calvini, Th. Bezae aliorumque ad historiam ecclesiae Magnae Britanniae pertinentes“ (Bern 1840, Progr.) und „Das Parteiwesen in der bernischen Landeskirche von 1532 bis 1558“ (Bern 1841), nachher erweitert erschienen als: „Die Conflicte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der bernischen Landeskirche von 1532—1558“ (ib. 1842), an die Oeffentlichkeit traten; sie zeigen, daß die Reformationsgeschichte das bevorzugte Feld seiner Forschung war, bahnbrechend hat er für eine richtige Erkenntniß der schweizerischen Reformationsgeschichte, besonders des Zwinglianismus gewirkt; noch zweimal ist er in seinen Studien auf Zwingli zurückgekommen in: „Zur Charakteristik Ulrich Zwingli's und seines Reformationswerkes unter Vergleichung mit Luther und Calvin“, in Studien und Kritiken. 1862, IV und „Das Reformationswerk U. Zwingli's oder die Theokratie in Zürich“ (Abschnitt II von: Beiträge zur Kirchenverfassung und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus. Wiesbaden 1864). Eine weitere Folge hatten diese Studien wie der Aufenthalt in einem lokal beschränkten kirchlichen Gemeinwesen, in welchem die praktischen Folgen der theologischen und kirchenbildenden Principien unmittelbar zu Tage traten: H. verfolgte von dort an den Einfluß des Christenthums auf das sociale und staatliche Leben in seinen Studien; auch in seinen kirchengeschichtlichen Arbeiten sind die peripherischen Gebiete um

die Kirche und sie ganz besonders betrachtet und beurtheilt, und den Namen eines Kirchenpolitikers verdient er in würdigster Weise; man vgl. seine Abhandlungen: „Ueber den Einfluß des Calvinismus auf die Ideen von Staat und staatsbürgerlicher Freiheit" (1842); „Der Communismus und die ascetische Socialreform im Laufe der christlichen Jahrhunderte" (Studien und Kritiken 1845, III.); „Ueber einige Hauptmomente in der geschichtlichen Entwickelung zwischen Staat und Kirche" (Heidelberg 1860) und die oben angeführten Beiträge. Einen zündenden Funken warf er in die theologische Welt durch die anonym erschienene Schrift „Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhang der gesammten Nationalentwickelung beleuchtet von einem deutschen Theologen", 1846, 3. Aufl. 1870. Sie war in gewissem Sinn eine Gelegenheitsschrift von religiösen, politischen und litterarischen Verhältnissen der Zeit eingegeben, getragen von dem edlen Pathos einer tief religiösen, aber auch für die übrigen Lebensgebiete warm empfindenden Seele, welcher weder die Fremde, noch die Höhe der Wissenschaft das Herz für das deutsche Volk, das Mitleid mit seiner politischen und religiösen Misère geraubt hatte. Klar erkennt er die tiefe Kluft, welche zwischen der idealen und realen Entwickelung unseres Volkes gähnt; wie das Motto: „Es ist nicht gut, wenn ein Volk, das alle Bedingungen einer umfassenden Entwickelung in sich trägt, auf eine ausschließlich litterarische Existenz zurückgedrängt wird" erwarten läßt, bekämpft er den einseitigen Intellectualismus und Kriticismus, der durch den Einfluß der Hegel'schen und Baur'schen Schule auf den deutschen Universitäten die Herrschaft übte, und betont im Gegensatz zu dem bisher mehr hervorgehobenen formalen Princip des Protestantismus das materiale; wie die Reformation wesentlich eine Action des sittlichen Geistes war und darin die Wurzel ihres ungeheuren Einflusses hatte, so hat die Gegenwart auch dahin wieder zurückzukehren; scharfe Schlaglichter fallen auf den politisch wie religiös gleich verderblichen Einfluß des Polizeistaates, sowie auf die damalige theologisch-philosophische Fachwissenschaft, ebenso wird die angebliche Mission der Deutschkatholiken bekämpft; die Behandlung der Fragen über Symbolzwang und Kirchenverfassung schließen das hochbedeutende gedankenreiche Werk, nach welchem die Zukunft Deutschlands unbedingt an die Entwickelung des Protestantismus geknüpft ist. Auch für H. war die Publikation entscheidend; 1845 war er in Bern zum ordentlichen Professor, Februar 1846 von der theologischen Facultät zu Greifswalde zum Doctor der Theologie ernannt worden; Herbst 1847 nahm er einen Ruf nach Heidelberg an als ordentlicher Professor der Philosophie und der neutestamentlichen Exegese; 20 Jahre brachte er in der schönen Stadt am Neckar zu, Jahre fleißiger nach den verschiedensten Gebieten sich ausdehnender Wirksamkeit, aber auch Jahre schwerer Kämpfe. Seine Lehrthätigkeit war zwischen exegetischen und historischen Fächern getheilt, der Apologetik eroberte er durch seine Antrittsrede „Ueber die Aussichten und das Studium der Apologetik in unserer Zeit" (Studien und Kritiken 1848, II.) eine vorher nicht gekannte Stelle; hoch geachtet bei seinen Collegen und in der Studienwelt bekleidete er 1851/52 und 1859/60 das Amt eines Prorectors, 1859 wurde er zum geheimen Kirchenrath befördert. Seine selbständige eigenartige Natur, seine strenge Gewissenhaftigkeit, welche, keinem Parteirufe Folge leistend, nur die Sache im Auge behielt, hatte die Folge, daß er in den brennenden Fragen jener Zeit eine eigenthümliche Stellung einnahm. Bestrebt den christlichen Glauben und christliches Leben in den verfallenen Kirchengebieten zu wecken und zu pflanzen, hat er nicht nur in öffentlichen Vorträgen („Der Weg zu Christo", 1853) dies versucht, sondern auch gegenüber dem unevangelischen Humanitarismus Rousseau's als die Aufgabe des Universitätslebens bezeichnet, den Menschen aus dem Glaubensgeiste des Evangeliums zu bilden,

keine bloße Fachwissenschaften zu lehren. (Vgl. seine Rede: „Die Natur und die geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee", Progr. 1852, „Die innere Mission auf der Universität" in Gelzer's Protest. Monatsbl. Bd. V.) Andererseits erklärte er, ein unerschrockener Kämpfer für die akademische Lehrfreiheit, sich gegen den Antrag des Oberkirchenraths, Kuno Fischer die Venia legendi zu entziehen. Eine politische Stellung nahm H. nie ein; seine politischen Ansichten, aus welchen er kein Hehl machte, sprach er in dem Zuruf an die Gothaer aus, die er als die Freunde seiner Jugend, die Träger der Gedanken des Rechts und der Nationalität begrüßte (Gelzer, Protest. Monatsbl. 1854, Bd. III), ebenso scharf nahm er Stellung, als die badische Regierung in die bekannten Concordatsverhandlungen mit Rom eingetreten war; die großen schweren Gefahren, welche der protestantischen Kirche und dem Staate drohten, legte er dar in den tiefsinnigen gedankenreichen Abhandlungen „Das Katholische im Katholicismus; das Gefährliche im Katholicismus" (Gelzer, Protest. Monatsbl. Bd. I und II) und „Das badische Concordat", 1860. Gewohnt sich an den wichtigen Fragen der eigenen Kirche zu betheiligen, trat er der (alten) Durlacher Conferenz bei, wurde 1855 Mitglied der Generalsynode; ebenso energisch vertheidigte er den Rechtsstandpunkt der Symbole als das Princip der freien Forschung. Seine conservativen Anschauungen, seine strenge Betonung des kirchenrechtlichen Standpunktes traten offen hervor, als 1858 beim Einführen der neuen Gottesdienstordnung der Agendensturm, von der (neuen) Durlacher Partei (Häusser, Zittel, Schenkel) geleitet, die kirchlichen Verhältnisse Badens aufs Tiefste erschütterte. H. sah in dem Ganzen einen Bruch der kirchlichen Rechtsordnung, für den er eine Sühne verlangte, und als bei der neuen Generalsynode, in welche er nicht gewählt wurde, der neue Verfassungsentwurf angenommen wurde, trat H. in die neu constituirte Kirchensocietät für seine Person nicht ein (vgl. Der badische Agendenstreit, 1859; 6 Jahre in der Separation, 1867). Wissenschaftlich war er in dieser Zeit nicht müssig gewesen, seine Forschungen bezogen sich besonders auf das Verhältniß von Kirche und Staat. Die Ausarbeitung des ersten Bandes seiner Beiträge (s. o.) hatte aber eine nachhaltige Nervenverstimmung hervorgerufen. 1865 war er wieder gesünder, mit aufrichtiger Freude begrüßte er 1866 den Sieg der preußischen Waffen, so sehr ihn auch der Tod seines Freundes Königer schmerzte. Den unerquicklichen Heidelberger Zuständen entriß ihn eine ehrenvolle Berufung nach Bonn, 1867, dort waren ihm unter angenehmeren Verhältnissen im Verein mit gleichgesinnten Collegen noch einige Jahre friedlichen Wirkens vergönnt; er nahm als Abgeordneter der Facultät Theil an der Provinzialsynode zu Neuwied, erlebte die Aufrichtung des deutschen Kaiserthums und Reichs (den Namen des Sängers der „Wacht am Rhein", Max Schneckenburger, hat er der Unbekanntschaft entrissen, Kölnische Zeitung vom 14. August 1870). Aber seine Gesundheit war schon lange angegriffen; ein schweres Unterleibsleiden, das auch auf sein Gemüth einen Schatten warf, quälte ihn, ein schmerzliches Fußleiden kam dazu, ein längerer Aufenthalt in Cannstatt 1869 stärkte ihn, aber die Kraft blieb gebrochen. Bis Pfingsten 1872 konnte er seine Vorlesungen fortsetzen, da ergriff ihn eine Kopfrose und am Sonntag den 2. Juni Mittags 1 Uhr entschlief der Frühgealterte. — Die vielseitigsten Anregungen für Theologie und Kirche sind von dem ideen- und gedankenreichen Manne ausgegangen; sein Streben, das evangelische Christenthum in seiner vollen Bedeutung für das kirchliche und nationale Leben geltend zu machen, fand nicht immer gerechte Würdigung; ein Mann der Mittelpartei blieb er isolirt, aber sein Einfluß wird ein um so länger in der Stille nachwirkender sein. — Seine Werke sind meistens schon erwähnt, eine Sammlung kleinerer Aufsätze gab Christlieb heraus, 1. 2. 1875. Dort findet sich auch ein chronologisches Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften.

Eine Lebensskizze von ihm gab Christlieb in Deutsche Blätter, Nov. u. Decbr. 1872; Riehm in Studien und Kritiken 1874.

Theodor Schott.

Hünerbein: Karl Friedr. Georg v. H., geb. am 23. Aug. 1762 zu Harkerode im Mansfeld'schen, † am 4. Februar 1819 zu Breslau als Befehlshaber des preußischen 6. Armeecorps. Vorgebildet zu St. Afra in Meißen, studirte er zwei Jahre zu Leipzig, trat 1778 in das preußische Husarenregiment Czettritz, ward 1794 Adjutant des Prinzen Ludwig und nahm als solcher an der polnischen Campagne theil, wo er für das Treffen bei Raffka den Orden pour le mérite erhielt. 1798 in die Suite des Königs berufen, war er unter den übermüthigen, geistreichen, petulanten Tonangebern vor 1806 einer der genanntesten, dann 1808 in Königsberg in dem Perponcher'schen Klubb besonders thätig und den Reformen feindlich gewesen. Er war von vielseitiger und eleganter Bildung, sprudelnd von Witz und beißendem Spott, von größter Elasticität des Geistes; im Frieden lucullisch und frivol, war er, wie es zum Ernst der Waffen ging, ganz Soldat; dann aß er mit den Soldaten ihr Commißbrot, blieb mit ihnen, wenn andere ein Haus suchten, am Bivouakfeuer. Im Gefecht war sein rascher klarer Blick unschätzbar (Droysen, York, wohlf. Ausg. II. 140). Im Kriege von 1812 war er dem York'schen Corps zugewiesen und führte als Oberst eine Cavalleriebrigade in der 7. französischen Division. Beim Beginn des Krieges von 1813 erhielt er, zum Generalmajor ernannt, die Führung der einen York'schen Brigade (die andere commandirte Horn). H. war es, der zuerst mit dem Feinde handgemein wurde in dem hitzigen Gefecht von Dannikow (5. April), welches freilich York trotz des Erfolges tadelte. Bei Gr.-Görschen (2. Mai) im Arm schwer verwundet, mußte er seine Brigade an Oberst Steinmetz abgeben, der sie bei Kolditz und Weißig führte. Während des Waffenstillstandes vom 4. Juni übernahm Prinz Karl von Mecklenburg diese Brigade, worauf H. — noch mit dem Arm in der Binde — die 8. Brigade des York'schen Corps erhielt. Mit ihr trug er am 16. October zum Sieg von Möckern bei. Durch seine Verwundung noch am Reiten verhindert, commandirte er bei Möckern zu Fuß. Bei der neuen Formirung des stark decimirten York'schen Corps während des Vormarsches nach Wiesbaden erhielt H. die eine der zwei Divisionen desselben. Beim großen Avancement vom 8. December ward er zum Generallieutenant ernannt. Es war nicht auf York's Vorschlag geschehen; zwischen diesem und H. herrschte eine gewisse Spannung, für die es ein bezeichnender Ausdruck ist, daß H. (wie Droysen l. c. berichtet) es ablehnte an dem Festmahl theilzunehmen, welches von den York'schen Offizieren zur Jahresfeier der Convention von Tauroggen in Wiesbaden gehalten ward. Am 3. Januar 1814 ward H. ins Bergische abcommandirt, um dort, wo Gruner am 23. November 1813 die Civilverwaltung übernommen hatte, mit diesem vereint die Bewaffnung zu organisiren. Sein schwungvolles „Aufgebot an die Einwohner von Berg“ d. d. Wiesbaden 6. April 1814 ist in Preuß' Lebensgesch. Friedrichs d. Gr. Bd. II S. 435 abgedruckt. Mit den bergischen Truppen nahm er darauf an der Einschließung von Mainz Theil. — 1815 endlich ward H. Gouverneur von Breslau und commandirender General des 6. Armeecorps in Schlesien.

.... L.

Hünerwadel: Samuel Gottlieb H., evangelischer Theolog, wurde als der Sohn eines Pfarrers am 31. Januar 1771 zu Koppigen im Kanton Bern geboren. Da die Familie durch bürgerlichen Verband der Stadt Lenzburg (Aargau) angehört, so wurde H., der sich vornehmlich durch den Einfluß seiner strenggläubigen Mutter schon früh zur Wahl des geistlichen Berufes bestimmen ließ, seit dem achten Altersjahre den Schulen seines Heimathortes übergeben,

worauf er nach fünfjährigem Aufenthalte in die Berner Akademie eintrat. Neben seinen Studien, die ihn namentlich zu einer gründlichen Kenntniß des Hebräischen und der klassischen Sprachen führten, beschäftigte ihn noch das Amt eines Hauslehrers in zwei vornehmen Berner Familien. Nach rühmlich bestandenem Examen wurde er 1793 unter die Candidaten des Predigtamtes aufgenommen. Nachdem er dann kurze Zeit die Stelle eines Vicars auf Staufberg bei Lenzburg bekleidet hatte, besuchte er zur Vervollständigung seiner theologischen Bildung noch die Universitäten Tübingen und Göttingen. An der ersteren lehrten damals Storr, Flatt und Bengel, deren theologische Richtung fortan einen maßgebenden Einfluß auf ihn übte. Der Tod seiner Mutter rief ihn 1797 nach der Heimath zurück, wo er zunächst als Vicar seines inzwischen nach Bätterkinden (Bern) versetzten bejahrten Vaters thätig war. Als im Frühlinge 1798 beim Anmarsche der Franzosen neben vielen Anderen auch sein Vater flüchtete, blieb er allein im Pfarrhause zurück und rettete durch unerschrockenen Muth und mit Lebensgefahr das Dorf, welches die Franzosen wegen der Ermordung eines der Ihrigen in Brand stecken wollten. Von 1802—9 war er als zweiter Pfarrer in Zofingen und wirkte dort neben seinem geistlichen Amte auch noch als Schul- und Armeninspector des Bezirks, sowie als Mitglied des aargauischen Erziehungsrathes. Im Frühling des letztgenannten Jahres siedelte er nach Bern über, wohin er als Professor der systematischen und historischen Theologie an die drei Jahre vorher neu eingerichtete Akademie berufen worden war. Seine Vorlesungen erstreckten sich hier über Dogmatik, Moral und Kirchengeschichte; daneben aber entfaltete er auch auf verwandten Gebieten eine ungemein fruchtbare Thätigkeit. Er versah die Stelle eines Religionslehrers am Gymnasium, ertheilte den Confirmandenunterricht, war von 1816—31 fast ununterbrochen Mitglied des Kirchen- und Schulrathes und betheiligte sich als solches in hervorragendster Weise an der Umarbeitung der Predigerordnung (1824) und an den Vorbereitungen zum Reformationsfeste (1828). Bei letzterem hielt er dann auch die akademische Festrede „über die symbolischen Bücher“ (s. u.) und dichtete die Festcantate. Damals ehrte ihn die Universität Basel durch die Ernennung zum Doctor der Theologie. 1832 zum Mitgliede der neu eingeführten Synode gewählt, half er in deren Kommission eine neue Liturgie ausarbeiten; in der Bibelgesellschaft, in deren Comité er kurz nach der Uebernahme seines akademischen Lehramtes eingetreten war und der er von 1830—46 als Präsident vorstand, besorgte er hauptsächlich die 1820 unternommene Ausgabe der in der bernischen Landeskirche gebräuchlichen Piscator'schen Bibelübersetzung. Als die Akademie 1833 in eine Hochschule verwandelt wurde, legte er seine Professur nieder, theils weil er sich nach Erleichterung sehnte, theils weil ihm die neue Anstalt jüngerer Kräfte zu bedürfen schien, und übernahm dagegen die Pfarrstelle an der Kirche zum heil. Geiste. Mit glorreicher Pflichttreue wirkte er hier bis zu seinem Tode, der am 6. December 1848 in Bern erfolgte. Während dieser letzten Zeit war seine Thätigkeit vornehmlich auch der Armenpflege und dem Primarschulwesen zugewendet. Hünerwadel's theologischer Standpunkt war ein streng kirchlicher; doch gestand er, gleich seinen oben genannten Tübinger Vorbildern, daneben der kritischen Forschung ihre Berechtigung zu. Infolge eines rastlosen Fleißes und eines äußerst glücklichen Gedächtnisses hatte er sich eine erstaunliche Fülle von Gelehrsamkeit angeeignet. Sein Hauptfach war die Kirchengeschichte. Von theologischen Schriften hat er folgende veröffentlicht: „De Mysticismo, ejus indole, progressu et sequelis“ (zuerst im Litterarischen Archiv der Akademie zu Bern, 3. Bd. Bern 1810, S. 232—96, dann auch besonders); „De iis, qui in religione nimii esse modumve excedere dicuntur. Mysticis, Fanaticis et Pietistis“ (ebenda: 5. Bd. Bern 1826, S. 441—93 und besonders); „De libris ecclesiae symbolicis eorum-

que usu in aestimanda et conservanda, quam beati reformatores nobis restituerunt, doctrina ecclesiae. Oratio academica“, Bernae 1828 (s. o.); außerdem einzelne Predigten, Kasualreden und geistliche Lieder. — H. war auch ein eifriger Freund und Kenner der bildenden Künste und übte sich in früheren Jahren nicht ohne Glück in der Landschaftsmalerei. Seiner Einsicht und seinem Rathe hatte es der bekannte Kupferstecher Samuel Amsler vorzüglich zu danken, daß ihm sein Vater erlaubte, die künstlerische Laufbahn zu betreten. Daß H. poetisches Talent besaß, bezeugen seine in den „Alpenrosen“ gedruckten Gedichte, besonders die größere Legende „Basilides und Potamiäna“ (Alpenrosen 1828, S. 115—31; wiederholt im Berner Taschenbuch 1855, S. 88—99).

(J. J. Frikart), Tobinium ecclesiasticum, Zofingen (1824), S. 73. — N. Nekr. 26 (1848), S. 1113 u. Bd. 27 (1849), S. 44—46. (Von Fr. Fiala.) — (K. Wyß), Ein Wort der Rückerinnerung an den selig verstorbenen Hrn. Dr. S. G. Hünerwadel (Bern 1848). — Kirchenblatt für die reformirte Schweiz. Herausgeg. v. K. R. Hagenbach, 4. Jahrg., Zürich, Nr. 25 vom 14. Decbr. 1848, S. 200. — L. Lauterburg im Berner Taschenb. a. d. J. 1855, S. 218 ff. (Bei Frikart wie im N. Nekrol., auch Goedeke III. S. 977 wird der Tauftag irrig als Geburtstag angegeben.) Außerdem Aufzeichnungen einer in Lenzburg aufbewahrten handschriftlichen Familienchronik.

Schumann.

Hunfried: Erzbischof von Ravenna, 1046 — † am 24. August 1051; — war ein Sohn des Grafen Liutold von Mömpelgard und der Freiin Willibirg von Wülflingen (unweit Winterthur, Kts. Zürich), die ihrem Gemahl die Herrschaft dieses Namens zubrachte. Die Familie muß König Heinrich III. besonders ergeben gewesen sein. Als 1044 der Aufstand in Lothringen und Burgund gegen Heinrich losbrach, wurde Liutold's Bruder, Graf Ludwig, in seiner Feste Mömpelgard von Graf Reginold von Hochburgund, einem der Häupter des Aufstandes, belagert, schlug aber diesen so entscheidend, daß Reginold sich dem Könige Ende Januar 1045 in Solothurn ergab. Um diese Zeit war die Gräfin Willibirg bereits Wittwe. Ihr Sohn H., Domherr zu Straßburg, übergab 1044 an den Bischof Wilhelm von Straßburg zu Handen der bischöflichen Kirche sein väterliches Erbgut Embrach (nicht weit von Wülflingen), nachdem er es im Landgerichte des Thurgau-Grafen Bertold (von Zähringen?) gegen seine nächsten Blutsverwandten, seine Schwester Adelheid, Gemahlin des Grafen Rudolf von Achalm und deren Kinder, behauptet hatte. Für seine Mutter Willibirg und sich selbst behielt H. lebenslängliche Nutznießung vor. Das in Embrach bestehende Chorherrenstift, bei dieser Schenkung ausgenommen, schenkten er und seine Schwester gemeinsam, nebst dem Dorfe Sasbach im Breisgau an die Kirche Straßburg. H. theilte die Gunst, in welcher sein Oheim und wol auch sein Vater bei König Heinrich gestanden; er trat in Heinrichs Kanzlei und wurde des Königs Kanzler für Italien, in welcher Stellung er seit mindestens dem 12. Juli 1045 erscheint. Des Königs Begleiter nach Italien, im Herbste 1046, wurde H. von demselben im December 1046 zum Erzbischofe von Ravenna (an Stelle des im Mai 1046 wegen Simonie entsetzten Widger) ernannt und am Weihnachtstage 1046 von Papst Clemens II. (Suidger von Bamberg) unmittelbar nach der Kaiserkrönung Heinrichs, geweiht. Die Wahl des deutschen Landsmannes zum Erzbischof hatte ohne Zweifel den vollen Beifall des neuen Papstes, und wie er demselben die Auszeichnung dieser Weihe unmittelbar nach des Kaisers Krönung erwies, so wurde unter seinem Einflusse dem neuen Erzbischofe H. auch sofort ein neuer Erfolg zu Theil, auf den derselbe nicht geringen Werth legen mußte. Am ersten Tage der Synode, die der Papst anfangs Januar 1047 in Rom abhielt, erneuerte sich durch Anspruch des Erzbischofs von Mailand

der Streit um den Vorrang, der zwischen den drei großen Metropoliten Italiens, den Erzbischöfen von Mailand und von Ravenna und dem Patriarchen von Aquileja, seit langer Zeit bestand und schon am Krönungstage Kaiser Konrads II. (26. März 1027) zu ärgerlichen Auftritten geführt hatte, damals aber unter dem Einflusse des mächtigen Erzbischofs Aribert zu Gunsten von Mailand „auf ewige Zeiten“ entschieden worden war. Papst Clemens leitete nun ein förmliches Rechtsverfahren über die Frage ein und bekräftigte das zu Gunsten von Ravenna ausfallende Erkenntniß der Synode durch eine Bulle, welche H. und allen Amtsnachfolgern desselben das Recht verlieh, als dem Range nach Erste unter den Metropoliten dem Papste bei Anwesenheit des Kaisers zunächst zur Linken, ist der Kaiser aber nicht anwesend, zur rechten Seite des Papstes, am Platze des Kaisers, zu sitzen. Das Erkenntniß hatte neben der gesammten Geistlichkeit von Rom auch der anwesende deutsche Bischof Poppo von Brixen befürwortet. Nur natürlich erscheint es nach diesen Vorgängen, daß H. während der Regierungszeit Papst Clemens II. († 9. Octbr. 1047) und auch als diesem Bischof Poppo als Papst Damasus II. (17. Juli — † 9. Aug. 1048) auf dem päpstlichen Stuhle folgte, in ungetrübtem Genusse seiner Stellung blieb. Als aber Kaiser Heinrich den Bischof Bruno von Toul zum Papste erhob und dieser am 12. Februar 1049 unter dem Namen Leo IX. geweiht, nicht nur die Angelegenheiten der Kirchenreform, sondern auch die Wiederherstellung des Ansehens und der Rechte des päpstlichen Stuhles, die unter den vergangenen Wirren mannigfach gelitten hatten, kräftig in die Hand und fast vergessene Ansprüche Roms auf das Exarchat wieder aufnahm, trat 1050 Zwiespalt zwischen ihm und Erzbischof H. ein. Auf der Synode zu Vercelli, im September 1050, kam es zu Auftritten zwischen Beiden, in Folge deren H. mit Kirchenstrafe belegt und in seinem Amte suspendirt wurde. Als der Papst hierauf nach Deutschland ging und anfangs Februar 1051 mit dem Kaiser in Augsburg zusammenkam, wurde Erzbischof H. dahin beschieden. Auf Befehl des Kaisers mußte H. hier, angesichts der versammelten Bischöfe, dem Papst fußfällig Abbitte leisten, benahm sich aber dabei so höhnisch, indem er mit spottenden Zügen sich wieder erhob, daß Papst Leo, der ihn der göttlichen Gnade nach dem Maße seiner aufrichtigen Buße versichert hatte, wehklagend ausgerufen haben soll: O wehe, dieser Unselige ist todt! Bald nach seiner Rückkehr nach Ravenna oder noch während der Reise dahin erkrankte wirklich der Erzbischof und als er am 24. August 1051 starb, schrieben die Einen sein unerwartetes Ende dem von ihm in Augsburg bezeigten Frevelmuth, Andere einer Vergiftung zu.

Herm. Contr. — Ann. Altah. — Ortliebi Zwiefalt. Chronicon, Vita Leonis IX papae in Act. SS^{m}. April. II. 648. — Grandidier, Hist. d'Alsace, Doc. Nr. 400. 418. — J. Hch. Schinz, Von den Herren und Grafen von Embrach und Wülflingen im Schweiz. Museum von Füßli, Jahrg. 1789. S. 820 ff. — Giesebrecht, Deutsche Kaiserzeit II. — Steindorff, Jahrbücher Heinrichs III. 1. Bd. 1874. G. v. Wyß.

Hunger: Albert H., Sohn von Wolfgang H. (s. u.), katholischer Theologe, geb. zu Kelheim 1545, † zu Ingolstadt am 11. Febr. 1604, studirte am Collegium germanicum zu Rom, erwarb sich zu Padua das Baccalaureat und ward mit 21 Jahren Professor der Philosophie zu Ingolstadt. Nach Martin Eisengrein's Tode erhielt er die Stelle eines Prokanzlers und Inspektors an der genannten Hochschule. Ein vorzüglicher Redner, dessen „Orationes“ Christoph Gewold in 3 Bänden zu Ingolstadt herausgab, wurde er in Begleitung Jakob Gretser's zu dem Religionsgespräche abgeordnet, welches im November des Jahres 1601 zwischen kaholischen und protestantischen Theologen (letztere besonders durch

Jak. Heilbrunner und Aegid. Hunnius vertreten) zu Regensburg stattfand. Seine zahlreichen philosophischen und theologischen Schriften sind aufgeführt in Kobolt's Gelehrtenlexikon S. 351 ff.

Vgl. außerdem Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Univ. I. S. 234 u. ö. II. 492. Gg. Westermayer.

Hunger: Wolfgang H., freisingischer Kanzler, geb. im J. 1511, † am 26. Juli 1555 zu Augsburg. Als sein Geburtsort wird Wasserburg am Inn genannt. Da übrigens sein Freund Tatius Alpinus ihn Kulbingensis nennt, dürfte das Dorf Kolbing unweit Wasserburg seine wirkliche Heimath sein. Zu München erhielt er von einem ihm anverwandten Geistlichen seinen ersten Unterricht; später besuchte er die dortige ansehnliche Schule des Wolfgang Anemöcius. Als Fachstudium wählte er die Rechtswissenschaft und hörte zu Freiburg den berühmten Zasius, der ihn sehr hoch schätzte und in der Folge auch brieflich mit ihm verkehrte. Seine Wißbegier führte ihn nach Frankreich, wo er die bedeutendsten Rechtslehrer aufsuchte. An der Hochschule zu Bourges brachte er es dahin, daß er öffentlich über institutiones juris civilis lesen durfte. Im Jahre 1540 erhielt er einen Ruf als Institutionarius an die heimische Universität Ingolstadt. Die dortige Juristenfacultät war damals mit außerordentlichen Kräften besetzt; denn außer H. und Hund (s. d.) wirkten hier der Civilist Georg Taffinger, der Canonist Nicolaus Eberhard d. Aelt. aus Amsterdam und sein um die geistige Entwicklung der Hochschule verdienter Sohn Nicolaus Eberhard der Jüng.; ferner Fabius Arcas de Marnia Romana, welcher 1547 einem Rufe nach Coimbra folgte, Mathias Alber aus Brixen, der spätere Salzb. Kanzler, der Florentiner Barthol. Romuleus und der berühmte Viglius ab Aytta. H. erscheint schon 1541 als Rector der Universität. Die Herzoge Albrecht V. von Baiern und Ulrich von Mecklenburg zählten hier zu seinen Zuhörern. Acht Jahre später ernannte ihn Kaiser Karl V. zum Assessor des Kammergerichts zu Speier. Allein auch da war seines Bleibens nicht, denn Herzog Heinrich von Baiern, Bischof zu Freising berief ihn zu seinem Kanzler und H. ergriff gerne die Gelegenheit, in sein engeres Vaterland zurückzukehren. Nur drei Jahre wirkte er in dieser Stellung. Während er im J. 1555 als Gesandter auf dem Reichstage zu Augsburg weilte, überraschte ihn im kräftigen Alter von 44 Jahren der Tod. Kaiser Ferdinand I. hatte ihn kurz vorher in den Adelstand erhoben. Er hinterließ eine Gattin, Anna, Tochter des bischöflichen Kanzlers Cuspinius Boemus mit zehn Kindern. Sein Grabstein befindet sich im Kreuzgange des Domes zu Freising. Von seinen Schriften verdienen erwähnt zu werden: „Notae in Joan. Cuspiniani de Caesaribus atque imperatoribus opus insigne.“ Basil. per Jo. Oporinum et Nic. Beylingerum. s. a. Neue Aufl. Frankfurt 1601. „Auszug geschriebener kaiserlicher und des heiligen römischen Reichs Rechten“, Ingolstadt 1567. „Apologia pro Ludovico IV Imperatore ex Domu Bavarica“ (mit erstaunenswerthem Freimuthe gegen den Clerus geschrieben, herausgegeben in Finauer's Bibliothek der Staats- und Kirchengeschichte, München 1772, Bd. II, S. 65 ff.). Eine merkwürdige Schrift, wie die meisten anderen erst nach seinem Tode von seinem Sohne veröffentlicht, ist sein sprachwissenschaftlicher Versuch: „Linguae germanicae vindicatio contra exoticas quasdam, quae complurium vocum et dictionum mere germanicarum Etymologias ex sua petere sunt conati“. Argentorati excud. Bernhardus Jobin, 1586. Das Buch, dem Straßburger Bischof Johann von Manderscheidt gewidmet, richtet sich zunächst gegen des Bovillius (de Bouelles) liber de differentia vulgarium linguarum und führt gegen 300 französische Wortformen, wie boccage, crier, hair, marechal, rotir, blafard, boulevard, faillir, faubourg etc. auf deutschen Ursprung zurück.

Mederer, Annales Ingolstadienses I. p. 208 sq. Croeselii elogia Ingolst. 1584. p. 424. Zasii epistolae, Ulmae 1774. p. 400. Kobolt, Bair. Gelehrtenlex. S. 347. Nachträge S. 166 u. 348. Prantl, Gesch. der Ludw.-Max.-Universität I, 196. II, 488. Ztschr. f. Bayern, 1817. Bd. 4. S. 240 ff. Gg. Westermayer.

Hunnäus: Augustinus H., geb. am 29. Juli 1521 in Mecheln, † am 10. Septbr. 1577 oder 8. Septbr. 1578 in Löwen, studirte, nachdem er in seiner Vaterstadt den damals üblichen philosophischen Cursus zurückgelegt hatte, Theologie in Löwen, woselbst er auch promovirte. Sowie er neben diesen seinen Fachstudien sich von Anfang an eifrig mit dem Griechischen und dem Hebräischen beschäftigt hatte, wirkte er auch alsbald als Lehrer dieser beiden Sprachen am Gymnasium castrense zu Löwen, an welchem er außerdem die philosophischen Fächer übernahm; später wurde er an der dortigen Universität Professor der Theologie. Er erwarb sich das Verdienst, nach Maßgabe des damaligen Standes der Wissenschaft eine philologische Textkritik an der Vulgata zu üben, und betheiligte sich in solcher Richtung an der durch Philipp II. unterstützten Herausgabe der Antwerpner Polyglotten-Bibel; auch begann er, die Handschriften der Werke der Kirchenväter zu vergleichen, um den Text der von denselben citirten Bibelstellen zu berichtigen. Außer einer Ausgabe der Summa theologiae des Thomas von Aquino veröffentlichte er einen „Catechismus catholicus“ (1570, sowie einen Auszug daraus „Brevissimus catechismus“) und „De Sacramentis axiomata“ (1570). Auf dem Gebiete der Logik schrieb er: „Dialectica seu generalia logices praecepta“ (1562) und „Progymnasmata logices“ (1553, wovon eine neue Auflage „Logices fundamentum seu prodidagmata“, 1568); er zeigt sich hierin als einer der Syncretisten jener Zeit, welche mit einem einläßlichen Studium des Aristotelischen Organons auch eine Wiederaufnahme der terministischen Logik des Petrus Hispanus und seiner Bearbeiter verbanden.

Valer. Desselius Andreas, Bibliotheca Belgica p. 94 ff. Sweertius, Athenae Belgicae, p. 148 ff. Prantl.

Hunnius: Aegidius H., nimmt unter den streng lutherischen Theologen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine der ersten Stellen ein. Geb. am 21. December 1550 zu Winnenden in Württemberg, unterrichtet in den Klosterschulen zu Adelberg und Maulbronn und im Tübinger Stift, studirte er während der Jahre 1565—74 in Tübingen unter der Leitung von Jak. Andreä, Heerbrand und Schnepf, wurde schon 1567 Magister, frühzeitig Repetent der Facultät, 1574 Diakonus daselbst und zwei Jahre später Doctor der Theologie. Und in demselben Jahre 1576 wurde er auf Heerbrand's dringende Empfehlung als ordentlicher Professor nach Marburg berufen. Talent und ungewöhnlicher Eifer konnten ihn dieser seltenen Auszeichnung würdig erscheinen lassen. Aber in einem Lande, welches unter der gemeinschaftlichen Leitung der beiden Landgrafen Ludwig und Wilhelm von Hessen sich von den confessionellen Schroffheiten zurückgezogen hatte, und an einer Universität, die sich in ihrer unionistischen Stellung wohl befand, wurde das Auftreten eines lutherisch-orthodox entwickelten württembergischen Theologen verhängnißvoll. Was die Concordienformel in größerem Umfange herbeiführen sollte, eine Rückwirkung der schwäbischen auf die norddeutschen Landeskirchen, des Südens auf den Norden, stellt sich uns hier in einer einzelnen bedeutenden Persönlichkeit vor Augen. H. zeigte sich sofort als das was er war, mit zunehmendem Erfolge bot er Alles auf, um seinem exclusiven Standpunkte Anhang zu verschaffen; auch gewann er die Gunst des Landgrafen Ludwig, während Wilhelm von Cassel ihm entgegenwirkte. Er lobte das Torgische Buch, verdrängte das Corpus Philippicum, bestärkte die lutherische

Kanzelpolemik, verfocht eifrig die Ubiquitätslehre und erlaubte sich nachher auf die Concordienformel zu verpflichten. In gleichem Sinne wirkte er auf den Synoden von 1578 und folgenden Jahren, durch ihn wurde die Eintracht der Ober- und Niederhessen zerstört und jede gemeinschaftliche Beschlußfassung erschwert oder vereitelt. Ein anderer Schauplatz eröffnete sich ihm in Wittenberg, wohin er 1592 nach dem Tode des Kurfürsten Christian durch den Administrator Herzog Wilhelm Friedrich berufen wurde. Hier half er mit andern Schwaben zur Unterdrückung der gemäßigten Melanchthonischen Partei, begleitete den Herzog zum Regensburger Reichstage von 1594 und verhinderte durch sein Gutachten die Gleichstellung der beiden Texte der Augsburgischen Confession, weil dergleichen Vereinbarungen die Sacramentirer nur in ihrer gottlosen Lehre bestärken würden. Im J. 1601 finden wir ihn abermals in Regensburg, wo er bei Gelegenheit des dortigen Religionsgesprächs eifrig mit den Jesuiten Gretser und Tanner disputirte; doch starb er schon am 4. April 1603. An gelehrter Gründlichkeit und Scharfsinn übertraf er seine gleichzeitigen Parteigenossen, an Verdienst ist er sogar der Dritte nach Luther genannt worden. Auch spricht die zu Wittenberg 1607—9 in drei Folianten edirte Sammlung seiner lateinischen Schriften für einen bedeutenden Leserkreis. Außer der wichtigen Abhandlung „De persona Christi“ (1585) umfaßt sie zahlreiche Streitschriften gegen Reformirte und Katholiken, gegen Pareus, Hoffmann, Huber, Reden, Briefe; biblische Commentare und manches Andere kam in deutscher Sprache hinzu. Von seinen geistlichen Comödien Joseph (1584) und Ruth hat wenigstens die erstere großen Erfolg gehabt und auf die gleichzeitige deutsche Dramatik eingewirkt.

Weniger bedeutend, doch ebenfalls als eifriger lutherischer Polemiker und zugleich als achtbarer Charakter bekannt geworden, ist Nikolaus H., der dritte Sohn des H., geb. 1585 in Marburg (s. u.).

Vgl. M. Adami Vitae Germ. theol. p. 723—31. Schenk, Vitae theol. Marburg. p. 149—61. Strieder, Hess. Gelehrten-Gesch. VI, S. 243 ff. A. Schweizer, Centraldogm. I, S. 586 ff. G. Frank, Gesch. der prot. Theol. I, S. 248. Henke's Artikel in Herzog's Encykl. Gaß.

Hunnius: Nikolaus H., lutherischer Theologe des 16./17. Jahrhunderts, einer der rüstigsten Vorkämpfer der Orthodoxie, geb. am 11. Juli 1585 zu Marburg, † am 12. April 1643 zu Lübeck. Sohn des schwäbischen Theologen Aegidius H. (der 1576—92 in Marburg, 1592—1603 in Wittenberg lebte), widmete er sich frühe schon nach dem Vorbild seines Vaters und Bruders (Aegidius H. I und II) dem Studium der Philosophie und Theologie, besuchte die Stadtschule in Wittenberg 1592 ff., bezog die dortige Universität 1600, wurde 1604 Magister und Adjunkt der philosophischen Facultät, besuchte die Universitäten Marburg und Gießen, hielt philosophische und theologische Vorlesungen in Wittenberg, wurde 1612 Dr. theol. und in demselben Jahr vom Kurfürsten von Sachsen zum Prediger und Superintendenten in Eilenburg ernannt, wo er durch treue Pflichterfüllung die Achtung und Liebe seine Gemeinde gewinnt, aber auch zu seiner ersten größeren litterarischen Arbeit Zeit findet — einer Vertheidigung des evangelischen Predigtamtes gegen die Angriffe des Jesuiten Bellarmin. Nach dem Tode Leonhard Hutter's († 1616) berief ihn der Kurfürst Johann Georg als dessen Nachfolger nach Wittenberg 1617. Sechs Jahre wirkte er hier als Professor und Prediger durch Vorlesungen, Predigten, Disputationen und Schriften im Geist seines Vorgängers wie seines Vaters. Da erhielt er 1623 einen Ruf nach Lübeck als Hauptpastor zu St. Marien; eine augenblickliche Verstimmung über einen Vorwurf, den er als Censor einer neuen Bibelausgabe sich zugezogen,

bestimmte ihn den Ruf anzunehmen. Er geht 1623 nach Lübeck, zunächst auf 1 Jahr, erhält 1624 auch die Superintendentur und bleibt für immer. In dieser Stellung übt er eine sehr umfassende und einflußreiche Wirksamkeit auf das Kirchenwesen von ganz Norddeutschland. Vor Allem war er auch jetzt wieder darauf bedacht, die Reinheit der Lehre und die Ordnung des kirchlichen Lebens gegen alle Angriffe zu wahren, im dreifachen Kampf wider Papisten, Calvinisten und Enthusiasten. Wie er schon früher Recht und Würde des evangelischen Predigtamtes gegen katholische Angriffe vertheidigt hatte in seiner „Demonstratio ministerii Lutherani“ (Wittenberg 1614), so hatte er auch in Lübeck mehrfach Gelegenheit, den Versuchen der Jesuiten zur Proselytenmacherei entgegenzutreten. Zur Abwehr der schwärmerischen Bewegungen, von denen damals Norddeutschland besonders von Holland her heimgesucht war, vereinigte H. die drei Ministerien der Städte Lübeck, Hamburg, Lüneburg (das sog. Ministerium tripolitanum) zu dem Möllner Convent und Abschied (26./29. März 1633), der gemeinsame Maßregeln gegen die „neuen Propheten“ verabredete. Im Auftrag dieses Convents verfaßt H. zwei Lehrschriften zur Abwehr des Enthusiasmus, nämlich das sog. „Niedersächsische Handbuch“, gedruckt zu Lübeck 1633, ein Buch, das lange Zeit hindurch fast symbolisches Ansehen in den niederdeutschen Kirchen genoß (enthaltend: 1) Luther's Katechismus, 2) Bibelsprüche, 3) Psalmen, 4) Sonn- und Festtagsevangelien, 5) Leidensgeschichte und Geschichte der Zerstörung Jerusalems, 6) Kirchengesänge, 7) Gebete); und einen „Ausführlichen Bericht von den neuen Propheten, die sich Erleuchtete, Gottesgelehrte und Theosophos nennen“, Lübeck 1634 (neue Aufl. von Feustking 1708 unter dem Titel „Mataeologia fanatica“). Gegenüber von den Reformirten, die sich um des Handels willen vielfach in Lübeck niederließen, und zur Beantwortung der Unionsvorschläge des Schotten Dury († 1680) erstattete H. im Namen des Lübecker Ministeriums ein Gutachten an den Rath unter dem Titel „Theol. consideratio sq.“, gedruckt Lübeck 1677 (durch Sup. Pomarius). — Hand in Hand mit dieser abwehrenden Thätigkeit ging bei H. das Bauen und Schaffen, die Pflege des christlichen Gemeindelebens. Er bemühte sich für Herstellung der Katechismusexamina, für Privatbeichte und persönliche Anmeldung zum Abendmahl, für Aufrechterhaltung pastoraler Kirchenzucht, Feststellung der Parochialrechte, Fortbildung des Schulwesens, gründete ein Ministerialarchiv, eine geistliche Wittwen- und Waisenkasse &c. Seine allgemein anerkannte Biederkeit und Rechtschaffenheit, seine uneigennützige Liebe besonders gegen die Armen &c. erwarben ihm allgemeines Vertrauen und milderten den Eindruck seiner orthodoxen Starrheit und Abgeschlossenheit. Auch nach auswärts wurden seine Rathschläge und Gutachten gesucht; ja auf die ganze lutherische Kirche war sein Absehen gerichtet und vor Allem lag ihm die Erhaltung des kirchlichen Friedens am Herzen. Zu diesem Zweck machte er 1632 in seiner Schrift „Consultatio, oder wohlmeinendes Bedenken &c.“ den Vorschlag zur Einsetzung eines Collegium irenicum s. pacificum, d. h. eines theologischen Senats zur Prüfung und Schlichtung aller in der lutherischen Kirche entstehenden theologisch kirchlichen Streitigkeiten (das sog. Collegium Hunnianum, das freilich, obwohl Herzog Ernst von Gotha für die Ausführung sich interessirte, ein bloser frommer Wunsch blieb, und erst in der Gegenwart eine theilweise Verwirklichung gefunden hat in den sog. evangelischen Kirchenconferenzen). H. selbst erlebte freilich nicht einmal mehr den heiß ersehnten politischen Friedensschluß: seine ursprünglich gute Gesundheit litt durch das Uebermaß von Arbeit, das er sich zumuthete, so sehr, daß er erkrankte, das Gedächtniß verlor und, nicht 60 Jahre alt, 1643 starb. — Von seinen Schriften ist außer dem schon Genannten insbesondere noch zu nennen seine „Epitome credendorum oder Inhalt christlicher Lehre“, Wittenberg 1625 ff., in

19 Auflagen erschienen und in verschiedene Sprachen übersetzt; ein Auszug daraus ist seine „Anweisung zum rechten Christenthum“, Lübeck 1637 und 43, in vielen norddeutschen Kirchen und Schulen lange Zeit als Religionslehrbuch gebraucht; als seine bedeutendste theologische Schrift gilt seine „Διάσκεψις theol. de fundamentali dissensu doctrinae ev. Lutheranae et Calvinianae“, Wittenberg 1626.

Neben Freher, Witte, Moller, Jöcher, Starcke, Rotermund s. besonders die Monographie von Dr. L. Heller, Nikolaus Hunnius. Sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Kirchengesch. des 17. Jahrh., meist nach schriftlichen Quellen, Lübeck 1843, und desselben Verf. Artikel in der theol. Realencykl. VI, S. 371 ff. N. Aufl.; vgl. auch Frank, Gesch. der prot. Theol. I, 335 ff.

Wagenmann.

Hunnius: Helfrich Ulrich H., Jurist, geb. am 27. März 1583 in Marburg, † am 27. März 1636 in Köln, Sohn des Aegidius H. und Bruder des Nikolaus H., zog 1592 mit seinem Vater nach Wittenberg, wo er unter Valent. Wilh. Forster Jurisprudenz studirte und bald als Lehrer auftrat. 1608 ging er an die neu begründete Universität Gießen, ward hier am 4. September 1609 zum Doctor promovirt, kehrte dann auf Wunsch seiner Mutter nach Wittenberg zurück, wo er seine frühere Lehrthätigkeit wieder aufnahm und fortsetzte, bis ihn Landgraf Ludwig von Hessen 1613 nach Gießen als Professor und Rath berief. Als 1623 durch kaiserliches Decret Marburg dem Landgrafen Ludwig zugesprochen war und es sich darum handelte, die Universität der lutherischen Confession zuzuführen, ward H. im Mai 1625 dahin versetzt und bald zum Vicekanzler ernannt. Ganz unerwartet legte er im Mai 1630 sein Amt nieder, verließ die Stadt und trat in den Dienst des Erzbischofs von Trier. Ein vom Mai datirtes Abschiedsprogramm des Rectors der Universität rühmt seine Verdienste und sagt, H. habe dem Kurfürsten seinen Dienst „salva religione“ zugesagt. Allein unmittelbar darauf bekannte er sich öffentlich zum Katholicismus, ein Schritt, den er gegen vielfache Angriffe in einer berühmt gewordenen Schrift („Invicta prorsus et indissolubilia argumenta etc.“, Heidelb. 1631. Colon. 1632. 12°.) zu rechtfertigen suchte. Er lebte einige Jahre zu Philippsburg (Udenheim), als Kanzleidirector des Bisthums Speyer, zog sich 1632 vor den Kriegsunruhen mit Erlaubniß des Kurfürsten nach Köln zurück, wo er als Rath katholischer Fürsten fungirte und zugleich an der Universität Vorlesungen über canonisches Recht hielt, aber schon nach 4 Jahren an seinem 55. Geburtstage starb — wie es heißt in zerrütteten Verhältnissen und innerlich gebrochen. Anders lautet freilich der Bericht seines priesterlichen Freundes und Biographen Meshovius, der zwar von schmerzlichen Todesfällen und Bedrängnissen, wie die schwere Zeit sie brachte, weiß, aber die Geltung, in der H. bis zu seinem Ende gestanden und die Befriedigung, welche er in der katholischen Kirche gefunden, aus persönlicher Wahrnehmung bezeugt. Wir sind nicht berechtigt anzunehmen, daß H., wie ihm vorgeworfen wurde, um äußerer Vortheile willen gegen bessere Ueberzeugung die Confession gewechselt habe. Stärke des Charakters und einschneidende Sicherheit des Urtheils waren H. nicht eigen: und so begreift es sich wohl, daß er in einer Zeit, da die Sache des Protestantismus in Deutschland verloren schien, während einer Krankheit, wie er selbst erzählt, durch die Schrift des Jesuiten Martin Becanus De republica ecclesiastica der katholischen Kirche gewonnen wurde. Unter seinen zahlreichen Schriften ist die umfänglichste „Resolutiones absolutissimae in Treutleri Disputationes“, Francof. 1617—20. 3 Bde. 4°. Ein scharfer Angriff von R. Bachovius (s. dens. Bd. 1 S. 756), der fast gleichzeitig „Notae et animadversiones ad Treutleri Disputationes“ herausgab, veranlaßte einen Federkrieg, der mehrere

Jahre hindurch in plumpster Weise geführt wurde. Merkwürdig genug fanden sich die beiden erbitterten Gegner etwa 10 Jahre später als Convertiten in der katholischen Kirche zusammen. — Nach seinem Uebertritt hat H. außer der oben erwähnten Rechtfertigung nur noch einige polemische Schriften gegen den Protestantismus veröffentlicht. Aus seinen hinterlassenen Papieren ist die umfängliche „Encyclopaedia universi juris“, Colon. 1638. Fol. herausgegeben: ein ziemlich seichtes Rechtssystem, in das er die Materialien seiner früheren Schriften verarbeitet hat — freilich mit wesentlicher Modification derjenigen Urtheile über das canonische Recht, welche er in seiner (in mancher Beziehung bedeutendsten) Schrift „De interpretatione et autoritate juris libri duo“ (Gießen 1615. 8°.) vorgetragen hatte.

Vgl. Meshovius (D. Petri apud Colon. Agr. pastor), Vita H. U. Hunni vor der Encyclopaedia. Jugler, Beiträge IV, 92 ff., wo S. 97—110 ein Verzeichniß seiner Schriften. v. Schulte, Gesch. d. Quellen u. Litt. des canon. Rechts III, 1, 137 ff. Stintzing, Gesch. d. D. Rechtswissensch. I. 700—706. Stintzing.

Hunold: Christian Friedrich H., geb. 1680 zu Wandersleben in Thüringen, gest. 1721 zu Halle; als Schriftsteller bekannt unter dem Namen Menantes. Er ist merkwürdig nicht nur durch seine schriftstellerische Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten der schönen Litteratur, sondern namentlich auch durch seine Lebensschicksale, die wir bei keinem seiner dichtenden Zeitgenossen — den einzigen Günther vielleicht ausgenommen — mit gleicher Ausführlichkeit verfolgen können und die uns höchst merkwürdige Einblicke in das gesellige Leben und in das litterarische Treiben der damaligen Zeit thun lassen. Die Hauptquelle zu seiner Biographie, die „Geheimen Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schriften“, 1731, sind nach dieser Richtung noch nicht genügend ausgenützt. Sein Vater, gräflich Hatzfeld'scher Amtmann starb früh. Er wurde auf der Schule zu Arnstadt, dann auf dem Gymnasium zu Weißenfels zu den Universitätsstudien herangebildet und bezog alsdann, 18 Jahre alt, die Universität Jena. Er studirte Jurisprudenz und war ein eifriger Schüler Bohse's (s. d.), der zugleich auch unter den Pseudonym Talander als Romanschriftsteller thätig war. Einer seiner genauesten Freunde war ein gewisser Meister aus Weißenfels, den er häufig in seiner Heimath besuchte. H. der stets beim schönen Geschlecht wohl gelitten war, gerieth auch bald in eine Liebschaft mit Meister's Schwester; diese Liebschaft, wie überhaupt die Liebschaften Hunold's in seinen Jugendjahren werden in den „Geheimen Nachrichten“ ausführlich geschildert und die Veranlassung hierher gehöriger kleiner Gedichte erzählt. Indessen zeigte es sich, daß sein stark zusammengeschmolzenes Vermögen ihm nicht mehr gestattete, seine Studien fortzusetzen; auch die Absicht, sich mit Meister's Schwester zu vermählen, mußte er aufgeben; er beschloß die Heimath zu verlassen und sich nach Hamburg zu begeben, der Stadt Deutschlands, in welcher damals das Litteratenthum am meisten in Blüthe stand (1700). Unterwegs lernte er den Hamburger Buchhändlergehülfen Wedel kennen, dessen Principal Liebernickel später Hunold's Verleger wurde; Wedel war längere Zeit hindurch Hunold's vertrautester Freund und ihm verdanken wir auch die „Geheimen Nachrichten“. In der ersten Zeit seines Hamburger Aufenthaltes mußte er sich mit mancherlei Beschäftigungen, durch Schreiberdienste, durch Unterricht in der Redekunst und Dichtkunst durchhelfen. Doch fand er bald den Wirkungskreis, in dem er für die nächsten Jahre verbleiben sollte; noch im J. 1700 veröffentlichte er den Roman „Die verliebte und galante Welt“, der durch die darin enthaltenen Anspielungen auf Ereignisse am sachsen-weißenfels'schen Hofe einen besonderen Reiz erhielt. Durch den Erfolg dieser Erstlingsarbeit ermuthigt, blieb

er bei der Litteratenthätigkeit; seine gewandte Feder war von den Buchhändlern sehr gesucht und half ihm den Aufwand seines leichtfertigen Lebens bestreiten. In die fortwährenden Streitigkeiten der Hamburger Litteraten war er mit verwickelt, namentlich auch in die Streitigkeiten zwischen Warnecke, dem Bekämpfer und Postel, dem Vertheidiger der zweiten schlesischen Dichterschule, Streitigkeiten, denen besonders die schweizer Kritiker im vorigen Jahrhundert eine übertriebene Bedeutung in der Geschichte des litterarischen Geschmacks der Deutschen beilegten. H. vertheidigte Lohenstein, wenn er auch selber in seinem lebendigen und natürlichen Stil nur wenig Aehnlichkeit mit ihm zeigt. Uebrigens artete der Streit in die widerwärtigsten Persönlichkeiten aus; das Detail findet man bei Jördens und in Schröder's Hamburgischem Schriftstellerlexikon. Auch für die Hamburger Oper, die damals in höchster Blüthe stand, war H. als Dichter thätig; großen Beifall errang die von Keiser componirte Oper „Nebucadnezar" (1704), aus der die Scene, in welcher der König mit Federn und Klauen bewachsen unter den Thieren auftritt, oftmals als Curiosum angeführt wird. H. legte übrigens ebenso wie die übrigen Operntextdichter auf diese Seite seiner schriftstellerischen Wirksamkeit großen Werth; er verbreitete sich darüber in ausführlicher Selbstkritik und betheiligte sich auch an den Federkriegen, die auf diesem Gebiete ausgefochten wurden. In dem Streit zwischen Feustking und Barthold Feind stand er auf der Seite des letzteren, mit dem er jedoch bald wieder auseinander kam. Auch mischte er sich in die von dem Publikum mit großem Interesse verfolgten Cabalen der Opernsängerinnen, mit denen er zum Theil in sehr intimen Beziehungen gestanden zu haben scheint; die Romanschriftstellerei und die Gelegenheitsdichterei, in der er eine große Gewandtheit, aber auch eine unglaubliche Frivolität und Schlüpfrigkeit bekundet, ging stets neben seinen übrigen Beschäftigungen her. Seine schamloseste Leistung auf diesen Gebieten, der „satirische Roman", welcher auch mancherlei Anspielungen auf Hamburger Ereignisse enthält — Andeutungen über den Inhalt bei Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung Bd. II, S. 489 — machte ihn in Hamburg unmöglich. Er wurde mit einem Proceß bedroht und mußte die Stadt verlassen (1706). Er begab sich wieder nach Thüringen; seine Schriftstellerei setzte er unermüdlich fort. Noch in demselben Jahre schloß er ein größeres Werk ab „Die allerneueste Art, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen"; die Vorrede ist unterzeichnet „nicht weit von Freudenthal bey dem Schlosse von Gleichen. Den 28. Juli 1706." Es ist dies eine der vielen damals erschienenen Anleitungen zur Reimerei, die sich in keiner Weise über die Auffassung der Poesie, wie sie damals üblich war, erhebt, ja vielleicht noch geflissentlicher als die andern derartigen Lehrbücher die Würde des Gegenstandes außer Augen läßt. Sie beruht indeß durchaus auf den von Erdmann Neumeister in Leipzig gehaltenen Vorlesungen, deren Manuscript H. von dem Verfasser, einem Schwager von Hunold's Freund Meister überlassen wurde. Auch sonst hat sich H. in den nächsten Jahren vor Allem mit der Abfassung von Lehrbüchern und Uebersetzungen beschäftigt. Von 1708 ab lebte er in Halle; er las daselbst über Poesie und Rhetorik. Aehnlich wie sein Lehrer Talander suchte er mit diesen Studien das Studium der Jurisprudenz zu verbinden. Im Jahre 1714 war er so weit, daß er unter dem Präsidium des Bodinus (Boden) De testamentis irrevocabilibus disputiren konnte und von da ab las er auch juristische Collegia. Seine Lebensweise wurde nun eine solidere und gesetztere, er vermählte sich mit einer Tochter des Notars Zündel; seine Gedichte aus der späteren Zeit („Academische Nebenstunden allerhand neuer Gedichte", 1713) sind frei von Schlüpfrigkeiten, aber auch ohne die frühere Lebendigkeit und Frische. Nicht uninteressant sind seine Uebersetzungen Lafontaine'scher Fabeln. Ein

oratorisch-epistolisch-poetisches Lexikon, an dem er in den letzten Jahren seines Lebens arbeitete, hinterließ er unvollendet.

Für die frühere Zeit seines Lebens sind die Geheimen Nachrichten die Hauptquelle; Notizen über die Zeit seines Aufenthalts in Halle in den Neuen Nachrichten von gelehrten Sachen, Leipzig 1721. S. 623 ff., woher auch die Notizen in Dreyhaupt's Beschreibung des Saalkreises Bd. II, S. 642 entnommen sind. Ein Verzeichniß seiner Schriften im Hamburgischen Schriftstellerlexikon. W. Creizenach.

Hunold: Michael H., geb. am 25. October 1621 zu Leisnig in Sachsen, wo sein Vater Stadtmusikus war, besuchte die Schule zu Altenburg und studirte darauf in Jena und Leipzig. Nach absolvirten Studien war er zuerst Rector zu Rochlitz, dann seit dem J. 1649 daselbst Diaconus zu St. Kunigundä und starb nach vielen und schweren Leiden ebenda als Archidiaconus im J. 1672. Er hat einige geistliche Lieder gedichtet, die sich theilweise noch in Gemeindegesangbüchern befinden, wie das Lied: „Mein Jesus kommt, mein Sterben ist vorhanden."

Joh. Casp. Wetzel, Hymnopoeographia, Bd. I S. 461 und Anal. Hymnologica, Bd. II S. 306 ff. E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds xc., 3. Aufl., Bd. III S. 404 f. Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte (Gotha 1879), S. 75 u. 97. Adelung, Bd. II Sp. 2197. l. u.

Hunolt: Franz H., Jesuit, geb. zu Siegen in Nassau (Geburtsjahr unbekannt), † zu Trier 1746 als Domprediger, in welcher Eigenschaft er 16 Jahre gewirkt hatte. Seine Predigten erschienen unter dem Titel „Christliche Sitten-Lehre" xc., zuerst Köln 1740, dann in 6 Foliobänden zu Augsburg bei Martin Veith 1743 ff. Dieselben zeichnen sich für eine Zeit, in welcher die deutsche Kanzelberedtsamkeit in völligen Ungeschmack und geistlose Plattheit verfallen war, durch edle Einfachheit, rein christlichen Sinn, echt apostolische Denkart aus, nicht minder durch glückliche Benutzung der heiligen Schrift, Fülle der Gedanken und kernhafte Sprache, so daß sie die Neubearbeitung wol verdienten, welche ihnen in neuerer Zeit wiederholt zu Theil geworden ist (Auserlesene Predigten, zeitgemäß bearbeitet von einem katholischen Geistlichen, 1836—37, 2 Bde., neue Auflage 1838—40, 3 Bde., und 1840—48 4 Bde.; Christliche Sittenlehre der evangelischen Wahrheiten. Sonn- und festtägliche Predigten, N. A. (Regensb.) 1842—48, 24 Bde., (Graz) 12 Bde., 2. Aufl. 1850 ff.; 13 Bde., 3. Aufl. ebd. 1871/72).

Marx, Gesch. d. Erzst. Trier, II. 2, 532. Kehrein, Gesch. d. kath. Kanzelbereds., I. 121. Kraus in v. Hemel's Hdb. d. geistl. Beredtsamkeit, S. 498. F. X. Kraus.

Hunoltstein: Hans Wilhelm v. H., kurbaierischer Feldzeugmeister im 30jährigen Kriege, hatte vorher theils in kaiserlichen, theils in baierischen Diensten gestanden, als er am 8. Juni 1648 mit dem Auftrage, die Innlinie gegen die siegreich vordringenden Schweden und Franzosen zu halten, an Stelle des in Haft gesetzten Gronsfeld den zeitweiligen Oberbefehl über das baierische Heer erhielt. Nachdem jedoch der im Range ältere Feldmarschall Adrian v. Enkevort definitiver Oberbefehlshaber geworden, nahm H. noch im August des gleichen Jahres seinen Abschied.

Heilmann, Kriegsgeschichte von Baiern xc., II, München 1868.
Landmann.

Hünten: Franz H., geb. den 26. December 1793 in Koblenz, erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater Daniel H., einem geschätzten Organisten und Musiklehrer, der aber eigentlich gegen die Künstlerlaufbahn des Sohnes wirkte. Trotzdem arbeitete sich dieser zu einem beliebten Lehrer für Pianoforte

und Guitarre empor, so daß er, aufgemuntert von Henri Herz, mit 2000 Francs Ersparnissen (1817 oder 1818) nach Paris gehen konnte, um dort ins Conservatorium zu treten, wo er Unterricht im Clavierspiel von Pradher, in der Theorie von Reicha erhielt. Um nach vollendetem zweijährigen Cursus die Mittel für seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, ertheilte er Clavierunterricht und fing an kleine Compositionen, Rondo's und Variationen, auch Bearbeitungen beliebter Opernthema's zu schreiben. Diese leichte, aber gefällige und leicht spielbare Waare enthielt solchen Beifall, daß ihm von allen Seiten reiche Aufträge zuflossen, so daß er nach seiner eigenen Angabe 200 Francs Honorar für die Druckseite bekam. Dieser Erfolg verbesserte auch seine Stellung als Lehrer und so wurde es ihm, der seit 1826 verheirathet war, möglich, 1836 als wohlhabender Mann in seine Vaterstadt Koblenz zurückzukehren, um dort in behaglicher Ruhe als Clavierlehrer und Componist zu leben. 1839 nochmals nach Paris übergesiedelt, blieb er dort bis zum Februar des J. 1848 und verbrachte danach den Rest seines Lebens in der alten Heimath Koblenz. Hochbetagt starb er am 22. Februar 1878. Eine talentvolle Schülerin aus dieser Zeit war Prinzeß Louise von Preußen, jetzige Großherzogin von Baden. Der bekannte Schlachtenmaler Emil H. in Düsseldorf und der um die Gerichtsorganisation Elsaß-Lothringens verdiente jetzige Oberprokurator in Mühlhausen, Alfred H., sind die Söhne des Verstorbenen. H. hat über 300 Werke herausgegeben, die alle leicht hingeworfen und melodisch gehalten, dabei sehr instructiv sind, freilich aber durchweg dem Modegeschmack huldigen. Als hervorragender sind ein Trio (op. 14) für Pianoforte, Viol. und Violoncell und zwei Duo's für Pianoforte und Viol. (op. 22 und 23) zu bezeichnen. Noch heute werden insbesondere folgende Compositionen Hünten's verlangt: 8 Rondino's (op. 21 und 30), „An Alexis“ (op. 26), drei Airs italiens (op. 65), „Au Bord du Rhin“ (op. 120) und zwei Grande Valse (op. 128 und 129). Eine Clavierschule (op. 60) von ihm fand viele Verbreitung und hat 4 Auflagen erlebt, ebenso bekannt wurden seine Etuden (op. 80, 81 u. 114).

Universallexikon der Tonkunst von G. Schilling, Supplementband. Familienmittheilungen. Fürstenau.

Huober: Caspar H., s.: **Huberinus**.

Hupel: August Wilhelm H., verdienter livländischer Publicist und Sammler, geb. am 25. Februar 1737 zu Buttelstädt im Herzogthum Weimar, † am 6. Januar 1819 zu Weißenstein in Estland als Consistorialrath, Pastor emer. und Dr. theol. et philos. h. c. H. ging nach absolvirten Schul- und Universitätsstudien im J. 1757 als Hauslehrer nach Riga, wurde 1760 zum Pastor von Ecks bei Dorpat, 1763 zum Prediger von Oberpahlen erwählt, in welcher Stellung er 41 Jahre lang unverändert thätig war, obgleich ihm verschiedene hohe Kirchenämter (u. A. die Stellung eines Generalsuperintendenten von Livland) angeboten worden waren. Eingehendes Studium der estnischen Sprache, der livländischen Rechts- und Verfassungsgeschichte und der Topographie der baltischen Provinzen machten H. zu einem so genauen und gründlichen Kenner seines zweiten Vaterlandes, daß er in den 1774—77 herausgegebenen „Topographischen Nachrichten von Liv- und Estland“ (3 Bde.) eine unübertroffene, bis heute als Quellenwerk benutzte genaue Beschreibung desselben liefern konnte. Ebenso bedeutsam für die Erforschung älterer wie neuerer Zustände Liv- und Estlands (beziehungsweise auch des russischen Reichs) waren die von 1781—91 herausgegebenen 28 Stücke „Nordischer Miscellaneen“, denen 1792—98 18 Stücke „Neuer Nordischer Miscellaneen“ folgten, zweier historisch-geographisch-ökonomischer Sammelwerke, an welchen sich fast sämmtliche Anhänger der Aufklärungsschule in Liv- und Estland betheiligten und denen die Erhaltung vieler wichtiger Acten-

stücke und Urkunden zu danken ist. Unter Hupel's sonstigen Schriften verdienen besondere Erwähnung „Die estnische Sprachlehre" (1780 und 1818), „Die gegenwärtige Verfassung der Riga'schen und Reval'schen Statthalterschaft" (1789), das „Idiotikon der deutschen Sprache in Liv- und Estland" (1795) und das „Oekonomische Handbuch für liv- und estländische Gutsherren" (1796). Außerdem war H. als Seelsorger, Lehrer und Förderer gemeinnütziger Zwecke im Sinne des Aufklärungszeitalters unermüdlich thätig. — Um die Erforschung und Kenntniß baltischer Zustände hat H. sich (etwa Gadebusch ausgenommen) größere Verdienste erworben als irgend ein anderer Schriftsteller des 18. Jahrhunderts.

Vgl. J. F. v. Recke u. K. E. Napiersky, Allgemeines Schriftsteller-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland, Bd. III S. 363 ff., und Th. Beise, Nachträge zum Schriftsteller-Lexikon, Bd. I S. 292.

Eckardt.

Hupfeld: Hermann Christian Karl Friedrich H., ein Gelehrter ersten Ranges unter den protestantischen Erklärern des Alten Testaments, geb. am 31. März 1796 zu Marburg in Hessen, † am 24. April 1866 zu Halle a. S.

Nachdem H. den ersten Unterricht bei seinem Vater, einem mild rationalistischen Pfarrer in Niederhessen, genossen hatte, dann zwei Jahre lang bei seinem Onkel, dem pietistisch gerichteten württembergischen Pfarrer M. Sigel, konnte er nach nur $1^1/_2$jährigem Besuch des Gymnasiums zu Hersfeld Ostern 1813 die Universität Marburg beziehen. Hier widmete sich H. $4^1/_2$ Jahre lang, besonders unter Leitung des Professors Alb. Jac. Arnoldi, den philologischen und theologischen Studien, bis er sich im Herbst 1817 von der theologischen Facultät examiniren und von der philosophischen promoviren ließ; die Doctordissertation „Animadversiones philologicae in Sophoclem" erschien 1817 zu Marburg. Den Winter 1817/18 setzte H. im Elternhause zu Spangenberg seine Arbeiten ruhig fort und übernahm dann, da ihn die Stelle des zweiten Majors der Marburger Stipendiatenanstalt nicht mehr befriedigte, im April 1819 eine Professur am Gymnasium zu Hanau, welche er nach 3 Jahren niederlegen mußte, um zunächst seiner erschütterten Gesundheit zu leben. So kehrte er im Herbst 1822 nach Spangenberg zurück, um sich zur Uebernahme eines Predigtamtes vorzubereiten. Kaum aber hatte H. das Alte Testament mit umfassenderem Blicke ins Auge gefaßt, als er mit einem Male aus seinem bisherigen Schwanken zu einer entschiedenen theologischen Ueberzeugung gelangte, ohne durch den erkannten menschlichen Pragmatismus seine Ruhe noch ferner gestört zu sehen. Nun fühlte H., wie er selbst sagt, „bestimmt und lebendig den bisher vermißten Beruf zum akademischen Lehramt", so daß er seine Neigung zunächst der orientalisch-exegetischen Grundlage der Theologie zuwandte. Haben wir bisher H. durch seine Entwickelungsjahre begleitet, so wollen wir jetzt seinen äußeren Lebensgang bis zu Ende verfolgen und seine fachwissenschaftlichen Arbeiten nennen. Eine nähere Beurtheilung derselben ist hier so wenig möglich, als eine Besprechung der lebhaften Theilnahme, mit welcher H. alle Interessen des ihn umgebenden Gemeinwesens verfolgte und namentlich in die Verhandlung der kirchlichen und politischen Fragen öfters durch Abgeben seines Gutachtens eingriff.

Nach $1^1/_2$jährigem stillen Studium durch des Vaters Tod aus dem Elternhause vertrieben, ging H., um sich unter dem als Philologe hochgeachteten Gesenius vollends auszubilden, 1824 nach Halle, wo er sich im September 1824 in der philosophischen Facultät habilitirte. Erst nachdem H., der sich als Hesse in Halle nicht halten ließ, auch in dem geliebten Marburg ein halbes Jahr als Privatdocent fungirt hatte und hier im Herbst 1825 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt war, erschienen die scharfsinnigen „Exercitationes Aethiopicae sive observationum criticarum ad emendandam rationem gramma-

ticae Semiticae specimen primum" (Lips. 1825, 4°). Mit Beibehaltung des theologischen Extraordinariats wurde H. im Frühjahr 1827 nach dem Tode J. M. Hartmann's dessen Nachfolger als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen. Im Herbst 1830 sah er sich auf Veranlassung eines auswärtigen Rufes auch in der Theologie zum ordentlichen Professor ernannt, und die nun folgenden 13 Jahre in Marburg waren die glücklichsten seines Lebens. Dankbar rühmte H., daß ihm im Frühjahr 1832 in einer Tochter seines Collegen Suabedissen, Professors der Philosophie, ein geliebtes Weib als Schutzengel zur Seite trat. Im J. 1834 überraschte ihn Gesenius als Dekan der theologischen Facultät zu Halle mit dem Ehrengeschenke des Doctorgrades. Obwol H. in seinen theologischen Hauptvorlesungen nicht selten über 40 Zuhörer hatte, lockte ihn die Aussicht auf einen größeren Wirkungskreis, so daß er im October 1843 als Nachfolger von Gesenius nach Halle übersiedelte, wo er beinahe ein Vierteljahrhundert hindurch wirken sollte. Zwar mußte er die Verpflanzung nach Norddeutschland mit seinem Lebensglück bezahlen, da ihm schon nach 3 Monaten die Gattin starb und er sich nun mit sechs unmündigen Kindern allein sah. Aber H. fand in Halle, welches eine größere Theologenzahl besaß als irgend eine andere evangelische Facultät, ein reiches Feld zu fruchtbarer Wirksamkeit. Zur Freude gereichte es ihm auch, daß in dem Berliner Berufungsschreiben ausdrücklich seine freie historisch-kritische Richtung erwähnt und anerkannt war. Als Freund eines lebendigen biblischen Christenthums und Feind aller Gottlosigkeit, Frömmelei und Zuchtlosigkeit trat H. mit seiner aufrichtigen persönlichen Frömmigkeit und seinem lebhaften Wahrheits- und Rechtsgefühl stets mannhaft für die Erhaltung oder Herstellung gesunder Ordnungen ein und war auch in den trübsten Tagen der Reaction durch seine stille akademische Lehrthätigkeit, welcher er immer seine Hauptkraft widmete, ein rüstiger Mitarbeiter an der Herbeiführung besserer Zustände. Nachdem er noch im Wintersemester 1865/66 mit ungeschwächter Kraft gelesen hatte, wurde er am Ende der Osterferien nach kurzer Krankheit durch einen Gehirnschlag weggerafft. Tholuck hielt ihm über Offenb. 14, 13 die Leichenrede.

Was nun die fachgelehrten schriftstellerischen Leistungen betrifft, so hat H. mehr Monographien und gleichsam Gelegenheitsschriften hervorgebracht, in der Form von Abhandlungen und Programmen, als eigentliche Bücher, wie das über die Quellen der Genesis und das Werk über die Psalmen. Aber unter den vielen Schriften Hupfeld's, deren Verzeichniß in der Selbstbiographie über fünf Seiten füllt, sind so zahlreiche und fast durchweg höchst werthvolle Beiträge zur Förderung seiner Fachwissenschaft, daß ich hier kaum alle wichtigeren angeben kann. Die eigenthümliche lexikographische Methode Hupfeld's ist dargelegt in der „Comment. de emendanda ratione lexicographiae Semiticae" (Marburg 1827), sowie in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. III. (Göttingen 1840), S. 394 ff., IV. S. 139 ff. Im Studium der Grammatik, welcher H. eine physiologische Grundlage zu geben suchte, beschäftigten ihn besonders die Gesetze der Lautbildung und Lautumwandlung, der Silben- und Wortbildung und der Betonung. Leider ist Hupfeld's „Ausführliche hebräische Grammatik", deren erste 5 Bogen schon im J. 1828 gedruckt waren, auf das Drängen des Verlegers hin nur um 3 Bogen vermehrt, zu Kassel 1841 blos in den allerersten Anfängen erschienen. Diese von einer Schrifttafel begleiteten 128 Seiten bringen als erste Lieferung des ersten Abschnittes des ersten Theiles noch nicht einmal die Schriftlehre vollständig. Außerdem hat H. folgende in das grammatische Gebiet einschlagenden Arbeiten veröffentlicht: eine Recension des vorbereitenden Theiles (Lautlehre) von Ewald's 1827 erschienener „Kritischen Grammatik der hebräischen Sprache" im Hermes, Bd. XXXI, Heft 1; ferner Abhand-

lungen „Ueber die Theorie oder die Quellen und Grundsätze der hebräischen Grammatik“ in den theologischen Studien und Kritiken, 1828, Heft 3; „Von der Natur und den Arten der Sprachlaute, als physiologische Grundlage der Grammatik“ in Jahn's Jahrb. für Philologie und Pädagogik, 1829, Heft 4; „System der Semitischen Demonstrativbildung und der damit zusammenhängenden Pronominal- und Partikelbildung“ in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, II. (1838), S. 124 ff., 427 ff.; „Zur Geschichte der jüdischen Sprachforschung“ in der Halle'schen Litteraturzeitung 1848, Nr. 199 ff., und „Das zwiefache Grundgesetz des Rhythmus und Accents, oder das Verhältniß des rhythmischen zum logischen Princip der menschlichen Sprachmelodie; zur Einleitung in das hebräische Accentsystem“ in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, VI. (Leipzig 1852), S. 153 ff.; endlich als selbständig zu Halle in 4° erschienene akademische Gelegenheitsschriften „De rei grammaticae apud Judaeos initiis antiquissimisque scriptoribus“ (1846) und „Commentatio de antiquioribus apud Judaeos accentuum scriptoribus.“ Partic. I. 1846; II. 1847. Epochemachend waren Hupfeld's unter dem Titel „Kritische Beleuchtung einiger dunklen und mißverstandenen Stellen der alttestamentlichen Textgeschichte“ in den Studien und Kritiken (1830, Heft 2—4; 1837, Heft 4) veröffentlichten großen Abhandlungen. Kurz vor seinem Tode untersuchte H. die auf der Halle'schen Universitätsbibliothek befindliche wichtige Handschrift der großen Masora; unter der Aufschrift „Ueber eine bisher unbekannt gebliebene Handschrift der Masora“ hat Ed. Vilmar in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1867, S. 201 ff. diese letzten Studien Hupfeld's zum Druck befördert. Großen Beifall fand die noch in Marburg verfaßte Schrift „Ueber Begriff und Methode der sogenannten biblischen Einleitung, nebst einer Uebersicht ihrer Geschichte und Litteratur“ (Marburg 1844), zu welcher H. in den Studien und Kritiken 1861, Heft 1 einen Nachtrag geliefert hat, sowie die in der deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft ꝛc. (Berlin 1850, Nr. 35 ff.) veröffentlichte Abhandlung über „Die Stellung und Bedeutung des Buches Hiob im Alten Testament nach seinem didaktischen und dramatischen Charakter“. Vier scharfsinnige Osterprogramme schrieb H. in körnigem Latein über die hebräischen Feste (Halis 1851, 1852, 1858, 1865, 4°). In noch höherem Grade möchte ich dem Buche „Die Quellen der Genesis und die Art ihrer Zusammensetzung, von neuem untersucht“ (Berlin 1853) bleibenden Werth zuschreiben; es erwuchs aus Aufsätzen, die absatzweise erschienen, und ist ebenso wichtig durch die Gewissenhaftigkeit der Forschung und die auch dem Anfänger in die Augen springende Strenge ihrer Methode, als durch die gewonnenen sehr belangreichen Ergebnisse. Ueber Hupfeld's klassisches Hauptwerk „Die Psalmen, übersetzt und ausgelegt“, Gotha 1855—61 (4 Bde., in 2. Aufl. edirt von Dr. Ed. Riehm 1867—71) kann ich nur auf die ausgezeichnete Beurtheilung bei Riehm (H. S. 127 ff.) verweisen. Als verbesserter Abdruck aus der genannten deutschen Zeitschrift (Berlin 1861, August) erschien die gegen den Erlanger Theologen Hofmann und dessen Freunde polemisirende, noch immer sehr beachtenswerthe Abhandlung „Die heutige theosophische oder mythologische Theologie und Schrifterklärung; ein Beitrag zur Kritik derselben“ (Berlin 1861, kl. 4°). Schließlich erwähne ich noch den schönen kleinen Aufsatz „Die Politik der Propheten des Alten Testaments“ (Neue evang. Kirchenzeitung 1862, Nr. 22). An den verschiedensten Stellen hat H., der gleich seinem theologischen Freunde de Wette eine vorsichtige negative Kritik der hypothesenreichen positiven Kritik eines Hitzig vorzog, fördernd in die Entwickelung der Wissenschaft eingegriffen, und besonders seinem großen Psalmen-Commentare verdankt auch die alttestamentliche Theologie in der Erklärung der religiösen Grundbegriffe eine fast allerwärts dankbar anerkannte Fülle fruchtbarer Er-

örterungen. Es kam der wissenschaftlichen Thätigkeit Hupfeld's zu gute, daß er zuletzt als „ein trauernder, stummer, aber keineswegs theilnahmloser Zeuge der Reaction" all' seine Kraft auf die gelehrten Arbeiten concentrirte. Sein ganzes Wirken aber zeugt von der bewunderungswürdigen Wahrhaftigkeit und Lauterkeit seines Charakters; H. durfte von sich sagen (Riehm, H., S. 143): „Wahrhaft zu sein ist immer mein Streben gewesen, und ein ehrlicher Mann zu bleiben unter den Grimassen dieser Welt, hat mir für das höchste Lob gegolten."

Seine Selbstbiogr. gab H. in Hess. Gelehrtengesch. von Justi (Marburg 1831) S. 277—285. 832 und Gerland (Kassel 1863) S. 306—320. Vgl. außerdem Ed. Riehm, Dr. Herm. Hupfeld, Lebens- und Charakterbild eines deutschen Professors (Halle 1867) sowie des Unterzeichneten Artikel Hupfeld in Herzog's Encyklop. Bd. VI S. 379 (Leipz. 1880). Adolf Kamphausen.

Hüpfuff: Matthias H., Buchdrucker zu Straßburg zu Ende des 15. und in den zwei ersten Decennien des 16. Jahrhunderts. Er war zu Straßburg geboren, wie denn auch sein Geschlechtsname Hüpfauf specifisch straßburgisch ist und dort einen Beiläufer oder Aufwärter bedeutet. Sein äußeres Leben liegt, wie bei den meisten Druckern dieser Stadt im 15. Jahrhundert mit nur wenigen Ausnahmen (vgl. Husner, Georg) fast ganz im Dunkeln und auch das Jahr seiner Geburt oder der Stand seiner Eltern sind unbekannt. Das Wenige, was wir in diesen Beziehungen mit Gewißheit von ihm wissen, ist, daß er wie fast alle anderen Buchdrucker seiner Vaterstadt mit deren Censurverordnungen fortwährend im Streite lag. Schon seit 1479 waren die ersten Administrativmaßregeln in Bezug auf die Buchdruckereien verfügt worden und seit 1509 mußten alle Gedichte, Gelegenheitsschriften, fliegende Blätter ꝛc. zuerst der Censur der Rathsconsulenten übergeben werden, und nur, wenn diese ihr Imprimatur ertheilt, durften dieselben veröffentlicht werden. Als nun 1514 Thomas Murner seine „Gauchmatt" geschrieben hatte, erhandelte H. das Gedicht von dem Verfasser um vier Gulden Honorar, wurde aber auf die Anzeige des Barfüßer Guardians bei dem Rathe gezwungen, das Manuscript noch vor dem Drucke diesem auszuliefern. Auch gab der Rath in der That nicht die Druckerlaubniß, so daß die Gauchmatt erst fünf Jahre später und zwar zu Basel am 5. April 1519 erschien. Im Uebrigen war H. einer der thätigsten Drucker Straßburgs und hat sich besonders neben einigen Drucken der Predigten Kaisersbergs und besonders dessen „Pater noster" 1515 (d. h. Müling's Uebertragung dieser Geiler'schen Predigten; die blattgroßen Holzschnitte sind von Urs Graf, und mit 31 Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten) sowie der „Adolescentia" Wimpheling's und der Murnerischen „Narrenbeschwörung" und dessen „Mühle von Schwindelheim" sehr verdient gemacht. Nicht geringeres Verdienst erwarb er sich durch die Veröffentlichung altdeutscher Gedichte, wie „Der Rosengarten König Laurins", „Heinrich von Osterdingen", 1500, „Die hystoria von Melusina", 1506 (erste Ausg. Straßb. o. O. u. J. 1474) und „Tondalus", 1507. Hierher gehören auch „Meister Elucidarius", 1506, „Red von dem Rock Jhesu cristi in Trier", 1512. Der anonyme Verfasser war der Physikus Joh. Adelphus von Straßburg. „Sant Brandons leben", 1514; „Rätersch" (Räthselbuch) 1515 und „Von Bruoder Rauschen vnd | Was wunders er getrieben hat, in einem | Closter dar in er syben iar | sein zeit vertriben, vnd gedienet | hat in eins Kochs gestalt". Abdruck durch Wolf und Endlicher, Wien 1835, und in Scheible's Kloster XI. S. 1071, vgl. auch Weimar. Jahrb. V. 358 und Lappenberg's Murners Eulenspiegel S. 380. Unter die ältesten namentlich bezeichneten Drucke Hüpfuff's gehören: „Martyrologium. Vita Sanctorum", 1492; „Trithemius de immaculata concept. virg. Mariae", 1496; „Von Keiser Karls recht. Wie er ein Kauffman vnd ein iuden machet schlecht", 1498 und „Schola Salernitana", 1499 (hier schreibt sich

der Drucker ausnahmsweise „Hipsuf"), 1506, 1513. Zu seinen letzten Preßerzeugnissen zählen: „Vocabularius ... wie man ein yegklichs teutsch wort zu latin reden mag", 1515, unter dem Titel das Druckerzeichen; und das „Ratbökelin", 1519, vgl. Goedeke, Pamphil. Gengenbach, S. 564, und in diesem Jahre scheint er auch gestorben zu sein, weil man später gedruckte Werke noch nicht aufgefunden hat.

Schöpflin, Vindic., S. 104 und dessen Progr. in d. Straßb. Biblioth. (Catal. Heitz 2770, S. 11). Panzer, Ann. typ. I. 48, 58, 104. Strobel, Gesch. d. Elf., III. 565. Ledeboer, Notices bibliogr., nr. 350.

J. Franck.

Hüpsch: Joh. Wilh. Karl Adolph v. H., Gelehrter und Sammler, geb. auf dem Hause Krichelhausen zu Lonzen in der Nähe von Aachen, † zu Köln, wo er sich um 1750 niedergelassen hatte, am 1. Januar 1805 im 76. Jahre seines Alters. 1789 erschien ein „Verzeichniß der verschiedenen gedruckten Werke des Herrn Baron v. Hüpsch", welches deren 14 nennt. Sein Hauptwerk, die sehr schätzbare „Epigrammatographie. Inschriften der niederdeutschen Provinzen" gab er erst 1801 heraus. Seine Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen genossen einen großen Ruf; ein Gleiches suchte und erreichte er durch von ihm entdeckte Heilmittel gegen mancherlei Krankheiten, die er in menschenfreundlicher Weise austheilte. Einen überschwänglichen Lobredner fand er an einem Franzosen C. L. J. de Brion, der 1792 eine Relation du fameux Cabinet et de la Bibliothèque rassemblés et consacrés à l'usage publique par M. le Baron de Hupsch veröffentlichte. Auf seinen Reisen in Italien, in Frankreich und anderen Ländern, sagt derselbe, habe er nigendwo eine Privatsammlung angetroffen, die so ausgedehnt, so interessant und so belehrend sei wie die des Baron v. H. in Köln. Hier öffne sich dem Naturforscher, dem Antiquar, dem Freunde der Künste, dem Geschichtsforscher, dem Litterator und selbst dem Liturgisten ein weites Gebiet der Beobachtungen. Und in der That, was da verzeichnet wird, ist ganz geeignet, eine großartige Vorstellung zu erregen. In einer anderen Schrift: Betrachtungen über die wahren Verdienste des Freiherrn v. H., versteigt sich de Brion zu der Behauptung, daß H. unter die größten Männer gezählt zu werden verdiene, die jemals gelebt haben. Nach dem Einrücken der Franzosen im J. 1794 tauchten im Kölner Publikum Verdächtigungen und Anschuldigungen gegen H. auf, die ihn zu einer 1795 erschienenen Rechtfertigungsschrift veranlaßten. Die Anschwärzungen liefen hauptsächlich darauf hinaus, daß er sich Befreiung von Einquartierung und Kontributionen sowie die unentgeltliche Ueberweisung eines großen Hauses erwirkt habe, daß er von den Kunst- und wissenschaftlichen Schätzen der Abteien und Klöster Anzeige gemacht habe, daß er an Schriften gegen die Religion betheiligt sei, daß er bei den Franzosen viel gelte ꝛc. Allerdings waren ihm einige Bevorzugungen zu Theil geworden, aber in einer für ihn völlig vorwurfsfreien Weise. Der französische Volksrepräsentant begründete dieselben damit, „daß Männer, welche arbeiten, um den Fortgang der Künste und Wissenschaften zu befördern, gerechte Ansprüche auf die öffentliche Erkenntlichkeit haben." H. erbot sich, seine Sammlungen, die von Kennern auf einen Werth von 100,000 Gulden geschätzt worden, in eine ewige Stiftung zu bestimmen, wenn der Magistrat ihm ein anständiges großes Gebäude dazu hergebe. Der Magistrat ging auf sein von äußerst bescheidenen Ansprüchen begleitetes hochherziges Anerbieten nicht ein. Der viel gereizte und erbitterte Mann fuhr nach dieser neuen Kränkung in seinem Sammlereifer zwar fort, aber seine Zuneigung für die Stadt Köln war gänzlich erloschen. Davon sollte man sich überzeugen, als er in Folge einer Abnehmungskrankheit am 1. Januar 1805 aus dem Leben geschieden war. Am 19. Januar meldete die Kölnische Zeitung, daß, kraft testamentarischer Verfügung, der verstorbene Herr

Baron v. H. den Landgrafen Ludwig X. von Hessen-Darmstadt zum Erben seines „hier und im Auslande berühmten Kabinets“ eingesetzt habe. Jetzt fing man an den Verlust zu bejammern. „Köln, sagt ein anderer Zeitungsartikel, hat einen der vorzüglichsten und berühmtesten Gelehrten verloren, einen Mann von mannichfaltigen und sehr ausgebreiteten Kenntnissen, dessen Briefwechsel sich in alle Welttheile erstreckte und der mit unablässiger Mühe und Sorgfalt und mit sehr großem Kostenaufwande ein sehr reiches, in seiner Art wol einziges Kabinet von Seltenheiten der Natur und Kunst gesammelt hatte. Leider wird Köln diesen reichen Kunstschatz jetzt verlieren!“ Bald darauf brachte ein, wahrscheinlich von Wallraf verfaßter, Zeitungsartikel die Meldung, daß der Landgraf den Entschluß gefaßt habe, aus Rücksicht für die Gemeinde, worin der Verstorbene ein mehr als 50jähriger Mitbürger gewesen, die von der Mairie gewünschten für die Stadt besonders interessanten Gegenstände, mit wenigen Ausnahmen, derselben zu belassen. Auch auf das ihm durch das Testament ebenfalls anerfallene Wohnhaus des Barons verzichtete der Landgraf, damit dasselbe zu einem Schulhause verwendet werde. Zu den Gemälden, welche dann in die Darmstädter Gallerie gelangten, gehört das schöne Bild von Meister Stephan Lochner: Die Darbringung im Tempel, bezeichnet mit der Jahreszahl 1447, das ursprünglich der Deutschordenskirche zur heiligen Katharina zugehört hatte. Wie es bei Lebzeit des Barons in seinem Hause ausgesehen, darüber gibt Lang's Reise auf dem Rhein folgenden interessanten Bericht: „Ich würde von Köln nichts gesagt haben, wenn ich das Natural- und Seltenheits-Kabinet des Freiherrn v. Hüpsch überginge — ein wahres philosophisches Quodlibet, das schon bei der Hausthüre seinen Anfang nimmt und beim obersten Speicherloch sich endiget. Alle Zimmer, alle Gänge, alle Winkel sind vollgepfropft; überall, wo man sich nur umwendet, sieht man Merkwürdigkeiten aus allen Reichen der Natur, Antiken, Vasen, Grabsteine, Mineralien, Conchylien, Vögel, Waffen, Trachten, Manuscripte, Codices, Edelgesteine, Seegewächse, Gemälde, Kupferstiche, Handzeichnungen rc., aber alles durcheinander, auch sogar die Küche ist nicht frei davon. Seine Haushälterin, eine wahre lebendige Encyklopädie dieser gemischten natürlichen Vielheiten, führt die Fremden mit vieler Bereitwilligkeit herum und detaillirt ein jedes Stück sehr richtig in der einem jeden Stücke eigenen Kunstsprache.“ Ein schönes Bildniß des Barons v. H., nach einem Gemälde von Beckenkamp, hat 1790 C. W. Bock in Nürnberg in Kupfer gestochen. J. J. Merlo.

Hurdálek: Joseph Franz H., Bischof von Leitmeritz, geb. am 6. Nov. 1747 zu Nachod, † am 27. December 1833 zu Prag. Er war der Sohn eines armen Leinwebers; ein Geistlicher, der sein Talent erkannte, ertheilte ihm den ersten wissenschaftlichen Unterricht; er vollendete seine Studien unter großen Schwierigkeiten und Entbehrungen. Nachdem er in Glatz einen dreijährigen Grammatikal-Cursus durchgemacht, studirte er 1764—67 bei den Jesuiten in Prag Humaniora und Philosophie, 1767—71 Theologie, wurde auch Doctor der Philosophie und der Theologie. Am 21. September 1771 zum Priester geweiht, wurde er zunächst Schloßkaplan in seiner Vaterstadt, 1775 Präfect (Repetent speciell für Mathematik und Philosophie) im Theresianum zu Wien, 1777 Secretär bei dem bischöflichen Consistorium in Königgrätz, 1780 Dechant in Neustadt an der Mettau, 1785 Rector des Generalseminars zu Prag. Nach der Aufhebung desselben im J. 1790 privatisirte er in Prag, bis er Ende 1794 zum Domdechanten in Leitmeritz ernannt wurde. Nach dem Tode des dortigen Bischofs Kindermann, 25. Mai 1801, war er Bisthumsverweser bis zur Ernennung des neuen Bischofs Chlumčansky, 30. Juni 1802. Unter diesem war er ohne Einfluß auf die Verwaltung der Diöcese und beschäftigte sich mit Studien. Nachdem Chlumčansky zum Erzbischof von Prag befördert worden, wurde H. am 17. Juli

1815 von dem Kaiser Franz zum Bischof von Leitmeritz ernannt; er wurde am 18. December 1815 präconisirt, am 18. Februar 1816 consecrirt. (Sein erstes Pastoralschreiben ist in der unten anzuführenden Schrift von Ginzel S. 45—103 abgedruckt, ein Schreiben des Dresdener Oberhofpredigers Ammon, worin er H. für den Hirtenbrief seine Verehrung ausspricht, und Hurdálek's Antwort in der Oesterr. Vierteljahrsschr. f. Theol., 1870, 605). Er reorganisirte das bischöfliche Seminar (die Statuten bei Ginzel S. 107), erließ mehrere Hirtenschreiben an seine Geistlichkeit, hielt fleißig Visitationen 2c. — Der Domherr Hirnle, der unter Chlumčansky allmächtig gewesen, intriguirte gegen H. und gegen den Präses seines Seminars, Michael Fesl, einen Schüler Bolzano's, der sich allerdings arge Unbesonnenheiten zu Schulden kommen ließ. Da die römische Curie 1819 (Bolzano's und) Fesl's Absetzung verlangte, enthob ihn H. seiner Aemter. 1820 wurde von der Regierung gegen die Professoren des Seminars wegen Häresie, gegen Fesl auch wegen Hochverraths eine Untersuchung eingeleitet, welche der Hof- und Burgpfarrer Jakob Frint (s. Bd. VIII S. 91) führte, und 1821 wurden Fesl, Krombholz und Werner ihrer Lehrämter enthoben. Auf Betreiben Frint's wurde der Kaiser vom Papste gebeten, H. zur Resignation auf sein Bisthum zu veranlassen. Er resignirte wirklich am 24. October 1822, am 18. December wurde die Resignation von Pius VII. angenommen und am 8. Februar 1823 verabschiedete sich H. in einem kurzen Hirtenschreiben (bei Ginzel S. 127) von seiner Geistlichkeit. Vincenz Eduard Milde (später Fürsterzbischof von Wien) wurde sein Nachfolger. H. zog sich nach Prag zurück, wo er nach zehn Jahren, 87 Jahre alt, starb. Wichtige auf seine Resignation bezügliche Actenstücke sind spurlos verschwunden.

J. A. Ginzel, Bischof Hurdálek. Ein Charakterbild aus der Gesch. der böhm. Kirche, Prag 1873. Th. Wiedemann, A. Krombholz, eine biograph. Skizze, in der Oesterr. Vierteljahrsschr. für Theol. 1870/1871 (handelt ausführlicher als Ginzel über das Verfahren gegen Bolzano und seine Schüler); über Fesl vgl. auch J. Scheiner's Predigten, herausgeg. v. Th. Wiedemann, Wien 1869, S. 7 f. Reusch.

Hurka: Friedrich Franz H., einer der bedeutendsten Sänger seiner Zeit, der zugleich Componist war — unter den Sängern von Fach eine äußerste Seltenheit. Er war den 23. Februar 1762 in Merklin in Böhmen geboren, bildete seine Stimme bei Viaggio in Prag aus, war anfänglich Altist, später Tenorist. Trat 1784 zum ersten Male auf der Leipziger Bühne auf, 1788 ging er an den Hof nach Schwedt, bald darauf nach Dresden und ward 1789 mit einem Jahresgehalte von 1000 Thalern an der königlichen Hofbühne in Berlin engagirt. Hier wirkte er bis zu seinem Tode, der in der Nacht vom 9. auf den 10. December 1805 eintrat. Die Zeitgenossen wissen seinen Gesang nicht genug zu loben: sie stellen ihn als das Schönste hin, was wol ein Mensch zu leisten vermöge. H. wirkte aber auch als Dirigent, als Gesanglehrer, trat 1791 der in Berlin durch Fasch gegründeten Singakademie bei und componirte sehr viele Lieder, die sich einst des größten Beifalls erfreuten und sehr verbreitet waren. Größere Gesangwerke, wie z. B. die Composition der Glocke von Schiller, waren Aufgaben, die seine Kräfte überstiegen. Rob. Eitner.

Hurlebusch: Konrad Friedrich H., ein vortrefflicher Musiker des 18. Jahrhunderts, geb. zu Braunschweig, woselbst sein Vater Organist war. Schon im J. 1715 ließ er sich in Hamburg, Wien und anderen Städten als Claviervirtuose hören, so daß er wol zu Ende des 17. Jahrhunderts geboren sein muß. 1723 hatte er sich bereits den Ruf eines „fürtrefflichen Componisten, sonderlich im Kammer- und Theater-Styl und in der Musica practica“ erworben, wie der scharfe Kritiker Mattheson (Critica musica 1723, p. 319) schreibt. H.

nahm zeitweise eine feste Stellung an diesem und jenem Hofe an, so in Baiern, dann in Schweden, doch nirgends hielt er es lange aus. Konrad Wohlgemuth schreibt 1762 über ihn: „H. hat große Verdienste, aber sein Charakter verdirbt sie.“ Endlich fand er um 1745 an der reformirten alten Kirche in Amsterdam einen Posten als Organist, wo er ganz sich selbst leben konnte und noch 1762 alt und krank gelebt haben soll. Von seinen Compositionen haben sich einige Lieder und zwei Hefte mit Clavierstücken erhalten, während die Opern, die er in den J. 1722—27 schrieb, verloren gegangen zu sein scheinen. Obige Compositionen, die sich auf der königlichen Bibliothek in Berlin finden, zeichnen sich durch eine glückliche Erfindungsgabe und gewandte Darstellung aus, wenn ihnen auch die Tiefe seines Zeitgenossen Seb. Bach's abgeht. Rob. Eitner.

Hürlimann: Magister Johann H., bisweilen auch Horolanus genannt. Derselbe war gebürtig von Rapperswil im jetzigen Kanton St. Gallen. Als Geistlicher wirkte er an mehreren Orten, namentlich in Reiden (ehemals Kommende des Johanniterordens) und in Sursee; im J. 1556 ging er als Pfarrer und Dekan nach Zug, von dort 1562 als Stadtpfarrer oder Leutpriester nach Luzern. Als einer der Vertreter des Vierwaldstädter Kapitels nahm er Theil an der im September 1567 in Constanz abgehaltenen Synode. Seiner Verdienste halber erhielt er 1563 ein Canonicat in Bero-Münster, blieb aber nichtsdestoweniger Stadtpfarrer. Er starb am 16. Juli 1577, wahrscheinlich in Luzern. H. galt als ein hochgelehrter Mann. Er war in der Bibel und den Schriften der Kirchenväter gut bewandert. Der Regierung besorgte er die meisten lateinischen Ausfertigungen. Im Leben und Schreiben folgte er aber in ziemlich hohem Grade dem Tone des 16. Jahrhunderts. Er brauchte nicht blos als eifriger Katholik gegen die Protestanten mitunter derbe Ausdrücke, sondern bewies auch sonst oft genug eine große Heftigkeit; das ergibt sich aus den Acten über mehrere Injurienprozesse, welche jedesmal damit endigten, daß er zum Abreden, d. h. Widerrufen, genöthigt wurde. Trotzdem genoß er hoher Achtung. Im J. 1573 wurde seinen zwei Söhnen Ignaz Bernhard und Leodegar das Bürgerrecht der Stadt Luzern „wegen des Vatters getrüwen flyssigen Diensten fry geschenkt.“ Hürlimann's Schriften sind: „Bettbuch Caroli Magni, d. i. Carl deß Grossen von jhrer Mayest. vor 780 J., vnnd nachmals auch von dero Enickel, Carolo Caluo, täglich gebraucht vnd an jetzo erst auß dem rechten vralten Original trewlich verteutscht. Sampt angehengten schönen Gebettlein.“ Mit Holzschnitten. — Die erste Auflage erschien 1584, die zweite 1585. Dem „Bettbuch“ ist vorausgeschickt eine Dedikation des Druckers, Wolfgang Eder in Ingolstadt, an den Herzog Wilhelm von Baiern, dann eine weitläufige Vorrede Hürlimann's an Herzog Albrecht von Baiern vom J. 1577, ferner die Uebersetzung einer lateinischen Epistel an König Heinrich II. (es sollte wol heißen: Heinrich III.) von Frankreich aus dem J. 1575, und angehängt ein ausführliches „Leben des Allerchristenlichsten Unvberwindlichsten Kaysers Caroli deß Grossen, auß bewerten Historicis vnd Geschichtschreibern kürtzlich verfasset durch Joannem Horolanum von Rapperschwyl, Pfarrherren zu Lucern vnd deß heiligen Stuls zu Rom Protonotarien“, ebenfalls mit der Jahreszahl 1584. — „Calendarium orthodoxum. Ad quemlibet anni diem Jo. Horolanus addidit nomenclaturam Autorum, qui mentionem istorum Sanctorum faciunt“, Basileae 1560. — „Gedechtnißwürdige Sachen vnd Geschichten von allen dreizehnn Orten löblicher Eydgenoßschaft, auch den zugewanten Orten, sambt den Clöstern vnd Gestifften, mit sonderem Fliß colligiert vnd zusammengetragen.“ — Diese umfangreiche Chronik wurde niemals gedruckt, existirt aber handschriftlich mehrfach. Dagegen habe ich keine Spur mehr gefunden von zwei Reden, welche H., einem noch erhaltenen Briefe zufolge, drucken ließ, nämlich von der Oratio contra Turcam

und der Oratio adversus pestem, ebenso wenig von den Encomia B. V. Mariae ex SS. Patribus excerpta, deren einstige Existenz behauptet wird. Zwei kleine Manuscripte von Hürlimann'schen Schriften finden sich noch vor: „Des durchluchtigen vnd Ehrwürdigsten Herren Caroli, Cardinals von Luthringen, gethane räd in ankunfft zu Trient in dem heiligen allgemeinen Concilio, vertütscht“ ꝛc. und „Verdütschte Copy der Oration im namen der Siben Catholischen ortten an die durchluchtigsten vnd Ehrwürdigsten herrn vnd Vätter in dem Heiligen allgemeinen Concilio zu Trient versamlet.“ Die letztere Arbeit mag zu der ziemlich allgemeinen, aber durchaus irrthümlichen Ansicht verleitet haben, H. sei als Delegirter der sieben katholischen Kantone an das Concil zu Trient abgeordnet worden. Er wurde in Wirklichkeit blos beauftragt, eine Denkschrift an die Kirchenversammlung zu verfassen, was er denn auch that, und zwar durch die zuletzt erwähnte wortreiche, französischen Einfluß bekundende „Oration“, deren lateinischer Urtext, wie es scheint, verloren gegangen ist. J. Bucher.

Hurter: Friedrich Emanuel v. H., geb. den 19. März 1787 zu Schaffhausen, † den 27. August 1865 zu Graz. Sein Vater David H., einem seit langer Zeit in Schaffhausen einheimischen patrizischen Geschlechte entstammt, hatte mehrere Jahre hindurch das Amt eines Landvogtes im damaligen eidgenössischen Unterthanenlande Tessin bekleidet und nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt zugleich mit der ererbten Buchdruckerei die Leitung der „Schaffhauser Zeitung“, oder, wie sie später hieß, des „Allgemeinen schweizerischen Correspondenten“ übernommen. Der junge H., von Anfang an unter die strenge Zucht des elterlichen Hauses gestellt, wuchs in ausschließlich conservativen Anschauungen heran, die, von seinem Vater nachdrücklich vertreten, von des Sohnes gleich gestimmter Natur mit Begierde aufgenommen und mit Zähigkeit festgehalten wurden. Von diesem einseitigen Standpunkte aus ließ er die ersten Eindrücke so großer Ereignisse, wie die französische Revolution war, schon als zarter Knabe auf sich wirken. Mit einer starken Dosis Eigensinn ausgerüstet, war er daher auch sein ganzes übriges Leben hindurch niemals im Stande, jene weltumgestaltenden Vorgänge in unparteiischem und verständigem Sinne zu beurtheilen. In gleicher einseitiger Weise, aber bald selbständiger, trat er den Einwirkungen und Umgestaltungen gegenüber, welche die französische Revolution zunächst für sein Vaterland und seine Vaterstadt und nebenher für das benachbarte deutsche Reich im Gefolge hatte. Er gewöhnte sich mit seltener Hartnäckigkeit frühe alles Bestehende für gut zu finden, weil es bestand, auch wenn es nicht mehr oder vielleicht niemals gut gewesen war. So legte sich bei ihm der Grund zu jenem sogenannten Rechtsstandpunkt, der, an sich ehrenwerth, ihn doch zu einer unfruchtbaren Einseitigkeit verurtheilte und in einen Gegensatz auch zu den vernünftigen Forderungen der fortschreitenden Zeit versetzte, welchem er eine immerhin nicht gewöhnliche Kraft preisgab. Der Drang, in die öffentlichen Dinge in seinem Sinne einzugreifen, ist bei Zeiten in H. durchgebrochen; das erwachende Gefühl seiner Kraft hat ohne Zweifel schon in jungen Jahren ihm einen größeren und anderen Wirkungskreis vorhergesagt, als ihm der enge Kreis seiner Vaterstadt bieten konnte. An geistigen Gaben fehlte es ihm nicht, wenn sie auch unter der Obmacht seiner einseitigen Charakteranlagen allmählich verkümmert und erstarrt sind. Schon früh besuchte er das Gymnasium und Lyceum von Schaffhausen und bezog dann im Herbste 1804 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. H. war in der helvetischen Confession, aber zugleich unter dem Einflusse seines elterlichen Hauses in streng positiver Richtung erzogen, die mit der ihm angeborenen Grundstimmung seines Wesens in demselben Maße im Einklange, als mit der herrschenden, dem Rationalismus zugeneigten protestantischen Theologie im Widerspruche stand. Daß eine überwältigende Vorliebe ihn gerade an diesen

Beruf gewiesen, möchten wir nicht behaupten; war es ja doch auch nicht sein freier Wille, daß er bald in die praktische theologische Laufbahn eintreten mußte, die ihn dann beinahe ein Menschenalter lang festgehalten hat; der Wunsch der Eltern und der Einfluß mehr äußerer Umstände scheint für diese Wahl gesprochen zu haben. So kam es, daß die theologischen Berühmtheiten des damaligen Göttingen, Eichhorn, Stäudlin, Planck ihn in keiner Weise anzuziehen oder gar zu fesseln vermochten; Heyne war überhaupt der einzige von allen Professoren, der Eindruck auf ihn machte und welchem er vergleichungsweise näher trat und dessen philologisches Seminar er besuchte. Historische Studien, für welche seine Vorliebe früh erweckt war, beschäftigten ihn gerade in dieser Zeit lebhaft; er arbeitete bereits an seiner Geschichte König Theoderichs, aber von einem Verkehr mit den damaligen Vertretern der historischen Wissenschaften in Göttingen, dem alten Gatterer oder Schlözer, dem jungen Sartorius oder Heeren, bekommen wir nichts zu hören. Die politisch-kriegerischen Ereignisse dieser Jahre verfolgte H. mit Aufmerksamkeit, und es ist charakteristisch, daß er schon jetzt ebenso warme Sympathien für Oesterreich und das Haus Habsburg als lebhafte Abneigung gegen den preußischen Staat und seine Dynastie bekundet.

Mit dem Winterhalbjahr 1806 ging sein Göttinger Aufenthalt zu Ende. Die Aussicht in die praktische Laufbahn eintreten und sich dem Beruf eines Landpfarrers unterwerfen zu müssen, stieß ihn nach wie vor ab. Seine Wünsche gingen doch auf eine gelehrte Stellung, sei es als Professor der Geschichte an irgend einer Universität, und wäre es Moskau oder Dorpat, oder doch als Bibliothekar, für welch' letztere Eventualität er schon jetzt am liebsten an Wien oder München dachte. Ja sogar in Paris oder — Rom meint er, könne er vielleicht sein Glück machen. Selbst die untergeordnete Beschäftigung an der Schaffhauser Zeitung war er bereit, fürs erste der Verweisung auf eine einsame Dorfpfarre vorzuziehen. Aber gerade dieses Loos war ihm zunächst bestimmt, und man fühlt sich versucht zu vermuthen, daß dasselbe, wie er von seiner Denkungsweise aus ja selbst auch befürchtete, auf seine fernere Entwickelung nicht am günstigsten eingewirkt und ihn in seiner bereits vorhandenen Einseitigkeit verhärtet hat. Nach einem bei Verwandten in Holland abgestatteten Besuche trat H. die Rückreise an, die ihn nach St. Blasien führte, wo der Vater eines seiner Göttinger Freunde, Ittner, gerade im Begriff war, die reiche und berühmte Abtei für den Großherzog von Baden in Besitz zu nehmen. Wir erwähnen diesen Besuch nicht ohne Grund. Hier trat nämlich H. der katholische Cultus, wenn nicht sogar der Katholicismus, zum ersten Male unter besonders imponirenden Umständen mit einer Macht entgegen, der er sich nicht entziehen konnte. Seine wenn auch noch latente innere Geistesverwandtschaft mit demselben regte sich vernehmlich und man muß sich wundern, daß er den ihn damals umstrickenden Eindrücken nicht gleich nachhaltiger nachgegeben hat. Er hätte dadurch sich und anderen viele Schwierigkeiten erspart.

Die auffallende innere Unklarheit Hurter's über diese Frage, die weiterhin doch eine Lebensfrage für ihn geworden ist, würde bei einem Laien entfernt nicht die verhängnißvolle Bedeutung gewonnen haben, wie bei einem Manne seiner Lage, der, wenn auch nicht ohne inneres Widerstreben, eben jetzt im Begriffe war sich dem Dienste der ihm angeborenen Kirche zu widmen. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, sah H. keine andere Wahl vor sich, als seine erwähnten höher fliegenden Wünsche vorläufig fallen zu lassen und sich der theologischen Prüfung zu unterziehen, die er trotz der diesen Studien bewiesenen Gleichgültigkeit mit Auszeichnung bestand. Zu gleicher Zeit ließ er das erste Bändchen seiner Geschichte König Theoderich's erscheinen, dem das Jahr darauf das zweite folgte, während das dritte unvollendet blieb. Schon das erste Bändchen hatte ihm die

Anerkennung seines berühmten Landsmannes Johannes v. Müller eingetragen, der freilich, wie bekannt, mit ermunterndem Lob zumal jüngeren Talenten gegenüber nie zu geizen pflegte; Müller mag H. überhaupt als Muster vorgeschwebt haben, und gewiß ist, daß er, als derselbe durch Napoleons Laune auf jenen hohen Posten am Hofe Jérôme's gestellt wurde, von dessen Gunst und Einfluß eine günstige Wendung in seiner Laufbahn erhoffte, wie sie seinen Neigungen und Fähigkeiten mehr entsprach: eine Hoffnung, die freilich mit Müller selbst bald genug zu Grabe getragen worden ist. Daß es übrigens in Hurter's Ideenwelt damals doch noch einigermaßen gährte, dürfte aus der Vorrede zum ersten Bändchen seines Jugendwerkes mit Grund geschlossen werden; die Arbeit selbst, auf ihren wahren Werth zurückgeführt, kann nur als ein tastender Versuch auf dem historischen Gebiete betrachtet werden, der hinter der Größe der Aufgabe weit genug zurückblieb und auf die späteren Behandlungen dieses Gegenstandes keinen sichtlichen und fördernden Einfluß ausgeübt hat.

Mittlerweile hatte den nicht viel über 20 Jahre alten H. bereits das Loos getroffen, dem er vergeblich zu entrinnen gedacht hatte, und war ihm (1808) die Pfarrei Beggingen im Klettgau übertragen worden, die er zwei Jahre später mit der von Löhningen, die in nächster Nähe von Schaffhausen lag, vertauscht hat. In dieser hat er aber bis zum J. 1824 aushalten, also im Ganzen 16 Jahre seines Lebens in der bescheidenen Stellung eines Landpfarrers zubringen müssen. Gleichwol sind diese Jahre für ihn in allen Richtungen entscheidend geworden. Daß er auch innerhalb des geistlichen Berufes früh sich ein höheres Ziel gesetzt hat und nicht als Landpfarrer sterben wollte, ließ sich nicht anders erwarten und war nach Lage der Dinge auch nicht unbillig. Er nahm innerhalb dieser Grenzen sofort die Position ein, zu der ihn seine eigenste Natur drängte. Einerseits arbeitete er im Dienste strenger Orthodoxie und trat überall den Erscheinungen des Rationalismus entgegen, andererseits setzte er seine ganze Kraft für die Erhaltung des alten Kirchenwesens und die Hebung der Stellung des geistlichen Standes ein. Die hierarchische Ader, die ihm üppig schlug, kam bei diesen Bestrebungen zur Geltung, und diese hierarchischen Bestrebungen standen wieder im engsten Zusammenhang mit seiner politischen Grundanschauung, die er selbst und seine Anhänger als eine specifisch erhaltende, mit aristokratischen Neigungen versetzte bezeichnet haben. Und in der That bildet dieser sogenannte conservative Grundzug den Mittelpunkt seines Wesens und lassen sich zugleich seine langsam hervortretenden katholisirenden Tendenzen am treffendsten daraus erklären: man kann vielleicht geradezu behaupten, erst seine politische Grundstimmung hat ihn zuletzt in die Arme des Katholicismus geführt, denn wäre das religiöse Bedürfniß das maßgebende gewesen, so hätte der Uebertritt viel früher geschehen müssen. Von selbst versteht es sich so, wie mächtig H. sich zu einem Manne wie K. L. v. Haller hingezogen fühlte, eine Sympathie, die allmählich in die engste Freundschaft überging; nicht minder begreift es sich so, daß er die Restauration in der Schweiz mit der höchsten Genugthuung begrüßte. Seine publicistische Thätigkeit in diesen Jahren, die sich auf die Mitarbeiterschaft an dem „A. Schweizerischen Correspondenten“ concentrirte, bewegte sich in der angedeuteten Richtung; gerade auch Fragen, welche die unabhängige Lage der katholischen Kirche, bez. deren Ansprüche auf eine solche betreffen, hat er in jenem Blatte als ein beredter Anwalt derselben schon in diesen Jahren verfochten.

Das J. 1824 brachte ihm endlich die Erlösung aus seinem untergeordneten ländlichen Amte und führte ihn in seine Vaterstadt zurück. Am 5. Septbr. d. J. wurde er zum Triumvir, d. h. zum zweiten Vorstand der Geistlichkeit des Kantons gewählt; als solcher war er der Coadjutor des Antistes und hatte dem Herkommen nach die sichere Aussicht eventuell der Amtsnachfolger desselben zu

werden. Er verdankte offenbar seinem bisherigen Auftreten diese Beförderung, die zwar, und aus demselben Grunde, nicht ohne wenn auch erfolglosen Widerspruch geblieben ist. H. gesteht übrigens selbst, daß er diese Stellung vorzugsweise darum gewünscht, weil er in sich die Kraft fühlte, mit ihr und durch sie mit größerem Erfolge als mancher Andere für die Hebung des geistlichen Standes und die Befreiung desselben von dem seiner Meinung nach auf ihm lastenden unbilligen Joche der weltlichen Gewalt zu wirken. Nach diesem Grundsatz hat sich denn auch seine neue Amtsthätigkeit gestaltet und hat er nicht gezagt, seinen sogenannten conservativen Ueberzeugungen gemäß, wenn es darauf ankam, auch neuernd, ja angreifend vorzugehen. Er arbeitete mit Nachdruck für eine an sich höchst nöthige Umgestaltung des Gymnasiums, aber zugleich in der Art, daß die leitende Oberaufsicht der geistlichen Gewalt, und zwar zunächst in seiner Person, zufiel. So bot er, und zwar nicht vergeblich, seinen ganzen Einfluß auf, um die Verdrängung des Heidelberger Katechismus durch einen von freierer Fassung zu verhindern. Nicht anders war seine Haltung in anderen näher oder ferner liegenden Fragen. Als im J. 1825 in Schaffhausen die Revision der Kantonsverfassung betrieben wurde — eine offenbar nicht unverständige Forderung — trat er diesem Verlangen mit allen Kräften entgegen, weil es ein Rütteln am Bestehenden war. Dem griechischen Freiheitskampfe hatte er anfänglich seine Sympathie zugewendet, bald aber ließ er sich hierüber von seinem Vater eines besseren belehren und erblickte zuletzt darin weiter nichts mehr als eine Erscheinungsform des überall offen oder verborgen wühlenden revolutionären Geistes. Unter diesen Umständen ergibt sich von selbst, welche Stellung er zu der Julirevolution des J. 1830 und ihren Rückwirkungen auf das übrige Europa und speziell auf die Schweiz nahm. Er sah sich durch sie mit seinem sogenannten conservativen System den Boden unter den Füßen hinweggezogen. Daß das legitime Europa den Sturz der Restauration in Frankreich ruhig geschehen ließ, ohne dazwischen zu fahren, hielt er für unverantwortlich: das Prinzip der „Nicht-Intervention“ in diesem Zusammenhange erschien ihm ein „satanisches“. Es ist kein Zweifel, die Julirevolution mit ihren Folgen hat auf die Steigerung seiner von Haus aus einseitigen Anschauungen fühlbar eingewirkt und ihn immer tiefer in die Sackgasse seiner starrsinnigen Grundsätze hineingetrieben, aus welcher er sich dann nicht mehr herauszuretten vermochte. Man kann aber ebensogut sagen, diesem ihm so antipathischen Ereignisse gegenüber hat sich sein wahres inneres Wesen, herausgefordert wie es sich hielt, erst recht entwickelt. Sein Verhältniß zu K. L. v. Haller wird erst jetzt recht warm und lebendig. Ueberhaupt tritt H. seit dieser Zeit zu seinen Gesinnungsgenossen in der Schweiz und bald auch außerhalb derselben in nähere Beziehungen und lebhaften Verkehr. Die politischen Veränderungen in einer Reihe von Kantonen erfüllten ihn mit ausgesprochenstem Widerwillen. Den verwandten Umgestaltungen in der Verfassung und den Verhältnissen des Kantons und der Stadt Schaffhausen widersetzte er sich nach Kräften, ohne das Verständige und Verkehrte zu sondern und zu unterscheiden, und manche Neuerung hat er doch nicht verhindern können. Dieses sein Auftreten hatte ihm nothwendig viele Gegner erweckt. So geschah es, daß, als im Januar 1833 die Stelle des Antistes erledigt wurde, man bei der Wiederbesetzung gegen das Herkommen den Triumvir überging und ihm einen hochbejahrten Landpfarrer vorzog. H. erblickte in dieser Thatsache allerdings eine kränkende Zurücksetzung, denn sein Selbstgefühl sagte ihm, daß er sich um die Kirche und Geistlichkeit des Kantons hinlänglich verdient gemacht habe, um auf jene höchste Stelle Anspruch machen zu dürfen. Er meinte sogar, daß die Stelle mehr seiner bedürfe als er der Stelle. Bei dieser seiner Umgehung mag, von politischer Gegnerschaft abgesehen, indeß doch auch schon ein gelinder Argwohn

gegen seine katholischen Verbindungen mit im Spiele gewesen sein, wenn diese auch nicht im ganzen Umfange schon bekannt sein konnten. In erster Linie waren es einige Klöster, wie Muri, Rheinau ꝛc., zu denen er schon seit Jahren in nahe persönliche Beziehungen getreten war. Nicht blos seine litterarischen Interessen, sondern zugleich seine allgemeinen Ueberzeugungen hatten ihn auf diese Seite geführt. Schon im J. 1827 hatte er eine Schrift „Ueber innere Begründung der schweizerischen Benedictinerklöster. Sendschreiben an einen Ordensgeistlichen“ erscheinen lassen. Einerseits wollte er auf diesem Wege eine größere Sicherung des Bestandes dieser Institute, andererseits die Ermöglichung größerer wissenschaftlicher Unternehmungen herbeigeführt wissen. Durch eben diese Schrift ist H. auch zum ersten Male mit der päpstlichen Nuntiatur in der Schweiz und mittelbar mit dem päpstlichen Hofe selbst in nähere Berührung gekommen, die sich dann immer lebhafter und inniger gestaltet hat. Und als im J. 1834 der erste Band seiner „Geschichte des Papstes Innocenz III.“ an das Licht trat, richtete die ganze katholische Welt mit der gespanntesten Theilnahme ihr Auge auf den protestantischen Verfasser. Wie hoch man auch das wissenschaftliche Verdienst des Werkes anschlagen mag, gewiß bleibt es, daß der Erfolg desselben zum überwiegenden Theile der protestantischen Confession und der Stellung seines Urhebers innerhalb derselben zugeschrieben werden mußte und muß. Der Plan dieses Unternehmens war in H. schon vor zwei Jahrzehnten in der Einsamkeit seiner Dorfpfarre entstanden; die Neigung zu historiographischen Arbeiten war ja alt bei ihm, jedoch war es seit den beiden ersten Bändchen über König Theoderich bei wenigen unvollendeten Versuchen geblieben. Noch Johannes v. Müller hatte ihm die Geschichte und das Zeitalter der Staufer als Thema empfohlen, das aber ohne Zweifel in F. v. Raumer den geeigneteren Bearbeiter gefunden hat. Wenn sich H. dann für Innocenz bestimmte — allerdings ein großer Moment im staufischen Zeitalter —, so war es nicht ein Zufall, der ihn für diese Wahl entschied, sondern die innere Geistesverwandtschaft, der hierarchische, theokratische Grundzug seiner Seele, der ihn dabei bestimmte, so wenig man auch von der Genialität, die man dem Papste bereitwillig zugesteht, seinem Geschichtschreiber zugestehen könnte. Im Verlaufe von 10 Jahren sind die umfangreichen Bände des Werkes zu Tage gefördert worden: ein breiter Stoff ist in demselben bewältigt, an Arbeitskraft hat es H. überhaupt nicht gefehlt. Es war eine hingebende Verherrlichung des Mittelalters und der mittelalterlichen kirchlichen Ideen und Erfolge auf ihrem Höhepunkte, die in diesem Werke geboten wurde. H. war mit einem Schlag ein berühmter Mann, die ganze katholische Welt gerieth darüber in Bewegung, während von Seiten der Protestanten meist ein gedämpfterer Ton angeschlagen wurde. Meinte doch Hurter's Freund, K. L. v. Haller, „in diesem Buche sei kein protestantisches Wörtlein enthalten und wenn Stolberg nach seinem Uebertritte zu sagen pflegte, er habe noch zu viel protestantisches Blut, so fließe in Hurter's Adern wahrlich schon jetzt kein Tropfen mehr darin.“ Darauf allein kam es aber zunächst doch nicht an: man hätte in erster Linie vor Allem nach dem wissenschaftlichen Werthe des Werkes fragen sollen; aber weil die Parteien sich desselben bemächtigten, gelangte man selten zu einer ruhigen Beurtheilung desselben. Als es später geschah, war das Urtheil oft ein strenges, zum Theil abweisendes. Die angebliche Unbefangenheit des Autors ist allerdings eine Fiction; er pochte darauf mitten in der dargestellten Zeit seine Stellung zu nehmen, und eben darum vermochte er nicht sich über sie zu stellen; die Sichtung des massenhaften Stoffes reicht nicht immer aus, die auseinander gehäuften Thatsachen vertragen, sowie sie vorgetragen werden, die kritische Prüfung gar zu häufig nicht, von einer geistvollen Durchdringung des Stoffes ist keine Rede, eine

künstlerische Behandlung des Gegenstandes trotz aller aufgewandten Ornamentik und Malerei läßt sich vermissen. Es weht uns aus den vier dicken Bänden ein Geist entgegen, der in eine von ihm keineswegs richtig verstandene und begriffene Epoche sich litterarisch geflüchtet hat, weil er sich in seiner eigenen Zeit unbehaglich fühlte und sein Verlangen nach einer, der starrsten Autorität preisgegebenen Weltordnung nicht erfüllt sah. Wenn man auf Seite der katholischen Welt schon nach dem Erscheinen der ersten Bände rühmte, daß der Verfasser demnächst in den Schooß der Mutterkirche zurückkehren würde, so erfüllte sich allerdings diese an sich nicht unberechtigte Hoffnung keineswegs: H. blieb vielmehr vorläufig unentwegt auf der einmal gewählten Linie stehen; interessanter konnte er seinen Bewunderern auf jeden Fall nicht mehr werden, obwol eine solche Erwägung ihm sicher ferne lag. In seiner nächsten Umgebung war man allerdings über diese seine litterarische Manifestation betroffen, doch ging das nicht so tief, daß man, als im J. 1835 die Stelle des Antistes wieder erledigt wurde, sich hätte dadurch abhalten lassen, ihn nun wirklich an diese Stelle zu setzen; die conservativen Elemente im Kanton waren noch immer stark genug und überdies fehlte es offenbar an einem Manne, den man ihm hätte gegenüber stellen können.

So hatte H. denn das Ziel erreicht, das sich sein Ehrgeiz, oder doch sein Verlangen nach einem ihm zusagenden Wirkungskreise zunächst gesetzt hatte. Bezeichnend war es daher, wenn auch folgerecht, daß gerade in den katholischen Kreisen über seine Erhebung besonders lebhafte Freude herrschte. Wie nicht anders zu erwarten, entwickelte H. in seiner neuen Stellung eine Thätigkeit, wie sie seinen uns bekannten hierarchischen Gesinnungen gemäß war. Der geistliche Stand sollte in allen Richtungen selbständig gestellt, über den der Laien erhoben und auch äußerlich von ihm unterschieden werden. Und wenn gerade die katholischen Kreise seine Erhebung lebhaft begrüßt hatten, so ließ ihnen H. diese Theilnahme nicht unvergolten: es geschah wesentlich durch seine Bemühung, daß der vergleichungsweise geringen Anzahl von Katholiken in Schaffhausen und Umgegend im J. 1837 eine Kapelle für ihren Gottesdienst unter bestimmten Bedingungen eingeräumt wurde. An sich gewiß nichts tadelnswerthes und ein Zeichen löblicher Toleranz. H. that noch mehr, er bot sein Ansehen in der katholischen Welt auf, um durch Geldbeiträge die völlige Verwirklichung jenes Actes der Duldung und die Gründung einer förmlichen katholischen Pfarrei herbeiführen zu helfen, eine Bemühung, für welche ihm die lobende Anerkennung von Seiten des Nuntius in Luzern nicht entging. Wenn katholischer Seits zu Gunsten in ähnlicher exponirter Lage sich befindlicher Protestanten dieses Beispiel nachgeahmt wurde, so konnte gegen eine solche Anschauung des Antistes auch eine strenge protestantische Denkweise wenig einwenden; indessen muß man zugeben, daß gerade angesichts der offensiven Wendung, die der ultramontane Geist eben seit dem J. 1837 nahm, zu solch' einer Gegenseitigkeit weniger als je Aussicht geboten war, und es darf uns daher nicht verwundern, wenn in der nächsten Nähe diese und verwandte Bestrebungen des Antistes mit Argwohn oder Mißtrauen betrachtet zu werden anfingen. Man hatte am Ende auch ein Recht zu fragen, stand es einem Manne in der Stellung Hurter's so ganz an, sich die Beförderung der katholischen Interessen in so auffallender Weise angelegen sein zu lassen und alle seine Sympathien nach dieser Seite hin zu wenden, wo der Protestantismus ein so weites Feld der Thätigkeit übrig ließ? Ein protestantischer Laie befand sich mit einer solchen Stimmung in einem ganz anderen Falle; aber der geistliche Vorstand einer protestantischen Kantonsgemeinde mußte doch etwas vorsichtiger zu Werke gehen, oder, wenn seine Ueberzeugung ihn in dieser Richtung trieb, — wogegen nichts einzuwenden war — so mußte er so gerecht denkend sein und die Stelle

niederlegen, ehe das Mißtrauen gegen ihn zum Angriffe überging. Wir möchten nicht mißverstanden sein: nicht seine hierarchischen und katholisirenden Ueberzeugungen möchten wir H. zum Vorwurfe machen, sondern daß er mit ihnen gewaltsam an einem Amte festhielt, mit welchem sie sich, wenn man billig sein will, schon nicht mehr vertrugen. Es gilt hier dasselbe, was von seinem späteren Uebertritte: nicht daß er übertrat war ein Unrecht, sondern daß er so spät übertrat. Fühlte er sich doch immer stärker nach der Seite und zu den Mächten hingezogen, auf und von welchen man manches, aber gewiß nicht eine wohlwollende Gesinnung gegen die Interessen des Protestantismus voraussetzen durfte. Von seinen näheren Verbindungen mit einer wachsenden Anzahl katholischer Notabilitäten ist schon gesprochen worden, den „historisch-politischen Blättern", die zum Ruhme seines Innocenz nicht wenig beigetragen, hat er sich in dieser Zeit genähert und ist bald Mitarbeiter derselben geworden, noch vor seinem Amtsrücktritt, nicht blos vor seinem Uebertritt. Im Herbste 1838 machte er eine Reise nach Mailand, zu der Zeit der Festlichkeiten, die mit der Krönung Kaiser Ferdinand I. zum lombardisch-venetianischen Könige verbunden waren. Er wurde von Metternich selbst, bei dem ihm Jarcke vorgearbeitet hatte, mit auszeichnender Artigkeit aufgenommen und kehrte höchst befriedigt über die Alpen zurück. Im Sommer 1839 unternahm er eine Reise nach Oesterreich, bis Wien und Preßburg, und überall waren es die Vertreter des Systems, die Fürsten der Kirche und die stolzen Abteien des Landes, die er aufsuchte und die ihn gern als Gast begrüßten. Eine Beschreibung dieses seines „Ausfluges nach Wien und Preßburg" (Schaffhausen 1840, 2 Bdchen.) ließ über den inneren Zug, der ihn zu dieser Reise getrieben hatte, keinen Zweifel übrig, wenn die nächste äußere Veranlassung derselben auch nur die Verbringung eines seiner Söhne in die Wiener k. k. Ingenieur-Akademie war, — doch die Aufnahme seines Sohnes in jene Anstalt war schon ein Zeichen der Gunst, welche ihm die herrschenden Wiener Kreise zugewendet hatten. Ein Exemplar dieser Schrift hat er auch der Erzherzogin Sophie von Oesterreich und dem k. Minister v. Abel in München überreicht und dafür warme Anerkennung davon getragen; mit Herrn v. Abel stand er seit dieser Zeit in immer wieder erneuter Verbindung, und es scheint, daß es nicht dessen Schuld war, daß H., als seine Stellung in Schaffhausen unhaltbar wurde, nicht in München einen Ersatz dafür fand; aber König Ludwig, dem er sich wiederholt zu nähern versuchte, hat offenbar eine weniger starke Sympathie für ihn empfunden.

Die Zeit, in welcher Hurter's amtliche Stellung in Schaffhausen in Gefahr gerieth und zuletzt unhaltbar wurde, nahte jetzt heran. Wer von den Unbefangenen wollte sich wundern, daß das Mißtrauen in seine protestantische Gesinnung endlich durchbrach? Man kann sich eher darüber wundern, daß das so spät geschah. Manche freilich von den katholisirenden Beziehungen Hurter's aus jener Zeit sind vielleicht nicht recht bekannt geworden; auch in seinen bez. Schriften, wie der „Antistes Hurter" und „Geburt und Wiedergeburt" übergeht H. doch Einiges, was zur vollkommenen Uebersicht dieser seiner Beziehungen und Anstrengungen gehört, und was wir erst durch die bez. Ergänzungen erfahren, die sein Biograph gibt — das einzige Gute, was wir der weitschichtigen und geistlosen Arbeit desselben nachrühmen können. Nach diesen authentischen Mittheilungen erstreckten sich diese Beziehungen Hurter's ungemein weit und waren seine Bemühungen um das Interesse des Katholicismus doch ungemein hoch entwickelt. Man braucht dort (S. 325 ff.) blos zu lesen, was über Hurter's Einmischung in die Verhältnisse der katholischen Kirche Badens in den J. 1838 und 1839 berichtet wird, um zu verstehen, was wir meinen. H. operirt gegen die liberale Partei des katholischen Klerus in Baden bei dem Nuntius in Luzern,

strengt sich an, den Erzbischof Demeter von Freiburg in schärfere Gangart zu versetzen, und ein nicht ohne sein Zuthun hervorgerufenes päpstliches Breve an denselben wird ihm ausdrücklich durch Hurter's Hand zugestellt. Daß H. die Angelegenheiten der Thurgau'schen Klöster verfocht, war kein Geheimniß und konnte unter Umständen wol auch von einem Protestanten geschehen; ein anderes war es aber doch, daß es gerade von einem Manne seiner Stellung geschah, der zugleich außerdem schon so viele unverkennbare Beweise seiner lebhaften Sympathie für die katholische Sache gegeben hatte. Genug, eines war zum anderen gekommen, die politischen wie kirchlichen Gegner Hurter's lagen auf der Lauer und eine geringfügige Veranlassung wurde Ursache, daß endlich (im Frühjahr 1840) der Sturm gegen ihn zunächst von Seiten seiner Amtsbrüder losbrach, welchem sich dann rasch die von ihm standhaft verachtete öffentliche Meinung anschloß. Die Bewegung ergriff alsbald weitere Kreise und rief zugleich die wärmste Theilnahme für den Angegriffenen von Seiten namentlich seiner katholischen Freunde hervor. Doch zeigte es sich bei dieser Gelegenheit auch, daß seine Freunde das Unhaltbare seiner Stellung richtiger beurtheilten als er selbst. K. L. v. Haller schrieb ihm dies jetzt mit dürren Worten: „Aller Augen der Katholiken sowol als der Protestanten waren seit lange auf Ihre Person gerichtet: Sie aber befanden sich in einer solchen Stellung, bei der Sie keine Ruhe haben konnten.“ Daran knüpft er dann in höchst kräftiger Weise die Mahnung, H. möge sich der katholischen Kirche anschließen. Was die „Amtsbrüder“ jetzt von H. verlangten, war — von ihrem Standpunkte aus — ein ähnliches, d. h. sie wollten eine Klärung eines unerträglich zweideutig gewordenen Zustandes herbeiführen. Sie verlangten von ihm weiter nichts als eine unumwundene Erklärung, „ob er der evangelischen Kirche noch von Herzen zugethan sei“, um so den Verdacht, der ihn des Kryptokatholicismus beschuldigte, zu zerstreuen. H. gab aber diese Erklärung nicht, bestritt die Competenz der Fragesteller und verwies auf seine 30jährige Amtsthätigkeit. Jedoch kamen die Dinge nicht gleich zum Bruche. Es fehlte auch nicht an Parteigängern Hurter's auf protestantischer Seite, die, um des lieben Friedens willen nach einem Ausgleich suchten, und die weltlichen Behörden nahmen keineswegs so schnell und entschieden Stellung zu der kritischen Frage, als die Urheber derselben wünschen mochten. So vergingen Monate, ohne daß eine Entscheidung näher rückte; mittlerweile trat H. aus seiner Zurückhaltung heraus, hob den Handschuh auf und ging unter der Form der Vertheidigung nun seinerseits zum Angriff über; denn anders kann man sich über seine Schrift: „Der Antistes Hurter von Schaffhausen und sogenannte Amtsbrüder“ nicht wol ausdrücken. Die Schrift ist in erster Linie doch apologetischer Natur und mit Leidenschaft geschrieben. Der gekränkte Stolz des Hierarchen schlägt mit gewaltiger Wucht um sich und er meint nicht anders, als die vermeinten Urheber des Angriffes zu zermalmen. H. pocht dabei auf seine Verdienste um die Schaffhauser Geistlichkeit und Kirche, aber den eigentlichen Differenzpunkt berührt er wenig und schafft er ihn jedenfalls nicht bei Seite. Im Uebrigen erklärt er sich unter bestimmten Voraussetzungen immer noch zur Versöhnung bereit. Wie der ganze Hergang, so hat namentlich auch diese Schrift viel Geräusch verursacht und auf Seite seiner Freunde und Anhänger lauten Beifall gefunden, aber gerade dieser ihn wiederum in seinem einmal eingenommenen Standpunkt womöglich verhärtet. Die aufgetauchte Möglichkeit einer Verständigung verflog darum schnell; es konnte auch nicht anders kommen, von keiner Seite fühlte man sich geneigt etwas zurückzunehmen; der sogenannte Convent der Cantonsgeistlichkeit zumal blieb fest auf seiner ursprünglichen Forderung bestehen. So wurde der Bruch perfekt und H. that den Schritt, der, früher gethan, ihm diese peinliche

Erfahrung erspart hätte: er legte alle seine Aemter nieder und nahm seine Entlassung, die ihm auch in würdiger Form (Ende März 1841) gegeben wurde. —
So war H. nun frei und sich selbst zurückgegeben, der Stellung los, die seinem eigensten Wesen nach dem aufrichtigen Urtheile seiner besten Freunde eine peinliche Zurückhaltung auferlegt hatte. Wenn aber nun manche hofften, er würde nun ohne Zeitverlust den Entschluß fassen, den sie ihm schon früher und öfters nahe gelegt hatten, so täuschten sie sich wiederum. Hatte H. doch erst ein Jahr vorher in seinem „Antistes“ ausdrücklich versichert, daß er sich um das katholische Dogma bislang wenig bekümmert habe; das war ja der seltsame Widerspruch dieses Zustandes: er stürzt, weil er im Verdacht des Kryptokatholicismus steht, er kennt das katholische Dogma erst aus der Entfernung und doch kann ein unbefangener Beobachter nicht sagen, daß ihm Unrecht geschehen sei! H. fuhr trotz allem Vorausgegangenen fort, seinen Aufenthalt in Schaffhausen zu nehmen. Seine auswärtigen Anhänger hofften wol da und dort ihn auf eine ehrenvolle Art aus dieser Lage befreit zu sehen; Münchener Freunde dachten sogar daran, ihn zum bairischen Gesandten bei der Eidgenossenschaft ernannt zu sehen, doch gerade dieses war nichts als ein frommer und kühner Wunsch. Die nächste Folge seiner Amtslosigkeit war, daß H. sich immer hingebender und ausschließlicher in die Förderung der katholischen Interessen vertiefte. In erster Linie nahmen die Schwierigkeiten, mit welchen die katholische Kirche in der Schweiz zu kämpfen hatte, seine Thätigkeit in Anspruch. Unermüdet stand er ihr überall mit Rath und That zur Seite. Für die eben damals aufgehobenen aargauischen Klöster trat er als eifriger und, man kann sagen, als leidenschaftlicher Anwalt auf. Es galt ihm in diesem Falle die bedrohte conservative Sache und das angegriffene Recht zu vertheidigen. Zu Metternich trat er aus der Entfernung in immer nähere Beziehungen, und seine Schuld war es nicht, wenn Oesterreich sich jetzt nicht unmittelbar und nicht blos mit diplomatischen Mitteln in die Angelegenheit mischte. Es ist nicht zu viel behauptet, ja H. gibt es selber zu, sein schweizerischer Patriotismus ist über diesen Kämpfen in die Brüche gegangen, wie kurz zuvor die Anhänglichkeit für seine Vaterstadt; da das Vaterland andere Wege einschlug als er gut hieß, so war er bereit das Vaterland preiszugeben! Und nicht blos Oesterreich, auch Frankreich hätte er gerne zu diesem Zwecke gegen die Schweiz aufgerufen. Seine Reise nach Paris im J. 1843 hatte eingestandener Maßen keinen anderen Grund gehabt. Seine Schrift über die „Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz“ legt seinen Standpunkt in dieser Frage hinlänglich klar. Daß er dem Nuntius nun noch näher trat, verstand sich von selbst, er stand mit ihm in ununterbrochenem engsten Verkehr. In der Jesuitenfrage, die allmählich in den Vordergrund zu treten anfing, stand er ganz auf ihrer Seite und man braucht blos die bez. Ausführungen im dritten Bande von „Geburt und Wiedergeburt“ zu lesen, um seine Anschauung in diesem Punkte authentisch kennen zu lernen. Aber auch diese Stellungnahme war nur eine Consequenz des von ihm einmal ergriffenen Systems. Mit nicht geringerem Eifer verfolgt H. in dieser Zeit den Gang der Angelegenheiten der katholischen Kirche im nahen Baden und Württemberg. Die Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg i. Br. nach Demeter's Tode in der Person H.'s v. Vicari ist nicht ohne sein Zuthun geschehen, und man sieht nicht ganz deutlich durch, ob die Ausschließung Hirscher's gegen oder mit seinem Willen erfolgt ist. An den Schwierigkeiten, die damals dem gemäßigt denkenden Bischof von Rottenburg, v. Keller, von Seiten der ultramontanen Heißsporne im eigenen Klerus gemacht wurden, war H. nicht unbetheiligt, er bildete das Bindeglied zwischen ihnen und dem Nuntius in Luzern. Aus der Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen gingen eine Anzahl

Schriften hervor, die im stimulirenden Sinne die bez. brennenden Fragen behandelten. H. selbst hat in den historisch-politischen Blättern wiederholt und in gleicher Richtung geschrieben und agitirt.

Wenn H. noch immer zögerte den letzten Schritt zu thun und sich offen und ganz der Kirche anzuschließen, der er eine angesehene Stellung zum Opfer gebracht hatte, zu deren Förderung er seit Jahren alle seine Kräfte in Bewegung setzte, so mochte dies Freunden wie Gegnern mit Recht auf die Dauer unverständlich erscheinen. Und doch ist das eine gewiß: bis zu seinem Ausscheiden aus seinem Amte hat er jene Frage kaum jemals reiflich erwogen. Dieser seiner Versicherung dürfen wir unbedenklich glauben, und ohne das Vorgehen seiner Amtsbrüder wäre er nach wie vor in der seltsamen Stellung verblieben. Erst von jener Zeit an, die er als eine Zeit bitterer Kränkung und schweren Unrechts betrachtete und in der zugleich bittere häusliche Trübsal ihn heimsuchte, hat er diesen Schritt in eine immerhin noch langsame Erwägung gezogen. Das Studium von Möhler's Symbolik, weiterhin die Reise nach Frankreich und der Aufenthalt in Paris — wo man ihm zugleich auf's sympathischste entgegenkam — haben im Zusammenwirken mit den gemachten Erfahrungen, mit den allgemeinen Verhältnissen und seinen vielfachen persönlichen Beziehungen den entscheidenden Entschluß in ihm gereift. Was schon längst hätte geschehen können, vollzog sich zuletzt doch unerwartet rasch. Im Februar 1844 trat er die Reise nach Rom an, wo er von allen kirchlichen Kreisen auf's schmeichelhafteste, von Papst Gregor XVI. selbst auf's gewinnendste aufgenommen wurde. Nach einem Ausflug nach Neapel, wo er das Wunder des heiligen Januarius angestaunt hatte, legte er in Rom am 16. Juni in die Hände des Cardinals Ostini das katholische Glaubensbekenntniß ab und wurde in den Schooß der katholischen Kirche als ein willkommener Sohn aufgenommen. — —

Von dieser Zeit an verliert das Leben Hurter's einen guten, ja den besseren Theil des Interesses, mit welchem man es bis dahin begleitet hat. Von da an ist es ein fortgesetztes Herabsteigen, die Position, die er fortan einnimmt, entbehrt des Schwunges und der Kraftäußerung, die er in den vorausgegangenen Stadien entwickelt hat. Für seine eigenen Freunde bedeutet er der Natur der Dinge nach nicht mehr das, was er ihnen Dank seiner öffentlichen Stellung vor seinem Uebertritte bedeutet hat. Unter allen Umständen ist seine Situation eine andere.

Nach Schaffhausen zurückgekehrt, fing er an die Geschichte seiner inneren Entwickelung zu schreiben, die unter dem Titel „Geburt und Wiedergeburt“ in 3 Bänden 1844—45 erschien. Die Schrift fand viele Theilnahme, wie sein Uebertritt selbst zunächst sie ja ebenfalls gefunden hatte, rief aber, wie dieser, von der gegnerischen Seite lebhafte und oft unfreundliche Erörterungen hervor. Sie hat der Reihe nach bis 1867 vier Auflagen erlebt. Die Darstellung ist indeß in Nebendingen viel zu breit und doch, wie schon angedeutet, ist einiges übergangen, was zum Gesammtbilde von Rechtswegen gehört. Manches war der Natur der Sache nach schon im „Antistes“ vorgetragen worden. Die Lage Hurter's in Schaffhausen war jetzt übrigens noch weniger angenehm als früher, und nur eine so eigensinnige Natur wie die seinige mochte sie erträglich finden. Das Gefühl und wol auch die gewisse Hoffnung, daß seine Geduld auf eine nicht zu schwere Probe gestellt werden würde, ließen ihn nicht verzagen. Einen Antrag, als Professor der Geschichte nach Luzern zu gehen, lehnte er ab. Daneben widmete er dem Schicksale der katholischen Interessen in und außerhalb der Schweiz jetzt ein, wenn möglich noch gesteigerteres Interesse. Für die Jesuiten, deren Berufung nach Luzern eben erst in den Vordergrund gerückt wurde, trat er mit einer eigenen Schrift ein. Ganz besonders beschäftigte ihn die Errichtung

eines Bisthums in St. Gallen; schon während seines Aufenthaltes in Rom hatte er dafür gewirkt. Da schlug endlich die Stunde der Erlösung. Am 18. Januar 1845 erhielt H. einen eigenhändigen Brief Metternich's, der seine Berufung nach Oesterreich einleitete. Wir erinnern uns, seit Jahren waren Hurter's Gedanken nach Wien gerichtet gewesen; im letzten Jahrzehnt hatte er nähere Verbindungen mit der Staatskanzlei eingeleitet, manche Denkschrift von seiner Hand war dahin gewandert, mit der Erzherzogin Sophie, Erzherzog Johann, dem Kaiser Ferdinand selbst hatte er aus der Entfernung Anknüpfungspunkte gesucht oder gefunden. Mehrfache Aufmerksamkeiten waren ihm oder den Seinigen von dorther erwiesen worden. Metternich hatte, wie er selbst schreibt, schon bei der Lectüre des Innocenz in H. seinen Mann erkannt, und man mag sich nur wundern, daß er sich so lange besonnen hat den Mann sich zu holen, der ein Mann nach seinem Herzen war. Es ist auch kein Zweifel, in dem damaligen Oesterreich allein konnte H. eine Stellung finden, die ihm eine größere Perspektive eröffnete. Das Metternich'sche System und Hurter's System ergänzten sich vollkommen. Daß Jarcke zu jenem Entschluß des Fürsten mitgewirkt, darf man nach Allem vermuthen. H. reiste sofort nach Wien und das Ergebniß der Verhandlungen war, daß er als k. k. Hofrath und Historiograph mit einem relativ ansehnlichen Gehalte in die Dienste Oesterreichs trat; die Ernennung datirt vom 1. Januar 1846.

So sah sich H. an einem längst ersehnten Ziele; ein Traum seiner Jugend war verwirklicht, wenn auch die Vermuthung nahe liegt, daß er einen praktischen Wirkungskreis, wie ihn z. B. mehrere Jahre später Bernhard v. Meyer aus Luzern ebendaselbst fand, vielleicht vorgezogen hätte. Die Aufgabe, die H. als Historiograph gestellt wurde, war eine Geschichte Kaiser Ferdinand II., — es war damit wenigstens vernehmlich angedeutet, was man von ihm erwartete. Diese Anstellung Hurter's fand übrigens auch in Oesterreich keineswegs überall Beifall und ohne die Festigkeit Metternich's hätte sie leicht noch im letzten Augenblicke durchkreuzt werden können. Von der politischen Seite der Sache abgesehen, sahen sich die österreichischen Gelehrten durch sie zurückgesetzt. Sind ihm die Thore der Akademie der Wissenschaften ja bis zu seinem Ende verschlossen geblieben! Dem neuen Historiographen wurden übrigens die Archive zu freiester Benutzung zur Verfügung gestellt und er begann auch sofort seine Arbeit auf einem Gebiete, das ihm bisher trotz aller Begeisterung für das Haus Oesterreich doch ein durchaus fremdes geblieben war. Nebenher behielt er die allgemeinen katholischen Angelegenheiten, zumal auch im Lande seiner Geburt, unentwegt im Auge, dessen Blick freilich immer einseitiger und beschränkter wurde. Er bildet sogar eine Art von Mittelpunkt der conservativen litterarisch-politischen Interessen in Wien und an Vorschlägen zu deren Förderung ließ er es nicht fehlen. Die Verwickelungen in der Schweiz, die mit dem Sonderbundskriege und der Niederlage der alten Kantone endigten, setzten ihn mehr als alles andere in Athem und es läßt sich denken, daß er mit der Haltung der österreichischen Regierung in dieser Frage nichts weniger als zufrieden war, er hätte ja so gerne wenigstens einen bewaffneten Einschüchterungsversuch gegen die liberalen Kantone hervorgerufen. Auch sonst erlebte er von dem herrschenden System manches, was ihm nicht behagte; machte die österreichische Censur ja sogar Schwierigkeiten, als es sich um die Veröffentlichung des ersten Bandes seiner Geschichte Kaiser Ferdinand II. handelte: daß diese Waffe eine zweischneidige sein könne, war ihm etwas ganz Neues!

Und nun kam das J. 1848; das System, das den Namen seines Meisters führte und das er hatte mit stützen sollen, brach über Nacht widerstandslos zusammen, seiner Meinung nach freilich nicht zum geringsten Theile darum, weil es sich gegenüber den Angriffen des Radikalismus und der Revolution —

womit er jeden Zweifel an der Recht- und Zweckmäßigkeit des Bestehenden und Ueberlieferten zu bezeichnen pflegte — zu zaghaft und nachgiebig benommen hatte. Die Rückwirkungen des Sieges der liberalen Ideen in Oesterreich gingen aber auch an ihm nicht schonend vorüber, zum deutlichen Beweise, wie übel auf dieser Seite seiner Zeit seine Berufung vermerkt worden war. Am 22. Juli 1848 wurde ihm amtlich mitgetheilt, daß er durch allerhöchste Entschließung vom 16. Mai d. J. seiner Stelle enthoben sei; doch solle ihm sein Gehalt noch für ein Jahr gewährt und zugleich gestattet werden, daß er die bereits gesammelten Materialien und gemachten Vorarbeiten für die ihm früher übertragene Geschichte Kaiser Ferdinand II. behalten dürfe und, falls er das angefangene Werk auf eigene Rechnung fortsetzen wolle, ihm hierzu auch ferner „aller thunlicher Vorschub zu leisten sei". Auf eine solche Rückwirkung der Revolution auf sein Geschick war er kaum gefaßt gewesen; im ersten Augenblicke der Entrüstung dachte er daran, das undankbare Oesterreich ganz zu verlassen und etwa nach München überzusiedeln, doch ließ er diesen Gedanken schnell wieder fallen. Er hoffte wahrscheinlich, daß eine seinen Ansprüchen günstige Wendung der allgemeinen Lage der Dinge nicht ausbleiben könne, und durfte überdies überzeugt sein, daß der Hof ihn nicht freiwillig hatte fallen lassen: vor Allem auf die Fürsprache der Kaiserin war seine Zuversicht gebaut. Er ging daher bald daran gegen das ihm Widerfahrene zu protestiren und eine Zurücknahme seiner Absetzung zu bewirken. Doch kam er nicht so schnell, als er angesichts des beginnenden Umschwungs hoffen zu dürfen glaubte, zum Ziele. Fürst Felix von Schwarzenberg, der Chef des neuen antirevolutionären Ministeriums, bewährte, Hurter's Meinung zufolge, seinen Reklamationen gegenüber durchaus nicht das Entgegenkommen, wie er es erhofft hatte. Erst Anfangs October 1849 wurde, nachdem H. Himmel und Erde bewegt hatte, seine Absetzung aufgehoben, ohne daß aber seine vollständige Rehabilitirung erfolgte, sondern er wurde mit einem entsprechenden Gehalte in den Ruhestand versetzt. Zugleich setzte ihm der Kaiser aus seiner Privatkasse eine Summe von jährlich 500 fl. zum Zwecke der Ausführung des ihm seiner Zeit übertragenen Geschichtswerkes aus. Das Alles war zwar keineswegs das, was H. wollte und worauf er ein legitimes Recht zu haben glaubte, aber wohl oder übel mußte er sich vorläufig damit zufrieden geben. Inzwischen traten nach einander, im J. 1858, die beiden ersten Bände der „Geschichte Kaiser Ferdinand II." an das Licht, der erste Band Kaiser Ferdinand I., der zweite dem Fürsten Metternich zugeeignet. Dürfen wir über das in seinen Fortsetzungen sehr bändereich gewordene Werk gleich an dieser Stelle unser Urtheil aussprechen, so können wir nicht umhin zu bekennen, daß es hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben und im Vergleich zu seinem Innocenz sogar einen Rückschritt bedeutet. H. hat zwar mit ungemeinem Fleiß ein massenhaftes und vielfach prächtiges Material herbeigezogen, aber er hat den gewaltigen Stoff weder zu gestalten noch zu beseelen verstanden. Das schiefe Verhältniß, in welches er zu seiner eigenen Zeit gerathen, nimmt in diesem Werk einen für den unbefangenen Leser wahrhaft niederschlagenden Eindruck an und kommt immer wieder aufs Neue und in der peinlichsten Weise zum Ausdruck. Sein sogenannter conservativer Standpunkt und sein Rechtsgefühl haben ihm hier den schlimmsten Streich gespielt. Die Einseitigkeit und Beschränktheit, mit der er sich hier den geschilderten Ereignissen gegenüberstellt, suchen in der That ihres gleichen! Von einer künstlerischen Bewältigung des Stoffes ist ohnedem keine Rede. Man fühlt sich wol versucht zu sagen, hätte H. statt des Innocenz mit Kaiser Ferdinand II. debütirt, trotz allem und allem, er würde lange nicht eine ähnliche Wirkung damit erzielt haben. Wenn von Seiten seiner Parteigänger dem Werke zwar der übliche Weihrauch gestreut wurde, so vermochte das es gleichwol nicht besser

oder anziehender zu machen als es in Wirklichkeit war: der böse Geist der Verschrobenheit und der langen Weile, der es auf jedem Blatte beherrscht, ließ sich durch Beschwörungen dieser Art eben nicht austreiben. Wir können nicht helfen, es nimmt unter den von verwandter Tendenz getragenen Geschichtswerken der letzten 40 Jahre den untersten Rang ein. —

Mittlerweile vollzog sich in Hurter's Lage aber die so lange betriebene Wendung. Fürst Felix von Schwarzenberg, den er für seinen Gegner hielt, weil dieser so klug war zu glauben, daß mit Männern wie H. dem wiederhergestellten Oesterreich nichts genützt werden könne, trat vom Schauplatze ab und Buol-Schauenstein an seine Stelle. H. hatte sich in der Zwischenzeit mit dem Gedanken getragen, Wien zu verlassen und nach Schaffhausen, das er doch nicht vergessen konnte, überzusiedeln; schon hatte er sich die Erlaubniß erwirkt dort seinen Ruhegehalt verzehren zu dürfen; nun trat, im Zusammenhange mit der allgemeinen rückläufigen Bewegung zumal in Oesterreich, in seinem Schicksale ein vollständiger Umschwung ein, der alle seine Wünsche vollauf erfüllte. Seine Gönner und Fürsprecher hatten ja nun wieder freies Terrain. Genug, H. wurde durch kaiserliche Entschließung vom 10. Mai 1852 vollständig in seiner Stellung rehabilitirt und durch ein Decret vom 24. Juli d. J. sogar in den österreichischen erblichen Adelsstand erhoben: es sollte das vermuthlich eine Genugthuung für die vorausgegangene Unbill sein. Man kann sich denken, in welchem Grade dieser Akt von allen Verehrern und Gesinnungsgenossen Hurter's in Oesterreich, in der Schweiz und darüber hinaus getheilt wurde.

Noch 15 Jahre lang hat H. diese Befriedigung über seine amtliche Wiederherstellung genossen. Sie gehören nicht zu den interessantesten seines Lebens, er verhüllt sich immer tiefer in den Dunstkreis seines nun ultrakatholischen Pseudoconservatismus; der Spiritus ist vollends verflogen und das eitle Phlegma zurückgeblieben. Wir dürfen es uns ersparen, ihn auf diesem Wege mit einiger Ausführlichkeit zu begleiten. Daß er dem Gange der kirchlichen Reaction in Oesterreich mit voller Theilnahme folgte, braucht kaum erst ausdrücklich erwähnt zu werden; freilich leidet das Concordat des J. 1854 in seinen Augen an Halbheiten und hat zumal den Protestanten zu viele Zugeständnisse gemacht. Sein Held Ferdinand II. hat das allerdings besser verstanden! An die kirchlichen Vereine, die er hervorrief, präsidirte oder an denen er sich doch wenigstens lebhaft betheiligte und deren Wirkungskreis meist recht abgelegen war, soll des Ensembles wegen hier blos erinnert werden. Wichtiger ist, daß er bei der Gründung und Leitung der weiland Wiener katholischen Litteraturzeitung wesentlich betheiligt war, aber zugleich nicht verhindern konnte, daß sie trotz der Staatssubvention in Folge der schwachen Betheiligung der Kreise, auf die sie vor Allem berechnet war, aber auch aus Schuld einer unüberwindlichen Impotenz nach einer Anzahl Jahren zu Grabe ging. An den politischen Zeitläufen seiner letzten Jahre hat H. am wenigsten Freude erlebt: der Krieg des J. 1859, dann das liberale Ministerium von 1860 haben ihm schweren Kummer bereitet. Selbstverständlich suchte er die Gründe der Heimsuchungen, die über den Kaiserstaat hereinbrachen, auf der Seite, wo im schlimmsten Falle nur der kleinste Theil derselben lag. Seine litterarische Thätigkeit in diesen Jahren anlangend, bestand sie in der Hauptsache in der Ausführung der Geschichte Kaiser Ferdinand II., die allmählich auf 11 Bände anwuchs; nebenher liefen noch einige Monographien, die mit seinem Hauptwerke schon stofflich zusammenhängen, wie über die baierische Marie, die Mutter Kaiser Ferdinand II., über Wallenstein's vier letzte Lebensjahre, die Friedensbestrebungen Kaiser Ferdinand II. und die Geschichte des Kammerdieners Kaiser Rudolfs II., Philipp Lang u. dgl. Ein paar andere, populäre, aber von derselben Stimmung getragene Schriften dürfen hier übergangen werden.

H. hat, es ist dies nicht in Abrede zu stellen, bis in sein hohes Alter von der Basis aus, auf welche er sich einmal gestellt hatte, eine unermüdliche Rührigkeit und Thätigkeit entwickelt, allerdings fortgesetzt mit dem Gefühle kämpfend, daß die fortschreitende Zeit geneigt sei, über ihn und seine Bestrebungen ungelehrig hinwegzuschreiten. Die Frage, in welchem Verhältniß die Kräfte, über die er und seine Partei verfügten, zu ihren Entwürfen standen, und über die Natur dieser Kräfte hat er sich niemals vorgelegt. Tragisch genug, daß der ehemalige Antistes von Schaffhausen dahin gekommen war, in der Reformation den Anfang und die Quelle alles Uebels und alles Bösen in der Welt zu erblicken. Welche schlagendere Rechtfertigung hätten sich seine Amtsbrüder für die Frage, die sie vor 25 Jahren an ihn gestellt, wünschen können! Die letzte litterarische Arbeit, die H. beschäftigte, waren „Briefe über die Durchführung und Ausbreitung der Reformation". Man kann aus der Behandlung dieses Thema's in der Geschichte Kaiser Ferdinand II. zurückschließen, in welchem Geiste diese Schrift gehalten gewesen wäre. Schon war der Druck derselben begonnen, aber es war anders darüber bestimmt. Ende Juli 1865 hatte sich H. mit seiner Frau zum Sommeraufenthalt nach Graz begeben und am 28. August setzte ein Nervenschlag seinem Leben ein Ziel. Er hatte das 78. Jahr überschritten. Die katholische Welt hat mit ihm einen unermüdlichen, aufrichtig ergebenen, aber in seiner positiven Leistungsfähigkeit vielfach überschätzten Vorkämpfer verloren.

Ein annähernd vollständiges Verzeichniß von Hurter's Schriften findet sich bei Wurzbach, Bd. IX S. 445—46. Ebendaselbst auch Angaben über die Litteratur über Hurter. Eine ausführliche Biographie Hurter's in 2 Bänden hat sein Sohn „Heinrich v. H., Curatbeneficiat", in den J. 1876 und 1877 veröffentlicht; ihr Werth beschränkt sich aber ausschließlich auf das benutzte, zum Theil mitgetheilte neue Material vorzugsweise aus der Correspondenz seines Vaters; im Uebrigen darf sie als vollständig mißlungen bezeichnet werden. Was Rosenthal in seinem Buch über die katholischen Convertiten über H. sagt, ist kaum des Mannes würdig, welchen er verherrlichen will. v. Wegele.

Hürtlin: Veit H., ein Märtyrer der Reformationszeit. Er war Helfer in Weißenburg (wahrscheinlich Weißenburg im Nordgau, südlich von Nürnberg) und hat irgendwo in Kärnthen gefangen gelegen. Es gibt von ihm zwei geistliche Lieder, die bei Georg Wachter in Nürnberg gedruckt sind; nach Wackernagel stammt der Druck etwa aus der Zeit von 1540.

Wackernagel, Bibliographie, S. 162 Nr. 399; Das deutsche Kirchenlied, Bd. III S. 431 f. — Goedeke S. 223 Nr. 23. l. u.

Hurwitz: Abraham (b. Schabtai) H. aus Prag, der Sprosse einer alten und weitverzweigten jüdischen Famlie, aus der viele Rabbiner und Schriftsteller hervorgegangen sind, war ein Schüler des R. Mose Isserls in Krakau und später in Lemberg wohnhaft. Sein Jugendwerk „Berit Abraham", eine populäre Belehrung über Buße enthaltend, erschien gleichzeitig mit dem später berichtigten Commentare zu Maimuni's Ethik in Lublin im J. 1577. Im J. 1590 war sein Specialwerk über Benedictionsriten bereits vollendet (gedruckt 1597 in Krakau mit Ergänzungen von seinem jüngeren Sohne Jesaia; mit weiteren Nachträgen Amsterdam 1728). Sein Testament, geschrieben 1598, 1615 von seinem älteren Sohne Jakob, der auch zu ersterem Werke einige Glossen geliefert, mit zahlreichen Erläuterungen herausgegeben, enthält eindringliche durch Belege aus älteren Spruchbüchern unterstützte Ermahnungen zu einer streng moralischen Lebensführung. Er bekennt darin, daß er sich in seinen jüngeren Jahren manchmal im Trunke berauscht, später aber sich immer davor gehütet habe. Seine religionsphilosophischen Untersuchungen, auf die er einmal verweist, sind nicht auf die Nachwelt gekommen. Eine größere Berühmtheit als er hat sein bereits genannter Sohn:

Jesaia b. Abraham H. erlangt, dem oft das Prädicat „Der Heilige“ beigelegt wird. Er war ein Schüler R. Salomo's von Lublin. Auch Falk Cohen und Meir von Lublin waren seine Lehrer. Mit letzterem, mit Samuel Bacharach und dem Krakauer Rabbiner R. Phöbus stand er in Briefwechsel. Rabbinerstellen hat er nachweislich in Dubno (1600), Ostrog (1603), Frankfurt a. M. (1611) und Prag (1614) bekleidet. Letztere Stadt verließ er im J. 1621 und begab sich in Begleitung seiner zweiten Frau über Venedig, wo Jakob Heilprun und Leo da Modena ihn kennen lernten, nach Palästina, um sich für die Dauer daselbst anzusiedeln. Ein großer Ruf war ihm vorangegangen. Er hatte Tausende von Schülern zurückgelassen und durch seine öffentlichen Lehrvorträge, die von mächtiger Wirkung waren, sich ein hohes und weitverbreitetes Ansehen erworben. In den Gemeinden Syriens und Palästina's, durch welche ihn sein Weg führte, wurde er mit großen Ehren empfangen; Szafed, damals eine Metropole jüdisch-theologischer Gelehrsamkeit, und Jerusalem wetteiferten um den Vorzug, ihn zu ihren geistlichen Führern zählen zu dürfen. Er entschied sich für Jerusalem. Dortselbst vollendete er (1624) sein Hauptwerk „Schne Luchot ha-Berit (nach den Anfangsbuchstaben dieses Titels gewöhnlich Schluh genannt), eine theologische Encyklopädie, die er jedoch nicht zu veröffentlichen gedachte (Ed. princeps Amsterdam 1649) und einen mystagogischen Commentar zu dem jüdischen Gebetscyclus (Amsterdam 1717). Aus seiner früheren Lebensperiode stammt ein Commentar zu dem Ritualcodex des R. Mordechai b. Hillel, dessen erster Theil im Druck erschienen ist (Amst. 1757). Außerdem ist in neuerer Zeit auch ein Reisebrief Hurwitz' veröffentlicht worden. Er wollte auf die Verinnerlichung des religiösen Lebens hinwirken, hat aber durch die lurianische Kabbala, deren er sich hierzu bediente und der er so zugethan war, daß sie ihm als eine Art Offenbarung galt und er bedauerte, in den früheren Jahren statt mit ihr sich mit talmudischer Dialektik beschäftigt zu haben, nur die Verwirrung, die dieselbe in den Geistern hervorbrachte, für längere Zeit permanent gemacht. Aus Jerusalem flüchtete er, nachdem er in der Verfolgung, von der die Juden daselbst damals betroffen worden, mitgelitten hatte, nach Szafed und starb 1628 in Tiberias. Sein Sohn:

Schabtai b. Jesaia H., der sechs Jahre hindurch Prediger in Prag gewesen, nachher in Fürth, Frankfurt a. M., Posen (1643) und in seinen letzten zwei Lebensjahren (1658—1660) in Wien als Rabbiner gewirkt hat, lieferte einen Anhang zu dem Hauptwerke Jesaia's. Von größerem Belange ist sein aus seinem Nachlasse veröffentlichter Commentar zum ersten Talmudtractate. Auch sein Testament ist gedruckt.

Jesaia b. Schabtai H., ein Sohn des Vorigen, stand im brieflichen Verkehre mit Jair Chajim Bacharach, der an gediegener Gelehrsamkeit alle seine Genossen überragte und Juda Oettingen in Pfersee, dem fleißigen Compilator alter Schriften. Er war Rabbiner in Frankfurt a. M. (nachweislich 1678 bis 1685) und Posen, wo er 1689 starb. Sein Sohn:

Abraham b. Jesaia H., hat in dem Gebetbuchscommentare seines Urgroßvaters, den er zuerst edirte und in anderen Schriften seiner Vorfahren, die er von Neuem herausgab, auch verschiedene Bemerkungen seines Vaters mitgetheilt. — Noch sind zu erwähnen:

Schabtai (Scheftl) b. Akiba H., geb. 1566, Arzt in Prag. Sein Hauptwerk „Schefa Tal“ (Hanau 1612, Frankfurt a. M. 1714), ein Doppelcommentar zu der dem Aron Halewi zugeschriebenen Epistel über die mystische Bedeutung der Accente, soll eine Einleitung in das Studium der Kabbala bilden und die Lehren derselben dem gewöhnlichen Menschenverstande zugänglich machen. Eine Ergänzung zu demselben liefert er in der Schrift „Nischmat

Schabtai“ (Prag 1616), in der er die in ersterem Werke aufgestellte und von mehreren Seiten beanstandete Theorie, daß die Seele ein essentieller Theil der Gottheit sei, des Näheren erklärt und rechtfertigt. Er sucht die kabbalistischen Lehren philosophisch zu begründen. Das Wesen der Gottheit ist für ihn so erhaben, daß die sämmtlichen Namen, durch die dieselbe bezeichnet wird, ihm nur auf die emanirten Potenzen derselben hinweisen und nur solche allein in den Gebeten angerufen werden.

Jesaia b. Jakob H., Enkel des Jesaia b. Abraham H., machte seine Studien in Brzecz, wo Jakob Schorr, und in Wilna, wo R. Mose, Verf. des Chelkat Mechokek, sein Lehrer war. Er bereiste Italien und starb 1695. Seine Monographie über die Anwendung des talmudischen Rechtsbegriffs Migo ist 1663 in Venedig in Druck erschienen.

Ueber Jesaia b. Abraham H. vgl. außer den bei Grätz, Gesch. d. J. Bd. 10 S. 129 A. 3. verzeichneten Biographien noch Zunz, Litteraturgeschichte d. syn. Poesie S. 428 und Frumkin, Eben Schemuel S. 111—122.

Brüll.

Husanus: Heinrich H., geb. am 6. December 1536 zu Eisenach, wo sein Vater Johann Bürgermeister war, wurde zuerst für das Handelsgeschäft bestimmt und zu dessen Erlernung nach Bergen auf das Hansische Comtoir gesandt, wandte sich jedoch seit 1550 den Wissenschaften zu, studirte seit 1553 zu Wittenberg, wo er besonders den Unterricht Melanchthons und des gekrönten Dichters Stigelius genoß, darauf 1556 zu Ingolstadt, 1557 zu Bourges, 1558 zu Padua und trat 1560 beim Reichskammergericht zu Speier ein. 1561 wurde er als Professor der Rechtsgelehrsamkeit nach Jena berufen und wahrscheinlich 1563 vom Herzoge Johann Friedrich zum Rath von Haus aus ernannt, als dieser den geächteten Wilhelm von Grumbach bei sich aufgenommen hatte und dadurch in eine sehr bedenkliche Lage gerathen war. Vom Herzoge Johann Friedrich wurde er in dieser Sache vielfach zu geheimen Sendungen, so im Mai 1564 an den Kurfürsten von Brandenburg, im Juni an die Königin Elisabeth von England, benutzt und darauf 1565 zum Hofrath auf 8 Jahre ernannt. Als solcher wurde er an den Hof des Kaisers Maximilian II. gesandt, um die Grumbach’schen Händel womöglich gütlich beizulegen, was ihm aber nicht gelang. Zurückgekehrt vermittelte er den am 21. Februar 1566 zu Weimar zwischen den sächsischen herzoglichen Brüdern abgeschlossenen Absonderungsvergleich, und bezog alsdann im April den Reichstag von Augsburg, von wo er den Herzog dringend von der ferneren Beschützung des Grumbach abmahnte und, als sein Rath erfolglos blieb, im Mai seinen Dienst aufsagte. Er begab sich, vom Gotha’schen Hofe fast als Verräther verfolgt und seines Besitzes beraubt, nach Heidelberg, dann nach Speier und knüpfte hier mit dem Herzoge Johann Albrecht I. über seinen Eintritt in dessen Dienst Verhandlungen an, welche zu seiner Anstellung als herzoglicher Rath führten; am 12. Mai 1567 traf er in Schwerin ein. Die Stellung des Herzogs war damals eine sehr bedrängte wegen des Streites mit den Ständen sowol, wie mit der Stadt Rostock und dem Herzoge Ulrich von Mecklenburg-Güstrow. H. suchte sich eine vermittelnde Haltung zu bewahren und das Vertrauen des Herzogs zu erhalten. Er war 1567 bei der neuen Ordnung des Hof- und Landgerichts betheiligt, übernahm 1568 zunächst auf 1 Jahr, nach Chilian Goldstein’s Entlassung, die Kanzleiverwaltung, führte die Landtagsgeschäfte, leitete in Wien die Verhandlungen wegen des Streites der Herzoge mit Rostock und andere wichtige Geschäfte. Daneben suchte er die sehr niederliegende Rechtspflege zu heben, verfaßte selbst eine Schrift über die Mannengerichte, und als er am 8. Januar 1569 — zunächst wieder auf 1 Jahr, dann fortlaufend — Kanzler geworden, die neue Rechts-

und Kanzleiordnung vom 23. October dieses Jahres, das Kirchengericht 1570, und strebte vor Allem nach der Beilegung der Zwistigkeiten zwischen den Herzögen und den Ständen, die ihm auf dem Landtage zu Güstrow am 7. Januar 1573 nach vielen mühseligen Verhandlungen gelang. Namentlich seinen Vermittelungen ist bei der Erbitterung, die beiderseits Platz gegriffen, auch der Erbvertrag vom 21. September 1573 zwischen den Herzogen und der Stadt Rostock zu verdanken. In Folge der aufreibenden Arbeiten und Mangels an wissenschaftlicher Muße entschloß er sich aber Ostern 1574 den Dienst des Herzogs, der ihn ungern scheiden sah, zu verlassen, und das Syndicat der Stadt Lüneburg zu übernehmen. Als Syndicus vermittelte er am 24. Juli 1576 den Vertrag der Stadt mit Herzog Otto IV., in welchem die Stadt die Gerichtsbarkeit erwarb und eine genaue Bestimmung ihrer Landwehren erhielt. In demselben Jahre bestellte ihn Herzog Franz I. von Sachsen-Lauenburg zu seinem Rath von Haus aus, ebenso im J. 1577 Herzog Ulrich von Mecklenburg-Güstrow. Er verrichtete in seinen verschiedenen Stellungen noch wichtige Dienste; so nahm er Theil an den Verhandlungen zwischen Hamburg und Dänemark wegen der Elbschifffahrt 1578, an der Beilegung der Lehnsstreitigkeiten über Schleswig zwischen Dänemark und Holstein 1579, an dem Erbschaftsstreit zwischen Dänemark und Holstein über den Nachlaß des Herzogs Johann d. Ae. zu Hadersleben 1581 u. a. Seit 1581 arbeitete er auch am Entwurfe eines Lüneburger Stadtrechts und war 1582 mit Herzog Ulrich von Mecklenburg auf dem Reichtage zu Augsburg. Nach langem Kränkeln starb er am 9. December 1587 zu Lüneburg. — Viel verkannt in seiner politischen Thätigkeit gereicht es H. zum hohen Lobe, daß Männer, wie die Herzoge Johann Albrecht I. und Ulrich ihm unwandelbar zugethan blieben, daß David Chytraeus, der Lübecker Syndicus Hermann Vechtold, Johann Freder, Nathan Chytraeus, Caselius u. A. seine treuen Freunde waren und ihn öffentlich priesen. Er hinterließ Dichtungen, welche N. Chytraeus 1577 und Michael Lange 1601 sammelten.

Sein älterer Sohn Johann Friedrich H., geb. zu Jena 1566, starb als Professor der Rechte 1592 zu Rostock. Er schrieb eine Abhandlung über die Leibeigenen.

Ueber den jüngeren, Heinrich, s. u.

Lisch, Meckl. Jahrbücher VIII, S. 60—161 (Biographie). — Hannoversche gel. Anzeigen 1753, S. 543—552. Fromm.

Husan: Heinrich Edler von H., d. Jüngere, war der dritte Sohn des Vorstehenden. Im J. 1577 zu Lüneburg, woselbst sein Vater damals Syndicus war, geboren, erhielt H. eine sorgfältige Erziehung, die er besonders der seltenen Umsicht und Energie seiner Mutter verdankte, indem er bereits als zehnjähriger Knabe seinen Vater im J. 1587 durch einen frühen Tod verlor. Zum Jüngling herangereift, erwarb sich H. weiterhin durch entsprechende gelehrte Studien auf verschiedenen Hochschulen und durch Reisen in fremde Länder jene Bildung und Tüchtigkeit, die ihn befähigte, später ebenfalls als Staatsmann sich auszuzeichnen. Das rühmliche Andenken, in welchem der Vater auch nach seiner Entfernung aus Mecklenburg beim fürstlichen Hause fortdauernd stand, lenkte wol die Blicke Herzogs Johann Albrecht II. von Mecklenburg-Güstrow bei seinem Regierungsantritt auf H., und dieser folgte gerne dem ehrenvollen Rufe in das Land, wo sein Vater sich seine Berühmtheit erworben hatte. Er ward 1611 zum „Rath von Haus aus“ ernannt und diente fortan beiden gleichzeitig regierenden Herzogen Adolf Friedrich I. und Joh. Albrecht II. besonders in wichtigen Gesandtschaften. Durch die mannigfachen auswärtigen Beziehungen, in welche H. durch diese Stellung kam, scheint er jedoch gar bald den speciellen Interessen der mecklenburgischen Landesherren in der Politik entfremdet zu sein, denn, ob-

wol noch im J. 1619 Herzog Adolf Friedrich in seinem Tagebuch ihn ausdrücklich als seinen Rath bezeichnet und H. noch in demselben Jahre mit anderen mecklenburgischen Räthen auf den Kreistag nach Lüneburg abgeordnet ward, so neigte er doch seit dem Ausbruch des 30jährigen Krieges immer entschiedener zu der kaiserlichen Partei und suchte sodann, als das Verhältniß der protestantischen norddeutschen Fürsten zu dem Kaiser und der katholischen Liga sich immer drohender gestaltete, anfangs zwar durch gütliche Vorstellungen die mecklenburgischen Herzoge von dem bewaffneten Bündniß des niedersächsischen Kreises mit dem Dänenkönig an der Spitze abzuhalten, trat aber hernach als kaiserlicher Rath, wozu er inzwischen ebenfalls ernannt war, in dem verhängnißvollen J. 1626 beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten und bei dem gegentheiligen Verhalten der Herzoge offen gegen diese auf. Selbst in Tilly's Lager anwesend gab er diesem nicht nur Kundschaft über die leichteste Art der Occupirung Mecklenburgs, sondern er machte auch seinen persönlichen Einfluß, den er als Besitzer mecklenburgischer Güter hierorts hatte, sogar geltend um die Stände gegen die Herzoge zu stimmen in Bezug auf die Kriegsbereitschaft. So war H. der Gunst der mecklenburgischen Herzoge freilich verlustig, allein seinem Ehrgeiz war bereits größeres Genüge geschehen, indem Kaiser Ferdinand ihn am 22. Febr. 1626 mit Verleihung außerordentlicher Freiheiten und der höchsten reichsständischen Privilegien zum „Edlen von Husan" erhob. Offenbar hatte der Kaiser grade in H. eine Persönlichkeit gefunden, die ihm in Bezug auf Mecklenburg die wichtigsten Dienste leisten konnte. Denn derselbe war wegen der genauen Kenntniß der Landesverhältnisse, wegen seines Einflusses und seiner persönlichen Beziehungen zu den Herzogen anfänglich eben der geeignetste Vermittler zur möglichen Pacificirung beider Theile, und als hernach der Bruch vollendet war, und die mecklenburgischen Herzoge durch ein in der Reichsgeschichte allerdings beispielloses Verfahren, nämlich ohne Reichsgericht und ohne Reichstag, durch rein willkürlichen Machtspruch des Kaisers ihrer Lande verlustig erklärt und entsetzt waren, um dieselben dem Friedländer als Gläubiger seines Kaisers nominell freilich pfandweise, thatsächlich aber zu wirklicher Possession zu räumen, da war es abermals der ehemalige mecklenburgische Rath H., welcher nunmehr als „kaiserlicher Commissar" zur letzten Verhandlung mit dem Herzog Adolf Friedrich in Schwerin eintraf und später am 5. April 1628 zur förmlichen Sequestration wiederum daselbst erschien, um „das Haus zu inventiren". Es ist begreiflich, daß Husan's Verhalten von Seiten seiner ehemaligen Herren, der Herzoge von Mecklenburg, die schlimmste Beurtheilung fand, und da allerdings keinerlei andere Leistungen von ihm vorliegen, woraus man eine tiefere Einsicht in seine sonstigen Anschauungen und seinen Charakter gewinnen könnte, so wird man in ihm immer nur einen Mann sehen können, der freilich durch kluge Benutzung der Zeitverhältnisse eine bedeutende Stellung sich errang, der aber dabei in kühler Berechnung des persönlichen Vortheils alle Pietät seinem Ehrgeiz zum Opfer brachte. H. war seit 1597 mit Elisabeth v. Laffert vermählt, und dieser Ehe entstammten 3 Söhne und 1 Tochter, von denen die 3 Söhne und deren Descendenz alle dem im Jahre 1654 auf seinem Gute Gallin in Mecklenburg im 77. Lebensjahre heimgegangenen Vater schon früh in die Ewigkeit folgten, so daß bereits im Jahre 1672 mit dem Tode seines Enkels Karl auf Tessin i. M. das Geschlecht der Edlen von Husan nach kürzester Blüthe wieder erlosch.

Lisch, Mecklenb. Jahrb. VIII und XII. Klüver, Beschreib. des Herzogth. Mecklenb. III, 2. Hannoversche Gelehrte Anzeigen v. 1753.

L. Schultz.

Huschberg: Johann Ferdinand v. H., Historiker, geb. zu Düsseldorf den 12. März 1792, gest. zu Würzburg den 20. August 1852. Sein Vater war Baubeamter im ehemals kurpfalz-baierischen Herzogthume Berg und wurde nach dessen Abtretung an Frankreich (Dez. 1805) königl. bairischer Wasser-, Brücken- und Straßenbaudirector in München. Dortselbst absolvirte H. 1810 das Gymnasium mit Auszeichnung; widmete sich in Erlangen geschichtlichen und juristischen Studien und erlangte 1812 die Doctorwürde. Als nach dem Untergange von dreißigtausend Baiern in den Eiswüsten Rußlands der allgemeine Aufruf zur Landesvertheidigung von Ort zu Ort erging, trat auch H. unter die Waffen, focht als Lieutenant des 14. Infanterieregiments in den Befreiungskriegen 1813—15 und rückte zum Oberlieutenant vor. Da ihm das Garnisonleben nicht zusagte, schied er einige Jahre nach der Wiederkehr des Friedens aus der Armee und nahm zur Fortsetzung seiner geschichtlichen Forschungen Acceß bei dem allgemeinen Reichsarchive in München, wo er 1829 als Secretär und bald darauf als Adjunkt angestellt wurde. In diese Zeit fallen seine Darstellung des herzoglichen und gräflichen Gesammthauses Ortenburg (Sulzbach 1828) und zwei dramatische Versuche, die fünfactige Tragödie „Hannibal“ und das nach dem Französischen des d'Avrigny bearbeitete Trauerspiel „Johanna d'Arc zu Rouen“; beide sind in fünffüßigen gereimten Jamben gedichtet und im Originaltheater für die J. 1820 und 26 herausgegeben. Während der Periode 1830—34 wirkte er auch als Ehren-Professor an der Ludwigs-Maximilians-Universität im historischen Fache und schrieb sein vorzüglichstes Werk „Aelteste Geschichte des Hauses Scheiern-Wittelsbach bis zum Aussterben der gräfl. Linie Scheiern-Valai“ (München 1834). Das 418 Seiten in Großoctav umfassende Buch ist mit Sorgfalt und feinem Sinne für Kritik aus den Quellen hergestellt. Der Verfasser konnte zwar über das schöne Material noch nicht verfügen, das sich dem jetzigen Historiker in den neueren Bänden der Monumenta Germaniae darbietet, trotzdem ist die Arbeit werthvoll und nach Form wie Inhalt entschieden die beste, welche in früherer Zeit über diesen Gegenstand erschienen ist. Aeußere Anerkennung seiner Leistung fand H. dadurch, daß ihm 1835 die Auszeichnung zu Theil wurde, als außerordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München aufgenommen zu werden. Im J. 1839 erfolgte seine Beförderung zum Vorstande des unterfränkischen Kreisarchivs in Würzburg. Hier vollendete er seine gediegene auf selbständiger Quellenforschung beruhende „Geschichte der Allemannen und Franken bis zur Gründung der fränkischen Monarchie durch König Chlodwig“ (Sulzbach 1840, 684 S.), erhielt für seine verdienstliche Thätigkeit als Archivbeamter Titel und Rang eines königlichen Regierungsrathes und starb, nachdem er unmittelbar vorher wegen Kränklichkeit um Versetzung in den bleibenden Ruhestand nachgesucht hatte, am 20. August 1852. H. war ein Mann von lauterer Gesinnung, der gerne in das innere Wesen der zu beleuchtenden Frage eindrang und in den stillen Archivarbeiten seine Hauptbefriedigung fand. Huschberg's handschriftlicher Nachlaß barg unter Anderen eine nahezu druckfertige Ausarbeitung der „Kriegsjahre 1756, 57, 58 in Deutschland“ nach bisher unbenütztem Archiv-Materiale. Prof. Dr. Heinrich Wuttke in Leipzig hat das Manuscript mit Zusätzen und Erläuterungen versehen im J. 1856 (Leipzig) herausgegeben.

Schaden, Gelehrtes München, S. 48. — Augsb. Postzeit. Jahrg. 1853, Beil. Nr. 88 S. 356. Eisenhart.

Huschke: Emil H., Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Jena, geb. am 14. Decbr. 1797 als zweiter Sohn des herzogl. weimarischen Leibmedicus H. in Weimar († 1828). H. besuchte das Gymnasium in Weimar und bezog im Alter von 16 Jahren gemeinsam mit seinem älteren

Bruder die Universität Jena, wo beide dem Studium der Medicin oblagen. Bei der Gründung der deutschen Burschenschaft betheiligten sich die beiden Brüder und sie feierten auch das denkwürdige Fest auf der Wartburg mit. — Die damals in voller Blüthe stehende naturphilosophische Richtung fand in H. einen begeisterten Anhänger, denn er schloß sich an Oken innig an und beschäftigte sich eingehend mit dem Studium der Philosophie, besonders mit jener Kant's, die er noch im späteren Alter mit Vorliebe pflegte. In den morphologischen und physiologischen Disciplinen war H. nüchtern genug, um eine ganz objective Bahn einzuschlagen und derselbe muß hier als Mitbegründer der exacten Methode der Forschung angesehen werden. Huschke's Doctordissertation („Quaedam de organorum respiratoriorum in animalium serie metamorphosi generatim scripta et de vesica natatoria piscium quaestio"), welche er 1818 in Jena geliefert hat, wurde von den älteren Sachkundigen sehr günstig beurtheilt und ihm ein günstiges Prognosticon für die akademische Laufbahn gestellt. Nach seiner Promotion besuchte er Paris und zurückgekehrt von dort habilitirte er sich in Jena auf Grund der Abhandlung: „Ueber Physiognomik und Mimik". Dieser Universität blieb H. ein treuer Anhänger bis zu seinem Tode, der am 19. Juni 1858 erfolgte. Im J. 1820 veröffentlichte H. noch eine weitere Schrift: „De embryologia hominis" und von dieser Zeit an las er auch entwicklungsgeschichtliche Vorlesungen. Seine Lehrthätigkeit war eine sehr ausgedehnte, denn sie erstreckte sich auf Physiologie, vergleichende Physiologie, Naturgeschichte, Zoologie und medicinische Anthropologie, wobei er als vollständiger Beherrscher der lateinischen Sprache, dieselbe gerne verwerthete. — Nachdem H. im J. 1824 außerordentlicher Professor und 1826 ordentlicher Honorarprofessor mit dem Rechte eines außerordentlichen Beisitzers und dem Auftrage der Abhaltung von Examina in der medicinischen Facultät in Jena geworden war, erhielt er 1827, nach dem Tode von Loder, die ordentliche Professur für Anatomie und das Directorium über das anatomische Institut. Von dieser Zeit an entwickelte H. neben seiner Lehraufgabe, eine bedeutende litterarische Thätigkeit. Sehr häufig besuchte derselbe die in ihrem ersten Aufblühen begriffenen Naturforscher-Versammlungen und machte in den Sectionssitzungen gerne Mittheilungen über seine neuesten Forschungsresultate. Unter den anatomischen Arbeiten verdienen besonders hervorgehoben zu werden die Splanchnologie, als Abtheilung in dem von R. Wagner neu herausgegebenen Sömmering'schen Werke: Vom Baue des menschlichen Körpers. Diese Arbeit Huschke's über die Eingeweide und über die Sinnesorgane ist eine meisterhafte und in vielen Beziehungen heute noch mustergiltige Originalschöpfung, die so manche Leistung der Gegenwart an Vollständigkeit und Originalität übertrifft. In diesem Buche sind auch zwei Tafeln, welche horizontale Durchschnitte der verschiedenen Rumpfabschnitte darstellen, deshalb erwähnenswerth, weil H. hierdurch zum Mitbegründer der topographisch-anatomischen Richtung wurde, welche in der neuesten Zeit die descriptive Anatomie so nachdrucksvoll erweitert und ergänzt hat, daß man diejenigen als in ihrer Disciplin zurückgebliebene Anatomen bezeichnet, welche keine Durchschnitte studirt haben. — Von 1845 an beschäftigte sich H. mit Fragen über Schädel, Hirn und Seele bei dem Menschen und den Thieren und nach 9jährigen Studien erschien eine Abhandlung unter diesem Titel, in welcher jener Abschnitt, der die Beobachtungen enthält, höchst bedeutungsvoll ist, während in den drei Kapiteln der Schlußbetrachtung, in denen H. „einen Ausflug in das geistige Land wagt", der naturphilosophischen Speculation freies Spiel gelassen wird. Hält auch die speculative Betrachtung über „den Sitz der Seele und ihre Verbindung mit dem Körper; über das Hirn, ein elektrischer Apparat, und die Verbindung des Hirns und Geistes mit den Sinnen" einer strengen Kritik gegen-

über nicht Stich, so muß doch die Jetztzeit H. als treuen Mitarbeiter bei Einführung der exacten Forschungsmethode ehren. Sicherlich hat seine philosophische Bildung nicht wenig zu seinen Fragestellungen bei der Beschäftigung mit dem Hirn beigetragen. Die Zahl der kleineren Aufsätze, Reden und monographischen Abhandlungen, welche H. verfaßt hat, ist ziemlich groß und alle liefern den Beweis, daß demselben jenes höhere Streben eigenartig war, welches nur das eine Ziel kennt: die Wissenschaft als solche zu fördern. In dieser Hinsicht zeichnen sich ganz besonders seine entwicklungsgeschichtlichen Arbeiten aus; so die „De embryologia hominis", 1820, „Ueber die Umbildung des Darmkanales und der Kiemen bei den Froschquappen", 1825; „Ueber die Kiemenbögen und Kiemengefäße beim bebrüteten Hühnchen", Isis 1827, Heft III, Isis 1828, Heft II und jene schöne Entdeckung der Gehörzähne in der Schnecke des Vogelohres, Müller's Archiv 1835.

H. war sehr glücklich in seiner Familie; mit seinem einfachen schlichten Rechtsinn hatte er in der medicinischen Facultät in Jena großes Ansehen; viele Akademien und naturhistorische Gesellschaften ehrten ihn durch Aufnahme in ihren Mitgliederkreis. Die nach seinen Wünschen neu erbaute anatomische Anstalt in Jena konnte er nicht mehr beziehen, denn kaum war die für das dreihundertjährige Jubiläum der Universität Jena bestimmte Abhandlung Craniosclerosis totalis rhachitica" vollendet, erlag er am 19. Juni 1858 einer Gehirnentzündung. In der Geschichte der Morphologie wird H. noch nach Jahrhunderten als einer der besten Forscher und Förderer derselben gekannt sein. Rüdinger.

Huschke: Immanuel Gottlieb H., Philolog, geb. 1761 zu Greussen im Schwarzburg-Sondershausen'schen, gest. ebendaselbst am 18. Februar 1828. Sein Vater, der sich als Kaufmann in Holland Vermögen erworben hatte, sorgte bestens für eine tüchtige Erziehung seiner Kinder. Seine Vorbildung erhielt der junge H. auf der Schule zu Schulpforta, wo er sich bereits eine bedeutende Fertigkeit im lateinischen Ausdruck aneignete; von dort aus bezog er die Universität Jena, auf der er mit Fr. Jacobs Freundschaft schloß und mit ihm eifrig philologische Studien betrieb. Nach beendigten akademischen Jahren übernahm H. zuerst eine Hofmeisterstelle bei einem adelichen Gutsbesitzer in Liefland, 1789 kam er nach Holland, wo er Hauslehrer bei einem deutschen Kaufmann, Namens Güllicher in Amsterdam wurde und sich durch seine gelehrten Kenntnisse bald die Bekanntschaft eines Hieronymus de Bosch, Laur. van Santen und anderer Philologen erwarb. Als nach der Besetzung Hollands durch die Franzosen im J. 1795 der Professor Joh. Luzac aus politischen Gründen seine Professur in Leyden verlor, bewirkte van Santen Huschke's Berufung als dessen Nachfolger, worauf er sogleich seine Hauslehrerstelle aufgab. Zu einer wirklichen Anstellung kam es aber nicht, weil Luzac einen Proceß gegen die Curatoren der Universität erhoben hatte, vor dessen Austrag die Anstellung eines Nachfolgers nicht erfolgen konnte. So auf eine Wartezeit hingewiesen, begab sich H., dessen Geldmittel auch auszugehen anfingen, gegen Ende des Jahrhunderts nach Deutschland zurück und lebte theils bei einem Bruder in Münden, theils in Göttingen, wo er 1802 Privatdocent wurde, bis zum J. 1806, wo er zum Professor der griechischen Litteratur in Rostock ernannt wurde. Da bald darauf (1807) Luzac durch eine Pulverexplosion sein Leben einbüßte, erging an H. durch Hier. de Bosch ein neuer Ruf nach Leyden, dem zu folgen er sich jedoch jetzt nicht mehr entschließen konnte. Er rückte in Rostock 1813 noch zum Professor der Beredtsamkeit empor und erhielt nach O. Tychsens Tod auch die Stelle eines Oberbibliothekars an der Universität. Seine erfolgreiche Thätigkeit in beiden Wirkungskreisen war nur leider mehrmals durch ernsthafte Krankheitsfälle unterbrochen. Ein in der Jugend erlittenes langwieriges Wechselfieber hatte eine

Schwäche des Unterleibes zurückgelassen, die mit der Zunahme der Jahre in ein hartnäckiges hypochondrisches Leiden ausartete, das ihn in den Jahren 1816 und 1823 nöthigte, seine Berufsarbeiten auf längere Zeit auszusetzen. Dieser leidende Zustand war wol auch die Ursache, daß er keine so große litterarische Thätigkeit entfaltete, als man von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit erwarten durfte. Seinen Ruf als scharfsinniger Kritiker begründete er durch das gelehrte Werk: „Analecta critica in Anthologiam graecam cum supplemento epigrammatum maximam partem ineditorum", Jena 1800. Minder bedeutend ist seine große Ausgabe des „Tibullus" 1819 in 2 Bdn. mit einem ausführlichen Commentar, der nur zu sehr an die breite Manier der Holländer erinnert. Von seinen übrigen Schriften nennen wir: „Epistola critica in Propertium", Amsterdam 1792; „Dissertatio de fabulis Archilochi; accedit notitia codicis Augustani cum fabulis ineditis", Altenburg 1803; „Commentatio de Orphei Argonaut.", Rostock 1806; „Comment. de inscriptione vasculi Locris reperti", Leipzig 1814; „Comment. de C. Annio Cimbro", Rostock 1824, dazu ein Epilogus in den Analecta litteraria p. 365 sqq. In seinem letzten Werk, den so eben genannten Analecta (Leipzig 1826), findet sich nur weniges von ihm selbst, aber eine bedeutende Abhandlung „Commentationes de Tibullo et Propertio", deren erster Theil in einem Excurs zu Tibull eine sehr gelehrte mythologische Monographie de Nymphis et puellis personatis enthält, der zweite die ausführliche Rechtfertigung einer evidenten Verbesserung einer Stelle des Propertius III, 9, 47, welche Arbeit sehr bedauern läßt, daß von seinen langjährigen Vorarbeiten zu einer Ausgabe dieses Dichters aus seinem Nachlaß nichts bekannt geworden ist.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1828, I, S. 138 ff. Allgemeine Schulzeit. 1828. Abtheil. II. S. 887 f. A. Matthiä in Jahn's Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1829. I, S. 122 f. Halm.

Husemann: August Heinrich H., Chemiker und Pharmazeut, wurde am 5. September 1833 in Stolzenau im damaligen Königreich Hannover geboren und starb in Thusis am 17. Juli 1877. Seine Schulbildung erhielt er theils in Privatinstituten, theils auf dem Gymnasium zu Detmold. 1848 kam er als Lehrling in die Detmolder Hofapotheke, später als Gehülfe nach Lamspringe, Aurich und Nienburg, von wo er 1857 die Universität Göttingen bezog. Dort legte er im folgenden Jahre die Staatsprüfung ab und beschloß sich ganz dem Studium der Chemie zu widmen. Er arbeitete unter Wöhler und Limpricht und wurde 1860 Assistent in dem damals neu eingerichteten physiologisch-chemischen Laboratorium. Am 8. August desselben Jahres wurde er auf Grund einer Dissertation über die Bestandtheile von Daucus Carota zum Dr. phil. promovirt. Im J. 1862 habilitirte er sich für pharmaceutisch-gerichtliche Chemie, über welche Gegenstände er schon früher Repetitorien gehalten hatte. In jene Zeit fällt das Erscheinen des „Handbuchs der Toxicologie" (Berlin, G. Reimer), welches er mit seinem Vetter Th. Husemann herausgab und die Publication einiger organisch-chemischer Arbeiten. Später beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Phytochemie und findet hier u. a. das Lycin, dessen Identität mit dem später entdeckten Betain nachträglich constatirt wurde. Auch die bekannte Morphinreaction durch verdünnte Salpetersäure hat er damals beobachtet und das giftige Alkaloid Cytisin des Goldregens isolirt. Eine Lungenblutung, die er im August 1863 erhielt, zwang ihn den Winter 1863/64 in Italien zuzubringen; er kehrte von da nur für kurze Zeit nach Göttingen zurück, da er inzwischen die Berufung nach Chur erhalten hatte. Dort hat er sein Hauptwerk „Die Pflanzenstoffe in chemischer, physiologischer, pharmakologischer und toxikologischer Hinsicht" (Berlin 1871), auch wieder in Gemeinschaft mit seinem Vetter und Schwager herausgegeben, ein Werk, daß sich großer Anerkennung von Seiten der Fach-

genossen zu erfreuen hatte. Außerdem schrieb er dort einen Supplementband zu Gmelin's großem Handbuch der Chemie, 1868 einen „Grundriß der reinen Chemie“ und 1871 die „Elemente der Chemie als Grundlage für den landwirthschaftlichen Unterricht“. Seine wissenschaftlichen Arbeiten hatten in Chur nur die Untersuchungen von Mineralwasser Graubündens zum Gegenstand. Im J. 1876 nahm er aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied in Chur. Wiederholte kleinere Blutungen und eine sehr heftige im J. 1870 hatten ihn furchtbar geschwächt, so daß nur die äußerste Schonung und Sorgfalt ihn so lange aufrecht erhalten hatte. Er verbrachte den Winter in Meran, verließ diesen Aufenthalt der Hitze wegen im Mai und wandte sich an den Thuner See, von da wieder nach Graubünden, wo er in Thusis im Hause einer Schwester seines Schwagers Dr. Michael starb.

Nekrolog im Reichardt'schen Archiv der Pharmacie.

A. Ladenburg.

Hüser: Johann Hans Gustav Heinrich v. H., aus einer alten thüringischen Familie, Sohn des Obersten der Artillerie von H., dem mit Unrecht ein Theil der Schuld an der Capitulation von Prenzlau vorgeworfen worden, trat 1798 in die Armee, wurde später Lehrer am Cadettencorps in Berlin und gehörte 1808—12 dem Kreise von Männern an, welche den Gedanken einer Befreiung und Erneuerung des Vaterlandes rege erhielten; so wurde er Scharnhorst, Gneisenau, Schleiermacher, Eichhorn, Sack und andern bekannt. Bei Ausbruch des Krieges 1813 wurde er Adjutant in Blücher's Hauptquartier; aber schon bei Bautzen schwer am Fuße verwundet, konnte er erst 1815 nach dem Siege bei Waterloo zur Armee zurückkehren. Als Adjutant Blücher's ging er mit nach Paris, trat nach dem Frieden wieder zum Cadettencorps, wo er durch sein pädagogisches Talent, seine Humanität und durch die von ihm ausgehende Belebung des wissenschaftlichen Geistes sich die Liebe und Verehrung aller Schüler erwarb, aber manche Conflicte mit seinen Vorgesetzten hatte. 1823 trat er wieder in die Armee, stand von 1828—49 als Regiments-, Brigade- und Divisions-Commandeur am Rhein und war zuletzt Gouverneur in Mainz, wo er im Frühjahr 1848 eine in jenen Tagen nicht gewöhnliche Ruhe und Sicherheit den revolutionären Bewegungen gegenüber zeigte. In den Rheinlanden hatte er die Liebe und das Vertrauen der Bewohner schnell zu gewinnen gewußt, 1849 auf seinen Wunsch zur Disposition gestellt, zog er nach Berlin, wo er 1857 nach wiederholten Schlaganfällen starb. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals wurden 1877 bei G. Reimer in Berlin von M. O. mit einem Vorworte von Maurenbrecher herausgegeben.

v. Meerheimb.

Hüsgen: Johann H., Generalvikar der Kölner Erzdiöcese, wurde am 5. September 1769 in dem rheinischen Dorfe Giesenkirchen bei Gladbach geboren, betrieb von 1780—1787 in Köln auf dem Montaner-Gymnasium die Humanitätsstudien, wurde zum Doctor der Philosophie promovirt und studirte Theologie auf der im J. 1784 errichteten Universität Bonn. Am 22. September 1792 zum Priester geweiht, wurde er wenig später Schulvikar in seinem Heimathsdorfe, 1797 Pfarrer in Ober-Dollendorf bei Bonn, dann in Himmelgeist bei Düsseldorf, endlich in Richterich bei Aachen. Seine wissenschaftliche Bildung, verbunden mit der Neigung für das Schulwesen, bewirkte, daß er 1816 als Consistorialrath, d. h. Regierungs-Schulrath bei der preußischen Regierung in Aachen eine Anstellung erhielt. Am 9. Januar 1820 wurde er durch einstimmige Wahl des Capitels zum Ehrendomherrn des aus napoleonischer Zeit noch fortbestehenden Bisthums Aachen erhoben und am 8. April desselben Jahres eingeführt. H. gehörte zu den damals nicht seltenen Geistlichen, welche bei treuer Anhänglichkeit

an die katholische Kirche zugleich der neuen Landesherrschaft bereitwillig entgegenkamen. Nicht zum wenigsten aus diesem Grunde wählte ihn 1825 nach Wiederherstellung der alten Kölner Erzdiöcese der designirte Erzbischof Ferdinand August, Graf von Spiegel, zu seinem Vertrauensmann und ernannte ihn am 1. März zum erzbischöflichen Commissar. Als solcher nahm er am 24. März 1825 im Kölner Dome Namens des Erzbischofs von der Erzdiöcese Besitz, wurde am 1. Mai bei der Wiederherstellung des Domcapitels von dem Erzbischof auch zum Domdechanten und zum Generalvikar ernannt. Ununterbrochen genoß er zehn Jahre hindurch das volle Vertrauen des Erzbischofs, führte auch nach dessen am 2. August 1835 erfolgten Tode die Verwaltung als Capitularvikar in Spiegel's Geiste weiter fort. Auch der am 29. Mai 1836 eintretende zweite Erzbischof Clemens August von Droste-Vischering bestätigte ihn am Tage seiner Inthronisation als Generalvikar, obgleich er ihm ebensowenig wie den übrigen Mitgliedern des Domcapitels eigentliches Vertrauen schenkte. Die folgenden Streitigkeiten zwischen der Regierung und Clemens August führten auch für H. schwere Conflikte herbei. Am Tage nach der Abführung des Erzbischofs, am 21. November 1837, versammelte sich das Capitel und übernahm im Anschluß an die von dem Minister Altenstein in einem Schreiben vom 15. November ausgesprochenen Ansichten die Verwaltung der Erzdiöcese. Man berief sich dafür auf eine Dekretale Bonifaz' VIII. (cap. 3 in VI^to^ de supplenda negligentia praelatorum I. 8), nach welcher, falls ein Bischof von Heiden oder Schismatikern gefangen fortgeschleppt wird, das Capitel, als wenn er gestorben wäre, die Verwaltung der Diöcese übernehmen soll. Tags darauf wurde dem Papste von diesem Schritte Meldung gemacht, unter Beifügung einer Anzahl schwerlich unbegründeter, aber gewiß unzeitiger Klagen über den gefangenen Erzbischof. Zugleich kündigte man an, daß nach den Vorschriften des Concils von Trient (Sess. XXIV, cap. 16 de ref.) innerhalb acht Tagen die Wahl eines Capitularvikars erfolgen werde, eine Wahl, die am 27. November einstimmig auf H. fiel. Daß die königliche Bestätigung alsbald erfolgte, begreift man leicht; länger ließ die Antwort des Papstes sich erwarten. Es bestand damals noch die Vorschrift, daß die gesammte Correspondenz der Bischöfe mit dem Papste ausschließlich über Berlin durch das preußische Ministerium und die Gesandtschaft in Rom vermittelt wurde. Auf die Mittheilung vom 22. November 1837 erhielt das Domcapitel erst am 6. Februar 1838 die vom 26. December 1837 datirte päpstliche Antwort. Der Papst führte Klage über die Art, in welcher das Capitel gegen den gefangenen Erzbischof sich ausgesprochen hatte, ließ aber die Uebernahme der Verwaltung unberührt, und das Capitel glaubte darin eine stillschweigende Billigung seines Verfahrens finden zu dürfen. Immer fehlte aber jede Anerkennung und Vollmacht für den Capitularvikar. Das Gesuch Hüsgen's, in welchem er am 5. December 1837 dem Papste von der geschehenen Wahl Mittheilung machte, wurde, wie sich später herausstellte, erst am 7. April 1838 in Rom übergeben. Als H. am 10. Februar die Fastenordnung für das folgende Jahr erließ, unterzeichnete er zwar als Capitularvikar, war jedoch genöthigt, auf die von dem gefangenen Erzbischof ihm ertheilten Vollmachten als auf den Grund seiner Berechtigung hinzudeuten. Aber ein beträchtlicher Theil des Klerus zeigte offenes Mißtrauen; man zweifelte an der Gültigkeit des Erlasses, und ein Pfarrer wandte sich um Auskunft an den Geschäftsführer der päpstlichen Nuntiatur in Brüssel, einen Abbate Spinelli. Gleich am 12. März erließ dieser eine ebenso unpassende als voreilige Erklärung. Hüsgen's Wahl, hieß es, sei im Widerspruch gegen die Kirchengesetze ohne päpstliche Genehmigung erfolgt, von den angeblich durch den Erzbischof subdelegirten Vollmachten nichts bekannt, die Fastenordnung ungültig. Diese Erklärung wurde zuerst heimlich, bald öffentlich verbreitet und mit einem, dem Inhalt nach be-

kannt gewordenen Schreiben des Cardinalstaatssecretärs Lambruschini vom 27. Februar zusammengestellt, welches freilich nur besagte, daß der Papst noch nichts gethan habe, was die Gutheißung der Wahl eines Capitularvikars zu erkennen gebe. H. sah sich dadurch veranlaßt, in einem Rundschreiben an die Landdechanten und in einem öffentlichen Erlaß vom 22. März ausdrücklich die vom Erzbischof schon am Tage der Inthronisation, am 29. März 1836, vollzogene Subdelegation der Quinquennal-Facultäten hervorzuheben, und das Domcapitel suchte am 29. März 1838 nochmals in einem ausführlichen Schreiben an den Papst die Uebernahme der Diöcesanverwaltung und die Wahl eines Capitularvikars zu rechtfertigen. Man konnte sich in der That auf angesehene Canonisten, Ferraris, Wiestner, Leurenius, Reiffenstuel dafür berufen, daß die Gefangenschaft eines Bischofs dem bürgerlichen Tode gleich zu achten, und daß in Folge dessen das Capitel zur Verwaltung berechtigt sei. Gleichwol muß die Anwendung der angeführten Dekretale Bonifaz' VIII. auf den vorliegenden Fall unstatthaft erscheinen. Denn zunächst ließ sich die preußische paritätische Regierung nicht als heidnisch oder schismatisch bezeichnen. Dann hatte schon die Congregation des Concils am 7. August 1683 in einer auf Irland bezüglichen Entscheidung ganz im Sinne der Dekretale ausgesprochen, daß die Verwaltung des Capitels nur dann eintrete, wenn der gefangene Bischof von jedem, auch von dem brieflichen Verkehr mit seiner Diöcese ausgeschlossen sei. So war es noch im J. 1811 nach der Gefangennehmung des Bischofs von Troyes durch Napoleon gehalten, als auf Anordnung Pius' VII. der bischöfliche Generalvikar im Amte blieb. — Das Schreiben des Capitels wurde Ende April dem Papste übergeben und nun erfolgte am 9. Mai eine sehr vorsichtig gehaltene Antwort. Gregor XVI. erklärte die Behauptungen Spinelli's als beinah in allen Punkten dem päpstlichen Stuhle fremd. Auch über die Rechtsfrage: die Uebernahme der Diöcesanverwaltung, will der Papst sich „absichtlich eines Urtheils enthalten, weil er die thatsächlichen Umstände, von denen die gesetzliche Entscheidung abhänge, nicht hinreichend untersuchen könne." Thatsächlich lag freilich die Entscheidung darin, daß H. zwar die Verwaltung der Diöcese behalten sollte, aber nicht kraft der Vollmacht und nicht als Vikar des Capitels, sondern, wie vordem, als Generalvikar des Erzbischofs. Bei allen Amtshandlungen soll er den letzteren Titel führen und bei jedem Gebrauch der Quinquennal-Facultäten ausdrücklich die Subdelegation durch den Erzbischof erwähnen; außerdem genau nach den Vorschriften der Bulle vom 26. September 1835 über die Hermesische Lehre und das Breve vom 25. März 1830 über die gemischten Ehen sich verhalten. Nach diesen Grundsätzen führte denn auch H. in den folgenden Jahren die Verwaltung. Das gedruckte Directorium für die Erzdiöcese unterzeichnet er am 20. Juli 1838 als Generalvikar des Erzbischofs Clemens August. Noch in demselben Jahre nahm auch die preußische Regierung das Breve über die gemischten Ehen wieder als Grundlage an. — In einem Schreiben an den Papst vom 19. December 1837 rühmt das Capitel den Vikar wegen seiner Geschäftskenntniß, seines frommen Wandels, seiner milden und billigen Gesinnungen. Dieses Lob scheint durchaus verdient, wenn man auch besonders hervorragenden Fähigkeiten bei H. nicht begegnet. Nicht er war der eigentliche Leiter des Capitels, sondern der spätere Dompropst Nicolaus München, der denn auch die wissenschaftliche Rechtfertigung desselben übernahm. Hüsgen's Tod erfolgte am 23. April 1841. Geordnete Zustände waren damals noch nicht wieder hergestellt, aber die Verhandlungen zwischen Staat und Kirche soweit gediehen, daß sie sichere Hoffnung auf baldige Einigung eröffneten. Der Papst ernannte einstweilen aus eigener Machtvollkommenheit einen Administrator der Diöcese. Als solcher fungirte der Domherr Dr. Jacob Iwen bis zum Antritt des Coadjutors Johannes von Geißel am 4. März 1842.

Der Todtenzettel. Hüffer, Forschungen auf dem Gebiete des französischen und rheinischen Kirchenrechts, Münster 1863; Das Metropolitan-Domcapitel zu Köln in seinem Rechte, Köln 1838 (anonym, in der That von München) und andere Schriften über den Kölner Kirchenstreit. H. Hüffer.

Husner: Georg H., Buchdrucker zu Straßburg im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts und nach Gutenberg's Heimkehr nach Mainz der Zeit nach der dritte bis jetzt bekannte straßburgische Drucker. Unter allen Städten, welche bald nach Erfindung der neuen Kunst durch ihre typographischen Meisterwerke zu großer Berühmtheit gelangten, nimmt diese alte Reichsstadt einen hervorragenden Platz ein, und bereits 30 Jahre später finden wir Straßburgs Ruf der Erfahrenheit in diesen Dingen so fest gegründet, daß Berufungen nach auswärts erfolgten. Zu dieser günstigen Entwickelung der Buchdruckerei in dieser Stadt sowie überhaupt im Elsaß hatten mehrere Umstände beigetragen. Nicht nur war mit Beginn der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Papierbereitung in Straßburg in Aufschwung gekommen und das Drucken somit erleichtert, sondern es scheint auch der Handel mit Handschriften hier mehr als anderswo in Deutschland geblüht zu haben (vgl. Lauber, Diebold). Außerdem werden, wie anderswo zu Augsburg, Frankfurt, Nürnberg und Ulm die Brief- oder Kartenmaler schon frühe erwähnt und sie scheinen hier in solcher Zahl seßhaft gewesen zu sein, daß nach der Buchdruckerordnung vom 26. November 1502 (Straßb. Stadtarchiv) um diese Zeit die Buchdrucker beschuldigt werden, die Briefmaler in ihrem Gewerbe zu beeinträchtigen. „Die Anfertigung der Spielkarten aber hatte (Denis, Einleit. in die Bücherkunde, I. 95) mit der Technik beim Beginn der Buchdruckerei große Verwandtschaft. Für die Karten wurde die Zeichnung auf eine hölzerne Tafel gemacht und von sogenannten Formschneidern mit einem scharfen Eisen ausgearbeitet, dann bestrich man die Tafel mit Farbe, legte das angefeuchtete Kartenpapier darauf und fuhr mit einem hölzernen Reiber darüber hin und her, bis sich die Figur auf dem Papier abdruckte. Den Briefmalern lag schließlich ob, diese Abdrücke zu illuminiren." Und dieses Gewerbe der Briefmaler dauerte noch lange nach Erfindung des Druckes fort, ja es findet sich nicht nur ein Buch (Fid. Butsch Sohn, Catal. 141 [1880] Nr. 352) aus dem J. 1617 „Relation des verlauffs bey der Crönung ... Ertzhertzogen Ferdinands zu Oesterreich ...", welches zu Augsburg „bey Georg Kreß, Brieffmaler bey Barfüsser Thor" zu kaufen war, sondern sogar ein solches ebendaselbst aus dem J. 1681 (Weller, Annal., II. 455, Serapeum 1866, 247) „Abbildung der Kometen"; „bey Abraham Bach Briefmaler, Hauß vnd Laden auffm Creutz"; über die Litteratur der Spielkarten und Kartenspiele vgl. Serapeum 1852, 194—95. Zu den Buchdruckern aber, welche bereits zu Anfang der siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts ihre Kunst in Straßburg ausübten, gehört wenige Jahre nach Mentelin und Eggestein auch Georg Husner oder Hußner, „civis urbis Argent.", dessen Name durch fünf Drucke, die er theils allein, theils gemeinschaftlich mit einem anderen Drucker, Johann Bekenhub, „Clericus Moguntinus" ausgehen ließ, in den typographischen Annalen vertreten ist. Da seine Wirksamkeit einen Zeitraum von 25 Jahren, die Jahre von 1473—98 umfaßt, so ist es wol möglich, daß noch einige anderweitige Drucke desselben in Bibliotheken verborgen liegen. Ueber das Geburts- und Sterbejahr Husner's, seine Heimath und Vorleben sowie seine socialen Verhältnisse in Straßburg fehlen alle Anhaltspunkte und selbst Schöpflin vermochte nichts hierher Gehöriges aus den städtischen Akten beizubringen. Dagegen fließen über Husner's Genossen Bekenhub oder Bekenhaub die freilich nicht mühelos aufzusuchenden anderweitigen Quellen reichlicher, und es wird nicht unangemessen sein, wenn wir diesem Drucker sowie seiner Thätigkeit als Schriftsteller eine eingehendere Erörterung widmen, als dies

in Bd. II S. 298 der Allg. Deutschen Biographie geschehen ist. Bekenhub führte ein sehr bewegtes Leben und war, wie er selbst öfters sagt, nicht nur ein Mainzer von Geburt, sondern führte auch, wie später Joh. Fischart, den Beinamen „Mentzer". Er hatte, wie er in der Zueignungsschrift des 1491 von Anth. Koberger in Nürnberg gedruckten Commentars des Bonaventura über die Sentenzen des Petrus Lombardus meldet, acht Jahre in Heidelberg studirt. Der erste Theil dieses Werkes fängt mit einer Dedication des Herausgebers und Correctors Joh. Bekenhub an den Doctor Nicolaus Tinctoris an, den Bekenhub als einen gelehrten Disputator auf einem von den Franciskanern in Nürnberg gehaltenen Convente kennen gelernt hatte. Nachdem Bekenhub, aus welchem Grunde ist unbekannt, von H. sich getrennt hatte, treffen wir ihn im J. 1479 in Würzburg, wo er mit Stephan Dold und Jeorius Ryser (Reiser) im Auftrage des dortigen Bischofs ein Breviarium Dioec. Herbipol. druckte. Dies erhellt aus einem dem Buche Blatt 7 beigefügten „Privilegium Rudolphi Episcopi, Kiliani de Bibra, Praepositi et G. de Limpurg Decani datum Magistris . . . et Joh. Bekenhub dicto Mentzer opus hoc imprimendi, in civitate Herbipolensi Anno . . . die vicesimo mensis Septembris". Georg Ryser arbeitete zuerst zu Eichstädt und scheint zum Drucke dieses Buches eigens nach Würzburg berufen worden zu sein, was dann die Veranlassung ward, daß er sich später ganz in dieser Stadt niederließ; im J. 1491 druckte er daselbst auch ein Missale Herbipolense (vgl. Ryser, Georg). Ueber Stephan Dold verlautet nichts weiteres; Panz., A. t. I. 459. Im J. 1484 finden wir Bekenhub in Bamberg in Gesellschaft des von Nürnberg dahin gegangenen Druckers Joh. Sensenschmid, wo er u. A. das Missale Ratisbonense besorgen half. Drei Jahre darauf ließ er sich (Gemeiner, Regensb. Stadtbiblioth. S. 132, 136; Pangkofer, Gesch. der Buchdruckerkunst in Regensb.; Kirchhoff, Gesch. des Buchhandels, I. 147) in Regensburg als Buchführer nieder und erhielt daselbst das Bürgerrecht, und endlich taucht er zum letzten Male 1489 zu Nürnberg bei Anth. Koberger auf, wo er bis 1491, wie wir sehen, bei der Herausgabe verschiedener Schriften als Corrector und Editor Verwendung fand, obgleich Zeltner in seiner bekannten Centuria Correctorum seiner nicht gedenkt. Als Corrector der Koberger'schen Officin hatte er auch dessen Druck: Petri Berchorii dictionarius, Fol., ein homiletisches Lexikon, das den Predigern jener Zeit gute Dienste mag geleistet haben (vgl. Clement, Bibl. cur. III, 155), mit einer Vorrede versehen. Als Schriftsteller endlich verfaßte er, nach Denis, Suppl. II, 701, ein ähnliches Werk: „Dictionarium Praedicatorum". 1489; dem Drucke geht ein Brief desselben an den Leser voraus, welcher schließt: „Vale ex officina impressoria Anthonij Koberger . . . 1489 mensis februarii die quarto". Von seinen ferneren Schicksalen wird wol schwerlich etwas ausfindig gemacht werden können. In Straßburg erscheint er zuerst 1473 gemeinschaftlich mit H. als Drucker und beide nennen sich in der Schlußanzeige ihrer ersten Arbeit „factores", d. h. Buchdrucker. Daß Bekenhub aber als „Clericus" an diesem und an einem anderen Werke, die er mit H. zu Straßburg druckte, Theil hatte, darf nicht wundern, weil es damals nichts ungewöhnliches war, daß Geistliche mit der Buchdruckerei selbst oder in deren Officinen, wie auch heute noch, als Correctores oder Editores sich beschäftigten. Und nicht blos in Deutschland galt diese Sitte, sondern auch außerhalb und namentlich in Italien, vgl. hierüber den Art. Riessinger, Sixtus. Die zwei ersten gemeinschaftlich besorgten Drucke in Groß-Folio, welchen Formates die ersten straßburgischen Drucker, vor allem Mentelin, vorzugsweise sich bedienten, sind: „Guilielmi Duranti Speculum judiciale", dessen Schluß wir gekürzt hierher setzen: „Opus . . . non calamo ut prisci quidem nec penne tractu quo ipsi fruimur. Verum ex sculptis ere litteris diuino suggesta spiramine imprimendi arte transpictum . . .

consummatum est ... factoribus Jeorio Hussner ciui inibi. et Johanne Bekenhub clerico Moguntino anno domini MCCCCLXXIII. Mensis novembris die XXII.“ Der Vorname des Husner „Jeorius“ anstatt Georgius ist hier nicht Druckfehler, denn er begegnet in dieser Form auch bei anderen gleichzeitigen Druckern (vgl. auch oben Ryser) und in einem anderen sogleich zu erwähnenden Buche nennt er sich nochmals Jeorius, woraus ältere Bibliographen, z. B. Orlandus, Marchand und Schwarz seltsamer Weise „Leorius“ und Geßner in seiner Buchdruckerkunst III, 398 sogar „Leotin“ gemacht haben, und was den Ausdruck „factoribus“ anbelangt, so ist nicht entfernt an einen heutigen Tags in den Druckereien gewöhnlichen Factor zu denken, es ist ein in der ersten Zeit für impressor oder typographus übliches Wort und durchaus nicht ungewöhnlich, denn so schrieb sich auch Peter Drach zu Speyer 1482, Nicol. Wensler zu Basel 1493, A. Koberger zu Nürnberg 1494 u. a. m.; vgl. auch Strobel, Miscell. I, 143. „Joa. Andreae Addiciones speculi judicialis“, beide Erzeugnisse, wie auch die nachfolgenden, mit gothischen Buchstaben gedruckt, zwar numerirt, jedoch ohne Custoden und Signaturen. Das dritte Werk in noch größerem Formate als die beiden ersten druckte nebst den noch folgenden H. allein, und dieses führt den Titel: „Hugonis de Prato Florido Sermones dominicales ... per providum virum Jeorium husner civem ejusdem famose civitatis impressorem ... 1476. die martis qui fuit tercia ydus Junii“. Wie des Wortes factor bedienten sich die Drucker des 15. und noch im Anfange des 16. Jahrhunderts in ihren Unterschriften häufig auch der Prädikate „providus“, „prudens“, „discretus“, „Magister“ oder der deutschen „Meyster“, „erbar“ u. a. Im J. 1479 folgte: „Jacobi de Vorgine historia lombardica s. Legenda Sanctorum“ und endlich 1498, sonach nach einem Intervallum von 18 Jahren: „Tractatus contra vitia“. Zu diesen fünf Werken werden übrigens von einigen Bibliographen noch 17 weitere Drucke in Fol. der Husner-Bekenhub'schen Presse, alle o. O., J. u. N. des Druckers (Panz., A. typogr. I, 86—89) zugeschrieben, theils der Aehnlichkeit der Typen wegen, theils weil nicht wohl anzunehmen ist, daß die Werkstätte so lange Zeit hindurch unthätig gewesen sei. Darunter befinden sich u. A. Joa. Boccacio, de charis mulieribus, Nicolai de Lyra, Moralia super totam Bibliam, Albr. de Eyb, Margarita poetica und der sogen. „Mammotrectus“ (vgl. Christgau, Comm. lit. de Mammotr. und Baumgarten, Nachr. v. e. hall. Bibl. VI. 293). Nach 1498 verschwindet Husner's Name (Schöpflin, Vindic., p. 49, 50, 62, 102—3. Denis, Suppl. (Index). Panzer, Ann. typ., I. 21, 22, 62, 86 bis 88. Hain 2085. Serapeum 1862, 127. Ledeboer, Not. bibliogr., p. 122 s.).

J. Franck.

Huswedel: Johann H., 1576 (1575?)—1651, Philolog und Schulmann, wurde in Hamburg als Sohn eines aus Westfalen eingewanderten Bäckers geboren. Auf dem Johanneum seiner Vaterstadt vorgebildet, studirte er in Rostock Theologie und Philologie, wurde 1598 daselbst Magister und übernahm sodann nach einer größeren Reise durch Deutschland und die Schweiz die Conrectorstelle in Schwerin. Nach kurzer Verwaltung dieses Amtes ging er 1600 nach Wittenberg, von dort nach Leyden und trat hier in nähere Beziehungen zu Joseph Scaliger, Dom. Baudius, Paul Merula u. A. Im Herbste des Jahres 1605 berief ihn der Rath von Hamburg in die Conrectorstelle am Johanneum. Trotz der unbefriedigenden Verhältnisse dieser Anstalt und der ungenügenden Besoldung behielt er diese Stelle 10 Jahre bei, bis er durch Conflikte mit der Geistlichkeit über die Methode des Unterrichts sich veranlaßt sah, 1615 sein Hamburger Amt aufzugeben. Er war darauf 5 Jahre hindurch Conrector an der Stadtschule in Rostock, auch — bis 1627 — Professor der griechischen Sprache und praktischen Philosophie an der dortigen Universität. Im J. 1627 wurde er vom Hamburger

Rath zum zweiten Male in die Heimath berufen, diesmal als Rector Johannei und Professor des Griechischen und der Philosophie am akademischen Gymnasium; am 24. Mai trat er sein Amt mit einer Rede über die Pflichten eines guten Rectors an. Neue Conflikte mit der Geistlichkeit nöthigten ihn schon am 2. März 1628 seine Stellung wieder aufzugeben; er kehrte nach Rostock in die verlassene Professur zurück und starb hier als Senior der philosophischen Facultät und Emeritus am 22. October 1651. H. war ein Gelehrter von ausgebreitetem Wissen; seine Studien bezogen sich vornehmlich auf Plato, Epiktet und Seneca, doch hat er größere Arbeiten auch über diese nicht veröffentlicht. Eine Aufzählung seiner zahlreichen kleinen Schriften gibt u. A. das Hamburger Schriftsteller-Lexikon; besondere Anerkennung fanden seine „Quaestiones et controversiae rhetoricae", 1612. Zu seinen Schülern, welche sein Andenken in besonderen Ehren hielten, gehörte Lucas Holstenius (s. d.). — Ein Sohn Johann Huswedel's war Johann Albert H., geb. 1618 in Rostock, Doctor der Philosophie und Medicin, Arzt und Physikus in Hamburg, seit 1672 Leibarzt des Königs in Stockholm, † daselbst am 1. Juni 1674.

Wilckens Ehrentempel, Hamburg 1770. Calmberg, Gesch. des Hamb. Johanneums, 1829. Richard Hoche.

Hut: Hans H. (Hutt), der Wiedertäufer, durch welchen Augsburg für einige Jahre in der Reformationszeit der Mittelpunkt des Täuferthums wurde und der die meisten Anhänger und Gehilfen unter allen Aposteln dieser Irrlehre hatte, war gebürtig von Haina im Meiningenschen, ursprünglich Buchbinder und Kirchner zu Bibra, dann reisender Flugschriften-Hausirer. Als solcher traf er auf einer seiner Reisen nach Wittenberg, um 1524, in Weißenfels mit Wiedertäufern zusammen. Daheim weigerte er sich, ein Kind taufen zu lassen, weshalb ihn die Herren von Bibra nöthigten, seine Güter zu verkaufen und wegzuziehen. Nun kam er zu den aufständischen Bauern, wurde gefangen und seiner Bücher beraubt, aber durch Münzer wieder befreit. Dafür verbreitete H. dessen Schriften. Nach der Niederlage von Frankenhausen kehrte er gen Bibra zurück, predigte und mußte wieder fliehen. Im Mai 1526 finden wir ihn zu Augsburg, wo Denk ihn taufte, dann auf Reisen nach Mähren zu Hubmaier, Wien, Passau, Nürnberg, bis er im März 1527 wieder in Augsburg ist und selber tauft. Im Herbst dieses Jahres wurde er vom Rathe der Stadt gefangen gesetzt und von dem bekannten Konrad Peutinger in ein peinliches Verhör genommen. H. machte der Untersuchung bald selber ein Ende: er suchte sich nächtlicher Weile von der Bank, an welche er gekettet war, loszumachen, indem er dieselbe anzündete; das Feuer entzündete auch das Bett und die Kleider, so daß er fast erstickte und nach 8 Tagen starb. Um auch der zeitlichen Gerechtigkeit genug zu thun, wurde die Leiche am 7. December 1527 aus der Stadt geführt und an gewöhnlicher Gerichtsstätte verbrannt, die Asche aber in die Wertach gestreut, soweit sie nicht das Volk „für Heiligthum in die Stadt trug". Am 12. Mai 1528 folgte ihm sein bedeutendster Täufling, Langenmantel, des verdienten Bürgermeisters des schwäbischen Bundes-Hauptmanns Sohn, im Tode durch Enthauptung.

Ch. Meyer in der Zeitschr. des Histor. Ver. f. Schwaben u. Neuburg, I. 1874 S. 211 ff. J. Hartmann.

Huter: Franz Xaver H. (Hueter), katholischer Geistlicher, geb. 1749 zu München, † am 13. Aug. 1790 zu Straubing. Nachdem er in München das Gymnasium absolvirt, studirte er Theologie zu Freising und Ingolstadt. Im J. 1773 zum Priester geweiht, wurde er zuerst Docent der Theologie zu Landshut, dann Schulrector und Lehrer der Dogmatik zu Straubing, 1781 Inspector der deutschen Schulen und Propst an der Hofkirche zu Straubing. Von dem Kurfürsten Karl Theodor und dem Fürstbischof Graf Törring zu Regensburg

wurde er zum Geistlichen Rathe ernannt. Zuletzt wurde ihm die Pfarrei Steinach verliehen; er starb aber, ehe er sie angetreten. — H. hat eine Anzahl von Schulreden über Erziehungswesen und 1787 einen Band „Geistliche Reden“ und einige Gelegenheitspredigten drucken lassen. Am bemerkenswerthesten ist die anonym herausgegebene Schrift „Von dem Verfall der Weltpriester, sammt einem freundschaftlichen Nachtrage“ (von Lorenz Westenrieder), worin die Nothwendigkeit einer besseren Bildung und besseren äußeren Stellung der Weltgeistlichen nachgewiesen wird. Sie erschien in München 1782 in zwei Auflagen.

Baader, Das gelehrte Baiern, I. 545. Annalen der baier. Litteratur, III. 58.

Reusch.

Huter: Jakob H. (nicht Hutter), geb. zu Welsberg im Pusterthal, schließt sich den Täuferischen an und wird dann zum Diener des Worts in einer Gemeinde seiner Heimath gewählt. Um 1528 besucht er im Auftrag seiner Glaubensgenossen die täuferische Gemeinde zu Austerlitz zum Zweck der Erkundigung. Seitdem leitet er die tirolische Auswanderung nach Mähren, und ist überhaupt ein Mann hervorragenden Ansehens in beiden Ländern. Seine Wirksamkeit ist eine doppelte: in Tirol Propaganda, in Mähren Regierung und Gesetzgebung. Vom 11. August 1533 bis ins dritte Jahr weilt er unausgesetzt in Mähren, an der Spitze der Auspitzer, dann der Mährischen überhaupt. In dieser Zeit gelingt es ihm, die Spaltungen unter den Brüdern zu beseitigen und eine dauernde Ordnung zu gründen. Er nimmt dadurch in der Geschichte der Mährischen, beziehungsweise der oberdeutschen Täuferischen eine ähnliche Stellung ein wie zu gleicher Zeit Menno Simons bei den niederländischen Taufgesinnten, die von Menno den Namen Mennoniten erhalten haben, wie den Mährischen der Name der Huterischen geblieben ist. In der zweiten Hälfte des J. 1535 kehrte H. nach Tirol zurück und fiel dort der Verfolgung zum Opfer. Er starb zu Innsbruck auf dem Scheiterhaufen am 25. Februar 1536. — Das Einzelne seiner Lehren, Thaten und Schicksale ist durchweg der Aufklärung und Würdigung bedürftig.

Die Mährische Wiedertäufer-Chronik, herausgeg. von Wolny im Archiv f. K. österr. Gesch.qu., 1850. — v. Kripp, Beitrag zur Gesch. d. Wiedertäufer in Tirol, 1857. — Cornelius, Gesch. d. Münsterischen Aufruhrs, II. 1860.

Cornelius.

Hüter: Karl Christoph H., ordentlicher Professor der Geburtshülfe an der Universität zu Marburg, Director der Entbindungsanstalt daselbst, wurde zu Melsungen in Niederhessen am 6. März 1803 geboren. Nachdem er den ersten Unterricht dortselbst genossen, schickte ihn sein Vater, der Kaufmann war, im J. 1816 nach Hersfeld, wo er das Gymnasium bis 1820 besuchte. Nach Erlangung des Zeugnisses der Reife wählte er das Studium der Medicin, weil er in seiner Kindheit am Scharlachfieber erkrankt, den Werth der wieder erlangten Gesundheit schätzen gelernt, und es sich zur Pflicht gemacht hatte, für die Gesundheit anderer Menschen Sorge zu tragen. Von 1820—24 lag H. in Marburg dem Studium der Medicin mit Eifer ob, und erhielt in den Kliniken von Bartels, Ullmann und Busch den ersten praktischen Unterricht. Nach Erlangung der Doctorwürde bestand er die Prüfung vor dem kurfürstlichen Ober-Medicinal-Collegium in Cassel, erwarb durch dieselbe das Recht zur Ausübung der ärztlichen Praxis; er machte indessen davon noch keinen Gebrauch, sondern folgte dem Verlangen, zu seiner ferneren Ausbildung die klinischen Anstalten in Wien und Berlin zu besuchen; in jeder der beiden Städte verweilte er ein halbes Jahr, kurze Zeit verwendete er auf den Besuch der Heilanstalten in München, Prag, Leipzig und Halle; er hätte auch seine wissenschaftlichen Reisen noch weiter fortgesetzt, wenn ihm nicht brieflich die Stelle eines Gehilfsarztes bei dem chirurgischen Klinikum

in Marburg angetragen worden wäre, welche er für das Frühjahr 1825 annahm. Bald darauf widmete er sich der akademischen Laufbahn, hielt Vorlesungen über specielle Pathologie und Therapie, über Augenheilkunde und Geburtshilfe. Daß er dem letzteren Fache mit Vorliebe seine Kräfte widmete, davon geben die von ihm verfaßten Werke geburtshilflichen Inhalts Zeugniß, von denen das erste schon im J. 1828 erschienen ist. 1831 wurde H. außerordentlicher, 1833 ordentlicher Professor der Medicin, zugleich Director der Entbindungsanstalt in Marburg, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb. 1837 und 1844 bekleidete er das Amt des Prorectors, war häufig Decan der medicinischen Facultät und starb während der Ausübung seines Berufes vom Schlage getroffen am 18. August 1857. Die von ihm hinterlassenen Schriften sind: „Die Pathologie und Therapie der fünften Geburtsperiode", 1828; „Die dynamischen Geburtsstörungen, ein Versuch zur rationellen Begründung der dynamischen Geburtshilfe", 1830; „Ueber die Lehre von dem Wöchnerinnenfieber, eine pathologisch-therapeutische Abhandlung", 1832; „Disputatio de singulari exemplo pelvis formae infantilis in adulta reperto", Marburger Prorectoratsprogramm 1837; „Eine Geburtszange nebst Abbildungen", Marburg 1838, Gratulationsschrift zu Wurzer's 50jährigem Doctorjubiläum; „Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen", 1838, 2. vermehrte Aufl. 1844; „Conspectus eorum, quae in xenodochio obstetricio Marburgensi a die XVII m. Junii a. 1833 usque ad finem a. 1843 evenerunt", Marburger Prorectoratsprogramm, 1843; „Embryothlasis, oder die Zusammendrückung und Ausziehung der todten Leibesfrucht". Mit 3 Figuren, 1844; „Der einfache Mutterkuchen der Zwillinge", Marburg 1845, Gratulationsschrift zu Ullmann's 50jährigem Doctorjubiläum; „Die Lehre von der Luft im menschlichen Ei." Mit 3 colorirten Abbildungen, 1856. Außerdem lieferte H. viele Beiträge in das encyklopädische Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften und schrieb zahlreiche Artikel geburtshülflichen Inhalts in die neue Zeitschrift, nachher Monatsschrift für Geburtskunde, und in die deutsche Klinik.

Hecker.

Huth: Adam H., Canonist, geb. zu Orbe den 17. März 1696, † in Mannheim in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts, trat 1714 in den Jesuitenorden, legte 1729 das vierte Gelübde ab, docirte von 1726—36 das canonische Recht zu Heidelberg, hierselbst Vorstand des Carl'schen Convicts, vom 17. Decbr. 1747 bis 1751 Rector des Jesuitencollegs in Würzburg, 1752—55 Beichtvater des Fürstbischofs, seit dem 15. August 1755 Rector zu Mannheim, seit dem 11. October 1758 zu Mainz, vom 10. November 1761—64 Provinzial, vom 1. März 1768 ab in Mannheim. Aus seiner Heidelberger Zeit ist die Thatsache interessant, daß in Folge einer Beschwerde des reformirten Kirchenraths an den Kurfürsten über eine unter Huth's Vorsitz gehaltene Disputation, worin die Protestanten für Ketzer erklärt wurden, die Approbation der Thesen durch die Fakultät vorgeschrieben wurde. Seine Schriften: „Jus canonicum ad libros V decretalium Greg. IX. explicatum et per quaestiones ac responsa in methodum brevem et claram redactum." Aug. Vind. 1731, 5 vol. (der Titel von 4 und 5 hat 1730); 1732; Venet. 1738; Raven. (Ven.) 1758; Venet. 1843. „Casus juridico-canonici de sponsalibus et matrimonio in omnes titulos libri IV. decretal. Greg. IX. publici juris facti", — sind ohne tieferen wissenschaftlichen Werth für die Praxis berechnete Bücher im scholastischen Geiste.

Jäck, Pantheon, Sp. 510, 2122. Meusel, Lex. Backer, Bibliothèque V. Hautz, Gesch. d. Univ. Heidelberg, II. 255 ff., 266.

v. Schulte.

Huth: Philipp Jakob v. H., Edler von Dessendorf, katholischer Theologe, geb. am 25. September 1742 zu Würzburg, † am 5. Juli 1813 zu München. Er studirte zu Würzburg und Ingolstadt, wurde hier 1769 Univer-

sitätsbibliothekar, 1771 Doctor der Rechte und Licentiat der Theologie, dann Schulrector und Professor, 1773 zu Mindelheim, 1774 zu Burghausen, 1775 Canonicus zu München, 1776 kurfürstlicher wirklicher Geistlicher Rath. Er veröffentlichte: „Dissertatio historico-politico-canonica de eo quod circa ferias sacras instituendas abolendasque justum est", 1770. „Von guter Bildung der Weltgeistlichkeit eines Landes, vornämlich durch wohl geordnete Pflanzschulen und Seminarien", 1773 (umgearbeitete neue Auflage: „Bildung der Priester", 1784). „Beleuchtete Verdienste des Hauses Wittelsbach", 1777. „Versuch einer Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts, im Anschluß an die Kirchengeschichte des Abbé Ducreux" (von der 1781 ff. eine deutsche Uebersetzung erschienen war), 2 Bde., 1807 u. 1809. Letzteres Werk, dem Fürstprimas Dalberg gewidmet, aber in durchaus kirchlichem Sinne geschrieben, ist eine der besten kirchengeschichtlichen Arbeiten, die im Anfange dieses Jahrhunderts von katholischer Seite erschienen sind.

Baader, Das gelehrte Baiern, I. 547. Reusch.

Hutten: Albertus Arnoldus van H. (Huttenus), geb. am 12. Mai 1588 in Nymwegen. Es läßt sich nicht genau sagen, wo er seine theologischen Studien begann, wahrscheinlich aber veranlaßten die remonstrantischen Streitigkeiten seine Uebersiedelung nach der calvinistischen Universität zu Sedan, wo er sich besonders dem Studium des Hebräischen widmete und eine Stelle als Professor für orientalische Sprachen annahm, da ihm als Remonstranten infolge der Anfeindungen des Jahres 1619 die Heimkehr nach dem Vaterlande versagt war. 1632 aber finden wir ihn als Prediger der remonstrantischen Gemeinde wieder in Amsterdam. Bald darauf folgte er einem Ruf nach Nymwegen, wo er sich auch als Arzt verdient machte und am 25. Octbr. 1663 starb. Dort bekämpfte er mehrfach mit scharfer Feder die katholische Propaganda. Schon 1632 erschien zu Amsterdam: „De gemeene vragen van de genaamde Catholyken, den gelove rakende, voorgestelt door Laur. Beyerlinc, aartspriester te Antwerpen, mitsgaders de rechtsinnige antwoorden, daarop gegeven door Alb. Huttenus". Als er deswegen um 1640 von einem katholischen Priester angegriffen ward, erwiederte er mit einer „Antwoorden op vier vragen van een paapsch priester aan een remonstrantsch predikant gestelt tot ontdekking van de voornaamste sophisteryen waarmee de papisten omgaan om de eenvoudigen te verstricken en tot hare secte te trekken", Rott. 1640 und fügte noch zwei kleine Schriften hinzu: „De volkomenheid en klaarheid van 't woord Gods in alle saken tot saligheyd noodig, verdedigt tegen de tegenwerpingen der papisten, begrepen in 10 vragen, die by een priester van de paapsche secte zyn gesteld tot eeniger ontrusting en verstricking, beantwoord tot onderrichting van de Christenen", den Haag 1641 und „Bom-ys van t sacrament des autaars, dat is, vertoening van de hillige redenen die Christiaen Philaletes heeft weten te halen uit de papsche schryvers, vooral uit R. Bellarmyn, voor de leer der transsubstantiatie tegen de waarheid van 't Sacrament des lichaams en bloeds Christi, welke wordt verklaard en bevestigd uit de Schriftuer", Amsterd. 1642.

Paquot, Mém. litt. V. 303 und van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Hutten: Johann Georg H. wurde den 13. Mai 1755 zu Kirchheim unter der Teck (Württemberg) geboren, wo sein Vater Georg Konrad H. als „Landzahlmeister über die herzoglichen Schäfereien" angestellt war. Er durchlief die Bildungsanstalten für junge Theologen in seinem Heimathland, folgte aber von der Universität Tübingen weg im Alter von 21 Jahren einem Rufe des Magistrats der freien Reichsstadt Speier, um die von seinem berühmten Landsmann Dav. Christoph Seybold soeben verlassene Stelle eines Gymnasialrectors

daselbst einzunehmen, mit welcher später das Ephorat über ein Alumneum verbunden wurde. Der Pädagogik, für welche er in einem Repertorium ein Organ zu gründen versuchte, gab er sich theoretisch und praktisch mit ebenso viel Eifer als Erfolg hin und als das engere Vaterland seine Dienste wieder in Anspruch nahm, gewann es in ihm einen gewiegten Praktiker, der aber auch schon in der wissenschaftlichen Welt durch Schulschriften geschichtlichen und litterargeschichtlichen Inhalts sich Geltung verschafft hatte. Im J. 1790 wurde er Rector der anatolischen Schule zu Tübingen, zwischen 1797 und 1822 aber docirte er an den theologischen niederen Seminarien in Denkendorf, Schönthal und Urach; das Ephorat an dem letztgenannten jedoch mußte er wegen zunehmender Schwäche der Augen niederlegen und starb ganz blind geworden zu Stuttgart am 6. April 1834. Sein Name ist in weiteren Kreisen bekannt durch eine von ihm veranstaltete Ausgabe Plutarch's (14 Bände, Tüb., Cotta, 1791—1804), welche sich freilich in der Textesgestaltung wie in der Erklärung vielfach an Reiske und Wyttenbach anlehnt und tiefere philologische Gelehrsamkeit vermissen läßt, aber im Einzelnen nicht ohne Verdienst ist. Sie leistete jedenfalls für die Verbreitung eines geläuterten Plutarchtextes unter den Männern der Schule mehr als die Editionen jener großen Philologen, die nur wenigen Begüterten zugänglich waren.

Hutten, Beiträge zur Speyerischen Literaturgeschichte, hauptsächlich in ihrer Verbindung mit der württembergischen, Speyer 1785. Gradmann, Das gelehrte Schwaben, Ravensburg 1802. S. 257 ff. (mit Aufzählung der Schriften Hutten's). Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 12 (1834) Theil I. S. 312 ff. (gleichfalls mit Bibliographie). Heyd.

Hutten: Philipp von H., Ritter, kaiserlicher Oberst und Rath, einer der Führer der Welser'schen Truppen in Venezuela, wurde um 1511 als zweiter Sohn des Bernhard v. H. (aus der steckelbergischen Linie), Amtmanns zu Königshofen, später zu Birkenfeld und der Gertrud von Ebersburg geboren, kam als Edelknabe an den Hof Kaiser Karls V., wo er, von Graf Heinrich von Nassau erzogen, Diener des Kaisers ward und ging im Alter von 25 Jahren mit den von Bartholomäus Welser ausgerüsteten Schiffen nach Venezuela (Venosala nach Hutten's Schreibweise), wo er von 1535—38 den Zug des Gobernadors Hohermuth nach Süden mitmachte, der sie auf der Suche nach dem „reich Land" bis in die Nähe des Aequators und bis zu Gegenden brachte, wohin vor ihnen schon vom Amazonenstrom her Weiße gekommen waren. Diese Expedition welche mit 400 Mann ausgezogen, verfehlte sich am Apure mit derjenigen des N. Federmann, welche ihr zur Verstärkung nachgesandt war und kam mit 160 meist Kranken und fast ohne Pferde nach dem damaligen Hauptorte Venezuela's Coro zurück. H. nahm bei derselben die Stelle eines Unterbefehlshabers ein. Noch in demselben Jahre plante H. einen neuen Zug in das Innere, nach dem reichen Lande, das man jenseits der Gebirge vermuthete, und dieser Entschluß befestigte sich, als 1539 nach Coro die guten Nachrichten von Niklas Federmann gelangten, „von großem Reichthum so Federmann aufdeckt und funden hat, daß nicht allein diejenen so im Land sind nicht hinauß, sondern ganz Santo Domingo und zum Theil Hispania herzukommen bewegt sein" (Brief Hutten's an seinen Bruder Moriz, Dompropst zu Würzburg, vom 16. Januar 1540). Nach dem Tode Hohermuth's, Ende 1540 wurde H. zum General-Kapitän von Venezuela ernannt (nicht von seinen Soldaten gewählt, wie Barth. Welser d. Aelt. in einer Eingabe an den Kaiser von 1547 (?) bemerkt), während als Gobernador der Bischof von Dominica eingesetzt ward. H. strebte diese letztere Stellung an, wie man aus seinen Briefen ersieht, ehe 1541 der junge Bartholomäus Welser nach Venezuela kam, scheint aber mit dem Gobernador im besten Einvernehmen

gestanden zu haben. 1541 bestätigte der Kaiser sein General-Kapitanat und in diesem Jahre scheint H. mit einer bewaffneten Schaar von 200 Mann und 150 Pferden einen Zug ins Innere unternommen zu haben. Der Brief vom 10. März 1541, in welchem er diese Absicht ausspricht, ist die letzte unmittelbare Nachricht, welche man von ihm besitzt. „Ich hoff", schreibt er darin, „innerhalb drey Monath mit 200 Mann, 150 Pferd von hinnen zu ziehen im Namen Kayl. Mt. und der Herrn Welser zu conquistiren und reich Land aufzudecken, dann wir gewißlich wissen, wo es ist . . . . alle unsere Nachbarn sind vor uns ausgezogen, hoff doch wollen ihnen vorkommen, ich fürcht mehr den Krieg mit den Christen, (denn) den Indiern, dann ich weiß wohl wir werden auf Christen stoßen aus anderen Gubernationen und vielleicht ohn Zwietracht nicht von einander kommen". Den traurigen Rest seines Geschickes kennen wir nur aus verschiedenen Briefen seines Bruders Moriz, Bischofs von Eichstätt und Bartholomäus Welser's d. Aelt. Diese geben an, daß in der Charwoche 1546 H. sammt Bartholomäus Welser d. J. und zwei Spaniern Alonso Ramero und Gregorio de Plassenda bei der Rückkehr „aus den Indias gegen die Provinz Venezuela" etwa 100 Meilen von Coro von einem Spanier Juan de Caravazal (oder Caravajal) überfallen, erschlagen und der Reichthümer beraubt worden seien, welche sie nach 5jähriger Abwesenheit mit sich führten. Dieser Juan de Caravazal war, nach einer Mittheilung Bartholomäus Welser d. Aelt. an Kaiser Karl, ohne dessen und ohne Welser's Wissen 1545 von der Audiencia zu San Domingo zum Gobernador und Generalkapitän von Venezuela ernannt worden, nachdem er bis dahin Relator gedachter Audiencia gewesen. Als die Beweggründe seiner That werden Neid und Geiz angegeben. Er wurde noch 1547 durch Urtheil des Licenciado Tolosa „geschleist und gehenkt", aber niemals scheint weder von den Reichthümern, die diese deutsche Conquistadorenschaar gesammelt, noch von den Aufzeichnungen über neu entdeckte Länder, die, wie Moriz von H. an den römischen König schreibt, H. „seinem vorigen Gebrauch nach mit Fleiß beschrieben haben wird", etwas nach Deutschland gekommen zu sein. Außer 8 Briefen, aus dem Zeitraum 1535—41 besitzen wir keine Aufzeichnungen Hutten's. Aber aus diesen lernen wir ihn als einen tapferen, gerechten und klugen Ritter kennen, der es an Unternehmungslust und Tapferkeit mit den Conquistadoren aufnahm, und ein treues deutsches Gemüth vor denselben voraus hatte. Es ist kaum zweifelhaft, daß er als Opfer des Nationalhasses fiel, welcher allen Deutschen in der Neuen Welt ungünstig war und in der That schon 10 Jahre nach Hutten's Tod den Heimfall ganz Venezuela's an die Krone Spanien durchsetzte. Der Erzbischof von Eichstätt ließ seinem Bruder in der Kirche von Maria-Sondheim bei Arnstein ein Grabdenkmal setzen, dessen Inschrift in kurzen Zügen Leben, Thaten und Tod des Helden erzählt.

Zeitung aus India Junkher Philipps von Hutten. Aus seiner zum Theil unleserlich gewordenen Handschrift in Meusel's Hist. Litt. Magazin 1785. I. Jahresbericht der Geogr. Gesellsch. in München für 1880.

Ratzel.

Hutten: Ulrich von H. ward am 21. April 1488 auf Schloß Steckelberg unweit der Kinzig, auf der Grenze fränkischen und hessischen Wesens geboren. Das Geschlecht war ein altberühmtes und weitverzweigtes, wenn auch mit Glücksgütern nur mäßig gesegnetes. In mehreren seiner Glieder um die Wende des Mittelalters findet sich derselbe Zug harter Einseitigkeit und unbeugsamer Willensstärke. Vor Allem gilt das von dem gleichnamigen Vater, der sich als Freund der sog. guten alten Zeit gar nicht in die Anforderungen und Fortschritte des Daseins zu finden wußte. Haus und Familie regierte er mit

altväterischer Strenge. Leider ist es unbekannt, was in ihm den zäh festgehaltenen Entschluß hat reifen lassen, seinen Sohn, unseren Ulrich, obwol demselben als Erstgeborenem etwas Anderes in der Wiege gesungen worden war, für den geistlichen Stand zu bestimmen und ihn demgemäß schon im 11. Jahre (1499) in das nahe Stift Fulda zu bringen, wo er nach erreichtem Alter Mönch werden sollte. Ein unter allen Umständen gewagter Schritt, besonders aber damals, wo trotz aller wohlmeinender Reformversuche das Mönchswesen wieder einmal an innerlicher Zersetzung zehrte. Wer darf sich wundern, daß es einem Feuerkopf wie Ulrich bald zu eng wurde hinter den Mauern, in die man den wilden Vogel eingesperrt in einer Periode, innerhalb der, anderer Symptome zu geschweigen, fast Jahr für Jahr die Umwandlung von Klöstern in die freieren Stifte der Chorherren statthatte, zum nicht geringen Kummer eines so eifrigen Klostermannes wie Trithem? Seinem Ruf hat es freilich wenig genützt, daß Ulrich die richtige Consequenz seiner Lage zog, bevor er sich bindend auf die Regel verpflichtet hatte: Feindeshaß hat ihn trotzdem als „ausgetretenen Mönch" zu brandmarken versucht. Als die Bemühungen des hochgebildeten Eitelwolf von Stein, Vater und Abt des jungen Klosterzöglings zum Aufgeben ihres Planes zu bewegen, der unvereinbar war mit Hutten's Geist und Gaben, abprallten an dem Starrsinn des Besitzers von Steckelberg, da rang sich in der Seele des werdenden Jünglings der Gedanke durch, fliehend dem väterlichen Despotismus sich zu entziehen. Im Sommer 1505 bewerkstelligte er, wie es heißt, mit Hülfe eines Jugendfreundes Johann Jäger aus Dornheim, diese Flucht. Freiheitsdrang, Selbstbewußtsein, Liebe zur Wissenschaft hatten H. hinaus in die Welt getrieben; wir finden ihn in Begleitung des genannten Freundes, der am Ende seiner Universitätszeit stand, wieder in Köln, um daselbst humanistischen Studien obzuliegen. Wie er diese betrieb, können wir nur aus dem Resultat schließen: ebensowenig läßt sich feststellen, wovon er sein Leben fristete, denn mit dem starrköpfigen Vater hatte H. durch seinen eigenmächtigen Schritt zunächst jedes Band zerrissen. Bis zur Hefe hat er das Elend des fahrenden Schülerthums auskosten müssen: er selbst schreibt das Siechthum seines Körpers später ausdrücklich den Leiden und der Ueberanstrengung jener Jahre zu. Damit ist freilich der Ursprung jener entsetzlichen Krankheit nicht erklärt, deren Verwüstungen auch er, wie zahllose Zeitgenossen, seinen frühen Tod zu danken hatte. Mag die Ansteckung mit oder ohne Schuld des Ritters geschehen sein: die Anschauung seiner Zeit war fern davon ihm dies Leiden zum Makel anzurechnen.

Ob im Interesse der Studien oder aus unruhiger Wanderlust ist unbekannt, unser H. hat es weder in Köln noch in einer der anderen deutschen Universitäten, die er im folgenden Lustrum besuchte, lange ausgehalten. Der Sommer 1506 sah ihn in Erfurt, wo er neben dem alten Freund Jäger, der sich als Crotus Rubianus latinisirt hatte, an dem begabten Dichter Eoban Hesse einen warmen Freund fand. Schon der folgende Winter führte ihn an die neubegründete Hochschule Frankfurt a. d. O., dann nach Leipzig. Im Herbst 1509 taucht er in Greifswald auf, auch des Nöthigsten ermangelnd und nur durch das Eintreten der beiden Lötz, Vater und Sohn, Bürgermeister und Canonicus, vor dem Untergang gerettet. Es ist nicht aufgeklärt, was diese entgegenkommende Freundlichkeit so rasch, nach kaum einem Vierteljahr, in den rachdurstigen Haß verwandelte, der die beiden antrieb, den im harten Winter nach Rostock weiterziehenden Musenzögling überfallen und bis aufs Hemd ausplündern zu lassen. In Rostock rettete den Schwerkranken und Tieferschöpften wieder nur seine Zugehörigkeit zu dem großen Kreise der Humanisten, welche, je mehr sie von den Anhängern des alten Schlendrians Widerstand erfuhren,

um so fester zusammenhielten und sich förderten. Hier in Rostock scheint sich auch um den jungen Gelehrten zuerst ein Kreis junger strebsamer Elemente gesammelt zu haben: hier fand er die Muße zur Abfassung seines ersten bedeutsamen Werkes, der zwei Bücher Klagelieder gegen die Lötze. Doch sind es weniger Querelen als von Zorn eingegebene und getragene Invectiven gegen die verrätherischen Frevler. Das persönliche Leid, der sittliche Ingrimm über erlittenes Unrecht hat zuerst Hutten's poetische Ader reicher strömen machen. Anfang 1511 treffen wir den Dichter in Wittenberg, beschäftigt mit der Verfertigung eines Gedichtes über die Verskunst, das sich als Lehrbuch rasch Anerkennung erwarb. Da noch immer, wie es scheint, an keine Aussöhnung mit der Familie zu denken war, setzt H. bald den Wanderstab weiter. Wien, die im humanistischen Sinne von Kaiser Maximilian umgestaltete und reicherblühte Universität war diesmal das Ziel. Man darf nicht zweifeln, daß er hier als Lehrer aufzutreten wünschte. Doch fand dies Vorhaben so viel Hindernisse, daß er es fallen ließ und nach Italien, dem Land der Sehnsucht aller Humanisten, aufzubrechen sich entschloß. Aber der wenn auch kurze Aufenthalt in des Kaisers Landen war für ihn nicht ohne Bedeutung gewesen. Sein Dichten und Denken nahm jetzt zuerst, soweit es sich beobachten läßt, einen patriotischen Flug. Es empörte ihn die Haltung, welche die dem Ritter als Krämervolk verächtlichen Venetianer dem Kaiser gegenüber einzunehmen für gut befanden. Dieser mit sarkastischer Verachtung des Gegners gewürzte Zorn klingt durch in der noch im Reich verfaßten Aufmahnung an Maximilian zum Kampf und in unvergleichlich gelungenerer Weise in den in den folgenden Jahren in Italien selbst bei verschiedener Gelegenheit gedichteten Epigrammen, die erst später zu einer dem Kaiser gewidmeten Sammlung vereinigt wurden. Zwar bewegt sich in derselben der Gedankengang des Dichters vielfach in denselben Bildern, dafür entschädigt die frische unmittelbare Empfindung und eine den Fesseln des Conventionellen nunmehr völlig entwachsene Form. Neben Venedig sind die Pfeile des Epigrammatisten auch auf Frankreich, jenes Bundesgenossen, gerichtet. Für Hutten's spätere Entwicklung ist es von besonderer Wichtigkeit, daß jetzt schon das ungeistliche Leben des kriegerischen Papstes Julius II., die Thorheit des Ablaßhandels u. dgl. m. gegeißelt wird. Zum Theil sind es eigene Erlebnisse aus den Jahren 1512 und 1513, die dem Dichter Stoff bieten. Denn H., welcher nach Pavia und dann nach Bologna gewandert war, um da dem Rechtsstudium obzuliegen — jedenfalls nicht eigenem Triebe folgend, sondern in der Hoffnung durch Erlernung dieses Brodfachs den praktisch klugen Vater zu versöhnen und seine pekuniäre Unterstützung zu gewinnen —, hatte durch äußerste Noth gezwungen das Studium bald an den Nagel gehangen und Kriegsdienste genommen. Es ist damit nicht gesagt, daß er gerade Landsknecht gewesen wäre, auch konnte sein überaus leidender Zustand — sein Uebel hatte damals den Fuß ergriffen — ihn nur wenig zum Ertragen kriegerischer Strapazen befähigen. Wie lange die Unterbrechung der Studien, welche neben der Jurisprudenz hauptsächlich dem Griechischen gegolten hatten, gedauert hat, läßt sich nicht sagen. Wol nach 1513 ist H. wieder in Deutschland und unter der Aegide seines humanistischen Gönners Eitelwolf v. Stein, bald im Dienst des neuen Erzbischofs Albrecht von Magdeburg und Mainz. Eitelwolf's Tod machte dann freilich der für H. bedeutsamen Aussicht ein jähes Ende, in Mainz einen neuen Mittelpunkt wissenschaftlicher Bestrebungen zu begründen. Ein anderer für die Hutten'sche Familie höchst schmerzlicher Todesfall bildete dann für unseren H. freilich die erwünschte Brücke zur Wiedervereinigung mit seinen Geschlechtsgenossen und insbesondere dem Vater. Am 7. Mai 1515 war Hans v. H., ein Sohn Ludwigs, welcher dem vom Vater verstoßenen Ulrich wiederholt hülfreich sich bewiesen, in empörender Weise

von seinem Herrn, Herzog Ulrich von Württemberg, ermordet und beschimpft worden. Natürlich brannten die Hutten'schen auf Rache. Hutten's litterarisches Talent war da zu gebrauchen, um die schlechte Sache des fürstlichen Mörders vollends in der öffentlichen Meinung zu discreditiren. Diesem äußeren Anlaß, der sich mit der eigenen, kaum zu bändigenden Empörung unseres durchaus als Mitglied des Ritterstandes sich fühlenden H. berührte, verdankt man außer einigen kleineren Arbeiten die fünf Reden gegen Herzog Ulrich und später den Dialog Phalarismus, oratorische Meisterwerke, in denen man freilich peinliche Wahrheitsliebe nicht suchen darf. Hier zeigte sich zuerst, daß der Dichter in H. durch den Redner ebenso überboten wurde, wie sein publicistisches Genie seine oratorische Begabung überragte.

Der Aussöhnung mit der Familie und der Unterstützung des Erzbischofs von Mainz verdankte H. die Möglichkeit seine in Italien unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. Der Zwischenzeit entsprang noch die Vollendung und Umarbeitung des „Niemand", eines poetischen Scherzes, zu dem H. sich angetrieben gefühlt hatte durch die Geringschätzung, mit der man ihm, der nun trotz seiner 27 Jahre noch nichts war, in dem Kreise der Familie begegnet war. Er sollte nun in Italien seine juristische Ausbildung vollenden, um dann als rechtsgelehrter Rath im Fürstendienste Carriere zu machen. Im December 1515 zog er nach Rom, welchen Aufenthalt er im Sommer 1516 mit Bologna vertauschte. In Rom, wo ihm die feile Käuflichkeit der päpstlichen Curie einen besonders abstoßenden Eindruck machte, war ihm wol der Boden zu heiß geworden, seit er im ritterlichen Eintreten für seines Kaisers Ehre im Kampfe mit fünf Franzosen einen derselben erschlagen hatte. Doch hat auch der Aufenthalt in der juristischen Luft Bologna's Hutten's eingewurzelte Abneigung gegen das damals verknöcherte Rechtsstudium nicht überwinden können. Statt dessen benutzte er lieber die Gelegenheit Griechisch zu treiben, die daheim noch seltener war. Vor allen griechischen Autoren gewann Lucian Einfluß auf Hutten's Schriftstellerei. So war er den Dreißig nahe, ein fertiger Mann, als er im Sommer 1517, nach kurzem Ausflug nach Venedig, Bologna verließ, um nach Deutschland zurückzukehren. Er kam noch immer als „Niemand"; treu der Abneigung der Humanisten hatte er sich nicht dazu herbeigelassen, durch Erwerbung der akademischen Grade dem verachteten Herkommen seinen Tribut zu entrichten. Er war trotzdem schon ein weitbekannter, ja berühmter Mann, in den humanistischen Kreisen mit gespannter Erwartung begrüßt. Aeußerlich repräsentirte freilich der eher kleine, blasse und hagere Ritter nicht zu viel; aber in dem gebrechlichen Körper lebte ein unbezwinglicher Geist, dessen Regsamkeit selbst durch die furchtbarsten Kuren, zu denen sein Leiden ihn zwang, nur zeitweise gedämpft, nie ganz zu Boden gedrückt werden konnte. Im persönlichen Umgang bald bestrickend liebenswürdig, bald maßlos heftig, scharf und nicht im Stande Unrecht auch nur zu sehen. Dabei strömte ihm der Witz reichlich zu: zur Satire war er umsomehr geschaffen, weil ihm der Scherz, den er grausam zu handhaben verstand, nur die Waffe war zur Bekämpfung und Vernichtung des Schlechten. Unter allen Umständen mußte es für einen so gearteten Charakter schwer sein, geduldig der Menge die alten Geleise nachzutreten. Unmöglich für H., welchen das Geschick gerade in dem Augenblick, ausgereift durch nicht leichte Erfahrungen, dem Vaterland zurückgab, als längst vorbereitete Umwälzungen auf allen Gebieten des Lebens sich zu vollziehen begonnen hatten. H. hatte sich in seinen Epigrammen gegen Julius II. und insbesondere in seinem Eintreten für Reuchlin die Sporen bereits verdient im Kampfe gegen die Mächte des Rückschritts. Die gegen den unzweifelhaft unschuldigen Mann in Scene gesetzte Hetze erschien, ähnlich wie beim ersten Auftreten der Dominikaner in Deutschland im 13. Jahrhundert, als eine allgemeine

Gefahr. Unter allen Humanisten, die sich entschlossen um den Angegriffenen schaarten, hat keiner mehr als H. das Vorgehen der kölner Dominikaner gegen den hochverdienten Gelehrten fast wie eine persönliche Angelegenheit empfunden. Noch viel später enthielt er sich kaum, als ein Zufall den verhaßten Ketzerrichter Hochstraten ihm in den Weg führte, diesen die Schärfe seines Schwertes kosten zu lassen.

Zeitig ist er durch kleinere Publikationen, brieflich, im persönlichen Verkehr nach Kräften für den Bedrängten eingesprungen. Dagegen hat man lange Zeit mit Unrecht in ihm einen der Hauptmitarbeiter an den Briefen der Dunkelmänner gesehen. Nach dem heutigen Stand der Frage hat er nur zu dem zweiten Theil jener köstlichen Satire wenige Briefe beigesteuert. Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß ohnedies Hutten's stärkste Seite, jener ihn durchglühende sittliche Zorn gegen das Schlechte, wenig gemein hat mit der Art des Humors, welcher sich auch der Lächerlichkeit des Gegners freut.

Wie sollte der Heimgekehrte seine herrlichen Gaben dem Vaterland, dem seine ganze Seele gehörte, dienstbar machen? Die gelehrten Freunde scheinen gemeint zu haben, daß er berufen sei die Leuchte wissenschaftlicher Freiheit und Forschung auf einer Universität hochzuhalten. Das möchte zu schließen sein aus der von den Freunden veranlaßten feierlichen Krönung mit dem Dichterlorbeer, mit welchem Kaiser Max am 12. Juli 1517 den Ritter schmückte. Damit war neben dem nicht gering anzuschlagenden privilegirten Gerichtsstand vor dem Kaiser das Recht verbunden, an allen Hochschulen als Lehrer dessen aufzutreten, was man damals die besten Künste und Wissenschaften nannte. Noch lagen diese von den Humanisten vertretenen philologischen Disciplinen an den Universitäten im Kampf mit der scholastischen Unterrichtsmethode. Zu was sollte die Dichterwürde dienen, wenn nicht dazu ihrem Träger bei seiner Laufbahn den Mangel jegliches akademischen Grades zu ersetzen? H. hat diese Erwartung getäuscht. Vielleicht verdanken wir diesem Gefühl den schönen Brief an Pirkheimer vom folgenden Jahr, in welchem er gewissermaßen den getroffenen Entschluß rechtfertigt. Der Dichter war nach manchem Schwanken noch im J. 1517 wieder in die Dienste des kunstliebenden Erzbischofs Albrecht von Mainz getreten. Als Rath desselben wird er noch im gleichen Jahr nach Frankreich entsandt; 1518 begleitet er seinen Herrn auf den Reichstag nach Augsburg, eine Episode, welche für seine litterarischen Hervorbringungen außerordentlich fruchtbar war. Man darf sich den Hofdienst nicht als zu schwer vorstellen: die eigene Versicherung Hutten's und die Reihe verfaßter Arbeiten beweisen, daß ihm Zeit zum Studiren und Schaffen gesichert blieb während der Dauer eines Verhältnisses, welches allerdings in sich widerspruchsvoll genug war. Man stelle sich nur vor: der erste deutsche Kirchenfürst, obendrein persönlich interessirt am Erfolg des Ablasses, und als sein Diener der rücksichtslose Bekämpfer päpstlicher Mißbräuche, welcher dieselben als eine Deutschland angethane Beschimpfung empfand. H. war nicht der Mann darnach solche Situation erträglich zu machen. Neben einem Dialog, der die Schattenseiten des Hoflebens durchhechelt, einer Rede, welche die deutschen Fürsten zum unliebsamen Türkenkrieg anzutreiben versuchte, fallen in die erste Zeit seines Dienstes vor allem seine berühmte Schrift über die Guajak-Kur, welche er ganz naiv seinem Fürsten widmet zur Nachachtung bei vorkommenden Fällen und die Herausgabe der von ihm aufgefundenen Schrift des Laurentius Valla über die angebliche Schenkung Constantins, welche er mit einer sehr durchsichtigen Vorrede dem Papst Leo selbst zu Füßen zu legen die Unverschämtheit hatte. Nur der Werth, den der ohnedies im Bewußtsein eigener Schwäche nachsichtige Erzbischof auf die Erhaltung eines so gefeierten Mannes an seinem Hof legte, konnte dies Dienstverhältniß so lange währen lassen. Etwas

später hat des Fürsten Municifcenz den Diener unter Belassung seiner Besoldung bei Entbindung von wirklichen Dienstleistungen noch freier gestellt. Hutten's Genius hat den beengenden Zwang nur wenig empfunden. Fühlte er sich doch so frei, so sicher, daß in jenen Jahren ihm, dem Unruhevollen, allen Ernstes der Gedanke kam, sich mit einer jungen Frankfurterin zu vermählen. Kunigunde Glauburg war die Erwählte, welche ihm indessen nicht bestimmt war.

Kriegerisches Getümmel unterbrach die friedliche Beschäftigung im J. 1519. Während des nach Maximilians I. Tod eingetretenen Interregnums hatten neue Gewaltthaten das Maß des Herzogs Ulrich von Württemberg zum Ueberschäumen gebracht. Der durch die Ermordung Hans Hutten's tödtlich beleidigte Adel des deutschen Westens fehlte selbstverständlich nicht unter den zu des Herzogs Sturz mitwirkenden Factoren. Auch H. schwang sich in den Sattel und machte den Frühjahrsfeldzug mit unter dem Commando Franz v. Sickingens, dem er seit Kurzem bekannt geworden war. Das Lagerleben führte rasch Vertraulichkeit zwischen beiden Edelleuten herbei. H. glaubte zu erkennen, daß in dem neugewonnenen Freund ein Geist lebte, der, wohlgeleitet, fähig sei große Ziele im großen Sinne zu erfassen. Was der Krieg begann, vollendete die nationalste Angelegenheit: das gemeinsame Eintreten für die als ersprießlichst erachtete Wahl Karls von Spanien zum Herrscher Deutschlands. Es währte länger als ein Jahr nach diesem Tag vereinten Triumphs, bis Kaiser Karl in Person in Deutschland erschien. Diese Zwischenzeit und die daran sich schließenden Momente bis zum Reichstag zu Worms, innerhalb deren allenfalls in weiteren Kreisen noch Zweifel bestehen konnte über die persönliche Gesinnung des neuen Herrschers, sind die eigentliche Glanzepoche der litterarischen Thätigkeit Hutten's. Wenigstens soweit publicistische Thätigkeit gemessen zu werden verdient an ihrer Wirksamkeit, hat Hutten's Agitation nach dem Wormser Tag den Höhepunkt hinter sich gelassen. Von den in zu hohem Grade erregten Erwartungen war keine erfüllt worden. Je weniger es nun möglich ist innerhalb der für diese Blätter nothwendigen Beschränkung den einzelnen Schöpfungen des Hutten'schen Geistes als Kunstprodukten gerecht zu werden, um so gebotener erscheint es im Zusammenhang die kirchlich-politischen Ueberzeugungen und Pläne Hutten's zu erörtern. In allen wesentlichen Stücken ist das Programm im J. 1520 fertig und ausgebildet: die späteren Schriften gehen vielleicht an Wildheit des Ausdruckes und Energie des Hasses, nicht an Radicalismus der Forderungen über die des Jahres 1520 hinaus. Mit Fug und Recht, abgesehen von erklärlichen Inconsequenzen, durfte H. in seiner „Clagschrift" an alle Stände deutscher Nation behaupten, daß er nie um äußeren Vortheil gebuhlt, sondern daß „Hulde der warheyt und lieb meines vaterlands" ihn zu sich gezogen. Liebe zur Wahrheit hatte ihn zum Gegner mönchischer Verknöcherung der Wissenschaft, Liebe zum Vaterland zum Gegner des römischen Papalsystems gemacht. Kirchlichen Fragen hatte er so fern wie möglich gestanden, ja in Luther's Anfängen sich noch über das Mönchsgezänk erfreut, das die Kräfte der Gegner wissenschaftlicher Freiheit hoffentlich im gegenseitigen Hader aufreiben würde. Das war anders geworden. Seit die deutsche Entwickelung ihn dazu geführt statt launig-liebenswürdige Gespräche, wie die „Fortuna" zu dichten, im „Vadiscus" offen den Kampfruf gegen Rom erschallen zu lassen, hatte er Luther's fortschreitende Entschiedenheit mit Befriedigung begrüßt. Seit Anfang 1520 ist H. erfüllt von der Zuversicht, daß in Luther der Mann entstanden sei, der römischen Tyrannei ein Ende zu machen. Er tritt mit ihm in brieflichen Verkehr. Wie ohne Zweifel Luther in mehrfacher Beziehung durch H. Beeinflussung erfahren hat, so durchdringt sich der Ritter, der des Mönches Theologie freilich etwas rationalistisch gegenüberstand, mit lutherischen Ideen. Unter dem zwiefachen Einfluß von lutherischen Ideen von der

Freiheit des Christenmenschen und der antichristlichen Tyrannei der Päpste einerseits und der Hoffnung auf eine nationale Politik des noch fernen Kaisers andererseits bildet sich Huttens Programm. In gewissem Sinne ist H. Unitarier. Mit aller Energie strebt er das Kaiserthum in seine Bahnen zu ziehen. Diesem und seiner Macht soll vor Allem die beabsichtigte Umwandlung deutschen Lebens zu Gute kommen. Als Karl sich dann dieser Aufgabe versagt, ist Hutten's Rede im Grunde nur noch eine klingende Schelle. Während er immer noch eine Umkehr Karls ersehnt, appellirt er, nicht etwa wie Luther, der sich gerade da scharf von ihm scheidet, an das Fürstenthum, dem er wiederholt drohend seine antinationale Haltung vorgerückt, sondern an revolutionäre Kräfte. — Doch vorerst gilt es die Erneuerung kaiserlicher Macht. Die unrechtmäßige Gewalt des Papstthums ist zu beschränken und der Ausbeutung der deutschen Nation durch die Mißbräuche der curialistischen Verwaltung gründlich ein Ende zu bereiten. Die Zahl der Cardinäle und Bischöfe ist zu verringern, überhaupt die Menge unnützer Kleriker zu beschneiden. Statt 100 dünkt etwa einer dem Ritter genug. Die Klöster sollen ganz aufgehoben werden. Es ist dafür zu sorgen, daß statt der Courtisanen fromme und gelehrte Männer zu den geistlichen Stellungen in Deutschland gelangen. Von Anfang an wird bei diesem Vorgehen an das Beispiel der Böhmen erinnert. Soweit hat das Programm kaum besonders charakteristische Züge. Merkwürdigerweise pflegt das Weitere nicht scharf genug hervorgehoben zu werden, worin gerade der Patriot und der ritterliche Kriegsmann in H. zur hellsten Erscheinung kommen. Nichts liegt H. ferner als der Gedanke, die äußeren Früchte einer kirchlichen Reformation zur Stärkung des Fürstenthums dienen zu lassen. Die im Lande bleibenden Annaten, die überflüssig gewordenen Klöster, Pfründen rc. sollen zur Füllung eines „gemeinen Schatzes“ verwendet werden, aus dem nicht nur für die Pflichten der Menschenliebe und der Bildung gesorgt, sondern in erster Linie ein großes Kriegsheer zur Mehrung des Reichs und zum Widerstand der Türken aufgestellt werden soll (op. I. 396, IV. 396). Durch die im Heere zu verdienenden Löhnungen, meint Hutten, würden viele, die jetzt aus Noth raubten, der Sache der Ordnung wiedergewonnen werden. Gerade der letzte Satz führt zu dem zwingenden Schluß, daß H. dem Kaiser mit Hülfe des disponiblen Kirchenguts ein stehendes Reichsheer, aus Rittern und Landsknechten, zur Verfügung stellen wollte. Welche Perspective, wenn man erwägt, daß mit einem so zusammengesetzten Heer eine antinationale Politik geradezu unmöglich war.

Aus diesem Inhalt des Reformplans begreift sich allein, wie mir dünkt, Hutten's so lange unerschütterliche Hoffnung, Karl V. trotz aller Hemmnisse doch herüberziehen zu können. Er hatte etwas zu bieten. Auf Finanzen und Heer sollte sich die neue Monarchie aufbauen, welche ein Königthum der unteren Stände im Gegensatz zu den fürstlichen Interessen darstellen sollte.

Doch nehmen wir den biographischen Faden wieder auf. H. hatte sich, von seiner Dienstpflicht nicht gefesselt, nachdem die Aufregung der Wahlzeit sich gelegt, mit neuem Eifer litterarischen Arbeiten hingegeben. Die Verbindung des rednerischen mit dem dramatischen Element, wie sie die von Lucian entlehnte Form des Dialogs gestattete, ward von ihm in dieser Zeit mit glücklichem Instinct als die seinem Genius am meisten entsprechende Art der Produktion erkannt und ausgebildet. Gerade für publicistische Zwecke war dieselbe vorzüglich geeignet. Den Uebergang gewissermaßen von der noch durch das Gespräch „Fortuna“ bezeichneten älteren Periode Hutten'schen Dichtens und Trachtens zu der kampferfüllten Stimmung seiner großen politischen Dialoge bilden die beiden „Fieber“, in welchen das sittenlose Leben des geistlichen Standes gegeißelt und Vorschläge zu dessen Besserung discutirt werden. Bald griff H. mit schwerem

Geschütz in den Kampf ein, nachdem er jene bedeutungsvolle Sinnesänderung in sich durchgelebt, welche ihn zum Bundesgenossen Luther's machte. Der Kampf gegen die römischen Tyrannen zur Befreiung des Vaterlandes ward ihm jetzt Lebensaufgabe. Schärferes hat in der That die Litteratur des Reformationszeitalters gegen Rom nicht hervorgebracht, als den Vadiscus oder die römischen Dreiheiten. Die etwa gleichzeitig Anfang 1520 entstandenen „Anschauenden“ stehen künstlerisch und inhaltlich gleich hoch. In diesem Gespräch hat sich der Dichter den stumpfen Uebermuth des vom Augsburger Reichstag her bekannten Legaten Cajetanus zum Gegenstand höhnischer Kritik gewählt. Mit diesen Leistungen hatte er die Brücke hinter sich abgebrochen. Das schon längst als Fessel empfundene Mainzer Dienstverhältniß ward allmählich der bare Widersinn, wenn auch bei Hutten's heftigen Angriffen auf Kirche und Fürstenthum die Albrecht von Mainz zugewiesene Ausnahmestellung keinen offenen Bruch nöthig machte. Noch setzte er ja überhaupt Hoffnungen auf die bestehenden Gewalten. Warum sollte denn Karl nicht durchführen, was, wie im gleichen Jahre bekannt wurde, sein Großvater Maximilian geplant: eine Abstellung der römischen Mißbräuche? Wiederholt noch im Laufe dieses Jahres hat ihn H. aufgerufen die Führung der Nation in dieser Angelegenheit zu übernehmen. Sich selbst bot er zu diesem Zwecke als uneigennützigen, ja namenlosen Helfer an. Besonders hatte er seine Hoffnung auf Karls Bruder, Ferdinand, gesetzt, dem er schon im März 1520 seine Ausgabe der Schrift „De unitate ecclesiae conservanda“ gewidmet hatte. Im Sommer 1520 machte er sich auf den Weg zu Ferdinand nach Brüssel, um persönlich auf denselben einzuwirken. Er kam ganz unverrichteter Sache zurück, ja er fand bereits seine Sicherheit aufs Aeußerste gefährdet. Endlich hatte man am päpstlichen Hof Kenntniß genommen von Hutten's Schriftstellerei und den zur Begrüßung des aus Spanien erwarteten Kaisers nach Deutschland gesendeten Legaten die Weisung ertheilt, auf Gefangennehmung und Auslieferung eines so gefährlichen Menschen zu dringen. Da, als die Städte sich ihm verschlossen, fand unser Ritter eine Zuflucht auf den Burgen seines Freundes Sickingen, den Herbergen der Gerechtigkeit, wie er sie deshalb nannte. H. hatte seinen Einfluß auf diesen gefürchteten Mann schon im württembergischen Feldzug erprobt. Seiner Fürsprache gelang es Sickingen für Reuchlin zu interessiren und dadurch dem geplagten Gelehrten Ruhe vor seinen Peinigern zu verschaffen. Seit H. begonnen sich für Luther's Sache zu erwärmen, hatte er auch Sickingen dafür zu stimmen gewußt. Schon im Januar 1520 lud er im Namen dieses seines Gastfreundes durch Melanchthon Luther auf Sickingen's Burgen ein, falls er des Schutzes bedürftig sei. Ganz in Sickingen's Sinne hatte H. sich an Ferdinand zu lehnen versucht. Durch Sickingen, der seit 1519 in Karls Dienst stand und sich Einfluß auf denselben zutraute, hoffte er dem Kaiser selbst die Augen zu öffnen. Beide hatten sich so bereits in gemeinsamer Arbeit für ihre Auffassung der nationalen Wohlfahrt einander freundschaftlich genähert, als jenes Einschreiten des Papstes H. plötzlich aus seiner Bahn warf. Da suchte er im September 1520 eine Zuflucht auf Landstuhl und Ebernburg, Sickingen's Burgen. Hier verbrachte er großentheils den Winter 1520/21 und es gelang ihm den Burgherrn, der vorher nur hochherzig Luther als Verfolgtem hatte Schutz verleihen wollen, jetzt völlig von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was Luther gelehrt hatte (s. Sickingen). Hutten's Wunsch, den Freund in diesen Anschauungen zu kräftigen, führte ihn zur Verdeutschung seiner Gespräche. Doch begann er überhaupt jetzt sich mit seinen Wünschen und Plänen an das Volk in dessen Sprache zu wenden, während er bisher zu den Studirten Latein gesprochen. Es hängt das zusammen mit seiner Entwickelung vom Humanisten zum Publicisten, ebenso wie die Ersetzung klassischer Aussprüche in seinen Schriften durch Sprüche

der heiligen Schrift. Auch politisch reift er weiter in der Noth der Zeit. H. hat sein Lebenlang den Stempel seines ritterlichen Standes getragen und sich nur schwer von gewissen Vorurtheilen gegen die Städte und das Bürgerthum frei gemacht. Die Volksstimmung, wie sie in zahllosen Flugschriften und dem ganzen Thun jener Zeit sich für Luther aussprach, machte ihn erst aufmerksam auf die wichtige Bundesgenossenschaft. Er und, was fast noch erfreulicher ist, Sickingen entschlossen sich den angefeindeten Pfeffersäcken weit vorgestreckt die Hand hinzureichen. Dieser veränderten Situation gaben Hutten's neue Dialoge Ausdruck. Abgesehen von dieser Erweiterung der Grundlage, auf welche die verjüngte Kaisermacht behufs allseitiger Reformen sich stützen sollte, bleibt das Programm das alte. In der „Bulle“ wird, veranlaßt durch den gegen Luther geschleuderten Bannstrahl des Papstes, der Gegensatz der deutschen Freiheit zu römischer Anmaßung und Verderbniß nochmals zum energischsten Ausdruck gebracht. Im ersten und zweiten „Warner“ bildet die Reformation der Kirche mit ihren Chancen und Gefahren den Gegenstand. Mit voller Kühnheit, wie außerdem nur noch in den aus dem Herbst 1520 stammenden Sendschreiben, besonders dem an Friedrich von Sachsen, werden in den „Räubern“ Wege und Mittel allseitiger Reform erörtert. H. versagt es sich dabei nicht, den häufig bei ihm wiederkehrenden Gedanken, daß die vielgescholtenen Ritter eigentlich im viel geringeren Grad Räuber zu nennen seien, als Monopolisten, Juristen und Kleriker, nochmals zu pointiren. Doch ergibt gerade die Läuterung der Begriffe durch das Gespräch selbst, daß wie nur wenige Städte Brutnester des Monopolismus, so nur eine Minderzahl der Ritterburgen Raubnester seien. Daher Verbindung Beider zum gemeinsamen Kampf! Daß H., wie man dem nicht seiner Feder entflossenen Dialog „Neukarsthans“ hat entnehmen wollen, auch an eine weitere Vereinigung der Reformelemente mit den aufgeregten Schichten des bäuerlichen Volks gedacht hätte, ist mit Sicherheit nicht festzustellen. Möglich wäre es schon, weil er mit diesen Kreisen sich zusammenfand in dem Streben die Reform durchzuführen zum Besten der kaiserlichen Macht. Sickingen's Beifall dürften solche Pläne nicht gehabt haben.

Während so auf der sicheren Ebernburg rastlos gearbeitet und agitirt wurde, im regsten Verkehr mit den Freunden allerorts, nahte die Entscheidung. Hutten's und auch Sickingen's Wollen war darauf gestellt den nunmehr in Deutschland angekommenen König Karl dem Einfluß der ihn umgarnenden päpstlichen Partei zu entreißen, indem man ihm die Augen öffnete über deren Ziele. Das Verhalten Karls in der Angelegenheit Luther's, das hier als bekannt vorausgesetzt werden muß, zeigt deutlich die Hoffnungslosigkeit dieses Strebens. Doch klammerte man sich noch weiter an die Aussicht, daß veränderte politische Constellationen einen Umschwung zu Ungunsten des Papstes in Bälde würden eintreten lassen. H. setzte die Täuschung nicht in Verlegenheit. Wünschte er auch mit aller Kraft seiner Seele den Kaiser an die Spitze der Bewegung, so war doch auch der Gedanke ihm nicht fremd gegen des Monarchen zeitigen Willen für dessen angebliches wahres Interesse zu kämpfen. Spannung, Sorge, Zorn wechselte auf Ebernburg in seiner Seele, während in dem nicht fernen Worms die Geschicke der Nation Anfangs 1521 entschieden wurden. Nach Karls anfänglichem Entschluß, die Bulle gegen Luther ohne dessen Anhörung in Kraft treten zu lassen, wußte er sich vor Wuth nicht zu lassen. Zeuge dessen sind sein mehr als dreistes Schreiben an den Kaiser selbst und seine völkerrechtswidrigen Invectiven gegen die Legaten, gegen welche er auch gar zu gerne einen Handstreich ins Werk gesetzt hätte, hätte ihn nicht Sickingen zurückgehalten. Dieser stand noch in des Kaisers Dienst: bald sollte er für denselben gegen Frankreich kämpfen. Auch H. hat, wenn nicht Alles trügt, zeitweise der Erwägung nach-

gegeben, daß es auch für die von ihm vertretene Sache nützlich sein könne dem Kaiser neue Dienste zu leisten, um ihn sich mehr zu verpflichten. Anfang April erschienen auf der Ebernburg als unerwartete Gäste im kaiserlichen Auftrag der Beichtvater Glapion und der Ritter Paul von Armstorf. Als H. von ihnen erfahren, daß Luther zum Verhör vorgeladen sei, lenkte er ein. Er entschuldigte beim Kaiser sein letztes rücksichtsloses Vorgehen: er versprach, falls Karl befehle, künftig nicht mehr zu schreiben. Damals muß er in des Kaisers Dienst getreten sein, möglicherweise in der Form, daß er von Sickingen als kaiserlichem Feldherrn, als Doppelsöldner angenommen wurde für den bevorstehenden Feldzug. Der Umschwung ist allerdings überraschend, aber doch ohne Annahme schwächlicher Nachgiebigkeit oder gar feilen Sinneswechsels erklärbar eben durch die Phasen, welche damals die Sache Luther's durchlief. Als H. erfuhr, wie wenig die Behandlung Luther's in Worms durch den Kaiser dem Bilde entsprach, welches wol sein leicht erregbarer Geist nach den Eröffnungen der kaiserlichen Agenten sich gebildet, erkannte er rasch, daß er einen falschen Schritt gethan hatte. Noch einmal erwachte der Gedanke an den Curtisanen, d. h. an den abziehendem Legaten sein Müthchen zu kühlen, in ihm mit aller Kraft und um dazu und in jeder Beziehung freie Hand zu haben, schrieb er am 22. Mai bereits den Dienst des Kaisers wieder auf und bereitete sich vor die Ebernburg (Sickingen stand in Karls Dienst) zu verlassen. Wenn H. dann im Laufe des Herbstes doch die Absicht ausspricht, nach seiner Herstellung Sickingen ins Feldlager zu folgen, so hängt das mit dem kaiserlichen Dienst in keiner Weise mehr zusammen. Er folgte da nur dem sehr begreiflichen Trieb, dem Freund als Warner und Antreiber zur Seite zu stehen.

Als H. im Sommer 1521 Sickingen's Burgen verließ, war er ebenso gebrochen am Körper wie geknickt in allen Hoffnungen. Er begann sich seines Vaterlandes zu schämen. Aber auch seine Reputation hatte gelitten. Den hochtönenden Worten waren keinerlei Thaten gefolgt. Die Freunde wurden irre, die Feinde riefen höhnend, daß H. wol belle, aber nicht beiße. Man hat das Gefühl, daß nach dem Wormser Reichstage H. sich in der Lage eines Kriegers befindet, der sein Pulver verschossen und nun halb wehrlos dem Angriff preisgegeben ist. Er verschwindet für einige Zeit fast völlig vom Schauplatz. Selbst intime Freunde, wie Eoban Hesse konnten schon im Sommer 1521 nicht ermitteln, wo sein Versteck war. Denn an einen verborgenen Ort, wo er zugleich seinen siechen Körper pflegen konnte, hatte H. sich damals zurückgezogen. Den Winter über hat er wahrscheinlich auf den Burgen Sickingen's, dessen Verhältniß zum Reichsoberhaupt inzwischen lockerer geworden war, zugebracht. Zugleich verpuffte er den Rest seiner Kraft in kleinen litterarischen und persönlichen Händeln, die seiner nicht würdig waren. Sonst wissen wir wenig aus dieser Zeit von ihm. Daß er trotz aller Herabstimmung doch festhielt an seinen Ideen, ergeben jedoch seine Briefe und Schriften. Besonders war ihm der Gedanke einer engeren Verbindung zwischen Rittern und Städten wieder nahe gerückt. Noch wichtiger wäre es, wenn wir wüßten, welchen Antheil er genommen hat an der vorbereitenden Agitation zu der großen ritterschaftlichen Bewegung des J. 1522. Doch wird im Sommer 1522 nur ganz im Allgemeinen durch Butzer der H. mit Sickingen gemeinsamen und im Fortgang befindlichen Pläne für das Evangelium und gegen die Tyrannei der Großen gedacht. Etwas nur hebt sich mit voller Bestimmtheit aus dem dunkelen Hintergrund ab: Welche spezielle Richtung seine sich gleich bleibenden Pläne damals auch genommen haben mögen, weniger wie je rechnet er bei deren Erfüllung auf die Kräfte des Fürstenthums. Dieser praktische Gesichtspunkt schon macht es unwahrscheinlich, daß nach Worms noch zwischen ihm und Luther ein Einverständniß über die Ziele bestanden haben könnte. Was H. bereits im zweiten Warner seinem Sickingen in den Mund ge-

legt, gilt jetzt für den Dichter selbst: er sucht im kaiserlichen Interesse zu wirken für Zwecke, die im Augenblick vom Kaiser verleugnet sind. In diesem Sinne faßte er wol den Angriff auf Trier auf, der ihm nur der Anstoß zu allgemeinerer Umgestaltung sein sollte. Von gegnerischer Seite wird seiner als eines dabei in Person Anwesenden gedacht.

Als Franzen's Fehde gegen Trier ein so unglückhaftiges Ende genommen, war auch Hutten's Bleiben nicht länger in Deutschland. Die „Mauer", an die er, seinem Ausdruck nach, sich gelehnt, begann zu wanken. Krank bis ins innerste Mark, von Mitteln entblößt, suchte er nach kurzem Aufenthalt in Schlettstadt in Basel eine Zuflucht unter dem ihm bereitwillig zugestandenen Schirm des Rathes. Hier sollte ihn der letzte große, freilich nicht unverschuldete Schmerz seines Lebens treffen. Erasmus, der angebetete Heros der Humanisten, sagte sich los von dem Jünger der stillen Musen, der als Publicist und Reformer mit allen bestehenden Mächten in unlösbaren Zwiespalt gerathen war. Die Furcht bei hohen Gönnern anzustoßen und die Besorgniß für den kranken und mittellosen ehemaligen Freund zu tief in den eigenen Beutel greifen zu müssen, veranlaßten Erasmus in häßlichster Weise sich Hutten's Besuch zu verbitten. Zwischenträger haben das Feuer geschürt. Unter solchen Umständen konnte der Verfehmte nicht lange in Basel weilen, da auch der Rath ihm den Schirm aufkündigte. Im Augustinerkloster des nahen Mühlhausen fand er für einige Monate Unterkunft. Hier war es, wo er mit dem Rest seiner Kraft jene herbe Herausforderung schrieb gegen den in seinen Augen abtrünnigen Erasmus, die dieser in seinem giftgeschwollenen „Schwamm" überbot. Wie mußten die Dunkelmänner jubeln über diesen Zwist! Auch Hutten's Freunde waren mit seiner Schrift unzufrieden. Damals muß er auch mit einer weiteren Arbeit „In tyrannos" beschäftigt gewesen sein, einem Angriff auf Sickingen's Gegner. Es zeichnet grell die Verlassenheit Hutten's, daß er etwas später diese Arbeit behufs des Druckes seinem Freund Eoban Hesse in Erfurt zusandte, der, lüstern nach einer hessischen Anstellung, sich gerade erboten hatte, sein poetisches Talent in den Dienst der Bezwinger Sickingen's zu stellen! So ist diese Schöpfung Hutten'schen Geistes nicht gedruckt worden und gänzlich verschollen. Ob der nach seinem Tod herausgegebene patriotische Dialog „Arminius" auch in seine letzte Zeit fällt oder schon früher verfaßt ist, bleibt zweifelhaft. Neben diesen litterarischen Arbeiten war er wie in Basel so auch in Mühlhausen ruhelos thätig für die Reform. Daher war er auch am letzteren Orte nicht mehr sicher, als nach Sickingen's Tod auch hier die Anhänger des Alten neuen Muth schöpften. Ende Mai oder Anfang Juni 1523 entfloh er heimlich nach Zürich. Da war es Zwingli, der sich des Vertriebenen annahm und mit seiner Fürsorge die letzten Tage des vom Schicksal hart heimgesuchten Kämpfers für geistige und nationale Freiheit erhellte. Noch aus dem Juli 1523 besitzen wir aus Zürich Briefe Hutten's, die seinen Muth noch immer ungebeugt zeigen. Zwingli's Vermittlung verschaffte dem Leidenden die Möglichkeit, die Bäder zu Pfäfers zu gebrauchen. Doch vergebens, ungeheilt kehrte er nach Zürich zurück. Als ihm auch hier die argwöhnische Verfolgung seiner Feinde nachspürte, suchte er Verborgenheit und zugleich Linderung seiner Leiden auf der Insel Ufnau im Züricher See. Hier ereilte ihn der Tod Ende August oder Anfang September 1523. Er starb arm wie er gelebt, da auch der Anfang 1522 erfolgte Tod seines Vaters seine Verhältnisse nicht verbessert hatte. Wohin sein litterarischer Nachlaß, besonders auch an Briefen der Zeitgenossen, gekommen ist, ist unbekannt.

Das Material zu Hutten's Biographie findet sich mit geringfügigen Ausnahmen gesammelt in: Ulr. Hutteni opera ed. E. Böcking, 5 Bände und 2 Supplementbände. Von Biographien nenne ich nur: D. F. Strauß, Ulrich

v. Hutten, 1858. In zweiter verbesserter Auflage 1871 und daraus unverändert in den gesammelten Schriften Bd. VII (1877) abgedruckt. Für einzelne Fragen und Verhältnisse hebe ich aus der Litteratur noch hervor: Kampschulte, Die Universität Erfurt in ihrem Verhältniß zu Humanismus und Reformation. — H. Ulmann, Franz v. Sickingen. — C. Krause, H. Eobanus Hessus. H. Ulmann.

Hutter: Elias H., Orientalist, geb. 1553 zu Görlitz, † zwischen 1605 u. 1609. Die Nachrichten über sein Leben sind lückenhaft. Er studirte zu Jena namentlich unter Hieron. Opitz' Anleitung die morgenländischen Sprachen mit gutem Erfolge und erwarb daselbst die Magisterwürde. Später war er einige Zeit in Leipzig als Lehrer der morgenländischen Sprachen thätig und erhielt an dortiger Universität 1577 eine Professur der hebräischen Sprache. Sein 1578 herausgegebener „Sacrae linguae Cubus Hebraico-Germanus“ galt damals als ein brauchbares Wörterbuch für Anfänger und wurde in der Folge, von Dav. Wolder ins Lateinische übersetzt, mehrfach aufgelegt. Von Leipzig berief ihn 1579 der Kurfürst August von Sachsen nach Dresden, um von ihm Unterricht in der hebräischen Sprache zu nehmen. Nachdem H. sich dieser Aufgabe erfolgreich entledigt hatte, ging er an die Ausführung größerer litterarischer Pläne, die zunächst auf eine neue hebräische Ausgabe des alten Testaments und weiterhin auf die Herstellung biblischer Polyglottenwerke sowie überhaupt auf die Förderung des Bibelstudiums gerichtet waren. Er verfolgte diese Pläne durch sein ganzes Leben mit rastlosem Eifer und zäher Ausdauer, trotz vieler Hindernisse und Mißerfolge, die sich ihm entgegenstellten. Er machte also, um sein Unternehmen zu sichern, mehrere Reisen, ging 1583 nach Lübeck und 1585 nach Hamburg. Hier fand er ausreichende Unterstützung und schon 1586 konnte er einzelne alttestamentliche Bücher als Proben der künftigen Gesammtausgabe erscheinen lassen. Die letztere, welche durch eine besondere für den Gebrauch nicht eben vortheilhafte Druckeinrichtung zugleich den Zweck verfolgte, die Erlernung des Hebräischen zu erleichtern, kam mit sorgfältig aus der Vergleichung der Handschriften und der früheren Ausgaben zusammengestelltem Texte 1587 u. d. T.: „Via sancta sive Biblia Sacra eleganti et maiuscula characterum forma“ etc. (in späteren Jahren mehrfach mit neuem Titelblatt versehen) heraus, ein für seine Zeit verdienstliches und äußerlich wohl ausgestattetes Werk. Allein es hatte wenig Erfolg und deckte nicht die großen Kosten, welche H. und seine Gönner daran gewendet hatten. Da die Begünstigung seiner Unternehmungen in Hamburg nicht von Dauer war, so sehen wir H. 1594 in Naumburg, wo er eine Buchdruckerei und einen Buchladen begründete, die er aber finanzieller Bedrängnisse wegen bald wieder aufgeben mußte. Später suchte er in Nürnberg seine Zwecke zu erreichen. Er ließ sich dort 1597 nieder, gab Unterricht in Sprachen (einer seiner Schüler war der nachmalige Altdorfer Professor Schwenter) und unterhielt wesentlich mit fremdem Gelde eine Buchhandlung und eine Buchdruckerei, aus welcher zahlreiche Werke hervorgingen, namentlich 1599 seine lang vorbereitete Polyglotten-Bibel. Das alte Testament, u. d. T.: „Biblia Sacra Ebraice, Chaldaice, Graece, Latine, Germanice, Gallice (Sclavonice, Italice)“ wurde jedoch nicht vollendet und umfaßt nur acht Bücher. Das neue Testament in zwölf Sprachen, u. d. T.: „Novum Testamentum Syriace, Italice, Ebraice, Hispanice, Graece“ etc., wurde im folgenden Jahre fertig. Die darin enthaltene hebräische Uebersetzung (1661 von Will. Robertson besonders herausgegeben) ist von H. selbst ausgearbeitet. Er ließ auch eine Anzahl einzelner biblischer Bücher und die Perikopen in mehreren Sprachen drucken und 1603 eine andere Ausgabe des neuen Testaments in vier Sprachen, u. d. T.: „Novum Testamentum harmonicum Ebraice, Graece, Latine, Germanice“. Bei der Herausgabe dieser Polyglotten befolgte er den

verfehlten Grundsatz, die verschiedenen Uebersetzungen durch willkürliche Aenderungen des überlieferten Textes mit einander in Uebereinstimmung zu bringen, durch welches Verfahren der kritische Werth der Ausgaben stark beeinträchtigt ist. Die harmonia linguarum auf lexikalischem Gebiet hat zum Gegenstand sein „Dictionarium harmonicum biblicum Ebraeum, Graecum, Latinum, Germanicum“, 1598. Andere mehrsprachliche und sonstige Werke sind ungedruckt geblieben. Auch in Nürnberg konnte sich H. auf die Dauer nicht halten. Seine geschäftlichen Unternehmungen wollten nicht glücken, Schulden häuften sich, und so mußte er 1604 das Geschäft aufgeben und Nürnberg verlassen. Darauf ist er wahrscheinlich nach Augsburg oder Frankfurt gegangen; über die letzten Schicksale und das Todesjahr dieses rastlosen unternehmenden Mannes fehlen jedoch bestimmte Nachrichten. 1605 hat er noch gelebt, 1609 aber war er nicht mehr am Leben; in die Zwischenzeit fällt also sein Todesjahr.

Vgl. Moller, Cimbria litterata, II. 392. Will, Nürnberg. Gelehrten-Lexikon, II. 213 und VI. 147. Redslob.

Hutter: Leonhard H. (Hütter, Hutterus), lutherischer Theolog, geb. im Januar 1563 zu Nellingen im Gebiete von Ulm, † am 23. October 1616 zu Wittenberg. Sein Vater gleichen Namens, Pfarrer zu Nellingen und seit 1565 zu Ulm, schickte ihn auf die Schule zu Ulm und 1581 auf die Universität Straßburg. Zehn Jahre verweilte er hier, zuerst mit dem Studium der Philologie und Philosophie, sodann mit dem der Theologie beschäftigt. Dann ging er nach Leipzig, Heidelberg und Jena und begann hier, nachdem er durch eine Disputation „de praedestinatione“ die theologische Doctorwürde erlangt hatte, 1594 theologische Vorlesungen zu halten. In Folge des günstigen Rufes, dessen sich diese Vorlesungen erfreuten, wurde er schon nach zwei Jahren nach Wittenberg als Professor ord. an Stelle Huber's berufen. Er verdankte diese Vocation besonders den Empfehlungen Pol. Leyser's, der nach den jüngsten Erfahrungen, die man mit den Kryptocalvinisten in Sachsen gemacht hatte, die Universität mit möglichst ungefärbten Lutheranern besetzt zu sehen wünschte. Sein akademisches Amt und die damit verbundenen zahlreichen Nebenämter hinderten ihn nicht, eine ausgedehnte litterarische Wirksamkeit zu entwickeln, die auf die Vertheidigung und Befestigung der lutherischen Orthodoxie abzweckte. Der historische Verlauf, welchen die Ausbildung derselben bisher genommen hatte, bewies deutlich, daß der anfängliche reformatorische Charakter der evangelischen Dogmatik in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine entschiedene Wandlung erfahren hatte. Diese hatte ihren concreten Ausdruck in der Concordienformel erhalten, durch welche alle in die lutherische Kirchenlehre eingedrungenen calvinischen Elemente aus derselben ausgeschieden und ein festes, wohlgeordnetes Lehrgebäude für alle lutherischen Kirchen hergestellt werden sollte. H. stellte sich mit seiner Thätigkeit in den Dienst dieser Bestrebung, indem er dogmatisch wie polemisch den Unterschied zwischen Lutherthum und Calvinismus als eine abgeschlossene Thatsache zur Anerkennung zu bringen beflissen war. — Seine dogmatischen Hauptwerke sind: das „Compendium locorum theologicorum ex scripturis sacris et libro Concordiae collectum“, Vitebergae 1610, und öfter im 17. und 18. Jahrhundert edirt, und die nach seinem Tode von der theologischen Facultät zu Wittenberg herausgegebenen „Loci communes theologici ex sacris literis diligenter eruti, veterum Patrum testimoniis passim roborati, et conformati ad methodum locorum Melanchtonis“, Viteb. 1610 fol.; als bedeutendste polemische Arbeit ist zu nennen seine „Concordia concors de origine et progressu Formulae Concordiae“ etc., Viteb. 1614. — Das Compendium war auf Befehl des Kurfürsten Christian II. von Sachsen („Das fromme Herz“) verfaßt und von den theologischen Facultäten zu Wittenberg und Leipzig approbirt worden in

usum trium scholarum illustrium (Meißen, Grimma, Pforta) tum reliquarum trivialium in his regionibus. Sein Zweck war, der Jugend einen Leitfaden zu geben, dessen Inhalt sie cum lacte quasi materno als prima elementa purioris doctrinae Christianae imbiberit. Diesen Lehrinhalt zu bilden, sei die Concordienformel geeignet erschienen, und darum habe sich auch der Verfasser möglichst genau an dieselbe angeschlossen, ut sic juventus scholastica a teneris, quam ajunt, unguiculis formae sanorum verborum assuefieret. Das Compendium mußte auswendig gelernt werden posthabitis aliis libellis methodicis, und kein Schüler sollte zur Akademie entlassen werden, der es nicht fest inne hätte.

Mit diesem vom 23. November 1609 datirten Erlaß war die Concordienformel gewissermaßen als Staatsbekenntniß in Sachsen eingeführt, waren die Loci communes Melanchthons beseitigt, war endlich die Reformation in ihrem Grundcharakter aufgehoben und die lutherische Orthodoxie fixirt. Freilich hatte sich doch die Erinnerung an Melanchthon nicht ganz verwischen lassen. H. hatte in der That nichts besseres gewußt, als Melanchthon's „Lokalmethode" in sein Compendium mit herüber zu nehmen und in den Auditorien der Universitäten war von selbständigen dogmatischen Vorlesungen vor der Hand so wenig die Rede, daß man ihnen noch immer die Loci communes Melanchthons zu Grunde legte, um an ihnen und trotz derselben die neue Dogmatik zu entwickeln. Auch H. verfuhr so in seinen Loci communes theologici. Besonders lehrreich sind die Prolegomena derselben, in denen er sein Verhältniß zu Melanchthon darlegt. Wol erkennt er ihn an als magnum illum Phil. M., Germaniae nostrae phoenicem, aber er vergißt nicht, später erklärend hinzuzusetzen, daß er a doctrina Lutheri jam inde ab anno 35 supra sesquimillesimum initio quidem clanculum, postmodum vero paulo apertius secessionem fecisse. Es ist nur ein schwacher Trost, wenn er glaubt, daß er sub finem vitae seria acta poenitentia hujus etiam peccati veniam a Christo servatore et petierit et impetrarit. Unter den sieben Punkten, die beweisen sollen, daß er von der „Reinheit der himmlischen Lehre" abgefallen sei, nehmen natürlich die Lehren vom Synergismos, der communicatio idiomatum und dem Abendmahl die vorzüglichste Stelle ein. — Nach dem Vorgange Melanchthon's hat H. die Einrichtung in seinen Loci getroffen, daß jeder Locus oder jede quaestio ihrem Inhalte nach sich in Propositionen, ἐκθέσεις, membra gliedere. Es wird kürzlich auf die Beweisführung Melanchthon's in den einzelnen Abschnitten hingewiesen und eine Correctur derselben rücksichtlich ihres anorthodoxen Charakters vorgenommen. Werthvoll und wissenschaftlich wol brauchbar sind die Controversexcurse, welche H. hieran gemeiniglich knüpft. Sie sind meistens aus der Dogmengeschichte entnommen und beweisen die reichen Kenntnisse, über welche H. verfügte. Die „Loci" enthalten das gesammte gelehrte Material, auf dem das „Compendium" auferbaut worden war.

In seiner Polemik wendet sich H. gegen die Katholiken und natürlich auch gegen die Calvinisten. Er kämpft hier in einer Reihe mit Pol. Leyser, Aeg. Hunnius, Hoë u. dgl. Nicht mit Unrecht hat man ihn den malleus Calvinistarum genannt. Sein Eifer war durch das stetige Wachsthum des Calvinismus in Ost- und Westdeutschland entzündet worden. Jedem neuen Aufschwunge desselben begegnete er mit einer energischen Schrift. 1610 schrieb er seinen „Calvinista Aulico-Politicus, eigentliche Entdeckung und Widerlegung etlicher calvinischen politischen Rathschläge, welche Johann von Münster fortzupflanzen und die verdammte Calvinisterey in das Herzogthum Holstein einzuschieben sich bemühet", Viteb. Diesem Erguß eines kräftig erregten und ebenso derb sich äußernden lutherischen Gewissens folgte eine der heftigsten Streitschriften, die H. verfaßte: „Calvinista Aulico-Politicus (alter), oder christlicher nothwendiger Bericht von den fürnehmsten politischen Haupt-Gründen, durch welche man die verdammte Calvinisterey in die

Chur- und Marck-Brandenburg einzuschieben sich stark bemühet, samt einem Anhang wider Salomon Fincken, Apostatam zu Berlin", Viteb. 1614. Sie hatte den Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg zur reformirten Kirche (1613) zur Veranlassung und geißelte mit Recht den immer mehr überhand nehmenden Einfluß der Hoftheologen, die ihre fürstlichen Beichtkinder nicht nach den Forderungen des Gewissens und Glaubens, sondern nach politischer Zweckmäßigkeit leiteten. Die daran sich knüpfende Streitlitteratur bietet kein weiteres Interesse. (Vgl. über dieselbe J. G. Walch, Historische und theologische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten, Thl. III. S. 496 ff.) Die wichtigste Folge des Hutter'schen Angriffes war, daß der Kurfürst von Brandenburg die Concordienformel im Kurfürstenthum verbot und der studirenden Jugend den Besuch der Universität Wittenberg untersagte. — In derselben Zeit entstand auch die umfassendste polemische Schrift Hutter's: die „Concordia concors sive de origine et progressu Formulae Concordiae ecclesiarum Conf. Aug. liber unus", Viteb. 1614. Sie war gegen Hospinian gerichtet, welcher in seiner Concordia discors 1607 eine sehr scharfe und zum Theil nicht unberechtigte Kritik an der Geschichte der Entstehung der Concordienformel, wie an ihrem Lehrgehalt geübt hatte. Mit Geschick und Verständniß unter stetiger Bezugnahme auf das historische Actenmaterial, welches theils ergänzt, theils berichtigt wird, versucht H. dem Gegner folgend die Widerlegung. Hospinian hatte sich nicht unbedeutende Uebertreibungen erlaubt sowol in den Berichten über die Behandlung der Philippisten, als auch in der Darstellung der Motive, von denen die Verfasser der Concordienformel sich hätten leiten lassen. H. hatte den großen Vorzug, in seinen historischen Beweisen aus einem großen Vorrath bis dahin unbekannter urkundlicher Nachrichten schöpfen zu können. Dennoch ist seine Widerlegung nicht als gelungen anzusehen; sie leidet im Grunde nicht weniger an Parteilichkeit als die Arbeit des Gegners. Ihr historischer Inhalt sichert ihr indeß noch heute einen Anspruch auf Schätzung. Die übrigen polemischen Schriften Hutter's richten sich, wie J. B. Sadeel elenchomenos Viteb. 1607, gegen die „Sacramentirer", oder wie seine „Disputationes XX. de verbo Dei scripto et non scripto contra Bellarminum", Viteb. 1610, gegen die Katholiken und sind gegenüber jenem Hauptwerke von mehr untergeordneter Bedeutung. — Auch exegetische und praktisch-theologische Schriften besitzen wir von H. Sie beweisen immerhin das Geschick des Dogmatikers auch auf ihm fremderem Boden. Von jenen sind zu nennen die „Epitome biblica", 1609 und die „Succincta explicatio epistolae ad Galatas", 1635; von diesen die „Meditatio crucis Christi sive homiliae Academicae in historiam Passionis et mortis Christi", 1612; „Der Bericht vom ordentlichen und apostolischen Beruf, Ordination und Amt der lutherisch-evangelischen Prediger", Wittenb. 1609, und endlich mehrere Leichenreden im pomphaften Zeitstil, die zu halten ihn seine amtliche Stellung verpflichtete: auf seine Collegen Dr. Aeg. Hunnius, 1603; Dr. Salom. Gesner, 1605; Dr. Georg Mylius, 1607; Dr. Polykarp Leyser, 1610; auf den Kurfürsten Christian II. von Sachsen und auf den Herzog August von Sachsen, 1616.

H., der „redonatus Lutherus", ist mit Recht der Haushalter lutherischer Orthodoxie, mit Unrecht der Vater der lutherischen Scholastik genannt worden. Sein theologischer Standpunkt ist einfach der der Symbole, insonderheit der Concordienformel, denen er sogar die Theopneustie zuerkennt. Damit ist für ihn der Grund wie die Grenze seiner dogmatischen Spekulation gegeben. Man findet daher bei ihm weder einen künstlichen Bau eines Systems, noch auch formale Kategorien, noch endlich die bis ins Kleinste durchgeführte Division der Begriffe, welche die spätere lutherische Dogmatik kennzeichneten. Sein Bestreben ist allein darauf gerichtet, von dem Bestande und Inhalt des kirchlichen Lehrbegriffs Rechen-

schaft zu geben mit voller Resignation auf alles Subjective, sei es in der unterscheidenden Würdigung seiner verschiedenen Bestandtheile, sei es selbst in der Deutung und Erklärung seiner Bestimmungen.

Zur Quellenlitteratur sind zu vergleichen: A. G. Hoffmann in Ersch u. Gruber's A. E., Sect. II. Thl. 13 S. 222 ff., u. Wagenmann in Herzog's Real-Enc., 2. Aufl. — Außerdem sind nachzusehen: J. G. Walch, Histor. u. theol. Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der ev.-luth. Kirche, Bd. IV S. 54, 223, 249; Bd. V S. 769, 808, u. derselbe, Histor. u. theol. Einl. i. d. Religionsstreitigkeiten außerhalb der ev.-luth. Kirche, Bd. III S. 160, 496, 1066. — C. E. Luthardt, Die Lehre vom freien Willen u. sein. Verhältniß zur Gnade, Leipz. 1863 S. 286 f. — J. A. Dorner, Gesch. der prot. Theologie, München 1867 S. 530 f. — K. Hase, Hutterus redivivus, 11. Aufl. Prolegomena, § 26 II. und in den betr. Vorreden v. Hutter's Schriften, besonders zu den ersten Auflagen derselben. Brecher.

Hutterus: Martin H., geb. den 28. Juli 1810 zu Brakel in Westfalen, studirte in Bonn Cameralia und gab schon als Student ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Blüten" heraus, weshalb er auch von seinen Commilitonen scherzweise der Blütenmartin genannt wurde. In Trier als Stempelfiscal mit dem Charakter eines Regierungsraths setzte er seine poetische Thätigkeit eifrig fort und schrieb Dramen und Gedichte. Bei Lintz in Trier erschienen: „David, Drama in 3 Aufzügen", 2. Aufl. 1853; „Jephtha und seine Tochter, dramatisches Gemälde aus der heiligen Vorzeit", 1857; „Gedichte", 1857; „Harmlose Geschichten nebst einem lyrischen Anhange", 1861. Einige Bändchen Novellen erschienen später (1862 und 1865) in Iserlohn bei Bädeker und in Münster bei Brunn, letztere unter den Titeln „Dunkle Wege" und „Der Stadtrichter". — Wenn H. als Dramatiker und Novellist weniger Anklang fand, so wurde ihm doch als Lyriker verdiente Anerkennung. Seine Gedichte athmen zumeist tiefe Empfindung und wenn sie auch stark von Weltschmerz durchweht sind, so spiegelt sich doch in ihnen eine feine Beobachtungsgabe und ein sinniges Versenken in die Natur und das Leben. Daher sind auch manche seiner poetischen Leistungen in Lesebücher und Anthologien aufgenommen worden. Als Novellist fehlte es H. an Erfindungsgabe, weshalb seine Erzählungen oft ins Breite gehen und der Spannung ermangeln. — Die äußeren Verhältnisse des Dichters waren nicht günstig. Er überlebte zwei Frauen und wurde in den letzten fünf Lebensjahren von Unterleibsleiden, welche sich zu einer Darmverengerung gestalteten, schwer geprüft. — Vergebens suchte er in Driburg und anderen Badeorten Heilung, sein Zustand wurde endlich so qualvoll, daß er in einem Anfalle von Geistesstörung sich am 3. December 1865 durch einen Pistolenschuß das Leben nahm. Im persönlichen Umgange war H. liebenswürdig und harmlos. Hätte er in besseren, sorgenfreieren Verhältnissen gelebt, so würde seine Muse ihm eine entschieden bedeutendere Stelle unter Deutschlands Dichtern gesichert haben.

L. Kellner.

Huttichius: Johann H., geb. in Mainz, lebt daselbst, seit 1525 in Straßburg, wo er als rex Chori in der Kirche St. Thomas am 4. März 1544 stirbt. Er ist ein wackerer Humanist, mit manchem der Genossen Dalburg, Th. Zobel, B. Rhenanus befreundet, bekennt sich als Reuchlinist in einem Briefe an Reuchlin (Briefwechsel S. 311) und wird als solcher mehrfach in den Dunkelmännerbriefen genannt. Seine Bedeutung besteht in seinen historischen und Alterthumsstudien. Zeugniß davon geben seine zwei Schriften: 1) die „Collectanea antiquitatum in urbe atque agro moguntino repertarum", Straßburg 1520, wirklich blos eine Sammlung von 38 Inschriften ohne erklärenden Text, und 2) „De Romanorum imperatoribus libellus", Straßburg 1526, die häufig gedruckt

ist und in einer Ausgabe (Straßburg 1552) noch einen von H. herrührenden Consulum Romanorum elenchus enthält. Das letztere Werk, von dem es übrigens auch eine deutsche Uebersetzung „Römische Keyser abcontravehnt" (Straßburg 1526, vermuthlich von dem Buchdrucker ohne Zuthun des Autors veranstaltet) gibt, ist nichts mehr als ein karger chronologisch geordneter Text zu den Bildern der Kaiser von Julius Cäsar an bis auf Karl V., dem noch sein Bruder Ferdinand angereiht ist. Oft sind auch Bilder der Schwestern und Kinder der Kaiser beigegeben, manchmal, z. B. bei Karl d. Gr., fehlt das Bild in dem für dasselbe bestimmten Kreis, der dann nur mit einer Umschrift versehen ist. Die deutschen Kaiser und Könige sind überaus dürftig behandelt, bei Maximilian I. fehlt das übliche Humanistenlob nicht. — An den religiösen Bewegungen seiner Zeit scheint H. keinen regen Antheil genommen zu haben.

Joannis, SS. rer. Mogunt. III, p. 315—344. L. Geiger.

Hüttner: Joh. Christ. H., Reisebeschreiber und Tagesschriftsteller, geb. zu Guben in der Niederlausitz 1766, machte philologische Studien in Leipzig, wo er mit einer Schrift „De Mythis Platonis" promovirte. Wegen seiner Kenntniß des Griechischen berief ihn Georges Staunton zum Erzieher seines Sohnes und er begleitete in dieser Stellung Vater und Sohn 1793—94 auf Lord Macartney's berühmter Gesandtschaftsreise nach China. Unter den verschiedenen Beschreibungen, zu denen diese Reise Anlaß gegeben hat, ist die seinige durch eine Klarheit, Thatsächlichkeit und Beobachtungsgabe ausgezeichnet, wie sie zu seiner Zeit in deutschen Schriften dieser Art nicht eben häufig vereinigt waren. H. blieb in England, wo er von 1809 an die Stellung eines Dolmetschers im Ministerium der äußeren Angelegenheiten einnahm. Er starb zu London am 24. Mai 1847. Er hat außer dieser Reisebeschreibung eine größere Anzahl von Schriften herausgegeben und correspondirte für verschiedene deutsche Zeitschriften über englische Verhältnisse. Seine (unpolitischen) „Englischen Miscellen" haben eine günstige Wirkung auf die Vermittelung deutschen und englischen Lebens geübt. Die Eigenschaften, welche seine Reisebeschreibung auszeichnen, finden sich jedoch in seinen der Tageslitteratur angehörigen Schriften nur noch in verdünnter Form. Dieselben tragen den Stempel rascher Herstellung und verschmähen nicht die bei Tagesschriftstellern so beliebten Mittel der Uebertreibung, zu denen das Muster der englischen Schreibart um so eher hinführen mußte. „Nachricht von der brittischen Gesandtschaftsreise durch China und einen Theil der Tartarei." Berlin 1797. „Reise der englischen Gesandtschaft an den Kaiser von China in den J. 1792—93 Aus dem Engl." Zürich 1798. „Hindu-Gesetzbuch oder Menu's Verordnungen. Mit Glossen und Anmerkungen." Weimar 1797. „Englische Miscellen." Tübingen 1800—7. Biographische Aufsätze über E. Burke u. A. in den „Zeitgenossen", Bd. V u. f.

Nationalzeitung der Teutschen, 1811. Meusel, Gel. Teutschl.

Ratzel.

Huygens: Christian H., Mathematiker, Physiker und Astronom, geb. am 14. April 1629 im Haag, † ebenda am 8. Juni 1695, Sohn Constantin H.'s (s. u.) Die Mutter, Susanna van Baerle, gebar ihrem Gatten einen älteren Sohn, der wie der Vater Constantin genannt wurde, und einen zweiten Christian, die späteren Kinder sind uns ohne Wichtigkeit. Constantin folgte in seinem Lebenslaufe dem Beispiele des Vaters. Auch er wurde Kabinetssecretär Wilhelm III., während dieser bereits König von England war, starb aber in der Heimath, im Haag 1697. H. sollte nach des Vaters Wunsche gleichfalls eine staatswissenschaftliche Laufbahn einschlagen und studirte demzufolge in Leyden und Breda Jurisprudenz, erwarb sich dann noch 1655 den Doctorgrad beider Rechte an der französischen protestantischen Universität Angers. Er hat auch 1669 einen

oranischen Prinzen, Graf Heinrich von Nassau, auf einer Gesandtschaftsreise begleitet, ist mit demselben in Holstein und in Dänemark gewesen und bedauerte nur durch den Ablauf der zur Sendung bestimmten Frist verhindert zu sein einen Abstecher nach Schweden zu machen, wohin Descartes soeben von Holland übergesiedelt war, dessen Bekanntschaft er sehnlichst zu machen wünschte. Huygens' eigentlicher Lebensberuf lag nicht im diplomatischen Staatsdienste. Er hatte in sich Fähigkeiten, welche seine nächsten Verwandten gleichfalls, aber in minderem Grade, zierten, vereinigt, denen er bald eine Berühmtheit verdankte, welche jeden Gedanken ausschloß, nicht auf der eingeschlagenen Bahn zu verharren. Sein Vater unterrichtete ihn selbst in der Musik, der Arithmetik und der Geographie, worin er schon als Kind die auffallendsten Fortschritte machte. Frühzeitig erwachte auch in H. die Neigung zu mechanischen Beschäftigungen, so daß er im 13. Lebensjahre schon versuchte verschiedene Maschinen nachzumachen. Damals hatte er übrigens von Mathematik noch keine Ahnung. Erst 1644 erhielt er Unterricht in dieser Wissenschaft bei einem Belgier mit Namen Stampioen. Einen berühmteren Lehrer fand er 1645, als er zum Studium der Jurisprudenz die Universität Leyden bezog, in Franciscus van Schooten, und ein fast freundschaftliches Verhältniß entspann sich zwischen Schüler und Lehrer, so daß Letzterer 1656 eine Abhandlung des Ersteren ins Lateinische übersetzte, um sie gemeinschaftlich mit eigenen Arbeiten in einem und demselben Bande dem Drucke zu übergeben. Wir haben nachher näher auf den Inhalt dieser und anderer ihr vorhergehenden und nachfolgenden Leistungen einzugehen. Wir begnügen uns für's Erste mit der Thatsache, daß H. nunmehr mit Recht unter die großen Gelehrten der mathematisch-physikalischen Wissenschaften gezählt wurde; daß ihn auf Reisen in Frankreich und England, welche zwischen 1660 und 1663 fallen, die Fachgenossen mit den größten Ehrenbezeugungen überhäuften; daß er 1663 Mitglied der Roy.-Societ. von London wurde; daß Colbert, der Gründer der französischen Akademie der Wissenschaften, ihn 1666 berief, an dieser neuen Anstalt einen Platz einzunehmen; daß er als Akademiker in Paris verweilte, bis seine Gesundheit unter den dortigen Verhältnissen leidend ihn nöthigte in die Heimath zurückzukehren. Für kurze Zeit war H. schon 1670 und 1675 nach Holland gereist, 1681 war es eine vollständige Uebersiedelung, welche er vornahm, da neben seiner Gesundheit auch die nachmalig erfolgte Aufhebung des Edikts von Nantes den Protestanten verhinderte seinen Aufenthalt wieder in Paris zu nehmen. Nur eine Reise nach England im J. 1689 ist noch erwähnenswerth, auf welcher H. mit Newton, seinem großen Gegner in der Theorie des Lichtes, persönlich bekannt wurde. H. war nicht verheirathet, aber er entbehrte dadurch nur die Freuden, nicht den Aerger, der mit jedem Familienleben etwas gepaart ist, und der bei ihm ohne das Gegengewicht häuslichen Glückes heftig genug wurde ihm die letzten Lebensjahre zu verbittern. H. vermachte seinen wissenschaftlichen Nachlaß der Universität Leyden und in mehreren zu verschiedenen Zeiten erfolgten Veröffentlichungen wurden wol die wichtigsten Schriftstücke nebst den noch bei seinem Leben erschienenen Abhandlungen gesammelt. Die 1724 erschienenen Theile heißen „Opera varia“; 1728 folgten „Opera reliqua“, in welche auch eine Sammlung verschmolzen wurde, welche 1703 als „Opera posthuma“ gedruckt worden war; endlich 1833 gab Professor Uylenbroek in Leyden noch zwei Bände heraus, als: „Christiani Hugenii aliorumque seculi XVII virorum celebrium exercitationes mathematicae et philosophicae.“ Der Name des großen Gelehrten wird lateinisch stets Hugenius geschrieben. Der eigentliche Familienname kommt neben H. auch als Huyghens vor. Inschriften, welche H. selbst mit Diamant in Glaslinsen eingeschnitten hat, zeigen nur die Rechtschreibung ohne h, deren man sich neuerdings regelmäßig bedient (vgl. Van Tricht in der Nouv. Correspond. Math. III, 209, Brüssel

1877). Gehen wir nun zur Darstellung der wissenschaftlichen Leistungen von H. über, welche wir zur besseren Uebersicht gruppenweise ordnen, so weist die chronologische Reihenfolge der reinmathematischen Gruppe den ersten Platz an, da ihr die frühesten Veröffentlichungen von H. angehören, beginnend mit den „Theoremata de quadratura hyperboles ellipsis et circuli“ von 1651. Gregorius a Sancto Vincentio (s. d.) hatte 1647 sein großes Opus geometricum herausgegeben, eine Fundgrube feinster geometrischer Sätze, zu welchen leider auch einige trügerische gehörten, als deren Folgerung Quadraturen von Curven sich ergaben, welche unrichtig sind. Andererseits war der Jesuit Jean Charles de la Faille (geb. 1597 in Antwerpen, † 1652 in Barcelona), bereits 1632 mit seinen Theoremata de centro gravitatis an die Oeffentlichkeit getreten, in welchen er wol zuerst nachwies, daß die Quadratur einer Figur eine Beziehung zu deren Schwerpunkt besitzen kann. Die vom Zweitgenannten eröffnete Bahn einzuschlagen und den Ersteren zu widerlegen, das war die doppelte Aufgabe, welche der 22jährige H. sich für seine Erstlingsarbeit stellte. Er löste dieselbe in glänzendster Weise, so daß jetzt schon Männer wie Descartes auf den jungen Schriftsteller aufmerksam wurden, zumal als er in Schriften von 1654 und 1656 seine Behauptungen gegen die Angriffe der Schüler von Gregorius siegreich zu vertheidigen wußte. Die Beweise waren mit der geometrischen Eleganz und Sicherheit der Alten geführt; irgend neue Methoden, z. B. der analytischen Geometrie, waren grundsätzlich vermieden. Von ganz anderer Seite erschien hierauf H. 1657 in der Schrift „De ratiociniis in ludo aleae“, welche Fr. van Schooten, wie schon erwähnt worden ist, als Bestandtheil seiner Exercitationes mathematicae dem Drucke übergab. Wol war die sogenannte Wahrscheinlichkeitsrechnung bereits 1654 zwischen Pascal und Fermat entstanden, aber deren Briefwechsel gelangte erst 1679 an die Oeffentlichkeit, und wenn H., dessen Gewissenhaftigkeit in der Angabe etwaiger Vorgänger seinen Schriften neben ihrem mathematischen Werthe auch den guter historischer Arbeiten verleiht, die Erklärung abgibt, jene beiden französischen Mathematiker hätten die Grundlagen ihrer Untersuchungen in tiefes Geheimniß gehüllt, und er behandle hier diese Fragen zum ersten Male deutlich für die Leser, so ist diese Erklärung buchstäblich als wahr anzuerkennen. Eine von den Elementen beginnende Wahrscheinlichkeitsrechnung gibt es erst seit H., und der Satz, auf welchen er seine Darstellung stützte, ist der vom arithmetischen Mittel. Das mathematische Hauptwerk „Horologium oscillatorium“ gehört dem J. 1673 an, mithin der Mitte seines Aufenthaltes in Paris. Wir nennen gegenwärtig nur den dritten Abschnitt dieses Buches, in welchem die Evolutentheorie begründet und soweit fortgeführt worden ist, als es möglich war, ohne auf deren Zusammenhang mit den Krümmungsmittelpunkten zu kommen. H. erkannte vor Allem, daß bei der Abwickelung gerade Linien hervortraten den abgewickelten Curven an Länge gleich, daß es mithin rectificirbare Curven in großer Anzahl gebe, wovon gewisse parabolische Curven ein Beispiel bieten. Er erkannte ferner die Cycloide als ihre eigene Evolute. Wollen wir über die nächste reinmathematische Arbeit von H. berichten, so müssen wir einen ziemlichen Zeitraum überspringen, welcher an so bedeutenden Ereignissen reich war, daß wir ohne Erwähnung derselben den Einblick in den eigentlichen Werth der Leistungen nicht gewinnen können. Leibnitz war in den J. 1672—76, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung, in Paris anwesend und war zu H. in nähere persönliche Beziehung getreten. Diesen Beziehungen entwuchs ein reger Briefwechsel, nachdem Leibnitz Paris verlassen hatte. 1684 erschien Leibnitz' berühmter Aufsatz in den Acta eruditorum, welcher die erste Veröffentlichung der Differentialrechnung enthält. Die hervorragenden Mathematiker aller Länder beeilten sich der neuen Methode Herr zu werden, sei es, daß sie den Algorithmus Leibnitz' annahmen, sei es, daß

sie dem von Newton den Vorzug gaben. Nur Einer blieb diesen Methoden grundsätzlich fern; nur Einer vertraute lieber dem älteren geometrischen Verfahren, einem Verfahren, welches in seinem Kerne darin bestand, daß Unmöglichkeiten nachgewiesen wurden, mochte man nun größere oder kleinere Werthe als einen bestimmt erkannten für eine gewisse Länge wählen. Dieser Eine war H. Am 24. August 1690 schreibt er an Leibnitz, er habe bisher die Abhandlungen über den neuen Calcul als zu dunkel nicht studirt; es lohne sich aber doch wol der Mühe, wenn Leibnitz im Stande sein sollte mittelst desselben alle umgekehrten Tangentenaufgaben (wir sagen heute: die Integration aller Differentialgleichungen) zu bewältigen. Am 18. November desselben Jahres äußert er sich, wie folgt: „Ihre Untersuchung der Berührungslinien von den Brennpunkten aus scheint mir sehr tief. Sie setzt indessen Dinge voraus, welche als augenscheinlich nicht angenommen werden können. Und wenn auch derlei Schlüsse mitunter zu Entdeckungen führen, für die Beweise muß man sich hinterdrein zuverlässigerer Mittel bedienen." Erst im Januar 1692 hat er sich „etwas vertrauter mit dem Calcul gemacht und denselben vortrefflich gefunden, um leicht und deutlich kleinste Werthe zu finden", aber im Uebrigen mißtraut er noch immer. „Wenn es sich darum handelt, sagt er, den Schwerpunkt der halben Cycloide zu finden, würde Ihr Calcul Sie ohne die tiefen Forschungen der Pascal und Wallis dahin führen? Ihre Ausdrücke mögen kürzer sein, aber der Weg der Auffindung wird, scheint mir, ungefähr derselbe sein." Und wenn H. am 29. Mai 1694 wirklich einsieht, daß Leibnitz Geheimnisse kennt, welche Anderen unbekannt sind; wenn er ihn auffordert „Sie könnten einen vortrefflichen Tractat über die verschiedenen Anwendungen dieses Calculs schreiben, und ich ermahne Sie dazu als zu einem sehr schönen und nützlichen Werke, welches eher von Ihnen, als von irgend einem Anderen ausgehen sollte", so ist diese Bekehrung eine so späte, daß wir sie mit Rücksicht auf die Kränklichkeit von H. in seinem letzten Lebensjahre (1694—95) als zu spät bezeichnen dürfen. Es bleibt daher bei der Behauptung, daß H. niemals der Methoden des Infinitesimalcalculs als solcher sich bediente, sondern daß er bei jenen künstlichen Ersatzmitteln blieb, welche die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts der Mathematik geliefert hatte, und welche statt allgemeiner Lösungen allgemeiner Aufgaben nur mit stets neuem Aufgebote an geometrischem Scharfsinne gelungene Bewältigungen von Sonderfällen hervorbrachten. So fand H. jene merkwürdigen Sätze über die logarithmische Linie, deren Tangente, Subtangente, Quadratur, Cubatur etc., welche er 1691 ohne Beweis veröffentlichte; so fand er gleichzeitig mit Leibnitz und Jacob Bernoulli I. die Kettenlinie und deren hauptsächliche Eigenschaften, wie aus den Acta eruditorum für 1691 und dem Briefwechsel zwischen H. und Leibnitz hervorgeht. Wir übergehen andere Sonderbetrachtungen dieser oder jener Curve, über welche H. brieflich oder mündlich gegen Leibnitz, L'Hospital, Fatio de Duilliers und Andere sich äußerte. Wir heben nur eine letzte mathematische Leistung hervor, welche, in einer nachgelassenen Schrift enthalten, sich einer genauen Datirung entzieht. H. erkannte die sogenannten Nährungswerthe der Kettenbrüche und benutzte dieselben, um für einen Bruch mit sehr großem Zähler und Nenner durch Umwandlung in einen Kettenbruch und Abwickelung der ersten Glieder der Kette einen anderen Bruch mit niedrigeren Zahlen und nur wenig verschiedenem Werthe zu erhalten. Die Anwendung, welche H. von diesem Verfahren bei der Errichtung eines Planetariums zu machen hatte, gab ihm die Gelegenheit es zu beschreiben. Auf der Grenze zwischen mathematischen und physikalischen Forschungen begegnen wir der theoretischen und praktischen Mechanik, und ihnen gehören diejenigen Arbeiten an, welche H. wol am Bekanntesten gemacht haben. Schon 1658 beschrieb er in einer kleinen Abhandlung die Pendeluhr, auf deren Erfindung er bereits ein Jahr früher unter

dem 16. Juni 1657 ein Patent erworben hatte. Es ist gleichgiltig, ob Bürgi schon im 16. Jahrhundert Pendeluhren verfertigte, ob Galilei oder dessen Sohn um 1640 den gleichen Gedanken hatten, da es Niemand je eingefallen ist zu behaupten, H. sei nicht selbständig zu seiner Erfindung gelangt, oder er sei es nicht gewesen, durch welchen sie allgemein sich einbürgerte. Dazu mögen zwei Umstände mitgeholfen haben, erstlich daß H. die Benutzung der Uhr zur Auffindung der geographischen Länge in gehöriges Licht setzte, zweitens daß er die Theorie des Pendels als Zeitmesser in seinem schon von der mathematischen Seite her uns wohlbekannten „Horologium oscillatorium" (Paris 1673) zur höchsten Vollendung brachte. Unter Anwendung nur weniger Hypothesen, unter welchen das sogenannte Gesetz der Trägheit und das Huygens'sche Princip hervorzuheben sind, welches letztere darin besteht, daß bei der durch die Schwerkraft erzeugten Bewegung irgend eines Systemes der Schwerpunkt desselben niemals höher zu liegen kommen kann, als er am Anfang sich befand, hat H. nachgewiesen, daß die Zeit, welche ein Körper braucht, um in cycloidischer Bahn den tiefsten Punkt zu erreichen, unabhängig von dem Anfangspunkte dieser cycloidischen Bewegung sei, daß also ein cycloidischer Pendel isochron schwinge, ob er nun viel oder wenig aus der Gleichgewichtslage entfernt worden sei. Die einzige Schwierigkeit bestand also darin einen Pendel zu nöthigen in cycloidischer Bahn zu schwingen, und dazu diente die Evoluteneigenschaft der Cycloide, von welcher weiter oben die Rede war. In demselben Werke beschäftigt sich H. auch mit dem Schwingungsmittelpunkte des zusammengesetzten Pendels und beweist den Satz, daß Schwingungsmittelpunkt und Aufhängepunkt untereinander vertauscht werden können. In demselben Werke bespricht er die Unveränderlichkeit des Secundenpendels, welche dessen Länge zur Maßeinheit geeignet erscheinen lasse. Demselben Werke fügte er Lehrsätze über die Fliehkraft bei. Aelter als das Horologium oscillatorium sind noch die Untersuchungen über den Stoß, welche H. 1669 der londoner königlichen Gesellschaft einreichte, und welche in der Abhandlung „De motu corporum ex percussione" enthalten sind. In ihnen findet sich die Erhaltung der lebendigen Kräfte, oder mit anderen Worten der Satz, daß nach einem Stoße die Summe der Produkte der einzelnen Massen in die zweiten Potenzen ihrer Geschwindigkeiten unverändert bleibt. Wir gehen über die Anfeindungen, welche die mechanischen Lehren des H. theilweise recht spät nach ihrem Bekanntwerden erfuhren und welche zu mitunter scharfer Polemik führten, hinweg, um unter den eigentlich physikalischen Arbeiten des H. diejenigen hervorzuheben, welche auf das Licht sich beziehen. Sie sind der Hauptsache nach in dem „Traité de la lumière" von 1691, welcher aber 1678 bereits vollendet war, enthalten. Gleich auf einer der ersten Seiten sagt H.: „Wenn man erwägt, mit welcher Geschwindigkeit die Lichtstrahlen nach allen Seiten hin sich verbreiten und wie sie von den verschiedensten, ja von entgegengesetzten Orten ausgehend, sich schneiden und sich gegenseitig nicht verhindern, so wird man leicht erkennen, daß leuchtende Körper nicht gesehen werden vermöge eines Stoffes, der von ihnen zu uns gelangt, wie eine Kugel oder ein Pfeil die Luft durchfliegt. Dieser Annahme stehen nämlich die beiden hier angeführten Eigenschaften des Lichtes, insbesondere die zweite, im Wege. Das Licht verbreitet sich also auf andere Weise, und um diese zu erkennen ist es nützlich zu wissen, wie der Schall sich durch die Luft fortpflanzt. Nun wissen wir, daß der Schall von dem Orte, wo er entstanden ist, nach allen Seiten mit Hilfe der Luft sich verbreitet, welche ein Körper ist, den man weder sehen noch tasten kann, durch eine gewisse Bewegung, die allmählich von einem Theile der Luft zu einem anderen fortschreitet. Wir wissen, daß diese Bewegung nach allen Seiten hin mit derselben Geschwindigkeit erfolgt, so daß gewissermaßen Kugeloberflächen entstehen, welche stetig sich erweitern und endlich unser Ohr treffen. Es ist aber

kein Zweifel, daß auch das Licht von dem leuchtenden Körper bis zu uns vermittelst einer der zwischenliegenden Materie ertheilten Bewegung gelangt, da nun einmal, wie wir schon gesehen haben, dieses nicht vermittelst eines Körpers geschehen kann, der den Weg von dem leuchtenden Objecte bis zu uns zurücklegt." H. führt bei dieser Gelegenheit das Wort Lichtwellen ein. Er nimmt an, die schwingende Materie sei ein besonderer elastischer Aether. Er leitet aus diesen Voraussetzungen die bekannten Erscheinungen der Zurückwerfung und der Brechung des Lichtes ab, auch der doppelten Brechung, wie sie seit 1669 durch Bartholinus am Kalkspathe bekannt geworden war, kurzum er gibt eine Undulationstheorie des Lichtes in bewußtem Gegensatze zu Newton, welcher seit 1672 eine ausgebildete Emanationstheorie vertrat. Nur eine wichtige Erscheinung, welche H. entdeckte, entzog sich noch seiner Erklärung. Es ist das sogenannte Huygens'sche Experiment, welches in der Lehre von der Polarisation des Lichtes vorkommt und darin besteht, daß man einen Punkt durch zwei aufeinander gelegte Kalkspathrhomboeder betrachtet, wobei im Allgemeinen vier Punkte gesehen werden, wovon nur in zwei bestimmten zu einander senkrechten Lagen des einen beweglichen Kalkspathes zwei verschwinden. Diese Erfahrung beschreibt H., gesteht aber ihren Grund nicht einzusehen. Die Brechung des Lichtes hat alsdann H. nochmals ausführlich in seiner nachgelassenen Dioptrik behandelt, in welcher die Anfertigung von Teleskopen beschrieben wird. Auch praktisch hat H. und unter seiner Leitung namentlich sein Bruder, der Staatsmann Constantin H., sich vielfach mit Herstellung von Fernröhren, insbesondere mit Schleifen von Linsen beschäftigt, und die englischen und niederländischen physikalisch-astronomischen Sammlungen bewahren bis auf den heutigen Tag solche Proben der Geschicklichkeit der beiden Brüder. Auch auf anderen Gebieten der Physik hat H. sich Verdienste erworben. Versuche über die Elasticität von Kugeln, welche beim Niederfallen vorübergehend breitgedrückt wurden, wie sich bemerklich machen läßt, sind in der Abhandlung vom Lichte beschrieben. Im December 1672 construirte er ein sehr empfindliches Barometer, dessen schon bei Ortsveränderung um eine gewöhnliche Thurmhöhe bedeutende Veränderung es zur Höhenmessung eignet, welche zwar seit 1648 durch Pascal bekannt, doch in der Ausführung noch manchen Schwierigkeiten unterworfen war. Andere Apparate müssen wir wieder übergehen, da es uns hier nicht auf erschöpfende Vollständigkeit, sondern nur auf Würdigung der bedeutendsten Leistungen von H. ankommt. Zu diesen gehört unstreitig eine astronomische Entdeckung, welche ihm am 25. März 1655 schon gelang und welche 1656 angedeutet, 1659 ausführlich in dem Systema Saturnium geschildert, nicht wenig dazu beitrug den Ruhm des jungen Entdeckers zu erhöhen. Aus dem Namen der betreffenden Abhandlung ist zu entnehmen, daß es sich um den Planeten Saturn und dessen System handelt. Die sonderbare Gestalt dieses Planeten bald mit, bald ohne Anhängsel an beiden Seiten war 1610 durch Galilei erkannt, war durch häufige Beobachtungen eines Fontana, eines Gassendi, eines Hevel und Anderer bestätigt, aber niemals erklärt worden. H. erkannte erstlich einen Mond mit einer Umlaufszeit von beiläufig 16 Tagen und zweitens das merkwürdige Gebilde des Ringes, welcher gegen die Ekliptik geneigt den Saturn umgibt, ohne irgend mit ihm zusammenzuhängen. In derselben Abhandlung bildete H. den Nebel im Gürtel des Orion ab, welcher von Cysat vor 1618 erstmalig bemerkt worden war, und es war wieder H., der die von Fontana bemerkten dunkeln Flecken auf der Marsscheibe in noch jetzt erkennbarer Weise gezeichnet hat. Solche Zeichnungen konnten ohne vorhergegangene Messungen nicht angefertigt werden, und in der That ist der Name von H. der erste, welcher in der Geschichte der Erfindung von Mikrometereinrichtungen genannt wird. Die

rechnende Astronomie verehrt alsdann in H. denjenigen, welcher Picard's Vermuthung, die Erde sei keine vollkommene Kugel, in Zahlen umsetzte und in seiner Abhandlung von 1691 „Discours de la cause de la pesanteur“ aus Betrachtungen über die Einwirkung der Fliehkraft auf einen nicht völlig harten in Drehung befindlichen Körper eine Abplattung der Erde von mindestens $\frac{1}{578}$ ableitete, ein Ergebniß, welches nur in der Zahlengröße von den gleichzeitigen unabhängigen Rechnungen Newton's abweicht. Letzterer fand nämlich $\frac{1}{229}$, allerdings in größerer Uebereinstimmung mit der gegenwärtigen Annahme, die in runden Zahlen eine Abplattung von $\frac{1}{300}$ feststellt. Eine letzte Schrift, während deren Druck der Tod des Verfassers eintrat, „*Κοσμοθεωρος*“ betitelt (1698), lehrt uns H. als dichterischen Astronomen kennen, wenn man so sagen darf, welcher die Bewohnbarkeit der Planeten aus ihrer Aehnlichkeit mit der Erde zu beweisen sich zur Aufgabe stellt. Ein wahrhaft frommer Hauch durchweht dieses Werk; aus jeder Zeile geht die anbetende Bewunderung des Geschöpfes für seinen Schöpfer hervor; und es zeigt sich hier wie in so vielen Fällen, daß je umfassender das Wissen, um so stärker der Glaube ist, während nur Halbwissen sich erfrecht des Glaubens entbehren zu können.

Vgl. die Biographie von H. an der Spitze seiner Opera varia, bearbeitet von G. J. s'Gravesande. — Condorcet, Éloge d'Huygens. — Oratio de fratribus Christiano atque Constant. Hugenio. Groningen 1838. — P. Harting, Christian Huygens in zijn Leven en Werken geschetst. Groningen 1868. — Joh. K. Fischer, Geschichte der Physik, Bd. I, II, III, IV, VI, VII passim. — M. Chasles, Aperçu historique sur l'origine et le développement des methodes en géométrie etc. passim. — E. Dühring, Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik, II. Abschnitt Kapitel 2 und III. Abschnitt Kapitel 2. — R. Wolf, Geschichte der Astronomie passim. Cantor.

Im Beginn des Artikels auf S. 480, Z. 1 v. u. lies 1649 (st. 1669).

Huygens: Constantin H. Als Staatsmann und Dichter ein vorzüglicher Vertreter der goldenen Zeit Hollands. Sein Vater Christian, der als Secretär bei Wilhelm und Moriz von Oranien sich hochverdient gemacht hatte und 1624 starb, gab seinen Söhnen, von denen Constantin als der zweite am 4. September 1596 im Haag geboren war, eine ausgezeichnete Erziehung. H. studirte 1616 und 1617 in Leyden und besuchte 1618 England, wo er mit den vornehmsten Staatsmännern verkehrte. 1620 begleitete er als Gesandtschaftssecretär den bedeutendsten Träger der oranischen Politik Aerssen van Sommelsdyck nach Venedig und verweilte in gleicher Eigenschaft 1621—24 meist in London. Wie beliebt er sich am dortigen Hofe gemacht hatte, bewies Jakob I., indem er ihn 1622 zum Ritter schlug. Zurückgekehrt erhielt er neben seinem älteren Bruder Moriz den Auftrag, die Stelle seines Vaters einzunehmen. Im Dienste des trefflichen Friedrich Heinrich (s. Bd. VII S. 576), der 1625 auf Moriz von Oranien gefolgt war, hatte er auf eine Reihe von Jahren die Sommerfeldzüge des „Städtebezwingers“ zu begleiten, erwarb sich aber auch die volle Anerkennung seines Herrn, der ihn 1630 zum Rath und Rechenmeister ernannte. Auch seine eigenen Vermögensverhältnisse wußte H. trefflich zu fördern. 1630 kaufte er die Herrschaft Zuilichem an. Bereits 1627 hatte er sich vermählt, mit Susanna van Baerle, die ihm vier Söhne gebar, unter denen der zweite, Christian, sich als Mathematiker ausgezeichnet hat, und eine Tochter, bei deren Geburt 1637 sie starb. H. suchte Trost in seinen Amtspflichten. Nachdem die letzten Jahre Friedrich Heinrichs seine Stellung gefährdet hatten, ward nach dem frühen Tode Wilhelms II. seine Thätigkeit für den unmündigen Wilhelm III. vielfach in Anspruch genommen. Er verhandelte mit den Erzherzögen in Brüssel und mit Ludwig XIV.,

welcher ihm gestattete 1665 das Fürstenthum Orange für Wilhelm in Besitz zu nehmen. Seine Geschäfte konnte er später mehr und mehr seinem Sohn Constantin überlassen und sich auf sein geliebtes Landgut Hofwyk zurückziehen. Er starb im Haag am 28. März 1687, noch bis in die letzten Jahre als Dichter thätig. Seine ersterschienenen Gedichte wurden durch Cats veröffentlicht, zu Middelburgh 1622: zwei schildernde Dichtungen, die eine „Costelick mal", eine Satire gegen die Mode, das andere „Batava Tempe d. i. 'tVoorhot van 'sGravenhage", ein Preis der heimathlichen Promenaden, wobei der jugendliche Dichter besonders die Liebesgespräche im Schatten der Linden geistreich wiedergegeben hat. Diese und andere Studien vereinigte H. als „Otia" oder „Ledige Uren", Haag 1625, zusammen mit späteren in den „Korenbloemen", Haag 1658. Dazu kommen noch seine lateinischen Gedichte, gesammelt von Barlaeus, 1644, unter dem Titel „Momenta Desultoria". Später erschienen „De Zeestraet van 'sGravenhage en Scheveningen", Haag 1667; und, erst 1841 von Jonckbloet herausgegeben „Cluyswerk", sowie, 1817 von Hofman Peerlcamp edirt „De vita propria sermonum inter liberos libri II". Huygens' Dichtungen sind zu einem guten Theil Gelegenheitsgedichte, denen jedoch öfters durch das Hereinziehen allgemeiner Gedanken der Charakter von Lehrgedichten verliehen wird. H. stand mit dem Kreise, der sich um Hooft, den Drost von Muyden, versammelt hatte, in lebhafter poetischer Correspondenz. Für seine Frau dichtete er „Daghwerck", eine Schilderung des Lebens an ihrer Seite, welche in Folge ihres Todes unvollendet blieb; für eine erblindete Freundin „Oogentroost", 1651, worin er ausführte, daß die meisten Menschen wegen ihrer Leidenschaften blind zu nennen seien. Andere Gedichte haben ein lokales Interesse, insbesondere Hofwyck oder Vitaulium, 1653, die Schilderung seines Landguts, dessen echt holländische Anlage, mit schnurgeraden Linien der hier aus Eichen, dort aus Birken rc. bestehenden Boskette überdies durch einen Plan verdeutlicht wird. Zahlreich sind die Epigramme, Sneldicht, zum Theil nach gelehrten Quellen, auch aus dem Hochdeutschen. H. selbst hat in verschiedenen lebenden Sprachen gedichtet, ja Zeilen aus verschiedenen Sprachen scherzhaft zu einem Gedicht vereinigt. So beherrscht er auch die niederländischen Dialecte. Trefflich stellt er Saardammer Schiffer und Antwerpener schlechtes Volk gegenüber in der Klucht van Tryntje Cornelis, die zugleich ein überraschendes Zeugniß ablegt von dem derben Geschmack auch der edelsten Kreise Hollands in jener Zeit. Seinen kirchlichen und zugleich freieren Sinn bewährte H., indem er den Gebrauch der Orgel für den calvinistischen Gottesdienst durch eine 1641 erschienene Schrift durchsetzte.

Theod. Jorissen, Constantin Huygens. Studien. I. Arnhem 1871. — Van der Aa, Biogr. Woordenb., wesentlich Auszug aus W. Geysbeek, Biogr. Wb. (1822).

Martin.

Hyazinthus (Jacko), Dominicaner, geb. um 1180, † am 16. August 1257 als Ordensprovincial in Cracau, war mit seinem Bruder Ceslaus (s. oben IV. 92) 1218 in Rom in den Orden der Predigermönche getreten und als Prior des später von ihnen in Cracau gegründeten Klosters zurückgeblieben. Unter seiner Leitung machte der Orden in Polen schnelle Fortschritte; auch das Dominicanerkloster in Danzig rühmte sich, von ihm gesammelt worden zu sein. Nach vielen von dem Großfürsten Waldomir in Kiew ihm zugefügten Unbilden ist er 1257 gestorben und 1594 von Clemens VIII. in die Zahl der Heiligen versetzt worden.

Pol, Jahrbücher der Stadt Breslau, I. S. 68. Crusius, Vergnügung müssiger St., St. VII S. 73 ff. Henelii Silesiogr. ren., c. VII. 523.

Schimmelpfennig.

Hylocomylus: Martin H. (Waltzemüller), berühmter Kosmograph zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Das Leben und Wirken dieses Gelehrten hat umsomehr ein begründetes Anrecht auf das allgemeine Interesse, als er die erste Veranlassung zur Benennung des vierten Erdtheils als „Amerika“ gegeben hat. Geboren um das J. 1470 zu Freiburg im Breisgau, an dessen Universität er seine Ausbildung erhielt, erscheint er zum ersten Mal in deren Matrikel unter dem 7. December 1490 als „Waltzemüller“, welchen Namen er jedoch bald, der Sitte der Gelehrten jener Zeit folgend, in den gräcisirten „Hylocomylus“ umwandelte, doch ist es wahrscheinlich, daß sein Familienname „Waldseemüller“ hieß und daß er ein Sohn des in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als „Amtherr“ (Säckelmeister) in den Freiburger Rechnungen vorkommenden Konrad Waldseemüller gewesen sei. Sein griechischer Namen erscheint übrigens auch sowol in gleichzeitigen als späteren Schriften als „Hylacomylus“ und „Ilacomilus“. Was H. nach absolvirten Studien zu Freiburg bald darauf bewog, diese Stadt zu verlassen und nach Sant-Dié (Deodatum), einem Städtchen in den lothringischen Vogesen, überzusiedeln, ist unbekannt, doch geschah es aller Wahrscheinlichkeit nach auf eine Einladung seines Freiburger Freundes Ringmann (vgl. d. Art.), der damals am Gymnasium dieser Stadt als Lehrer der lateinischen Sprache thätig war, sowie wegen des guten Rufes, in welchem zu jener Zeit der Herzog René II. von Lothringen als Beschützer und Gönner der Gelehrten stand, der vor Allem geographische Forschungen begünstigte; an dessen Hofe lebte auch der Dichter Pierre de Blarru (Strobel, Gesch. d. Elsaß., III. 456), der seiner Zeit als lothringischer Homer gefeiert wurde, weil er die von René am 5. Januar 1477 dem Herzog von Burgund, Karl dem Kühnen siegreich gelieferte Schlacht in einer „Nancéide“ besungen hatte. In Saint-Dié wurde H. Lehrer an dem durch den Secretär des Herzogs Gaultier Lud gegründeten Gymnasium und beschäftigte sich, seine geographischen Studien, die er bereits zu Freiburg mit Vorliebe betrieben hatte, fortsetzend, mit einer kritischen Ausgabe des Ptolemäus nach griechischen Handschriften, die aber erst am 12. März 1513 und nicht zu Saint-Dié, sondern zu Straßburg erschien, sowie mit der Entwerfung der erforderlichen das Werk erläuternden Karten (Originalausgaben: Straßburg den 12. März 1513, dann 1520, 1522; durch W. Pirkheimer 1525, durch M. Servet 1535 und Vienne de Dauphiné 1541). Uebrigens erlebte diese Kosmographie sehr merkwürdige Schicksale. Die ächte Ed. pr. des Buches nämlich mit dem Namen des H. ist bis jetzt nur in einem einzigen Exemplare bekannt, welches der französische geographische Schriftsteller J. Br. Eyriès bei einem Pariser Antiquar um einen einzigen Franc erwarb und nach seinem Tode am 30. Novbr. 1846 für einen Herrn Nic. Yéméniz aus Lyon um 146 Francs ersteigert wurde. Am 20. Mai 1877 erschien das Buch von Neuem in einer Auction und wurde um 2000 Francs einem Herrn Almon W. Griswold in Neu-York zugeschlagen. Die erste Ausgabe der Kosmographie des Ptolemaeus wurde durch den deutschen Drucker Levilapis (Lichtenstein) zu Vicentia 1475, Idib. Sept. in Folio gedruckt; Panzer, Ann. typogr., III. 506. In Saint-Dié geschah es auch auf Betreiben des H., daß in diesem Städtchen eine Buchdruckerei nebst Buchhandlung (libraria officina) errichtet wurde, die, wie es scheint, wenige Jahre später einer sehr freisinnigen Verwaltung sich erfreute, da in ihr u. A. auch (um 1520) des M. Gnidius defensio Christianorum de Cruce id est Lutheranorum, versehen mit dem Druckerzeichen des Klosters, gedruckt wurde (vgl. Weigel, Thesaurus libellorum, p. 83). In dieser Druckerei erschien dann auch am 26. April 1507 seine Einleitung in die Kosmographie („Cosmographiae introductio“) und als Anhang die vier epochemachenden Reisen des Florentiners Americo Vespucci („insuper quattuor Americi navigationes“). Gleichzeitig hatte H. einen Globus oder, wie man damals sagte,

einen „Erdapfel" verfertigt, sowie eine Weltkarte, auf welcher er die alten Bilder des Ptolemaeus mit den neuen Seekarten der Spanier und Portugiesen zu vereinigen hoffte. Obgleich sich der Verfasser in dieser Ausgabe noch nicht nannte, so findet sich doch am Ende schon sein Monogramm und darunter die Zeitangabe „Finitum IV. Kal. Septembr. Anno supra sesquimillesimum VII."); auch der Druckort (urbs Deodati ... Vogesi montis) ist durch zwei lateinische Distichen bezeichnet. Was die Reisen des Vespucci selbst betrifft, so hatte H. dieselben von dem Herzoge selbst erhalten, der mit Vespucci in Briefwechsel stand und dem der letztere auch die Berichte über seine vier Seereisen gewidmet hatte. Diese ihm übermittelten Seereisen des Florentiners nun gaben H. die Veranlassung für das noch namenlose Land den Vornamen des Vespucci zu benutzen und dasselbe als Land des Amerigo zu bezeichnen und es verdienen wol seine Worte hierüber selbst gehört zu werden (Cosmograph. Introductio 1507, Bl. 16 b): „Alia quarta pars (terrae) per Americum Vespucium (ut in sequentibus audietur) inventa est, quem non video cur quis jure vetet ab Americo inventore, sagacis ingenii viro, Amerigen, quasi Americi terram sive ‚Americam' dicendam, cum et Europa et Asia a mulieribus sua sortita sint nomina". [Ein vierter Erdtheil ist durch Americus Vespucius (wie sich aus dem Späteren ergeben wird) entdeckt worden, und ich sehe nicht ein, was uns hindern sollte, ihn Ameriga, gleichsam das Land des Americus oder America zu nennen, zumal Europa und Asia auch nach Frauen benannt worden sind.] Wahrscheinlich trug auch schon damals H. (nach Humboldt's Vermuthung 370) den Namen „America" auf eine Karte dieses Erdtheils, welche von seiner Hand gezeichnet wurde, bis jetzt aber nicht wieder gefunden ist, ein, die aber erst in der Ausgabe des Ptolemaeus vom J. 1522 mit diesem Namen erschien. Im Straßburger Ptolemäus 1513 findet er sich jedoch nicht, aber das ist gewiß, „daß für das brasilische Südamerika die Bezeichnung America Provincia zuerst auf dieser in Holz geschnittenen Weltkarte des älteren Apianus (Bienwitz) im J. 1522 angewendet worden ist. Vielleicht hätte sich der Name wieder ausrotten lassen, aber seit ihn die Landkartenzeichner Ortelius 1570 und Mercator 1598 in Tausenden von Abdrücken verbreitet hatten, mußte er als unvertilgbar gelten (Peschel)". Von welchem Einflusse aber diese Kosmographie des H. auf die weitere Verbreitung sowol der Kunde von den vier Reisen des Vespucci als des Namens America gewesen war, beweist, daß sie rasch sechs ächte Ausgaben, vier zu Saint-Dié selbst, eine zu Straßburg 1509 und eine zu Lyon 1518 erlebte; die Ausgaben Ingolstadt 1529—33, Venedig 1535—41, Paris 1551 und Venedig 1554 sind unächt. Als weitere litterarische Arbeiten lieferte H. für die Ausgabe der Encyklopädie seines Lehrers Gregor Reisch zu Freiburg, die „Margarita philosophica" vom J. 1509, zwei Abhandlungen über die Grundsätze der Baukunst und der Perspektive, welche er in Freiburg selbst verfaßt hatte. Ebenso erschien (April 1511) von H. und seinem Freunde Matth. Ringmann gemeinschaftlich: „Introductio, manuductionem praestans in Cartam itiner. M. Hyl.". (Argent. J. Grüninger). H. starb im J. 1521 oder 1522, ob in Saint-Dié oder in seiner Vaterstadt Freiburg, ist ungewiß.

Alex. v. Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géogr. du nouv. Contin. Deutsch von Ideler II, 358 ff. — Schreiber, Gesch. d. Univers. Freiburg im Br. I, 236—39. Mart. Hyl. Waltzemüller. Ses ouvrages et ses collaborateurs. Par un Geographe Bibliophile (Avezac). Par. 1867. — Murr, Memorab. II, 223. — Freytag, Anal. lit. 449—51. Serapeum 1861, 1—4. — Weller, Repertor., S. 36. — Oscar Peschel, Abhandl. zur Erd- und Völkerkunde, S. 228—36.

J. Franck.

Hymmen: Johann Wilhelm Bernhard v. H., preußischer Jurist, wurde geboren 1725 im Clevischen, studirte in Duisburg und Halle, trat 1769 als Referendar beim Berliner Kammergericht ein, wurde Kammergerichtsrath, dann Geheimer Justizrath, 1786 in den Adelstand erhoben, starb am 9. April 1787. Um die Rechtswissenschaft machte er sich verdient durch Herausgabe seiner „Beiträge zur juristischen Litteratur in den preußischen Staaten", 8 Sammlungen, 1.—7. Berlin, 8. Leipzig, 1775—87; ein Repertorium dazu von Eisenberg, Berl. 1790. Es sind hierin Biographien Duisburger und Frankfurter Gelehrten enthalten. In seinem Amte sehr gewissenhaft, benutzte er die Mußestunden zu litterarischen Arbeiten: „Poetische Nebenstunden", 1770. — „Gedichte", 1771. — „Briefe kritischen Inhalts", 1773. — „Poesien nach verschiedenem Maß und Gewicht mit angehängten kritischen Urkunden", 1775. — „Kritik über Goethe und Friedrich Nikolai" (Etwas über die Leiden des jungen Werther's und über die Freuden des jungen Werther's), 1775. — „Das Jahrhundert Friedrichs II.", 1784. — „Freimaurerbibliothek", 3 Stücke, 1778—85. — „Probestück seiner poetischen Werke, mit welchem er ihre vollständige Ausgabe ankündigt", 1784. — „25 Lieder mit Melodien", 1773. — „12 Lieder mit Melodien", 1775.

Weidlich, Biogr. Nachrichten von jetztlebd. Rechtsgel. III. 161, Nachträge S. 331. — Meusel VI. 192. — Denina, La Prusse littéraire sous Frédéric II, tome II. 270. — Richter, Biogr. Lexik. geistlicher Liederdichter, 1804 S. 152. — Ersch u. Gruber. Teichmann.

Hyncke: Joachim H. (auch Hincke, Hinck, Hinke), † am 8. März 1580 als Domdechant zu Bremen, bekleidete diese Würde seit 1558, war gleichzeitig seit dem 23. April 1568 Propst zu Bücken und seit 1562 (nach dem 2. November) Propst des Nonnenklosters Osterholz; vorher, vielleicht seit 1542 jedenfalls seit 1553, Domscholaster. Er war der Sohn eines Bäckers zu Stade und scheint zunächst als Jurist sich bekannt gemacht zu haben, er war Dr. utr. juris. Seine Bedeutung als Diplomat war nur aus seiner Grabschrift im Bremer Dome bekannt, die ihm nachrühmt, daß er der Herzöge und Könige Streit und Kriege schlichtete. Erst neuerdings ist durch ein Notat des Bremer Rathsherrn Salomon bekannt geworden, daß er Rath des Herzogs Julius von Braunschweig (1568—89), des Herzogs Adolf von Holstein (-Gottorp, reg. 1544 bis 1586) und des Grafen Otto von Hoya gewesen, so daß man auf seine politischen Geschäfte schließen kann. Als angesehenster Mann im Capitel hat er die Wahlen der Erzbischöfe Georg (von Braunschweig) und Heinrich III. (von Lauenburg) zu Wege gebracht, er ist der Verfasser des Bremischen Ritterrechts vom 22. December 1577. An seinem Todestage notirt Salomon von ihm „ein Ausbund düsser Tyd gelerder, beredter Man, de vele groter wichtiger Saken twischen Koningen und Forsten vordragen hefft." Er war lutherischer Confession.

Vgl. Rotermund, Bremer Gel. Lex.; wegen der Daten: v. Hodenberg, Diöces Bremen III, und Krause, Archiv des Vereins zu Stade, II. S. 157. Bremer Jahrbuch, VI. 178; VII. 56, 60. Krause.

Hyperius: Andreas Gerhard H., ein seiner Bedeutung nach den Reformatoren sich unmittelbar anschließender reformirter Theolog, 1511 am 16. Mai zu Ypern (nach welcher Stadt er sich nannte) als Sohn eines Sachwalters geboren, hatte sich, nachdem er auf der humanistischen Schule zu Lille die Reife für die akademischen Studien gewonnen, durch die Ungunst seiner Verhältnisse in seinem 16. Lebensjahre genöthigt gesehen, sich zur Arbeit in der Schreiberstube seines Vaters zu bequemen. Dieser aber erkannte die eminente Begabung des Sohnes und machte es, als er sich 1525 dem Tode nahe fühlte, der Mutter zur Pflicht, sobald ruhigere Zeiten eintreten würden, den Sohn die Universität Paris beziehen zu lassen. Demgemäß begab sich H., sobald der Friede von

Cambray geschlossen war, im Sommer 1528 frohen Herzens nach Paris, wo er sich frühzeitig an den Humanisten Joachim Ringelberg auf das Engste anschloß und sich ganz in das Studium der griechisch-römischen Litteratur und der Philosophie vertiefte. Nach Absolvirung eines dreijährigen Studiums kehrte er, zum Magister promovirt, in die Heimath zurück, war aber 1532 schon wieder in Paris, um jetzt dem Studium der Theologie obzuliegen. Er machte sich nun mit den Kirchenvätern und mit den Scholastikern vertraut, konnte aber den Vorlesungen, die er hörte, keinen Geschmack abgewinnen. Von großer Bedeutung sollte dagegen für ihn sein Verkehr mit dem Straßburger Joh. Sturm werden, der damals in Paris docirte und ihm von der großen reformatorischen Bewegung in Deutschland und der Schweiz erzählte. Schon damals trieb es ihn seinen Gesichtskreis durch ausgedehnte Reisen in Frankreich und Oberitalien zu erweitern. Nach Beendigung seines theologischen Trienniums durchwanderte er dann die Niederlande und das nördliche Deutschland, und was er hier sah, das packte ihn so sehr, daß er sich 1537 abermals aufmachte, um namentlich Kursachsen und Hessen zu bereisen. Innerlich reich befruchtet kehrte er in die Heimath zurück, um nun irgendwo eine Stellung zu finden, von der aus er als Lehrer der Theologie an der reformatorischen Bewegung der Zeit theilnehmen könnte. Doch gelang ihm dieses weder in der Heimath noch in England (wohin er sich begeben hatte), weshalb er jetzt seinen Blick nach Straßburg richtete, wo er durch Sturm's Vermittlung eine Professur zu erlangen hoffte. Doch hatte ihn Gott für ein anderes Arbeitsfeld ausersehen. Auf der Reise nach Straßburg kam er nach Marburg, wo damals der greise Landsmann des H., der Professor der Theologie, Gerhard Geldenhauer (nach seiner Vaterstadt Nymwegen Noviomagus genannt), eben sein Amt niederlegen wollte. Geldenhauer überzeugte sich alsbald, daß H. eine eminente Acquisition für die junge evangelische Hochschule sein würde, wenn es gelänge die Berufung desselben nach Marburg zu erwirken. Durch Vermittlung des Kanzlers Feige, der damals nach Marburg kam, gelang dieses leicht, und vom J. 1541 an bis zu seinem Tode am 1. Februar 1564 gehörte daher seine Wirksamkeit ganz der hessischen Hochschule an, wohin aus allen Landen Deutschlands und des Auslandes junge Männer in großer Zahl pilgerten, um sich dem bald weltberühmt gewordenen H. zu Füßen zu setzen. Er las (lateinisch) über verschiedene Fächer der historischen, systematischen und praktischen Theologie. Für die Homiletik der evangelischen Kirche hat er mit seiner Schrift „De formandis concionibus sacris" von 1553 zuerst Bahn gebrochen. An dieselbe schloß sich später die Schrift „De S. Scripturae lectione ac meditatione quotidiana" von 1561. Er wollte, daß die Bibel in jedem Hause heimisch sei und daß jeder Hausvater sich mit den Seinen täglich aus derselben erbaue. Er war eben ein durchaus unabhängiger, biblischer Theolog, der seinen felsenfesten Standpunkt auf dem geschriebenen Gottesworte mit den reichen Mitteln seiner humanistischen und theologischen Bildung nach allen Seiten hin zu behaupten wußte. H. docirte die Dogmatik nach Melanchthon's Loc. theol. Sein mit vielen Randbemerkungen beschriebenes Handexemplar wird noch auf der Marburger Bibliothek aufbewahrt. Allein seine eigene Dogmatik, wie sie in den (leider unvollendet gebliebenen) „Methodi theologiae libri tres" (Basel 1566) vorliegt, war doch von Melanchthon unabhängig. Er gibt ein eigentliches System der Glaubenslehre (was bei Melanchthon fehlt) und bekennt sich zwar zur Augsburger Confession, hält aber dabei Calvin's Prädestinationslehre als Centraldogma fest. — Speziell für die hessische Kirche ist die Wirksamkeit des H. in zwiefacher Beziehung von besonderer Bedeutung geworden, indem er 1) der eigentliche Verfasser der großen hessischen Kirchenordnung von 1566 war (deren Entwurf darum lateinisch concipirt ist) und indem er 2) die hessische Geistlichkeit, von welcher die Concordien-

formel in den J. 1576—80 dreimal zurückgewiesen ward, herangebildet und erzogen hat. — Das Leben und die Wirksamkeit des H. ist bis jetzt noch niemals quellenmäßig bearbeitet worden. Eine Uebersicht über beides hat der Professor der Theologie, Mangold (jetzt zu Bonn), in der Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben (1854, Nr. 30—32) geliefert. Möchte H. endlich seinen wirklichen Biographen finden! Heppe.

Hyrte: Gregorius H., wahrscheinlich der Verfasser des Chronicon Episcoporum bei Leibnitz' Script. Brunsvic. II. p. 211 ss., mit Ausnahme der letzten acht Bischöfe, welche erst Bertold von Landsberg um 1480 beschreiben und zeichnen ließ. Schon Leibnitz vermuthete in H. den Verfasser, von dem nur noch bekannt ist, daß er 1430 Lector in einem Kloster nahe bei Corvey war.

Zu Leibnitz ist zu vgl. Roth bei (Pratje), Altes und Neues, I. S. 89 und Pfannkuche, Gesch. des Bisth. Verden, I. S. VI. Krause.

Hardenberg*): Christian Ludwig v. H., hannoverscher Feldmarschall, geb. am 3. November 1700 zu Nörten, machte seine erste Schule in dem damals hochangesehenen sardinischen Kriegsdienste, trat dann in den seines engeren Vaterlandes, wohnte dem Rheinfeldzuge von 1734/35 bei, focht, zuletzt an der Spitze des Infanterieregiments Garde, im österreichischen Erbfolgekriege in den Niederlanden und war bei Beginn der Feindseligkeiten des siebenjährigen Krieges im nordwestlichen Deutschland Generalmajor. Hier finden wir ihn zuerst an der Spitze von sieben Grenadierbataillonen, mit deren vier er bei Hastenbeck, im Gehölze zwischen der Ohmsburg und der großen Batterie aufgestellt, den Angriffen der Franzosen tapferen Widerstand entgegensetzte; bei dem darauf folgenden Rückzuge befand er sich mit seinen Grenadieren bei der Arrieregarde und, als zu Ende 1757 der Kampf von neuem begann, belagerte er Harburg, bombardirte die Festung und gewann sie am letzten Tage des Jahres durch Capitulation. Im nächsten Feldzuge war seine hervorragendste Leistung die Behauptung von Düsseldorf, als Chevert dort Ende Juni den Rhein überschreiten wollte; mit großem Geschick erfaßte er dann Anfang Juli den richtigen Augenblick zur Räumung der Stadt und führte seine Truppen nach Lippstadt. Das Commando dieses wichtigen Postens behielt er nun, in seiner Thätigkeit durch den Herzog Ferdinand von Braunschweig sehr anerkannt, mit kurzen Unterbrechungen bis zum J. 1760, ward auch später meist bei der „kleinen Armee“ in Westfalen verwendet, befehligte im Winter 1761/62 den die Winterquartiere sichernden Kordon an der Diemel, übernahm an dem unglücklichen Tage von Nauheim oder Johannisberg (30. August 1762), als der Erbprinz von Braunschweig verwundet war, das Commando und bewerkstelligte einen geordneten Rückzug. 1776 wurde er commandirender General der gesammten Truppen, als welcher er am 26. Novbr. 1781 zu Hannover starb. Bei Ueberführung seiner Leiche in das Erbbegräbniß im Göttingenschen führte auf der letzten Strecke der damalige Fähnrich im Estorff'schen Dragonerregiment Scharnhorst die Eskorte. H. war der Vater des Staatskanzlers Fürst H.

*) Zu Bd. X S. 560. Wir geben hier als Nachträge zum H noch einige Artikel, welche uns theils durch unglückliche Zufälle verspätet zukamen, theils übersehen waren. Held's beklagenswerthes Ende trat erst nach dem Druck der betreffenden Partie unseres Werkes ein. Die Redaction.

J. Wolf, Geschichte des Geschlechts v. H., II. 200, Göttingen 1823. — L. v. Sichart, Geschichte der königlich hannoverschen Armee, III, Hannover 1870.
Poten.

Heinrich *) v. Hervord, gelehrter Theologe und Geschichtschreiber. Zu Hervord in Westfalen, vermuthlich nicht lange nach dem Anfange des 14. Jahrhunderts, geboren, trat er zu Minden in den Predigerorden, wohnte 1340 einem Generalcapitel seines Ordens in Mailand bei und starb am 9. October 1370 zu Minden, wo er aller Wahrscheinlichkeit nach den größeren Theil seines Lebens zugebracht hat. Das ist Alles, was wir sicheres über seine äußeren Schicksale wissen. Man darf aber annehmen, daß er innerhalb seines Ordens und in dem von ihm gewählten Berufe sich vielfach nützlich gemacht hat und seine Gaben die entsprechende Verwendung gefunden haben, wenn uns auch Specielles nicht ausdrücklich überliefert ist. H. war ohne Zweifel bald nach seinem Tode schon ein berühmter Mann: es geht das aus der Thatsache hervor, daß Kaiser Karl IV. sieben Jahre später ihm eine ehrenvollere Begräbnißstätte, als ihm ursprünglich geworden war, bewirkte und eine glänzende Leichenfeier veranstaltete, der eine Reihe der vornehmsten Personen geistlichen und weltlichen Standes, zumal Niedersachsens, beiwohnten. Diese Berühmtheit Heinrich's beruhte auf seinen Schriften, von welchen seine Chronik heutzutage am geschätztesten ist, aber damals ohne Zweifel seine Tractate theologischer und philosophischer Art höher gestellt worden sind, da sie so ganz den litterarischen Ueberlieferungen seines Ordens und dem Geschmacke der Zeit entsprachen. Den ersten Rang unter den letzteren scheint die Abhandlung „De catena aurea“ eingenommen zu haben. Heinrich's Chronik, die erst im J. 1859 von Potthast, mit großer Sorgfalt bearbeitet, herausgegeben worden ist, trägt einen überwiegend compilatorischen Charakter und bewegt sich in dem Rahmen der beliebten sechs Weltalter. Sie bricht, jedoch mit Ueberlegung, mit 1395, dem Jahre der Kaiserkrönung Karl IV., ab. Selbständigen Werth erhält das Werk erst mit dem 13. und 14. Jahrhundert, aber auch diese Anerkennung kann nur mit Vorbehalt ausgesprochen werden, da der Verfasser gerade in diesem Theile ein paar verloren gegangene ältere Chroniken mit benutzt hat. Uebrigens gehörte H. sicher zu den gelehrteren Männern seiner Zeit und muß ihm eine nicht geringe Kenntniß der Litteratur der alten wie der mittleren Zeit, der geistlichen wie der Profanschriftsteller nachgerühmt werden. Es ist immerhin schon nichts gewöhnliches, daß er den weltlichen wie den geistlichen Dingen ein fast gleiches Interesse zugewendet hat. Seiner werkthätigen Theilnahme auch an den ersteren hat er es zu verdanken, daß sein Andenken in neuester Zeit mit Erfolg wieder aufgefrischt worden ist.

Vgl. die Ausgabe der Chronik Heinrich's von August Potthast (Liber de rebus memorabilibus sive chronicon Henrici de Herfordia), Göttingen 1859, und Ottokar Lorenz im zweiten Bande seiner Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, S. 64—66.
Wegele.

Heister **): Leopold Philipp Theodor v. H., landgräflich hessen-casselscher Generallieutenant, am 4. April 1716 zu Homberg in Niederhessen geboren, stand zuerst in hessischen, darauf in französischen und dann wieder in hessischen Kriegsdiensten. Im österreichischen Erbfolgekriege wurde ihm am 4. Mai 1743 in dem für die Franzosen und Baiern unglücklichen Treffen von Braunau das Bein zerschossen und er selbst gefangen genommen; im siebenjährigen Kriege, in welchem er mit Auszeichnung an der Spitze des hessischen Leibregiments zu

*) Zu Bd. XI S. 637.
**) Zu Bd. XI S. 676.

Pferd, seit 1760 Regiment-Gensd'armes genannt, focht, wurde er bei Hastenbeck, bei Crefeld und bei Bergen verwundet. Als im J. 1776 Landgraf Friedrich II. mit Großbritannien übereingekommen war, dem letzteren Reiche einen Theil seiner Truppen zum Kampfe gegen die im Aufstand begriffenen Nordamerikaner zu überlassen, gab er H. das Commando derselben. H., ein alter Haudegen, gerade und derb, bedang sich aus, daß der Landgraf seine Schulden bezahlen, für sein Weib und seine Kinder sorgen solle und schiffte sich Mitte April 1776 mit der Hälfte des auf 12,500 Mann normirten Subsidiencorps in Bremerlehe ein. Nach viermonatlicher Seereise landete er im Hafen von Sandy Hook, führte einige Tage später die Mehrzahl seiner Truppen von Staaten Island nach Long Island über und focht am 27. August beim Angriff auf die Stellungen des Feindes, sowie bei der darauffolgenden Einnahme von New-York wacker mit. Im October traf die andere Hälfte der ihm unterstehenden Truppen, vom Generallieutenant v. Knyphausen commandirt, ein. H. selbst gewann bei einem Ende des Monats auf Washington's New-York bedrohende Stellung in den White Plains gemachten Angriffe, in Folge dessen dieser jene mit einer weiter rückwärts gelegenen Position vertauschte, neue Lorbeeren. Aber zwischen ihm und dem englischen Obergeneral Sir William Howe trat bald eine immer stärker werdende Verstimmung zu Tage. Dem alten deutschen Offizier behagte seines Vorgesetzten Kriegführung ebenso wenig wie diesem Jenes Ansichten über dieselbe und die Art und Weise, wie er sie äußerte. Howe betrieb daher heimlich Heister's Abberufung und seinen Ersatz durch Knyphausen, welche unter dem Vorwande der Rücksichtsnahme auf sein Alter und seine Gesundheit im Sommer 1777 erfolgten. Bald nach seiner Rückkehr erkrankte H. und starb am 19. Novbr. desselben Jahres zu Cassel. Ein Jahr zuvor war er vom Kaiser in den Adelstand erhoben.

M. v. Eelking, Die deutschen Hülfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege 1776—83, I, Hannover 1863. Poten.

Held *): Adolf H., Nationalökonom, geb. am 10. Mai 1844 zu Würzburg, ertrunken auf einer Vergnügungsfahrt in Folge Kentern des Kahns in den Stromschnellen der Aar bei deren Ausfluß aus dem Thuner See in der Schweiz, am 25. August 1880. Einziger Sohn des noch lebenden hervorragenden Lehrers des öffentlichen Rechts an der Universität zu Würzburg, Josef v. H.

H. besuchte die Schulen seines Geburtsorts mit solchem Erfolge, daß ihm bei seiner Entlassung aus dem Gymnasium die in Baiern für solche Fälle gestiftete goldene Medaille, eine sehr seltene Auszeichnung, zu Theil wurde. Er studirte dann Rechts- und Staatswissenschaften in Würzburg (bei seinem Vater namentlich die staatsrechtlichen Disciplinen) und in München, wo er in das Maximilianeum aufgenommen wurde. Hier zogen ihn Herrmann und Windscheid am meisten an. Im J. 1865 bestand er das juristische Staatsexamen in München mit bestem Erfolge und arbeitete dann etwa ein Jahr lang als Verwaltungspraktikant im königlichen Bezirksamt zu Würzburg. In dieser Zeit verfaßte er seine kritisch-litterargeschichtliche Dissertation über „Carey's Socialwissenschaft und das Mercantilsystem“, auf Grund deren er 1866 bei der damaligen besonderen staatswirthschaftlichen Facultät zu Würzburg den Doctorgrad erwarb. Er entschied sich gleichzeitig für den Uebertritt in die akademische Laufbahn für das Fach der Nationalökonomie. Die Anregungen der Herrmann'schen Collegien mögen dazu beigetragen haben, obgleich ein specieller Einfluß dieses Nationalökonomen auf Held's Richtung und Arbeiten nicht hervortritt. Zur weiteren Ausbildung begab er sich, auch seinen politischen Sympathieen für Preußen

*) Zu Bd. XI S. 679.

folgend, im Herbst 1866 nach Berlin, um namentlich in E. Engel's statistischem Seminar statistische und verwandte Studien zu treiben. Der Berliner Aufenthalt, die sich daran knüpfenden persönlichen Beziehungen waren von nachhaltiger Bedeutung für H., der hier wie überall Dank seiner Liebenswürdigkeit, Fähigkeit und Tüchtigkeit leicht Boden faßte. Auf Engel's Empfehlung wurde ihm schon im J. 1867 der nationalökonomische Unterricht an der landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf bei Bonn übertragen. Gleich darauf habilitirte sich H. mit der Schrift „Zur Lehre von der Ueberwälzung der Steuern" (Tüb. Ztschr. 1868) an der Bonner Universität. Seine günstigen Lehrerfolge, später besonders als Leiter von Seminarübungen, seine rege wissenschaftliche und publicistische Schriftstellerei, seine seltene Gabe des Verkehrs mit den Menschen, seine lebhafte Betheiligung am Vereinswesen verschafften ihm rasch eine angesehene Stellung. Bald traten Berufungen nach auswärts an ihn heran oder bereiteten sich vor (nach Innsbruck, Wien, Freiburg, Tübingen). Er wurde aber in Bonn gehalten und rasch befördert, schon 1869 zum außerordentlichen, 1872 zum ordentlichen Professor: ein zweiter Ordinarius für das Fach, neben Nasse, den der Landtag viel nach Berlin zog. Nachdem H. sich im J. 1869 verheirathet hatte, fand ihn, den eifrigen Patrioten und durchaus national gesinnten Mann, der Krieg von 1870 im Dienste des rothen Kreuzes. Die späteren politischen und kirchlichen Streitfragen beschäftigten H., der freisinniger Katholik war und sich dem Altkatholicismus anschloß, auf's Eifrigste, er wurde eines der thätigsten Mitglieder und Schriftführer des „Deutschen Vereins". Seine Begabung und Neigung für das Vereinsleben, seine bei aller Festigkeit der Gesinnung zur Vermittlung, besonders der persönlichen Gegensätze, so befähigte Natur kam ihm sehr zu statten. Sein socialpolitischer Standpunkt und sein besonderes Interesse für die Arbeiterverhältnisse führten zum Anschluß und zur thätigen Mitarbeit an den gutgemeinten Bestrebungen deutscher, besonders rheinischer Arbeitgeber, welche in dem schon seit länger eingegangenen Blatt „Concordia" in den 70er Jahren ihren Mittelpunkt fanden. H. schrieb für dies Blatt zahlreiche Artikel über sociale und Arbeiterfragen und Verwandtes. Noch lebhafter und bedeutsamer war Held's Wirksamkeit in und für den „Verein für Socialpolitik" (der sog. „Kathedersocialisten"), dessen höchst thätiger Secretär er lange Zeit war. Dieser Verein, hervorgegangen aus dem Kreise jüngerer Universitätslehrer, welche freilich kaum in etwas Anderem als in der theoretischen und praktischen Opposition gegen den ökonomischen Individualismus des extremen Smithianismus („Manchesterthum") einig waren, entsprach auch in seiner Gesammthaltung der wesentlich auf Vermittlung hinzielenden socialpolitischen Richtung Held's immer mehr, so daß gerade in ihm Held's Einfluß bedeutend wurde. Die wachsende Anerkennung, welche H. vor Allem als liebenswürdiger tüchtiger Mann, als Nationalökonom und Socialpolitiker eines mittleren, allen Extremen abholden Standpunkts, als akademischer Lehrer und doch auch als Mann der Wissenschaft fand, lenkte in immer weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit auf den in seltenem Maße Beliebten. Man konnte von ihm einmal das alte Wort umwenden und mit Recht sagen: „viel' Freund viel Ehr", denn nur durch gute und edle Eigenschaften hat er sich diese Liebe erworben, auch bei seinen fachwissenschaftlichen Gegnern. Im Sommer 1879 kam es zu seiner Berufung gleichzeitig an die Universität Berlin, in das seit länger vacante zweite staatswissenschaftliche Ordinariat und an die reorganisirte landwirthschaftliche Akademie, — noch Seitens des Ministeriums Falk, nicht auf Antrag, aber mit nachträglicher bedingter Zustimmung der Berliner philosophischen Facultät. Im Herbst 1879 übersiedelnd, hat er nur zwei Semester in Berlin gewirkt und sich auch hier als guter Lehrer bewährt. Ein trauriger Zufall hat dem kaum 36jährigen trefflichen

Manne bei einem Ferienaufenthalte in der Schweiz ein nur zu frühes Ende bereitet, — noch bevor er auch auf wissenschaftlichem Gebiete aus einem „Werdenden" ein ganz „fertiger" geworden und in dem gegebenen Maße seiner Fähigkeiten das Höchste, was ihm möglich gewesen wäre, geleistet hatte. — H. erschien im Leben, im Wirken und Lehren bedeutender als in seinen Schriften. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist eine extensiv große, der aber eine ebensolche Intensivität nicht entspricht. Seine Schriften sind alle formgewandt und leicht lesbar, sie haben auch den entschiedenen Vorzug, getragen und erfüllt zu sein von dem bon sens eines Gelehrten, der, wie H. selbst von sich sagte, nicht sowol ferne Ziele stecken, als sichere Wege für das zunächst praktisch Erreichbare aufsuchen und gehen will; — der in einem praktischen Fache auch vielfach zunächst für Praktiker und Politiker schreibt und bei diesen auch die meiste Anerkennung gefunden hat. Am strengeren wissenschaftlichen Maßstab gemessen, lassen seine Arbeiten öfters eindringende kritische Schärfe, Tiefe der Auffassung der Probleme, zwingende Kraft der Beweisführung vermissen, Mängel, welche nicht allein, wenngleich häufig, mit auf die sichtbar rasche Abfassung zurückzuführen sind. Das vermuthlich reifste und gediegenste Werk seiner litterarischen Arbeit, eine sociale Geschichte Englands seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, war ihm leider nicht mehr zu vollenden vergönnt. Nur der erste Band dieses im großen Stil angelegten, auf vier starke Bände berechneten Werkes ist im ersten Manuscript fertig. Er sollte noch einmal vor dem Druck überarbeitet werden. Dieser Band wird jetzt durch einen Freund Held's herausgegeben werden. Held's Anlage wie Neigung widersprach namentlich die abstract-deductive Richtung der Nationalökonomie eines Ricardo und Herrmann. Er vermochte sich, wie Nasse richtig bemerkt hat, kaum in den Gedankengang solcher Autoren recht hinein zu versetzen. Diese logische Schärfe, damit verbunden die Fähigkeit zur principiellen Erfassung der ökonomischen und socialen Probleme ging ihm ab. Nur so läßt sich seine stets wiederkehrende, schon in seiner ersten Schrift beginnende Polemik gegen Ricardo, seine kaum faßbare Bekämpfung der Productionskostentheorie, sein Verzweifeln an jeder Steuerüberwälzungstheorie verstehen. Die Resultate des haarscharfen speculativ-deductiven Denkprocesses eines Ricardo, dem dabei zugleich das große Abstractionsvermögen seiner jüdischen Race zu Gute kam, wobei unter ausdrücklich gestellten oder als selbstverständlich angenommenen Prämissen operirt wird, weist H. mit moralischer Entrüstung ab, — ein Kampf der Ethik gegen die Logik! Ein Beleg, daß Held's Stärke *nicht* in der „reinen Theorie", auch *nicht* im logischen Raisonnement lag. Gleichwol, die Deduction stets bekämpfend und den überlegenen Werth des historisch-statistischen inductiven Verfahrens betonend, sind wenigstens seine Hauptarbeiten, seine „Einkommensteuer", sein „Grundriß", sein „Socialismus" 2c. doch überwiegend ebenfalls deducirend, aber sie befriedigen als Schriften solcher Methode nur theilweise.

Die Stärke von Held's litterarischen Leistungen lag anderswo, eben da, wo sich auch im Leben seine Stärke zeigte: außer in der angenehmen Form in dem gesunden praktischen Sinn für die unmittelbaren Bedürfnisse des wirthschaftlichen und socialen Lebens, in dem Verständniß für die nothwendige Modifikation abstracter Theorien im Leben, in der so richtigen Einsicht, daß auch bei der Entscheidung wirthschaftlicher Fragen die rein ökonomischen Gesichtspunkte keineswegs immer die ersten sein können und dürfen, vor Allem socialpolitische, politische, sittliche oft vorangehen, in der richtigen Würdigung des historischen Rechts und des muthmaßlich auch inneren sachlichen Werths des einmal geschichtlich Gewordenen gegenüber radikalen Neuerungs- oder gar Umsturzbestrebungen. Gerade seine kleineren Arbeiten, Zeitungsartikel, Gutachten, Referate, Vorträge, kurz die eigentlichen Gelegenheitsschriften zeigen diese Vorzüge

und lassen jene Schwächen weniger hervortreten, weil es sich eben hier mit Recht um die Anpassung des Standpunkts an die Lebensverhältnisse des Orts und der Zeit, um „Compromisse", um „Vermittlung" handelt. H. ist im Guten und Ueblen ein Repräsentant jener socialpolitischen Richtung der deutschen Nationalökonomie, wie sie etwa in der Mittelpartei unter den „Kathedersocialisten" im vorigen Jahrzehnt vertreten war. Von den einzelnen Schriften können hier nur einige hervorgehoben werden. Die schon genannte Dissertation (Würzb. 1866) hat einen bleibenden Werth für die Litterargeschichte der Nationalökonomie und reducirt Carey's Bedeutung richtig. Verdienstvoll sind die volkswirthschaftlichen Artikel im kleinen Bluntschli'schen Staatswörterbuch. Der „Grundriß für Vorlesungen über Nationalökonomie" (Bonn 1876, 2. Aufl. 1878) hat formelle Vorzüge und wählt mit gutem didaktischen Takt den Stoff aus. Richtig, ähnlich wie von anderen Neueren, werden die rechtlichen und ökonomischen Momente schärfer unterschieden. Die Definitionen, die unvermeidlich dem deductiven Verfahren unterliegenden Lehren vom Preise und von der Vertheilung befriedigen aus den angedeuteten Gründen weniger. Als Ergänzung des Grundrisses ist der kritische Aufsatz über neuere Revisionsversuche betr. die Grundbegriffe der Nationalökonomie in Hildebrand's Jahrbüchern, Bd. 27 (1876), beachtenswerth. Die im Ganzen wol bedeutendste selbständige Schrift ist die „Einkommensteuer, finanzwissenschaftliche Studien zur Reform der directen Steuern in Deutschland" (Bonn 1872), eine Art allgemeiner Steuerlehre, mit umfassender Revision der Grundfragen, treffender Abweisung der Steuer als Tausch und Behandlung der Steuerlehre in der Weise der neueren organischen Staatslehre, sonst aber mehr in den Resultaten als in den Begründungen genügend. Manche kleinere Arbeiten, in Hildebrand's Jahrbüchern, Tübinger Zeitschrift, den Schriften des Vereins für Socialpolitik beziehen sich auch auf Steuern. Eine weitere Hauptgruppe der litterarischen Arbeiten Held's betrifft die sociale Frage im engeren Sinne, die Arbeiterfrage und Verwandtes. Dahin gehören die Artikel in der „Concordia"; die eigene Schrift „Die Arbeiterpresse der Gegenwart" (Leipzig 1873), eine Aehrenlese aus der socialdemokratischen Presse; das erst nach Held's Tode herausgekommene Gutachten über die Haftpflichtfrage, endlich und namentlich die Schrift „Socialismus, Socialdemokratie und Socialpolitik" (Leipzig 1878), letztere Schrift zugleich ein Muster urbaner, den Gegner achtender Polemik gegen den mit H. befreundeten Unterzeichneten, welcher H. wegen seiner Neigung zu Compromissen &c. angegriffen hatte. Die kritischen und theoretischen Partieen dieser für Held's socialpolitischen Standpunkt besonders wichtigen Schrift sind zwar auch nicht eben besonders gelungen, so die erneute Polemik gegen Ricardo, gegen einige theoretische Grundlehren des wissenschaftlichen Socialismus und die Ausführungen in Bezug auf dessen Ableitung aus dem ökonomischen Individualismus. Aber recht gut sind die positiven Forderungen und deren Begründung: nothwendige Selbstzucht des Liberalismus, Verlangen freiwilliger Leistungen und Thaten der Besitzenden für die arbeitenden und besitzlosen Klassen. In der Socialgesetzgebung: vorsichtige Ausdehnung der öffentlichen Wirthschaftsorganisation, falls die Privatwirthschaft schlecht fürsorgt oder Capitalübermacht droht; wo nöthig auch Beschränkung des Privateigenthums und der Vertragsfreiheit; besonders aber neue Organisation der gewerblichen Stände, jedoch nicht eine Zwangsorganisation von oben, sondern freigewollte, von den Betheiligten selbst durchgeführte Ordnungen innerhalb eines Rahmens staatlicher Normativbedingungen. Abweisung des Strebens nach „gerechterer" Gütervertheilung, als theils unmöglich, theils mehr schadend als nützend. Betonung des Werths der Kirche, mehr aber in unserer Zeit des von H. hoch und ideal gefaßten nationalen Staats. — Nach Held's tragischem frühen Tode viele Nekrologe und Notizen

in der öffentlichen Presse, eingehender und zum Theil mit kritischer Würdigung seiner Schriften von dreien seiner Freunde und Collegen: von E. Nasse, im Eingang zu Heft 19 der Schriften des Vereins für Socialpolitik (Haftpflichtfrage), hier zugleich eine fast vollständige Uebersicht von Held's Schriften und Aufsätzen; von J. B. Meyer, „Zur Erinnerung an A. H.", Bonn 1880; vom Unterzeichneten in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 11. und 12. September 1880. Ad. Wagner.

Hellwig *): Johann Christian Ludwig H., Mathematiker und Naturforscher, geb. zu Garz in Pommern am 8. November 1743, † 1831; studirte auf der Universität zu Frankfurt a./O. Mathematik und Naturwissenschaften, wurde nach Beendigung seiner akademischen Studien im J. 1766 zum Begleiter des Prinzen Wilhelm Adolf von Braunschweig, des am 18. Mai 1745 geborenen fünften Sohnes des Herzogs Karl I. von Braunschweig-Wolfenbüttel, ernannt, mit dem er eine Reise nach Südrußland unternahm. Als sein fürstlicher Zögling am 24. August 1770 im Lager vor Oczakow an einer Halsentzündung starb, empfahl dieser auf dem Sterbebette seinen bewährten Begleiter der Fürsorge seines Vaters. H. brachte die Leiche des Prinzen nach Braunschweig, wo sie am 12. December in dem herzoglichen Erbbegräbnisse beigesetzt wurde. Im J. 1771 zum Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften an den beiden Gymnasien in Braunschweig ernannt, promovirte er im J. 1773 an der Universität Helmstedt zum Doctor der Philosophie und wurde später zum Pagenhofmeister in Braunschweig ernannt. Im April 1790 erhielt er den Charakter als Professor und im J. 1802 wurde er mit dem Titel Hofrath als ordentlicher Professor in der Mathematik und der Naturwissenschaft am Collegium Carolinum zu Braunschweig angestellt. Während der westfälischen Regierungsperiode war H. an der Militärschule in Braunschweig, in welche das Collegium Carolinum umgewandelt war, Lehrer der Mathematik, bis es im J. 1814 seiner früheren Bestimmung zurückgegeben wurde. Bis zu seinem Tode blieb er unausgesetzt und unermüdet thätig. Er starb am 10. September 1831 im fast vollendeten 88. Lebensjahre, nachdem er 60 Jahre in braunschweigischen Diensten gestanden und dem herzoglichen Hause 65 Jahre gedient hatte. Weniger durch seine schriftstellerische als durch seine rastlose Lehrthätigkeit übte er auf seine Schüler einen belebenden Einfluß aus; er hat in den von ihm vorgetragenen Wissenschaften tüchtige Zuhörer gehabt, durch deren Heranbildung er, ein glücklicher Beobachter der Naturerscheinungen, ein scharfsinniger Erforscher ihrer Gesetze und ein geistreicher Bildner der äußeren Form der Naturgeschichte, sich bleibende Verdienste um die Wissenschaft erworben hat. — Sein naturwissenschaftliches Hauptfach waren Entomologie und Mineralogie. In diesem Zweige sind als Schüler von ihm zu nennen der Entomologe Karl Wilhelm Illiger, gestorben als Professor der Naturgeschichte und Director des zoologischen Gartens zu Berlin am 10. Mai 1813, bekannt durch sein Magazin für Insektenkunde, und der Mineraloge Gottlieb Peter Sillem, beide seine Schwiegersöhne, letzterer auch sein Nachfolger als Lehrer der Naturwissenschaften am Collegium Carolinum, † am 12. Mai 1852; ferner der bekannte Naturforscher Graf v. Hoffmannsegg. Von H. ist die Insekten-Sammlung gegründet, welche nach ihrer Vereinigung mit der Illiger'schen und Hoffmannsegg'schen die Grundlage der berühmten Insekten-Sammlung der Universität zu Berlin bildet. Um systematische wissenschaftliche Anordnung und um die Entdeckung von Mitteln, solcher der Zerstörung leicht ausgesetzten Sammlung längere Dauer zu sichern, hat H. sich vielfach verdient gemacht. — Bedeutender noch war die Zahl der Mathematiker, welche

*) Zu Bd. XI S. 700.

durch dessen Lehre und Unterricht auf dem Collegium Carolinum herangebildet, später als seine Schüler sich zum Theil großen Ruf als Mathematiker erworben haben, so der früh verstorbene Joh. Jos. Ide, Conrad Diedrich Stahl, Professor in Jena, dann in Landshut und später in München, Karl Bartels, Staatsrath und Professor in Dorpat, Brandan Mollweide in Leipzig, der durch populäre Schriften nicht unbekannte Astronom A. H. Chr. Gelpcke in Braunschweig, unter den jüngeren Fr. Wilh. Spehr in Braunschweig, Karl Graeffe in Zürich und vor Allem der König der mathematischen Wissenschaften für alle Zeiten, K. Fr. Gauß in Göttingen, dem H. in seiner Bescheidenheit rieth, seine Vorträge nicht weiter zu besuchen, da er bei ihm nichts mehr lernen könne. Alle haben laut und gern anerkannt, was sie ihrem Lehrer verdankten. — H. war auch Erfinder des bekannten, seiner Zeit sehr beliebten „Kriegsspiels", einer Abart des Schachspiels. („Versuch eines auf das Schachspiel gebauten taktischen Spiels", Leipzig 1780—82.) Um das braunschweigische Land hat er sich große Verdienste erworben durch Stiftung des Sterbecassen-Instituts und der braunschweigischen allgemeinen Wittwenkasse, jetzt in eine allgemeine Lebensversicherungsanstalt für Wittwenpensionen, Ueberlebens-, Leib- und Altersrenten, Lebensversicherungen, Aussteuer- und Alters-Kapitalversicherungen erweitert, welche auf die von H. aufgestellte Wahrscheinlichkeitsrechnung gestützt, sich einer großen Solidität und Sicherheit erfreut. Herzog Karl II. sprach H. in einem diese Stiftung betreffenden Schreiben den Wunsch aus, „daß der Himmel ihn noch lange erhalten möge, damit er auf das Gedeihen des Instituts noch ferner nach Kräften einwirken könne und an der Wahrnehmung der gesegneten Folgen seiner Stiftung die süßeste Belohnung für seine menschenfreundlichen und uneigennützigen Bemühungen genießen möge." Hellwig's Porträt ist von K. Schröder in Kupfer gestochen. Sein Sohn ist der bekannte Freischaarenführer in den Kriegen von 1813 und 1814 (s. u.).

Zeitgenossen. — Neuer Nekrolog der Deutschen. — Meusel.

F. Spehr.

Hellwig *): Rudolf Friedrich v. H., preußischer Generallieutenant, am 18. Januar 1775 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater Professor am Carolinum war, trat durch Vermittelung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand in das preußische Husarenregiment v. Köhler. Mit diesem machte er die Feldzüge von 1792—95 am Rhein mit. Den Orden pour le mérite, welchen er hier verdient hatte, als er mit abgesessenen Husaren Schloß Münchweiler in der Nähe von Trier erstürmte, den aber durch ein Versehen ein anderer Offizier erhielt, welcher die Gefangenen ablieferte, sollte ihm das Jahr 1806 eintragen. In der Nacht vom 16./17. October zwischen Gotha und Eisenach auf Vorposten, erfuhr er, daß am folgenden Tage 10,200 Gefangene des Weges kommen würden. Mit Mühe erhielt er die Erlaubniß mit 50 Husaren einen Versuch zu ihrer Befreiung machen zu dürfen und führte diesen, obgleich der Transport von einem ganzen Bataillon Infanterie begleitet wurde, mit vollständigstem Erfolge durch. Außer dem Orden war die Beförderung vom dritten Secondelieutenant zum Escadronchef sein Lohn. Aus der Auflösung der Armee gelang es ihm später sich nach Schlesien zu retten; eine Verwundung, welche er bei Glatz erhielt, beendete hier seine Theilnahme am Kriege. Bei Ausbruch der Feindseligkeiten im J. 1813 war er Major im zweiten schlesischen Husarenregiment. Wieder lächelte ihm das Glück. Am 10. April erhielt er Befehl mit seiner Escadron die Verbindung zwischen Magdeburg und Erfurt unsicher zu machen. Man hatte den rechten Mann gewählt. Schon am 12. April überfiel er 2200 Baiern unter General v. Rechberg in Langensalza und nahm ihnen fünf Geschütze ab und am 17. griff

*) Zu Bd. XI S. 700.

er in Wanfried westfälische Truppen überraschend mit großem Erfolge an. Das zweite eiserne Kreuz 2. Klasse und das erste 1. Klasse, welche verliehen wurden, waren die Anerkennung dieser Waffenthaten; eine weitere bildete der Auftrag ein „Partisancorps“ zu organisiren, als dessen Stamm ihm zwei Husarenschwadronen überwiesen wurden. Von neuem vorgesandt, leistete er am 17. Mai gute Dienste, indem er Lauriston's Anmarsch zur Schlacht bei Bautzen erkundete, am 28., indem er General v. Borstell's Rückzug deckte, welchen dieser nach einem verunglückten Versuche auf Hoyerswerda anzutreten genöthigt war. Nach Beendigung des Waffenstillstandes focht er zunächst bei Großbeeren und bei Dennewitz; seine Reiter, deren erstes Glied er mit Lanzen bewaffnet hatte, bewährten sich hier — Ulanen und Kürassieren gegenüber — auch als Schlachtencavallerie; ein erfolgreicher Ueberfall der auf dem Rückzuge von Dennewitz bei Holzdorf eine Brücke passirenden Gegner vervollständigte die Erfolge des Tages. Mit Zähigkeit und Geschick behauptete H. dann das Dorf Wartenburg längere Zeit gegen Ney, am 8. October bestand er, einigen Kosakenpolks zu Hilfe eilend, bei Lindenthal ein glänzendes Reitergefecht, welches ihn bis an die Vorstädte von Leipzig führte und während hier am 17. die Waffen ruhten, überfiel er in Vippach polnische Ulanen. Nach der Schlacht erhielt er Befehl zum General v. Bülow in Holland zu stoßen. Sein Corps war inzwischen auf 4 Schwadronen und 4 Compagnieen, 600 Pferde und 700 Mann Infanterie zählend, angewachsen. Von Zeit zu Zeit selbständig auftretend, dann wieder mit den größeren Heeresabtheilungen gemeinsam operirend, gelang es ihm in Brabant und Flandern, unter Bülow, Borstell und Thielmann, neue Lorbeeren zu pflücken. Auch der Feind versagte ihm seine Anerkennung nicht; der ebenso thätige, wie tüchtige General Maison, dem er in den ersten Monaten des Jahres 1814 vielfach gegenüber gestanden hatte, betonte, als Beide später in friedlichen Verhältnissen sich trafen, ausdrücklich, wie lästig H. ihm häufig gewesen sei. Als der Krieg zu Ende war, wurde das Hellwig'sche Freicorps aufgelöst, der Bildner und Führer erhielt das Commando des 9. Husarenregiments. Dieses führte er in der Campagne von 1815. Ein kühner Angriff auf ein Bataillon von Grouchy's Nachhut, als dieser am 20. Juni sich auf dem Rückzuge von Wawre nach Charleroi befand, war seine letzte Waffenthat. 1830 zum Brigadecommandeur in Köln ernannt, nahm er 1838 seinen Abschied, zog sich nach Schlesien zurück, wo er seine Jugendjahre verlebt hatte, und starb am 26. Juni 1845 zu Liegnitz.

Militär-Wochenblatt von 1846, Nr. 15—17. Poten.

Helvig*): Karl Gottfried v. H., preußischer Generallieutenant, am 4. September 1764 zu Stralsund geboren, durchlebte eine harte und an Entbehrungen reiche Jugend, da sein Vater, welcher schwedischer Festungszimmermeister war, mit der Sorge um das tägliche Brot zu kämpfen hatte und dem strebsamen, fähigen Sohne kaum den Unterricht der Volksschule zu Theil werden lassen konnte. Diese Verhältnisse machten ihn zum Autodidacten im strengsten Sinne des Wortes, sie stählten zugleich seinen Charakter und seine Willenskraft und trotz ihrer Ungunst gelang es ihm sich im J. 1781 zum Ingenieurcadett aufzuschwingen. In der Hoffnung dort seinen Lebensunterhalt finden zu können, nahm er als solcher ein Commando nach Gotenburg an; als sie vereitelt wurde, ließ er sich als Gemeiner beim Gota-Artillerieregiment anwerben. Der Kampf um das Dasein dauerte fort, sein Pfad war und blieb ein mühseliger und dornenvoller, trotz der Anerkennung, welcher allmählich sein Streben und seine Leistungen begegneten. Endlich, 1788, wurde er Offizier und im folgenden Jahre, im finnischen Kriege, zog er die Aufmerksamkeit König Gustav III. auf sich.

*) Zu Bd. XI S. 715.

Als dieser ermordet war, beschloß der Regent, der Herzog von Südermannland, reitende Artillerie zu errichten; ein preußischer Offizier, der spätere Generallieutenant v. Cardell, wurde zu diesem Zwecke nach Schweden berufen. Dieser wählte H. zu seinem Gehilfen, aber H. übersah ihn, beide geriethen in Zwistigkeiten, deren Ausgang war, daß Helvig's Ideen die maßgebenden wurden, dieser selbst aber einen anderen Wirkungskreis erhielt. Ein in seiner neuen Stellung von ihm vertretener Vorschlag, der schwedischen Artillerie eiserne Geschützrohre zu geben, verwickelte ihn von neuem in Gegensätze, so daß sein Gönner, der Herzog von Südermannland, für gerathen hielt, ihn eine Zeitlang außer Landes zu beschäftigen; er gab ihn der Gesandtschaft in Konstantinopel bei. Forschungen in der Ebene von Troja, welche er bei dieser Gelegenheit machte, brachten ihn mit den berühmtesten Gelehrten Deutschlands in Verbindung; auch mit Napoleon Bonaparte, der damals (1796) in Italien kriegte, trat er in Berührung. Als er nach Schweden zurückgekehrt war, begann er von Neuem für seine artilleristischen Reformen zu wirken; das Resultat der daraus hervorgehenden Kämpfe war, daß er zum Inspecteur der Waffe ernannt und daß sein System endgiltig angenommen wurde. Eine Beschreibung desselben findet sich in „Vorkenstein, Lehrgebäude der Artilleriewissenschaft", Berlin 1822. Auch auf Bewaffnung und Ausrüstung der anderen Truppen erstreckte sich seine Wirksamkeit. Weniger gut als zu dessen Vorgängern war Helvig's Stellung zu König Karl XIV. Johann, so daß er, nachdem seine Vaterstadt Stralsund preußisch geworden war, auf Gneisenau's und Hardenberg's Veranlassung in die Dienste der neuen Landesherrschaft überging. Hier versuchte man seine Kenntnisse und Erfahrungen auszunutzen, um für die große Zahl neuer Geschütze, deren man bedurfte, um namentlich die Festungen auszustatten, eiserne Rohre zu erhalten, wie er sie in Schweden geschaffen; heftige Reibungen aber, in welche er wegen der Herstellung mit den Hüttenbehörden gerieth, ließen die Angelegenheit ins Stocken gerathen und hatten zur Folge, daß H. im J. 1826 pensionirt wurde. Mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, lebte er nun bis zu seinem am 11. Mai 1844 erfolgten Tode in Berlin. Seit 1803 war er mit Amalie v. Imhof (Bd. XI S. 714) verheirathet, die ihm schon 1831 im Tode voranging.

Major L. Blesson in Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Berlin, Posen und Bromberg 1845, 2. und 3. Heft.

Poten.

Herold *): Johann Moritz David H., geb. am 3. Januar 1790 zu Jena, † am 30. December 1862 zu Marburg. H. wuchs unter sehr drückenden Verhältnissen auf. Sein Vater war ein Musikus, der, von Jugend auf gelähmt, in seinem Erwerb sehr gehemmt war. Bis zu seinem 17. Jahre mußte H. selbst durch Musik sein Brot erwerben. Einen Theil seines Verdienstes verwendete er zur Erlernung der lateinischen Sprache und des Zeichnens. Diesem Unterricht machte aber die Schlacht bei Jena und die darauf folgende Plünderung der Stadt ein Ende; H. mußte bei dieser Gelegenheit seinen Vater auf dem Rücken nach einem sicheren Ort vor der Stadt tragen. Durch seinen Schwager Ernst August Daniel Bartels, Professor der Anatomie und Geburtshülfe in Helmstedt, wurde H. veranlaßt, am 7. December 1806 sich als stud. med. in Jena immatriculiren zu lassen; im Herbst 1807 bezog er die Universität Helmstedt. Dort machte er die Bekanntschaft seines späteren Collegen Bünger, damals Prosector in Helmstedt, welcher ihn als Prosector an Meckel in Halle empfahl. Mit 19 Jahren trat er im Herbst 1809 die mit 300 Thaler Gehalt dotirte Stelle in Halle an. Diese behielt er bis zum Frühjahr 1811, wo er, dem Ruf seines

*) Zu Bd. XII S. 202.

inzwischen nach Marburg versetzten Schwagers Bartels folgend, nach Marburg übersiedelte und seine Studien fortsetzte. Er promovirte daselbst am 28. März 1812, wurde abermals Prosector, 1816 außerordentlicher, 1822 ordentlicher Professor der Medicin, 1824 auch Professor der Zoologie und Director der zoologischen Sammlung, 1857 erhielt er den Titel als Geheimer Medicinalrath und trat 1862 von seiner akademischen Wirksamkeit zurück. — Seit 1811 hatte H. sich mit größter Sorgfalt dem Studium der Entwickelung der wirbellosen Thiere im Ei gewidmet und selbst die Tafeln zu seinen Untersuchungen gemalt. Ohne Unterstützung von Seiten eines Fürsten oder einer Akademie hat er über 2000 Thaler seines Vermögens auf die Herstellung der bezüglichen Werke verwendet und deren Vollendung nicht mehr erlebt. Von seinem Hauptwerk: „Ueber die Bildungsgeschichte der wirbellosen Thiere im Ei“ (auch mit lateinischem Text) erschien die erste Abtheilung: über die Entwickelung der Spinnen mit 4 Kupfertafeln gr. Fol. 1824 in Marburg; von der zweiten Abtheilung: von der Entwickelung der Insekten, erschien die erste Lieferung 1835, die zweite 1838 bei Sauerländer in Frankfurt. Der Absatz der beiden ersten Lieferungen war so spärlich, daß die Verlagshandlung, trotz großer auf die Anfertigung der Kupfertafeln bereits verwendeter Kosten, den Druck der dritten Lieferung ablehnte. Dieselbe erschien erst 1876, herausgegeben von Professor A. Gerstäcker in Berlin mit Unterstützung der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften, zusammen mit 18 Kupfertafeln.

Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte, fortgesetzt von Justi 1806—30, Marburg 1831 S. 193 (Autobiographie mit sehr interessanter Schilderung der Plünderung von Jena). — Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte, fortgesetzt von Gerland seit 1831. Kassel 1863 I. 305.

W. Stricker.

Heudorf *): Bilgeri v. H., † 1476. — Im Hegau in Schwaben erscheinen im 13. Jahrhundert unter den Vasallen der Grafen v. Nellenburg die Ritter v. H.; so genannt vom Orte Heudorf bei Stockach oder von Heudorf bei Meßkirch. Aus diesem später weitverzweigten, im Hegau, Kleggau und in der Baar, in den Städten Meßkirch, Ueberlingen, Schaffhausen vorkommenden Geschlechte stammte Peregrin oder, nach der Sprache seiner Zeit, Bilgeri v. H., bekannt als unermüdlich zäher und thätiger Gegner der schweizerischen Eidgenossen und insbesondere der Stadt Schaffhausen, dessen Angriffe auf diese den Anschluß Schaffhausens an die Schweiz und den letzten Krieg zwischen Herzog Sigmund von Oesterreich und den Eidgenossen, den sogenannten Waldshuterkrieg, herbeiführten. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts zuerst genannt, 1435 Vertreter eines Gegners von Schaffhausen in einem Schiedsgerichte, mindestens seit 1441 Pfandbesitzer der bischöflich constanzischen Herrschaft Küssenberg im Kleggau, bewohnte H. damals diese Veste, während sein Vater bis 1443 die Burg Roßberg bei Osterfingen, ein Verwandter die der Stadt Schaffhausen noch näher liegende Neuburg auf dem Ottersbühl unweit des Rheinfalls besaß. Um diese Zeit, im Frühjahr 1443, brach der erbitterte Krieg König Friedrichs, des Hauses Oesterreich und der mit ihnen verbündeten Stadt Zürich gegen die Eidgenossen aus, von denen Zürich sich getrennt hatte. H., der 1443 oder Anfangs 1444 die Herrschaft Küssenberg an Bischof Heinrich von Constanz zurückgab, dagegen die bischöfliche Burg und Stadt Thiengen zu Pfand empfing, den Wohnsitz auf Küssenberg übrigens noch mindestens bis 1446 beibehielt, folgte dem Beispiele des gesammten Adels der österreichischen Vorlande und ließ, im October 1444, seine Absage an die Eidgenossen ergehen. Inzwischen richtete er gegen dieselben

*) Zu Bd. XII S. 324.

nichts von Bedeutung aus. Weit entfernt die Lorbeeren zu theilen, die sein Landsmann Hans v. Rechberg sich als kühner Parteigänger auf österreichischer Seite erwarb, ließ er diesen im Stich, als Rechberg im September 1445 von Zürich aus einen Anschlag auf die Stadt Brugg unternahm, den H. und Bertolt v. Stein vom Rheine her mit einigen tausend Mann unterstützen sollten. Ihr Ausbleiben vereitelte den Erfolg von Rechberg's List und Muth. Der Vorfall ließ feindselige Spannung zwischen beiden zurück. Als die Verträge von Constanz vom 9. Juni 1446 dem Kriege ein Ziel gesetzt hatten (so daß auch H. bei friedlichen Verhandlungen in Kaiserstuhl im August d. J. erschien), Rechberg aber mit einigen Genossen im October 1448 Rheinfelden überfiel, jedoch die Stadt im Mai 1449 wieder räumen mußte und nun von Herzog Albrecht für den Friedensbruch zur Rechenschaft gezogen und in Gefangenschaft gelegt wurde, da warf der Herzog ihm und seinen Mitgefangenen u. A. auch vor, sie hätten H., „des Herzogs Rath und Diener“, nach seinem Schlosse (Küssenberg? Thiengen?), nach Leib und Gut gestellt. H. hatte sich nämlich seit Herzog Albrechts Erscheinen in den Vorlanden enge an denselben angeschlossen. Eifrig verfolgte er den Plan, die Stadt Schaffhausen, die (seit 1415 Reichsstadt) allen Aufforderungen des Königs und Albrechts, vom Reiche unter die Herrschaft Oesterreichs zurückzutreten, Gehör versagte, 1444 in den schwäbischen Städtebund getreten war und im Zürcherkriege eine möglichst neutrale Haltung befolgt hatte, Oesterreich wieder unterwerfen zu helfen. Ein persönliches Interesse bestärkte ihn hierbei. Als Verwandter und Erbe des Schaffhausers Konrad v. Tüfen, einst Mitbesitzer des Schlosses und der Herrschaft Laufen am Rheinfall, eines kiburgisch-österreichischen Lehens und gräflich nellenburgischen Afterlehens, das jetzt im Besitze der schaffhausischen Familie v. Fulach war, behauptete H. Ansprüche auf dasselbe zu haben. Im Mai 1449 eröffnete er seine Unternehmungen. Im Einverständnisse mit den Grafen von Sulz, Landgrafen im Kleggau, welche die Schirmvogtei über die Abtei Rheinau beanspruchten, bemächtigte er sich durch eine Schaar als Pilger verkleideter Söldner des Städtchens Rheinau, als eines geeigneten Waffenplatzes für die Grafen wie für seine eigenen Pläne. Schaffhausen, das seinen Verkehr auf dem Rheine nun aus Rheinau und dem gräflichen Residenzschlosse Balm (etwas weiter westlich am rechten Ufer des Stromes) empfindlich belästigt sah, ergriff, nach Absage des Grafen Alwig von Sulz an die schwäbischen Städte, die Waffen, bemächtigte sich am 23. September 1449 der Veste Balm, zerstörte dieselbe und besetzte Rheinau. Nun brachte H. den Herzog Albrecht dazu, Laufen mit Heeresmacht den Fulach zu entreißen (November 1449), was die Fulach durch Ueberfall und Plünderung von Heudorf's Pfandstädtchen Thiengen vergalten (December 1449). Ihr Unternehmen leitete ihr kriegskundiger Mitbürger, Hans Heggenzi, dem die Grafen von Sulz sein Schloß Wasserstelz am Rheine zerstört hatten. Auch Heinrichs v. H. Neuburg am Ottersbühl fand nun den Untergang von der Hand der Städter. Anfangs 1450 erstieg Heggenzi Schloß Laufen, wobei der von Herzog Albrecht dort eingesetzte Befehlshaber, Konrad v. Magenbuch, niedergemacht wurde und übergab es den herbeieilenden Fulach. Herzog Albrecht und der schwäbische Adel sagten hierauf Schaffhausen ab (24. April 1450). Ein andauernder kleiner Krieg belästigte nun die Stadt, in welchem H. seine eifrige Rolle spielte, Friedensverhandlungen zuweilen die Waffengänge unterbrachen, die Stadt aber sich veranlaßt sah, ähnlich wie die fränkischen Städte, die um diese Zeit ihren Krieg gegen den Markgrafen Achilles führten, schweizerische Söldner in Dienst zu nehmen und ihre Blicke mehr und mehr nach der Schweiz zu werfen. Mit Einzelnen, mit Heinrich v. H. (August 1450), mit Rechberg theilweise (Sommer 1451) sühnten sich die Fulach und die Stadt. Heggenzi gab (10. December 1451) sein Bürgerrecht

in Schaffhausen auf und erleichterte dadurch die Stellung des Rathes. Der Römerzug König Friedrichs im Spätherbst 1451 brachte einen Stillstand in die Dinge. H., im Gefolge des Kaisers, erwarb sich in Rom den Ritterschlag und für seine Stadt Thiengen einen kaiserlichen Bestätigungsbrief ihrer Rechte (27. März 1452), während Schaffhausen das abermalige Ansinnen einer Gesandtschaft Herzog Albrechts auf Unterwerfung entschieden ablehnte (28. Febr. 1452). Heimgekommen, nahm H. seine Beziehungen zu Albrecht wieder auf, der nun mit dem Titel Erzherzog und als Vormund von Herzog Sigmund die an diesen übertragenen Vorlande zu verwalten fortfuhr, befehdete aufs Neue mit Rechberg und mit den Grafen von Sulz die Schaffhauser aufs Nachdrücklichste und bewirkte dadurch, daß sie ein Bündniß mit den Eidgenossen angelegentlich suchten und am 1. Juni 1454 sich mit Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus auf 25 Jahre verbanden. Volksthümliche Sage faßte später diese Vorgänge in die Erzählung zusammen: Eben sei H. im Begriffe gewesen, sich mit einem reisigen Zuge der Stadt zu bemächtigen, als er jenseits des Rheins den festlichen Einzug der eidgenössischen Boten zum Bundesschwur erblickt und mit Verwünschung dem nahen Thore den Rücken gekehrt habe. Aber schon vor dem Abschlusse des Bundes hatte die Stadt eidgenössische Zusätzer empfangen, die in ihre Umgegend streiften und nun auch zum Angriffe vorgingen. Einer Schaar von 1500 Gegnern, unter denen sie Herzog Sigmund in Person erblickt zu haben behaupteten, brachten sie bei einem solchen Auszuge eine Schlappe bei (1. November 1454). Als dann Wegelagerei des Adels im September 1455 einen Kriegszug eidgenössischer Freiwilliger von Zurzach aus über die Grafen von Sulz und von Nellenburg brachte, wobei das nellenburgische Städtchen Thengen in Flammen aufging, brachten der Bischof von Basel, die Räthe von Basel und von Constanz eine Vermittlung in Schaffhausen zu Stande, die zunächst Waffenruhe und 1456 Friede herstellte. Nur H. blieb unversöhnlich. Während jener Fehden, die auch das Kloster Rheinau dazu führten, sich die Eidgenossen für bleibend zu Schirmherren zu erwählen (Sommer 1455) und die von H. besonders bedrohten Fulach bewogen, für 10 Jahre mit ihrer Herrschaft Laufen in Zürich Burgrecht zu nehmen (10. März 1455), hatte H. seine Gegner auch beim kaiserlichen Kammergerichte verfolgt und erwirkte endlich, daß Kaiser Friedrich über die Fulach und die Stadt Schaffhausen, wegen Laufen, die Reichsacht aussprach (Grätz, 26. Februar 1457), der Vorstellungen der Eidgenossen (3. April 1457) nicht achtend. Rath und Bevollmächtiger Herzog Sigmunds bei dessen Regierungsantritt zur Einnahme der Huldigung in Villingen (1458), verfolgte nun H. Schaffhausen und dessen Bürger auf Grundlage der ergangenen Acht, nahm bei Ausbruch des Thurgauerkrieges im Sommer 1460 Antheil an der Vertheidigung der österreichischen Stadt Winterthur und wollte, als Herzog Sigmund mit Verlust des Thurgau an die Eidgenossen den 15jährigen oder Constanzer Frieden mit Letzteren schließen mußte (1. Juni 1461), diesen Friedensschluß nicht anerkennen, obwol er jetzt nicht nur Sigmunds Rath, sondern auch österreichischer Vogt zu Laufenburg war, das ihm vom Erzherzog Albrecht pfandweise übergeben worden. Thiengen hatte er 1456 dem Bischofe Heinrich von Constanz mit Vorbehalt bestimmter Nutzungen für sich und seine Gemahlin und der Rückgabe nach fünf Jahren eingeräumt, konnte es aber ungeachtet eines kaiserlichen Urtheils vom 16. März 1460 für einmal nicht wieder erlangen. Inzwischen verschafften die Streitigkeiten des Kaisers und des Erzherzogs Albrecht, Sigmunds Streitigkeiten mit Papst Pius II. und die Auslösung Laufenburg's durch den Erzherzog, die H. aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Eidgenossen entfernte, sowie auch der für den Kaiser empfindliche Sieg des Pfalzgrafen Friedrich bei Sekenheim (30. Juni 1462) den Eidgenossen, deren Söldner Friedrich kräftig unterstützt

hatten, einstweilige Ruhe vor Oesterreich und vor H. Allein 1464 ließ dieser die Urtheile der Acht gegen die Fulach und Schaffhausen von 1457 plötzlich wieder publiciren, nahm seine frühere Befehdung derselben wieder auf und erwiederte die Beschwerden der Eidgenossen bei der schwäbischen Ritterschaft von St. Georgen Schild mit Schmähungen (13. August 1464). Als Kaiser Friedrich, bei dem über diesen Bruch des 15jährigen Friedens Klage geführt wurde, die kammergerichtlichen Urtheile suspendirte (22. December 1464) und neue Verhandlungen zwischen den Parteien gebot, wußte H. die Sache so hinauszuziehen und zu wenden, daß er doch wieder zur Execution kaiserliche Bewilligung und zweijähriges Geleit erhielt (1466) und fuhr unbehindert in unausgesetzten Beleidigungen fort, die Schaffhausens laute Klagen erregten und mannigfache Grausamkeiten gegen Einzelne von beiden Seiten herbeiführten. Im Sommer 1467 bemächtigte sich H. bei Anselfingen, unweit Engen, des schaffhausischen Bürgermeisters Hans v. Stad, schleppte ihn nach Villingen und gab ihn nach schwerer Mißhandlung nur unter Erpressung der das ganze Vermögen v. Stad's übersteigenden Summe von 1800 Gulden los. Dies geschah, während der Adel im Sundgau und auch H. die Stadt Mühlhausen im Elsaß in ähnlicher Weise verfolgten, die in einem Bunde mit Bern und Solothurn Schutz suchte (17. Juni 1466). Weder der Reichstag zu Nürnberg (11. November 1466), noch Herzog Sigmund, der jetzt aus Geldnoth seine letzte Besitzung im Bereiche der Eidgenossenschaft, Winterthur, an Zürich verpfändete (13. August 1467), noch Vermittlungsversuche der Bischöfe von Constanz und Basel, des Grafen von Sulz u. A. (September 1467 bis Mai 1468), noch auch ein kaiserliches Gebot an H. selbst, vom Kriege gegen Schaffhausen abzustehen, der dem Herzoge Gefahr bringen könne (Grätz, 1. April 1468), waren im Stande den Frieden herzustellen. So erklärten denn schließlich die Eidgenossen dem Herzoge und seinem Adel Mitte Juni 1468 den Krieg und eröffneten ihn mit einem siegreichen Zuge ins Sundgau, während Schaffhausen und seine eidgenössischen Zuzüger den Klettgau besetzten, Thiengen einnahmen und im Schwarzwald streiften. Dann schritt man mit vereinten Kräften zur Belagerung von Waldshut, wo unter dem Befehlshaber Wernher v. Schinen auch H. lag. Uneinigkeit der Belagerer ließ sie nicht zur Eroberung der tapfer vertheidigten Stadt gelangen; aber Herzog Sigmund mußte sich zum „Waldshuterfrieden“ vom 27. August 1468 bequemen, dessen erster Artikel ihn verpflichtete, dafür besorgt zu sein, daß die von H. erlangten Urtheile der Acht gegen Schaffhausen und die Fulach durch Widerruf abgethan werden, H. diese Gegner nicht weiter belästige, und daß der Herzog Hansen von Stad die erpreßte Schatzung binnen spätestens acht Monaten vergüte. Aber Jahre lang dauerte es noch, ehe diese Abmachung Vollzug fand. Denn während Sigmund seine Vorlande an Herzog Karl von Burgund verpfändete, um nur die stipulirte Kriegsentschädigung an die Eidgenossen leisten zu können, ließ er die Befriedigung von am Stad anstehen. H. aber kümmerte sich um den Waldshuterfrieden um so weniger, als der Kaiser selbst denselben für ungültig erklärte und am Stad sogar verbieten ließ, die Vergütung der 1800 Gulden zu fordern oder anzunehmen (25. Mai 1469). Schaffhausen behielt inzwischen Thiengen oder setzte sich wenigstens gleich nach dem Friedensschlusse wieder in Besitz der Stadt, von der es unter Vorbehalt der Rechte des Bischofs Hermann von Constanz die Huldigung einnahm. Vergeblich reklamirte H. vom Bischofe Restitution in seinen Pfandbesitz, die ihm unter Hermanns Vorgängern entzogen geblieben war; ein Urtheil des Markgrafen Karl von Baden als kaiserlichen Commissärs in ihrem beiderseitigen Streite (9. März 1472) fiel zwar zu Heudorf's Gunsten aus, aber der Bischof konnte Schaffhausen des Besitzes nicht entwehren. In seinem Groll gegen die Eidgenossen, von denen er vergeblich

Genugthuung dafür verlangte, überfiel nun H. mit Hülfe Diebolds v. Geroldeck auf dem Rheine bei Ottenheim, unweit Schuttern, in den ersten Tagen des April 1473 schweizerische Kaufleute, die zur Frankfurter Messe fuhren, und ein paar Straßburger, und schleppte sie in seines Gehülfen Veste Schuttern. Sofort schritt Straßburg ein, bemächtigte sich dieser Veste und befreite die Gefangenen (12. April 1473). Die Eidgenossen aber, die im Begriffe gewesen Straßburg zu Hülfe zu ziehen, ließen nun nachdrückliche Aufforderung an Herzog Sigmund ergehen, dem Waldshuter Frieden endlich nachzukommen, wiesen ein halb drohendes Intercessionsbegehren des nunmehrigen Besitzers der Vorlande, Karl von Burgund, entschieden zurück, und Sigmund mußte sich entschließen seine Verwendung beim Kaiser, an dessen Hofe H. Zuflucht gesucht hatte, zuzusagen (28. Mai 1473), worauf denn endlich der Kaiser Schaffhausen und die Fulach von Acht und Aberacht lossprach (Ulm, 21. Juni 1473). Jetzt, von den Eidgenossen auch bei Herzog Karl ernstlich angeklagt, lenkte H. allmählich etwas ein. Von Langenstein im Hegau aus, wo er Sitz nahm, anerbot er sich, wenigstens anscheinend, zu einer Verständigung mit Schaffhausen vor dem Rathe zu Zürich, in dem er Verwandte zählte. Allein Besorgniß der Eidgenossen vor neuer List seinerseits, Zögerung Herzog Sigmunds, seine Entschädigungsforderungen anzuerkennen und am Stad auszurichten, sowie die Verwickelung der Verhältnisse in Betreff von Thiengen, erschwerten die definitive Erledigung der Sache. Erst nach dreijährigen Verhandlungen, auf Tagen in Innsbruck, Augsburg, Constanz, kam zwischen den Bevollmächtigten aller Betheiligten Anfangs 1476 eine Verständigung zu Stande, in Folge deren die vom Herzoge zu leistende Summe bestimmt wurde, gegen welche H. die in seinen Händen liegenden Urtheile gegen Schaffhausen und die Fulach herauszugeben hatte, am Stad vom Herzoge Entschädigung erhielt, dem Bischofe von Constanz Rückgabe von Thiengen an das Hochstift zugesichert und zum Vollzuge der abschließenden Förmlichkeiten ein neuer Termin in Constanz anberaumt wurde. Ehe derselbe erschien, starb H. Am 4. August 1476 traten die Bevollmächtigten seiner Erben, der H. zu Boll, Allmuth und Aulfingen, mit denjenigen Herzog Sigmunds, des Bischofs Hermann und Schaffhausens zusammen, gegenseitig wurden die nöthigen Quittungen ausgetauscht und am 11. d. M. stellten die Erben die urkundliche Versicherung aus, allen durch Heudorf's und ihre (nämlichen) Bevollmächtigten eingegangenen „Richtungen“ getreulich nachzukommen. Thiengen huldigte nun, nach Anweisung von Schaffhausen, dem Bischofe Hermann. — (Einem Namensverwandten ihres einstigen Gegners, auch Bilgeri v. H., empfahlen die Eidgenossen am 8. Juli 1478 eine Angelegenheit zweier Knechte.)

Amtl. Sammlung der Eidgen. Abschiede, Bd. II u. III. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. I—XXVIII. — Neujahrsgeschenke für die Jugend des Kantons Schaffhausen, Jahrg. 1835—39. — Beiträge z. vaterl. Gesch. vom histor. Verein in Schaffhausen, 1863. — Fontes rerum Austriacarum. — Urkunden des Archives in Luzern rc.

G. v. Wyß.

Hirsch *): Theodor H., Dr. phil., geb. am 17. December 1806 in Altschottland bei Danzig, † am 17. Februar 1881 zu Greifswald als Professor der Geschichte und Oberbibliothekar an der Universität. Auf der Bürgerschule und dem Gymnasium zu Danzig für das Studium vorbereitet, bezog er im Herbste 1827, nachdem er kurz vorher sich zum Christenthume bekannt hatte, die Universität Berlin, an welcher Schleiermacher, Böckh und Wilken besonderen Einfluß auf ihn übten. Die Auffassung des ersten von der Religion ist für

*) Zu Bd. XII S. 470.

seine kirchliche Stellung zeitlebens ebenso maßgebend geblieben, wie andererseits die ihm von Böckh eingeflößte Verehrung des klassischen Alterthums und die in ihm von Wilken, dessen historisches Seminar er zwei Jahre lang besuchte, erweckte Neigung zu selbständiger historischer Forschung. Er promovirte am 21. Januar 1831 in Berlin mit einer Dissertation: „De procuratoribus Bavariae per Carolingicorum regum tempora“ und begann nach abgelegtem Staatsexamen zu Ostern 1831 seine fruchtbringende Thätigkeit als Lehrer der Geschichte, zuerst am Friedrich-Wilhelms Gymnasium in Berlin, dann seit August 1833 am städtischen Gymnasium in Danzig, an welchem er schon 1836 in eine Professur einrückte. Ueber die von ihm befolgte und, solange er an dieser Anstalt wirkte, im Wesentlichen innegehaltene Lehrmethode, welche dann von vielen seiner Schüler auch auf andere Anstalten übertragen worden ist, berichtet das Programm von 1835; aber die Hauptursache seiner bedeutenden Wirksamkeit als Lehrer ist doch wol in der durch gründliches und vielseitiges Wissen imponirenden und ebenso sehr von energischem Wollen als von Heiterkeit des Gemüths erfüllten Persönlichkeit zu suchen. Er wußte auch die mittelmäßigen Kräfte zur Arbeit heranzuziehen und Jedem einen ganz respectablen Grundstock historischen und geographischen Wissens beizubringen, Eifrigere oder Höherbegabte aber noch weiter zu führen und namentlich auch zur Selbstthätigkeit anzuregen. So kam es, daß das Gymnasium in Danzig, als H. an demselben lehrte, ohne daß darum die philologischen Fächer vernachlässigt wurden, der Ausgangspunkt einer großen Anzahl von Historikern geworden ist, welche sich später wieder als Lehrer der Geschichte an höheren Schulen und Universitäten oder durch geschichtliche Arbeiten einen gewissen Namen gemacht haben, wie Böszörmeny, Panten, R. Foß, Breysig, Schirrmacher, Mannhardt, E. Strehlke, Winkelmann und Hirsch's einziger Sohn Ferdinand. Viel größer ist die Anzahl derjenigen, welche, ohne eigentlich die Geschichte zum Lebensberufe zu machen, unter den von H. empfangenen Anregungen mehr oder minder Verdienstliches auf diesem Gebiete geleistet haben. H. verstand es namentlich, die Strebsameren unter seinen Schülern auch dadurch zu fördern, daß er sie zur Theilnahme an seinen eigenen Arbeiten heranzog. Diese bezogen sich allerdings ausschließlich auf die Geschichte der Provinz Preußen und der Stadt Danzig, aber einerseits sind in ihnen vielfach Gegenstände berührt, welche auch in weiteren Kreisen Interesse zu erwecken geeignet sind, und andererseits wurden hier zum ersten Male die unglaublich reichen Schätze des Stadtarchivs verwerthet, welches seit 1850 seiner Leitung übergeben, von ihm erst neu geordnet, zum großen Theile repertorisirt und der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht wurde. Aus der langen Reihe solcher Schriften (vgl. Hirsch, Gesch. d. Danziger Gymn. seit 1814; Progr. z. Säcularfeier 1858 S. 44) hebe ich hervor: „Die Oberpfarrkirche von St. Marien in Danzig in ihren Denkmälern und in ihren Beziehungen zum kirchlichen Leben Danzigs überhaupt“, Danzig 1843 ff., 2 Bde.; „Weinreich's Danziger Chronik, herausgegeben und erläutert von Th. H. und F. A. Voßberg“, Berlin 1855, und „Gewerb- und Handelsgeschichte Danzigs unter der Herrschaft des deutschen Ordens“, ein Werk, welches von der Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig gekrönt (Preisschr. d. fürstl. Jabl. Ges. VI. 1858) den Namen des Verfassers weit über die Grenzen der heimathlichen Provinz und der Fachgenossen hinaustrug und in mancher Beziehung bahnbrechend gewirkt hat. Unmittelbar darauf begann H. im Vereine mit Töppen und E. Strehlke die Vorbereitungen zu einer bisher schmerzlich entbehrten kritischen Ausgabe der „Scriptores rerum Prussicarum“, einer Arbeit, welche bei ihrem zu Anfange kaum zu übersehenden Umfange und da der Tod Strehlke's einen großen Theil der ihm zugewiesenen Arbeiten auf H. überwälzte, Zeit und Kräfte desselben viel länger und stärker in Anspruch nahm, als er ursprünglich vorausgesetzt haben mochte. Wenn man

bedenkt, daß die überlebenden Herausgeber durch ihren Beruf als Lehrer in Anspruch genommen waren, H. außerdem noch als Stadtarchivar, wird man ihrem Eifer die gebührende Anerkennung nicht versagen können, da sie im Laufe der Jahre 1861—74 von den Scriptores fünf starke Bände fertig stellten, in deren Einleitungen zu den einzelnen Geschichtsquellen, Anmerkungen und Excursen unendlich mehr geleistet worden ist, als sonst von einer Quellenausgabe verlangt zu werden pflegt. Mitten in dieser Thätigkeit, außer welcher aus jenen Jahren nur noch ein Aufsatz über die „Artushöfe“ in der Zeitschrift für preußische Geschichte zu erwähnen ist, traf H. im Sommer 1865 die ihm ganz unerwartete Berufung zu einer ordentlichen Geschichtsprofessur in Greifswald. Für ihn, der in Danzig in den angenehmsten collegialischen und geselligen Beziehungen lebte, der ein fest umgrenztes Arbeitsfeld sich geschaffen hatte, auf dem noch unendlich viel zu thun war und der vor Allem nach schon 34jähriger Wirksamkeit als Gymnasiallehrer nun sich gleichsam vor die Aufgabe gestellt sah, in einem ganz anderen Berufe und auf einem neuen Felde erst wieder von Neuem anzufangen, mag der Entschluß, dem Rufe zu folgen, wol recht schwer gewesen sein und er wurde, soviel ich weiß, hauptsächlich dadurch bestimmt, daß die Regierung als seine Aufgabe ihm gerade die Heranbildung tüchtiger Geschichtslehrer nach seiner Art bezeichnete. Nachdem er im Herbste 1865 nach Greifswald übergesiedelt war, trug er im Laufe der Jahre dort vor: alte Geschichte, jedoch grundsätzlich mit Ausschluß der ältesten Zeit, so daß er die Vorlesungen über griechische Geschichte erst mit den Perserkriegen, die über römische Geschichte mit den punischen Kriegen begann; ferner preußische Geschichte in drei Kursen, aber auch allgemeine Erdkunde und Geographie von Asien und Amerika. Das, was man einen Redner nennt, ist H. eigentlich nie gewesen; aber es war ihm auch gar nicht darum zu thun, Andere in seine Vorlesungen zu ziehen, als welche das sachliche Interesse und wirkliches Bedürfniß nach Belehrung dorthin führte. Dieses aber befriedigte er im höchsten Maße namentlich in seinen Seminarien, in dem historischen, wo er seine Schüler in die Quellen der alten Geschichte und in die wichtigsten kritischen Fragen einführte, und in dem geographischen, in welchem freilich bei den sehr mangelhaften Vorkenntnissen, welche unsere Studenten in diesem Fache mitzubringen pflegen, manchmal etwas elementar zu Werke gegangen werden mußte, aber immerhin den künftigen Lehrern die vergleichende Methode und auch das Kartenzeichnen beigebracht, die alte Geographie Italiens und Griechenlands aber speziell vorgeführt wurde. Wie nun in Danzig neben dem Unterrichte am Gymnasium die Ordnung des Archivs, so übernahm H. in Greifswald neben der Professur auch die Direction der Universitätsbibliothek, deren Zustand viel zu wünschen ließ. Er führte dort sogleich strengere Ordnung ein und unternahm, von tüchtigen Mitarbeitern unterstützt, die Anfertigung sowol eines neuen Zettel- als eines Realcatalogs, der den modernen Anforderungen entspricht. Diese Arbeiten und die auf ihnen beruhende Umstellung der Bücher hinterließ er fast vollendet. Die von solchen Berufsgeschäften ihm übrig bleibende Muße wurde zunächst auf die Vollendung der Scriptores rer. Pruss. verwendet, nach welcher er, wenn wir von einigen Artikeln der Allgemeinen deutschen Biographie absehen, nicht weiter zur Geschichte der Heimathprovinz zurückkehrte. Die Geschichte des Königreichs Preußen wurde vielmehr jetzt der Gegenstand seiner Studien und Veröffentlichungen, unter welchen besonders einige Aufsätze über den siebenjährigen Krieg in der Historischen Zeitschrift und die Biographien der ersten Hohenzollern von Brandenburg in der Allgemeinen deutschen Biographie hervorzuheben sind. Dieselbe wird von ihm auch noch die Leben der Joachim, der Johann und Anderer bringen. So verfloß ein Jahr nach dem andern in strenger gewissenhafter Arbeit und behaglichem sorgenfreiem

Familienleben; an dem rüstigen Greise, der von wenigen in Gemeinschaft mit Frau und Tochter am Genfer See, in Oberbaiern oder im Schwarzwald verlebten Sommerwochen stets frisch zum Arbeitstische zurückkehrte, merkte man kaum die Macht des Alters; ja er getraute sich noch ein größeres Werk zu vollenden, indem er für die „Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm" die politischen Verhandlungen der Jahre 1660—72 in drei Bänden zu bearbeiten unternahm, von welchen der erste schon zu Ostern 1879 vollendet vorlag. Die Vorarbeiten zum zweiten Bande waren beendigt, als es ihm am 21. Januar 1881 vergönnt war sein 50jähriges Doctorjubiläum, beinahe auch das seiner Lehrthätigkeit, zu feiern, aber nicht, wie er gedacht hatte, im stillen Familienkreise. Denn von Nahe und Fern kamen Glückwünsche und Deputationen; die Regierung, Provinzial- und Stadtbehörden der alten und der neuen Heimath, die früheren und jetzigen Collegen und Schüler stellten sich theils persönlich, theils in Zuschriften ein, dankbar dessen zu gedenken, was H. ihnen als Mensch und Freund, als Lehrer und Beamter gewesen war und, wie Alle hofften, noch lange sein würde. Vier Wochen später, am 17. Februar, als er am Morgen eben seinen Lehrstuhl bestiegen, machte ein Schlaganfall plötzlich dem still-bescheidenen, aber fruchtreichen Leben des trefflichen Mannes ein Ende.

Winkelmann.

Hohenems *): Jakob Hannibal, Reichsgraf v. H., geb. am 13. Mai 1530, † am 26. December 1587, ausgezeichneter Kriegsmann; mit seinem Bruder, dem Cardinal Marx Sittich (II.) v. H. (s. unten), der Ruhm seines Geschlechtes. Söhne des Freiherrn Wolfgang Dietrich v. H. von dessen Gemahlin Clara Medici (s. unten), verloren sie den Vater schon 1538. Jakob Hannibal, der älteste von drei Brüdern, trat nun unter die Leitung seines mütterlichen Oheims Johann Jakob Medici, eines berühmten Parteigängers jener Zeit, um sich der kriegerischen Laufbahn zu widmen. Noch in untergeordneter Stellung trug er zuerst die Waffen in Kaiser Karls V. Heere im schmalkadischen Kriege von 1547, unter Medici, in dessen Truppe sein älterer Vetter, Marx Sittich III. v. H., ein Fähnlein befehligte. Im Herbste 1548 stand er unter den kaiserlichen Truppen, welche die Stadt Constanz nach dem von ihr abgeschlagenen Sturme der Spanier (6. August 1548) berannten und zur Uebernahme an Oesterreich (11. October 1548) zwangen. Dann zog er in kaiserlichem Dienste nach Italien. Als Hauptmann führte er ein Fähnlein 1551 in des Kaisers Kriege gegen den von Frankreich beschützten Herzog Ottavio Farnese von Parma und Piacenza und stieg während Karls V. und Herzog Cosimo's von Florenz Kriege gegen Siena (1553—55) bis zum Oberstlieutenant im deutschen Regimente des Grafen J. Bapt. v. Arco. Später in spanische Dienste getreten, focht H. als Oberst 1557 in der Picardie gegen König Heinrich II. von Frankreich, zeichnete sich hier insbesondere bei Doulens aus und wurde von König Philipp II. reich belohnt. Heimgekehrt, sah er seine Stellung bald nachher durch die Erfolge seiner mütterlichen Oheime erhöht. Denn als der Eine derselben, der Cardinal Joh. Angelo Medici, zu Weihnacht 1559 den päpstlichen Stuhl, als Pius IV., bestieg, während Johann Jakob Medici nun Marchese von Marignano hieß, fand sich Kaiser Ferdinand I. bewogen, am 27. April 1560 die freiherrlichen Brüder J. Hannibal, Marx Sittich (II.) und Gabriel und ihren Vetter Marx Sittich III. v. H. in den Reichsgrafenstand zu erheben und die Herrschaft Hohenems zur Reichsgrafschaft zu erklären. J. H. aber blieb in Verbindung mit dem spanischen Hofe, wo ihn König Philipp anfangs 1561 in Madrid auszeichnete und trat 1564 neuerdings in des Letzteren Dienste. Als Oberst nahm er in diesem Jahre

*) Zu Bd. XII S. 672.

unter dem Vicekönig von Neapel, Garcia de Toledo, an dem siegreichen Kriegszuge gegen die arabische Raubveste Pennon de Velez de la Gomera an der Nordküste von Afrika Theil. Jetzt aber zog ihn sein Oheim Papst Pius IV. nach Rom, ernannte ihn (5. Januar 1565) zum Generalbefehlshaber aller Truppen der römischen Kirche und Gouverneur von Spoleto, Terravissi und Cerveteri, und H. vermählte sich (6. Januar 1565) mit Hortensia Borcomea, einer Halbschwester des Cardinal-Erzbischofs von Mailand, Karl Borromeo (wie H. selbst ein Schwestersohn des Papstes). Hauptaufgabe des Grafen war es jetzt, die Küsten des Kirchenstaates gegen die türkischen und arabischen Piraten zu sichern, welche mehr als je (1565 Belagerung von Malta durch die Türken) Italien bedrohten. Nach Pius IV. Tode durch dessen Nachfolger Pius V. in seinen Würden bestätigt (15. Januar 1566), übernahm H. um diese Zeit auch den Befehl eines der vier deutschen Regimenter, die Spanien mit Bewilligung Kaiser Maximilians II. im Frühjahr 1566 warb, und führte dasselbe nach Apulien zum Schutze der dortigen Küstenstädte Manfredonia, Barletta, Trani, Bisceglia, Bari gegen die Ungläubigen. 1567, begleitet von seiner Gemahlin, aus Italien zurückkehrend, nahm er auf längere Zeit Sitz in Hohenems. Er wurde jetzt vom Erzherzog Ferdinand von Tirol zum obersten Hauptmann im österreichischen Vorarlberg ernannt und erhielt von demselben die Vogtei der Herrschaften Bregenz und Feldkirch, zwischen denen die Reichsgrafschaft Hohenems lag, als Pfand für ein Darlehen von 100 000 Gulden, die der zu großartigem Reichthume gelangte Oberst dem Erzherzoge vorstreckte und die erst 20 Jahre nachher, kurz vor Hohenems' Tode, zurückerstattet wurden. Schon 1558 hatte H. über dem Erbbegräbniß seiner Vorfahren statt der Kapelle, die dasselbe barg, eine schöne Kirche in Hohenems erbauen lassen und die Ablösung des Fleckens Hohenems von der alten Pfarre Lustnau bewirkt. Nun wurde auch Schloß Hohenems zu einer Festung nach den Grundsätzen der Zeit erweitert und ausgebaut. Indessen sah der Graf seine kriegerische Laufbahn nicht als beendigt an. Auf König Philipps Ruf warb er vielmehr im Frühjahr 1574 15 Fahnen (4500 Mann) zu dessen Dienst in den Niederlanden. Nach einem Unfalle nahe bei Elsaß-Zabern, wo er am 5. Mai 1574 von deutscher Reiterei Prinz Heinrichs I. von Condé, die aus Frankreich heimkehrte, überfallen, sein Gefolge zersprengt und größtentheils getödtet, nachgeführte Waffenladungen geplündert wurden und H. selbst sich nur mit Mühe nach Zabern rettete, gelangte er an den Niederrhein, sammelte und bewaffnete seine Truppen bei Cöln und stieß endlich in Mastricht zum spanischen Statthalter der Niederlande, Requesens, bis zu dessen Tode (5. März 1576) unter demselben dienend. H. zeichnete sich u. A. durch die Klugheit und Kraft aus, womit er einen durch Wilhelm von Oranien geplanten Ueberfall auf Antwerpen vereitelte; ein Ereigniß, auf welches eine Medaille zu seinen Ehren geschlagen wurde (Av. Bildniß mit der Umschrift: Jacobus Hannibal, Comes de Alt-Aemps. Rev., ein vom Lande sich entfernendes Schiff mit der Umschrift: Salva, Domine, vigilantes). 1576 erfolgte die allmählige Abdankung des Regiments und H. kehrte heim. 1577 von Philipp II. nach Madrid berufen, wurde er vom Könige zum Grande von Spanien erhoben und mit der Grafschaft Gallarate im Mailändischen beschenkt. Kaum aber war er wieder in Hohenems angelangt, als ein neuer Ruf des Königs im Sommer 1578 ihn veranlaßte, neuerdings 20 Fahnen für den Dienst in den Niederlanden, unter Don Juan d'Austria, zu werben. Ende August im Elsaß eintreffend, erhielt er in Altkirch den Befehl, zunächst die spanische Freigrafschaft Burgund gegen die französischen Hugenotten zu schützen, die der Aufstand des Herzogs von Alençon gegen König Heinrich III. in Bewegung gebracht hatte. Er trieb Eingedrungene aus dieser Provinz hinaus und hielt diese während der Unruhen in

Frankreich besetzt. Dann aber zog er Don Juan's Nachfolger im Statthalteramt der Niederlande, Alexander Farnese, zu und nahm an dessen Kriegszügen Antheil. Am 2. Februar 1579 erstürmte er mit seinem Regimente das feste Schloß Weert im Limburgischen und wirkte dann bei der Belagerung und Einnahme von Mastricht (12. März bis 29. Juni 1579) nachdrücklich mit, worauf das Regiment entlassen wurde und H. nach Hohenems zurückkehrte. Daselbst war mittlerweile die Gräfin Hortensia verstorben. In Aufträgen von Erzherzog Ferdinand brachte H. die nächsten Jahre zu. Er beendigte 1581 Streitigkeiten des Erzherzogs mit den Grafen von Truchseß im Vorarlberg, machte den Brautwerber für den durch den Hinschied seiner ersten Gemahlin, Philippine Welser († 24. April 1580), verwittweten Fürsten am mantuanischen Hofe und geleitete die Prinzessin Anna Katharina Gonzaga von da zur Vermählung mit dem Erzherzoge (14. Mai 1582) nach Innsbruck. 1584 unternahm er in Begleit seines Sohnes Caspar eine letzte Reise nach Madrid, auf welcher sie in Mailand am Sterbelager des Erzbischofs Karl (3. November 1584) standen. Der Hauptzweck der Reise, Befriedigung rückständiger Forderungen des Grafen an die spanische Regierung, im Betrage vom 270 000 Gulden, wurde freilich nicht erreicht. Unverrichteter Dingen kehrte H. nach Hohenems zurück. Am 26. December 1587 starb er daselbst und wurde in der Familiengruft begraben. Die Kirche, in welcher dieselbe sich befindet — nach 1610 nach dem heil. Karl Borromeus St. Karl benannt, — ist über ihrem Haupteingange mit einem Standbilde des Grafen H. in Feldherrentracht, nebst Inschrift, geschmückt. — Durch seinen Sohn Caspar († 1640) — ein anderer Sohn, Marx Sittich IV., war Erzbischof von Salzburg († 1619) — ist H. der Ahne aller späteren Reichsgrafen von Hohenems. Unter denselben sind zu nennen: Franz Wilhelm II., geb. 1654, der als Oberstlieutenant des Pfalzneuburgischen Regiments im kaiserlichen Heere in der Schlacht von Salenkemen verwundet wurde und einige Tage darauf, am 27. August 1691, in Peterwardein seinen Wunden erlag; Franz (Wilhelm) Rudolf, ein Brudersohn des Vorgenannten, geb. am 10. December 1686, Cavallerieoffizier in kaiserlichen Diensten, in Feldzügen gegen die Türken 1716 und 1717, im polnischen und im österreichischen Erbfolgekrieg, 1734 Feldmarschallieutenant, 1736 Hofkriegsrath, 1741 General der Cavallerie, 1745 bei Hohenfriedberg verwundet, 1745 Feldmarschall, † am 21. April 1756 in Brünn als commandirender General von Mähren; und Franz Wilhelm III., der Sohn Franz Wilhelms II., geb. am 28. März 1692, 1756 Generalmajor und Commandant zu Grätz, † ebendaselbst am 5. November 1759 als Letzter des Stammes. Durch Töchter der beiden Letztgenannten gingen die Besitzungen im Vorarlberg und (1710 erkaufte) in Böhmen an andere Familien über, nachdem die Grafschaft Gallarate schon im 17. Jahrhundert an einen Visconti verkauft worden war.

Bergmann, Jos., Die Reichsgrafen von und zu Hohenembs im Vorarlberg, in den Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Klasse. Eilfter Band. Wien 1861. — (Unter den dort genannten früheren Quellen ist insbesondere herauszuheben ein von Graf H. selbst 1581 verfaßter Abriß seines Lebens, der in lateinischer Bearbeitung von seinem Secretär Jakob Schrenk erschien in: Armamentarium Ambrosianum [sic!], Oeniponti MDCI. und in der deutschen Uebersetzung dieses [auf die Sammlungen in Ambras bezüglichen] Werkes von E. Noyse. Innsbruck 1603 Fol.) — Bergmann, Jos., Landeskunde von Vorarlberg. Innsbruck und Feldkirch 1868. (Kurzer Abriß.) — Stramberg, Art. Hohenems in Ersch u. Gruber, Encycl., Sect. II. Bd. IX. (Nach B. zu berichtigen.)

G. v. Wyß.

Hohenems*): Marx Sittich I. v. H., österreichischer Vogt und Oberst-hauptmann im Vorarlberg, † 1533; war gebürtig aus einem ritterlichen Geschlechte Rätiens, das anfänglich in Ems ob Cur (Welsch-Ems, zwischen Cur und Reichenau) und im vorarlbergischen Ems unterhalb Feldkirch (Hohenems), seit Mitte des 13. Jahrhunderts ausschließlich an letzterem Orte saß und, mannigfach verzweigt, bis Anfangs des 16. Jahrhunderts in den Reihen der österreichischen Vasallen im Vorarlberg und Schwaben und unter der schwäbischen Ritterschaft erscheint. Eigengut, Reichslehen, Lehen von den Grafen von Montfort, vom Hause Oesterreich, von den Bischöfen von Cur ꝛc. bildeten den Besitz des Geschlechtes. Schon 1195 bestand die Burg Hohenems, wo der geblendete Sohn König Tankreds von Sicilien, Wilhelm, als Gefangener Kaiser Heinrichs VI. sein Leben vertrauerte. Im 13. Jahrhundert machte sich der epische Dichter Rudolf v. Ems (s. Bd. VI S. 94) bekannt. 1343 entstand Burg Neu-Ems, auch Glopper genannt, jetzt noch erhalten, während dagegen die alte Hohenems, nachdem beide Burgen 1407 von den Appenzellern zerstört, aber wieder aufgebaut worden waren, in den letzten Jahrhunderten nach und nach zerfiel. Bei Sempach fiel 1386 Egloff v. Ems, der unter der damaligen Ritterschaft großen Ruhmes genoß. Der Mann aber, der zuerst das Geschlecht zu größerer und bleibender Bedeutung hob, war Marx Sittich I. von Ems, zubenannt von der Hohenems. Um 1470/80 geboren, von herkulischer Gestalt und Kraft, zeichnete er sich unter Kaiser Maximilian I. und Karl V. aus und gründete zugleich durch erworbenen Reichthum und kaiserliche Verleihungen die auf seine Nachkommen vererbte Herrschaft H. Neben einem Verwandten, Jakob v. Ems, war H. unter den Hauptwerbern und Führern der deutschen Landsknechte damaliger Zeit, die in Deutschland, Italien und Ungarn fochten und von denen gerade aus den vorarlbergischen Thälern so viele der Fahne folgten, daß das Ländchen den Spottnamen „das Landknechtslandel“ erhielt. 1499 (7. April) im St. Gallischen Rheinthal gegen eine schweizerische Truppe siegreich, deren Anführer, Rudolf Giel, er im Zweikampfe tödtete, am 10. April 1500 bei Novarra unter Herzog Ludwig Moro's von Mailand Landsknechten und von den Franzosen gefangen, stand H. schon 1501 wieder im Felde. Unter den kaiserlichen Truppen, die über Triest, Ancona und Aquila dem spanischen Heere Cordoba's im Neapolitanischen zu Hülfe zogen, theilte H. sich mit dem Fürsten Rudolf von Anhalt in den Befehl der Landsknechte und focht unter Cordoba in den siegreichen Treffen von Seminara und von Cerignola (29. April 1503) und bei der Einnahme von Neapel gegen die Franzosen. 1504 diente er Kaiser Maximilian I. im Landshuter Erbfolgekrieg, 1508 gegen die Venetianer. Hier war er einer der kaiserlichen Befehlshaber in der Feste Peitelstein (Botestagno im Ampezzothal), wurde aber bei der Niederlage seines Vorgesetzten, Trautson, gegen den venetianischen Feldherrn Alviano im Cadorethal (10. März 1508) gefangen, nach Venedig gebracht und erst durch des Kaisers Waffenstillstand mit der Republik vom 6. Juni 1508 wieder frei. Im folgenden Jahre nahm er im kaiserlichen Heere an der Einnahme von Verona, Vicenza und Padua und nach Wiederbesetzung letzterer Stadt durch die Venetianer an der Belagerung von Padua Antheil, die anfangs October 1509 ruhmlos zerging. Wie sein Verwandter, Jakob v. Ems, vor Padua verwundet, scheint H. bei Auflösung des kaiserlichen Heeres in seine Heimath zurückgekehrt zu sein, während Jakob v. Ems unter Fürst Rudolf von Anhalt in Verona zurückblieb, in Verbindung mit den Franzosen gegen die Venetianer und Papst Julius II. focht und, nach vorübergehender Gefangenschaft bei ersteren im Herbste 1510, anfangs 1511 mit ein paar tausend Landsknechten,

*) Zu Bd. XII S. 672.

begleitet von seinen Brüdern förmlich in französischen Dienst unter Nemours trat. Wie sein großer Feldherr selbst fiel er bei Ravenna (11. April 1512). Bestattet von seinem Bruder Burkard, betrauert von Bayard, dessen Achtung und Vertrauen er besaß, von Hutten dichterisch gefeiert, ruht er im Dome zu Modena. H. aber trat 1511 wieder unter die kaiserlichen Fahnen, wurde bei der raschen, aber auch nur vorübergehenden Eroberung von Friaul zum Landobersten daselbst ernannt, nahm 1516 unter Georg von Frundsberg an der Vertheidigung von Verona Antheil, befehligte 1519 den österreichischen Zuzug im schwäbischen Bundesheer gegen Herzog Ulrich von Württemberg, 1521 unter Nassau die kaiserlichen Landsknechte in der Champagne, in Mouzon und vor Mezières, wo er mit seinem Regimente den Rückzug deckte und kämpfte 1523—25 wieder in der Lombardei gegen die Franzosen. Bei der Vertheidigung von Mailand gegen Bonnivet 1523, im Treffen von Romagnano an der Sesia am 24. April 1524, vorzüglich in der Schlacht von Pavia am 25. Februar 1525 nahm er ruhmvollen Antheil an den Waffenthaten des Heeres. Auch noch 1528 kämpfte er in Italien. Als Befehlshaber von 12,000 Landsknechten zog er damals unter Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig des Kaisers Feldherrn Leyva über die Berge zu Hülfe, mußte aber mit dem Herzoge heimkehren, als das Heer nach fruchtloser Belagerung von Lodi ruhmloser Auflösung verfiel. Die 30 Jahre Kriegsdienst waren ihm inzwischen nicht hingegangen, ohne daß er, bereichert und von kaiserlicher Gunst bedacht, auch in der Heimath sich eine ansehnliche Stellung errang. Schon am 29. November 1513 von Kaiser Maximilian I. zum Vogte der österreichischen Hälfte der Herrschaft Bregenz und Obersthauptmann der vorarlbergischen Landschaften ernannt, erhielt er am 15. Mai 1521 für sich und seine Unterthanen die Exemtion von allen Land-, Hof- und anderen Gerichten, d. h. Erhebung seines durch Ankäufe mehr und mehr arrondirten Besitzes zur selbständigen Herrschaft Hohenems. 1514 empfing er Bregenz zum Pfandbesitz von Oesterreich und 1529, als Bürge für Erzherzog Ferdinand bei dessen Ankauf der gräflich montfortischen Hälfte von Bregenz, die Zusicherung erblichen Besitzes der Vogtei Bregenz, so lange diese Bürgschaft bestehen bleiben werde. H. griff aber auch in die Angelegenheiten der heimischen Lande mit der ganzen Rauheit des Kriegsmannes ein. Von Pavia zurückgekommen, warf er im Bauernkriege von 1525 die Bauern im Hegau nieder und machte sich durch die grausame Härte furchtbar, womit er eine Schaar Gefangener dem Tode durch den Strang an den Bäumen längs der Lieblach unweit Bregenz („Henker-Eichen“) überlieferte. Und als 1529 die Reformation von Zürich und von der Stadt St. Gallen aus im Aebtisch-St. Gallischen Gebiete Ausbreitung fand, Abt Kilian aber vor ihr aus den Stiftslanden entwich und unter Hohenems' Schutze im vorarlbergischen Wolfurt eine Zuflucht suchte, unternahm H. am 23. Juni 1529 den Versuch, von Bregenz aus die fürstliche Landschaft und die Stadt St. Gallen mit einer Söldnerschaar von 1100 Mann zu überfallen. Aber ehe die Ueberfahrt über den See bewerkstelligt war, wurden seine Anstalten bemerkt. Von Rheinek abwärts bis Stein erging dem ganzen Bodensee nach der Landsturm auf dem schweizerischen Ufer und H. fand es gerathen nach Bregenz zurückzukehren, nachdem er noch sein Geschütz gegen jenes losgebrannt hatte. Natürlich war und blieb er ein entschiedener Gegner der Reformation. Unter König Ferdinands I. Räthen und Gefolge erschien er auf dem Reichstage zu Augsburg im Juli 1530 und diente dann auch dem Könige als Oberster über 26 Fähnlein Landsknechte im Kriege wider Zapolya in Ungarn. Ungewiß ist, ob er den König schon 1527 nach Ungarn begleitete und auch über seine Thaten in diesem späteren Feldzuge ist nichts Näheres bekannt. Nach langwieriger Krankheit starb

H. 1533 in Bregenz; im Erbbegräbniß der Familie zu Hohenems fand er seine Ruhestätte.

Bergmann, Jos., Die Edlen von Ems zu Hohenems im Vorarlberg, in Denkschriften der kaiserl. Akademie, 10. Bd., Wien 1860 (woselbst auf S. 170 ein Bildniß von H.) und die zum vorhergehenden Artikel genannten Arbeiten desselben Verfassers und Strambergs. G. v. Wyß.

Hohenems *): Marx Sittich II. v. H., geb. am 19. Aug. 1533, † am 15. Februar 1595; der Cardinal v. H. oder wie er (nach der lateinischen Form des Namens) in Italien hieß: der Cardinal von Altems, war der zweite Sohn des Freiherrn Wolfgang Dietrich (s. unten) und der Clara Medici. Er soll anfänglich wie sein Bruder Jakob Hannibal als Kriegsmann unter Johann Jakob Medici gedient haben, trat aber jedenfalls schon frühe in den Dienst der Kirche über, in welchem ihn sein anderer mütterlicher Oheim, Pius IV., gleich nach Besteigung des päpstlichen Stuhles zu hohen Würden förderte und dessen Nachfolger, auch noch Sixtus V., begünstigten. 1560 von Pius IV. zum Bischof von Cassano ernannt, brachte er Kaiser Ferdinand I. des Papstes Begrüßung dar und wurde mit seinen Brüdern und Marx Sittich III. vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben. 1561 ernannte ihn Pius IV. zum Cardinaldiakon und zugleich zum Coadjutor des gelehrten Bischofs Christoph Mezler von Constanz, der aus Verdruß über dieses Aufdrängen des jungen Mannes gestorben sein soll († am 11. September 1561). Nun wurde H. selbst Bischof von Constanz und behielt diese Würde volle 28 Jahre neben seinen anderen Stellungen bei. Indessen ist aus seiner Verwaltung des Bisthums, wo er im Januar 1563 den Kaiser in Constanz empfing, nur Weniges zu erwähnen: die Abhaltung einer Diöcesansynode 1567, eine Restauration der bischöflichen Residenz, Ankäufe von Besitzungen für das Hochstift, wie z. B. der Herrschaft Hegne am Untersee u. dgl. Wichtiger war, daß H. die Gründung des Collegium helveticum in Mailand durch den Erzbischof Karl Borromeus (1. Juni 1579), als einer Bildungsanstalt von Geistlichen für die Schweiz und Graubünden (die Diöcesen Constanz und Cur) durch Ueberlassung seiner Probstei Mirasole im Mailändischen unterstützte. Die Hauptthätigkeit Hohenems' aber galt allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten und seiner Stellung in Rom. Als päpstlicher Legat trat er auf am Concile zu Trient 1562, in der Mark Ancona, wo er das unruhige Ascoli unterwarf und bändigte 1564, bei Kaiser Maximilian II. 1564 und 1565. Seit dem 3. November 1565 Cardinalpriester, vom Titel St. Georgii in Velabro, 1575 vom Titel St. Maria in Transtevere, verschönerte er letztere Kirche durch großartige Bauten, erbaute sich einen prächtigen Palast bei der Kirche St. Apollinaris, wo er eine kostbare Bibliothek anlegte, erbaute die Villa Mondragone in Frascati, kaufte 1579 die Herrschaft Gallese und Soriano im Viterbischen u. s. f. Im J. 1589 resignirte er sein Bisthum Constanz zu Gunsten des Cardinals Andreas von Oesterreich. Er starb in Rom. Seinen legitimirten Sohn Robert, Markgraf von Gallese, erhob Papst Sixtus V. zum Herzoge von Gallese. Von diesem stammten die Herzoge von Gallese und Altems, deren Geschlecht 1713 in Rom erlosch.

Hohenems **): Marx Sittich III. v. H., † nach 1564. — Ein Enkel Marx Sittich's I. von dessen Sohne Markward, war H. 1547 Hauptmann über ein Fähnlein Landsknechte im schmalkaldischen Kriege unter J. J. Medici, zeichnete sich 1548 vor Constanz aus, stand 1557 als kaiserlicher Oberstlieutenant in Ungarn, wurde 1560 von Ferdinand I. in den Reichsgrafenstand erhoben,

*) Zu Bd. XII S. 672.
**) Zu Bd. XII S. 672.

wie seine Vettern, die Söhne Wolfgang Dietrichs; wurde 1561 mit der Landvogtei in Schwaben, dann mit derjenigen von Burgau bekleidet, machte 1564, wie Graf Jakob Hannibal, den Kriegszug an der afrikanischen Küste als Oberstlieutenant mit und saß später als österreichischer Vogt in Bludenz.

Hohenems *): Marx Sittich IV. v. H., Erzbischof von Salzburg 1612—1619, s.: **Marx Sittich.**

Hohenems **): Wolfgang Dietrich v. H., geb. um 1506, † 1538, war der vierte und jüngste Sohn des Freiherrn Marx Sittich I. Schon 1525 (18jährig) kämpfte er unter seines Vaters Fahnen bei Pavia im kaiserlichen Heere. Um diese Zeit entstanden die ersten Verbindungen zwischen Marx Sittich I. und Johann Jakob Medici, dem Castellan von Musso (Müß). Aus denselben ging die Verlobung des jungen Freiherrn H. mit der Schwester des Castellans, Clara Medici, hervor und als 1528 die Heimholung der Verlobten oder Neuvermählten nach Hohenems stattfinden sollte, verknüpfte sich damit zugleich ein weiterer Plan des Castellans und seines Bruders, Johann Angelo, Erzpriesters von Mazzo (später Papst Pius IV.). Aus Cur war nach dem Eindringen der Reformation der Bischof Paul Ziegler ins Tirolische entwichen und zur Resignation auf das Bisthum zu Gunsten Johann Angelo's geneigt. Die Erhebung des Letzteren auf den bischöflichen Stuhl sollte dem Castellan zur Vergrößerung auf Kosten der Graubündner und zugleich auch der Unterdrückung der Reformation bei denselben durch den vereinigten Einfluß der sie von Nord und Süd begrenzenden Hohenems und Medici den Weg bahnen. Unter dem Vorwand des Begleitens seiner Schwester sollte der Erzpriester nach Cur gebracht werden. Hier war der Abt von St. Lucius, Theodor Schlegel, ein gewandter und thatkräftiger Mann, mit den Brüdern Medici längst bekannt, zur Unterstützung Johann Angelo's bereit, dessen Absicht aber das Gesetz (Artikelbrief) entgegenstand, daß kein Landesfremder den bischöflichen Stuhl besteigen dürfe. Als nun im Spätherbst 1528 das zahlreiche Brautgefolge vom Comersee her über die Berge in Splügen erschien und hier, durch unerwarteten Schneefall aufgehalten, für Beförderung von Briefschaften ungewöhnlich reiche Belohnung anbot, entstand Aufsehen und Verdacht unter den Bündnern. Der Zug wurde zur Rückkehr gezwungen, in Cur Abt Schlegel verhaftet und nach grausamer Folter zum Tode verurtheilt und enthauptet (23. Januar 1529), der Bischof, auf Fürstenburg, entging nur durch Flucht der Gefangennahme und auch andere Verdächtige wurden strenger Untersuchung unterworfen. Erst im Februar 1529 gelangten H. und seine Gemahlin über den St. Gotthard und durch das Gebiet von Schwyz und Glarus ins Werdenbergische und von da nach Feldkirch und Hohenems. Eine Botschaft der fünf Orte, die ihnen das Geleite gab, pflog damals in Feldkirch mit Marx Sittich I. und anderen Räthen Oesterreichs die Verhandlungen, aus denen das Waldshuter Bündniß König Ferdinands I. mit den fünf Orten (22. April 1529) hervorging. H. wurde nun österreichischer Vogt in Bludenz. Als 1531 der Krieg zwischen den Graubündnern und J. J. Medici von Neuem losbrach, beabsichtigte H. mit einem Corps von 3—8000 Landsknechten von Tirol aus ins Veltlin und seinem Schwager zu Hülfe zu ziehen, wurde aber durch Befehle Oesterreichs hieran verhindert. 1536 hingegen führte er 20 Fahnen dem kaiserlichen Heere in Italien zu und machte als Oberster an deren Spitze unter Leyva den Feldzug gegen Frankreich in die Provence mit. Noch 1537 verhandelte er als Besitzer der Freiherrschaft Hohenems mit den im Rheinthal regierenden eid=

*) Zu Bd. XII S. 672.
**) Zu Bd. XII S. 672.

genössischen Orten, seinen Nachbarn. Er starb aber schon 1538, ob an den Folgen der in jenem Feldzuge erlittenen Mühsal steht dahin.

Bergmann, Jos., in den angeführten Denkschriften der kais. Akademie in Wien. — Amtl. Sammlg. der Eidgen. Abschiede, Bd. IV. 1, a. b. c. 1873/78. — Campell, U., Zwei Bücher rätischer Geschichten, herausg. von Mohr 1851. — Sprecher, Pallas Raetica, 1617. — Eichhorn, P. Ambr., Episcopatus Curiensis, 1797. G. v. Wyß.

Hohensax *): Johann Philipp v. H., Herr zu Sax und Forsteck, geb. am 1. April 1550, war ein Sohn (zweiter Ehe) von Ulrich Philipp und Enkel des nachgenannten Ulrich. Der Vater hatte sich 1545 von seiner ersten katholischen Frau, Anna Gräfin von Hohenzollern, wegen Ehebruch geschieden und 1548 mit einer reformirten Regina Marbach wiederverheirathet. Die Söhne zweiter Ehe wurden streng protestantisch erzogen; Johann Philipp besuchte die Schulen von St. Gallen und Zürich und bezog 1567 die Akademie von Lausanne, wo er Studiengenosse des Kurprinzen Christoph von der Pfalz wurde. Er studirte mit diesem an der Universität Heidelberg, dann ging er nach Paris, wo er 1572 nur mit Mühe dem Gemetzel der Bartholomäusnacht entging. Im J. 1574 erwarb er in Oxford den Grad eines magister artium und trat 1575 in kurfürstlich pfälzische Dienste. Als Hofrath 1576 auf dem Reichstage in Regensburg anwesend, mußte er nach dem Tode Friedrich III. bei eintretender lutherischer Reaction seine Stelle niederlegen. Er stellte nunmehr seinen Degen den niederländischen Protestanten zur Verfügung, erhielt dort 1578 eine Hauptmannstelle, 1579 als Oberst ein Regiment und den Posten eines Gouverneurs des Oberquartiers von Geldern. Er säuberte diese Gegenden von den Spaniern, eroberte Venloo und nahm 1582 den gefürchteten Heerführer Martin Schenk gefangen. Im J. 1587 befehligte er die Küstengegenden zwischen Harderwyk und Zwartsluis. Er hatte sich inzwischen mit Adriana Francisca v. Brederode verheirathet und zog sich 1588 nach der Heimath zurück, behufs Theilung des väterlichen Erbes (Ulrich Philipp war 1585 gestorben), was erbitterten Streit zwischen den katholischen Söhnen erster und den reformirten Sprossen zweiter Ehe zur Folge hatte. In den J. 1590—94 bekleidete der wieder in pfälzische Dienste getretene Freiherr die Stelle eines Oberamtmanns zu Mosbach. Hier und später in Forsteck widmete er sich mit Eifer geschichtlichen und litterarischen Studien und Briefwechseln, was er auch während seiner Kriegsdienste nie vernachlässigt hatte. Er soll nach einem Berichte der deutschen Sprache besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. In seiner Bibliothek befand sich die berühmte jetzt in Paris liegende Minnesängerhandschrift (der sogenannte Codex Manesse). Im J. 1594 nahm er seinen Wohnsitz in seiner Herrschaft auf Forsteck, wurde aber schon am 4. Mai 1596 nach einer Gerichtssitzung im Wirthshaus zu Saletz von einem seiner katholischen Neffen aus altem Religions- und Familienhaß meuchlings tödtlich verwundet. Er starb den 12. Mai 1596, mit Hinterlassung eines Sohnes und zweier Töchter. Sein unverwester Leichnam liegt jetzt noch in der Kirche zu Sennwald (Kanton St. Gallen). — Die Wittwe überließ 1607 gegen den Willen der Vormünder den Minnesängercodex an den Kurfürsten von der Pfalz.

Jahrbuch f. schweizer. Geschichte, 3. Bd. 1878 (Joh. Philipp Freiherr v. H., Herr zu Sak und Forstegk. Von H. Zeller-Werdmüller) und die daselbst, S. 101—103, angeführte Litteratur. H. Zeller.

---

*) Zu Bd. XII S. 695.

Hohensax*): Ulrich v. H., Herr zu Forsteck und Bürglen, geb. vor 1460 (angeblich 6. August 1458), gehörte einer altfreien Familie im jetzigen St. Gallischen Rheinthale an. Die Freiherren erscheinen zuerst in der Geschichte des Klosters St. Gallen zu Ende des 12. Jahrhunderts, — in der Litteratur sind die Sax durch die Minnesänger Heinrich v. Sax und Bruder Eberhard v. Sax (Predigermönch 1309) bekannt. — Ulrich's Vater, Albrecht v. H., hatte die Herrschaft Bürglen im Thurgau an sich gebracht, während die Allodien der Familie im Rheinthal durch Theilung und Uebergang an weibliche Verwandte bedeutend geschmälert waren. Nach dem frühen Tode des kriegerischen Albrecht (1463) kam der junge Ulrich unter die Vormundschaft seines mütterlichen Oheims Lütfried Mötteli, welcher die Stammgüter Sennwald und Forsteck an die Stadt St. Gallen verpfändete, so daß Bürglen einziger Besitz des Freien verblieb. Der Uebergang des Thurgaues an die Eidgenossen (1469) brachte den jungen Edeln in nähere Beziehung zu den acht Orten, welche derselbe auf's Beste auszunützen verstand. Im Burgunderkriege kämpften die Herrschaftsleute von Bürglen bei Murten unter ihrem kriegerischen jungen Herrn, dem auch die Angehörigen der gemeinen Herrschaften, Baden, Thurgau und die Rheinthaler unterstellt wurden. Im J. 1481 durch die Einlösung Forsteck's von den Eidgenossen unabhängiger geworden, blieb er dennoch deren treuer Verbündeter und schloß 1486 ein Burgrecht mit der Stadt Zürich. — Als Söldnerführer befehligte er 1487 Eidgenössische Zuzüger in der Fehde Herzog Sigmunds von Tirol mit den Venetianern, und in den neunziger Jahren führte er für Maximilian I. 3500 Freigeworbene nach den Niederlanden. Im Schwabenkriege 1499 hielt er mit seinen Herrschaftsleuten zu den Eidgenossen, er leitete deren Angriffe auf das Vorarlberg, sowie die Schlacht bei Frastenz. Nach geschlossenem Frieden trug er viel zur Versöhnung zwischen dem Kaiser und den Eidgenossen bei, als Gesandter an dem Hof Maximilians und als dessen Vertreter auf vielen Tagsatzungen. In Folge dessen spielte er dann eine Hauptrolle in den italienischen Feldzügen, als Diplomat und als Heerführer. Im J. 1503 neben Bischof Matthäus Schinmer Anführer der Eidgenossen, schloß er den Vertrag mit Frankreich, welcher den Erwerb von Bellinzona sicherte. Als die Eidgenossenschaft im J. 1512 dem Kaiser zur Erlernung der Lombardei beistand, führte er das 20,000 Mann starke eidgenössische Heer, welches mit der Eroberung von Pavia den Feldzug entschied. Im J. 1513 ebenfalls mit dem Oberbefehl betraut, wurde er mit seiner persönlich geführten Heeresabtheilung durch Wassergüsse verhindert, an dem Siege von Novara (6. Juni) theilzunehmen. Den Feldzug von 1515 scheint er nicht mehr mitgemacht zu haben. Bei Abschluß des Friedens und Bündnisses mit Frankreich im J. 1516 erhielt er als unabhängiger Herr eines, wenn auch kleinen, Ländchens und als gefürchteter Heerführer ein französisches Jahrgeld und die eidgenössischen Stände restituirten ihm 1517 zum Danke seiner treuen Dienste einen seiner Familie längst entfremdeten Theil der saxischen Stammgüter. — In der Reformationszeit persönlich unentschieden, ließ er auf seinen Herrschaften der Reformation freien Gang, auch leistete er den Zürchern im Kappeler Kriege als Mitbürger vertragsmäßige Hülfe. Noch 1531 trat er, um seine französische Pension nicht zu verlieren, mit seinen Unterthanen zur alten Kirche zurück. — Er war in erster Ehe mit Gräfin Agnes v. Lupfen, in zweiter mit Gräfin Helene v. Schwarzenberg und Hohenlandsberg verheirathet und starb auf St. Bartholomäus Abend 1538, mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes Ulrich Philipp. — S. das oben citirte Jahrbuch f. schw. Geschichte.

H. Zeller.

*) Zu Bd. XII S. 695.

J.

Jabach: Everhard J., Vater und Sohn, einem seit der Mitte des 15. Jahrh. in Köln ansässigen Geschlechte angehörend, haben sich beide als Kunstfreunde im Andenken erhalten. — Der ältere J. hatte längere Zeit in Antwerpen an der Spitze des dortigen Filialgeschäftes seines Hauses gestanden. Im hanseatischen Hofe daselbst bestand ein Jabach'sches Comtoir, welches alle vom Könige von Spanien bestätigte „Libertehten, vryheyden ende Immuniteten" genoß. Die Vorfahren waren hauptsächlich mit dem einträglichen Handel in Pelzwerk thätig gewesen, woraus sich im Laufe der Zeit jedoch ein vielgestaltiger Geschäftskreis von großartiger Ausdehnung entwickelte, so daß die Jabacher ihren Handel theilweise mit eigenen Schiffen betrieben. Nachdem J., wol in Folge der in den Niederlanden ausgebrochenen bürgerlichen Unruhen, in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, vermählte er sich mit Anna Reuters, einer Kölnerin. Mit dem Geschäftssitze in der Sternengasse nahm er eine Umgestaltung vor, wie sie seinem Range und seinen Vermögensverhältnissen entsprechend war. Es entstand der mit ausgedehnten Räumlichkeiten, kunstvoll gewölbtem Saale, Hauskapelle und Ritterthurm versehene Jabacher Hof. Kunst und Wissenschaft fanden hier, neben der regsten commerziellen Thätigkeit, eine warme Aufnahme und Förderung. Die Kapelle prangte in reichem Kunstschmucke, wozu die jetzt in München, Frankfurt a. M. und Köln zerstreuten Theile zweier auf den Innen- und Außenseiten bemalten Flügel von Albrecht Dürer's Hand gehörten, welche wahrscheinlich eine Mitteldarstellung in Schnitzwerk deckten. Auch wird der Jabach'schen Kunstkammer ein Bild des heil. Hieronymus von demselben Meister angehört haben, wonach Crispin de Passe während seines Kölner Aufenthaltes im J. 1606 einen Kupferstich ausgeführt hat, den er „seinem Herrn und Freunde E. J., dem Bewunderer der Kupferstecherkunst", widmete. Der treffliche Bildnißmaler Geldorp Gortzius hat das Jabach'sche Ehepaar in lebensgroßen Halbfiguren gemalt, wol des Künstlers schönste Leistung, um 1829 in der Tosetti'schen, dann in der Sammlung des 1864 verstorbenen Rentners Jos. Essingh, aus der sie ein auswärts wohnender Herr Frings erwarb. Einer ebenfalls von Geldorp für J. gemalten „schönen und sehr lebendigen Susanna" gedenkt das Schilderboeck von Karl van Mander. Manches Hausgeräth, welches dem Jabacher Hofe in jener Zeit angehörte, Schränke, Hängelampen ꝛc., hat sich bis zur Gegenwart erhalten, die Prachtliebe des ursprünglichen Besitzers bezeugend. Auch tauchen vielfach

noch Bücher aus der Jabach'schen Bibliothek auf, ausgewählt schöne Exemplare, in Leder-, Saffian- oder Sammetbänden mit dem Wappen in Gold- oder Silberdruck auf den Einbanddeckeln: Atlanten, historische, geographische oder topographische Werke, Reisebeschreibungen, numismatische und Bilderwerke, die nicht zu leerem Scheine hingestellt, sondern für den Besitzer von praktischem Nutzen waren. Besonders prachtvoll wurde ein Pergamentcodex ausgestattet, welcher die Kaiserurkunden über die Wappenverleihung und spätere Adelserhebung der Familie (1488 und 1621) in vidimirten Abschriften enthält und nicht nur ein kalligraphisches Kunstprodukt, sondern auch mit drei vorzüglichen Miniaturen von der Hand des Kölner Malers Franz Keßler geschmückt ist. Leider ist derselbe 1873 an einen englischen Antiquitätenhändler verkauft worden. J. war schon in den J. 1603 und 1606 von der Buntwerkerzunft in den Rath der Stadt gewählt, seiner religiösen Richtung wegen aber daselbst zurückgewiesen worden. Dem Pfarrer von St. Columba, dem bekannten Bibelübersetzer Caspar Ulenberg, gelang es, ihn zu einem treuen Sohne der katholischen Kirche umzustimmen. 1619 wurde er Bannerherr der Buntwerkerzunft, und als man ihn 1620 dort von Neuem zum Rathsherrn erwählte, fand er ungehinderte Aufnahme. Am 23. Mai 1636 ist er gestorben. Gelenius, ein Zeitgenosse, berichtet (De magnitud. Colon. p. 407), daß das berühmte Rubens'sche Altargemälde in der St. Peterskirche, die Kreuzigung des Apostelfürsten darstellend, eine Schenkung des reichen Kölner Senators J. sei. J., der Kirchmeister dieser seiner Pfarrkirche war, mag immerhin die Absicht gehabt haben, daselbst einen neuen Hochaltar zu stiften — ein neuerlich bekannt gewordener Brief des Pfarrers Arnold Meshov, vom 18. April 1637 an den damals in London verweilenden Sohn des seit fast einem Jahre verstorbenen Senators, liefert den Beweis, daß der jüngere J., in Verbindung mit dem in London wohnhaften Maler Georg Geldorp, die Ausführung betrieben hat. Die Inschrift des Altars sagt, daß derselbe 1642 von den Schwiegersöhnen, den Töchtern und dem Sohne zum Andenken an die hingeschiedenen Eltern errichtet worden, deren Wappen in der Höhe des Altaraufsatzes von Engeln gehalten werden. Bei dem im Mai 1640 erfolgten Tode des Malers befand sich das Bild noch im Sterbhause zu Antwerpen, es wurde auf die Summe von 1200 Gulden abgeschätzt und gegen Erlegung derselben dem Bevollmächtigten der Familie J. ausgehändigt. — E. J. der Jüngere war seiner Eltern einziger Sohn. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Ennen hat zwar berichtet, daß er, nach Ausweis des Taufregisters von St. Peter, am 18. Juli 1610 geboren sei; in dem Taufbuche ist dagegen, sonderbar genug, an diesem Tage die Geburt einer Tochter „Ailtgen" (Adelheid) vermerkt, die jung gestorben ist und daher in den späteren Familiendokumenten nicht genannt wird. Auf diesen Sohn war nicht das ruhige, bedächtige Gemüth des Vaters, des ächten Kaufmannes, übergegangen. Durch Reisen hatte er die Reize des Lebens in den großen Hauptstädten kennen gelernt, seine kaufmännische Richtung war durch seine öftere Anwesenheit an den bedeutendsten Handelsplätzen Europa's sowie durch Lectüre zu einer großartigen Anschauung gehoben worden. Vor Allem aber war es seine Leidenschaft für die Kunst und das Sammeln ihrer Schätze in den verschiedensten Gattungen, was ihn in die bewegteste der europäischen Hauptstädte trieb, die zugleich der Hauptmarktplatz der Kunstwerke und des Zusammentreffens der ersten Kenner war. Sein Geschmack verfeinerte sich weit über die Anforderungen seines Vaters, ihm genügte nicht mehr das Schöne — das Schönste, das Kostbarste wollte er besitzen. 1638, zwei Jahre nach dem Tode des Vaters, schritt er zur Ausführung des lange gehegten Planes und ließ sich in Frankreichs Hauptstadt als Banquier nieder. Später wurde er daselbst bei der Gründung der ostindischen Compagnie deren Director. An die Spitze

des Jabach'schen Geschäftes in Köln stellte er seinen Schwager Johann Hunthum. Seine merkantilische Stellung, seine finanziellen Unternehmungen bleiben hier außer Betracht. Es sei nur bemerkt, daß er noch im J. 1691 zu den großen Banquiers (fort banquier) in Paris zählte. „Pour l'Allemagne, la Hongrie, la Turquie et la Pologne" sagt der Livre des adresses aus diesem Jahre. Wol selten haben in Paris so bedeutende und leidenschaftliche Kunstliebhaber miteinander gewetteifert wie damals unter der üppigen und kriegerischen, jedoch für Kunst und Wissenschaft überaus fruchtbaren Regierung Ludwigs XIV. An ihrer Spitze stand des Königs mächtiger erster Minister, der Cardinal Mazarin. Das Beispiel und die Eitelkeit trieben die reichen und hochgestellten Herren vom Hofe in dieselbe Bahn und andere gefährliche Nebenbuhler traten aus dem Kreise der großen Finanzmänner hinzu. Unter die Letzteren zählt unser J., der für den sichersten Kenner und den kühnsten Käufer galt. Mit dem Cardinal stand er in einem beständigen lebhaften Verkehr und fast immer schwebten Tauschhändel zwischen ihnen. Eine Gelegenheit, bei welcher er sich besonders hervorthat, war folgende: Nach der Hinrichtung König Karls I. verfügte das englische Parlament die öffentliche Feilstellung von dessen Kunstsammluugen an den Meistbietenden. Es geschah im J. 1650. Auch J. fand sich in London ein und traf hier mit den Beauftragten der Könige und den namhaftesten Liebhabern aus allen Theilen Europa's zusammen. Keiner der Kauflustigen trat mit solchem Feuer auf wie der Banquier J., der als der Vertreter der Kunstliebhaberei in Frankreich angesehen und angestaunt wurde. Spaniens Gesandter Don Alonzo de Cardenas, der Erzherzog Leopold, der Bevollmächtigte der Königin Christine von Schweden, sowie die englischen und holländischen Liebhaber ersten Ranges, Reynst, Gerbier, de Critz, Wright, van Leemput, sie alle blieben bei den vorzüglichsten Gemälden der Sammlung hinter seinen Aufgeboten zurück. Auch die kostbarsten Tapisserien, die vortrefflichsten Sculpturen wurden von J. ersteigert. Ueberhäuft mit Schätzen der seltensten Art, trat er die Rückreise an, und wie nach einem großen Siege der Feldherr seine Trophäen hinter sich führt, so hielt J., gefolgt von dem mit seinen Kunsteroberungen beladenen Zuge, seine Einfahrt in Paris. Von da an gehörte er zu den europäischen Berühmtheiten. Dem Cardinal gelang es, durch die Autorität seines Ranges und seines Reichthums, J. zur Abtretung einiger der in England ersteigerten Hauptbilder zu bestimmen: Werke von Correggio, Giorgione, Giulio Romano, Pierino del Vaga, Lionardo da Vinci und Titian. Zu letzteren gehörte die Mahlzeit zu Emmaus, wonach A. Masson den berühmten Kupferstich, genannt La Nappe de Masson, gefertigt hat. Vorher (1656) war das Bild von F. Chauveau gestochen worden, mit der Bezeichnung In aedibus Jabachiis. Zu den namhaftesten Künstlern, welche die französische Hauptstadt damals aufzuweisen hatte, stand J. in dem Verhältnisse wechselseitiger Hochschätzung und unterhielt einen lebhaften Umgang mit ihnen, besonders mit den Malern P. Mignard und Ch. Lebrun, welche für tüchtige Kenner der italienischen Malerschulen galten, denen Jabach's Geschmack mit Vorliebe anhing; auch mit H. Rigaud, N. de Largillière und A. F. van der Meulen. Der Letztgenannte, berühmt als Schlachtenmaler des kriegslustigen Ludwig XIV., auch im Landschaftsfache geachtet, erzeigte J. die schmeichelhafte Aufmerksamkeit, ihm die von A. F. Bauduin ausgeführte Radirung nach einer seiner landschaftlichen Compositionen zu widmen. Auch mit L. de Boullogne, der eine ungemeine Geschicklichkeit im Copiren älterer italienischer Meister besaß, verkehrte J. und beschäftigte ihn. Er ließ ihn unter Anderem den Parnaß von P. del Vaga copiren und die Nachahmung gelang so vollkommen, daß es, nach Felibien's Urtheil, unmöglich war, Original und Copie zu unterscheiden. Nicht weniger als die Gemälde, ja in noch höherem Grade waren Handzeichnungen die Lieb=

lingsgegenstände des Jabach'schen Sammelns. Seine Absicht war alles, was er in diesem Fache besaß, durch den Kupferstich vervielfältigen zu lassen. Er begann mit den Landschaften und bediente sich dazu junger Künstler, wie die Brüder Corneille, Pesne, Rousseau und Massé. Erst nach seinem Tode kamen sie ins Publikum, abgetheilt in 6 Hefte. Eine neue Ausgabe veranstaltete 1764 der Pariser Verleger Joullain. Jabach's Kunstliebe und Sammlereifer, statt sich in den Grenzen einer besonnenen Neigung zu halten, war in unersättliche Leidenschaft ausgeartet, so daß er kaum noch mit den ihm zu Gebote stehenden Geldmitteln zu Rathe ging. Waren noch so bedeutende Anschaffungen kurz vorhergegangen, so ließ er sich dennoch nicht abhalten, bei jeder neuen Gelegenheit, wo irgend ein Kunst-Nachlaß Werke ersten Ranges zur öffentlichen Versteigerung brachte, in den Vordergrund zu treten und die übrigen Bieter zum Schweigen zu bringen. Eine solche Handlungsweise zog die naturgemäßen Folgen nach sich; es kam endlich dahin, daß sich der stolze Banquier in Geldverlegenheiten versetzt sah und sich nun mit dem traurigsten Gedanken, den es für ihn gab, vertraut machen mußte: der Trennung von seinen Lieblingen, seinen Kunstschätzen. Bedrängt von seinen Gläubigern, „pressé entre le marteau et l'enclume", wie er schrieb, wandte er alle Mühen an, rasch zu einem Resultate zu gelangen. Er trat mit dem Könige in Unterhandlungen, Colbert vermittelte und am 29. März 1671 wurden ihm für 101 Gemälde und 5542 Zeichnungen 200,000 Franken angewiesen. Für Ludwig XIV. war diese Erwerbung von erheblichster Wichtigkeit. Von seinen Vorfahren waren dem Könige nur etwa 100 Bilder überkommen, welche mit dem Zuwachse von J. den Grundbestand der gegenwärtigen großen Gemäldegallerie der französischen Nation bildeten. So hatte denn J. der Nothwendigkeit das schwerste Opfer gebracht, welches zugleich eine bittere Demüthigung für den Ruf des stolzen Mannes nach sich zog. Er ist jedoch deshalb nicht aus der Reihe der Liebhaber und Sammler ausgeschieden. Ein Theil der Zeichnungen, die Sculpturen, Bronzen, Pretiosen, Möbelkostbarkeiten, gingen nicht in den Besitz des Königs über und durch die wiederhergestellte Ordnung seiner finanziellen Verhältnisse sah J. sich in der Lage, das Sammeln von Gemälden und Handzeichnungen von Neuem zu beginnen. Mit seiner Vaterstadt Köln ist J., nach der Niederlassung in Paris, nur noch in flüchtig vorübergehende persönliche Berührungen gekommen; es waren Besuche, die er theils bei geschäftlichen, theils bei Familienanläßen machte. Am 25. October 1648 vermählte er sich mit der Tochter des angesehenen Kölner Kaufherrn und Senators Heinrich de Groote, mit der schönen und sanften Anna Maria. Diese kehrte häufig von Paris zu ihren Angehörigen zurück und pflegte im elterlichen De Groote'schen Hause einzukehren, ja, zweimal hat sie daselbst ihre Niederkunft gehalten. Das Taufbuch von St. Columba meldet am 28. October 1654 die Geburt ihrer Tochter Helena und am 13. September 1656 die ihres Sohnes Everhard. J. ist zu Paris am 6. (nach Anderen am 9.) März 1695 in dem Hotel in der Rue St. Merry, welches er sich selbst erbaut und seit 45 Jahren bewohnt hatte, gestorben. Die Kunstgattungen des Kupferstiches, des Medaillenschnittes und der Malerei haben sich die Hand gereicht, um das Bildniß des großen Kunst- und Künstlerfreundes auf die Nachwelt zu bringen. Schon 1648 bei seiner Vermählung wurden zwei Gratulatorien; welche des Bräutigams junge Neffen aus den Häusern v. Imstenraedt und Brassart überreichten, mit den Bildnissen des neuen Paares von der Hand des geschickten Kölner Stechers J. H. Löffler geschmückt. Aus dem Jahre 1652 ist das schöne und sehr seltene Bildniß Jabach's, welches der Pariser Kupferstecher Michel Lasne nach dem Leben gezeichnet und mit dem Grabstichel ausgeführt hat. Neuere Bildnisse lieferten A. Wengeroth, G. Osterwald und Henri Lefort. Eine silberne Medaille mit dem Bildnisse und dem Wappen trägt

die Jahresangabe 1665. Gemalt wurde Jabach's Bildniß von den berühmtesten Meistern seiner Zeit. Dreimal besitzt ihn das Kölner Museum, von v. Dyck, Phil. de Champagne und H. Rigaud. Ein Kunstwerk ersten Ranges aber ist das viel bewunderte große Familiengemälde von Ch. Lebrun's Hand, dessen F. L. Graf zu Stolberg, Johanna Schopenhauer und vor allem Goethe, von der Rückerinnerung der schönsten Empfindungen bewegt, in ihren Schriften gedenken. Letzterer sah es 1774 im Jabacher Hofe in der Sternengasse, als er mit Lavater und Basedow nach Köln gekommen war; dann war es einige Decennien in dem Hause eines mitbetheiligten Besitzers, Glockengasse Nr. 9, aufgestellt, bis am 4. Mai 1836 daselbst die öffentliche Versteigerung vorgenommen wurde, in Folge deren das herrliche Bild eine Zierde der Gemäldesammlung des königl. Museums in Berlin geworden ist. Lebrun wird dieses sein Meisterwerk um 1660—61 gemalt haben. Jabach's Sohn, Everhard, ist seiner Geburtsstadt Köln treu geblieben. 1688 wurde er in den Rath gewählt, 1696 befand er sich in Paris mit dem Ordnen des väterlichen Nachlasses beschäftigt, am 3. März 1721 ist er in Köln gestorben, fünf Söhne und eine Tochter hinterlassend. Drei der Söhne, Gerhard Michael, Franz Anton und Johann Engelbert sind ebenfalls als Kunstfreunde bekannt, besonders der letztere, der sich dem geistlichen Stande widmete, Doctor beider Rechte, Professor publicus und Prokanzler der Universität, Domherr, apostolischer Protonotar und Präsident des kurfürstlichen weltlichen Hofgerichts wurde. Er war einer der angesehensten, reichsten, kunstsinnigsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit in Köln. Seine Gemäldesammlung war sehr bedeutend; aus derselben stammt das Rubens'sche Bild der heil. Familie mit dem Vogel, welches bis 1862 die Hauptzierde der Weyer'schen Gallerie war und dann zum Preise von 15,000 Reichsmark für das städtische Museum angekauft wurde. Vor 1754 ist er gestorben. Mit ihm und seinen Geschwistern ist der alte Jabacher Stamm erloschen.

Laborde, Le palais Mazarin. Merlo, Die Familie Jabach zu Köln und ihre Kunstliebe. Ennen in d. Annal. d. hist. Vereins f. d. Niederrh., Heft XXV. Cl. de Rys, Les amateurs d'autrefois. (Das letztgenannte Werk reich an den auffallendsten Irrthümern über Jabach.)

J. J. Merlo.

Jabin: Ch. G. Georg J., Landschaftsmaler, geb. am 18. August 1828 in Braunschweig, starb 1864, der Sohn eines Trompeters im herzoglich braunschweigischen Husarenregimente. Früh verwaist zeigte er schon als Kind bedeutendes Talent zur Malerei. Freunde der Kunst setzten ihn in den Stand, die Malerakademie in Düsseldorf besuchen zu können, wo er sich in den Jahren 1850 bis 1855 unter Schirmers Leitung der Landschaftsmalerei widmete. Im J. 1855 in die Heimath zurückgekehrt, lebte er meist in Ilsenburg und Harzburg und verheirathete sich im J. 1856 mit der Gräfin Clementine von Kospoth, worauf er sich in Harzburg häuslich niederließ. Im J. 1857 unternahm er eine Reise nach der Schweiz und verließ später seinen Wohnort nur noch einmal, indem er vier Monate vor seinem Tode eine Reise nach Norwegen unternahm, um den durch den Verlust seines einzigen Kindes gebrochenen Muth an den erhebenden Schönheiten der rauhen, wilden norwegischen Natur aufzurichten. Doch gebrochenen Herzens kehrte er nach Harzburg zurück, wo er am 14. Januar 1864 an Entkräftung starb. J. war ein tüchtiger Künstler, dessen markiger Pinsel an Ruysdael erinnert. Seine hervorragendste Schöpfung ist wol der „Wasserfall im Linthale in der Schweiz", welchen er zu drei verschiedenen Malen, immer mit Veränderungen gemalt hat, der ihm die goldene Medaille für Kunst erwarb und mehrfach durch Nachbildungen in Lithographie, Holzschnitt und Photographie bekannt geworden ist. Die eine Ausführung befindet sich in

Amsterdam, die zweite in London und die dritte in Braunschweig. Fernere Bilder von J. sind der obere Murchseefall in der Schweiz, Waldmühle in Westfalen, der Brocken im Mondenschein, der Eckerfall, Regenstein, Falkenstein, Okerthal, Ilsethal u. s. w. An der Vollendung eines großen Bildes, „der Vöringsfoß-Wasserfall in Norwegen", hinderte ihn sein früher Tod. Noch zwei Tage vor demselben hatte er daran gearbeitet, als er sterbend vor der Staffelei zusammensank. Seine Gattin, ebenfalls die Landschaftsmalerei dilettantisch ausübend, starb am 15. Januar 1874 in Harzburg. F. Spehr.

Jablonowski: Felix, Fürst J., österr. Feldmarschall-Lieutenant, einer alten polnischen Familie angehörig, war am 18. Mai 1808 zu Wien geboren, wurde in der Genieakademie erzogen, trat im 17. Lebensjahre als Cadet in das 60. Infanterieregiment (Ignaz Gyulai), wo er in einigen Monaten zum Fähnrich und im nächsten Jahre zum Lieutenant in einem Cavallerieregimente vorrückte. 1836 Major, 1842 Oberstlieutenant in der Infanterie, wurde J. im J. 1844 Oberst und Commandant des 15. Infanterieregiments. Im J. 1848 bei der Einnahme Wiens (31. October) zeichnete er sich bei Erstürmung des Burgthores aus. Am 19. December 1848 zum Generalmajor vorgerückt, übernahm J. nach dem Tode des bei Waitzen (10. April 1849) gefallenen Generalmajors Götz, das Commando über zwei Brigaden und vereinigte sich mit dem an der Gran stehenden 4. Corps des Feldmarschall-Lieutenants Baron Wohlgemuth. J. wohnte in jenem Feldzuge den Schlachten bei Nagy-Sarlo (19. April), Komorn (2. und 11. Juli), Szöreg (5. August) bei; in der letzteren Schlacht war dem energischen Auftreten seiner Brigade wesentlich der Erfolg des Tages zu danken. Zur Verstärkung des Cernirungscorps von Komorn mit seiner Brigade dahin in Marsch gesetzt, eilte der Fürst in forcirten Märschen diesem Ziele zu, fand indeß bei seinem Eintreffen die Gefahr schon beseitigt. Mit der Unterwerfung Komorns (4. October) schloß auch Jablonowski's kriegerische Thätigkeit in Ungarn ab, welche Anerkennung in Verleihung des Commandeurkreuzes vom Leopold- und Eisernen Kron-Orden, sowie des Verdienstkreuzes gefunden hatte. J. erhielt jetzt eine Brigade in Fünfkirchen, ward 1850 Kammervorsteher der Erzherzöge Maximilian und Carl Ludwig, 1852 Feldmarschall-Lieutenant. Im J. 1853 wurde J. zum Truppendivisionär beim 8. Armeecorps und zum Inhaber des 57. Linien-Infanterieregiments ernannt, 1856 wurde er Commandant des 11. Armeecorps, 1857 Geheimer Rath und Ajo bei dem Erzherzoge Ludwig Viktor, in welcher Anstellung er am 25. October jenes Jahres zu Schönbrunn bei Wien starb. K. A.

Jablonski: Daniel Ernst J., evangelischer Theologe, geb. den 26. Nov. 1660 im Dorfe Hochzeit bei Danzig, † den 25. Mai 1741 zu Berlin, stammte aus einer der Brüder-Unität angehörenden Familie. Der Name Jablonski, den sowol er als auch sein älterer Bruder Johann Theodor erst in späteren Jahren annahm, weist hin auf den Geburtsort des Vaters Petrus Figulus; doch ist als solcher unter einer Anzahl gleichnamiger Städte nicht, wie mehrfach geschieht, Jablunka im Herzogthum Teschen anzusehen, sondern nach Rhesa's Angabe (Presbyterologie von Ostpreußen S. 26) das böhmische Jabloni, Jablonka oder Gabel im früheren Chrudimer Kreise, N. von Landskron. Als das Edikt des Kaisers Ferdinand II. vom 6. Dec. 1627 wiederum Tausende von evangelischen Familien aus Böhmen trieb, verließ auch der erst neunjährige Petrus Figulus seine Heimath und schloß sich dem Amos Comenius an, welcher zuletzt bei Georg von Sadowski in dem benachbarten Slaupnitz eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, nun aber eine Schaar Exulanten aus jenen Gegenden über die Grenze durch Schlesien nach Polnisch-Lissa führte. Diese Stadt war durch die Hochherzigkeit ihrer Herrn, der Grafen von Leszczynski, welche selbst damals

noch der böhmischen Confession angehörten, ein Sammel- und Mittelpunkt der vertriebenen Brüder geworden. Dort fanden sie ein geordnetes Kirchen- und Schulsystem vor und lebten in ungetrübter Eintracht mit den andern Evangelischen. Wie Comenius am Gymnasium zu Lissa alsbald seine Lehrthätigkeit wieder aufnahm, so wird Figulus daselbst seine Schulbildung erhalten haben. Sodann bereiste er zu weiteren Studien von 1636—1648 (nach Ausweis seines noch erhaltenen Stammbuches) die berühmtesten Universitätsstädte des protestantischen Europa. Nach Lissa zurückgekehrt, vermählte er sich am 19. Oct. 1649 mit des Comenius einziger Tochter Elisabeth, begleitete 1650 seinen Schwiegervater nach Ungarn, ward 1654 als Prediger nach Danzig vocirt, 1657 aber in die Parochie Nassenhuben-Hochzeit, deren Kirche in jener, das Pfarrhaus in dieser Ortschaft gelegen war. Unter Zustimmung des Kammerherrn von Prönen als Patrons, vereinigte Figulus 1659 seine Gemeinde mit der Brüder-Unität — eine Verbindung, welche jedoch nur bis 1709 gedauert hat — und ward 1662 auf der Synode zu Mieltschin zu deren Senior geweiht. 1667 folgte er einem Rufe des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg als Hofprediger nach Memel und starb daselbst am 12. Jan. 1670. J. ward nach dem Tode seines Vaters dem Gymnasium zu Lissa übergeben, studirte von 1677—80 die Theologie zu Frankfurt a./Oder und besuchte sodann mit seinem Bruder Joh. Theodor die holländischen und englischen Universitäten. Bald nach seiner Rückkehr ward er zum Prediger bei der in Magdeburg neu gegründeten reformirten Gemeinde erwählt, siedelte aber schon 1686 wieder nach Lissa über um ein Predigtamt, mit welchem zugleich das Rektorat der Schule verbunden war, zu übernehmen. Dort vermählte er sich 1688 mit Barbara Fergushill und ward sodann 1691 als Hofprediger nach Königsberg i. Pr., 1693 in gleicher Eigenschaft nach Berlin berufen. Bald gewann er hier einen weit über seine amtliche Stellung hinausreichenden Einfluß. An dem von Leibniz angeregten Plan einer in Berlin zu errichtenden Societät der Wissenschaften nahm er den lebhaftesten Antheil; auf Grund der von Beiden entworfenen Statuten vollzog der Kurfürst Friedrich III. am 11. Juli 1700 den Stiftungsbrief. Leibniz ward zum ordentlichen Präsidenten der Societät (1733 ward J. sein zweiter Nachfolger in dieser Würde), J. zum Director der Klasse für die morgenländische Sprachkunde ernannt. Was seine Leistungen auf diesem Gebiete betrifft, so verdient seine „Hebräische Ausgabe des Alten Testaments“ (Berol. 1699 in 8°, impensis Knebelii) Erwähnung; auf der Recension Leusden's von 1667 fußend, lieferte er einen bei weitem correcteren Text und schickte demselben eine werthvolle Einleitung voraus. Längere Zeit unterhielt J. selbst eine eigene hebräische Druckerei, aus welcher noch verschiedene Auflagen seines Alten Testaments, aber auch der Tephillot und anderer jüdischer Gebetbücher, sowie eine Ausgabe des „Babylonischen Talmud“ (12 Bde. fol. 1715—1721) hervorgingen. Letztere war eine Wiederholung der 1697—99 bei Michael Gottschalck in Frankfurt a./Oder erschienenen Ausgabe, welche, wenn auch nicht in der Ausdehnung wie die Baseler von 1578 ff., die gegen das Christenthum gerichteten Stellen unterdrückte (J. C. Wolf, biblioth. hebr. II. 904 sqq.). Als 1734 die polnischen Juden in Zolkiew (bei Lemberg) eine vollständigere Talmudausgabe beabsichtigten, begann J., da seine frühere vergriffen war, eine neue Auflage und verband sich zu diesem Zwecke mit dem Professor Joh. Dan. Grillo in Frankfurt a./Oder. Doch gerieth durch allerlei unglückliche Umstände das Unternehmen ins Stocken und Grillo, der nach dem Tode Jablonski's den Betrieb allein übernahm, erlitt dabei große pekuniäre Verluste. Trotz dieser gelehrten Arbeiten entwickelte J. auch eine vielseitige praktisch-kirchliche Thätigkeit. Dies beweisen sowol die verschiedenen Funktionen, welche ihm nach und nach mit der Ernennung zum Mitglied des

Consistoriums (1718) und Reformirten Kirchendirectoriums (1729) übertragen wurden, als auch die Herausgabe einer großen Anzahl von Predigten und Casualreden durch den Druck. Vorzugsweise aber mußte J. bei seinem die confessionellen Unterschiede minder scharf betonenden Standpunkt geeignet erscheinen, in die Unionsverhandlungen fördernd einzugreifen, welche von Seiten des brandenburgischen Hofes zwischen Reformirten und Lutheranern gepflogen wurden. Er ward daher 1699 zu diesem Zwecke nach Hannover gesandt, um mit Leibniz, der sich noch mit weitern, auch die Katholiken umfassenden Unionsplänen trug, zu verhandeln. Doch das endlich 1703 zu Berlin anberaumte, von dem Hofprediger Ursinus geleitete collegium charitativum hatte nicht den gehofften Erfolg und ließ auch für die Zukunft von weiteren Religionsgesprächen absehen (vgl. C. W. Hering, Kirchl. Unionsversuche II. 312 ff.). — Daß J. die Interessen der Brüderunität nicht aus den Augen verlor, sondern bei jeder Gelegenheit zu fördern bestrebt war, begreift sich um so mehr, als er 1699 zu ihrem Generalsenior für Großpolen und Preußen geweiht worden war, eine Würde, die er also nicht, wie wol behauptet wird, schon von seinem Vater erhalten hat. Durch seine Vermittelung erfreute sich Lissa, welches er als seine zweite Heimath betrachtete, während der Drangsale des Nordischen Krieges mehrfach der wirksamsten Hülfe von Seiten des preußischen Hofes und nach Einäscherung der Stadt im J. 1707 eröffnete der König Friedrich I. einerseits den Einwohnern ein Asyl in seinen Landen, andrerseits half er durch eine Kollekte Kirche und Schule größer denn früher wieder aufbauen. Als später auch unter den polnischen Dissidenten confessionelle Streitigkeiten ausbrachen, suchte J. sie auf einer Synode zu Thorn 1712 wieder unter dem Banner des 1570 zu Sendomir geschlossenen Vergleiches zu vereinigen, von dem er auch eine neue, mit historischer Einleitung versehene Ausgabe („Historia consensus Sendomiriensis“, Berol. 1731. 4°) besorgte. Schon seine früheren anonym erschienenen Schriften: „Jura et libertates Dissidentium in regno Poloniae“, 1706, fol. und „De ordine et successione episcopali in Unitate Fratrum conservata“ 1717 (später als Anhang zu Pfaff's Institutiones iuris ecclesiastici, 1727, wieder abgedruckt), hatten der Sache seiner Glaubensbrüder dienen sollen. Seine besonderen Sympathien aber wandte J. der zu Herrnhut neu organisirten Brüdergemeinde zu und durch ihn ward die bischöfliche Weihe zuerst am 13. März 1735 zu Herrnhut auf David Nitschmann und am 20. Juni 1737 zu Berlin auf den Grafen Zinzendorf übertragen. — Bis in sein hohes Alter blieb ihm die körperliche und geistige Rüstigkeit bewahrt, welche ihn von der Erlaubniß sich von den Geschäften zurückzuziehen, keinen Gebrauch machen ließ. Noch sah er wie ein Vorzeichen der spätern Union zwischen Lutheranern und Reformirten, daß König Friedrich Wilhelm I. die in Berlin neu erbaute Dreifaltigkeitskirche für den Gebrauch der beiden Confessionen bestimmte und bei der am 30. Aug. 1739 unter Theilnahme des ganzen Hofes Statt findenden Einweihung derselben durfte er seinen jüngsten Sohn Friedrich Wilhelm (geb. 1706, † 1760) als reformirten Prediger einführen, wie der Propst Reinbeck den lutherischen Prediger Joh. Jul. Hecker. Als J. im 81. Lebensjahre starb, hinterließ er druckfertig die 1742 erschienenen „Betrachtungen vom göttlichen Ursprung der heil. Schrift“.

Johann Thedor J., der ältere Bruder Daniel's, geb. am 15. Dec. 1654 wol in Danzig, † zu Berlin am 28. April 1731. Er ward früh zur Erziehung seinem Großvater Comenius übergeben, welcher nach dem großen Brande Lissas 1656 nach Amsterdam übergesiedelt war. Im Juni 1669, etwa ein Jahr vor Comenius' Tode (s. d. Art. Bd. IV S. 434), verließ er Holland, setzte seine Studien am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin sowie auf der Universität in Königsberg fort und vereinigte sich später 1680 in Frank-

furt a./Oder mit seinem jüngern Bruder zu der oben erwähnten Reise nach Holland und England. Bald nach seiner Rückkehr trat er in Beziehung zum Hofe des Herzogs Joh. Georg von Anhalt-Dessau, sofern er 1678 dessen Tochter Marie nach ihrer Vermählung mit dem Fürsten Georg Joseph Radziwill auf die polnischen Besitzungen ihres Gemahls als Secretär begleitete; nach ihrem frühzeitigen Tode 1689 übernahm er das gleiche Amt bei dem Gemahl ihrer älteren Schwester Elisabeth, dem Herzog von Sachsen-Weißenfels zu Barby; 1700 ward er zum Secretär bei der neuen Societät der Wissenschaften in Berlin ernannt, über deren Einrichtung er 1711 eine Abhandlung verfaßte. Und wieder überträgt ihm hier eine Tochter jenes Herzogs Joh. Georg von Dessau, die verwittwete Markgräfin Joh. Charlotte von Schwedt, welche nach dem Tode ihres Gemahls, des Markgrafen Philipp († 1711) nach Berlin in das Schwedter Palais (jetzt Palais des Kaisers Wilhelm) übergesiedelt war, die Erziehung ihres ältesten Sohnes Friedrich Wilhelm (geb. 1700, † 1771). Diese pädagogische Thätigkeit veranlaßte ihn, unter dem Namen Pierre Rondeau eine Grammatik und ein Wörterbuch der französischen Sprache (1711—12) herauszugeben, sowie 1715 eine „Christliche Tugendlehre zum Privatgebrauch einer hohen Standes-Person". Von 1715—17 begleitete er seinen fürstlichen Zögling auf einer Reise nach Italien. Später dedicirte er ihm sein „Allgemeines Lexikon der Künste und Wissenschaften" (Berlin 1721 in 4°), eine Art Real-Encyklopädie, deren Artikel ohne sonderliches Geschick aus einer Reihe auf den ersten Seiten namhaft gemachter Werke zusammen getragen sind. Mehrere andere seiner Schriften erschienen anonym, z. B. eine „Lobschrift auf den Staatsminister Paul von Fuchs", eine Uebersetzung der Germania des Tacitus (1724), eine „Geschichte der Thorner Unruhen 1724", von welcher Ch. L. de Beausobre eine französische Uebersetzung (Amsterdam 1726) veranstaltete.

Kapp, Vertraute Briefe zwischen Leibniz, Dan. Ernst J. u. a. Gelehrten, 1745. — G. G. Küster, A. und N. Berlin I, 179 ff., 658, 1007 f. IV. Anhang Nr. 9. — Jöcher III. 577 f. — Döring in Ersch u. Gruber, Allg. Encykl. — Pressel in Herzog's Real-Encykl. — Neues Material bei Ziegler Gesch. des Gymnasiums zu Lissa (Progr. 1855) und Strehlke, Ueber Georg Forster's Geburtsort (geb. 26. Nov. 1754 zu Hochzeit) im Progr. der Petri-Schule zu Danzig 1862. 63. — Ein Artikel der Magdeburgischen Zeitung (1879, Beibl. 18., S. 139 ff. Ein Actienunternehmen der Wissenschaft) bespricht unter Berufung auf die Akten der reform. Kirche zu Frankfurt a./O. ausführlich die Talmudausgabe Daniel Jablonski's von 1734; da er sie aber dessen Sohn Paul zuschreibt, so entstehen daraus eine Reihe anderer irrthümlicher Angaben über das Leben des Letzteren. R. Schwarze.

Jablonski: Paul Ernst J., reformirter Theologe und Orientalist, Sohn des Berliner Oberhofpredigers Daniel Ernst J., geb. 28. Dec. 1693 zu Berlin, † am 13. September 1757, besuchte das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin und studirte dann auf der Universität zu Frankfurt a./O. Theologie. Später setzte er seine Studien in Berlin fort, wo er unter der Anleitung von la Croze die koptische Sprache fleißig betrieb, 1714 die von umfassenden Sprachkenntnissen zeugende „Disquisitio de lingua Lycaonica" herausgab und in demselben Jahre unter die königlichen Candidaten aufgenommen wurde. Von dem Rechte der letzteren, drei Jahre auf königliche Kosten ins Ausland zu gehen, machte er Gebrauch, indem er außer Deutschland, auch Holland, England und Frankreich durchreiste und diese Reise für die Erweiterung seiner Kenntnisse nutzbar machte. 1720 zurückgekehrt, wurde er zu Liebenberg in der Mittelmark als Prediger angestellt, im folgenden Jahre jedoch mit der durch den Tod F. S. Ring's erledigten Professur der Philologie zu Frankfurt betraut, zugleich wurde

ihm eine außerordentliche Professur der Theologie und das Predigtamt bei der reformirten Gemeinde daselbst übertragen. 1727 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Theologie und zum Doctor derselben, 1741 wurde er auf seinen Wunsch, nachdem er kurz vorher einen ehrenvollen Ruf nach Franeker abgelehnt hatte, seines Predigtamts entbunden. Die Berliner Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Seine Studien bezogen sich zumeist auf die Erklärung der Bibel, die Kirchengeschichte und die Dogmatik. Sehr verdienstvoll ist seine Bearbeitung der koptischen Sprache und Alterthümer und deren Anwendung auf die Erklärung sprachlicher und sachlicher Schwierigkeiten des alten Testaments. Die wichtigeren Schriften dieser Gattung sind: ,,Remphah Aegyptiorum deus ab Israelitis in deserto cultus", 1731; ,,Pantheon Aegyptiorum s. de diis eorum commentarius", 3 Partes, 1750—52, ,,De Memnone Graecorum et Aegyptiorum syntagmata 3", 1753. Nach seinem Tode gab W. te Water eine Sammlung einiger seiner hinterlassenen Schriften heraus u. d. T.: „Opuscula quibus lingua et antiquitates Aegyptiorum . . . illustrantur", 4 Partes, 1804. Von kirchengeschichtlichen Werken ist hervorzuheben: „Institutiones historiae christianae antiquioris", 1754, „. . . recentioris", 1756; beide Abtheilungen vereinigt in 2. Aufl. fortgesetzt von E. H. D. Stosch, T. 1—3, 1766—67, in 3. Aufl. von A. Ph. G. Schickedanz, T. 1—3, 1784—86. In einen dogmatischen Streit ward J. hineingezogen, als er 1724 in der Schrift: „Exercitatio historico-theologica de Nestorianismo" etc. den den Reformirten gemachten Vorwurf, daß sie in mehreren Glaubenspunkten mit den Nestorianern harmonirten, dadurch als unberechtigt zurückwies, daß er diese als rechtgläubige Christen hinstellte, ihre Lehren aber als vielfach mißverstanden vertheidigte oder entschuldigte. Diese Ausführungen gaben Veranlassung zu mehreren Schriften und Gegenschriften, welche in den folgenden Jahren zwischen J. und seinen Gegnern Paul Berger nnd Carl Gottlieb Hoffmann gewechselt wurden. — J. war mit Sophie Charlotte, der Tochter des Geh. Raths Konrad Bergius vermählt. Von seinen Söhnen ist Daniel Siegfried, † 7. Sept. 1800 als Hofprediger in Alt-Landsberg unweit Berlin, der Stammvater des noch jetzt blühenden Zweiges seines Geschlechtes geworden.

Vgl. Neues gelehrtes Europa XI, 555 und XIV, 558. Dunkel, Nachrichten von verstorbenen Gelehrten III, 756. Meusel, Lex. Redslob.

Jablonski del Monte Berico, Josef J., Freiherr, österreichischer Feldzeugmeister, Ritter des Militär Maria Theresien-Ordens, k. k. wirklicher geheimer Rath, Inhaber des Linien-Infanterieregiments Nr. 30, geb. am 6. September 1806 zu Radkersburg in Steiermark, † am 1. Februar 1876 zu Graz. — J. trat am 22. November 1822 in das 10. Jägerbataillon, bei welchem er bis zum Hauptmann 1. Classe vorrückte. In diesem Bataillon machte er im J. 1848 den Straßenkampf in Mailand (21.—22. März), die Gefechte bei Goito am 8., Monzambano, Valeggio und Pozzolo am 9. April, die Schlachten bei Sta. Lucia am 6., bei Curtatone und Montanara am 29. Mai, das Gefecht bei Goito am 30. Mai, die Einnahme von Vicenza am 10. Juni (s. w. u.), die Gefechte bei Somma Compagna am 23., bei Valeggio am 25., bei Cremona am 30. Juli, das Scharmützel bei Crema und Lodi am 1. August, das Gefecht bei Mailand am 4. und 5. August mit. Für die bei der Einnahme von Vicenza bewiesene außerordentliche Tapferkeit erhielt J. das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens durch das Kapitel vom J. 1848. — Es war um die dritte Nachmittagsstunde des 10. Juni, als das 10. Jägerbataillon unter Oberst Kopal zum Angriffe auf den Monte berico sich formirte. Der Oberst, Hauptmann J. und Beckh mit der 6. Compagnie an der Tête drangen aus dem bisher die Vorrückung deckenden Hohlwege auf die durch Geschützfeuer bereits in Unordnung

gebrachten feindlichen Schaaren und gegen die Schanze, welche die Vorrückung mit ihren Geschützen beherrschte. Hier wurde dem Bataillons-Commandanten Oberst Kopal von einer Kugel der Arm zerschmettert und er mußte den Kampfplatz verlassen. In diesem kritischen Augenblicke warf sich J., unterstützt von dem in langen Colonnen folgenden Bataillon, mit seiner Compagnie an der Spitze und nur von wenigen Jägern begleitet, der Erste, in die Schanze und bemächtigte sich derselben. Begeistert folgte das Bataillon; J. erstürmte auch die zweite Schanze, verfolgte den Feind von Abschnitt zu Abschnitt bis nach Madonna, dem äußersten Punke der Monti berici, wo sich Kirche und Kloster Madonna del Monte befinden, welche durch einen Säulengang mit der Stadt verbunden sind und Vicenza vollkommen dominiren. Begeistert durch das heldenmüthige Beispiel, erstürmten die übrigen Truppen der Brigade Culoz Madonna del Monte, wodurch das Schicksal des Tages entschieden war. Am 15. Oct. 1848 ward J. zum Major beim 16. Infanterieregiment ernannt, im J. 1849 organisirte er das aus dem Cadre des 10. zur Errichtung gelangende 21. Jägerbataillon, wurde am 23. November Oberstlieutenant, kam dann zum 13. Gensdarmerieregimente, am 7. September 1850 als Oberst zum 1., dann zum 9. Gensdarmerie-, später zum 14. Infanterieregimente. Im Feldzuge 1859 in Italien commandirte Generalmajor J. eine Brigade im 10. Infanterie-Armeecorps unter Feldmarschall-Lieutenant Baron Wernhardt. Im J. 1864 wurde J. zum zweiten Inhaber des 1. Infanterieregiments Kaiser Franz Josef ernannt. Zum Feldmarschall-Lieutenant im J. 1865 (5. Juni) befördert und dem Landes-Generalcommando Prag zugetheilt, erhielt er im J. 1866 vom 7. Mai bis 5. Juli die Leitung des mährisch-schlesischen Generalcommando, dann das Festungscommando in Olmütz, wurde im J. 1869 Inhaber des 30. Infanterieregiments, im J. 1872 Feldzeugmeister (28. April) und trat im J. 1873 auf seine Bitte in den definitiven Ruhestand, bei welchem Anlasse ihn der Monarch in Anerkennung seiner mehr als 50jährigen Dienste durch die Verleihung des Ordens der Eisernen Krone 1. Classe auszeichnete. J. wählte nun die Hauptstadt seines Geburtslandes, seiner grünen Steiermark, zum ferneren Domizil; hier starb nach drei Jahren der fast siebzigjährige Veteran. K. A.

Jablonsky: Karl Gustav J., geb. 1756, lebte in Berlin als Geheimsecretär der Königin von Preußen, widmete sich mit rastlosem Eifer den naturhistorischen Studien und zeichnete sich auf diesem Gebiete hervorragend aus. Ein frühzeitiger Tod, welcher hauptsächlich durch die ununterbrochene geistige Anstrengung verursacht wurde, setzte seinem vielversprechenden Streben schon 1787 ein Ziel. J. war Mitarbeiter von Martini's Allgemeiner Geschichte der Natur und begann die Herausgabe eines umfassenden Werkes: „Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insecten“, als Fortsetzung der Buffon'schen Naturgeschichte, mit illum. Kupfern. J. bearbeitete jedoch nur den ersten Theil des Buches, Berlin 1783, und die beiden ersten Theile der Schmetterlinge, 1783—84, und wurde das Werk später von dem Prediger J. F. W. Herbst in Berlin fortgesetzt und vollendet.

Salzmann, Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen des 18. Jahrhunderts pag. 133. W. Heß.

Jachmann: Reinhold Bernhard J., Dr. phil., Geheimer Regierungs- und Provinzialschulrath, den 16. August 1767 in Königsberg in Ostpreußen geboren, vorgebildet auf dem dortigen Altstädtschen Gymnasium, bezog eben daselbst 1783 die Universität, um Theologie zu studiren. Er trat sofort in nähere Beziehung zu Kant, dessen System er mit vollem Verständniß in sich aufnahm und dessen Zuneigung er in so hohem Grade erwarb, daß seine im J. 1800 erschienene Schrift: „Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie in

Hinsicht auf die ihr beigelegte Aehnlichkeit mit dem reinen Mysticismus" von Kant mit einer besonderen Einleitung eingeführt wurde, in welcher dieser ausdrücklich seine stete Freundschaft für J. bezeugt. Diese Schrift beurtheilt mit philosophischer Schärfe und in gefälliger Darstellung den Mysticismus und überhaupt die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung nach den in den beiden ersten Kant'schen Kritiken entwickelten Grundsätzen. Und andererseits verlieh J. seiner Verehrung Kant's und seiner Vertrautheit mit dessen Denk- und Lebensweise einen schönen und dankbaren Ausdruck in seiner 1804 (Königsberg) erschienenen Schrift „J. Kant geschildert in Briefen an einen Freund"; es verdient bemerkt zu werden, daß Kant ihn selbst als Biographen gewünscht hatte. Seit 1794 war J. dritter Prediger und Rector der damaligen gelehrten Schule in Marienburg, welche 1815 erlosch und erst 1860 als Gymnasium wieder ins Leben trat. Auf Grund seiner pädagogischen Bewährung und seiner vorgedachten philosophischen Bildung wurde J. im J. 1801 mit unbeschränkter Vollmacht zum Director des Provinzialschul- und Erziehungsinstitutes berufen, welches aus dem ansehnlichen Vermächtniß des Freiherrn C. F. von Conradi zu Jenkau bei Danzig gegründet wurde. Ursprünglich in zweifacher Gliederung als Elementar- und als höhere Schule, jedoch mit humanistischem Ziele gedacht, nahm die Anstalt, welche sich wesentlich in der Form eines Alumnats bewegte, unter Jachmann's Einwirkung mehr den Charakter einer Vorbereitungsschule für die Universität an, zumal nach dem ersten Jahrzehnt, welches J. selbst als den Zeitraum des Experiments bezeichnet, Fr. Passow als Mitdirector und August Meineke als Lehrer hinzutraten. Bis dahin hatte J. die Anstalt mit dem pädagogischen Interesse und Verständniß geleitet, welches im Anfange dieses Jahrhunderts die edleren Geister der Nation erfüllte; Passow selbst bezeugt ihm wiederholt neben persönlicher Liebenswürdigkeit eine vortreffliche Einwirkung auf die sittliche und die allgemeine Verstandesbildung der Zöglinge. J. hatte aber auch, hierin über Kant hinausgehend und offenbar im Anschluß an Fichte, bald die nationale Erziehung der Schüler mit klarem Zweckbewußtsein als eine wesentliche Aufgabe erfaßt und deshalb dem deutschen Unterricht unter Herbeiziehung unserer frisch entdeckten mittelalterlichen Volksepen ein besonderes Gewicht verliehen; kein Zweifel, daß er hierin durch die nationale Schmach jener Jahre bestärkt wurde, zumal er schon 1807, wenn auch damals ohne nachhaltigen Schaden für sein Institut, die erste Belagerung Danzigs anschauen mußte. Selbst die Nähe des von ihm sorgfältig gemiedenen französischen Gouverneurs Rapp schreckte ihn in diesen Bestrebungen nicht, die er um so eifriger aufnahm, je engere Geistesbande ihn auch in dieser Hinsicht mit Passow verknüpften. So gewann das Institut unter beiden Directoren eine weit über seinen nächsten Zweck hinausragende Bedeutung; beide gaben vereint und mit der theils zugesagten, theils wirklich ausgeführten Mitarbeiterschaft von Fichte, F. A. Wolf, H. Voß, Fr. Jacobs, Joh. Schulze, Scheffner u. a. im J. 1812 das „Archiv deutscher Nationalbildung" heraus (4 Hefte, Berlin bei Maurer), welches nach dem Vorwort zum vaterländischen Sammelplatz, zur Berathung derjenigen Gegenstände bestimmt war, von deren Anwendung die höhere Bildung und Veredelung der deutschen Nation abhänge. Hierauf richten sich besonders vier Aufsätze von J. selbst: Ideen zur Nationalbildungslehre, die Nationalschule, die Berücksichtigung der Individualität bei der Erziehung, und das Wesen der Nationalbildung, welche sämmtlich warme Vaterlandsliebe und ein philosophisch geübtes Denken bekunden, wenn gleich der letzte sich überwiegend in formalen Begriffs- und Zweckbestimmungen bewegt. Indeß machte die zweite Belagerung Danzigs 1813 mit ihrer Verwüstung der Conradischen Stiftsgüter der Wirksamkeit des jungen Instituts vorläufig ein Ende, und erst 1819 konnte

dasselbe, wenn auch mit veränderter Bestimmung wieder eröffnet werden. J. war inzwischen 1814 zum Regierungsschulrath ernannt und ihm die Wahl seines Berufsorts zwischen Frankfurt und Gumbinnen frei gestellt, er zog die letztere Stadt als geborener Ostpreuße und auch wol aus Bewunderung für den dortigen Präsidenten von Schön vor, der gleich ihm ein überzeugter Schüler Kant's war. Dort stiftete J. zur Unterstützung begabter Jünglinge die Friedensgesellschaft zum dankbaren Andenken an den eben errungenen Frieden, und als er 1816 mit Schön an die neuerrichtete Regierung in Danzig übertrat, rief er hier eine gleiche Gesellschaft ins Leben, welche beide noch in fruchtbarer Wirksamkeit bestehen. In Westpreußen entfaltete J. unter Schön eine erfolgreiche Thätigkeit nicht nur für die Gymnasien, von denen hauptsächlich das zu Conitz ihm viel zu danken hat, sondern mehr noch durch Neubegründung, Wiederbelebung und Beaufsichtigung des arg darniederliegenden Volksschulwesens, so daß ihm Leben und Thätigkeit in Danzig inmitten eines höchst anregenden Freundeskreises stets besonders lieb geblieben ist. Im J. 1817 wurde J. von der Universität zu Breslau zum Dr. phil. ernannt. Als nach der schon früher vollzogenen Vereinigung von Ost- und Westpreußen für beide auch ein gemeinsames Provinzialschulcollegium in Königsberg eintrat, siedelte J. als Geh. Regierungsrath dorthin über und leitete seitdem nach Dinter's Tode das Gymnasialwesen der Provinz. In dieser Amtsthätigkeit starb er auf einer Dienstreise in Thorn den 28. Sept. 1843 und hat auch dort seine Ruhestätte gefunden. Schrader.

Jachtmann: Johann Ludwig J., geb. am 21. April 1776 zu Berlin, bildete sich in der Technik der Stempelschneidekunst als Schüler des Münzmedailleurs Stierle aus. Seit 1811 ordentliches Mitglied der Akademie der Künste in Berlin, wurde er 1820 zum Hofmedailleur ernannt. Man verdankt ihm eine Reihe von Medaillen, deren künstlerischer Werth, durch die einschränkenden Zeitverhältnisse bedingt, sich weniger im Styl und in der Composition, als in der sauberen Behandlung kund gibt. Erwähnenswerth sind die der Errichtung von Blücher's Standbild in Rostock, dem Gedächtnißfeste A. Dürer's (1828) und der dritten Reformations-Jubelfeier geltenden Denkmünzen, ferner die Medaillen mit dem Bildnisse Friedrich des Großen, Friedrich Wilhelm III. und des Dr. Reil. Die Sorgfalt seiner Arbeiten erwarb ihm die Anerkennung staatlicher Behörden und mehrere Aufträge zur Anfertigung großer Siegelstempel. J. starb am 3. Sept. 1842 in seiner Vaterstadt. v. Donop.

Jaeck: Marcus Fidelis J., katholischer Geistlicher, geb. am 24. April 1768 zu Constanz, † 7. April 1845 zu Mainz. Am 22. Sept. 1792 zum Priester geweiht, war J. zuerst Vicar, dann Pfarrer in mehreren Orten in Baden, 1808—13 in Triberg, von 1824 an einige Jahre Regens des Priesterseminars zu Meersburg. 1823 wurde er wegen der Henhöfer'schen Angelegenheit (s. Bd. XI, S. 748) nach Mülhausen gesandt und veröffentlichte darauf 1824 einen „Bericht über die Umtriebe des Pf. A. Henhöfer zu Mülhausen“; vgl. „Briefwechsel zwischen J. v. Gemmingen und dem Pf. Jaeck über Henhöfer's Glaubensspaltung“, 1824. Im Januar 1830 wurde J. Mitglied des neu organisirten Domcapitels zu Mainz und Regens des dortigen bischöflichen Seminars. — J. war ein Gesinnungsgenosse und Freund Wessenberg's. Er lieferte 1805—11 Beiträge für das „Constanzer Archiv für Pastoralconferenzen“, veröffentlichte 1805 ein „kleines Gebetbuch“, 1815 „Die religiöse Feier für die Verstorbenen nach dem Ritus der kath. Kirche oder das Officium defunctorum lateinisch und deutsch“, „Die Psalmen in paraphrasirender metrischer Uebersetzung“, 1817 „Psalmen und Gesänge der h. Schrift nebst den Hymnen der ältesten christlichen Kirche“, 2 Bände, später in Mainz einen „kleinen Katechismus“, 1835, und einen „Auszug aus der biblischen Geschichte“, 1837, ferner „Geist-

liche und weltliche Lieder", 1836, und einige andere Reimereien, endlich „Triberg oder Versuch einer Darstellung der Industrie und des Verkehrs auf dem Schwarzwald", 1826.

Weech, Bad. Biogr. I, 421. Felder, Lexikon I, 341. Reusch.

Jäck: Joachim Heinrich J., geb. am 23. October 1777 zu Bamberg, † am 26. Januar 1847. Frühzeitig für die Studien bestimmt, ließ sich J. nach Absolvirung des Gymnasiums, dem Wunsche seiner Mutter „Geistlich zu werden" entsprechend, am 20. April 1796 in die fränkische Cisterzienser-Abtei Langheim aufnehmen. Er betrieb von nun an in den Mußestunden aufs Eifrigste die klassischen Studien und namentlich Philosophie und verlegte sich später, da er sich weder durch das Studium der Theologie noch durch die klösterliche Hausordnung befriedigt fand, lieber auf Geschichte und Jurisprudenz, in der Hoffnung, entweder die Verwaltung der Klostergüter zu Tambach und Kulmbach zu erhalten oder Bibliothekar des Klosters zu werden. Der letztere Wunsch wurde ihm bald erfüllt, da nach dem großen Brande des Klosters zu Langheim am 2. Mai 1802 der Bibliothekar Kilian Rossat keine Lust mehr zeigte, die noch übrig gebliebenen 8000 Bände der Klosterbibliothek weiter zu verwalten. Aber schon 1803 nahte durch die Säcularisation das Ende des Klosters Langheim, und J. verließ am 21. Juni d. J. dasselbe mit der Bitte, ihn entweder im Bibliothekdienste zu verwenden oder ihm ein Lehramt der Rhetorik oder Philosophie zu übertragen. Zunächst erhielt er, Juli 1803, mit Schmötzer und Frey den Auftrag, 11 stiftische und klösterliche Bibliotheken zu übernehmen, mit der früheren Universitätsbibliothek zu vereinigen und in den jetzigen Bibliothekräumen in Bamberg (dem früheren Jesuitenkloster) nutzbringend aufzustellen. Seiner rastlosen Thätigkeit, seiner Begeisterung und Aufopferung für dieselbe ist es möglich geworden, der Bibliothek eine höchst achtbare Stellung im In- und Auslande zu sichern. Seine schriftstellerische Thätigkeit anlangend, hat J. 240 größere und kleinere Schriften abgefaßt, die er selbst in vier Hauptrubriken ordnete und zwar in Schriften 1. zur Bamberger Geschichte, 2. in solche zur Literatur, 3. in solche zur Länder- und Völkerkunde und 4. in Schriften, Kirchenrecht, Kirchengeschichte, Bibel und Exegese betreffend. Es soll hier hervorgehoben werden, daß J. außer dem „Pantheon", in welchem er alle irgendwie bedeutenden Bamberger Literaten und Künstler zusammenstellte, eine „Geschichte Bambergs", „Materialien zur Geschichte und Statistik Bambergs", „Bamberger Jahrbücher", Bamberger Taschenbücher auf die Jahre 1813—15, „Bamberg und dessen Umgebungen", „Rückblicke auf Bambergs allseitige Verhältnisse in den letzten 50 Jahren", eine Geschichte der Altenburg, des Michaelsberges, des Fischerhofs, eine „Geschichte von Banz und Vierzehnheiligen" abgefaßt hat. Ferner veröffentlichte er ein größeres Werk über die Manuscripte und Druckschriften der k. Bibliothek und war einer der Ersten, der eine herrliche Sammlung von Schriftmustern aus dem 7.—18. Jahrhundert, geschöpft aus den dem Datum nach beglaubigten Manuscripten der k. Bibliothek zu Bamberg, herausgab. J. aber auch war es, der selbst viele junge Männer, namentlich den später berühmt gewordenen Kunsthistoriker Heller (Bd. XI S. 695) in die Oeffentlichkeit einführte, sie zu Studien anregte und ermunterte. Mit Heller zugleich gab er Beiträge zur Literatur und Kunstgeschichte heraus und verfaßte vom J. 1822—1846 von allen ihm bekannten Bambergern, die in dieser Zeit starben, Nekrologe. Um aber so recht eigentlich nutzbringend zu wirken, gab er eine Taschenbibliothek von Reisen in 87 Bändchen heraus. Er selbst hatte fast jährlich eine größere Reise gemacht und in diesen Reisebeschreibungen verwerthete er seine gemachten Erfahrungen. Auch das Bamberger Tagblatt gründete er im Jahre 1832. Wie weit er übrigens ging, um, wie er sich ausdrückt, Aufklärung zu verschaffen, das mögen seine

eigenen Worte beweisen. Er sagt: „Je aufgeklärter ich als Bibliothekar über alles, namentlich über kirchliche Verhältnisse sein muß, desto mehr rechnete ich mir zur Pflicht, die geheimen Umtriebe für die Verfinsterung und Fesselung der Menschheit durch meine Wünsche für die katholische Kirche Deutschlands, wie durch geschichtliche Rückblicke auf die Verhältnisse der Bisthümer Baierns zu bekämpfen. Welch politisch freie Gesinnung ich hege, möchte vorzüglich aus meinen Beiträgen zum Oppositionsblatt in Weimar 1817—1820 erhellen." J. wollte, das ist zweifellos, nur Gutes wirken; aber er war oft zu schroff und durch heftige, wenn auch zu rechtfertigende Angriffe, wie durch seinen Hang zur Satire, die sich in seinem „Rückblick auf eine merkwürdige Reise über Hammelburg", ferner durch seine Schrift „über die römisch-katholische Kirche mit ihren Jesuiten" kundgab, die pseudonym unter dem Namen Wahrmund erschien, erweckte er sich eine Menge Feinde, ohne daß es ihn abhielt, offen gegen jede Verfinsterung vorzugehen. Und so hielt er sich denn, wie er sagt, als Eingeweihter verbunden, „ein wahres Bild der Klöster, wie sie waren, und wie sie hätten sein sollen", zu entwerfen, woran sich die Schriften: „Gallerie der vorzüglichsten Klöster" und „Wie können Geistliche die Achtung der Weltlichen wieder erlangen?" anschlossen. Seine Thätigkeit war eine ganz außergewöhnliche. Alle nur erdenklichen Tagesfragen beschäftigten den unermüdlichen Mann, und um dem Volke Liebe zur Kunst einzuflößen, gab er eine mit recht hübschen Holzschnitten versehene Bibel heraus, die in 18,000 Exemplaren über ganz Deutschland verbreitet wurde. Wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß ein großer Theil der Schriften Jäck's sehr rasch abgefaßt ist, wodurch manchmal Unrichtigkeiten untergelaufen sind, so ist es nicht minder gewiß, daß er zur Hebung der Bildung in damaliger Zeit sehr viel beigetragen hat. In der Bibliothek regte er zu Studien an, in der Presse suchte er freisinnige Grundsätze, durch seine Schriften über die interessantesten Tagesfragen Aufklärung zu verbreiten. Die Bibliothek selbst verwaltete er musterhaft. Welche Ansicht er über den Werth und die Bedeutung von Bibliotheken hatte, spricht er folgendermaßen aus: „So weit unsere Nachrichten auf die wissenschaftlich gebildete Menschheit zurückgehen, standen immer Bücher und der öffentliche Unterricht in Wechselwirkung; letzterer war durch erstere bedingt. Je mehr Bücher in einem Lande benutzt, je besser sie abgefaßt, je zahlreicher sie verbreitet wurden, desto mehr ergossen sich die Resultate ihres Gehaltes auf das große Publikum, desto höher stand die allseitige Bildung der Bewohner eines Landes". J. endigte sein rastlos thätiges Leben am 26. Jan. 1847, nachdem er noch kurz vorher in seinem Testamente seine ganze Büchersammlung und all sein Hab und Gut der k. Bibliothek zu Bamberg vermacht hatte.

Jäck's Selbstbiographie im Serapeum 1847. Seine Schilderung der Thätigkeit in der Bibliothek in „Vollständige Beschreibung der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg" I. Dr. Leitschuh, Lebensbild des k. Bibliothekars J. H. Jäck, 1877. Vortrag. Leitschuh.

Jacob I., Markgraf von Baden und Hochberg. Als erster Sohn des Markgrafen Bernhard I. von Baden aus zweiter Ehe mit Anna von Oettingen am 15. März 1407 geboren, war J. der erste wissenschaftlich gebildete badische Fürst, und Aeneas Sylvius Piccolomini (der spätere Papst Pius II.) hat ihn als „Justitiae ac prudentiae fama inter Germanos clarissimus" bezeichnet. Wegen seiner hohen Weisheit führte er im Reiche den Beinamen Salomo; da er einsah, wie nützlich einem Fürsten die Beschäftigung mit den Wissenschaften sei, wandte er sich noch in reiferen Jahren ihnen voll Eifer zu und machte seine Kinder bei Zeiten damit vertraut. Schon 1425 übertrug ihm sein Vater die Regierung in der Markgrafschaft Hochberg und 1428 wurde er mit dem Grafen

Friedrich von Veldenz vom Grafen Johann von Sponheim zur gemeinsamen Regierung der Sponheim'schen Gebiete zugelassen. Beide leisteten Kurpfalz Sicherheit für dessen Antheil. Am 5. Mai 1431 folgte J. seinem Vater als „Markgraf von Baden und Hochberg" und Baden wurde seine Residenz. Im Gegensatze zu der kriegerischen Regierung seines Vorgängers herrschte unter ihm meist Friede im Lande und in Folge dessen gedieh die öffentliche Sicherheit. Sobald J. von einem Diebstahle erfuhr, — erzählt Aeneas Sylvius — ließ er sich von dem Bestohlenen eidlich den Werth angeben, ersetzte ihn aus dem Fiskus, ließ den Dieb verfolgen und rädern. Allen Unterthanen war er ein gerechter Richter, gegen die Armen gütig und liebreich und noch im Testamente verfügte er: seine Söhne sollten, von fünf Räthen begleitet, ein Jahr nach seinem Tode die Rundreise durch das Land machen, um die Klagen der Unterthanen zu hören und das Unrecht zu tilgen, welches einem oder dem andern während seiner Regierung widerfahren sei. — 1431 schickte J. dem Kaiser einige Mannschaft gegen die Hussiten. Gern trat er als Vermittler in Streitigkeiten im Reiche auf; so verwandte er sich 1434 für Ludwig mit dem Barte von Baiern-Ingolstadt bei dem Kaiser. In diesem Jahre eximirte Kaiser Sigmund in Basel seine sämmtlichen Unterthanen und Dienstleute von aller fremden Gerichtsbarkeit. Auch erweiterte J. seinen Besitz durch den Ankauf besonders Gemmingen'scher Gebiete. Nach dem Tode Johanns V. von Sponheim-Starkenburg schloß er am 27. Novbr. 1437 wegen der jenseitigen Grafschaft Sponheim und den $^3/_5$ der vorderen Grafschaft einen Burgfrieden mit seinem Miterben, Grafen Friedrich III. von Veldenz, und wegen der vorderen Grafschaft mit dem Besitzer der anderen $^2/_5$, Kurpfalz. Während jene $^3/_5$ gemeinsam regiert wurden, theilte er die jenseitige (hintere) Grafschaft 1444 mit dem Pfalzgrafen Friedrich zu Simmern, dem Erben des eben genannten Friedrich. 1440 errichtete er ein Bündniß zur Wahrung des Landfriedens mit Pfalzgraf Otto und anderen benachbarten Herren. Kaiser Friedrich III. bestätigte ihm alle Privilegien. 1444 bei dem Kriegszuge der Armagnacs blieb Jacob's Land durch die Gunst der ihm verwandten Königin von Frankreich verschont; er zog zwar auf kaiserlichen Befehl gegen sie in den Breisgau, als der Dauphin hier unerträglich hauste, und erregte dadurch das Mißfallen König Karls VII., seit dem Abzuge des Dauphin aber mischte J. sich nicht mehr in diese Händel. Am 19. Octbr. 1444 sandte er den Eidgenossen einen Absagebrief, unterstützte Albrecht von Oesterreich, suchte vergebens mit ihm die von Bern, Basel und Solothurn belagerte Feste am Stein zu Rheinfelden zu entsetzen und schloß am 2. Januar 1445 zu Hagenau mit dem Kurfürsten Dietrich von Mainz, Otto und Ludwig von der Pfalz, Albrecht von Oesterreich, dem Herzoge von Baiern, Hans und Albrecht von Brandenburg und Ulrich von Württemberg einen Bund auf 10 Jahre zu Schutz und Schirm gegen die Eidgenossen. — J. sollte 300 Pferde und 1500 Mann zu Fuß stellen: Hans von Rechberg führte die Truppen der Alliirten. Diesen Krieg, der ohne Vortheil für Oesterreich blieb, beendete der durch Jacob's und des Baseler Bischofs eifriges Bemühen erfolgte Friede von 1449. 1449 zog J. mit seinen Söhnen Karl und Bernhard als Bundesgenosse Ulrich's von Württemberg in den schwäbischen Städtekrieg, die Städter wurden am Wald Mutzenreisach bei Eßlingen 2. November geschlagen, nachdem im Juli Weil belagert und die Umgegend verheert worden war, aber 1450 kam der Bamberger Friede zu Stande. Im Kriege Ludwig's von Lichtenberg mit den Grafen von Leiningen (seit 1451) trat J. auf Ludwigs Seite und verweigerte dann Friedrich von der Pfalz die Anerkennung als Kurfürsten, verheerte sein Gebiet und überließ die Fehde als Erbtheil seinen Söhnen. Am 8. April 1453 errichtete J. ein Collegium von 22 Geistlichen in der Badener Pfarrkirche, die er somit zur Stifts-

kirche erhob. In seinem Testamente bestimmte er, 1453, im Widerspruche mit den Verfügungen seines Vaters eine Dreitheilung des kleinen Landes nach seinem Ableben. 1426 hatte der Markgraf die Tochter Herzog Karls I. von Lothringen, Katharina, heimgeführt, die ihm Bruyères, Arches, Raon-l'Etape und St. Dié mitbrachte und Aussichten auf die Erbfolge in Lothringen besaß; besagte Städte kaufte Renatus von Anjou, Titularkönig von Neapel, nach Jakobs Tod zurück. In Baden, wo J. I. am 14. Octbr. 1453 starb, liegt er begraben.

Kleinschmidt.

Jacob III., Markgraf von Baden-Hochberg, zweiter Sohn des Markgrafen Karl II. von Baden-Durlach und dessen zweiter Gemahlin, der Pfalzgräfin Anna von Veldenz, wurde am 26. Mai 1562 Morgens 4 Uhr zu Pforzheim geboren. † 1590. Als sein Vater am 23. März 1577 starb, weilten er und sein älterer Bruder Ernst Friedrich — vermuthlich schon seitdem sich ihre Schwester Dorothea Ursula im November 1575 mit Herzog Ludwig von Wirtemberg vermählt hatte — am Stuttgarter Hofe. Da die Brüder in Unfrieden lebten und J. Anlage und Sinn für wissenschaftliche Studien zeigte, welche die Mutter gepflegt zu sehen wünschte, wurde er, begleitet von dem strenglutherischen Hofmeister Achior von Ulm zu Grießenberg, auf die Hochschule nach Straßburg geschickt, wo er vom 4. Decbr. 1578 bis in den Januar 1580 verweilte. Er lernte dort fehlerfrei lateinisch zu schreiben und eignete sich die Anfangsgründe der Logik an. Nachdem eine Prüfung ihn im Besitze dieser „fürstenmäßigen" Bildung befunden, wurde er in die Heimath zurückgerufen. Im Frühjahr 1581 trat er dem Brauche der Zeit gemäß eine Reise ins Ausland an. In sechs Monaten durcheilte er ganz Italien und besuchte auch Sicilien, wobei er der Landessprache vollkommen Herr geworden sein soll. 1582 kam er während des damaligen Reichstages nach Augsburg, um sich dem Kaiser vorzustellen und mit den anwesenden Fürsten Bekanntschaft zu machen. — Sein Vater hatte in einem Testamente, welches er entworfen, aber nicht ausgefertigt hatte, den Wunsch geäußert, daß seine Söhne gemeinsam regieren sollten, und für den Fall, daß sie sich nicht vertragen könnten, die Theilung seiner Lande bis zum J. 1597, in welchem der jüngste der Brüder, Georg Friedrich, volljährig wurde, zu verschieben geboten. Ernst Friedrich und J. sowie ihre Mutter fanden es jedoch zweckmäßig, dem Willen des Vaters weder in der einen noch in der anderen Hinsicht Folge zu leisten, sei es, daß der Zwist unter den Brüdern fortbestand, sei es, daß andere Rücksichten ihnen die Auseinandersetzung empfahlen. Das Testament Karls konnte, da es nicht rechtskräftig war, kein Hinderniß bilden und so wurde denn die Theilung des väterlichen Erbes am 14. Decbr. 1584 in derselben Weise vollzogen, wie sie der Stifter der durlachischen Linie, Markgraf Ernst, 1537 für seine Söhne festgesetzt hatte. J. empfing Hochberg oder, wie man damals sagte, Hachberg nebst Usenberg, Höhingen und Landeck sowie Sulzberg mit der Verpflichtung, von den Einkünften der dortigen Bergwerke seinen Brüdern je ein Drittel zukommen zu lassen. Sein Hoflager hielt er in der Folge bald zu Hochberg, bald zu Emmendingen, welchem er eine Mauer und Stadtrecht gab. — Seit er die Hochschule verlassen, hatte er den Büchern den Rücken gekehrt. Neben der Erfindung und Anfertigung von mechanischen Geräthen, worin er Geschick verrieth, füllten seine nicht durch Regierungsgeschäfte in Anspruch genommenen Stunden Jagd, Reiten, Pferdezucht, Anlage und Pflege großer Fischteiche, ritterliche Spiele und Waffenübungen; auch von der allgemeinen Unsitte des unmäßigen Trinkens hielt er sich nicht frei. Schon vor seinem Regierungsantritt trieben ihn jugendliche Unternehmungslust und Freude am Soldatenhandwerk ins Feld, als der Krieg um das Erzbisthum Köln entbrannte. Dem Heere, welches Johann Kasimir im J. 1583 Gebhard Truchseß zu Hülfe führte,

schloß sich J. mit einer kleinen Reiterschaar an, doch kehrte er bereits im October heim, weil der Pfalzgraf sein Heer auflöste und der Kaiser ihn wie andere mit jenem ausgezogene Herren unter Androhung der Acht zur Niederlegung der Waffen ermahnte. Um den unruhigen Jüngling von ähnlichen bedenklichen Unternehmungen für die Zukunft zurückzuhalten, wünschte die Mutter ihn zu verheirathen, und bald bewarb er sich um Elisabeth, die einzige Tochter des Grafen Floris von Palland zu Kulenburg und der Gräfin Elisabeth von Manderscheid, welche ein reiches Erbe zu erwarten hatte. Der Vater zeigte sich geneigt und auf dessen Aufforderung begab sich J., um der Tochter persönlich bekannt zu werden, zu Beiden nach Köln. Rasch erfolgte die Verlobung. Schon vorher hatte jedoch Floris die Hand seiner Tochter dem Grafen Jodocus von Limburg, Herrn zu Bronckhorst und Stirum zugesagt. Dieser machte nun, um seine Rechte zu behaupten, bei dem Official des Erzbischofs von Köln einen Proceß anhängig, in Folge dessen jener verfügte, daß Elisabeth, die damals als Katholikin angesehen worden sein muß, einstweilen in einem Kloster „sequestrirt“ werden sollte, und den Kölner Rath veranlaßte, sie sogleich in ihrem Hause durch Soldaten bewachen zu lassen. In Mannskleidern gelang es indeß der jungen Dame am 31. Juli 1584 zu entfliehen und um weiteren Schritten des Officials und des von Jodocus ebenfalls angerufenen Kammergerichtes vorzubeugen, wurde am 16. Septbr. ihre Trauung mit J. zu Westerburg am Hofe des Grafen von Leiningen in der Stille vollzogen. Die Ehe vermochte jedoch nicht, J. den Waffen zu entfremden, sondern bestimmte ihn nur die Fahne zu wechseln. Sein Schwiegervater war von Alba verbannt worden und die spanische Regierung hatte dessen in Geldern gelegene Güter mit Beschlag belegt. Der Wunsch, dieselben zurückzuerhalten, veranlaßte J., sich der katholischen Partei anzuschließen. Gleich nach seiner Heirath weilte er einige Zeit in München und er verpflichtete sich gegen ein Jahrgehalt dem Kurfürsten von Köln, so oft dieser es fordere, 1000 Pferde und 20 Fähnchen Fußknechte für ihn zu werben und ins Feld zu führen. 1585 und 1586 stritt er dann mit einer Reiterschaar unter dem Herzoge Alexander Farnese von Parma gegen Gebhard Truchseß und die Holländer und machte die Belagerungen von Neuß und Rheinberg mit. Die Kenntniß des Kriegswesens, welche er dort durch Uebung gewann, suchte er in der Folge, wohl durch Parma's Umgang angeregt, durch das Lesen älterer und neuerer Schriftsteller zu erweitern, denn er fühlte sich zum Soldaten berufen. Indeß fand er nicht mehr Gelegenheit, sich als solchen zu bewähren. Als 1587 die für Heinrich von Navarra unter Fabian von Dohna gesammelten Schaaren, im Elsaß lagernd, arge Ausschreitungen verübten, übernahm J. den Oberbefehl über das Kriegsvolk, welches mit ihm sein Bruder Ernst Friedrich und die vorderösterreichische Regierung zur Vertheidigung ihrer Lande warben, und er führte dasselbe über den Rhein, um die Dohnaischen zu vertreiben: diese waren indeß kurz zuvor nach Lothringen abgezogen. 1588 ging dann J. mit Herzog Karl III. von Lothringen gegen ein Jahrgehalt den gleichen Dienstvertrag ein, wie früher mit dem Kurfürsten von Köln; Karl forderte ihn jedoch nicht zum persönlichen Zuzuge auf, sondern veranlaßte ihn nur, erst fünf und später noch vier Fähnchen zu werben und nach Frankreich zu senden, wofür ihm die Herrschaft Bitsch verpfändet wurde. Vorkehrungen endlich, welche J. 1589 mit der Regierung Vorderösterreichs traf, um für Heinrich von Navarra geworbene Reiter von der Einlagerung im Breisgau abzuhalten, erwiesen sich als überflüssig. — Die politischen Beziehungen Jacobs zu Katholiken blieben nicht ohne Einfluß auf seine kirchliche Gesinnung. Trotz aller Kriegslust und trotz aller Aeußerlichkeit seines täglichen Treibens besaß er ernsteren Sinn und vielleicht war in ihm sogar eine gewisse Neigung zur Mystik vorhanden, da er, wie es scheint, 1588

Mitglied der Rosenkreuzerbrüderschaft war. Um so mehr theilte er die Vorliebe all' seiner Zeitgenossen für Erörterung theologischer Fragen. Bei derartigen Gesprächen wurde er nun an katholischen Höfen inne, daß die Anschauungen über den Katholicismus, welche in evangelischen Kreisen herrschten, auf Uebertreibungen und Entstellungen beruhten. Durch diese Erkenntniß, wie überhaupt durch den Verkehr und die Verbindung mit Katholiken wurde seine Voreingenommenheit und sein Haß gegen das Papstthum gemildert und er für die Einwirkung eines ihm nahe stehenden Mannes zugänglich, welcher sich selbst vom Protestantismus zum Katholicismus wandte und durch seine ungemein umfassenden und gründlichen theologischen Kenntnisse sowie durch seine außerordentlich gewandte und schneidige Dialektik in seltenem Maße befähigt war, für seine eigene Ueberzeugung zu gewinnen. Es war Johannes Pistorius, welcher als Leibarzt und theologischer Berather schon dem Vater Jacobs zur Seite gestanden hatte und nach dessen Tode in Diensten seiner Söhne blieb. Ihm, der wahrscheinlich schon 1575 vom lutherischen zum reformirten Bekenntniß übergegangen war, dürfen wir es zuschreiben, daß Ernst Friedrich und J. 1580 und dann wieder 1584 bei der Landestheilung die Unterzeichnung der Concordienformel ablehnten. Allmählich entschied er sich für die katholische Lehre; 1587 sprach er sich offen für diese aus und im Anfange des J. 1588 vollzog er den Uebertritt. Gleich 1587 regte sich in Folge der Kundgebungen des Pistorius, welcher 1585 an Jacobs Hof übergesiedelt war, in evangelischen Kreisen der Verdacht, daß auch J. abtrünnig werden wolle, und in der That war dessen protestantischer Glaube damals bereits erschüttert. Immer mehr erlag derselbe dann den Angriffen des Pistorius. Pistorius richtete diese hauptsächlich auf den heikelsten Punkt der Concordienformel, die Lehre von der Allenthalbenheit des Leibes Christi. Zugleich aber wies er den Markgrafen darauf hin, wie viele, einander als Ketzereien verdammende Richtungen im Protestantismus vorhanden seien, wie keine mehr mit der Lehre Luther's völlig übereinstimme und wie oft die verschiedenen Landeskirchen das Bekenntniß gewechselt hätten, er hielt ihm ferner alle die Aeußerungen Luther's vor, in welchen dieser sich selbst widersprach oder — wie namentlich in Bezug auf Ehesachen — „unreine" Worte gebrauchte oder in seiner derben Weise über einzelne Bücher der heil. Schrift, über Kirchenväter und kirchliche Dinge sowie über Kaiser und Fürsten urtheilte; endlich hob er hervor, wie oft die Augsburgische Confession geändert worden, wie deren Original erst 1580 an die Oeffentlichkeit gekommen, wie in den 1500 Jahren vor Luther kein Kirchenlehrer oder Theologe die gleiche Lehre wie Luther vertreten habe und wie dem Protestantismus jede Autorität und jede feste Regel fehle, um zu entscheiden, welche von den widerstreitenden Schriftauslegungen die richtige sei. J. selbst fühlte sich überdies durch den Mangel an „Andacht" und praktisch-religiösem Leben in der lutherischen Kirche abgestoßen. Sein Hofprediger Johannes Zehender, mit welchem Pistorius wiederholt über die Ubiquität stritt, zeigte sich demselben nicht gewachsen und ebenso unterlagen ihm einige Pfarrer Ernst Friedrichs, bei einem von diesem veranlaßten viertägigen Gespräche über die gleiche Frage. Daher lud J. auf Andringen Zehender's und um über die ihm erweckten Zweifel Klarheit zu gewinnen, im Februar 1589 die Tübinger Theologen Jacob Andreae und Jakob Heerbrand zu einem Religionsgespräche mit Pistorius ein, welches sie vorher wiederholt beantragt hatten. Die Abhaltung derselben verzögerte sich. Inzwischen las J. eifrig in der Bibel und in älteren und jüngeren theologischen Schriften. Ueberhaupt begann er sich wieder den Wissenschaften zuzuwenden, suchte seine Kenntniß des Lateinischen zu vervollständigen und im Sprechen desselben Gewandtheit zu erlangen und lernte eifrig und mit Erfolg Französisch. Als Kern des Streites zwischen den verschiedenen

Bekenntnissen erfaßte J. mit der Zeit die Frage, woran die wahre Kirche erkannt werde, und da Pistorius diese von vornherein den Tübingern als Gegenstand der Erörterung vorgeschlagen hatte, ließ J. sich gefallen, daß sie statt der Allenthalbenheit besprochen werde. Am 28. Novbr. 1589 begann das Religionsgespräch zu Baden-Baden, zu welchem auf beiden Seiten außer den Hauptkämpen noch mehrere Theologen sowie einige Fürsten erschienen waren. Schon am zweiten Tage wurden jedoch die Verhandlungen abgebrochen, weil die Tübinger sich die sie in die Enge treibende dialektische Fechtart des Pistorius nicht gefallen lassen wollten. Die von Pistorius veranlaßten Versuche Jacob's, die Fortsetzung der Erörterungen zu bewirken, waren vergeblich. Der Markgraf wollte nun Zehender und seine Pfarrer den Streit über die wahre Kirche gegen Pistorius aufnehmen lassen. Ersterer erklärte sich jedoch dazu außer Stande, worauf J. dem Pistorius befahl, die Rechtfertigungslehre gemeinverständlich in deutschen Thesen darzustellen, und diese Zehender und seinem Superintendenten Nisäus am 2. April 1590 zur Beantwortung zusandte. Wir kennen deren Erwiderung nicht und erfahren nur, daß J. seinen sämmtlichen Kirchendienern befahl, sich zu einem Gespräche mit Pistorius über jene Thesen gefaßt zu machen, wobei er ihnen anheimgab, fremde Theologen zu ihrer Unterstützung herbeizuziehen. Er hatte sich seit dem badischen Gespräche mit doppeltem Eifer den theologischen Studien gewidmet und war nun zu der Ansicht gelangt, daß die katholische Kirche die rechte und ihre Lehre die wahre sei. Um sein Gewissen zu beruhigen und um dem Vorwurfe der Leichtfertigkeit beim Glaubenswechsel vorzubeugen, wollte er noch jenes Gespräch veranstalten. Ende Mai 1590 trat jedoch auch Zehender, welcher noch Mitte April ein entschiedener Gegner des Katholicismus gewesen war, zu diesem über, worauf sich die anderen badischen Geistlichen auf schriftliche Bekämpfung der ihnen vorgelegten Thesen beschränkten, wie auf ihr Bitten auch Theologen der Universitäten zu Tübingen, Straßburg und Marburg Widerlegungen verfaßten. J. bestand indeß auf der Abhaltung der Gespräches, zu welchem er auf Wunsch seiner Pfarrer den Straßburger Theologen Johannes Pappus berief. Da jene und dieser mit Pistorius nicht streiten wollten, trat Zehender dem Pappus, welcher für die badische Geistlichkeit das Wort übernehmen mußte, entgegen. Vom 23. bis zum 27. Juni 1590 wurde zu Emmendingen über die Kennzeichen der wahren Kirche verhandelt, wobei bald die Fragen in den Vordergrund gestellt wurden, ob es denkbar sei, daß 1500 Jahre lang keine rechtgläubige Kirche vorhanden gewesen, und ob vor Luther irgend Jemand in Bezug auf die Hauptsätze der christlichen Lehre denselben Glauben wie dieser gehabt habe. Pappus wurde bald so in die Enge getrieben und erkannte so deutlich, daß J. für den Protestantismus verloren sei, daß er sich vom Straßburger Rathe abrufen ließ.. Nun forderte J. noch den Marburger Theologen Aegidius Hunnius und dann seinen Superintendenten Nisäus auf, mit Pistorius über die Rechtfertigungslehre zu streiten. Da aber Hunnius sich nur zu einem Gespräche in Marburg verstehen wollte und Nisäus ein solches gänzlich verweigerte, entschloß er sich, seinen Uebertritt nicht länger aufzuschieben. Am 15. Juli 1590 vollzog er denselben im Cistercienserkloster Thennenbach. Die ihm verwandten und befreundeten evangelischen Reichsstände hatten seit Ende 1587 Alles aufgeboten, um ihn davon zurückzuhalten, katholische Fürsten dagegen, namentlich Herzog Wilhelm V. von Baiern, hatten ihn zu ermuthigen und vorwärts zu drängen gesucht. Sein Uebertritt erregte, obwol er zu den mindestmächtigen Reichsfürsten gehörte, bei der Schroffheit, mit welcher sich die kirchlichen Parteien gegenüber standen, und bei dem Vorwiegen der kirchlichen Gesichtspunkte in den Anschauungen der Zeitgenossen außerordentliches Aufsehen und rief auf der einen Seite ebenso große Freude wie auf der anderen

Misbilligung und Zorn hervor, zumal J. der erste deutsche Fürst war, der im mündigen Alter und nach angetretener Regierung vom Protestantismus abfiel. Er ging sofort daran, auch sein Gebiet zu katholisiren, doch starb er schon am 17. August 1590. Gleich nach seinem Uebertritte hatte er einen Sauerbrunnen in Sigmaringen aufgesucht, um seine durch Ueberarbeitung angegriffene Gesundheit herzustellen. Als er in der dritten Woche heimkehrte, zog er sich unterwegs durch den Genuß von Kirschen die Ruhr zu, welcher er am zehnten Tage erlag. — Sein Bruder Ernst Friedrich eilte nach seinem Tode sogleich herbei, stellte den Protestantismus her und ließ die Leiche Jacobs gegen dessen ausdrücklichen Wunsch am 14. September durch seinen Hofprediger nach protestantischem Ritus in der Fürstengruft zu Pforzheim beisetzen. Ein Denkmal erhielt das Grab, obgleich Ernst Friedrich sich auf das Andringen der katholischen Verwandten 1594 ausdrücklich zur Errichtung eines solchen verpflichtete, erst durch dessen Nachfolger Georg Friedrich. — Jacobs Witwe, welche am 26. August zu Freiburg i. Br. zum Katholicismus übertrat, wurde von Ernst Friedrich, da sie ihrer Entbindung entgegensah, nach Hochberg gelockt und dort in drückender Haft gehalten. Am 3. Septbr. 1590 gebar sie einen Knaben, den Ernst Friedrich am 10. September auf die Namen Ernst Jacob evangelisch taufen ließ. Derselbe starb jedoch schon am 31. Mai 1591, so daß Baden-Hochberg an die Brüder seines Vaters vererbte. Die Mutter hatte sich schon Ende März durch den Grafen Karl II. von Hohenzollern aus der Gefangenschaft entführen lassen und denselben am 13. Mai geheirathet. Die beiden Töchter Jacobs, Anna (geb. am 23. Juni 1585) und Jacobäa (geb. am 12. Juni 1589) blieben trotz allen Bemühungen der von J. ernannten Vormünder, des Herzogs Wilhelm und dann Maximilian von Baiern und jenes Grafen von Hohenzollern in der Gewalt Ernst Friedrichs und des ihm folgenden Georg Friedrich und wurden protestantisch erzogen. — Seinen Uebertritt hatte J. in einem Buche, mit dessen Ausführung er Pistorius beauftragte, vor der ganzen Welt begründen wollen. Er sah davon nur mehr die ersten Bogen. Es erschien erst 1591 unter dem Titel: „Vnser, von Gottes Genaden, Jacobs, Marggrafen zu Baden ..... christliche, erhebliche vnd wolfundirte Motifen, warumb wir auß einigen eiffe-rigen trib vnsers Gewissens .... die Lutherische Lehr verlassen“ rc. Von den katholischen Zeitgenossen wurde die Schrift als eine der vorzüglichsten Darlegungen der Irrigkeit des Lutherthums gepriesen; ihre Gelehrsamkeit und scharfe Polemik ist selbstverständlich nicht dem Markgrafen, sondern dem Verfasser anzurechnen. In Bezug auf Geist und Charakter rühmt Pistorius den Markgrafen in zwei Leichenreden als Ausbund aller trefflichen Eigenschaften; alle Leichenreden jener Zeit sind jedoch nur mit großer Vorsicht zu benutzen und bei diesen ist das in Anbetracht der Umstände, unter welchen sie entstanden sind, und der Person des Verfassers doppelt geboten. Alle späteren Charakteristiken Jakobs sind indeß aus jenen Reden geschöpft, und anderweitige gleichzeitige Nachrichten liegen zu wenige vor, um ein Urtheil über Jacobs Persönlichkeit zu gewinnen.

Ueber die Quellen siehe: Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges IV, 30. Anm. 3. In demselben und im fünften Bande ist der Proceß wegen der Töchter Jakobs ausführlich behandelt; über seine Verlobung vgl. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 1874, 755.

Stieve.

Jacob (von Salza), Bischof von Breslau, 1. Septbr. 1520 bis 24. Aug. 1539, ist als jüngster Sohn des Nicolaus von Salza, Erbherrn auf Schreibersdorf und Lichtenau im Kreise Lauban, im August 1481 geboren. Wie sein älterer Bruder Wigand dem Studium des kanonischen Rechts, wandte er sich dem des weltlichen Rechts in Italien zu und wurde 1508 zu Ferrara Dr. leg.

Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1510 von König Wladislaw von Böhmen zum Landeshauptmann des Fürstenthums Glogau ernannt. Er läßt sich in dieser Würde über ein volles Jahrzehent lang, selbst über seine Wahl zum Bischof hinaus, verfolgen und scheint dabei auf allen Seiten, namentlich auch am Königshofe und bei der Stadt Breslau durch seine Geschäftsgewandtheit und sein gewinnendes Wesen eine große Beliebtheit erworben zu haben. Im J. 1519 begleitete er den böhmischen Gesandten Ladislaw von Sternberg auf den Reichstag nach Worms zur Kaiserwahl. In den geistlichen Stand soll er nach einer älteren Erzählung in Folge eines Unglücksfalles bei einem Turnier zu Breslau 1511 getreten sein; er war 1520 noch Subdiacon. Außer einem Glogauer Canonicat und einem andern am Kreuzstift zu Breslau erlangte er noch 1516 die Würde des Scholasticus im Domkapitel zu Breslau, dem sein Bruder Wigand nachweisbar schon seit 1506 angehörte. Als der Bischof Johann V. Turzo am 2. August 1520 starb, wurde er noch nicht 40 Jahr alt am 1. September vom Kapitel zum Nachfolger gewählt und vom Papste Leo X. nach einigem Zögern zu Gunsten eines fürstlichen Mitbewerbers, des Markgrafen Johann Albrecht von Brandenburg, aus Rücksicht auf die entschlossene Haltung des Kapitels, das sich sein Wahlrecht nicht wollte verkümmern lassen, und auf die Intervention des Breslauer Rathes sowie des Oberstburggrafen von Prag, Sdenco Lew von Rosmital, am 24. Juli 1521 bestätigt. In die Zeit seiner bischöflichen Regierung fällt die Einführung der Reformation in Breslau und dem größeren Theile Schlesiens. Als einsichtiger und wohlwollender Mann erkannte er die Unmöglichkeit, das in Verfall gerathene alte Kirchenwesen ohne Concession an die neuen Ideen zu erhalten, er zeigte sich darin nachgiebiger als das Domkapitel. Bei den Neuerungen, die er nicht hindern konnte, suchte er wenigstens formell den Fortbestand seiner bischöflichen Autorität zu wahren und es nicht zum offenen Bruche mit der alten Kirche kommen zu lassen. So war seine Haltung eine wesentlich vermiltelnde. Er warnte wiederholt die Breslauer vor ihren Neuerungen, aber ebenso das Kapitel von feindseligen Schritten dagegen ab. Wenigstens die Anfänge der Reformation, die Einsetzung zweier der neuen Richtung huldigenden Geistlichen an den beiden Hauptkirchen durch den Rath, der bis dahin kein Patronatsrecht darüber gehabt hatte, erfolgten mit seiner Connivenz. Er erklärte sich auch 1528 bereit, auf einer durch den Erzbischof von Gnesen berufenen Synode darauf anzutragen, daß die Communion unter beiderlei Gestalten und die Priesterehe bis auf ein künftiges Concil geduldet würden. Für den Fortbestand der alten Kirche in Schlesien, deren Einrichtungen und Lehren er treu blieb, war diese seine Haltung nicht ungünstig. Indem sich, namentlich in Breslau, die Neuerungen auf friedlichem Wege und maßvoll vollzogen — die schlesischen Fürsten, wie zumal der Herzog Friedrich von Liegnitz, schritten zum Theil rücksichtsloser vor — gingen die beiden Richtungen in der Kirche nicht sofort unversöhnlich auseinander. Ohne Schroffheit und auffällige Gewaltsamkeit führte sich die Reformation ein, während das Bisthum und die Hierarchie, gestützt durch den Besitz des Fürstenthums Neisse, erhalten blieb. Erst um die Mitte des Jahrhunderts trennten sich in Schlesien definitiv Katholicismus und Protestantismus. Nicht sowol einer Schwäche des Charakters als vielmehr der eigenthümlichen Lage zwischen der vorwärts drängenden Bevölkerung des Landes einschließlich seiner Fürstenhäuser und zwischen der der Reformation feindlichen Haltung der Könige Ludwig und (seit 1527) Ferdinand von Böhmen als obersten Lehnsherren, die andererseits aus politischen Rücksichten doch immer wieder die Nichtbeachtung ihrer Mandate sich gefallen ließen, und endlich der Rücksicht auf seine eigene fürstliche Stellung als Herr des Fürstenthums Neisse entsprang die vermittelnde Haltung des Bischofs J. Daß er eine persönliche

Neigung zu den lutherischen Lehrsätzen, denen sich die übrigen Salza's in Schlesien bald offen anschlossen, gehabt habe, läßt sich nicht erweisen, amtlich sprach er sich wiederholt dagegen aus; öffentlichen Discussionen, sobald sie erregt zu werden drohten, wußte er immer die Spitze abzubrechen, am liebsten ging er ihnen mit seiner Person aus dem Wege. Sein theologisches Interesse scheint nicht eben tief gewesen zu sein, die gedruckt vorliegenden Kapitelsacten lassen erkennen, daß er in der Religionssache meistens die Initiative dem Kapitel überließ. Wiederholt wurde dies bei ihm vorstellig, er möge sich dem König Ferdinand nicht zu anderweitigen Diensten verpflichten, damit nicht die Angelegenheiten der Kirche dadurch zurückgesetzt würden. Offenbar hatte der König großes Vertrauen zu ihm, das beweist seine Ernennung zum obersten Landeshauptmann von Schlesien im J. 1536 nach dem Tode des Herzogs Karl von Münsterberg. In dieser Stellung erwarb er sich den Ruf eines alle Zeit auf Friede und Einigkeit hinarbeitenden, weisen und wohlwollenden Regenten. Er starb am 24. August 1539 in seiner Residenz zu Neisse, die er nur selten zum Besuch der Hauptkirche in Breslau verließ. Der Rath letzterer Stadt gedachte seiner dankbar als eines frommen, tugendhaften Fürsten, eines Liebhabers der Einigkeit, eines Mannes von gutem Wandel, ja eines Vaters des Vaterlandes.

Ueber Jacob's Wahl zum Bischof vgl. C. Otto in der Zeitschr. für Gesch. Schlesiens XI, 303, über s. Regierung vgl. die Capitelsacten bei Kastner, Archiv für die Gesch. des Bisth. Breslau I, die Aufsätze von J. Köstlin in der genannten Zeitschrift VI über Joh. Heß, endlich S. B. Klose, Gesch. von Breslau (Handschrift) und zerstreute Notizen.

Markgraf.

Jacob, Herzog von Kurland, geb. den 28. October 1610, gest. 1. Jan. 1682. Die durch Gotthard Kettler begründete Dynastie der Herzoge von Kurland (s. d. Art. Kettler) hat früh danach gestrebt sich durch Verbindung mit den Fürstenhäusern Deutschlands, über die ihr ursprünglich ebenbürtigen Adelsgeschlechter des Landes zu erheben. Durch Verschwägerung mit den Häusern Mecklenburg, Brandenburg und Pommern waren verwandtschaftliche Bande geknüpft, welche die politische Stellung des neuen Herzogthums sichern sollten; aber die Stürme des 17. Jahrhunderts schienen die Existenz desselben wieder in Frage zu stellen. Dem ersten Herzoge waren seine beiden Söhne Friedrich und Wilhelm in gemeinsamer Regierung gefolgt und durch einen vom Könige von Polen 1598 bestätigten Vertrag war die Form derselben festgesetzt worden. Gleich in den ersten Jahren kam es jedoch zu einem sich immer schärfer zuspitzenden Gegensatz zwischen den Herzogen und dem Adel. Das Streben nach Libertät einerseits und nach voller fürstlicher Souveränetät andererseits führte zum Bruch. Der Adel suchte und fand Rückhalt bei Polen, das nur zu gern die Gelegenheit aufnahm, in die innern kurländischen Angelegenheiten einzugreifen, und die Katastrophe erfolgte als der aufs Aeußerste erbitterte und gereizte heißblütige Herzog Wilhelm im J. 1615 die Führer der Opposition, die Gebrüder Nolde, zu Mitau niederstoßen ließ. Eine Klage der Ritterschaft bei Polen hatte zur Folge, daß eine polnische Commission mit dem Rechtsverfahren wider beide Herzoge betraut wurde; es folgte eine Verhandlung der Angelegenheit vor König und Senat und endlich vor vollem Reichstage. Da Herzog Wilhelm auf die an ihn ergangene Citation nicht erschien, wurde er in contumaciam verurtheilt und seines Herzogthums für verlustig erklärt, während Herzog Friedrich „aus lauter Gnaden“ (ex mera benignitate) in seiner Stellung belassen wurde. Nun sollte eine zweite Commission die Beschwerden der Ritterschaft beseitigen und die kurländischen Verhältnisse definitiv regeln. Sie begann ihre Thätigkeit am 6. Jan. 1617 und trat so entschieden auf, daß Herzog Friedrich

sich genöthigt sah den Bruder, der inzwischen bei Schweden eine Zuflucht gesucht hatte, fallen zu lassen und sich noch glücklich schätzen durfte, daß ihm gestattet ward, die Besitzungen desselben zu übernehmen. Vorzüglich aber dem Umstande dankte er die Uebertragung des Herzogthums Kurland — des Erbes seines Bruders, während Semgallen auf sein Theil gefallen war — daß er nach 17jähriger Ehe kinderlos geblieben war. Man dachte schon damals daran, das Herzogthum ganz dem polnischen Reiche einzuverleiben; durch Uebertragung desselben auf Herzog Friedrich war der Plan zwar aufgeschoben aber nicht aufgegeben. Nun hatte Herzog Wilhelm aus seiner Ehe mit Sophie, der Tochter Albrecht Friedrichs von Preußen, einen Sohn, J., in welchem Friedrich seinen Nachfolger sah, und so finden wir, daß er während der schweren Unglücksfälle, welche der 30jährige Krieg und der schwedisch-polnische Krieg über Kurland brachten, keinen Augenblick versäumt, um für die Restitution des Bruders und für die Nachfolge des Neffen im Herzogthum zu wirken. Durch große Zugeständnisse wurde bereits 1618 die Ritter- und Landschaft bewogen, für Herzog J. zu intercediren und ihre Bemühungen 1621, 24 und 25 in Warschau zu wiederholen; König Sigismund III. verhielt sich jedoch ablehnend und auch die Fürsprache auswärtiger Potentaten blieb während seiner Regierung erfolglos, obgleich sowohl England als Frankreich, Brandenburg und Schweden durch ihre Botschafter am polnischen Hof für die Wiedereinsetzung Wilhelms und die Nachfolge Jacobs agirten. Erst als während des polnischen Interregnums die Macht in Händen der Radziwil stand, die von weiblicher Seite her dem kurländischen Herzogshause nahe verwandt waren, gelang es am 16. Juli 1632 von den polnischen Ständen bindende Zusagen zu erhalten. Sie versprachen auf dem nächsten Wahlreichstage, bei dem künftig zu wählenden Könige sich um Aufhebung der Decrete zu bemühen, welche die Absetzung Herzog Wilhelms und die Enterbung seines Sohnes aussprachen. Wirklich erfolgte nun auch die Entscheidung. König Vladislaus IV. willigte in Uebereinstimmung mit dem Senat in die Restitution Herzog Wilhelms zu seinen früheren Ehren und Würden, hielt jedoch daran fest, daß die gesammte Verwaltung der Herzogthümer Kurland und Semgallen bei Herzog Friedrich bis zu dessen Tode bleiben solle. Eine weitere rechtliche Bestätigung erfolgte im Juli 1633, als die Belehnungsurkunde für Friedrich und J. erlassen wurde und letzterem gestattet wurde, die Lehnsfahne mit anzufassen. Trotz alle dem war die Gefahr nicht vorüber. Als der unter Frankreichs Vermittelung geschlossene Stuhmsdorfer Vertrag zwischen Polen und Schweden die Wiedererwerbung Livlands für Polen höchst unwahrscheinlich gemacht hatte, suchte König Vladislaus seiner Familie durch die Erwerbung Kurlands eine Entschädigung zu schaffen. Sein Bruder Prinz Friedrich Casimir ging so weit, die kurländischen Stände mit Briefen anzugehen, in welchen er sie aufforderte um seine Succession im Herzogthum Kurland bei der Krone Polen zu petitioniren. Die Schreiben des Prinzen datiren vom 26. Januar 1638. Schon am 20. Juli desselben Jahres tritt Friedrich sein Herzogthum dem Neffen ab, und nachdem noch einmal alle Hebel in Polen selbst angesetzt waren, und Prinz Casimir inzwischen in französische Gefangenschaft gerathen war, gelang es endlich ein feierliches Investiturdiplom für Herzog J. zu erhalten (18. Febr. 1639). Der letzte Preis der dafür gezahlt werden mußte, war das Versprechen Jacobs zwei katholische Kirchen, die eine in Goldingen, die andere in Mitau zu gründen und zu dotiren. Ein Jahr darauf starb der alte Herzog Wilhelm in der Propstei Kukulow in Pommern, der Zufluchtsstätte, die ihm Herzog Bogislaw gewährt hatte. Herzog Friedrich folgte hochbetagt am 15. August 1642 dem jüngeren Bruder und nun konnte J., der seit 1639 thatsächlich die meisten Geschäfte leitete, selbständig die Zügel der Regierung ergreifen. Ueber die Jugend Herzog

Jacobs ist nur wenig mit Sicherheit festzustellen. Seine Mutter war gleich nach seiner Geburt gestorben und der sechsjährige Knabe dem Vater ins Exil gefolgt. 1622 bezog er die Universität Rostock. Herzog Friedrich verpflichtete sich 4000 fl. jährlich zu seiner Erziehung beizusteuern und nahm ihn später an Kindesstatt an. Namentlich innig scheint sein Verhältniß zu Elisabeth Magdalena, der Gemahlin Friedrichs gewesen zu sein. Dann folgten Bildungsreisen in Frankreich, Italien und Deutschland und ein, wie es scheint, längerer Aufenthalt am brandenburgischen Hofe. Erst seit 1639 finden wir ihn dauernd in Kurland. Die Regierung konnte J. jedoch nicht ohne allerlei Weiterungen antreten. Eine polnische Einführungscommission berief die kurländischen Stände nach Mitau, hörte ihre Beschwerden an und vermochte den Herzog, dieselben unter nicht geringen Opfern zu beseitigen, da Ritter und Landschaft sich erst danach, am 27. Novbr. 1642, dazu bequemten, den Huldigungseid zu leisten. Nun war J. zwar unbestrittener Herr in seinem Lande, aber trostlos genug sah es in demselben aus. Auch hier war, wie in Preußen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms, das Land zertreten und zermalmt, auch hier wollte man Frieden um jeden Preis, auch hier haderten die Stände und griffen polnische Parteiverhältnisse lähmend in jede kräftige Lebensäußerung ein; dazu kam noch, daß Kurland noch ungleich mehr als Preußen unlösbar mit Polen verwachsen schien. Es fehlte die Verbindung mit dem deutschen Reiche, das einen Stützpunkt bei einer geplanten Absonderung von Polen hätte gewähren können und der undeutsche Bauerstand machte die Entwicklung einer kurländischen Kriegsmacht zur Unmöglichkeit. Nach den Anschauungen der Zeit gab nur der deutsche Name hier das Recht Waffen zu tragen und der Roßdienst des Adels war durch Privilegien und Verträge auf nur 200 Mann festgestellt. Daß aber der Herzog selbst nicht zu viel Truppen halte, dafür sorgte die polnische Eifersucht, die zu Wilhelms Zeiten sogar so weit gegangen war, dem Herzoge das Halten von mehr als 60 Soldaten zu verbieten. Diese Verhältnisse sind es gewesen, die J. nöthigten, eine Politik der Neutralität und des Friedens um jeden Preis zu verfolgen und für seinen Unternehmungssinn auf anderen Gebieten das Feld zu suchen. So ist er denn bestrebt gewesen, seinem Lande möglichst bald Ruhe zu schaffen. Die polnisch-schwedischen Truppendurchzüge, welche der Ausgang des 30jährigen Krieges brachte, ließen sich nicht abwehren, aber schon 1647 erwirkte J. von Königin Christine die Zusicherung beständiger Neutralität und durch Vermählung mit Louise Charlotte, der Schwester des großen Kurfürsten, 1646, war es ihm gelungen, eine so einflußreiche Stellung zu gewinnen, daß namentlich unter seiner Vermittelung der Friedenscongreß zu Lübeck zwischen Polen und Schweden betrieben wurde. Welchen Werth man damals in Schweden auf seine Freundschaft legte, läßt sich daraus ersehen, daß Christina im J. 1648 ihm und seiner Gemahlin das Herzogthum Jägerndorf zum Pathenpfennig schenkte. Die Schenkung ließ sich jedoch nicht realisiren, da sie im Widerspruch mit den Bestimmungen des westfälischen Friedens stand und der große Kurfürst auf das allerentschiedenste jede Mitwirkung zu dieser Erwerbung verweigerte. So mußte J., der irrthümlich gehofft hatte, auf diesem Wege Reichsstand werden zu können, den Plan fallen lassen. Dagegen gelang es ihm, König Casimir von Polen, den früheren Prätendenten auf Kurland, umzustimmen. Er stellte ihm 1000 Mann geworbener Truppen zum Kosakenkriege und gewann dafür in dem 1654 ausbrechenden russischen Kriege die Neutralität. Von dieser Seite gesichert, wurde seine Position um so schwieriger, als 1654 Königin Christine abdankte und ein so rücksichtsloser Herrscher wie Karl X. Gustav den schwedischen Thron bestieg. Fest entschlossen sich zum Herrn der Ostsee „der Mutter aller Commercien“ zu machen, wollte er zunächst Polen zur definitiven Abtretung Livlands zwingen;

von dort bis nach Dänemark hin sollte ein Kranz schwedischer Vasallenstaaten das baltische Meer umgeben. Es scheint von vornherein in seinen Absichten gelegen zu haben, das kleine, aber durch den gewaltigen Aufschwung seiner Marine wichtige Herzogthum Kurland sich lehnspflichtig zu machen. Finden wir doch gerade um diese Zeit auf den kurländischen Schiffswerften besonders rege Thätigkeit, so daß sich J. erbieten konnte, dem Papste Innocenz X. eine Kriegsflotte von nicht weniger als 40 Schiffen zu einem nicht näher bezeichneten Unternehmen gegen gehörige Vergütung zur Verfügung zu stellen. J. suchte nun von Schweden einen Neutralitätsvertrag zu erlangen; Polen gab seine Genehmigung, Karl Gustav aber hielt ihn hin und erst 1656 wurde ein Vertrag abgeschlossen, demzufolge Polen und Schweden freien Durchzug durch das neutrale Kurland haben sollten. Man bewunderte damals allgemein die geschickte Politik des Herzogs; in Wirklichkeit war der Erfolg nur ein scheinbarer. J. hatte die Mittel nicht, sich vor einer Gewaltthat zu schützen, da die polnisch-schwedische Eifersucht ihm, der in aller Herren Länder für andere Potentaten Truppen warb und großartige Waffenfabriken im eigenen Lande hatte, nicht gestattete, in Kurland mehr an Truppen zu concentriren als zur allernothdürftigsten Besetzung der wenigen festen Punkte erforderlich war. Als nach der Schlacht bei Warschau Karl Gustav mit der directen Aufforderung an den Herzog herantrat, dem Beispiel Friedrich Wilhelms folgend, Kurland von ihm zu Lehen zu nehmen, lehnte J. ab und ersuchte um Erneuerung der Neutralitätsverträge. Die Bitte wurde nicht geradezu abgelehnt, aber das Land hatte schwer unter der Kriegsnoth zu leiden. Graf Löwenhaupt rückte 1656 in Kurland ein; Goldingen ward ausgeplündert, willkürliche Erhebungen an Proviant und Mannschaft erfolgten und auch polnischerseits kannte man nur wenig Schonung. Das Schlimmste aber stand noch bevor. Als Dänemark, der Kaiser, Rußland und Polen sich gegen Schweden zusammenthaten, der große Kurfürst im Vertrage zu Wehlau von Schweden abfiel, glaubte Karl Gustav keinerlei Rücksichten mehr nehmen zu müssen. Während der kurländische Gesandte G. von Fircks in Schweden über den Abschluß einer perpetuellen Neutralität verhandelte und scheinbar beruhigende Versicherungen erhielt, war der schwedische Feldmarschall, Graf Douglas, instruirt und beordert worden, sich des Herzogs und seiner Lande zu bemächtigen. Karl Gustav hat später erklärt, J. habe die Neutralität nicht unparteiisch gewahrt, namentlich aber seine Gemahlin auf einer Zusammenkunft zu Königsberg, den Kurfürsten, ihren Bruder, zum Abfall von Schweden getrieben. Wie dem auch sein mag, Douglas hat seinen Auftrag mit einer unerhörten Perfidie ausgeführt. Im August 1658 überschreitet er unter den friedlichsten Versicherungen die kurländische Grenze, am 19. September schließt er einen feierlichen Vertrag, in welchem er Sicherheit „vor allen feindseligen Attentaten“ verspricht und am 30. September überfällt er den Herzog in seiner Residenz Mitau, nimmt ihn mit seiner Familie gefangen und führt ihn gewaltsam erst nach Riga, darauf um etwaigen Befreiungsversuchen vorzubeugen, nach Iwangorod, an die äußerste Grenze des schwedischen Estland. Es folgten für Kurland schlimme Zeiten; das ganze Land fiel in die Hand der Schweden, die mit Polen und Brandenburg um den Besitz desselben rangen und erst der Friede von Oliva brachte Erlösung. Friedrich Wilhelm hatte seiner Schwester „bei seinem fürstlichen Wort“ versprochen nicht Frieden zu schließen, ehe Kurland ihrem Hause wieder erstattet sei. Er hielt Wort und nach zweijährigem Exil am 8. Juli 1660 konnte J. in sein ruinirtes Land wieder zurückkehren. Weder Polen noch Schweden waren geneigt gewesen, es auszuliefern. Die Festigkeit des großen Kurfürsten, die mächtige Fürsprache Ludwigs XIV. und nicht zum kleinsten Theil die Geschicklichkeit des herzoglichen Kanzlers Fölkersahmb entschieden schließlich zu Jacobs

Gunsten. In den politischen Verhältnissen Europa's hatte das Sinken der Schwedenmacht nach dem im Februar 1660 erfolgten Tode Karl Gustavs eine günstige Wendung hervorgebracht. Auch vermochten die rasch einander ablösenden Herrscher auf dem polnischen Throne: Johann Casimir, Michael und Johann III. den Plänen des klugen Herzogs nicht entgegen zu treten. Man ließ ihn im Ganzen unbeengt seines Weges gehen. So gelang es ihm trotz lebhafter Gegenwirkung von Seiten der katholischen Geistlichkeit, durch die sogenannte piltensche Transaction, dies Stift wieder mit Kurland zu verbinden und im Jahr 1680 auch vom polnischen Reichstage die Bestätigung aller früheren Einigungen zu erlangen. Man war von katholischer Seite um so mehr gegen den Herzog erbittert, als seine oben erwähnten Beziehungen zum päpstlichen Thron die Hoffnung auf seinen Uebertritt zur römischen Kirche genährt hatten. Nach dem Frieden von Oliva trat freilich klar zu Tage, daß daran nicht zu denken sei. Die Idee wurde aber von römischer Seite nicht aufgegeben, und als der älteste Sohn des Herzogs, Friedrich Casimir, sich 1669 in Frankreich aufhielt, traten Conversionsversuche so energisch an ihn heran, daß der große Kurfürst sich veranlaßt sah, seiner Schwester, der Herzogin Louise Charlotte darüber zu schreiben, sie möge ihren Sohn aus Frankreich zurückkommen lassen, „da ich gewisse Nachrichten habe, daß er zu der catholischen Kirche incliniret". Das geschah denn auch, und als bald darauf bekannt wurde, daß die Generalstaaten und der Prinz von Oranien wegen Vermählung mit einer kurländischen Prinzessin verhandelten, erfolgte ein förmlicher Protest des päpstlichen Nuntius gegen die Investirung Herzog Jacobs mit den Bisthümern Kurland (sic!) und Pilten. Das Heirathsproject zerschlug sich und der päpstliche Protest blieb ohne Wirkung, wol aber trat nun J. in enge Beziehungen zu den Niederlanden. Er ist darin der Politik gefolgt, die gleichzeitig der große Kurfürst verfolgte, wie denn überhaupt beide Herrscher, soweit es die verschiedene politische Stellung ihrer Staaten erlaubte, seit 1660 denselben Weg gehen. J. hatte, seit ihn sein Oheim Herzog Friedrich am Regiment theilnehmen ließ, zu den Mächten des Westens in möglichst nahe Beziehungen zu treten gestrebt. Die alte Freundschaft zwischen den Stuarts und den Herzögen von Kurland war aufrecht erhalten worden. Während Karl I. mit dem Parlamente in Krieg lag, hatte J. ihn mit allerlei Kriegsmaterial unterstützt. Später machte die Königin Henriette von Frankreich aus die Vermittlerin. Nach der Hinrichtung Karls unterstützte J. in derselben Weise den Prätendenten und späteren König Karl II., der z. B. im J. 1650 den Empfang von 6 Schiffen bezeugt und um die schleunige Ausrüstung von weiteren 3 Kriegsschiffen bittet. Wir erinnern hier daran, daß auch der große Kurfürst ein entschiedener Gönner der vertriebenen Stuarts gewesen ist und daß die Allianz, die 1660 zwischen ihm und Karl II. geschlossen wurde, nothwendig auch Kurland zu Gute kommen mußte. Diesen Dingen hatte J. zu danken, daß er von englischer wie von holländischer Seite in den Frieden von Breda mit eingeschlossen wurde. In ähnlicher Weise hatte sich J. während des Krieges der Fronde und während des spanischen Krieges, um Frankreich verdient gemacht. Die darauf basirten guten Beziehungen zwischen Frankreich und Kurland wurden vorübergehend unterbrochen, als es zum französisch-holländischen Kriege kam. Herzog J. schloß 1672 eine Kapitulation mit den Generalstaaten ab, derzufolge er sich verpflichtete, ein Regiment Reiter und ein Regiment Dragoner unter Anführung des Prinzen Friedrich Casimir ins Feld zu stellen. In nicht unwesentlicher Weise haben die kurländischen Truppen am Kriege sich betheiligt. Sie waren es, welche die Münsterischen Truppen aus der Dyler Schanze warfen und Ostfriesland säuberten und Friedrich Casimir blieb im Felde, auch nachdem der Kurfürst den Frieden von Vossem geschlossen hatte. Erst der

Regierungsantritt Johann Sobieski's nöthigte ihn heimzukehren. Als dann später Frankreich sich durch Wegnahme kurländischer Schiffe rächte, desavouirte der Herzog seinen Sohn Ludwig XIV. und Karl II. gegenüber, erreichte aber trotz all seiner Bemühungen die gewünschte Entschädigung an Geld oder Land nicht. Die schlimmen Beziehungen zwischen Brandenburg und Frankreich mochten dazu beitragen. Ueberhaupt hat die Stellung Jakobs zu seinem großen Schwager für Kurland auch manchen Schaden zur Folge gehabt. Kurland war die Heerstraße von Livland nach Preußen, welche sowohl Schweden als Brandenburg, wo nöthig benutzten. So gereichte der schwedische Durchzug im J. 1678 dem Herzogthum zu nicht geringem Abbruch. Sehr bedeutende Vortheile wußte J. seinem Lande durch seine großartigen mercantilen und industriellen Unternehmungen zu schaffen. Gleich zu Anfang seiner Regierung hat er mit fast allen seefahrenden Mächten Handelsverträge geschlossen. In England bot die ausstehende Rente Herzog Wilhelms den äußeren Anlaß Handelsvortheile zu erringen; mit Frankreich schloß er 1643 einen Vertrag, der ihm neben freier Schifffahrt sogar gestattete, in Frankreich Grundbesitz zu erwerben; von Dänemark hatte er Eisenwerke in Norwegen gekauft, von Schweden Güter in Pommern. In Holland hatte er seit 1641 ständige Agenten für die Seehandlung, mit Spanien verhandelte er um die Erwerbung der Insel Trinidad, in Italien hatte er mit Venedig und dem Papste Handelsverbindungen angeknüpft. Am bekanntesten sind seine Colonien in Amerika und Afrika. Hier hatte er von einem einheimischen Könige Besitzungen in Gambia und die St. Andreasinsel erworben, in Amerika vom Grafen Warwik die Insel Tabago gekauft. Im Jahr 1654 besetzten jedoch holländische Kaufleute einen Theil der Insel und als 1658 J. in schwedische Gefangenschaft gerieth, überrumpelten sie das in Tabago errichtete kurländische Fort und machten sich zu Herren der Insel. 1659 besetzten sie auch Gambia, lieferten es jedoch im folgenden Jahr den Kurländern wieder aus. Die zeitweilige Bewältigung dieser Besitzung durch die Holländer wurde aber 1661 von den Engländern zum Vorwande genommen, sich ihrer zu bemächtigen. Drei Jahre darauf, am 17. Novbr. 1664, trat J. die gambischen Besitzungen definitiv an England ab und erhielt dafür Tabago unter englischem Protectorat zurück. Der Vertrag brachte jedoch dem Herzog mehr Aerger und Sorgen als Nutzen, da er erst 1681 wieder auf sehr kurze Zeit in den Besitz der Insel gelangte. Dagegen wurde die Gambiafahrt von ihm, wenn auch mit einigen Unterbrechungen, bis in die achtziger Jahre fortgeführt. Schwunghaft wurde der Walfischfang und zwar in der Nähe von Island vom Herzoge betrieben, der hier wie überall selbst Unternehmer ist. Das gilt auch von seinen industriellen Unternehmungen. Neben der Tapeten-, Papier- und Tuchfabrikation, der Indigofärberei und der Anfertigung von Glas- und Thonwaaren, brachte ihm namentlich die Bereitung von Kriegsmaterial jeder Art reichen Ertrag. In Angern, Lutringen, Baldohn und Schrunden waren seine Eisenraffinerien, in Tukum, Eichendorf und Schlok Kupferhämmer und Messingwerke. Ueberall an geeigneten Orten waren Kohlen- und Aschenbrennereien, letztere zur Versorgung seiner Glashütten angelegt. In Windau und Goldingen wurde der Schiffsbau im größten Maßstabe gepflegt und der Herzog konnte sich mit Recht rühmen, daß seine Schiffe die Erzeugnisse seiner Fabriken in alle Welt verführten. Rastlos verfolgte er selbst die jeweiligen Conjuncturen des Weltmarktes, ohne dabei die Hebung der Landwirthschaft in seinen reichen Domänen zu vernachlässigen. So hat er durch Fleiß und Unternehmungssinn in Kurland einen vorher und nachher unerhörten Wohlstand hervorgerufen, der das kleine Land zu einer bedeutenden Rolle für die Zukunft zu bestimmen schien. Mitunter gehen seine Pläne in das Fantastische, aber bewunderungswerth ist die Zähigkeit, mit welcher er einmal gefaßte Entschlüsse

bis ans Ende verfolgt. Seine Regierungsthätigkeit ist die eines sorgsamen, umsichtigen Hausvaters, der seinen Erben für kommende böse Tage sein Haus wohlgeordnet und befestigt hinterlassen will. Er hatte seinem Nachfolger gute Beziehungen zu allen Staaten Europa's verschafft. Sein Schatz war gefüllt, das Land in blühendem Zustande, der Eigenwille des stolzen kurländischen Adels während der 43jährigen Regierung des alten Herzogs, wie es schien, geschwunden. Gelang es seinem Nachfolger mit diesem Material eine Kriegsmacht sich zu erringen, so konnte Kurland der Zukunft vertrauend entgegenblicken. Als aber J. am Neujahrstage 1682 starb, hinterließ er in Friedrich Casimir einen Nachfolger, der in äußerem Prunk, nicht in politischer Bedeutung seine Befriedigung fand und rasch verschwendete, was die sparsame Regierung Jacobs eingebracht hatte. Da Friedrich Casimir zu allem Unglück kurz vor Ausbruch des nordischen Krieges mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes starb, brausten die Stürme des 18. Jahrhunderts über ein fast wehrloses Land her. Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, wann es seinen Nachbarn zur Beute fallen werde.

S. über die Litteratur Winkelmann, Bibliotheca Livoniae historica und Schiemann, Das Urkundenmaterial des herzoglichen Archivs zu Mitau zur Geschichte Herzog Jakobs. Schiemann.

Jacob I., Kurfürst von Trier, 1439—56, aus dem freiherrlichen Geschlechte von Sirck, wurde bereits nach dem Tode des Erzbischofs Otto (von Ziegenhain) im J. 1430 von einem Theile des Domcapitels zum Erzbischofe gewählt, während der andere den Kölner Domdechanten Ulrich von Manderscheid zum Nachfolger Otto's erkor. Als aber Papst Martin V. die ganze Wahlhandlung cassirte und den greisen Bischof von Speyer, Raban von Helmstedt, als Erzbischof von Trier einsetzte, verzichtete J. gegen eine namhafte Entschädigung zu Gunsten seines Gegners Ulrich, der nach nochmaliger einstimmiger Wahl durch das Domkapitel sich noch sechs Jahre hindurch hartnäckig gegen Raban behauptete. J. von Sirck aber gab die Hoffnung, den erzbischöflichen Stuhl von Trier zu besteigen, keineswegs auf. Durch beträchtliche Geldspenden, die sich auf die Gesammtsumme von nahezu 100,000 Gulden belaufen haben sollen, machte er sich den Erzbischof Raban so geneigt, daß dieser, als er sich den Lasten seines Amtes nicht mehr gewachsen fühlte, ihn, der bis dahin Protonotarius des römischen Stuhls, Canonicus und Scholaster zu Trier und Dompropst zu Würzburg gewesen, zum Coadjutor annahm und zu seinem Nachfolger ausersah. Am 10. April 1439 leistete J. den Eid als Coadjutor und schon unter dem 17. desselben Monats entließ Raban die erzstiftischen Beamten und Unterthanen ihrer Eidespflicht gegen ihn und wies sie zum Gehorsam gegen J. an, dem er am gleichen Tage die Einkünfte aus dem Erzstifte bis auf die ihm vom Domcapitel verschriebenen und vorbehaltenen überließ. Diese Verzichtleistung zu Gunsten Jacobs erhielt unterm 19. Mai die päpstliche Bestätigung. Raban zog sich nach Speyer ins Privatleben zurück und starb hier am 14. November 1439. Schon am 30. August desselben Jahres hatte die Weihe Jacobs zum Erzbischofe in der Capelle des großen Thurms der seiner Familie gehörigen Burg Meynsberg bei Sirck, da die im ganzen Erzstifte herrschende Pest einen anderen Ort als ungeeignet dazu erscheinen ließ, stattgefunden. Den neuen Erzbischof nahmen sehr bald die politischen Händel und die kirchlichen Wirren seiner Zeit in Anspruch. Zunächst wohnte er der mit Rücksicht auf das zwischen dem Papste Eugen IV. und dem Baseler Concil noch andauernde Schisma ausgeschriebenen Kurfürstenversammlung zu Frankfurt a/M. bei, auf der es am 11. Novbr. 1439 zu einer Erneuerung des früheren Kurvereins vom 21. März 1438 kam, und schloß am 13. Novbr. mit den Erzbischöfen Dietrich von Köln und Dietrich von Mainz Bündnisse auf Lebenszeit. Sodann vereinigte er sich

mit den beiden anderen geistlichen Kurfürsten unterm 20. December zu Lahnstein zur Herbeiführung einer einstimmigen Wahl eines neuen römischen Königs, zu welcher der Tag auf den 28. Januar 1440 zu Frankfurt a/M. angesetzt war. Die Wahl kam hier am 2. Februar zu Stande und fiel auf Friedrich von Oesterreich. Auf demselben Reichstage schloß Erzbischof J. ein Bündniß mit Herzog Wilhelm von Sachsen behufs Durchführung der Erbansprüche des letzteren auf das Herzogthum Luxemburg, welche jedoch nicht gelang. Im Februar 1441 wohnte J. von Trier dem Reichstage in Mainz bei und hier wurde ihm unterm 11. des Monats auf Grund einer Einigung mit dem Erzbischofe von Mainz die Aufsicht und Verwaltung der Kanzlei König Friedrichs übertragen; im Juli desselben Jahres weilte J. in Wien und Neustadt, um im Auftrage der Kurfürsten mit dem Könige wegen der Krönung zu unterhandeln und leistete am 31. Juli zu Neustadt den Eid als Reichskanzler. Im Mai des folgenden Jahres betheiligte er sich an dem Reichstage König Friedrichs zu Frankfurt und am 17. Juni an dessen Krönung zu Aachen. Zerwürfnisse zwischen dem Erzbischofe und der Stadt Trier beendigte J. durch die Verleihung eines Statuts vom 2. Januar 1443, welches der Bürgerschaft einen größeren Antheil an der städtischen Verwaltung einräumte. In dankbarer Anerkennung dieser Huld bereitete die Stadt dem Erzbischofe einen jubelvollen Einzug, als er am 13. April von einer Reise nach Koblenz nach Trier zurückkehrte. Um sein Land vor den drohenden Verheerungen durch die Armagnacs zu schützen, schloß J. ein Bündniß mit König Karl VII. von Frankreich zu beiderseitigem Schutze ihrer Besitzungen unterm 13. Februar 1444, als jedoch die Armagnacs nach der Besiegung der Schweizer bei St. Jacob am 26. August 1444 an den Rhein zurückkehrten und dort aufs furchtbarste hausten, in Folge dessen den Franzosen bereits vom Reichstage zu Nürnberg aus im September mit einem Reichskriege gedroht wurde, brachen J. von Trier und Dietrich von Köln nebst dem Herzoge Albert von Oesterreich u. A. am 15. November vom Reichstage zu Speyer nach Straßburg auf, um mit dem dortigen Rathe wegen einer zu versuchenden Vermittlung zu verhandeln. Ihre Absicht wurde jedoch durch die Haltung des Rathes vereitelt und sie kehrten unverrichteter Sache nach Speyer zurück. Inzwischen hatte die Unzufriedenheit des Papstes Eugen IV. mit der neutralen Haltung, welche die Erzbischöfe von Trier und Köln ihm und dem Baseler Concil gegenüber beobachteten, einen so hohen Grad erreicht, daß er sich gedrungen fühlte, einen schweren Schlag gegen sie zu führen. Er beauftragte mittels Schreibens vom 8. Februar 1445 die Bischöfe von Tournay und Arras, indem er ihnen die Bulle überschickte, durch welche Bischof Johann von Cambray zum Erzbischof von Trier ernannt wurde, von demselben den Treueid entgegenzunehmen und ihn seines bisherigen Bisthums zu entheben, unter dem folgenden Tage aber schrieb er dem Bischofe von Utrecht, daß er die Erzbischöfe von Köln und Trier, Dietrich von Mörs und J. von Sirck, als Häretiker und Schismatiker ihrer Bisthümer entsetzt und diese dem Adolf von Cleve und dem Bischofe Johann von Cambray übergeben habe. Auch dem General der Augustiner-Eremiten übersandte der Papst die Absetzungsbullen, befahl ihm die Veröffentlichung derselben und benachrichtigte ihn von den anderweitigen Ernennungen. Der kühne Schritt des Papstes hatte aber nicht die gewünschte Wirkung, da die deutschen Kurfürsten für ihre angegriffenen und schwer beleidigten Standesgenossen eintraten. Sie erklärten auf einer im März zu Frankfurt a/M. abgehaltenen Versammlung: wenn der Papst die Absetzung der beiden Kurfürsten nicht widerrufe, wenn er das in Rücksicht der oft zu haltenden Concilien erlassene Decret des Constanzer Concils (alle 10 Jahre ein Concil zu halten) nicht annehme, wenn er der deutschen Nation nicht hinreichende

Sicherheit gebe, daß ihre Freiheiten fernerhin nicht verletzt würden, so wollten sie sich alle zu Gunsten des Baseler Concils und des Papstes Felix erklären. In Folge dieses Austretens der Kurfürsten, von welchem dem Papste wie dem Könige Kenntniß gegeben wurde, kam es in Rom zu Unterhandlungen, in deren Verlaufe der Papst Eugen unterm 5. Februar 1447 versprach, die beiden abgesetzten Erzbischöfe wieder einzusetzen, wenn sie zum Gehorsam zurückkehrten und ihn als den wahren Statthalter Christi anerkennten, sein Nachfolger Nikolaus V. aber absolvirte unter dem 9. September desselben Jahres den Erzbischof J. von allen Censuren, mit denen ihn Papst Eugen IV. belegt hatte und setzte ihn wieder in sein Erzstift ein. Innerhalb dieses letzteren hatte die Absetzung durch den Papst eine Verschwörung von etwa 20 mißvergnügten Adelichen gegen J. hervorgerufen, die dieser aber vor ihrem Ausbruche zu ersticken vermochte. Im Mai des Jubeljahres 1450 begab sich J. in Begleitung des Bischofs Konrad von Metz und mit einem Gefolge von 140 Reitern nach Rom, wo er bis in den Juli hinein verweilte. Unter den verschiedenen Vergünstigungen, die ihm der Papst daselbst angedeihen ließ, befand sich die Ertheilung der Anwartschaft auf die Verwaltung des Bisthums Metz, in Folge deren der Bischof Konrad den Erzbischof am 2. September 1455 zum Coadjutor annahm, und die Erlaubniß, eine Universität mit den gleichen Rechten, wie diejenigen von Paris und Köln zu gründen. In den Jahren 1454 und 55 wohnte J. den ergebnißlosen Reichstagen bei, die Kaiser Friedrich in Veranlassung der Eroberung Konstantinopels durch die Türken nach Frankfurt a/M. und nach Neustadt in Oesterreich ausgeschrieben hatte. Zur Verschleppung der Verhandlungen auf dem letzteren trug J. wesentlich durch den von ihm erhobenen Anspruch auf den ersten Platz nach dem Kaiser, der weitläufige Rangstreitigkeiten hervorrief, bei; seinen Aufenthalt in der Nähe des Kaisers benutzte er dazu, sich von demselben Vergünstigungen aller Art ertheilen zu lassen, so daß seine fortgesetzten Forderungen endlich die Geduld des Kaisers erschöpften. Im November 1455 erkrankte J.; ein Schlaganfall hatte ihn der Sprache beraubt, nach Anderen war ihm Gift beigebracht worden. So siechte er hin, bis er am 28. Mai 1456 starb. Die zeitgenössischen Urtheile über den Charakter und die Regierungsweise Jakobs I. lauten nicht eben günstig. Jedenfalls trifft ihn der Vorwurf nicht mit Unrecht, persönlichen materiellen Vortheilen eifriger, als sich für einen Kirchenfürsten geziemt, nachgestrebt und die Angehörigen seiner Familie allzusehr auf Kosten der Kirche und des Erzstifts begünstigt und emporgebracht zu haben.

Gesta Trevirorum ed. Wyttenbach et Müller, vol. II, cap. 274 seq., Aug. Trevir. 1838. — Rhein. Antiquarius, 2. Abth., 4. Bd. — Goerz, Regesten der Erzbischöfe zu Trier, Trier 1861. — Leonardy, Geschichte des trierischen Landes und Volkes, Trier u. Saarlouis 1870. Endrulat.

Jacob II., Kurfürst von Trier, 1503—11, Markgraf von Baden, wurde als Propst zu St. Paulin bei Trier und kaiserlicher Kammerrichter von seinem Großoheim, dem Erzbischof Johann II. von Trier, unterm 16. Jan. 1500 als Coadjutor angenommen, obwol ein Theil des Domcapitels dieser Wahl abgeneigt war. Nachdem der Papst aber den Coadjutor bestätigt und ihm unter dem 11. September den Gebrauch des Palliums gestattet hatte, konnte dieser dem Domcapitel am 23. Dezember desselben Jahres den Eid leisten. Erzbischof Johann II. starb am 9. Februar 1503 zu Ehrenbreitstein, nachdem er durch ein Schreiben vom 21. Januar seine Burggrafen, Amtleute und andere Bedienstete davon in Kenntniß gesetzt, daß J. von Baden vom Papste zu seinem Nachfolger bestimmt, von der Mehrzahl des Domcapitels als solcher anerkannt und von den Landständen angenommen sei. Gegen eine Partei, welche den Pfalzgrafen Georg, Dompropsten zu Mainz, zum Erzbischofe wünschte, wurde

J. am 5. März 1503 gewählt. Er leistete den vom Papste Julius II. vorgeschriebenen Eid am 2. April 1505 und empfing von Kaiser Maximilian auf dem Reichstage zu Hagenau am 9. April die Belehnung. Unter dem 11. November 1503 hatte J. mit den übrigen drei rheinischen Kurfürsten einen Verein zur Beschützung des Handels auf dem Rheine, namentlich zur Verhütung der Errichtung neuer Zollstätten geschlossen. Im Juli 1505 nahm er an dem zu Köln gehaltenen Reichstage Theil, auf welchem die Streitigkeiten wegen des Herzogthums Baiern geschlichtet, die Wiederherstellung des Reichskammergerichts berathen und der zu Worms abgeschlossene Landfriede erneuert wurden. Seine Streitigkeiten mit der Stadt Trier über Münzangelegenheiten legte er durch zwei im J. 1506 geschlossene Verträge bei. Zu Anfang des J. 1511 begab er sich auf Ersuchen des Kaisers nach Köln, um in dem zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft dieser Stadt ausgebrochenen Zwiste zu vermitteln, erkrankte aber hierselbst und starb am 27. April genannten Jahres. Nach einer unverbürgten Sage wäre Jacobs Tod die Folge von Mißhandlungen von Seiten ein Koblenzer Kürschnermeisters gewesen, mit dessen Tochter er in einem Liebesverhältnisse gestanden haben soll.

Gesta Trevirorum ed. Wyttenbach et Müller, vol. II, cap. 282, Aug. Trevir. 1838. — Leonardy, Geschichte des trierischen Landes und Volkes, Trier und Saarlouis 1870. Endrulat.

Jacob III., Kurfürst von Trier, 1567—81, Herr von Eltz, wurde vom Trierer Domcapitel nach vorausgegangener Vorberathung auf dem Schlosse Ottenstein in Wittich am 7. April 1567 zu Koblenz erwählt, da die Hauptstadt Trier sich seit 1559 im Aufruhr gegen die erzbischöfliche Gewalt befand. Papst Pius V. bestätigte den Gewählten, der bereits im J. 1550 die Priesterweihe erhalten hatte und zur Zeit seiner Wahl Dechant war, und verlieh ihm das Pallium, Kaiser Maximilian II. belehnte ihn mit den Regalien und die ganze Erzdiöcese, die einzige Stadt Trier ausgenommen, begrüßte ihn mit lauter Huldigung. J. fand das Erzstift tief verschuldet und in völliger Zerrüttung. Von allen Seiten war die neue Glaubenslehre eingedrungen. Ihr entgegenzutreten, faßte er als eine seiner Hauptaufgaben auf. Seine erste Maßregel in diesem Sinne bestand darin, daß er am 23. Juni 1567 den Rector des Jesuitencollegs zu Trier, Hermann Thyraeus, mit Räthen und Soldaten nach Neumagen, woselbst der Lehensmann Graf Wittgenstein einen protestantischen Prediger eingeführt hatte, entsandte und die Anhänger der Reformation mit Gewalt vertreiben ließ. Im folgenden Jahre schritt er zur Anwendung von Gewalt gegen die Hauptstadt Trier, die sich unter seinem Vorgänger Johann VI. zum Kampfe für ihre Reichsunmittelbarkeit und die Freiheit der Religionsübung erhoben hatte. Unter dem Oberbefehl des Anton v. Eltz, zuvor Reiterhauptmanns in Diensten des Königs von Frankreich, eines Neffen des Erzbischofs, begannen die Feindseligkeiten gegen die Stadt zu Anfang Juni 1568, wurden aber nach zweimonatlicher, ergebnißloser Dauer auf Befehl des Kaisers eingestellt. Der Volkshumor hat den Charakter der stattgehabten Kämpfe zur Genüge durch den Spottnamen des Bohnenkrieges bezeichnet. Am 15. August hielt J. unter dem Geleite des Reichsherolds und der Abgeordneten der Kurfürsten seinen Einzug in die Hauptstadt und sofort begannen die Sühne- und Ausgleichsverhandlungen, die, von erzbischöflicher Seite hauptsächlich durch den Kanzler Jacob Wimpheling, von städtischer durch den Stadtsyndicus Wilhelm Kyriander, geführt, fürs erste zu keinem Abschlusse gediehen. Erst 1580 wurde der verwickelte Proceß zwischen Erzbischof und Stadt durch kaiserlichen Schiedsspruch und zwar zu Ungunsten der letzteren beendigt. Im Frühjahr 1569 berief J. eine Provinzialkirchenversammlung nach Trier und ließ sich am 17. April

zum Erzbischof weihen. Zwei Tage nachher verkündigte er einige Abschnitte der Beschlüsse des Concils von Trient, z. B. die auf Abschaffung der heimlichen Ehen und Verbesserung der Kirchen- und Klosterzucht bezüglichen. Zur Verwirklichung der Absichten des Concils in dieser Beziehung bediente sich der Kurfürst der Jesuiten, durch die er das Erzstift bereisen ließ. Wie feindselig er der evangelischen Lehre gegenüberstand, geht auch daraus hervor, daß er seinen Hof streng von allen denjenigen säuberte, die noch verdächtig waren, Anhänger des neuen Glaubensbekenntnisses zu sein. Im Juli 1570 nahm J. an dem Reichstage zu Speyer Theil. Er erhielt hier den kaiserlichen Auftrag, die Braut König Karls IX. von Frankreich, die Erzherzogin Elisabeth, nach Frankreich zu geleiten, und führte ihn im November desselben Jahres aus. Im J. 1575 berief er die Stände des Erzstifts auf den 16. Februar nach Koblenz zusammen, um mit ihnen eine neue Vertheilung der Steuern behufs Tilgung der auf dem Erzstifte lastenden Schulden zu berathen und zu beschließen. Die Ritterschaft bestritt unter Hinweis auf die Kriegsdienste, die sie dem Reiche leiste, die Verpflichtung zu Landesabgaben und weigerte sich, zu den aufgelegten Summen beizutragen. Der Kurfürst befahl in Folge davon auf den Rath der beiden anderen Stände, daß, so lange die Weigerung der Ritterschaft, dem Erzstifte, durch das sie reich geworden sei, Steuern zu zahlen, dauere, kein Schuldner die jährlichen Zinsen, kein Ackersmann den Zehnten und kein Pächter die Pacht an sie entrichten solle, und strengte im J. 1577 einen Proceß gegen die Ritterschaft an, dessen Ende weder er noch auch die nachfolgenden Generationen erlebten, da er erst im 18. Jahrhunderte zur Entscheidung kam. Einen großen Erfolg hatte J. in den Jahren 1574 und 75 davongetragen, indem ihm vom Papste und vom Kaiser die Vereinigung der gefürsteten Abtei Prüm mit dem Erzstifte zugestanden worden war. Am 1. September 1576, nach dem Tode des Abtes Christoph v. Prüm, nahm J. feierlich Besitz von der Abtei. Nachdem der obenerwähnte kaiserliche Urtheilsspruch gegen Trier unter dem 18. März 1580 ergangen war, schlug J. im Mai desselben Jahres mit großem Pompe seinen Sitz in der Stadt auf und verlieh ihr unterm 13. Juni eine neue, den neuen Verhältnissen entsprechende Rathsordnung, die unter dem Namen der Eltziana bekannt ist. Seines Triumphes über die rebellische Hauptstadt genoß J. nicht lange; er starb am 4. Juni 1581 nach kurzer Krankheit im Palaste zu Trier. Seine Zeitgenossen haben ihm als Menschen, wie als Regenten nur Lob gespendet; jedenfalls verdient er Anerkennung für seine Wiederherstellung der arg zerrütteten Finanzverhältnisse des Erzstifts durch Ordnung und Sparsamkeit, vermöge welcher es ihm gelang, zahlreiche Pfandschaften ohne Bedrückung seiner Unterthanen wiedereinzulösen. Auch auf die Hebung des Schulwesens ist er eifrig bedacht gewesen.

Gesta Trevirorum ed. Wyttenbach et Müller, vol. III. — Leonardy, Geschichte des trierischen Landes und Volkes. Endrulat.

Jacob von Breda (Jacobus de Breda), einer der ausgezeichnetsten Buchdrucker zu Deventer gegen den Schluß des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Ueber seinen äußeren Lebensgang herrscht völlige Dunkelheit und es scheint, daß bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Breda und Deventer selbst die Nachkommen der Familie gestorben und alle biographischen Traditionen an dieselbe erloschen waren. Denn Jak. Revius, „Theol. Doctor, Ord. Holl. et West-Frisiae praefectus“, der im J. 1651 zu Leyden eine ausführliche Geschichte der Stadt Deventer unter dem Titel „Daventria illustr. s. Hist. urbis D. libb. sex“, in Quartform erscheinen ließ und dem für diese Arbeit ohne Zweifel die Archive dieser Stadt geöffnet, wie auch sonstige Hülfsmittel zu Gebote standen, der auch bei sonstigen Gelehrten derselben keineswegs die Worte

spart, weiß auch nicht die geringste Nachricht über die persönlichen Verhältnisse des Buchdruckers anzuführen und beschränkt sich bei der Aufzählung seiner Drucke auf die Worte S. 191—92 „Bonas literas Daventriae circa hoc tempus pro virili promovebat insignis Typographus Jacobus de Breda". Und ebensowenig hat es der verdienstvolle Bibliograph und Bibliothekar zu Deventer, Ledeboer (s. die Quellen) vermocht, sich über den äußeren Lebensgang unseres Druckers zu äußern. Aus Breda, einer Stadt und Festung der jetzigen holländischen Provinz Nordbrabant (in einigen seiner Drucke nennt er sich auch de Breyda) gebürtig, erscheint die Thätigkeit seiner Presse zu Deventer, wenn nicht früher und später, so doch bestimmt zwischen 1480—1518, woselbst 1493 (Gemmula vocabulorum am Ende) „in mercuriali oppido Dauentriensi loco famatissimo . . . in domo angulari plateae pollis (polstrate) juxta scholas" und „Kerkhof naaste scholen", seine Officin sich befunden hatte. Seine typographische Marke aus den Jahren 1493, 1496 und 1508, die später auch der antwerpensche Buchdrucker Godofr. de Back mit einer kleinen Abänderung und noch später Tym. Petri van Os zu Zwoll adoptirte (Holtrop, Mon. typogr. des Pays-bas, pl. 68, c. 1) war: Die vier Evangelisten. Nach dem J. 1518 verschwindet sein Name aus der Buchdruckergeschichte. Seine anonymen Drucke sind leicht erkenntlich durch die Figuren und Verzierungen in der Gestalt eines Sternes, welche bei seinen zwei ersten Büchern seinen Unterschriften beigegeben sind, weil sie sich nur bei diesem Drucker finden und ebenso dient die Vignette, mit welcher er die erste Seite seiner meisten Erzeugnisse verziert hat, zur Erkennung seines Eigenthums, auch wenn er seinen Namen nicht unterzeichnet hat. Neben den gleichzeitigen Druckern Deventers: Theod. de Borne, den beiden Pafraet, Wesselus, Zuselerus u. a. zählt J. zu den thätigsten seiner Zunft und man kennt jetzt gegen 50 Werke, worunter jedoch nur drei holländische, deren Druck er zum Theil in wiederholten Ausgaben besorgt hat. Seine ersten Erzeugnisse sind mit Typen Richards Paffraet (holländisch: Paffroed, Paffroet) gedruckt, der, aus Köln gebürtig, zuerst die Buchdruckerkunst zu Deventer einführte und dieselbe dort 34 Jahre, 1477—1500 ausübte (vgl. den Art.) und für den Druck seines Boëtius 1489 verwendete er vier verschiedene Typengattungen, von welchen drei auch in Aeneas Sylvius de Fortuna und eine in Alani Doctrinale altum sich befinden; dagegen gebrauchte er in seinen „Epistelen en Evangelien" 1493 Charaktere des Formschneiders Henric die Lettersnider. Unter den Jacob'schen Büchern zeichnen sich aus: „Esopus moralisatus cum bono commento" (c. 1480), 10. Kal. Aug.; 1495, 1500, 1502; die Sprichwörtersammlung: „Proverbia seriosa in Theutonico primo, deinde in Latino sibi invicem consonantia . . .", zwar ohne Ort, Jahr und Name des Druckers, jedoch nach den Untersuchungen holländischer und belgischer Bibliographen unzweifelhaft aus der Presse des J. und um das J. 1486 gedruckt; „M. Tullii Ciceronis officia" (c. 1486); „Sequentie et hymnie p. tot. annum" 1490, 92, vgl. hierzu Bartsch, Die latein. Sequenzen des Mittelalters, Rostock 1868; „Gemmula vocabulorum", 1493; „Ars epistolandi", 1494, ultima Julii, welches Buch auch dadurch Interesse hat, weil dessen Verfasser, Franc. Niger, Venet. doctor, dasselbe einem Deutschen, Jakob Gerold Styr Knittelfeldensi, der um dieselbe Zeit in Padua als moderator Patavini Gymnasii lebte, dedicirt hat; „Faceti docens mor. hom. praecl. utiles", 1496, 99 (Hain 6888—89) und „Georgica Virgilii c. comm. H. Torrentini", 1505. Das letzte bekannt gewordene Produkt seiner Presse führt den Titel: „Aulularia Plauti, Comoedia lepidissima" 1518, v. Kal. April. Von allen diesen Drucken sind wiederum die weitaus bedeutendsten, weil kulturhistorisch wichtigsten der „Esopus moralisatus" und die „Proverbia seriosa". Denn Aesops Fabeln gehörten zu den

Schriften, auf welche, weil sie auf eine populäre und sinnliche Weise Moral lehren, die deutschen Uebersetzer zuerst aufmerksam geworden waren, sie waren aber auch zugleich das erste Werk, mit welchem der griechische Druck der griechischen Klassiker eröffnet wurde. Die editio princeps erschien in Mailand aus der Druckerei des Bonus Accursius von Pisa (Panz. A. t. II. 96) ungefähr um 1480. Dieser Ausgabe folgten erst 1497 und 98 zwei andere zu Reggio und Venedig. Viel früher aber waren mehrere lateinische Ausgaben dieses Fabeldichters, wenigstens schon seit 1470, vorausgegangen. Von dieser Zeit aber wurde Aesop so sehr der Lieblingsdichter der Deutschen, der Niederländer und Italiener, daß sich die Ausgaben in lateinischer und schon seit 1472—74 auch in deutscher Sprache, seit 1480 auch in italienischer und französischer in wahrhaft überraschenden Mengen folgten. Hain hat bis zum J. 1500 allein 100 Ausgaben dieser Fabeln (von denen ein großer Theil lateinischer, mit Beifügung von Nutzanwendungen, wie jene Jacobs) aufgeführt und darunter 11 Drucke deutscher Uebersetzungen, namentlich von dem gelehrten Dr. med. Heinrich Steinhövel, fast alle zu Augsburg von Günther Zainer, Ant. Sorg, Hans Schönsperger, seit 1474 (die älteste vielleicht 1473 zu Ulm von Joh. Zainer) gedruckt, auch zwei spanische, zwei holländische, eine englische und eine böhmische Uebersetzung. Zu bemerken ist, daß die Augsburger Ausgaben von Zainer und Sorg, sowie auch die Ulmer schon Holzschnitte zu den Fabeln enthalten, welche nachher auch allen anderen Ausgaben beigegeben sind, also seit 1473 oder 74 mit die ältesten Holzschnitte dieser Art in Deutschland. Was aber die Proverbia seriosa oder communia, eine Sammlung altniederländischer Sprichwörter mit lateinischer Uebersetzung, das Werk eines unbekannten Verfassers anbelangt, so erweisen sich diese als deutsche tief in das Mittelalter zurückreichende Sprichwörter nicht nur im Allgemeinen für die Germanisten, sowie die Forscher auf dem Gebiete mittelalterlicher Latinität als eine hochwichtige Quelle, sondern sind auch wegen ihres Einflusses auf die folgenden Sammlungen und ihrer Beziehung auf die Sitten, Bildungs- und Rechtszustände zur Zeit ihres Entstehens höchst beachtenswerth; vgl. des weiteren und über die verschiedenen Ausgaben dieses Buches Suringar a. a. O. Wir fügen diesen Auslassungen noch die Titel einiger undatirter Drucke bei, die, aus Jacobs Presse hervorgegangen, bei Panzer sowol als Hain fehlen. Es sind: Joh. Murmellii Versus selecti ex Tib., Prop. et Ovidio (Reichling, Murmellius, S. 52), Tract. de forma visitat. monastic. (Serapeum 1852, 140—41) und Collationes inter Salomonem et Marcolfum (in Oldenburg). Ueber die gleichzeitigen niederländischen Drucker, Landsleute des J., Peter van Os und Tyman van Os' Sohn, vgl. diese Art.

Panzer, A. t., IV. 267. Brunet, III. 1210, IV. 913, V. 1298. Hain, Vol. II. P. 2, N. 13429, 13430. Holtrop, Monum. typ. I. 337, 614, 616. Reiffenberg, Bull. de l'Acad. d. sc. de Brux. VI. (1839), p. 125; XII. .(1844), p. 92. Anz. f. d. Kunde d. d. Vorzeit, 1854, 83; 1865, 11—18. Serapeum, 1857, 155—160; 1867, 358—362. Weimar. Jahrb. II. 173—78. Ledeboer, La Biblioth. de Deventer, S. 34—42. Suringar, Over de Prov. Communia, Leyden 1864, 4. J. Franck.

Jacob von Gulik, Franziscanermönch aus Jülich und Weihbischof des Utrechter Bischofs Florens von Wevelinkhoven (Bd. VII. S. 130), erregte durch sein verbrecherisches Treiben große Wirren in der Utrechter Diöcese. Es entdeckte sich nämlich 1392, daß er sich den Titel eines Bischofs in partibus mittelst gefälschter päpstlicher Breves angemaßt und als solcher nicht nur in den Bisthümern Trier, Mainz und Straßburg fungirt, sondern sich auch von Florens das Amt des Weihbischofs erschlichen hatte. Zehn Jahre lang hatte er unbefugter Weise Kirchen und Altäre geweiht, Geistlichen die Weihen ertheilt,

die Firmelung vollzogen und andere bischöfliche Functionen ausgeübt. Man denke sich das fromme Entsetzen bei Entdeckung des Betrugs! Der Betrüger ward sofort verhaftet und nach eingeholtem päpstlichen Gutachten, da er jede Buße zurückwies, auf entsetzliche Weise gerichtet. Vom Bischof Florens und sechs anderen committirten Bischöfen zu Utrecht am 30. September 1392 öffentlich entweiht und seiner priesterlichen Kleidung beraubt, ward ihm das Haupthaar abgeschoren und seine entheiligten Finger mit einem Glasscherben bis auf die Knochen vom Fleisch entblößt. Dann überlieferte man ihn dem weltlichen Richter zu langem qualvollem Tode. Zum „Kessel" verurtheilt, ward er in siedendes Oel getaucht, dann aber — aus Ehrerbietung gegen den Orden der Franciscaner! — wieder herausgezogen, um mit dem Schwerte gerichtet zu werden.

Matthaei, Anal. V. S. 615; Beka in Append., S. 130; van Heußen en van Rhyn, Bat. Sacr. II. bl. 384. Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II. 1. St. bl. 167 und die dortgenannten Quellen. van Slee.

Jacob von Horn: s. **Ceratinus**, Bd. IV S. 89.

Jacob Jacobszoen (Jacobi filius), niederländischer Drucker im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Einer altholländischen Bürgermeisterfamilie Van der Meer zu Delft angehörig, nannte er sich, wie dies bei seinen damaligen Zunftgenossen fast aller Länder üblich war, blos nach seinem Vornamen. Seine Druckerthätigkeit in seiner Vaterstadt fällt zwischen die J. 1477—84. Zuerst und als erster Buchdrucker zu Delft in Gemeinschaft mit Maurits Yemantszoen von Middelburg bis Juli 1479 arbeitend, setzte er seit dieser Zeit für sich allein die Druckerei bis 1484 fort, wenigstens sind spätere Drucke seiner Officin bis jetzt nicht bekannt geworden, obgleich es kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß bis zum J. 1488 noch mehrere Bücher aus seiner Presse hervorgegangen sind. Seine Drucke erschienen, zwar zuweilen mit Ort und Jahr, jedoch fast immer ohne den Namen des Druckers, weshalb es bei mehreren Büchern schwer fällt, zu entscheiden, ob dieselben ihm oder einem anderen Delfter Drucker jener Zeit angehören. Ein solcher war z. B. Christian Snellaert, der mehrere Jahre anonym zu Delft druckte und als Zeichen ein Einhorn führte, welches aber auch in einigen Drucken erscheint, die offenbar mit Typen des J. hergestellt sind, wonach es scheint, daß der erstere um 1488 den Druckapparat des letzteren an sich gebracht, sich aber seiner eigenen Marke bedient habe. Unter den aus Jacobs und seines Genossen Officin hervorgegangenen Werken ist bis jetzt nur ein einziges entdeckt worden, an dessen Schluß beide Künstler ihre Namen und typographische Marke beigesetzt haben, es ist dies (Le Long, Boekzaal d. nederduytsche Bybels, S. 365—74) ein Theil der Bibel in niederländischer Sprache in Fol., veröffentlicht am 10. Jan. 1477. Nachdem sich ihre Gemeinschaft aus diesem oder jenem Grunde gelöst hatte, setzte J. seit 1479 sein Geschäft mit vielem Erfolge allein fort und ließ noch mehrere Werke erscheinen, welche, ob zwar mit Angabe von Ort und Jahr, jedoch ohne Namen versehen, von niederländischen sowol als deutschen Bibliographen J. einstimmig zuerkannt werden, sie führen die Titel: „De duytsche Souter", Delf 1480, 12. Febr., 12. und „Ghetidenboeck", Delf 1480 und Delf 1484, 4. Das letztere ist ein Horarium oder kleines Gebetbuch (niederdeutsch: Gezeitenboek), meistens in Duodez, hier ausnahmsweise in Klein-Quart gedruckt, wie sie damals besonders zahlreich in den Niederlanden, zu Leyden, Gouda und Antwerpen erschienen und sowol zur Privaterbauung, als auch beim öffentlichen Gottesdienste dienten und waren zugleich neben den kleinen ABC-Büchern, den Confessionalen und den Donaten die ersten Versuche Gutenberg's und Fust's mit dem Tafeldrucke, von welch' letzteren aber schwerlich mehr eines oder auch nur ein Bruchstück sich erhalten hat. Der erstere Druck aber wird vorzüglich aus dem Grunde der Presse

des J. zugeschrieben, weil auf S. 178 sein Druckerzeichen sich befindet: ein stehender Löwe mit dem Schilde der Stadt Delft in der rechten und mit dem des Druckers (drei Herzen) in der linken Pranke, am Kopfe des Löwen im Spruchschilde „delf in hollant“. Ein dritter von Panzer (A. t. IV. 290) ihm beigelegter Druck ist „Guillermi Posilla“, Delf 1480, Fol. (16. September). Zu seinen zweifelhaften Drucken gehören u. a.: „Die historie van Reynaert de Vos“, 1485, 4. (4. Juni) und „Een genoechelik boek geheten Dialogus der Creaturen“, 1488, Fol. Im J. 1488 ging seine Officin in die Hände von Christian Snellaert und Henric Eckert von Homberg über, welche zwar das Delft'sche Wappen beibehielten, das ihres Vorgängers aber mit einem Einhorn vertauschten. Aus ihrer Officin ging auch eine der Ausgaben der sogen. „Proverbia Communia“ um 1495 hervor; vgl. Jacob von Breda. Ein anderer, vermuthlich einem Zweige der erwähnten Meer'schen Familie angehöriger Drucker, der jedoch seinen Namen in Marius latinisirte, wirkte zwischen 1610—26 zu Gent.

Panzer, A. t. I. 370—72. Holtrop, Monum. typ. I. 430, 439. Hain, 7763. Gräße, Trésor, III. 77. Ledeboer, Notices bibliogr., p. 30. Suringar, Proverbia Communia (Leyden 1864), S. 96—97.

J. Franck.

Jacob von Jüterbogk ist ein hochachtbarer Kirchenmann und Schriftsteller des 15. Jahrhunderts. Sein Zuname wird sehr wechselnd angegeben: Junterburg oder Junterbock; er heißt aber auch Jacobus Cisterciensis oder Carthusianus oder de Paradiso, je nach dem Orden oder dem Kloster, dem er einmal angehörte, auch Jacobus de Polonia, weil das Cistercienserkloster Paradies, in dem er zuerst lebte, in Polen lag. J. ist aber nicht etwa sein Taufname, sondern nur sein Klostername gewesen. Eigentlich hieß er Benedict Stolzenhagen, wurde frühestens 1381 in der Gegend von Jüterbogk, Provinz Brandenburg, geboren, und nach dieser Stadt benannt. Daß er aus einer armen Bauernfamilie stammte, sagt er selbst in einem Predigtbruchstück bei Klüpfel, 169. Seine wissenschaftliche Bildung und spätere ansehnliche Stellung verdankte er ohne Zweifel dem Umstand, daß er sich dem geistlichen Stande widmete. Wie er in das polnische Kloster Paradies gekommen, läßt sich nicht ermitteln. Jenes Kloster gehörte der Cisterciensergenossenschaft an. Der Abt sandte ihn zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung auf die Universität Krakau. Dort erlangte er die akademischen Würden eines Magisters der Philosophie und Doctors der Theologie, was eine große Seltenheit bei den polnischen und deutschen Cisterciensern war (vgl. obige Predigtstelle). In sein Kloster zurückgekehrt, stieg er in demselben bis zur Würde des Abts. Später, 1441, trat er, weil die Disciplin ihm nicht streng genug war, mit Genehmigung der päpstlichen Legaten auf dem Basler Concil, aus dem Cistercienserorden in den der Karthäuser über, und begab sich in das Kloster zum Salvatorberg bei Erfurt. Hier blieb er, wurde Prior, hielt an der Erfurter Universität theologische Vorlesungen, bekleidete 1455 das Rectorat, und starb 1465, in einem Alter von mindestens 80 Jahren. — J. war sein Lebenlang ein eifriger Mönch. Eben deshalb lag ihm die Reform des Klosterlebens, welches in tiefem Verfall war, sehr am Herzen; hierfür arbeitete er durch seine „Petitiones religiosorum pro reformatione sui status“ (Klüpfel, 146 ff.). Er ging noch weiter, und rügte die Versäumnisse der geistlichen Oberen, „De negligentia praelatorum“ (Walch, Monimenta, I. 69 ff.). Ja er richtete eine Petition für Kirchenreform an Nicolaus V., sein „Avisamentum pro reformatione ecclesiae (Klüpfel, 135 ff.). Schließlich aber schrieb er, als seine Hoffnungen ihn täuschten, die stärkste Schrift: „De septem ecclesiae statibus“ (Walch, II. 2, 25 ff.). Er zieht darin

die Summa der Reformconcilien seines Jahrhunderts, hat jedoch, so sehr seine Seele für eine Reform der Kirche glüht, doch nur das Leben und die Praxis der Kirche, nirgends die Lehre derselben im Auge. Hochinteressant bleiben aber seine Gedanken über die Mittel und Wege, auf denen die Reform zu Stand und Wesen kommen könnte.

Seine Hauptschriften bei Walch, Monimenta medii aevi, Bd. I. u. II., 1757, 1771. Engelbert Klüpfel, Vetus bibliotheca ecclesiastica, Freiburg 1780, I. 1. Gotthard Lechler.

Jacob von Pforzheim (Pfortzen, Pforczen, auch Phorczen), Buchdrucker zu Basel zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Sein Geburts- und Todesjahr wie überhaupt sein äußeres Leben sind unbekannt und „Pforzheim" nannte er sich, wie so viele seiner Berufsgenossen jener Zeit nicht nach seinem Geschlechtsnamen, sondern weil er aus der Stadt Pforzheim (im Großherzogthum Baden) gebürtig war, das noch heute vulgär „Pforzen" oder „Pforzem" lautet; über die damalige Sitte, nach seinem Geburtsorte sich zu benennen, vergl. auch C. Wendeler in Schnorr's Archiv VII, 455. Die Angabe älterer Bibliographen, daß J. seine Kunst in Pforzheim selbst und zwar in der Officin seines Landsmanns Thomas Anshelm gelernt habe, ist um deßwillen grundlos, weil der letztere zuerst 1488 zu Straßburg als Drucker auftrat, dann erst bis März 1511 zu Pforzheim, hierauf in Tübingen 1512 und zuletzt in Hagenau bis 1521 thätig war. Als Buchdrucker wird Ph. zuerst in einem Baseler Rathsprotokoll vom J. 1482 genannt als „Jacob von Pfortzen der Buchdrucker von Kempten kauft das Bürgerrecht", woraus hervorgeht, daß er, warum und in welcher Eigenschaft, ist ungewiß, eine Zeitlang und zuletzt in Kempten in Baiern sich aufgehalten habe; eine typographische Officin aber in dieser Stadt bestand weder damals noch im ganzen 16. Jahrhundert. Daß er auch eine gelehrte Erziehung genossen habe, weil er sich in der Endschrift eines seines Druckwerke aus dem J. 1492 (Breviarium ordinis Praedicatorum) „magister" nennt, eine Bezeichnung, deren sich eine große Zahl Drucker jener und der folgenden Zeit nachweislich bedienten, ist sehr zweifelhaft, da dieses Wort bekanntlich auch „Meister" oder Vorsteher irgend eines Geschäftes bedeutet, und so bezeichnet er sich in der That auf dem Titel eines seiner letzten Werke (Betbüchlein 1518) als „meyster Jacob von Pfortzheim". Seine Thätigkeit als Basler Drucker fällt in die Jahre 1488—1518, bis wohin 49 größere und kleinere Werke, worunter eines (Grammatica Nicolai Perotti) ohne Jahr, Druckort und Namen des Druckers, jedoch mit seinem Insigne und mit Ausnahme eines einzigen deutschen sämmtlich in lateinischer Sprache, aus seiner Presse hervorgegangen waren. Diese hatte er meistens allein, öfters aber auch mit Unterstützung anderer drucken lassen; zu den letzteren gehört u. a. der Schwiegervater des Baseler Druckers Joh. Froben, † 1527, der gelehrte Wolfgang Lachner aus Neuburg a. d. Donau, der eigentliche Leiter der Officin seines Tochtermanns und zugleich (Kirchhoff, Gesch. d. d. Buchhandels I, 76) einer der bedeutendsten Buchhändler seiner Zeit, der im J. 1504—1505 zwei, und ebenso der Augsburgische Buchhändler Joh. Rymann von Oringaw (Rynmann von Oehringen von 1497—1522; vgl. d. Art.), welcher 1509 ein Werk in Pforzen's Officin drucken ließ. Sein Druckerzeichen oder Wappen, wie es sich zu Anfang der Grammatica Franc. Nigri 1499, an deren Ende er sich auch „impressorie artis magister" nennt, und ebenso auf der des Nic. Perotti auf dem Titelblatte zeigt (nachgebildet bei Stockmeyer S. 65), ist ein geflügelter Genius in einem langen Kleide, mit einem Blumenkranze auf dem Haupte, in beiden Händen Wappenschilde tragend; vergl. auch Roth-Scholtz, Insignia N. 427. Unter seinen Drucken zeichnen sich besonders aus: Seb. Brant liber faceti 1498 und dessen Aesopi

appologi sive mythologi . . . 1501,' Fol. m. Holzschn., Joa. Chrysostomi Op. Tomi tres (impensa W. Lachneri) 1504 und Ordo missalis sec. consuet. eccles. Brandenb. 1518 (die IV. mens. Sept.). Eines seiner interessantesten Druckwerke aber sind die „Vite ducentorum et triginta pontificum . . . usque ad Julium II.“ Basil. 1507. 4. Der Verfasser ist Joh. Stella, ein Priester aus Venedig und das Werk (non castratum) gehört zu den seltensten und unbekanntesten Büchern. Die einzige deutsche Druckschrift, welche aus Pforzen's Officin hervorging, ist des Heinrich Süß (Suso) „der ewigen wißheit betbüchlin“, 1518. Sein „Rosetum exercit. spiritual.“ Basil. 1494. Fol. zeigt am Ende die Jahrzahl M.CCCC.IIII. (mit den fehlenden Ziffern XC). Eine Buchdruckerfamilie „Jacob“ lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Brieg in Schlesien; vergl. Geßner, Buchdruckerkunst III, 466.

Bauer, Bibl. libr. rar., p. 114. Pfeiffer, Kenntniß alter Bücher und Handschr., S. 282—92. Helmschrot, Druckdenkmale, S. 24—25, 147. Panzer, A. t. I, 187, 243; IV, 180; VI, 182. Hain, 6894. Stockmeyer, Basler Buchdruckergesch., S. 65—71. Grässe, Trésor I, 99. Weller, Repert. S. 133 und Suppl. 1094. Ledeboer, Biblioth. de Deventer, p. 9—10.

J. Franck.

Jacob von Soest (Jacobus de Susato), gebürtig aus Soest, † 1423, gehörte dem Dominicanerorden an, war Lector der Theologie im Capitelhause des Ordens zu Cöln, zugleich auch mit dem Amte eines Inquisitor hæreticæ pravitatis für Deutschland betraut. Von ihm existiren handschriftlich verschiedene Schriften theologischen Inhaltes (aufgezählt bei Echard et Quetif I, p. 774), neben diesen eine „Chronica mundi“ und eine Chronik seines Ordens von dessen Beginne bis zum J. 1415, welche von anderen später folgenden Genossen seines Ordens überarbeitet und weitergeführt wurde. Werner.

Jacob: zwei Brüder dieses Namens, Söhne eines Schuhmachermeisters zu Halle a. d. S., beide auf der lateinischen Schule des Waisenhauses und an der Universität ihrer Vaterstadt ausgebildet, haben sich um das gelehrte Schulwesen verdient und auch durch schriftstellerische Arbeiten auf dem Gebiete der classischen Philologie bekannt gemacht. Der ältere, August Ludwig Wilhelm J., war am 8. März 1789 geboren. Im J. 1809 nahm er, nachdem er seine Universitätsstudien vollendet und sich die philosophische Doctorwürde erworben hatte, eine Stelle als Hauslehrer in Danzig an. Später finden wir ihn in Warschau, wo er, der polnischen wie der französischen Sprache vollkommen mächtig, als ein in den höheren Ständen, besonders in Damenkreisen, sehr gesuchter Privatlehrer für Litteratur und Aesthetik, sodann als ordentlicher Professor der classischen Litteratur und Director des griechischen Seminars an der im J. 1816 gegründeten Universität wirkte. Hier veröffentlichte er im J. 1821 seine erste größere wissenschaftliche Arbeit unter dem Titel: „Sophocleae Quaestiones. Praemittuntur disputationes de tragoediae origine et de tragicorum graecorum cum republica necessitudine“, Vol. I, (368 Seiten); hier dichtete er im J. 1822 eine Tragödie „Saul“, die er später zum Besten einer von seiner Gattin, einer reichen Fabrikantentochter Marie geb. Velthusen, in Posen gegründeten Anstalt für arme verwaiste und verwahrloste Mädchen, die noch jetzt unter dem Namen des Jacob'schen Waisenhauses fortbesteht, in Druck erscheinen ließ (Posen 1828). Im J. 1824 wurde er von der preußischen Regierung als Consistorial- und Schulrath nach Posen berufen, wo er 18 J. lang das ganze Schulwesen der Provinz geleitet hat; dabei wandte er sein Interesse vorwiegend den gelehrten Schulen zu, während er für das Volksschulwesen und das Wohl der Volksschullehrer nur geringere Theilnahme zeigte. In Posen war J. in Folge seiner mannigfachen geselligen Talente und seines sprühenden, oft kaustischen Witzes die

Seele der Gesellschaft. Im Sommer 1840 traf ihn ein leichter Schlaganfall, den er nie wieder ganz verwinden konnte; er legte daher 1842 sein Amt nieder und lebte mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes a. D. in gelehrter Muße in Berlin, wo er am 26. Juni 1862 starb. Früchte dieser seiner Muße sind eine formgewandte Uebersetzung der homerischen Odyssee in deutschen Hexametern (Berlin 1844), ein im Wesentlichen an Lachmann's Ansichten sich anschließendes Werk „Ueber die Entstehung der Ilias und Odyssee“ (ebd. 1856), eine mit umfänglichen deutschen Anmerkungen ausgestattete Ausgabe der Antigone des Sophokles (Berlin 1849) und eine kleinere Schrift „Zur griechischen Mythologie. Ein Bruchstück. Ueber die Behandlung der griechischen Mythologie“ (ebd. 1848), welche epikritische Bemerkungen über die mythologischen Systeme Früherer, besonders Creuzer's und O. Müller's, und ein Stück aus einer Homerischen Mythologie „Okeanos und Tethys“ enthält.

August's jüngerer Bruder, Johann Friedrich J., geboren am 5. Dec. 1792, studirte von Ostern 1810 bis Michaelis 1812 in Halle Philologie und erhielt nach Vollendung seiner Studien durch Niemeyer's Vermittelung eine Lehrerstelle am Kloster Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg, die er am 5. Dez. 1812 antrat. Seine Lehrthätigkeit wurde hier durch den Feldzug gegen Frankreich im J. 1815, an welchem er als freiwilliger Jäger Theil nahm, nur vorübergehend unterbrochen, denn schon im Herbste dieses Jahres kehrte er zu derselben zurück. Im Januar 1818 wurde er als Oberlehrer an das Collegium Friedericianum in Königsberg i. Pr. berufen, wo er sieben Jahre lang mit bestem Erfolg an den obersten Classen Unterricht in den classischen Sprachen ertheilte und in vielfach angeregtem geistigen Verkehr, besonders mit seinem als Professor zur Universität übergetretenen Amtsvorgänger K. Lachmann, lebte. In dieser Zeit vollendete er auch seine erste gelehrte Arbeit, eine Ausgabe des von ihm nach Wernsdorf's Vorgange dem jüngeren Lucilius, einem Freunde des Philosophen Seneca, zugeschriebenen lateinischen Gedichts Aetna mit metrischer deutscher Uebersetzung und lateinischem Commentar („Lucilii Junioris Aetna, recensuit notasque Jos. Scaligeri, Frid. Lindenbruchii et suas addidit Fr. Jacob.“ Leipzig 1826). Im Frühjahr 1825 wurde ihm eine Professur am Mariengymnasium in Posen, bald darauf das Amt eines Studiendirectors dieser Anstalt (von welchem die ökonomischen und rein administrativen Geschäfte damals noch getrennt waren) übertragen. Die nationalen und confessionellen Gegensätze zwischen den Schülern der Anstalt, die auch auf die Mitglieder des Lehrercollegiums nicht ohne Einfluß waren; erschwerten ihm hier seine Wirksamkeit vielfach und ließen ihn, trotz der Freude die ihm das Zusammenleben mit seinem Bruder August bereitete, sich in dieser Stellung nie recht heimisch fühlen: er folgte daher gern einem im Sommer 1831 an ihn gelangten Rufe als Director des Katharineums zu Lübeck. In dieser Stellung, die er selbst als die ihm wünschenswertheste Lebensaufgabe anerkannte, hat er noch fast 23 Jahre lang, bis zu seinem am 1. März 1854 erfolgten Tode, mit ebenso unermüdlichem Eifer und voller Hingebung als glänzendem Erfolg gewirkt. „Unterrichten war sein Leben, Mittheilung aus dem reichen Schatze seines Wissens, Entwicklung und Veredlung der Jugend sein unermüdliches Streben in und außer der Schule; er war Lehrer voll inniger heiliger Liebe zu diesem Berufe“, so lautet das Zeugniß, das ein langjähriger Amtsgenosse wenige Wochen nach seinem Tode von seinem Wirken an der Anstalt abgelegt hat. Neben seiner pädagogischen Thätigkeit entfaltete J. auch in Posen wie in Lübeck eine weder ihrem Umfange noch ihrem Werthe nach gering anzuschlagende litterarische Thätigkeit, die sich vorzugsweise auf dem Gebiete bewegte, das er schon in seiner Erstlingsarbeit mit Glück betreten hatte: dem der Kritik, Erklärung und Ueber=

setzung der römischen Dichter. Hierher gehören, außer zahlreichen Programmen des Katharineums, die kritischen Ausgaben der Gedichte des Propertius (Leipzig 1827), des Epidicus des Plautus (Lübeck 1835; eine metrische deutsche Uebersetzung dieses Stückes gab er in einem Gymnasialprogramm ebd. 1843) und des astronomischen Lehrgedichts des Manilius (Berlin 1846), die metrische Uebersetzung der Lustspiele des Terentius (Berlin 1845) und das Werk „Horaz und seine Freunde“ (2 Bände, Berlin 1852—53). Auch zwei mittelalterliche lateinische Gedichte hat J. nach einer Lübecker Handschrift herausgegeben: den „Phagifacetus“ des M. Reinerus Alemanicus und das „Omne punctum“ des Godefridus, letzteres unter Beifügung einer sehr gelungenen metrischen deutschen Uebersetzung (Lübeck 1838). Von den römischen Prosaikern hat er vorzugsweise dem Tacitus eingehende Studien gewidmet, wovon sechs Lübecker Programme aus den Jahren 1837—1852 Proben geben; außerdem hat er die rhetorische Schrift des P. Rutilius Lupus „de figuris sententiarum et elocutionis“ mit kritischen und exegetischen Anmerkungen herausgegeben (Lübeck 1837). Von seiner poetischen Begabung legen die von seinem Biographen Classen aus seinem Nachlasse veröffentlichten elegischen Dichtungen (drei Bücher „Votivtafeln“ und eine „Elegie an Karlsbad“) ein ehrenvolles Zeugniß ab.

Friedrich Jacob, Director des Catharineums in Lübeck, in seinem Leben und Wirken dargestellt von Dr. J. Classen, Director des Gymnasiums in Frankfurt a. M. Nebst Mittheilungen aus seinem ungedruckten poetischen und prosaischen Nachlaß und seinem Bildniß in Kupferstich. Jena 1855.

Bursian.

Jacob: Karl Georg J., Philolog und Historiker, geb. 7. Mai 1796 in Halle a. d. S. als ältester Sohn des praktischen Arztes Dr. Gottlieb Karl J. (der ihm schon am 25. Nov. 1813 durch den Tod entrissen wurde), erhielt seine Vorbildung zuerst auf der lateinischen Schule des Waisenhauses seiner Vaterstadt, seit 1811 in der Klosterschule zu Roßleben. 1815 nahm er als Freiwilliger an dem Feldzuge gegen Napoleon Theil und bezog nach der Rückkehr aus dem Felde 17. Dec. 1815 die Universität Halle, um Philologie und Geschichte zu studiren. Nachdem er dort am 12. Juli 1819 durch Vertheidigung der Promotionsschrift „Observationes in aliquot Xenophontis loca“ sich die philosophische Doctorwürde erworben, wurde er 1820 zum vierten Adjuncten an der Landesschule Pforta ernannt und rückte 1823 in die dritte, 1824 in die zweite, 1825 in die erste Adjunctur auf. Ostern 1826 folgte er einem Rufe als Oberlehrer an das evangelische Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Köln, kehrte aber Anfang October 1831 als fünfter Professor an die Landesschule Pforta zurück. Hier wirkte er als Lehrer bis zum 1. October 1846, wo er durch die immer zunehmende Schwäche seiner Augen sich genöthigt sah seine Stelle niederzulegen. Er zog sich nun nach seiner Vaterstadt Halle zurück, um ganz literarischen, besonders historischen und publicistischen Arbeiten zu leben, und starb daselbst plötzlich in Folge eines Schlagflusses am Abend des 3. Juli 1849. An philologischen Arbeiten liegen außer seiner Promotionsschrift von ihm vor Ausgaben der Lucian'schen Dialoge Toxaris (Halle 1825) und Alexander (Köln 1828), eine „Charakteristik Lucian's von Samosata“ (Hamburg 1831) und kleinere Bemerkungen zu Lucian in Seebode's Kritischer Bibliothek 1821 und 1822; ferner sehr ausführliche Untersuchungen über den Gebrauch der Epitheta (Beiwörter) bei den römischen Dichtern unter dem Titel „Quaestiones epicae seu symbolae ad grammaticam latinam poeticam“ (Quedlinburg und Leipzig 1839), eine Abhandlung „De usu numeri pluralis apud poetas latinos“ (Programm von Schulpforta, Naumburg 1841) und ein Paar Kölner Programme zu Cicero de officiis und Virgil; endlich „B. G. Niebuhr's Brief an einen

jungen Philologen. Mit einer Abhandlung über Niebuhr's philologische Wirksamkeit und einigen Excursen herausgegeben von Dr. K. G. J." (Leipzig 1839). Dazu kommen als literarhistorische und historische Arbeiten: „Walter Scott. Ein biographisch-literarischer Versuch" (Köln 1827) und „Beiträge zur französischen Geschichte" (Leipzig 1846: XIV, 378 S.). Außerdem hat er eine sehr ausgebreitete journalistische Thätigkeit entfaltet. Er war Mitarbeiter an der Halle'schen und an der Jenaischen Literaturzeitung, an den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, am Leipziger Repertorium, an den Göttinger gelehrten Anzeigen, an Seebode's Kritischer Bibliothek und Jahn's Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, am Morgenblatte, an den Blättern für literarische Unterhaltung, der Illustrirten Zeitung und der preußischen Staatszeitung; er hat ferner viele Aufsätze für die Minerva und für Bran's Miscellen, für den Nekrolog der Deutschen und für die Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste geliefert; endlich hat er das Naumburger Kreisblatt Jahre lang redigirt und meist selbst geschrieben und von Ostern 1847 an die Redaction des Halle'schen patriotischen Wochenblattes geleitet.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 27. Jahrgang. 1849. S. 504—512.

Bursian.

Jacob: Simon J., geb. zu Coburg, † den 24. Juni 1564 zu Frankfurt a. M., wo er Bürger geworden war. Er war einer der bekanntesten Rechenmeister seiner Zeit und gab schon 1557 einen in Fragen und Antworten gefaßten Leitfaden zur Rechenkunst heraus, dem 1560 ein ausführlicheres Werk folgte. Als nach wenigen Jahren eine neue Ausgabe davon nöthig wurde, beabsichtigte J. auch eine Geometrie beizufügen, starb aber während der Vorbereitungen zum Drucke. Der Bruder und Testamentserbe des Verstorbenen, Rathsschreiber Pancratius J., hielt es für seine Pflicht, die Absicht Jacob's zu erfüllen, wozu in dessen Nachlasse das Material bereit lag. Seine vom 24. August 1565 datirte Vorrede sowie das auf diese Vorrede folgende lateinische Leichengedicht des Magisters Johann Ulrich Struppius von Gelnhausen sind auch die vorzugsweisen Quellen für die Kenntniß von Jacob's Leben. Der Inhalt des Werkes ist aus dem in peinlicher Ausführlichkeit ihn beschreibenden Titel zu entnehmen: „Ein new und wolgegründt Rechenbuch, auff den Linien und Ziffern, sampt der Welschen Practica und allerley Vortheilen, neben der Extraction Radicum, und von den Proportionen, mit vielen lustigen Fragen und Aufgaben. Deßgleichen ein vollkommener Bericht der Regel Falsi, mit neuwen Inventionibus, Demonstrationibus, und Vortheilen, so biß anher für unmüglich geschetzt, gebessert, dergleichen noch nie an Tag kommen. Und dann von der Geometrie, wie man mancherley Felder und Ebenen, auch allerley Corpora, Regularia und Irregularia, messen, Aream finden und rechnen soll. Alles durch Simon Jacob von Coburg, Bürger und Rechenmeister zu Franckfurt am Mayn, mit fleiß zusammengetragen." Es gehört jedenfalls zu den besseren Werken seiner Art. Der Name des Verfassers wird nicht selten mit der Heimath desselben verwechselt, so daß von Jacob von Coburg, auch wol von Jakob von Koburgk und seinem Rechenbuch die Rede ist.

Vergl. Zeitschr. Math. Phys. XX, Histor. literar. Abthlg. S. 66—68.

Cantor.

Jacobäa von Baiern, Herzogin von Holland und Hennegau, geb. am 25. Juli 1401, † am 9. October 1436. Die Geschichte dieser Fürstin ist vom Zauber der Romantik umflossen und nach Lothrop Motley's Ausdruck „besitzt sie für die Niederlande das unvergängliche Leben einer Iphigenie, Marie Stuart, Jungfrau von Orleans und anderer geheiligter Frauengestalten". Sie war die Heldin des untergehenden Ritterthums. Elf Jahre lang kämpfte sie für ihr

Recht und ihre Ideale, und begeistert stürzten sich ihre Ritter in den Tod. Zitternd unter den entsetzlichen Anschlägen ihrer Feinde zerriß sie wiederholt die Ränke und die Heere, mit welchen sie die gefürchteten Staats- und Kriegsmeister umringten. Zuletzt mußte sie erkennen, daß auch der größte Heldenmuth zunichte wird vor der Staatskunst eines beharrlichen Regenten, welcher die ächten Ideen und die im stillen treibende Gestaltung seiner Zeit fördert.

Kaiser Ludwig der Baier hatte durch Heirath mit der holländischen Erbtochter herrliche niederländische Provinzen erworben, den adelsreichen Hennegau, das berühmte Ritterland, dessen Ortschaften von wallonischen Heißköpfen besetzt waren, und Holland, Seeland, Friesland, bewohnt von einem Volke von friesischer Bauernnatur, breit und ruhig in seinem Wesen, hartnäckig und unerschütterlich in seinem Willen und Freiheitssinne, grausam und unversöhnlich in seinem Hasse. Leidenschaftlich bekämpften sich damals in den Niederlanden zwei Parteien, die in jeder großen Stadt andere Namen trugen, im Wesentlichen aber den Gegensatz zwischen Conservativen und Liberalen darstellten. In Holland hießen sie Hoeks und Kabeljaus. Zu Jenen gehörten vorzugsweise der Kleinadel und die kleineren oder zurückgekommenen Städte, in denen Familien von altem Namen und geringem Erbgut wohnten. Die Kabeljaus hatten dagegen ihren Hort in den größeren Städten mit blühendem Handel und bei dem reichen Großadel. Die Einen bildeten die alte starre Feudalpartei, die Andern hatten etwas von dem demokratischen Geiste in sich aufgenommen, der in den Bürgermassen trieb. Erblicher Familienhaß machte den Haß unversöhnlich. Jacobäa's Vater, der Enkel Kaiser Ludwig's, hatte mit entsetzlichem Grimm die Kabeljaus verfolgt. Er war rings in allen Landen gefeiert als der vollendetste Ritter, sein Hof das Ziel aller berühmten Degen. Seine Tochter Jaqueline lebte und athmete mitten in diesem Ritterthum. Ihre Vorliebe mußte sich richten auf Waffenglanz und Heldenehre, sie mußte Lust bekommen an Krieg, Turnier und wildem Jagdrennen, an Abenteuern der Liebe und Rache. Von nichts anderem hörte sie reden, nichts anderes wurde gepriesen als des Mühens werth. Von ihrem Vater aber, dessen Augapfel sie, als das einzige Kind seiner Ehe war, erbte sie den geraden ehrlichen Sinn und das heiße Blut, und er prägte ihr die stählerne Willenskraft ein, welche ihn selbst so gefürchtet machte. Von ihm erbte sie auch den Haß gegen die Kabeljaus, deren unromantische Geldmacht bereits höchst empfindlich das alte Ritterthum niederdrückte.

Im August 1415 wurde J., nachdem sie vierzehn Jahre alt geworden, mit dem zweiten Sohne des Königs von Frankreich vermählt, mit welchem sie schon in ihrer Kindheit verlobt und gemeinschaftlich im Hennegau, unter ihres Vaters Augen erzogen worden war. Ein paar Monate nach der Hochzeit starb der Dauphin und jetzt war J. Kronprinzessin von Frankreich. Dort aber war Hof und Volk zerrissen und unterwühlt von Wuth und Zwiespalt der Parteien, und das Land lag offen den plündernden Heeren der Engländer. „In der Stadt Paris", schrieb ein deutscher Reisender, „stand es übel, denn es waren viele Parteien darin: was die von einander ergriffen, das haueten sie in Stücke und zogen sich aus den Häusern und trieben großen Jammer". Als nun Jacobäa's Gemahl, der Dauphin, nach Paris verlangt wurde, reisete erst ihr Vater hin, um unter den Parteien Frieden und für das junge Paar Sicherheit zu gründen. Da erfuhr er, daß ihm selbst ein Anschlag drohe, ritt heimlich aus Paris fort und spornstreichs bis nach Compiegne, und was sah er hier? Sein Schwiegersohn lag da als ein Bild des Jammers, Beulen bedeckten ihn, Zunge und Gaumen waren dick geschwollen und die Augen drangen ihm aus dem Kopfe, daß es zum Erbarmen. Acht Tage später war er todt, und man erzählte allgemein, auch dieser Dauphin sei durch Parteienränke vergiftet wie sein Bruder vor ihm.

Zwei Monate später starb auch Herzog Wilhelm, Jacobäa's Vater, der starke Hort ihrer Jugend brach auf einmal zusammen. Sofort begannen die Kabeljaus im ganzen Lande zu reiten und zu rüsten, ihre Häupter, die Herren von Egmond und von Arkel zogen ein Heer zusammen, schon hatten die Egmonds den Yßelstein, die wichtige Feste überfallen und erobert. Ein noch viel mächtigerer Feind drohte im Hintergrunde, Jacobäa's Oheim Johann von Baiern, der schon seit vielen Jahren als Fürstbischof in Lüttich waltete, sich aber immer nicht wollte weihen lassen. Nach holländischem Landesrecht konnte zwar eine Frau regieren. Holland war aber auch deutsches Reichsland und die Nachfolge auf seinen Thron gehörte dem baierischen Fürstenhause: nach deutschem Lehnrecht wie nach Hausrecht der Wittelsbacher konnte nur ein Mann Erbe sein. Johann von Lüttich gab nicht undeutlich zu erkennen, daß von Rechtswegen er „Ruhwart" d. h. Vogt und Regent sei in Jacobäa's Landen. So großen Gefahren gegenüber erschien den Hoeks als die einzige Rettung ihrer Fürstin eheliche Verbindung mit ihrem Vetter, dem jungen Herzog von Brabant; denn dieser war ein Prinz des burgundischen Hauses und ihm zur Seite stand die brabanter und burgunder Macht. Was aber wußte J. von diesem Johann von Brabant? Nichts, als daß er ein Tölpel sei von fünfzehn Jahren, jünger noch als sie, und ein schwachsinniges Geschöpf in den Händen seiner Schmeichler und Günstlinge.

Allein J. blieb wenig Zeit zu denken und zu wählen. Sie mußte eilen, erst Holland den Feinden zu entreißen und sich die Landeshuldigung zu erkämpfen; denn von ihren Anhängern erschallte ein Hülferuf nach dem andern. An der Spitze eines Kriegszugs verließ sie den Hennegau, die Hoeks strömten ihr entgegen, der Yßelstein fiel wieder in ihre Hände, die Huldigung wurde vollzogen, und nun folgte zu Viervliet am 31. Juli 1417 die feierliche Verlobung mit dem Herzog von Brabant. Die Hoeks glaubten, sie müßten die gute Zeit benutzen, durch Strenge und Schrecken die Macht der Kabeljaus zu vernichten: ihre Fürstin gab dem schlimmen Rathe nur zu leicht Gehör. Denn sie war die ächte Tochter Herzog Wilhelms, in ihr lebte das Feuer seiner Seele, und kein höheres Ziel schwebte ihr vor, als eine Regentin zu sein in der Kraft und dem Geiste ihres Vaters. Der Yßelstein wurde bis auf den Grund geschleift, aus jeder Stadt wanderten Kabeljaus in die Verbannung. Nur die Dortrechter verschlossen vor J. hartnäckig ihre Thore und erklärten: es schicke sich zu warten, bis durch den Ausspruch von Kaiser und Reich feststehe, wer der rechte Erbe von Holland.

Das Beispiel der mächtigsten Stadt blieb nicht ohne Eindruck, während das Wüthen der Hoeks zur Folge hatte, daß von J. die Herzen vieler Unterthanen sich abwandten. Dies ließ die Pläne des gefürchteten Oheims reifen. Er hieß „Johann ohne Gnade", weil er einen Aufstand der Lütticher furchtbar niedergeworfen und gerächt hatte: jetzt gab er mehr und mehr Raum den städtischen Freiheiten. Insgeheim versicherte er sich der Zustimmung des Kaisers Sigismund, der nur mit Erbitterung es ansah, wie das stolze burgundische Haus in den Niederlanden weiter und weiter sich ausdehnte. Der Verlobung hatte Johann zugestimmt, jedoch mußte seine Nichte einstweilen seine Mitregierung annehmen. Als nun die Unzufriedenheit in ihren Landen und das Gebahren der Hoeks um sich griff, erschien er zu Dortrecht und ließ einen offenen Brief an die Städte ausgehen: wie das Land voll Parteiung und Ungerechtigkeit sei und er den guten Städten helfen müsse, daß sie ihre Privilegien und guten Gewohnheiten ungekränkt behielten; denn er sei der rechte Schirmherr und Ruhwart ihrer Lande, so lange seine Nichte ohne ehelichen Vogt. Johann wußte wol, daß die brabanter Hochzeit noch auf sich warten lasse, bis die Dispensation zur Heirath der Blutsverwandten vorliege. Auf die erste Kunde von des Oheims Auftreten eilte J. herbei und berief Adel und Städte nach Schoonhoven zum Landtag.

Heftig traten sich dort Nichte und Oheim entgegen, und das Ende war, daß der Letztere nach Dortrecht ging und ihr seine letzte Mahnung zuschickte, entweder seine Vogtschaft anzunehmen oder den Krieg. Sie wählte den Krieg. Da schrieen die Kabeljaus vor Freuden auf, jetzt hatten sie wieder ein Haupt aus der fürstlichen Familie selbst. Zu Schiff und zu Roß kamen von allen Enden die Schaaren der Verbannten und Geächteten nach Dortrecht, und Johann von Baiern empfing dort am 10. November 1417 die feierliche Huldigung.

Der Kampf begann vor Rotterdam, das die Kabeljaus belagerten und hart bedrängten. Mit einem starken Heer, welchem sich die ritterlichen Degen von Brabant, Hennegau und Holland zugesellt hatten, zog J. heran. Siebzehnjährig war sie schön wie je ein Weib gewesen, und wer sie anschauete, empfand auch die Zuströmung von dem hohen und ruhelosen Geiste, dem feurigen Willen, der aus ihren Augen blitzte. Rotterdam wurde befreiet, der Feind zog sich zurück. Da kam Nachricht, er habe die Stadt Gorkum genommen, nur die Burg halte sich noch. Diese Stadt war der Schlüssel zum ostwärts liegenden Holland, in den Händen der Kabeljaus der wichtigste Waffenplatz. Ein Bangen schlich viele Hoeks an, denn es war großes Geschrei im Lande über das zahllose Volk, das die Kabeljaus nach Gorkum brächten. Jacobäa's Boten eilten zu allen Freunden, eilends aufzubrechen mit allen Schiffen und Leuten, die sie erraffen könnten. Auf dreihundert Schiffen fuhr mit sechstausend Mann die junge Fürstin am 1. December über die Strombreite hinüber nach Gorkum, zog durch die Burg auf den großen freien Platz vor der Stadt und stieß dort ihr Rennfähnlein in die Erde. Der feindliche Feldherr, eine Blume der Ritterschaft, war der junge Herr von Arkel, dessen Vaterstadt Gorkum war. Er ließ durch seinen Herold zum Gottesgericht die Schlacht auf den andern Tag entbieten; die Hoeks antworteten: Streitens wegen seien sie gekommen und sie wollten streiten, bis ihre Feinde daran genug hätten. Beide Feldherren knieten nieder und empfingen den Ritterschlag. Dann begann die Schlacht mit schrecklichem Toben und Wüthen. Siebenmal griffen die Hoeks an, siebenmal wurden sie zurückgeworfen, endlich fingen die geldrischen Hülfsvölker der Kabeljaus an zu flüchten und rissen die andern mit sich. Jetzt sättigte sich die Parteiwuth im Morden, fast der dritte Theil der Kabeljaus fand den Tod. Um den erschlagenen Arkel lagen alle seine Jugendfreunde. Als man ihn erkannte, brach J. in Thränen aus, und man erzählte sich, ihn habe sie heimlich geliebt, und hätte er gewollt, wäre er Herr von Holland gewesen.

Unterdessen gab auf dem Concil zu Konstanz die brabantische Ehesache nicht wenig Gerede und Geschäfte. J. war mit ihrem Verlobten Geschwisterkind und außerdem im dritten Grade verschwägert. Die burgundische oder französische Partei betrieb eifrig die Dispensation, die deutsche oder kaiserliche hielt ihr heftig das Widerspiel. Sobald Martin V. Papst geworden, nahm er das brabanter Gold und fertigte am 22. December die Dispensationsbulle aus. Da aber der Kaiser ihn zornig zur Rede stellte, Johann von Baiern in des Papstes Hände sein Lütticher Bisthum zurückgab und die Hand Elisabeth's von Görlitz, einer Nichte des Kaisers, erbat, widerrief Martin am 5. Januar 1418 seine Dispensation und ertheilte Sigismund Johann die kaiserliche Belehnung mit Holland, Seeland und Hennegau. Jedoch die Brabanter wußten es zu machen, daß die Widerrufsbulle immer noch nicht besiegelt wurde; nach Brabant kam bloß eine Abschrift, zugleich aber die Nachricht, nächstens würden Kaiser und Papst verschärfte Verbote gegen die Vollziehung der Heirath erlassen. Da beschlossen die Hoeks und ihre brabanter Freunde rasch den Riegel der vollbrachten Thatsache vorzuschieben. Am Abend des 10. März 1418 wurde J. im Rittersaal im Haag ihrem Verlobten bürgerlich angetrauet. Wohl erklärte jetzt der Papst öffentlich, diese Ehe sei nichtig, heimlich aber ließ er wissen, sobald er dem Kaiser aus den

Augen sei, werde er wol seinen Widerruf widerrufen. Aerger war niemals um ein Recht zur Ehe gewürfelt. Johann von Baiern aber vollzog seine Ehe mit des Kaisers Nichte und trat jetzt auf als der rechte und alleinige Herr und Lehnserbe in Jacobäa's Landen. Er bewilligte am 20. Juni 1418 den holländischen Städten ein beständiges Parlament, Ausdehnung ihres Bürgerrechts auf das ganze Land, freies Kriegsrecht und erwünschte Markt-, Münz- und Zollfreiheiten. Da mehrten sich aller Orten seine Anhänger und die Kabeljaus ließen hören: „Von so jungen Leuten, wie J. und ihr Gemahl, die sich ganz mit leichtsinnigen Leuten umgeben, sei nimmer Hülfe und Stärkung für das Land zu hoffen". Die brabanter Stände aber, mit den Holländern zu Antwerpen versammelt, erklärten ihrem Herzog: „Seine Rirrerehre fordere es, die Erblande der Herzogin zu retten und zu schützen wie seine eigenen, und sie wollten ihm beistehn mit Gut und Blut." Noch im Juni 1418 setzten sich zwei Heere gegen Dortrecht in Bewegung, ein brabanter und ein holländisches. Die mächtige Stadt wurde mit Blockhäusern umzingelt, deren Wälle man mit Wurfmaschinen besetzte. Allein die Dortrechter spotteten aller Anstrengung der Belagerer. Fort und fort machten sie glückliche Ausfälle. Die Belagerung zog sich von einer Woche in die andere. Die Brabanter wurden schwierig, erlitten eine harte Niederlage und zogen ab. Nach und nach folgten ihnen holländische Mannschaften. Zuletzt erstürmte Johann von Baiern am 8. August auch die Hauptverschanzung der Hoeks und ihre Tapfersten fielen bis auf den letzten Mann.

Nun entfalteten die Dortrechter und andere Kabeljaus siegreich ihre Flagge auf allen Gewässern. Rotterdam ging an sie verloren und sie griffen immer weiter. J., verlassen von ihrem Gemahl und seiner Hülfe, vertheidigte sich mit ihren Hoeks Schritt für Schritt. Die Parteien hatten sich ineinander verbissen wie wilde Thiere und unter ihren grimmen Streichen seufzte und blutete das ganze Land. Da legte sich der burgunder Vetter, den man später Philipp den Guten d. h. den Tüchtigen nannte, ins Spiel und ließ nicht ab, hin und her zu reisen und zu vermitteln, bis zu Workum die Häupter zusammen kamen und am 13. Febuar 1419 den allgemeinen Frieden siegelten. Johann von Baiern erhielt zu seinen Eigenlanden noch Dortrecht, Rotterdam, Gorkum und andere Herrschaften, das Erbrecht auf Jacobäa's übrige Lande, falls sie kinderlos sterbe, und außerdem volle Regierung auf fünf Jahre zugleich mit ihrem Gemahl, der sofort für seinen Theil auf die Mitregentschaft für drei Jahre verzichtete. Dafür gab Johann die Rechte preis, die er vom Kaiser erworben und lieferte dessen Belehnungsbriefe aus. J. hatte nichts gerettet als die Ehre und das nackte Recht.

J. mußte nun ihrem Gemahle folgen an den brabanter Hof. Dieser aber war längst eine Stätte von Gelagen und Ausschweifungen, von Lärm und Verschwendung ohne Ende. Eine Schaar verderbter junger Edelleute bildete des Herzogs Umgebung, von welcher er sich, bleich und blöde in seinem ganzen Wesen, wie ein Verstandesschwacher leiten ließ. Hauptanstifter war der Hofmarschall T'Serclaes, ein harter ränkevoller Mann, dessen schöne Frau Laurette um den achtzehnjährigen Fürsten ihre Netze warf. Er warf alle Anhänger Jacobäa's aus den Hofämtern, und als sie ihre Hofdamen, die geliebten Gefährtinnen ihrer Kindheit, nicht lassen wollte, beschloß er sie auszuhungern. Er ließ ihnen weder Speisen noch Getränke zukommen und als bei der festlichen Hoftafel zu Ostern 1420 J. sich mit ihren Damen niederließ, wurde sie selbst auf das Köstlichste bedient, die armen Holländerinnen aber saßen vor leeren Gedecken und es war zum Gespötte des ganzen Hofes, bis sie fortgingen. J. wollte auch hinweg, kein Wagen, kein Zelter erschien. Da ging sie zu Fuße fort und laut weinend durch die Straßen Brüssels, daß es alle Frauen erbarmte und in den Männern der Zorn kochte über den blutigen

Schimpf, welchen man der schönen jungen Fürstin anthat. Die brabanter Landstände kamen eilends in Löwen zusammen, J. trat vor sie hin und rief sie an als Vertheidiger ihres Rechts und ihrer Ehre. Die Versammlung stimmte ihr zu. Ein neuer Heereszug nach Holland wurde beschlossen; denn dort bedrängte Johann von Baiern die Hoeks so sehr, daß sie aufs Neue sich kriegerisch wider ihn verbündeten. Allein die Brabanter kamen nur bis Gertrudenberg an der Grenze, welches die Macht der Kabeljaus belagerte. In achttägigen Gefechten beständig zurückgeworfen, hielten sie es fürs Beste, wieder abzuziehen. Dies geschah zu Ende des Octobers 1420. Wehrlos zog sich J. nach dem Hennegau zurück. Johann von Baiern aber trug seine kriegerischen Waffen nach Friesland, und in zwei Feldzügen eroberte er, was noch keinem Fürsten gelungen, die Herrschaft über die Friesen. In Brüssel hatten sich des Herzogs Genossen heimlich wider Volksfreiheit verschworen und ließen durch Rittervolk vom Rheine die Stadt überrumpeln. Da erhuben die Zünfte einen Aufstand nach dem andern und ruheten nicht eher, bis alle die Adligen und Patricier, welche Jacobäa's erklärte Feinde und in die Verschwörung verwickelt gewesen, das Blutgerüste bestiegen.

J. war jetzt voll Verachtung und Abscheu gegen ihren bleichen halbblöden Gemahl erfüllt. Sie ließ sich von Doctoren des Rechts Gutachten geben über die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe, und da diese nicht zu deren Gunsten lauteten, berief sie die Hennegauer Stände und erklärte ihnen am 16. Februar 1421, daß und warum sie ihre Ehe für nichtig halte und sich scheide von Johann von Brabant. Aufs Höchste erschrocken setzten ihr Vetter Philipp und ihr Oheim Johann Himmel und Erde in Bewegung. Umsonst, J. beharrte bei der eigenmächtigen Scheidung, und die Schwere der Schuld, welche sie damit auf sich lud, trieb weiter auf verhängnißvolle Bahnen. Als sie erfuhr, burgundische Mannschaft rücke heran, sie zu fangen, flüchtete sie heimlich nach England, wo die schöne Schutzflehende mit Freuden und glänzenden Ehren empfangen wurde. J. trat förmlich unter die Vogtei des Königs, dieser aber, der glorreiche Heinrich V., bestimmte ihr zum Gemahl seinen jüngsten Bruder Humfried von Glocester, bei dessen Gedenken ihr leidenschaftliches Herz zitterte in Wonne und Erregung. Denn Humfried, damals im dreißigsten Lebensjahr, war wie ein heller Strahl in der Schlacht und im Festsaal der gefeiertste Ritter. Wo er erschien, fesselte er durch das Adlige und Hinreißende seines Wesens. Für die Philosophie und Dichtkunst der Alten begeistert war er stets umringt von Gelehrten, die ihm ihre Werke widmeten. Herzog Philipp von Burgund aber erklärte: das sei ein blutiger Schimpf für ihn, den er nicht geduldig hinnehme, koste es was es wolle; denn Humfried habe seine Schwester heirathen sollen und J. habe ihren Gemahl, der ein Prinz des burgundischen Hauses sei, schmählich verlassen. Darüber blieb Jacobäa's Angelegenheit ein Jahr und länger in der Schwebe. Denn die Engländer standen erobernd auf französischem Boden und die burgundische Macht war ihr bester Verbündeter. Unfehlbar war Frankreich verloren und zerrissen, wenn Beide zusammenhielten, — gerettet, wenn England und Burgund sich feindlich gegenüber traten. In der römischen Curie wurde Jacobäa's Ehefrage noch immer untersucht, in London aber traten, wie aller Orten, Adel und Volk auf ihre Seite, und, was nicht wenig für sie und ihre Sache sprach, auch die Frauen. Als der König starb, veröffentlichte Humfried ein Gutachten von englischen Gelehrten, daß Johann von Brabant niemals Jacobäa's ehelicher Gemahl gewesen, vollzog mit ihr seine Vermählung am 30. October 1422 und begann sofort Flotte und Heeresmacht auszurüsten, um ihre Lande zu erobern. Jauchzend schaarten sich die englischen Ritter zu seinen Bannern. In den Niederlanden herrschte Furcht und Schrecken vor einer Landung der gewaltthätigen Engländer und Philipp erwarb sich für die wuchtige

Hülfe, welche er den Fürsten von Brabant und Holland verschaffte, die Zusage der Nachfolge in ihre Lande, da sie selbst kinderlos. Humfried aber wußte er in England selbst zahllose Fesseln und Hindernisse zu bereiten, bis dieser endlich sich herbeiließ, sich einem Schiedsspruche von Räthen und Doctoren, die von seinem älteren Bruder Bedford, dem Regenten, und von Philipp ernannt sich im Februar 1424 zu Paris versammelten, zu unterwerfen. Da stritten nun zwei Fürsten, welche dieselbe Frau geheirathet, mit Rechtsgründen darum, wem sie gehöre, und der Endentscheid ging dahin: der Papst müsse den Proceß in Bezug auf den Besitz, wer sie besitzen dürfe, und sodann in Bezug auf das Recht. wer sie behalten dürfe entscheiden, bis dahin sei jedes thatsächliche Vorgehen untersagt. Humfried und J. warteten nun wieder bis zum Herbst, dann aber erklärten sie: bis das römische Urtheil erscheine, könnten sie alt und grau werden, und fuhren mit fünftausend Mann und dreihundert Ritern hinüber nach Calais, marschirten eilig nach dem Hennegau und ließen sich dort huldigen unter Freuden und Frohlocken der Bewohner. Nun gerieth Alles in Bewegung, die Hoeks kamen in hellen Haufen gezogen, und da sie ihres furchtbarsten Feindes, Johann von Baiern, nicht Herr werden konnten, ließen sie ihn vergiften. Sein vertrauter Hofmarschall, der Jacobäa's natürliche Schwester und Anhängerin zur Frau hatte, strich ihm Gift ans Gebetbuch, in Folge dessen der Herzog am 6. Januar 1425 starb.

Mit einer Erbitterung ohne Gleichen traten sich jetzt Philipp und Humfried entgegen, Beide glühend von Ruhmsucht, der Eine ein glänzender Ritter, der Andere ein tiefschlauer Staatsmann und gehärteter Egoist. Philipp ließ ein allgemeines Aufgebot ergehen, gleich als wäre Humfried ein Feind der Christenheit. Man sprach von mehr als hunderttausend Mann, die sich aufmachten. Darüber schrieb dieser einen zornigen Brief an Philipp und erhielt die Aufforderung zum Zweikampf zur Antwort. Natürlich nahm er an, Leib gegen Leib wollten sie mit dem Degen Jacobäa's Sache ausfechten. Diese erhielt damals den Namen Dame Jacques la desirée. Während aber Beide große Anstalten machten zum öffentlichen Zweikampf am nächsten St. Georgstag, wurde Humfried von Philipp's Vertrauten, die in England das Heft in Händen hatten, abgerufen und dort durch allerlei festgehalten, daß er nicht wieder übers Meer kommen und sich in St. Omer gegen Philipp stellen konnte. J. war in Mons, der Hauptstadt des Hennegau, geblieben, die jetzt von einem gewaltigen Heer der Brabanter und Burgunder belagert wurde. Die Bewohner hatten gelobt, die Fürstin wie ihr Kleinod zu beschützen, die Vornehmen hielten auch standhaft die Treue, als aber der Hunger in die Häuser einzog, da hörten die Zünfte auf des Burgunders gleißende Anerbietungen und lieferten ihm Stadt und Fürstin aus. „Euer leidvolles und geliebtes Kind, das unsäglichen Schmerz leidet um Euretwillen" — so schließt ein Jammerbrief, den J. am 6. Juni an Humfried um Hülfe und Rettung schrieb. Acht Tage später war sie Philipp's Gefangene auf dem Gravenstein, einer alten Burg in Philipp's Stadt Gent. Vergebens ließ sie in Rom ihren Proceß betreiben, die Kardinäle verhandelten noch darüber, ob erst das Recht zum Besitze der Frau, oder erst das Recht der Ehe, oder beides zugleich zu entscheiden.

Da aber das englische Parlament jetzt anfing, der Gefangenen sich anzunehmen, dachte Philipp sie nach Lille zu schaffen, um sie dann hinter den Mauern eines Schlößchens in Savoyen verschwinden zu lassen. J. erfuhr, daß ihr wenig anderes als ewiges Gefängniß bevorstehe, da fand ihr erfinderischer Geist Mittel, sich mit den Hoeks in Holland in Verbindung zu setzen. Zwei Ritter kamen als gewöhnliche Handelsleute mit Packpferden nach Gent und ließen Jacobäa's Mädchen Knabenanzüge zustecken. Als junge Pagen verkleidet entwichen Beide am Abend des 31. August 1425, während man die Fürstin in der geheizten Badkammer glaubte, aus

der Burg, gingen vorsichtig durch die Straßen, bis sie vors Thor kamen, wo die Freunde mit den Rossen harrten. Nun ritten sie spornstreichs Tag und Nacht und auf heimlichen Wegen, bis als der vierte Morgen dämmerte, J. in Holland war und vor dem Burgthor eines erprobten Freundes, des Ritters von Vyanen, anklopfte und alsbald im prangenden Geleite zu Schiffe nach Schoonhoven, Gouda, Oudewater fuhr, den wohlverschanzten Waffenplätzen der Hoeks. „Vrouw Jacoba wieder da!" Das flog wie Lauffeuer durch Städte und Dörfer, aus allen Verstecken kamen die Hoeks lachend hervor und drängten sich, der bewunderten Fürstin Blut und Leben anzubieten.

Jetzt begann in Holland ein dreijähriges unaufhörliches Stürmen und Streiten, wie es grimmiger, blutiger, verheerender niemals gesehen war. Sechs große Heerzüge, mehrmal von 20,000 Mann, führte der reiche Burgunder nach Holland, J. machte fast all seine Anstrengungen zunichte. Sie eröffnete sofort den großen Kampf mit einem glorreichen Sieg bei Alfen im October 1425. Im nächsten Januar erschien eine englische Flotte mit trefflich ausgerüstetem Heere, das in der Mordschlacht bei Brouwershaven erschlagen wurde. Gleich nach dieser Niederlage, die man für entscheidend hielt, kam das Urtheil von Rom: J. solle bei dem verwandten Herzog von Savoyen, welchen der Papst zum Sequestrator ernenne, in Verwahr bleiben, bis das Endurtheil in ihrer Ehesache gesprochen sei. Humfried wurde wieder durch die feinsten Ränke und Verstrickungen in England zurückgehalten und suchte Trost in den Armen der schönen und geistvollen Eleonore von Cobham, einer Hofdame Jacobäa's, die er aus dem Hennegau mit sich genommen. Der Kaiser hatte mit Türken und Hussiten zu thun und konnte die niederländischen Reichslande nicht schirmen vor der burgundischen Habgier. Von aller Welt außer ihren treuen Hoeks verlassen hielt die Muthige aus. Ihr männlicher Geist erkannte auf der Stelle was zu thun und blitzschnell war die Ausführung, sie war fast überall dabei, in jeder Schlacht ihr Banner in der Hand. Nach ihrem zweiten Siege bei Alfen knieeten die sieben Tapfersten um sie her und empfingen den Ritterschlag. Philipp wußte nichts anderes zu thun, als die Hoeks hinzurichten und auszurotten wo er ihrer habhaft werden konnte, ihr Gebiet mit Blockhäusern und festgeankerten Kriegsschiffen zu umzingeln und J. langsam ein Stück Landes nach dem andern zu entwinden, das er dann sofort mit dichtem Kriegsvolk besetzte. Als er ihre holländischen Hülfsquellen zerstört hatte, rief sie die friesischen Bauern zum Kampfe und wußte sie aufzuregen, daß die eisernen Herzen sprüheten vor Grimm und Feuer. Als diese Bauern unter der burgundischen Uebermacht zerstampft und zertreten lagen, warf sie den Krieg über das ganze Utrechter Land. Philipp zählte ebensoviele Niederlagen als Siege. Als endlich das päpstliche Haupturtheil am 9. Januar 1429 erfolgte, daß Jacobäa's Ehe mit dem Brabanter gültig, jede andere bei seinen Lebzeiten nichtig sei, verlangte Philipp von ihr nur noch dies Eine, daß sie mit Humfried breche. Sie aber wäre lieber hundertmal gestorben und schrieb die rührendsten Briefe nach London an den König. „Um Gottes willen erbarmt Euch des leidvollen Lebens, das mich in meinen Jugendtagen mein Vetter von Burgund rechtlos erdulden läßt." Das Mitgefühl der Engländer regte sich wieder. Eine große Schaar angesehener Frauen drang eifernd ins Parlament und klagte Humfried an, daß er in öffentlicher Schande mit einer Buhlerin lebe und sein heldenmüthiges Weib in Kummer und Bedrängniß verderben lasse. Der Adel sammelte ein neues Heer von 6000 Mann zur Ueberfahrt nach Holland. Da — heirathete Humfried die Cobham, dieselbe, die später ihrer schwarzen Künste wegen verurtheilt mit bloßen Füßen, eine pfundschwere Kerze in der Hand, durch die Straßen Londons in ewiges Gefängniß ging.

Als die unglaubliche Nachricht von Humfried's Heirath sich bewährte und das für sie vom englischen Adel ausgerüstete Heer, ihre letzte Hoff=

nung, nach Frankreich ging, brach Jacobäa's Muth. Sie schloß zu Delft am 3. Juli 1429 mit Philipp einen Frieden, der allen Hoeks Rückkehr und Eigenthum, ihr selbst aber ihre Erblande sicherte, jedoch mußte sie Philipp als ihren Erben und auf so lange, bis sie sich mit seiner Genehmigung wieder verheirathe, als Mitregenten anerkennen. Der furchtbare Krieg war beendet. Er hatte zwei wichtige Folgen. Er rettete Frankreich: dieses erhielt Zeit, sich zu sammeln, während Burgunder und Engländer ihre Anstrengungen auf Holland richteten, und als J. ihre strahlenden Waffen niederlegte, nahm ein halbes Jahr später die Jungfrau von Orleans sie wieder auf. Den Hoeks aber zerstörte der Würgekrieg Macht und Muth, sie mußten Frieden geben, und es gewann Oberhand der Gedanke des liberalen Bürgerthums, daß es am besten sei, wenn der Herzog von Burgund, den man den „großen Kabeljau" nannte, alle Niederlande unter einem Fürstenhut vereinige.

J. regierte nun einige Jahre ihre Erblande in friedlichem Einverständniß mit Philipp. Ihr liebster Aufenthalt war die seeländische Insel Südbeveland, wo es ringsum stille war und sie den tröstenden Anblick des ruhig gewaltigen Meeres vor Augen hatte. Dort hatte auch seine Heimath Philipp's getreuester Anhänger, der mächtige Herr von Borsselen. Hohe ritterliche Gestalt, ein fröhliches und tapferes Herz, ruhiges Blut und weitsichtiger Verstand waren sein Erbtheil von Natur. Große Reichthümer und berühmte Ritterfahrten — er war in seiner Jugend bis zum heiligen Grabe gewesen — erhöhten den Ruhm seines erlauchten Geschlechts. Philipp hatte ihn zu seinem Statthalter bestellt, da sah er zu oft die Fürstin und beide faßten eine tiefe Neigung zu einander. Im J. 1432, als in England und allen Niederlanden Haß und Aufruhr wider den stolzen Burgunder sich regte, vermählte sich J. heimlich mit Borsselen, sie die junge Löwin der hoekischen Partei und er der Vornehmste der Kabeljaus, damit beide Parteien nun ein einziges Haupt erhielten. Als der wachsame Vetter Philipp davon Wind bekam, erschien er zu Ende des Octobers im Haag zum Besuche, war voller Liebenswürdigkeit und saß mit seiner schönen Base zur Tafel herrlich und in Freunden. Als des Abends Borsselen, wie es Sitte war, ihn bis an seine Gemächer geleitete, wurde er plötzlich ergriffen, in ein bereit stehendes Schiff gebracht und zum fernen Kerker geführt. Wollte J. den Geliebten lebend wiedersehen, mußte sie auf all ihre Lande zu Gunsten ihres burgunder Vetters verzichten. Dies geschah feierlich und förmlich am 12. April 1433, sie behielt sich, außer freier Jagd in allen Landen des Vetters, ein artiges Fürstenthum bevor und für Brosselen den Titel Erbprinz von Holland. Als nun ihre Abdankung vollzogen war, als nun Ruhe und Entsagen für immer ihr Loos geworden, erblichen rasch ihre Kräfte. Schwindsucht befiel sie, der Feuergeist hatte die zarte liebliche Hülle verzehrt. Sie lebte noch viertehalb Jahre und starb, nachdem sie ein wohlthätiges Testament gemacht, auf ihrem Schlosse zu Teylingen.

Jakobäa und ihre Zeit. Acht Bücher niederländischer Geschichte von Franz v. Löher. 2 Bände. Nördlingen, Beck 1862. 1869. v. Löher.

Jacobe, Herzogin von Jülich, geb. am 16. Januar 1558, † 1597, die älteste Tochter des Markgrafen Philibert von Baden-Baden und der Herzogin Mechtildis von Baiern. Die Mutter verlor sie bereits 1565. Nachdem auch ihr Vater am 3. October 1569 in der Schlacht von Moncontour, wo er, obgleich Protestant, gegen die Hugenotten stritt, gefallen war, wurde J. am Hofe Herzog Albrechts V. von Baiern, ihres Oheims, katholisch erzogen und blieb dort auch nach erlangter Volljährigkeit und Albrechts Tode. Ihre Vermählung mit dem vier Jahre jüngeren Erbprinzen von Jülich-Cleve, Johann Wilhelm, wurde zu Düsseldorf am 18. September 1584 durch Vertrag vereinbart, am

16. Juni 1585 mit außerordentlicher Pracht vollzogen. Dieselbe war das Werk des Kurfürsten Ernst von Köln und seines älteren Bruders Herzog Ferdinand von Baiern, welche Johann Wilhelm durch eine ihm geistig überlegene, streng katholische und zu dem bairischen Hause in engster Beziehung stehende Gattin in kirchlicher und politischer Hinsicht für die Restaurationspartei zu gewinnen beabsichtigten und die Hoffnung hegten, auf diese Weise in Zukunft die Vernichtung des in den jülicher Landen mächtig um sich greifenden Protestantismus bewirken und für die Behauptung des eben erst Gebhard Truchseß entrissenen Kölner Erzstiftes einen kräftigen Rückhalt erlangen zu können. J. hatte sich ihren Absichten anfangs widersetzt, denn sie hatte sich heimlich mit dem Grafen Hans Philipp von Manderscheid verlobt. Nachdem dieser vom bairischen Hofe entfernt worden, hatten sie jedoch Ehrgeiz und vielleicht auch Glaubenseifer im Verein mit den Vorstellungen ihrer Verwandten zum Nachgeben bestimmt. Das Verhältniß zu ihrem Gemahl wurde ein herzliches. Dagegen waren ihr Schwiegervater, Herzog Wilhelm IV., und dessen Räthe ihr von vornherein abgeneigt, denn diese hatten nur ungern und erst auf Andringen des Kaisers, Spaniens und des Papstes in die Heirath gewilligt. J. vermochte nicht die ihr so entgegentretenden Schwierigkeiten zu überwinden. Sie war eine sehr begabte Frau, aber sie wußte weder ihren Ehrgeiz noch ihre Leidenschaftlichkeit zu zügeln; es fehlten ihr Zähigkeit, nüchterne Berechnung, politischer Blick und innere Selbständigkeit, und Widerwärtigkeiten und Kränkungen erfüllten ihr weiches Gemüth mit Gram, statt ihre Thatkraft zu spornen. Ueberdies erregte sie durch ihre Verschwendung, ihre Vergnügungssucht und ihre Liebhaberei für Narren, Schauspieler, Mummereien und allerlei, mitunter anstößige Scherze Aergerniß und verletzte durch hochfahrendes Auftreten und schroffe Heftigkeit. Ihr Verhältniß zu Wilhelm IV. und dessen Räthen, an deren Spitze der Marschall von Berg, Wilhelm von Waldenburg, genannt Schenkern, stand, wurde bald ein feindseliges, da sie und ihr Gemahl von jenen in drückender Geldnoth gehalten wurden, Johann Wilhelm aber zur Politik seines Vaters oder vielmehr der Räthe, welche thatsächlich die Regierungsgewalt in Händen hielten und dieselbe mit Willkür und schnödem Eigennutz ausbeuteten, in Gegensatz trat und eigenmächtig die Unterdrückung des Protestantismus in Angriff nahm. Dies mochte man dem Einflusse Jacobens zuschreiben, welche nicht nur die kirchliche Frömmigkeit, sondern auch den Ketzerhaß und Bekehrungseifer der Restaurationspartei in hohem Maße besaß und im Mai 1587 von Sixtus V. als Anerkennung „ihrer hervorragenden Frömmigkeit und Ergebenheit gegen Gott und den apostolischen Stuhl“ die geweihte goldene Rose erhielt. Daß sie, deren Gemahl der einzige männliche Sproß seines Stammes war, kinderlos blieb, mußte ihr ebenfalls zum Nachtheil gereichen. Anfang 1590 wurde nun Johann Wilhelm wahnsinnig. Damit trat das Aussterben des jülicher Mannesstammes in gewisse Aussicht und zunächst drängte sich die Frage auf, wer nach dem bald zu erwartenden Tode des 74jährigen, bereits stumpfsinnigen Wilhelm IV. die Regentschaft führen solle. Um ihre Macht zu behaupten, wechselten Schenkern und dessen Genossen ihre Politik; sie suchten Rückhalt bei Spanien und dem Kaiser und bewirkten, daß Rudolf ihnen vorläufig die Regierung übertrug. Gegen sie erhoben sich indeß die evangelischen Stände von Cleve-Mark, angespornt durch die Interessenten, die protestantischen Schwiegersöhne Wilhelms IV., welche, um ihre Erbansprüche zu sichern, die Regentschaft in ihre Hände zu bringen oder dieselbe wenigstens dem kaiserlichen und spanischen Einflusse zu entziehen wünschten. Die Stände forderten einen Landtag, um die Macht der Räthe zu beschränken und Maßnahmen gegen die Einfälle und Durchzüge spanischer Truppen zu treffen. Als die Räthe die Berufung hartnäckig verweigerten, wandten sich die Stände im

April 1591 an J. Durch ihren Haß gegen die Räthe, durch ihren Ehrgeiz und durch den Wunsch, ihrer unwürdigen Stellung und Dürftigkeit ein Ende zu machen, sowie durch den Einfluß, welchen eine Schenkern und dessen Freunden abgeneigte Minderheit der Räthe, der einsichtige Führer der Protestanten, Graf Wirich v. Dhaun, und einige Leute ihrer Umgebung auf die Herzogin ausübten, wurde diese bestimmt, sich mit den Ständen zu verbinden. Es war lediglich ein Kampf um die Regierungsgewalt, welchen J. damit unternahm, aber die Verhältnisse waren bei demselben derartig gelagert und er nahm eine solche Entwickelung, daß J. als Gegnerin des Kaisers, Spaniens und des Katholicismus erschien und sich in Folge dessen derjenigen Bundesgenossen beraubte, bei welchen allein sie naturgemäß und zuverlässig Rückhalt hätte finden können. Jener ihr nachtheilige Eindruck ihres Vorgehens wurde bestärkt durch die Beziehungen, in welche sie auch zu den Interessenten trat, durch die Verleumdungen, welche ihre Schwägerin Herzogin Sibylle, eine giftige, ihr seit lange feindliche, alte Jungfer an katholischen Höfen gegen sie ausstreute, und durch eigene Unbesonnenheiten. So entschied der Kaiser am 13. December 1591 die Regierungsfrage zu ihren Ungunsten. Als gleich danach, am 5. Januar 1592 Wilhelm IV. starb, erneuerte sich der Streit. Jetzt bemühte sich J., den Kaiser und die katholischen Mächte und Stände für sich zu gewinnen, und bald ließ sie sich durch den einzigen Freund, der treulich zu ihr hielt und die Dinge einsichtig beurtheilte, durch den Kurfürsten Ernst von Köln nämlich, bestimmen, rückhaltlos auf die Seite der katholischen Partei zu treten, für die Anerkennung und Vertretung der Interessen dieser die bündigsten Zusagen zu geben und die Herstellung des Katholicismus mit Nachdruck zu fördern. Aber das Mißtrauen, welches gegen sie bestand, wirkte fort und wurde beständig durch die ihr feindlichen Räthe, durch Herzogin Sibylle und durch Fehler, welche J. aus Unbeständigkeit, Uebereilung oder Leidenschaftlichkeit beging, auf's Neue angeregt. Aussöhnungen mit den Räthen und Sibylle hatten bei dem beiderseitigen Hasse keinen Bestand. Mit den Interessenten brach J. selbst, um sich als dem Kaiser und dem Katholicismus ergeben zu beweisen. Mit den evangelischen Landständen wurde sie wie durch ihre kirchliche und politische Haltung so namentlich dadurch entzweit, daß ein kaiserlicher Commissar denselben eine Schrift mittheilte, worin sie gelobt hatte, nach äußerstem Vermögen den Katholicismus zu fördern und den Protestantismus zu unterdrücken. So war sie schließlich auf die Unterstützung beschränkt, welche ihr der Kurfürst von Köln und in geringem Maße der Papst und einige katholische Reichsstände gewährten. Es war ihr gelungen, ihre vornehmsten Feinde, Schenkern, den Haushofmeister Johann von Ossenbroich und den Vicekanzler Hardenrath von der Regierung auszuschließen, nicht aber, zu bewirken, daß der Kaiser ihr die Regentschaft übertrug, und die Räthe, welche die Geschäfte führten, räumten ihr nur geringe Gewalt ein. Ihre Stellung war eine so wenig mächtige und feste, daß der Plan gefaßt werden konnte, sie völlig zu beseitigen. Schenkern, Ossenbroich und die Herzogin Sibylle verständigten sich in diesem Sinne mit dem katholischen Adel von Jülich und Berg. Nicht nur der alte Haß gegen J. und der Wunsch, die verlorene Willkürherrschaft wieder zu erringen, trieb sie dazu, sondern vornehmlich die — auch für den Anschluß der Ritterschaft maßgebende — Absicht, zu verhüten, daß die jülicher Lande an die evangelischen Interessenten fielen, von welchen die Unterdrückung des Katholicismus und die Beschränkung der ständischen Freiheiten zu befürchten stand. In der Hoffnung, daß Johann Wilhelm in einer neuen Ehe Kinder erzielen könne, wollte man ihm die Möglichkeit zu einer solchen verschaffen. Schon Ende 1591 hatte Schenkern am kaiserlichen Hofe einen Scheidungsproceß einzuleiten versucht, indem er J. wegen „übermäßiger Unkeuschheit“ anklagte. Seit Ende 1592 hatte dann die Herzogin

den Anschlägen ihrer Feinde selbst Vorschub geleistet, indem sie mit einem jungen Adlichen, Dietrich v. Hall, einen Verkehr pflog, welcher den Verdacht des Ehebruchs gegen sie wachrief. Daß derselbe begründet war, ist nicht festgestellt, aber wahrscheinlich. Die Gegner Jacobens sahen in ihm eine willkommene Handhabe, um sie zu verderben. Von den katholischen und den durch ihn hinters Licht geführten evangelischen Ständen von Jülich und Berg unterstützt, besetzte Schenkern am 26. Januar 1595 unter dem Vorwande, Johann Wilhelm, welcher von J. unnöthiger Weise gefangen gehalten werde, zu befreien, den Sitz des herzoglichen Hofhaltes Düsseldorf, nahm die Regierung in seine und seiner Anhänger Hände, verhaftete J. und ließ sie durch Sibylle des Ehebruchs anklagen. Darauf wurde das Urtheil des Kaisers gegen sie angerufen. Rudolf II. trug jedoch Bedenken, die Herzogin dem Henker zu überweisen. Nur durch ihren Tod konnte aber nach katholischem Kirchenrecht Johann Wilhelm die Freiheit zu neuer Ehe gegeben werden. Daher ließen Schenkern und die ihm verbündeten Räthe den geisteskranken Herzog am 9. August 1597 ein Schriftstück unterzeichnen, worin er ziemlich unverhohlen die Beseitigung Jacobens verlangte. Darauf gestützt, forderten sie dann den Kaiser auf, das erwünschte Urtheil zu fällen oder sie zur Hinrichtung der Herzogin zu ermächtigen. Weder in der einen noch in der anderen Beziehung wurde ihnen willfahrt. Da fand man am 3. September 1597 die Herzogin, welche sich am Abende vorher gesund niedergelegt hatte, todt im Bette. Ohne Zweifel war sie auf Veranstaltung der Räthe erstickt worden. Ihr Schwager, Landgraf Georg Ludwig von Leuchtenberg, und die Herzoge von Baiern verlangten eine strenge Untersuchung über die Ursache ihres Todes. Der Kaiser lehnte jedoch dieselbe ab, weil er nicht gegen eine Partei, welche als die seine erschien, vorgehen und den Scandal nicht noch größer werden lassen wollte. Nicht einmal das erreichte Leuchtenberg, daß J. ein fürstenmäßiges Begräbniß erhielt: ihre Leiche wurde in der Kreuzkirche zu Düsseldorf belassen, wo sie ohne die üblichen Ehrenbezeugungen beigesetzt worden war und kein Denkmal ihre Gruft bezeichnete.

J. D. Schöpflin, Historia Zaringo-Badensis, III. 37 ss. Theodor Graminaeus, Fürstliche Hochzeit, so Wilhelm Herzog zu Gülch seinem Sohne rc. in Düsseldorf gegeben, 1585; [Auszug daraus bei Müller und Falke: Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, IV. 314 ff.]. Zell, Die badischen Fürstentöchter, 31 ff. Theiner, Annales ecclesiastici II. Die neuesten Abhandlungen, welche zugleich die älteren Bearbeitungen verzeichnen, sind: Stieve, Zur Geschichte der Herzogin Jacobe von Jülich, in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Bd. XIII, 1—197, und R. Goecke, Zur Proceßgeschichte der Herzogin Jacobe von Jülich in der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde, XV. 281—302. Stieve.

Jacobi: Adam Christoph J., Rechtsgelehrter, geb. am 7. November 1638 zu Gundorf bei Merseburg, aus einer Predigerfamilie, studirte in Leipzig und ging als Stadtschreiber nach Dresden. Im J. 1666 wurde er Rathsherr, 1668 Armenadvokat bei dem Appellationsgericht und promovirte 1671 in Wittenberg als Doctor juris. Nachdem er kurze Zeit Assessor im Oberconsistorium gewesen, 1673 zum Appellationsrath und 1677 zum Stadtsyndikus in Dresden ernannt worden war, verstarb er plötzlich bei der Hochzeit eines seiner Söhne am 14. November 1689. -- Man rühmt sein großes Gedächtniß, sein scharfes Urtheil und sein Geschick in Erledigung der ihm von Kurfürst Johann Georg III. übertragenen Staatsgeschäfte.

Ersch u. Gruber. Teichmann.

Jacobi: Andreas Ludolf J., gehörte einer niedersächsischen Pastorenfamilie an, aus welcher eine Reihe bedeutender Männer hervorgegangen ist. Der Pastor Johann Andreas J. (geb. 1680, † 1756) zu Wollershausen im

Amt Herzberg (Fürstenthum Grubenhagen) hinterließ zwei Söhne: den Commerzienrath Jacobi zu Düsseldorf, den Vater der beiden berühmten Brüder Johann Georg und Friedrich Heinrich J. (s. u.), und Johann Friedrich J. (geb. 1712, † 1791, s. u.). Von des Letzteren Nachkommen sind besonders ein Sohn und eine Tochter zu nennen. Letztere, Clara, heirathete 1779 den Kaufmann Martin Bernhard Hausmann zu Hannover: ihre Kinder waren der nachherige Professor der Mineralogie, Hausmann, zu Göttingen (s. Bd. XI S. 94), der Oberbaurath Bernhard Hausmann zu Hannover (geb. 1784, † 1869), einer der tüchtigsten Industriellen, um Stadt und Land gleich verdient, Sophie, die erste Gemahlin des Generals Sir Julius Hartmann (s. Bd. X S. 690), Caroline, verheirathet an den Professor Christ. Aug. Brandis zu Bonn (s. Bd. III S. 245). — Der Sohn Johann Friedrichs, Andreas Ludolf J., wurde den 21. Januar 1746 zu Hannover geboren, besuchte die Schulen zu Celle und Ilfeld (1761—64) und studirte Michaelis 1764 bis Ostern 1768 die Rechtswissenschaft zu Göttingen. Er war ein eifriger Zuhörer Pütter's, der ihm beim Abgange ein glänzendes Zeugniß seiner Fähigkeit und Geschicklichkeit ausstellte. Am 15. April 1768 wurde er als Advokat zu Celle beeidigt und bald darauf zugleich als Auditor bei der Burgvogtei zu Celle, dem herrschaftlichen Amte, zugelassen. Seine in dieser Zeit entstandene erste Schrift „Anleitung zur Kenntniß der Rechte in außergerichtlichen Handlungen“ (1772) wollte die Laien in der vorsichtigen Einrichtung der gewöhnlichsten Rechtsgeschäfte unterweisen und sie vor der Ausbeutung durch gewissenlose Advokaten schützen, aber die vom Verfasser gewählte Form war schwerlich im Stande, dem Verfahren derer, die mit der Aufbewahrung der hier verrathenen Geheimnisse Wucher trieben, wirksam zu begegnen. J. gab den Advokatenstand bald auf und trat in ständische Dienste über: 1773 wurde er zum Schatzsecretär, 1775 zum Syndikus der Lüneburgischen Ritter- und Landschaft bestellt. In diesem Amte, das er 50 Jahre bekleidete, erwarb er sich die größten Verdienste, so daß man ihm nachrühmen durfte, die Geschichte seiner Wirksamkeit mache einen guten Theil der Geschichte der Landschaft aus. Die gemeinnützigen Institute, welche sie begründete, waren vorzugsweise Jacobi's Werk: so das 1784 errichtete Celler Entbindungshaus und die damit verbundene Hebammenlehranstalt und das 1790 nach langjährigen Vorbereitungen ins Leben gerufene ritterschaftliche Creditinstitut, das ein Muster für ähnliche Anstalten in den übrigen Landestheilen wurde. J. wurde der Assistent des neuen Instituts; der bescheidene Name barg die Thätigkeit des eigentlichen Dirigenten. Im J. 1791 machte er, um seine Schwester, die in den Dienst der Königin Charlotte von England trat, zu begleiten, eine Reise nach London und besuchte auf der Heimkehr Paris. Mit so vielen seiner Zeitgenossen glaubte er Frankreich auf dem Wege, ein äußerst beneidenswerthes Land zu werden und mußte gleich selbst in Lille erfahren, wie sich Freiheit und Gleichheit in der Praxis ausnahmen. Die politische Aufregung in der eigenen Heimath trug ihm die Anfeindungen der entgegengesetzten Parteien ein: in Celle schlug man Pasquille auf ihn an, weil man in ihm den Vertreter der Ritterschaft, den Leiter des Creditinstituts sah, das die einträglichen Concurs- und Vermögensverwaltungen vermindert hatte; in Hannover denuncirte man ihn dem General v. Freytag als den ärgsten Jacobiner. Er ließ sich nicht beirren und der König zeichnete ihn dadurch aus, daß er ihm auf Antrag der Geheimenräthe „in Betracht seiner Geschicklichkeit, Fleiß und Rechtschaffenheit“ Charakter und Rang eines Hofraths beilegte. Durch seinen Vater früh mit Interesse für die Landwirthschaft erfüllt, ward ihm schon mit 26 Jahren die Ehre zu Theil, als Mitglied der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft aufgenommen zu werden; als er dann 1779 im hannoverschen Magazin die Abhandlung veröffentlichte: „Ueber einige neuere

Zweifel wider den Nutzen der Fabriken und Manufacturen in fruchtbaren Staaten“, erwählte man ihn in den engern Ausschuß der Gesellschaft, an deren Spitze seit dem Tode Johann Friedrich Jacobi's der Landschaftsdirector Friedrich Ernst v. Bülow (s. Bd. III S. 524) stand. Das Zusammenwirken Jacobi's in seinem ständischen Amte wie in seiner Vereinsstellung mit Männern wie Bülow, seinem Nachfolger v. Lenthe, seine nahen Beziehungen zu Albrecht Thaer trugen für das Land, namentlich für die Besserung der agrarischen Verhältnisse die schönste Frucht. Als die Gemeinheitstheilungs-Ordnung für das Fürstenthum Lüneburg, für die sich Georg III. persönlich lebhaft interessirte, unterm 25. Juni 1802 die königliche Genehmigung erhielt, erkannte die Regierung die ausgezeichneten Verdienste Jacobi's um das Zustandekommen dieses Werkes an, das in- und außerhalb des Landes zum Muster genommen wurde. Weitere gesetzgeberische Pläne wurden durch die feindliche Occupation des Landes unterbrochen. Die Franzosen ließen zunächst die Landschaften als eine Handhabe für Steueranforderungen und sonstige Ansprüche bestehen und häuften alle Last und Verantwortlichkeit auf den Landsyndicus. Während der preußischen Besitznahme im Sommer 1806 ging J., der aus dem Oberappellationsrath Grafen v. Hardenberg und dem Freiherrn Grote bestehenden Deputation beigegeben, nach Berlin, um mit dieser beim Könige die Aufrechterhaltung der ständischen Verfassung und Erleichterung der Lasten zu erwirken. Die französische Gouvernementscommission, welche die nicht zum Königreich Westfalen geschlagenen Theile von Hannover verwaltete, bestellte J. 1807 nach Aufhebung der landständischen Verfassung zum Subdelegirten für das Fürstenthum Lüneburg, aus welcher Stelle ihn das Jahr 1810 befreite, um ihn als königlich westfälischen Director der indirecten Steuern erst nach Lüneburg, dann nach Uelzen, und im folgenden Jahr als interimistischen Domänendirector nach Magdeburg und 1813 nach Braunschweig zu bringen. Nach Abwerfung der Fremdherrschaft kehrte er in seine alte ständische Stelle zurück und erhielt, da durch die Errichtung eines allgemeinen Landtages die Thätigkeit der Provinzialstände und damit zugleich Wirksamkeit und Einnahme des Landsyndicus erheblich verringert waren, die Direction der directen und indirecten Steuern für das Fürstenthum Lüneburg: ein Amt, das den Fähigkeiten des thätigen Mannes wenig entsprach. Die erste Wiederkehr des Tages von Waterloo, an dem drei seiner Söhne mitgefochten hatten, gab ihm Anlaß zur jährlichen Feier des 18. Juni aufzufordern, um im Volke den Gemeingeist und die Aufopferungsfähigkeit zu beleben, die Fürsten und ihre Cabinette daran zu mahnen, daß Mangel an Einigkeit Deutschland alle erduldeten Drangsale zugeführt habe. Die königliche Landwirthschaftsgesellschaft, welche während der Franzosenzeit in Stillstand gerathen war, erwählte ihn nach ihrer Reorganisation im J. 1816 in die einst von seinem Vater bekleidete Stelle des Directors. Bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum im J. 1823 ertheilte ihm die Göttinger Juristenfacultät das Ehrendiplom eines Doctors der Rechte. J. starb am 22. Juli 1825 zu Celle. In erster Ehe war er verheirathet mit Louise Sophie Charlotte Schweppe († 1787), in zweiter seit 1788 mit Wilhelmine Thaer, der Schwester seines Freundes Albrecht Thaer. Sein Sohn zweiter Ehe war der General der Infanterie und letzter Kriegsminister des Königs Ernst August, Karl J. (s. u.). — Jacobi's rege schriftstellerische Thätigkeit galt vorzugsweise den ihm durch sein amtliches Wirken zugewiesenen Gebieten, außerdem auch Fragen der Rechtsphilosophie und Gesetzgebungspolitik. Letzterer Art sind: „Versuch einer Apologie der Todesstrafen“ (1776), „Beitrag zur Entwickelung der natürlichen Rechte der höchsten Gewalt“ (1783), Aufsätze, die nebst einigen anderen in der Sammlung: „Einige Staatsangelegenheiten“ (1787) umgearbeitet wiederholt wurden. Seinem Eide, sich die Vertheidigung der Landesprivilegien aufs äußerste angelegen sein

zu lassen und sie gegen jedermänniglich zu mainteniren, kam er nicht blos dadurch nach, daß er Angriffen gegenüber das bestehende Recht nachwies und klar legte, wie in der gegen den Hofgerichtsassessor v. Duve gerichteten „Prüfung einiger in Umlauf gebrachten Forderungen, die landschaftliche Verfassung des Fürstenthums Lüneburg betreffend" (1794), sondern auch in der Weise, daß er, frei von aller Geheimnißkrämerei altständischer Zeit, die Landtagsabschiede und andere die Verfassung des Fürstenthums Lüneburg betreffende Urkunden (2 Thle., 1794—95) vom 14. Jahrhundert bis auf die neuere Zeit herunter nach den Originalen der Archive veröffentlichte. Ein darstellendes Werk „Die landschaftliche Verfassung des Fürstenthums Lüneburg" ist erst 1846 aus dem Nachlasse Jacobi's durch den Landsyndicus v. Lenthe zum Druck befördert worden. Auch die einzige noch heutzutage in der Geschichte des deutschen Staatsrechts genannte Schrift Jacobi's darf man hierher ziehen: „Versuchte Auflösung einiger Zweifel über das Alter und die Repräsentationsrechte deutscher Landstände" (1798), die zur Widerlegung von „Posse, Ueber das Staatseigenthum in den deutschen Reichslanden" (1794) und „K. H. Lang, Historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände" (1796) geschrieben ist. Das ritterschaftliche Creditinstitut des Fürstenthums Lüneburg erläuterte er in den von ihm und dem Freiherrn v. Ende herausgegebenen „Sammlungen für Geschichte und Staatskunde" (Celle 1802), die Gemeinheitstheilung, die ihm zu historischen Untersuchungen über die Geschichte des deutschen Ackerbaues Veranlassung gab (Neues hannoversches Magazin 1801), in den „Beschäftigungen mit Gemeinheitstheilungsmaterien" (1803). Dem Landschaftsdirector v. Bülow, mit dem er 25 Jahre lang in engster Verbindung gelebt, setzte er ein Denkmal in den „Erinnerungen" (1802). 1787—95 gab er zuerst im Verein mit Kraut, Protosyndicus der Stadt Lüneburg, dann mit dem Protonotar Beneke zu Celle die „Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande" heraus, eine mit vielem Beifall aufgenommene Zeitschrift, die noch jetzt durch ihre historischen und statistischen Arbeiten, insbesondere auch Jacobi's selbst Werth besitzt.

Annalen der Churlande VI S. 417—42. Pütter, Gel.-Gesch. I. S. 110, II. S. 107, III. S. 166. Festschrift zur Säcularfeier der königl. Landwirthschaftsgesellsch. 1864, S. 20, 72, 76. Rotermund, Gelehrtes Hannover, II. S. 445 u. 442. N. Nekrolog der Deutschen, 1825 S. 1496. Archiv f. Gesch. u. Verfg. des Fürstenth. Lüneburg, herausgeg. von v. Lenthe, IX. (1863) S. 119 ff. und V. (1856) S. 1 ff. Carl Jacobi, Die Voreltern Jacobi (Hannover 1856, als Manuscript gedruckt). B. Hausmann, Erinnerungen (1873) S. 11. F. Frensdorff.

Jacobi: Christoph Gottfried J., geistlicher Liederdichter und vielseitig schriftstellernder Theologe, geb. am 20. April 1724 zu Stapelburg in der Grafschaft Wernigerode, † am 1. December 1789 zu Halberstadt. Der Vater, der gräfliche Wildmeister Joh. Gottfr. J., der dem Sohne durch mehrere Pfarrgehülfen am Orte den ersten Unterricht ertheilen ließ, hätte denselben gern für die Jägerei und das Forstfach erzogen, gab aber bald nach, als sich des Knaben Sinn für ernstere Studien mit außerordentlicher Entschiedenheit offenbarte. Dieses Streben fand bald reichere Nahrung in der damals unter dem Rector und Conrector Schütze, Vater und Sohn, blühenden Lateinschule zu Wernigerode, welcher J. im J. 1738 übergeben wurde. Der treffliche Graf Christian Ernst zu Stolberg, der dieser Schule seine besondere Sorgfalt zuwandte, gestattete auch Lehrern und strebsamen Schülern die Benutzung seiner reichen Bibliothek. Diese günstigen Umstände trugen entschieden dazu bei, daß J. seinen Geist frühzeitig entwickelte und später der ansehnlichen Reihe von Zöglingen derselben Schule und desselben Rectors angehörte, welche als Theologen, Naturforscher, Rechtslehrer

oder sonst eine geachtete Stelle in der Litteratur unseres Volks einnehmen, wie die Physiker Delius und Kratzenstein, Gleim, die beiden Hermes, Unzer, Runde, v. Selchow u. a. m. Im J. 1741 ging J. zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Vorbereitung auf das Pädagogium zu Kloster Berge bei Magdeburg, das damals von dem tüchtigen Abt Steinmetz geleitet wurde, und bezog dann 1744 die Universität Halle. Hatte er schon zu Kloster Berge mit Vorliebe die philosophische, mathematische und physikalische Wissenschaft getrieben, so setzte er diese Studien in Halle fort, trieb dabei aber auch mit gleicher Neigung Schriftauslegung, Kirchengeschichte und Gottesgelahrheit bei Michaelis, Baumgarten und Clauswitz und besuchte auch geschichtliche und anatomische Vorlesungen. Noch im J. 1746 nahm er auf den Rath von Steinmetz eine Hauslehrerstelle im Schleswigschen und nach einem Jahr noch eine andere daselbst an; 1749 aber folgte er dem Rufe als Conrector und als gräflicher Bibliothekar zu Wernigerode. Ganz seiner Neigung entsprechend nahm ihm Graf Christian Ernst im J. 1755 die Bürde des Schulamts ab und J. konnte nun bis ins siebente Jahr der bibliothekarischen Thätigkeit allein leben. Diese Periode seines Lebens, der im J. 1762 die Berufung als Diaconus an der Oberpfarrkirche in Wernigerode ein Ziel setzte, war vorzugsweise die Zeit von Jacobi's litterarischem Schaffen und der Zurüstung für die nachfolgenden Arbeiten. Bis gegen 1752 währte seine poetische Jugend, wobei ihm auch der Aufenthalt im Schleswigschen (Schwansen) manche Anregung bot. Im J. 1750 erschien in kleinstem Querformat „Oel und Wein, oder liebliche mit Salz gewürzte Denksprüche", gnomische Zwei- und Vierzeilen religiös-christlichen Inhalts, dann 1752 „Geistliches Vergnügen oder zur Ermunterung des Geistes entworfene Gesänge", 1. (einzige) Sammlung. Diese, wie alle seine Dichtungen, waren recht eigentliche Gelegenheitsgedichte, zwar keineswegs ohne Salz und Kraft, nur daß überall der Gedanke entschieden vor der poetischen Unmittelbarkeit vorherrscht. Auch in späterer Zeit sprach J. bei manchen privaten Begebnissen, besonders in der heimischen Grafschaft und bei den größeren Ereignissen des siebenjährigen Krieges seine Gedanken und Empfindungen in gebundener Rede aus. Bemerkenswerth ist, daß als im J. 1752 auf dem Höhepunkte von Jacobi's poetischem Schaffen die vom Grafen Heinrich Ernst zu Stolberg veranstaltete „Neue Sammlung geistlicher Lieder" erschien, welche die Erzeugnisse von einigen 70 Vertretern des wernigerodisch-pietistischen Sängerkreises vereinigte, auch nicht ein einziges Lied von dem damaligen dortigen Conrector und Bibliothekar erschien. Der Grund ist zwar entschieden in der Eigenthümlichkeit Jacobi's zu suchen; wir würden aber sehr irren, wenn wir ihn in einem weniger positiv christlichen Standpunkt desselben suchen wollten. Im Gegentheil sehen wir die frommen Grafen ihn, auch noch als er außerhalb der Grafschaft angestellt war, als geistlichen Rath in theologischen Fragen betrachten. Von Magdeburg aus antwortet er ihnen auf eine Frage aus dem Gebiet der Pneumatologie. Er führt in durchaus antirationalistischem Sinne aus, daß die neue Wissenschaft in dieser Frage so vielfach irre, weil sie, statt fest auf der Offenbarung zu fußen, von ihren eigenen unsicheren Speculationen ausgehe. In gleichem Sinne drang er auf eine genaue Schriftauslegung, die sich gewissenhaft an jedes Wort des heiligen Textes zu halten habe, suchte die christliche Lehre aus Christi Person darzustellen, behandelte die Frage, ob es möglich gewesen sei, daß die Menschen durch sich selbst auf die Idee von Gott hätten kommen können, und wie das wol geschehen sein möchte. Er wies die Vorzüge des wahren Christen vor dem blos tugendhaften Menschen nach, wies auf die Bedeutung und Würde des Predigtamtes hin und suchte die Gründe der damals vielfach hervortretenden Verachtung des geistlichen Amts und des Christenthums zu beseitigen. Die Erscheinungsform des Pietismus scheint ihm allerdings

zuwider gewesen zu sein. Im J. 1762 fühlte er sich durch ein unwiderstehliches Verlangen nach dem Predigtamt bewogen, das ihm sonst so liebe Amt eines gräflichen Buchwarts mit der Stelle eines zweiten Predigers an der Oberpfarr- oder Sylvesterkirche zu Wernigerode zu vertauschen. Zum großen Bedauern der Gemeinde sehen wir ihn schon nach einem Vierteljahre zur Erlangung eines größeren Wirkungskreises und mit Rücksicht auf seine Familie dem Rufe als zweiter Prediger an der Jakobikirche zu Magdeburg folgen. Nach sieben Jahren trat er in die erste Stelle ein, die einst Scriver mit so großem Erfolge versehen hatte. Als aber der Abt Jerusalem, Spalding und Semler in Magdeburg der religiösen Zeitfragen wegen eine Zusammenkunft hatten, wunderten sich diese bedeutenden Theologen über den geistig hochbegabten denkenden Prediger zu St. Jakobi, und gab dies die Veranlassung, daß J. im J. 1773 als Consistorialrath, Generalsuperintendent und Prediger an der Johanniskirche nach Halberstadt berufen wurde. Auch hier wirkte er mit großem Eifer und Segen, besonders auch zur Hebung des geistlichen Standes. Bei der Entschiedenheit und Festigkeit seines Charakters blieben ihm dabei Kämpfe nicht erspart, aber seine große Herzensgüte und die freudige Anerkennung fremden Verdienstes erleichterten ihm meist den Sieg. Ums J. 1781 wurde er vom Schlage getroffen, vermochte aber doch seines Amtes weiter zu warten. Die Liebe zur Wissenschaft war so groß, daß er sich noch in den letzten Jahren seiner Schwachheit zu den Versammlungen des wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereines führen ließ. Jacobi's litterarische Thätigkeit beschränkte sich keineswegs auf die Theologie. Er schrieb Abhandlungen über die Verbesserung der Kinderzucht, besonders die Wartung der kleinen Kinder (1751), auch über die Erziehung junger Frauensleute (1753). Er suchte zu zeigen, daß die Erziehung viel schuld sei an der Armuth, besonders in den Städten (1788). Noch mehr an die Bestrebungen unserer Tage erinnern seine „Vorschläge zur Einrichtung einer Krankenkasse" (1757). In den Hannöverischen gelehrten Anzeigen von 1752 handelt er „Von Verbesserung der deutschen Rechtschreibung", ebenso 1786 von der Verschiedenheit der deutschen Rechtschreibung und weist auf den Schaden hin, daß viele Leute nicht besser lesen und schreiben können. Selbst die Frage, ob es vortheilhafter sei, das viele „Coffeetrinken" abzuschaffen, beschäftigte ihn als gereiften Mann. Jene Richtung auf das Gemeinnützige und die Polyhistorie mag als eine Eigenthümlichkeit der Zeit angesehen werden, in der J. lebte und wirkte. Wenn aber derselbe Mann, der bedeutende Männer jener Wissenschaft als theologischer Denker in Verwunderung setzte, von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen wegen Beantwortung der Preisfrage von Bereitung des besten Wind und Wetter trotzenden Mauerkalks (1755) und von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Bordeaux für seine französisch geschriebene Abhandlung von der rechten Art, die Eichbäume aufzuziehen und zu erhalten,' mit dem ausgesetzten Preise gekrönt wurde (1760), so werden wir es nicht als leere Redensart ansehen, wenn sein Freund, der Oberdomprediger Streithorst zu Halberstadt, sagte, daß J., wenn er sich seinen außertheologischen Lieblingswissenschaften allein gewidmet hätte, darin einer der vorzüglichsten Männer seiner Zeit geworden wäre. Erwähnt mag noch werden, daß ihn 1751 die deutsche Gesellschaft zu Göttingen, dann auch die zu Altdorf zu ihrem Ehrenmitgliede erwählte.

Nachruf an J. von J. W. Streithorst im Jahrg. 1790 der halberstädtischen Gemeinnützigen Blätter S. 225—240, wo sich auch eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der zahlreichen Schriften Jacobi's findet. Vgl. auch Keßlin, Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafsch. Wernigerode, S. 88—90, 290 f.

Ed. Jacobs.

Jacobi: Constans Philipp Wilhelm Freiherr v. J.-Klöst, geb. um 1745, bürgerlicher Abstammung, war zuerst Privatsecretär des Freiherrn v. Rohd, preußischen Gesandten in Wien, auf dessen Verwendung er im März 1766 zum Legationssecretär in Wien ernannt wurde. Nachdem er schon am 24. März 1768 auf seine Bitte — er wollte sich mit einer vornehmen Wienerin vermählen — den Titel Legationsrath erhalten hatte, wurde er am 20. Februar 1773 als Resident bei dem kaiserlichen Hofe in Wien beglaubigt. Während des baierischen Erbfolgekrieges hielt er sich in Regensburg auf, von wo er im October 1779 nach Wien zurückkehrte. König Friedrich II. war ihm wenig gewogen; desto mehr begünstigte ihn sein Nachfolger König Friedrich Wilhelm II. Er wurde am 2. October 1786 in den Adelstand und am 19. Juni 1788 in den Freiherrnstand erhoben. In demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum kurfürstlich brandenburgischen, im J. 1790, nachdem er mit dem König in Breslau zusammengetroffen war, zum königlich preußischen Gesandten in Wien. Im Mai 1792 von dort abberufen und zum Gesandten in London ernannt, hat J. diesen Posten, wenn auch mit häufigen Unterbrechungen, bis zum Jahre 1816 bekleidet. Vom Ende des J. 1797 bis zum Mai 1799 war er als zweiter preußischer Congreßbevollmächtigter in Rastatt. Im Sommer 1806, bei der durch die preußische Besetzung Hannovers mit England eingetretenen Entzweiung, aus London abberufen, wurde er bereits im September desselben Jahres im Angesicht des Bruches mit Frankreich wieder dahin zurückgeschickt. Er unterhandelte und schloß mit Canning einen Subsidienvertrag ab, der jedoch durch den Tilsiter Frieden hinfällig wurde. Am 3. September 1807 zum Titular-Staatsminister ernannt, verließ er im Februar 1808 England und lebte von da an, geheime Sendungen nach Wien abgerechnet, meist auf seinem Gute Zschepplin bei Eilenburg, bis er im Frühjahr 1813 abermals nach London gesandt wurde. Im August 1814 verließ er England bereits wieder und begab sich nach Wien, wo er bis zur Beendigung des Congresses verweilte. Im Herbst 1815 noch einmal nach London geschickt, wurde er schon am 9. Mai 1816 wieder abberufen. Er verließ England im Juni 1816 und starb am 10. Juli 1817 in Dresden. — Die zahlreichen Schriftstücke, die aus der langen und ehrenvollen diplomatischen Thätigkeit Jacobi's erhalten sind, zeigen Gewandtheit und besonders ein sehr lebendiges patriotisches Gefühl.

Akten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin. Bailleu.

Jacobi: Eduard Adolf J., Sohn von Joh. Adolf J. (s. u.), geb. am 11. December 1796 zu Jena, erhielt seine Vorbildung unter der Leitung seines Vaters und auf dem gothaischen Gymnasium und besuchte seit 1814 die Universität Göttingen, um daselbst Theologie und Philologie zu studiren. Unter den Professoren zogen ihn Mitscherlich und Dissen besonders an, so daß er nach Ablauf seiner Studienzeit und nach Erlangung des Doctorgrades sich dem Lehrfache zuwandte und von 1817—19 am Göttinger Gymnasium den Unterricht im Griechischen ertheilte. Daneben war er noch als Hilfsarbeiter an der Universitätsbibliothek thätig. Zu Ostern 1819 wurde ihm die Stelle eines Oberlehrers und ersten Conrectors für die Fächer der alten Sprachen und des Deutschen am Gymnasium zu Rinteln übertragen. Damals empfing er auch die Ordination und entfaltete nun zugleich bei gelegentlichen Anläßen seine bedeutende Rednergabe auf der Kanzel. Diese seinen vielseitigen Anlagen entsprechende Wirksamkeit schloß 1828 mit der Berufung als erster Hofprediger nach Coburg. Hier beschäftigte ihn neben seinem geistlichen Amte noch die Mitwirkung bei der Erziehung der Prinzen Ernst und Albert, des jetzt regierenden Herzogs und des verstorbenen Gemahls der Königin von England. Vier Jahre später wurde er zum Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha befördert. Als im

Herbst 1833 F. W. Döring's zunehmende Altersschwäche eine frischere Kraft für die Leitung des Gymnasiums zu erfordern schien, übernahm J. die Direction nebst einer Anzahl Lehrstunden in den Oberklassen und erfüllte diese freiwillig übernommenen Pflichten bis zum J. 1839 mit besonderem Geschick und seltener Uneigennützigkeit, indem er aus Pietät gegen seinen früheren Lehrer auf jeden Gehalt verzichtete. Ebenso leitete er 1845 ein halbes Jahr lang das durch anderweitige Anstellung seines Directors führerlos gewordene Realgymnasium und befestigte in dieser kurzen Zeit von Neuem das erschütterte Vertrauen zu der Anstalt. Nach der Aufhebung des herzoglichen Oberconsistoriums im J. 1858 trat er als Ministerialrath für Kirchen- und Schulwesen in einen seiner Neigung vollkommen zusagenden Wirkungskreis, der ihm zugleich hinreichende Muße gewährte, sich seinen Lieblingsstudien ungehindert zu überlassen. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode, welcher am Morgen des 21. November 1865 erfolgte. Am 3. Februar des folgenden Jahres ehrten die Behörden, Lehrer und Schüler des Gymnasiums das Andenken des verdienten Mannes durch eine Gedächtnißfeier. — Jacobi's Charakter war durchaus lauter und ehrenhaft. Liebenswürdig im Umgang und zuverlässig in seiner Freundschaft, zeichnete er sich nicht weniger durch reiches Wissen, feingebildeten Geschmack und poetische Begabung aus. Wenn er es trotz seiner umfassenden Kenntnisse nicht zu zahlreichen schriftstellerischen Leistungen brachte, so war der Grund hiervon, daß sein nach möglichst allseitiger Erkenntniß verlangender Geist der Beschränkung auf ein einzelnes wissenschaftliches Gebiet sich nur ungern fügte. Außer einigen bei wichtigen Anlässen seines engeren Vaterlandes gehaltenen Predigten und verschiedenen Aufsätzen in philologischen Zeitschriften sind von ihm im Drucke erschienen: „Adnotationes quaedam ad Platonis Phaedonem“ (Gymnasialprogramm, Rinteln 1820), ferner ein „Handwörterbuch der griechischen und römischen Mythologie“ (2 Abthlgn. 1830—35), das wegen seiner Reichhaltigkeit und Gediegenheit von Th. Bernard unter dem Titel: „Dictionnaire mythologique universel“ (Paris 1846) ins Französische übersetzt wurde, und endlich die kurze, aber feinsinnige Charakteristik: „Eine Bemerkung über Goethe zum 28. August 1849“. Von dem Werke der Madame Necker de Saussure: „Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen“, dessen zwei erste Theile A. v. Hogguer und K. v. Wangenheim besorgten, übersetzte er den dritten Theil, welcher auch den besonderen Titel führt: „Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes“ (1839 bis 1840).

Allgemeine Zeitung (Augsburg) Nr. 327 vom 23. November 1865. — K. Regel, Eduard Adolf Jacobi. Rede bei der am 3. Februar 1866 zu seinem Andenken veranstalteten Gymnasialfeier. Gotha 1866. — Programm des herzogl. Gymnasium Ernestinum zu Gotha. Gotha 1866 S. 25. — Vgl. außerdem: Allgem. Litteratur-Zeitung vom J. 1821, 1. Bd. (Halle u. Leipzig 1821), Nr. 56 Sp. 447. — Programm des herzogl. Realgymnasiums zu Gotha, herausgeg. zu Michaelis 1847. Gotha S. 18. — Ph. H. Welcker, Abschiedsworte, nachgerufen dem herzogl. Ministerialrath Dr. Ed. Ad. Jacobi. (Gotha 1865. — Gedicht.) Schumann.

Jacobi: Friedrich Heinrich J., geb. in Düsseldorf am 25. Januar 1743, † in München am 10. März 1819, zweiter Sohn eines begüterten Kaufmanns, zeigte schon als Knabe eine schwärmerische Anlage, indem er unter Verzicht auf kindliche Spiele mit einer frommen Magd seines Vaters religiöse Schriften las, sowie er auch nach seiner Confirmation in eine Gesellschaft eintrat, welche sich „die Feinen“ nannte und als Zweck die Erörterung religiöser Fragen pflegte. Darum wurde er auch in der Familie als minder fähig gegen seinen älteren Bruder Johann Georg J. (welcher sich später als Dichter einen

Namen machte) zurückgesetzt und zum Kaufmannsstande bestimmt. Als Lehrling in ein Handlungshaus zu Frankfurt a/M. geschickt (1759) erfuhr er dort in Folge seiner eigenthümlichen Begabung theils Vorwürfe seines Vorgesetzten, theils den Spott seiner Altersgenossen und verfiel hierüber in Schwermuth, so-daß sein Vater noch im gleichen Jahre sich entschloß, ihn nach Genf zu schicken. Dort nun wurde ihm die Gelegenheit, nicht nur durch körperliche Uebungen sich zu kräftigen und weltmännische Umgangsformen zu erwerben, sondern auch in ein reges wissenschaftliches Leben einzutreten. Es war zunächst der Mathematiker Lesage, welcher ihn in die ihm bis dahin unbekannte Philosophie mittelst Gravesande's Introductio einführte, und so vorbereitet, beschäftigte sich J. einläßlich mit den Schriften Bonnet's, in welchen sich in eigenthümlichster Weise ein psychologischer Sensualismus mit offenbarungs-gläubigem Supranaturalismus paarte; dazu kam, daß gerade damals (1761) Rousseau's Emil erschien, welchem am Schlusse das „Glaubensbekenntniß eines savoischen Vicars" beigefügt war, worin im Gegensatze gegen den Materialismus der Encyklopädisten und zugleich im Gegensatze gegen die starre Orthodoxie die Vernunftreligion des Herzens eine warme Darlegung fand. Dabei ergriff der heranreifende junge Mann, welcher bereits zu geistiger Strebsamkeit gelangt war, mit Sympathie jede philosophische Deduction, insoweit durch dieselbe nicht sein „Gott ahnen" gestört wurde, und indem er selbst widersprechenden Ansichten zugleich Raum gab, suchte er in seinem subjectiven Empfinden einen bleibenden Halt zu bewahren. Nachdem er im J. 1762 in die Heimath zurückgekehrt war, regten ihn die Bearbeitungen, welche die von der Berliner Akademie gestellte Preisaufgabe (über die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften) durch Mendelssohn und durch Kant gefunden hatte, ebenso mächtig an wie Kant's „einzig möglicher Beweisgrund für das Dasein Gottes" (später von Kant selbst preisgegeben), und indem er sich mit dem Studium Spinoza's beschäftigte, erfaßte er bereits damals den Gedanken, daß das Unerweisliche, an dessen Beweisbarkeit man verzweifeln müsse, lediglich durch einen Instinct des Gefühls ergriffen werden könne. Im J. 1764 übernahm er (21 Jahre alt) Haus und Geschäft seines Vaters und verheirathete sich mit Betty v. Clermont (aus Vaels bei Aachen), einer ebenso trefflich begabten als hoch begüterten Dame, mit welcher er 20 Jahre in glücklichster kinderreicher Ehe lebte. Ein Familienlandsitz in dem benachbarten Pempelfort wurde allmälig die Stätte eines liebevollen persönlichen Umganges mit vielen hervorragenden Männern und Frauen, woran sich mittelbar auch ein reichhaltiger brieflicher Verkehr mit weiteren gleichgesinnten Kreisen knüpfte. Den Beruf des Kaufmanns gab J. auf, als er im Januar 1772 auf Vorschlag des jülich-bergischen Statthalters, Grafen v. Goltstein (Bd. IX. S. 348 ff.), zum Mitgliede der Hofkammer ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er sich mit der Frage über die Regulirung des bergischen Rheinzolles zu beschäftigen und die Fabriken und Manufakturen der Herzogthümer behufs ausführlicher Berichterstattung zu bereisen hatte. Durch die amtliche Stellung kam er auch mit dem Münster'schen Minister, Franz Fr. Wilh. v. Fürstenberg (Bd. VIII. S. 232 ff.), dessen Haus gleichfalls ein Sammelpunkt der höheren gebildeten Gesellschaft war, in mehrfache Berührung, wobei jedoch später (1778) bezüglich der Klöster und Klosterschulen eine schroffe Meinungsverschiedenheit zu Tage trat. Nachdem J. durch seinen Bruder schon im Mai 1771 mit Wieland bekannt geworden, richtete er an letzteren im August 1772 einen Brief, welcher den Plan einer dem Vorbilde des Mercure de France entsprechenden Zeitschrift enthielt, und bald darauf wurde bei Wieland's Anwesenheit in Pempelfort die Herausgabe des „Deutschen Mercur" beschlossen. Allerdings ergaben sich in Bälde über die Richtung, welche dieses litterarische Organ einschlug, zwischen J. und

Wieland Mißhelligkeiten, welche schließlich zu einer tiefen Erschütterung der Freundschaft (1777) führten; doch lieferte J. in den Jahrg. 1774 des Mercur zwei Aufsätze, nämlich „Ueber Herder's Erklärung von den thierischen Kunstfertigkeiten", wobei er dieselben mehr mittelst einer Analogie mit der menschlichen Vernunftbegabung zu erklären versuchte, und „Briefe über des M. de Pauw Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois", worin er die damals zur Modesache werdende Schwärmerei für die genannten Völker auf ein richtigeres Maß zurückzulenken versuchte und auf das Abhängigkeitsgefühl, als auf das Princip aller Religionen hinwies.

Entscheidend für Jacobi's weitere Entwickelung war der Besuch Goethe's, welcher auf einer gemeinschaftlich mit Lavater und Basedow unternommenen Reise am 21. Juli 1774 in Pempelfort eintraf. Ueber die Wirkungen der dort sofort geführten Unterredung dürfen wir wol die beiden Männer selbst sprechen lassen. J. schrieb an Sophie La Roche, „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann; mein Charakter wird nun erst seine ächte eigenthümliche Festigkeit erhalten", und an Wieland (August 1774): „Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel 'runter nebeneinander hingefallen waren, im Nu entschieden; jeder glaubte, von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könne; Mangel und Reichthum umarmten einander; so ward Liebe unter uns". Und daß dabei J. wol nicht ausschließlich der empfangende gewesen, bekennt Goethe selbst, welcher (Dichtung und Wahrheit, W.W., Bd. XXVI. S. 285 u. 290) schreibt: „Die Gedanken, die mir J. mittheilte, entsprangen unmittelbar aus seinem Gefühl, und wie eigen war ich durchdrungen, als er mir mit unbedingtem Vertrauen die tiefsten Seelenforderungen nicht verhehlte; aus einer so wundersamen Vereinigung von Bedürfniß, Leidenschaft und Ideen, konnten auch für mich nur Vorahnungen entspringen dessen, was mir vielleicht künftig deutlicher werden sollte ..... Wir waren beide von der lebendigsten Hoffnung gemeinsamer Wirkung belebt, dringend forderte ich ihn auf, alles, was sich in ihm rege und bewege, in irgend einer Form kräftig darzustellen". Dieser Aufforderung Goethe's entsprach nun J. durch zwei Schriftwerke, in welchen er in der That die innersten Regungen seiner Seele kund gab, nemlich durch „Allwill's Briefsammlung" und „Woldemar", welch beide in mehrfacher Fortsetzung und Umgestaltung erschienen. Den Anfang des Allwill veröffentlichte J. im 4. Bde. der von seinem Bruder herausgegebenen „Iris" (1775), dann folgte eine Fortsetzung im deutschen Mercur (1776), hierauf eine Neubearbeitung als „Ed. Allwill's Papiere" (1781) und abermals, aber immer noch unvollendet, als „Allwill's Briefsammlung" (1792); der Anfang des Woldemar erschien unter dem Titel „Freundschaft und Liebe" im deutschen Mercur (1777), dann eine Fortsetzung „Der Kunstgarten, ein philosophisches Gespräch" (1779), worauf beides vereinigt und umgearbeitet als „Woldemar" veröffentlicht wurde (1781 und abermals in neuer Gestalt 1792). Beide Werke erregten größte Sensation in den gebildeten Kreisen und durften wol auch bei der damaligen Dürre der Tageslitteratur als ein Labsal von der Leserwelt genossen werden, insofern sie von einem warmen Enthusiasmus des Lebens durchweht waren. Es dürfte doch nicht so unrichtig sein, wenn man annahm, daß J. im Allwill den titanischen Uebermuth Goethe's, im Woldemar hingegen seine eigene weiche Individualität vor Augen gehabt habe. Jedenfalls versuchte der Allwill den Nachweis, daß das geniale sittliche Individuum keiner äußerlichen Gesetzgebung der Moral bedürfe, welche immer nur eine erkünstelte Feststellung darbiete und durch ihre Schranken zu einer Vergewaltigung der Genialität führe, daß aber zugleich die Gefahr einer verwerflichen Unbändigkeit vermieden

werde, wenn das hoch begabte Individuum in sich den „ganzen“ Menschen zusammennehme und so seiner Selbstheit treu bleibe. Im Woldemar aber wird eben diesem Grundsatze, daß die Tugend ein Instinct sei und somit als freie Kunst geübt werde, die Wendung gegeben, daß durch Fügsamkeit unter die Gemeinschaft der Mitmenschen die im Moralgebiete gleich gefährlichen Gegensätze der starren Kälte der Ueberlegung und der stürmenden Gluth der Leidenschaftlichkeit hintangehalten werden. Allerdings lag es nicht in der Begabung Jacobi's, etwa eine systematische Begründung und Entwickelung der Ethik zu versuchen, ja er wollte ausdrücklich der „Kothphilosophie seiner Tage eine Irreverenz erweisen“, aber er führte in die concrete Unmittelbarkeit der Menschenwelt ein, und wir werden durch ihn an den Standpunkt Goethe's erinnert, daß alle Ideen nur soviel Werth haben, als sie Lebensfähigkeit in sich tragen.

Durch die Thätigkeit in der jülich-bergischen Hofkammer hatte J. die Aufmerksamkeit des baierischen Ministers, Grafen v. Hompesch (Bd. XIII. S. 64 ff.) auf sich gelenkt, welcher große Pläne betreffs der Besserung der Staatswirthschaft hegte, und so kam es, daß er im Januar 1779 vom Kurfürsten Karl Theodor unter Ernennung zum Geheimen Rath und Ministerialreferenten für Zoll- und Commercewesen nach München eingeladen wurde. Sehr bald aber ergaben sich dort Mißhelligkeiten, da J. sich heftig dem Plane widersetzte, die baierische Mauth auf Jülich-Berg auszudehnen. Während sein einziger Erfolg in einer Verordnung über die Maierschaftsfristen bestand, veröffentlichte er in den „Baierischen Beiträgen“ (1779) seine „Rhapsodien gegen die beliebte Thorheit der Leitung des Handels durch Auflagen und Verbote“, worin er die damals noch wenig gekannten Ansichten des Adam Smith vertrat. Darüber verfiel er als dünkelhafter und widerspenstiger Mann rasch in Ungnade und kehrte bereits im Juni 1779 wieder nach Düsseldorf zurück. Auf einer Reise, welche er im Sommer 1780 antrat, um seine zwei älteren Söhne aus Wandsbeck nach Hause zu holen, traf er am 5. Juli in Wolfenbüttel ein, wo er sofort Lessing besuchte und mit demselben aus Veranlassung des Goethe'schen Prometheus jenes Zwiegespräch führte, in welchem Lessing sich für den Spinozismus erklärte, während J. den Glauben an einen persönlichen zweckursächlich wirkenden Gott vertrat; hierauf ging die Reise nach Hamburg, wo Klopstock und Reimarus besucht wurden, dann nach Wandsbeck, wo die Söhne bei Matthias Claudius (seit 1778, vorher bei Basedow) erzogen worden waren; von dort wandte er sich nach Lübeck, wo er Gerstenberg besuchte, dann nach Braunschweig, wo er abermals mit Lessing zusammentraf, mit welchem er in Halberstadt einen Besuch bei Gleim machte, um hierauf über Goslar nach Hause zurückzukehren, woselbst sich alsbald ein näherer Verkehr mit der in Münster wohnenden Fürstin Galitzin (Bd. VIII. S. 338 ff.) und dem sie begleitenden Hemsterhuis entspann. Veranlaßt durch zwei Aufsätze Wieland's („Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit“ und „Ueber das Recht des Stärkeren“) schrieb J. als Gegenschrift „Ueber Recht und Gewalt“ (1781 im deutschen Museum), worin er das Sittengesetz als einzigen Ableitungsgrund des Rechtes bezeichnete. Hierauf (1782) erschien „Etwas, das Lessing gesagt hat; ein Commentar zu den Reisen der Päpste“ (unter letzterem Titel nämlich hatte Johannes Müller eine Schrift zu Gunsten des Papstthums veröffentlicht), woselbst J. für Vertheidigung der Vernunft und der Freiheit gegen Despotismus und Willkür jeder Art eintrat. Verdächtigungen, welche hierauf von Seite Mendelssohn's erfolgten, wies J. zurück durch „Erinnerungen gegen die Gedanken Verschiedener“. Auf ähnlichem Gebiete bewegte sich der Aufsatz „Ueber Mirabeau's Werk Des lettres de cachet“ (1783 im deutschen Museum), in welchem er sich gegen eine auf Religion gegründete Gesetzgebung deshalb erklärte, weil erstere Sache des Menschen, nicht aber des

Bürgers, sei und auch nicht als Räderwerk zu vergänglichen Zwecken dienen dürfe. Nachdem J. durch Fräulein Elise Reimarus aus Berlin die Mittheilung empfangen hatte (März 1783), daß Mendelssohn ein Werk über Lessing zu veröffentlichen beabsichtige, gab er zunächst (Juli) die einfache Antwort, daß Lessing Spinozist gewesen sei, und auf die nun erfolgende Bitte um nähere Auskunft, theilte er (November 1783) an Elise den Inhalt jenes obigen Wolfenbütteler Gespräches mit. Hieran nun knüpfte sich im Verlaufe des Jahres 1784, in welchem J. in Folge des Todes seiner Gattin und eines jüngeren Sohnes tief gebeugt und körperlich leidend sich in das Bad Hofgeismar begab und von dort nach Weimar zum Besuche Goethe's reiste, zwischen J. und Mendelssohn ein zahlreicher und ausgedehnter Briefwechsel, an dessen Veröffentlichung wol von keiner Seite gedacht worden war. Nachdem aber 1785 Mendelssohn's „Morgenstunden", welche eine Polemik gegen den Spinozismus enthielten, erschienen waren, beging J. die Rücksichtslosigkeit, ohne vorhergehende Anfrage oder Verständigung den ganzen Briefwechsel drucken zu lassen unter dem Titel „Briefe an Moses Mendelssohn über die Lehre des Spinoza" (1785). Mendelssohn, welcher allerdings bezüglich des Verständnisses Spinoza's schlimme Blößen gezeigt hatte, verfaßte sein „Sendschreiben an die Freunde Lessing's", dessen Drucklegung (1786) er nicht mehr erlebte, und J. entgegnete hierauf durch die Schrift „Wider Moses Mendelssohn's Beschuldigungen" (1786). Abgesehen von dem Charakter eines häßlichen persönlichen Gezänkes, in welches die Sache hiermit ausgeartet war, hatte J. dabei das Bekenntniß niedergelegt, daß nach seiner Ansicht der Spinozismus lediglich Atheismus, aber von Seite des logischen Verstandesgebrauches unüberwindlich sei, da jede Demonstration Gottes in spinozischen Fatalismus ausmünden müsse, wohingegen nur durch die Unmittelbarkeit des Glaubens an dem Dasein eines persönlichen höchsten Wesens festgehalten werden könne. Im J. 1786 besuchte er in London den ihm befreundeten Grafen Reventlow, welcher dort als Gesandter lebte, und im Anfange des J. 1787 war er am Sterbebette seines Anhängers Wizenmann in Mühlheim noch einmal mit der Fürstin Gallitzin zusammen, obwol durch deren Uebertritt zum Katholicismus bereits eine tiefe Kluft begründet war. Außer einer deutschen Uebersetzung des Hemsterhuis'schen Alexis (1787), beschäftigte ihn nun die Abwehr verschiedener Angriffe, da man in Folge der Schrift über Spinoza ihm blinden Glauben und Verachtung der Philosophie vorwarf. So entstand sein „David Hume über den Glauben" (1787, die zweite Auflage trägt den Titel „Idealismus und Realismus" und enthält eine Beilage „Ueber den transscendentalen Idealismus"), worin er darauf hinweist, daß alles Erkennen mit dem Glauben an die Wahrheit des Empfundenen und Vernommenen beginnen müsse und ebenso auch das Unbedingte, d. h. Gott, ebenso unmittelbar, wie es gegeben ist, empfunden werde, woran sich bereits die gegen Kant gerichtete Wendung knüpft, daß zu dem Ich, welches bei jenem schließlich allein in der Welt bestehe, unerläßlich ein Du gefordert sei. Und insbesondere gegen die Berliner Aufklärer, welche in ihrer Jesuitenriecherei alles Maß überschritten, wandte er sich durch ein „Schreiben an Friedr. Nicolai" (1788) und durch „Betrachtungen über den frommen Betrug und über eine Vernunft, welche nicht Vernunft ist" (1788 im deutschen Museum). Auch war eine neue Auflage der Schrift über Spinoza nothwendig geworden, welche J. durch 8 Beilagen vermehrte (1789). Die stille Muße der nächstfolgenden Jahre fand ihre angenehmen Unterbrechungen indem sich Hamann, Stolberg und Herder einige Zeit in Pempelfort aufhielten, wo auch Goethe zu einem zweiten Besuche eintraf (November 1792). Nachdem die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. eingetroffen war, erschien in

den Horen ein Aufsatz Jacobi's „Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers", ein wärmster Ausdruck des Abscheues.

Als im September 1794 die französischen Heere an den Rhein gerückt waren und bereits Düsseldorf bombardirt wurde, verließ J. Pempelfort und begab sich zunächst über Münster nach Hamburg und hielt sich hierauf theils in Wandsbeck bei Claudius, theils in Emkendorf im gräflich Reventlow'schen Hause, theils in Tremsbüttel bei Stolberg, am liebsten aber in Eutin auf, wo er sich eines reichlichen Verkehres mit Voß, Klopstock, Gerstenberg, Nicolovius, Reimarus, Baggesen, auch theilweise mit Niebuhr und Perthes erfreuen konnte; in Doberan kam er (1798) auch mit Hufeland zusammen. Neben einem im Jahre 1796 erschienenen „Schreiben über Schlosser's Fortsetzung des platonischen Gastmahles", in welchem er das Motiv der Liebe erörterte, begann er bereits im gleichen Jahre in Hamburg die Schrift von den göttlichen Dingen, welche er erst viel später herausgab. Als im J. 1799 Fichte's Lehrthätigkeit in Jena ihr gewaltsames Ende gefunden hatte und desselben Vertheidigung gegen die Anklage des Atheismus erschienen war, veröffentlichte J. sein „Sendschreiben an Fichte", in welchem er muthig für die Freiheit der Wissenschaft gegenüber den Uebergriffen einer fanatischen Orthodoxie eintrat, zugleich aber sich mit Fichte's Wissenschaftslehre auseinandersetzte, in welcher er die Selbstwiderlegung des kantischen Idealismus bereits als gegeben ansah. Er gesteht zu, daß bei Fichte „die kantische Lückenbüßerei" einmal aufgehört habe, und daß der Vorwurf des Atheismus mittelst der gleichen Thorheit auch gegen die Geometrie gerichtet werden könne, ja er nennt Fichte den Messias der speculativen Vernunft, aber er seinerseits fühlt sich von ihm so grundsätzlich als möglich geschieden, da jener wolle, daß auch der Grund aller Wahrheit in der Wissenschaft liege, während er selbst nur finden könne, daß das Wahre außerhalb sei, da, sobald es gewußt werden könnte, es aufhören würde, das Wahre zu sein. Verwandten Inhaltes ist die gleichzeitige Schrift „Ueber die Unzertrennlichkeit des Begriffes der Freiheit und Vorsehung vom Begriffe der Vernunft" (1799), insofern er sich auch hier auf den unmittelbaren instinctiven Glauben beruft, sowie er in gleichem Sinne in der „Vorrede zu einem überflüssigen Taschenbuche für das J. 1800" seinem Mißbehagen über die neueste Philosophie Ausdruck gibt. Ausführlicher gegen Kant war gerichtet „Ueber das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstand zu bringen" (1801), worin J. nicht ohne Scharfsinn Blößen und Schwächen aufdeckte, von welchen man Kant's System nie wird freisprechen können, und eindringlich auf das Erfassen des „unzerstückten Menschenwesens" hinwies; wieder aber seiner eigenen Anschauung gab er in lebhaftester Weise das Wort in der Schrift „Ueber eine Weissagung Lichtenberg's" (1801), indem er die Unvertilgbarkeit des Glaubens an einen persönlichen Gott darzulegen versuchte. Im Sommer 1801 besuchte er seinen alten Wohnsitz Pempelfort und begab sich von dort im Spätherbste über Aachen nach Paris, von wo er im folgenden Frühjahre auf dem gleichen Wege zurückkehrte und nach Hannover ging, woselbst ihn ein länger dauerndes Augenleiden nebst Fieberanfällen überkam. Im Januar 1804 erhielt er aus Aachen die Nachricht, daß das Fabrikgeschäft, in welchem sein Vermögen angelegt war, nach dem Tode seines Schwagers rasch gesunken war und dabei zwei Drittel seines Kapitals verschlungen hatte. Entschlossen, fortan in völliger Zurückgezogenheit zu leben, ging er nach Hamburg und hierauf nach Eutin, wo ihn ein Brief des baierischen Ministers Heinr. Schenk traf, welcher ihn einlud, nach München überzusiedeln und bei der dort geplanten Umgestaltung der Akademie der Wissenschaften mitzuwirken. Im September 1804 nahm er diesen Ruf, welcher ihm sehr gelegen kam, an und im Mai 1805 verließ er Eutin, um über Berlin,

Leipzig, Dresden, Weimar, Frankfurt, Ems, Koblenz nach München zu reisen, wo er am 11. August eintraf. Zum Präsidenten der Akademie ernannt, hielt er am 27. Juli 1807 die Eröffnungsrede „Ueber gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck", worin er einerseits die Kulturwirkung der freien auf religiösem Instincte sich aufbauenden Wissenschaft besprach, andererseits aber auch auf eine schlimme frühere Verwahrlosung hinwies, welche sich in Süddeutschland bemerklich mache. Durch letzteres erregte er mannigfachen Unwillen und führte jener Verfolgungssucht Stoff zu, welche sich in jenen Jahren in München gegen die neuberufenen Fremden (auch gegen Thiersch, Jacobs u. A.) wandte. Als Schelling, der damalige Präsident der Akademie der Künste, seiner Schrift Ueber die menschliche Freiheit (1809) mehrere Angriffe auf J. einverleibte, welcher nur durch seine beschränkte mechanische Denkweise zu seinen Urtheilen über Spinoza veranlaßt worden sei, nahm J. seine früher begonnene Schrift „Ueber die göttlichen Dinge" wieder auf, um dieselbe, wie er sagte, als sein „philosophisches Testament" auszuarbeiten. So erschien 1811: „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung", worin er von einer Recension der Werke des Matth. Claudius ausgehend, seinen längst eingenommenen Standpunkt der Unmittelbarkeit wiederholte und auf den im Menschen verborgenen wahren Gott hinwies, welchen mit den Lippen zu nennen Schelling sich scheue. War hiermit die zwischen beiden Männern längst bestehende Dissonanz völlig zum Ausbruche gekommen, wobei zugestanden werden mag, daß es J. nicht gelang, in das Verständniß der Schelling'schen Philosophie einzudringen, so war es doch ein eigenthümliches Vorgehen, daß Schelling in seinem entsetzlich groben „Denkmal der Schrift des Herrn Fr. H. Jacobi von den göttlichen Dingen" (1812) jenes Nichtverstehen zur Lüge und Schlechtigkeit stempelte. Leider müssen wir mit jener Form der Schelling'schen Publication auch die alsbald (im September 1812) erfolgende Quiescirung Jacobi's in eine nähere Verbindung bringen. Letzterer beschäftigte sich nun mit einer Gesammtausgabe seiner Werke, wobei er in der Vorrede des zweiten Bandes Gelegenheit nahm, noch einmal die ihn leitenden Grundsätze darzulegen. Die durch Jacobi's Tod, welcher in Folge einer Gesichtsrose eintrat, unterbrochene Vollendung der Sammlung wurde (vom vierten Bande an) von Köppen und Friedr. Roth übernommen (zusammen 6 Bde., 1812—25); dazu kam: „Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel" (2 Bde., 1825, besorgt von Fr. Roth) und später noch „Briefwechsel zwischen Goethe und J., herausgegeben von Max Jacobi" (1846), sowie Rud. Zöppritz, Aus Jacobi's Nachlaß (1869).

Die äußere Erscheinung Jacobi's schilderte Christ. Heinr. Pfaff („Lebenserinnerungen", S. 109) durch folgende Worte: „Er stellte den Philosophen und feinen Weltmann in harmonischer Verbindung dar, ... von der edelsten Physiognomie im schönsten Ebenmaß aller Theile, mit schön gewölbter bedeutender Stirn, fein gebogener Nase, höchst geistvollem Blicke, mit großer Milde im Ausdrucke, einem leichten Zuge von Ironie um die feinen Lippen, von einer hohen schlanken Gestalt". Nach seinem inneren Wesen war er der bedeutendste Vertreter der damaligen sog. Gefühlsphilosophie, welche von einem Kreise sinnesverwandter Männer und Frauen in einer Weise gepflegt wurde, daß das Virtuosenthum des Gefühles sich mit einem beseligenden Kultus der schönen Seele verband und so in geringerem oder höherem Grade zu selbstgefälliger Ueberhebung führte. Auch bei J. ist es die Selbstherrlichkeit des Gefühls, dessen tiefe Innigkeit ihn zum abgesagten Feinde aller logischen Deduction machte, welche ihm als Hexenrauch erschien. Er läßt in individuellen Bekenntnissen seine Gedanken laufen, wie sie kommen oder wieder abspringen, und Folgerichtigkeit eines philosophischen Sprachgebrauches würde man vergeblich bei ihm er-

warten. Er schreibt eigentlich nur für sich, weil nur er sich selbst versteht, und um seine Bekenntnisse auszudrücken, greift er zu allen Mitteln der Schreibweise, zu Gedankenstrichen, zu gesperrten Lettern, zu mehrfach gehäuften Ausrufungszeichen u. dgl. Seine Schriften sind durch äußere Veranlassungen hervorgerufen, über welche er sich mit verschiedenen Philosophen auseinandersetzen will, ohne selbst eine Philosophie zu haben, sowie er ja selbst sagte, daß es ihm nie in den Sinn gekommen, ein System für die Schule aufzustellen. Der Grundkern ist, daß er sich immer nur in einem Besitze, welchen er bereits hat, stärken will, d. h. in der lebendigen Ueberzeugung vom Dasein eines persönlichen Gottes, zu welchem man beten kann. „Ich bedurfte", sagt er, „stets einer Wahrheit, die nicht mein Geschöpf, sondern deren Geschöpf ich wäre, und ich bin nicht und mag nicht sein, wenn nicht Gott ist". Aber er verblieb stets in dieser Unmittelbarkeit des Gefühles und gelangte so zu all seinen negativen Richtungen gegen die Aufklärer, gegen Kant, gegen Fichte und gegen Schelling. Sehr richtig bezeichnend sagt er einmal: „Licht ist in meinem Herzen, aber sowie ich es in den Verstand bringen will, erlischt es". Die gleiche Innerlichkeit der Stimmung schied ihn auch von der Orthodoxie, denn er war nicht streng bibelgläubig, insofern ihm die Offenbarung lediglich als innere Stimme galt. Wenn es ihm auch an Verständniß für das Gebiet der Natur ebenso sehr wie an Begabung zu systematischem Denken gebrach, hat er doch vielfach den kritischen Blick der Zeitgenossen bezüglich der damals sich entwickelnden Systeme der Philosophie geweckt und jedenfalls den idealen Werth des Menschenlebens in seiner Weise muthigst vertreten.

Ferd. Deycks, Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen (1848). Eberh. Zirngiebl, Fr. H. Jacobi's Leben, Dichten u. Denken (1867). Wilh. v. Bippen, Eutiner Skizzen (1859), S. 275 ff. Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, II. Thl. 3. Abthlg. (1880), S. 849 ff. Außerdem näheres über die Philosophie Jacobi's in den bekannten geschichtlichen Werken von Joh. Ed. Erdmann und Ed. Zeller. Prantl.

Jacobi: Georg Albano v. J., preußischer General der Infanterie, am 4. September 1805 geboren, ein Enkel Friedrich Heinrich Jacobi's, trat 1822 bei der 8. Artilleriebrigade in den Dienst und wurde 1827 bei der Gardeartillerie Secondelieutenant. Das Fehlschlagen seiner Hoffnung, zur allgemeinen Kriegsschule commandirt zu werden, bewog ihn, seine wissenschaftliche Befähigung auf andere Weise darzulegen und so entstand sein werthvolles und umfangreiches, in verschiedene Sprachen übersetztes Werk „Ueber den Zustand der europäischen Feldartillerien" (Mainz 1835—43). Ein wechselvolles Dienstleben, welches ihn mit vielen geistig hochstehenden Männern in Berührung brachte, führte ihn für eine Zeitlang (1860—64) auch an die Spitze des Trains, einer Waffe, welche damals in vielen ihrer Theile erst zu schaffen war und an deren Bildung er hervorragenden Antheil hatte. Während dieser Verwendung wurde er geadelt. Der erste Feldzug, den er mitmachte, war der gegen die Aufständischen in Baden im J. 1849; er fungirte in demselben als Adjutant des Generallieutenant v. Scharnhorst, welcher die Artillerie der Operationsarmee am Rhein befehligte; im Kriege gegen Oesterreich 1866 commandirte J. selbst die Artillerie der zweiten Armee, der kronprinzlichen, in Böhmen; den von 1870/71 gegen Frankreich mitzumachen hinderte ihn seine Gesundheit, denn da er, damals Inspecteur der ersten Artillerieinspection zu Posen, sich eben zur Zeit der Mobilmachung einer Operation unterzogen hatte, hielt er sich für verpflichtet, unter diesen Umständen seinen Abschied zu erbitten. Am 2. November 1874 starb er zu Berlin.

Militär-Wochenblatt Nr. 93 vom 18. Nov. 1874. Poten.

Jacobi: Heinrich Otto J. (auch Jacoby), geb. am 28. Juli 1815 zu Tütz in Westpreußen, kam schon als Knabe nach Berlin, wo er seine Bildung zuerst in einem jüdischen Erziehungsinstitut, dann nach einjährigem Besuche des Friedrich Werder'schen Gymnasiums von Johannis 1831 an auf dem grauen Kloster erhielt. Von der Natur reich begabt, durchlief er trotz der Schwächlichkeit seines Körpers und seiner drückenden äußeren Verhältnisse die Klassen von Obertertia bis Prima so schnell, daß er nach nur einjährigem Besuche der Prima Ostern 1834 mit dem ersten Zeugnißgrade zur Universität entlassen werden konnte. Von Fr. Bellermann, Droysen und Pape, die damals an der vortrefflichen Anstalt wirkten, angeregt, widmete er sich der Philologie auf der Universität zu Berlin, hörte aber daneben auch nicht nur philosophische und historische, sondern auch germanistische, mathematische und naturwissenschaftliche Vorlesungen und eignete sich auch auf diesen Gebieten reiche Kenntnisse an. Vor allem war es neben Böckh und seinem früheren Lehrer Droysen, Lachmann, an den er sich näher anschloß. Auch den religiösen Fragen wendete er eingehende Aufmerksamkeit zu und trat, durch selbstgewonnene Ueberzeugung bestimmt, zuletzt von dem trefflichen Hoßbach vorbereitet, zum Christenthum über. Nach Vollendung der Universitätsjahre erwarb er sich eine Reihe von Jahren hindurch bei emsigem Fortarbeiten seinen Lebensunterhalt durch Ertheilung von Privatunterricht. Während er selbst mit glänzendem Lehrtalente begabt, die seinem Unterrichte Anvertrauten schnell zu fördern verstand, manchen jüngeren Fachgenossen mit Rath und That aufopfernd zur Seite stand, um sie zum Eintritt in amtliche und wissenschaftliche Bahnen zu befähigen, konnte er selbst, sich nimmer genugthuend, sich lange nicht entschließen, sich einem Examen zu unterwerfen und die Früchte seiner Studien, namentlich eine sorgfältig vorbereitete aristophanische Prosopographie, zu veröffentlichen. Als dann Meineke ihm die Anfertigung des Index Graecitatis zu den von ihm herausgegebenen Fragmenten der griechischen Komiker übertrug, wendete er mit einer Peinlichkeit, die selbst die weitgehendsten Ansprüche hinter sich ließ und den zum Abschluß drängenden Meineke nicht selten in helle Verzweiflung versetzte, dieser Aufgabe fast seine ganze Kraft zu. Daneben unterstützte er Meineke bei der kleineren Ausgabe der Fragmente (Berl. 1847); nicht nur bei der Correctur, sondern, wie Meineke am Schlusse der Vorrede rühmt, oft auch in wichtigeren Dingen hatte er dabei Jacobi's Fleiß und Gelehrsamkeit erprobt. Noch vor Vollendung des Drucks jenes Index ertheilte ihm, nachdem Lehrs von der meisterhaften Arbeit nähere Kenntniß genommen hatte, am 10. März 1854 die philosophische Facultät der Universität Königsberg die Doctorwürde honoris causa als Graecae linguae peritissimo, lexico comico de studiis eius egregie merito". Erst drei Jahre später konnte der Comicae dictionis index als fünfter Theil der genannten Sammlung in zwei starken Bänden (Berlin, G. Reimer) ausgegeben werden. Scheinbar nur ein Werk äußerlichen Fleißes und schon als solches anerkennenswerth, erhält es einen bedeutend höheren Werth durch die bis ins Einzelnste mit hohem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit unter unsäglicher Mühsal getroffene Anordnung, die dem Kenner bei manchen der umfassenderen Artikel als ein kleines Kunstwerk erscheinen muß. Dazu bot er hier umfassende und von ebenso gründlichem Eindringen in den Stoff, als von Gelehrsamkeit und Schärfe zeugende supplementa addendorum zu den gleichzeitig veröffentlichten addenda Meineke's zu den Fragmenten. Inzwischen hatte er sich auch zur Ablegung der Prüfung für das höhere Lehramt entschlossen, die er glänzend bestand. Nachdem er vom Herbste 1854 an drei Jahre hindurch als außerordentlicher Hülfslehrer griechischen Unterricht in der Oberprima des Joachimsthal'schen Gymnasiums in Berlin ertheilt hatte, erhielt er zu Neujahr 1858 eine Lehrerstelle

am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen, wo er namentlich deutschen, hebräischen und griechischen Unterricht in den oberen und mittleren Klassen, letzteren auch in der Quarta ertheilte. Auch in dieser Stellung bewährte er den Adel seiner Natur und die anregende Kraft seines auf einer vielumfassenden Bildung beruhenden Unterrichts, wenn auch ein hoher, zum großen Theil auf seiner schwächlichen Constitution beruhender Grad von Reizbarkeit den vollen Eindruck seiner bedeutenden geistigen Persönlichkeit nicht überall zum Durchbruch kommen ließ. In Anbetracht dieser von der höchsten Behörde richtig erkannten Bedeutung, wurde er schon im Frühjahr 1860 völlig außer der Reihe zum Professor ernannt. Im folgenden Jahre veröffentlichte er in einem Schulprogramm eine neue Probe der fortgesetzten Beschäftigung mit den griechischen Komikern („In comicos Graecos adnotationum corollarium"). Weitere Früchte seiner umfassenden Studien und Sammlungen sind nicht mehr an das Tageslicht getreten. Von zunehmendem Siechthum entkräftet, starb er am 16. September 1864. Vielen ist er förderlich gewesen, die sein Bild in dankbarem Andenken halten, ihm selbst war es nicht vergönnt, die hohen Ziele, die er sich gesteckt hatte, völlig zu erreichen. M. Hertz.

Jacobi: Johann J., ein verdienstvoller Gießer, wurde im J. 1664 zu Homburg in Hessen geboren. Durch Schmiedearbeit vorgebildet, brachte er die Lehrjahre in Paris beim Aufseher der königl. Gießerei, Balthasar Keller, zu und war seit 1697 in Berlin ansässig. Seine vornehmste Leistung ist der im J. 1700 nach der älteren französischen Methode ausgeführte Guß der berühmten Reiterstatue des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, modellirt von Schlüter, die zugleich in verkleinertem Maßstabe gegossen ward. Für den Guß des im J. 1703 auf der Langen- oder Kurfürstenbrücke in Berlin errichteten Denkmals, der hervorragendsten Schöpfung der Spätrenaissance, erhielt J. einschließlich des Metalls die Summe von 80,000 Thlr. Von den Abbildungen des Standbildes ist hier der Foliostich von J. G. Wolffgang nach einem Bilde von J. Wenzel zu erwähnen, den Stückgießer J. mit der Statue des Kurfürsten und dem Gießofen darstellend. Nach Martin Hinze's Tode zum Director der Gießerei in Berlin ernannt, goß J. vornehmlich Glocken und eine Anzahl reich verzierter Kanonen. Er starb im J. 1725. v. Donop.

Jacobi: Johann Friedrich J., evangelischer Theolog und Schriftsteller, wurde den 16. Januar 1712 zu Wollershausen, einem hannoverschen Dorfe, geboren, wo sein Vater Prediger war. Nachdem er in den Jahren 1727—30 auf dem Gymnasium zu Göttingen seine wissenschaftliche Vorbildung erhalten hatte, bezog er in letzterem Jahre die Universität Jena und widmete sich hier dem Studium aller Zweige der Philosophie, sowie dem der Theologie und der hebräischen Sprache. Von 1732—33 studirte er zu Helmstädt; da er sich eben nach einer Hofmeisterstelle, dem gewöhnlichen Loose unbemittelter Predigtamtscandidaten, umsah, rief ihn der Philosoph Reusch nach Jena, um sich seiner Hülfe bei seinen gelehrten Arbeiten zu bedienen. Hier schrieb er 1734 seine erste Abhandlung „Quo sensu hic mundus sit optimus", welche zwei Mal aufgelegt wurde. Abgeneigt dem rigorosen Eide, den Geistliche damals in Sachsen über die symbolischen Bücher ablegen mußten, wählte er, ohne vorher promovirt zu haben, wozu ihm das Geld fehlte, die neu errichtete Universität Göttingen zu seinem Wirkungskreise, wo jedoch Mißgunst und Fakultätsstolz ihm hinderlich in den Weg traten. Inzwischen entgingen seine Vorzüge nicht dem scharfsichtigen Kennerauge Münchhausens, dieses ersten Pflegers der Universität, welcher J. die Erlaubniß erwarb, auch ohne Diplom und Hut als Privatlehrer zu lesen, nur mußte er vorher über eine ihm auf der Stelle erst angezeigte Materie eine lateinische Vorlesung aus der praktischen Philosophie

halten, was er auf ausgezeichnete Weise that, und nun erhielt er die gesuchte Erlaubniß, sowie ihn ein bald darauf folgendes noch schärferes Examen von allen ferneren Prüfungen bei einer künftigen Promotion befreite. Im J. 1738 wurde er Prediger in Osterode am Harz, 1744 an der Kreuzkirche zu Hannover und 1755 an der Marktkirche daselbst, 1758 aber Consistorialrath und Generalsuperintendent des Fürstenthums Lüneburg und erster Prediger der Stadt Celle, wozu noch 1769 die Würde eines Dechanten des Stiftes Bardewick kam. Als die Göttinger Universität 1787 ihr 50jähriges Jubiläum feierte, ertheilte sie ihm die Doctorwürde (Magister war er bereits 1735 geworden), er war von allen bei der Gründung der Universität angestellt gewesenen Lehrern der einzige, der noch lebte. Im J. 1788 feierte er selbst sein eigenes Jubiläum als Prediger und starb zu Celle im 80. Jahre seines Lebens und im 53. seines Predigtamtes, den 21. März 1791. Sein Sohn war Andreas Ludolf J. (s. o.). Seine Neffen waren Johann Georg und Friedrich Heinrich J. — J. war einer von den durch Geist und Herz verehrungswürdigsten Männern seiner Zeit, gelehrt, selbstdenkend und einsichtsvoll, der zur Verbreitung gemeinnütziger Wahrheiten, geläuterter Religionserkenntniß und thätigen Christenthums, wie durch Schriften, so durch Lehre und Wandel sehr viel beigetragen hat. Als sich 1764 auf Anregung Königs Georg III. und des kurhannöverschen Ministers in London, des Geheimeraths v. Behr, nach dem Muster englischer Einrichtungen in Celle eine Gesellschaft ökonomischer Patricten zusammenthat, um das Gedeihen der Landwirthschaft und dessen, was damit zusammenhängt, zu fördern, erwählte diese größtentheils aus angesehenen ritterschaftlichen Mitgliedern der lüneburgischen Landschaft bestehende Gesellschaft den Generalsuperintendenten J. zu ihrem Director. Er bekleidete diese Stelle 27 Jahre lang bis zu seinem Tode und wirkte sowol für die Verbreitung ökonomischer Kenntnisse unter den Landleuten, als für die Verbesserung der agrarischen Gesetzgebung. Seine wichtigsten Schriften sind: „Betrachtungen über die weisen Absichten Gottes beim menschlichen Geschlechte“ (1766), „Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Religion“ (1773—78, 4 Thle.), „Vermischte Abhandlungen“ (1776, 2 Thle.) und „Sämmtliche kleine Schriften“ (1788—89, 3 Thle.).

Beyer, Magazin für Prediger, IV. 443—47. Schlichtegroll, Nekrolog für 1791, I. 204—21. Horrer, Almanach für Prediger, 1793, S. 135—42. Strodtmann, Neues gel. Europa, V. 332—61. Pütter, Gesch. der Univers. Göttingen, Thl. I. § 96. J. Franck.

Jacobi: Johann Georg J., älterer Bruder des Philosophen Friedrich Heinrich J., geb. zu Düsseldorf am 2. September 1740, † am 4. Januar 1814 zu Freiburg im Br. — Nach einer glücklichen Kindheit, deren er sich später gern erinnerte, und sorgfältiger Erziehung, frühe mit französischer Bildung vertraut, bezog J. 18jährig die Universität Göttingen. Dort blieb er bis zu Ostern 1761. Zuerst studirte er Theologie, mit entschiedener Neigung zur humanen Moral der Zeit; auch in seinen später erschienenen Predigten vertrat er das Evangelium Yoriks, wie Wieland einmal scherzhaft äußerte. Nachdem er vorübergehend in Helmstädt sich der Rechtswissenschaft zugewendet und den Sommer 1762 zu Hause verlebt hatte, wo er mit dem zurückgekehrten Bruder zusammentraf, führte er in Göttingen seinen lange gehegten Wunsch aus, nach seinen eigenen Worten besonders von dem bekannten Professor Klotz ermuthigt, dem Studium der alten und neuen Sprachen sich ganz zu widmen. In einer lateinischen Dissertation handelte er über Tasso, 1763; ein Jahr darauf erschienen in Düsseldorf seine „Poetischen Versuche“. In der Sammlung sind nur wenige Gedichte, u. a. auch eine Ode über den Tod seiner zweiten Mutter; eine Uebersetzung aus Dante: Ugolino's Erzählung in reimlosen Fünffüßlern;

ein Stück in Prosa mit Versen vermischt „Der Tempel des Hymens". In Halle, wohin er 1766 als Professor der Philosophie berufen wurde, fand der dichterische Drang in ihm mehr Nahrung; Klotz, der dort als Professor einen großen Kreis von Gelehrten um sich zu versammeln wußte, erhielt von ihm für seine „Deutsche Bibliothek" „Romanzen aus dem Spanischen des Gongora". — Sein Antrittsprogramm, 1766, „De lectione poetarum recentiorum pictoribus commendanda", enthält viel Interessantes; Klopstock rühmt er als Deutschlands Milton und führt wiederholt Stellen aus dem Messias an: die Erkenntniß eines principiellen Unterschiedes der Poesie und bildenden Kunst liegt ihm fern. Lessing's Laokoon erschien in demselben Jahre. — In der schöngeistig-vornehmen Gesellschaft, in welcher sich J. bewegte, konnte er gerade wegen der natürlichen Begabung des sprachlichen Ausdrucks nicht gleich zur Einsicht kommen, daß die Poesie mehr ist als ein geistreiches Spiel mit zierlichen Gedanken. Einem glücklichen Zufall verdankte er die Bekanntschaft Gleim's im Bade Lauchstädt (1766). Der weit ältere Dichter schloß sich J. aufs herzlichste an. Poetische und prosaische Episteln gingen von Halberstadt nach Halle und umgekehrt: der neidlose, gefühlvolle Gleim schmeichelte durch übertriebenes Lob der Eitelkeit des jungen Freundes. Den deutschen Gresset nennt er J. wiederholt — Friedrich II., Gleim's Abgott, liebte Gresset — und vergleicht ihn mit Chapelle und Chaulieu. Die im Druck erschienenen Briefe (1768), von denen einzelne durchgereimt sind, andere zwischen Prosa und Poesie abwechseln, erregten mit ihrer übergroßen Zärtlichkeit auch in dieser gefühlsseligen Zeit Anstoß, vor allen bei Klopstock, Herder (Kritische Wälder, Ausg. v. Suphan, 3, 35), Goethe (Dichtung und Wahrheit, 14. Buch).

Durch Gleim kam J. in Verbindung mit Uz, der Karschin, die „den jungen, wunderbaren Mann" in einem Gedicht an Gliphästion (Gleim) ansang. Den Freund in der Nähe zu haben, ward Gleim vergönnt, als es gelang, ihm in Halberstadt eine Stiftspräbende zu verschaffen; zum Oberprocurator, schreibt Gleim, den jeder Canonicandus haben muß, habe er Lichtwer erwählt, „ein Aesop und ein Gresset an einem teutschen Stifte". Seit 1768 (nicht 1769) lebte J. in Halberstadt; der Vorbericht zu seinen „Nachtgedanken", in welchen er seine „Belinde", die in Halle lebte, in heiterem Tone besingt, ist vom „7. Jenner 1769". In Halberstadt verkehrte J. mit B. Michaelis, Benzler, später mit Clamer Schmidt, W. Heinse. Gleim träumte von der Stiftung einer Art Akademie zur Vereinigung der Edelsten Deutschlands und zur Belohnung des Verdienstes (Brief an J. vom 18. Febr. 1768). Auch den Schönen in Halberstadt verdankte J. die Anregung zu manchem Gedichte, wie früher in Halle; Beziehung auf bestimmte Frauengestalten treten auch in seinen Gedichten fast überall hervor. Häufige Reisen führten dem Dichter neue Eindrücke zu, nach Hannover, Celle, und zu den Seinigen nach Düsseldorf oder Pempelfort: der Bruder, wie dessen Gattin Betty, eine herrliche Niederländerin, wie Goethe sie nennt, die jüngeren Schwestern (von der zweiten Mutter) Helene und Lotte hingen mit zärtlichem Stolze an ihm.

Das Lob seiner Freunde machte J. nicht blind; schon um die Mitte des J. 1769 wandte er sich von der tändelnden Richtung ab mit seinem „Abschied an Amor": trotz Gleim's und Wieland's Eintreten für den verabschiedeten blieb er seinem Vorsatz treu, seine Dichtung zu vertiefen. Großen Beifalls erfreute sich seine „Winterreise" (1769), einem Briefe aus Hamburg zufolge, sogar bei Lessing, der auch Jacobi's „Elysium", ein Vorspiel mit Arien, bei einer Aufführung in Celle lobte, wo er mit J. „überaus höflich" sprach. In jenem Werkchen bediente sich J. einer aus Prosa und Versen gemischten Form, wie auch in der später von ihm unterdrückten „Sommerreise" (1770). In warm-

herziger Schwärmerei tritt er nach Sterne's Vorbild für Versöhnlichkeit unter den Menschen ein, für Wahrheit des Gefühls gegen Unnatur und Verkünstelung. Aeußerlich bezeugte er wie sein Bruder seine Sympathie für Sterne, den bekanntlich auch Lessing so hochhielt, durch den Gebrauch und das Verschenken von hörnenen Tabaksdosen, welche an den Franziskaner Lorenzo in Sterne's Werk erinnern und die Pflicht liebender Duldung nahe legen sollten. Diese Lorenzodosen verbreiteten sich überall und noch viele Jahre, bis das Symbol seine Bedeutung verlor und die Spielerei verlacht wurde. — Jacobi's Ruhm, aber auch die Feindschaft der Gegner vermehrte sich durch die Herausgabe seiner „Sämmtlichen Werke", zuerst Halberstadt 1770, 2 Thle., 1774 3. Theil; zum dritten Male herausgegeben Frankfurt und Leipzig, 1779. Unter den „Briefen" im ersten Theil befindet sich jenes Lied „An Belindens Bett", das schon damals ein französischer Uebersetzer ganz besonders rühmte als ein Gemälde zarter Sinnlichkeit und das Goethe bei der Abfassung einer bekannten Scene im Faust offenbar vorschwebte. „Philaide", an die sich mehrere „Briefe" richten, ist die Gräfin Luise v. Hatzfeld.

Angriffe erlitt J. von Bodmer, Gerstenberg, Lichtenberg, besonders von Nicolai, der ihn als dichterischen Stutzer unter dem Namen eines Herrn v. Säugling in seinem Romane „Sebaldus Nothanker" lächerlich zu machen suchte. Auch Bürger und die Göttinger, eine Zeit lang selbst Boie, waren gegen ihn. J. und die Halberstädter Dichter rächten sich (Winter 1774) durch Epigramme an ihrern Gegnern, besonders gegen Nickel (Nicolai) und Mauvillon und Unzer (die Epigramme s. bei Pröhle, „Lessing, Wieland, Heinse", Berlin 1877). Wenn aber einige Anhänger Lessing's J. in Verdacht hatten, daß er mit den Ränken des Herrschsüchtlings Klotz etwas zu thun gehabt, so irrten sie: ein Briefentwurf Jacobi's an Gerstenberg belehrt darüber. Nach dem Tode Klotzens hätte J. sich nicht so ängstlich und geschmacklos in Form eines „Briefes an eine Freundin" (Sophie Laroche) zu rechtfertigen brauchen (1772). Goethe verspottete ihn dafür derb und rücksichtslos in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" (W. Scherer, Studien über Goethe. Deutsche Rundschau, November 1878). Im Frühling 1771 hatte J. die persönliche Bekanntschaft mit Sophie Laroche gemacht; mit ihm weilten in Ehrenbreitstein sein Bruder und Wieland. Die Neigung zu Sophiens 16jähriger Tochter, der schwarzäugigen Maximiliane, beglückte ihn: zum zweiten Bande der Gesammtausgabe seiner Werke berichtet J. selbst, daß er die Lieder an Elise in dem anmuthigen Thale Giebichenstein gesungen habe, da Sophie und Wieland sein Herz erwärmten, seine Phantasie in eine schönere Welt hinwegrückten. Ebenso sei auch sein Gedicht „Der Schmetterling" auf einer Rheinfahrt entstanden, die er mit beiden gemacht. Dem Gedichte ging in der Ausgabe von 1774 eine Vorrede „An Panthea" vorher, später „An Sophie Laroche" von J. geändert.

Es war für Gleim ein großer Schmerz, als J. Halberstadt 1774 verließ, um in Düsseldorf in Gemeinschaft mit Heinse die Zeitschrift „Iris" zu begründen, die sich vornehmlich an die Frauen wendete. Der Dichter wollte „als Deutscher mit Deutschen reden, ohne die Nachbarn, deren Weisheit wir gebrauchen können, zu verachten; Empfindung der Natur wecken, ohne der zur Mode gewordenen trägen Empfindsamkeit zu schmeicheln". Am Schlusse des ersten Bandes forderte J. die Freunde des schönen Geschlechts zu Beiträgen auf. Im zweiten Band bereits (1. St. Jenner 1775) finden sich solche von Goethe, mit D. Z. P. N. unterzeichnet. Goethe's Abneigung gegen beide Brüder war hartnäckig gewesen, trotz den Bemühungen Sophiens, trotz der Bekanntschaft mit Johanna Fahlmer, der Tante Jacobi's und selbst trotz der Freundschaft mit Betty, die Goethe im Sommer 1773 in Frankfurt durch ihre trefflichen Eigenschaften be-

zauberte. In jenem Jahre schrieb Goethe noch eine Farce gegen die „Kerls“, die nie bekannt geworden ist, und in einem Briefe an Sophie Laroche (nach v. Loeper Ende August 1773) spricht er seinen Aerger aus, daß seine Schwester Kornelie auf die „Iris“ pränumerirt habe. Aber im Juli 1774 lernte er Fritz kennen und lieben, und auch von Georg, der in Pempelfort weilte, erhielt er „Vergebung wegen kleiner Unarten“, wie er in „Dichtung und Wahrheit“ sagt. Im December desselben Jahres schreibt er Georg und sendet Beiträge für die „Iris“, und mit komischer Traurigkeit klagt er in demselben Monat, „daß er nun mit all den Leuten wieder gut Freund ist, den Jacobi's und Wieland“. — Der Einfluß Goethe's ist auch auf den älteren J. segensreich gewesen. Was Poesie ist, mußte ihm durch Goethe erst recht klar werden. Einige Lieder Jacobi's in der „Iris“ sind von großer Schönheit; wenn er selbst mit einigen Gedichten, wie mir scheint, Goethe angeregt hat, so wirkte dessen Genius auf ihn vertiefend, erhebend und begeisternd: zuweilen hat ein Lied von ihm einen ganz Goethe'schen Ton, so das „Im Sommer“ (später „Der Sommertag“, „Wie Feld und Au“), welches mit Unrecht in Goethe's Werken steht; so einige von den Liedern an Chloe, besonders „Der erste Kuß“. Ihnen lag eine tiefempfundene Neigung des Dichters zu seiner Cousine Karoline J. in Celle, deren Besitz ihm versagt wurde, zu Grunde. Auch die „Litanei auf das Fest aller Seelen“ („Ruhn in Frieden alle Seelen“) findet sich schon in der „Iris“ (VI. Band, 1776).

Nach dem Eingehen der „Iris“ mit dem achten Bande 1776 erschienen mehrere Beiträge Jacobi's in Wieland's Merkur, für dessen erste Bände er schon früher neben einigen Gedichten die Erzählung „Charmides und Theone“ verfaßt hatte (1773), eine Dichtung nach Jacobi's Worten im Alter, die eine süße Schwärmerei hervorgebracht und die ihn an eine frohe Vergangenheit erinnerte. Die große Beliebtheit des Dichters bezeugte die liebevolle Aufnahme der „Auserlesenen Lieder von J. G. J.“, welche Joh. Georg Schlosser (in Emmendingen), 1784 (Basel) veranstaltete. Die Sammlung widmete Schlosser dem Dichter Pfeffel in Colmar, mit dem J. später in innige Gemeinschaft kam. Daß diese Auswahl seiner Lieder den Beifall Fr. L. Stolberg's in hohem Maße erhalten, erwähnt J. noch 1809 mit Stolz. In derselben befindet sich wieder das Gedicht „Im Sommer“, wie auch das „An die Rose“, der würdigste Preisgesang nach Matthisson's Urtheil auf diese Götterblume; ebenso „Die Perle“ („Es ging ein Mann zur Frühlingszeit“), eine dichterische Verklärung, wie mir scheint, seines Liebesschmerzes, mit leidenschaftlicherem Ton, als ihm sonst eigen ist. Auch das liebliche „Sagt, wo sind die Veilchen hin“, das zuerst 1783 im Musenalmanach von Voß erschienen war, bearbeitet nicht, wie J. irrthümlich meinte, „nach einem alten Liede“, sondern nach dem „Gartenlied“ von K. A. Suabe.

In demselben Jahre 1784 wurde dem Dichter noch eine Freude. Die Sorge um seine Zukunft wurde ihm durch seine Berufung als Professor der schönen Wissenschaften nach Freiburg im Br. genommen. Auf dem Wege dahin besuchte er Schiller in Mannheim; ein Brief von diesem an J. im November zeigt, daß er J. seine bedrängte Lage eröffnet hat. Dem Dichter gelang es, obwol er der erste Protestant an der Hochschule zu Freiburg war, segensreich zu wirken: auch die Gegner anerkannten seine Redlichkeit. Der Verkehr mit Schlosser und dessen zweiter Gemahlin Johanna Fahlmer, mit Pfeffel in Colmar, später besonders mit v. Ittner (s. d.), v. Zinck gab ihm Ersatz für den Verlust der Freunde im Norden. Das dankbare Andenken an Gleim sprach er oft auch in Gedichten an ihn aus. Fast 52jährig heirathete er ein einfaches, junges, sehr schönes Mädchen, Maria Müller „von St. Peter auf dem Schwarzwald“. Diese Frau machte das Glück seines Lebens: in dem Singspiel „Phädon und

Naide", hat er ihr ein poetisches Denkmal gesetzt (1788). S. auch das Gedicht „An meine Frau", V. 142 (1811, Zürich): „Dir sang ich, als Naiden, . . einst meine Sehnsucht vor". — Auf den Tod des edlen Joseph II. hielt er eine Trauerrede. In dem „Lustspiel" „Wallfahrt nach Compostel", in seinen 1792 erschienenen „Theatralischen Schriften", stellte er getreu den Idealen seiner Jugend dar, wie natürliche Neigung über Frömmelei und Unnatur den Sieg behauptet: die Gegner, welche ihm Religionsspötterei vorwarfen, kamen nicht auf.

Auch als durch Goethe und Schiller die deutsche Dichtung einen gewaltigeren Aufschwung genommen, blieb Jacobi's Namen im Vaterland in Ehren. Bedeutende Männer betheiligten sich an den von ihm herausgegebenen Zeitschriften. In den „Taschenbüchern", die vom Jahre 1795—1813, mit Unterbrechung, erschienen und seit 1803 wieder den alten Namen „Iris" führten, finden wir Beiträge von den Grafen Stolberg, von Voß, Claudius, mit dem J. längst innig befreundet war, von seinem Bruder, von Klopstock und Herder (1800); auch von den Dichtern, die bereits in unser Jahrhundert mit ihrer Hauptwirksamkeit hineinragen, von Conz, Haug, Matthisson, Peter Hebel (1803 „Der Abendstern"), Jean Paul (1800).

Nach dem Tode seiner besten Freunde Schlosser, Pfeffel, Gleim, fühlte J. die Bürde des Alters; seine Heiterkeit aber verließ ihn ganz, als sein einziger Sohn Fritz im Jünglingsalter ihm entrissen wurde. Der Besuch seines Bruders von München im Sommer 1812, den die beiden Schwestern begleiteten, gab ihm Trost, nicht minder die siegreiche Entscheidung bei Leipzig. Aber seine Kraft war dahin: vier Tage vor seinem Tode bezeugte er seine Freude über des Vaterlandes Rettung in rührenden Versen. Bei seinem Leichenbegängnisse sangen Mädchenchöre sein ergreifendes „Aschermittwochslied" („Weg von Lustgesang und Reigen"). — Die erste Gesammtausgabe seiner Werke erschien Zürich 1807—22 (8. Bd. v. Ittner's Biographie; auch einzeln Zürich 1822): dann Zürich 1819 in 7 Bden. und Zürich 1825 in 4 Bden. —

Von französischer Bildung in jungen Jahren durchaus beeinflußt, strebte J. nach dem Muster des von ihm verehrten Hagedorn nach einer freieren Auffassung des Lebens, ohne jemals die Grazie zu verleugnen. Bald genug widerte ihn das gehaltlose Spielen mit „Götterchen und Amoretten" (Wieland) an: er dankte es Gleim nicht, daß er durch dessen wiederholtes Lob als Nachahmer lediglich der französischen leichten Grazie galt; dieses Urtheil hing ihm lange noch an, als er es nicht mehr verdiente. Was J. im Alter von einem Dichter fordert, das findet sich im Wesentlichen in seinen Dichtungen durchgeführt. Im J. 1805 drückt er dem jungen Freiherrn v. Meusebach, der ihm in liebender Verehrung Gedichte übersandt, seine Freude aus, daß er die älteren deutschen Dichter und besonders Hagedorn studirt hat, empfiehlt dem Dichter, das darzustellen, was er selbst gesehen und empfunden; edle Einfalt, frisches und warmes Colorit, Zartgefühl ohne Spielerei, helfen zum Fortschreiten auf dem Wege der Natur. Der Wohllaut endlich scheint ihm in der Poesie ein ebenso unverletzliches Gesetz, wie in der Tonkunst zu sein, und für die Reinheit der Sprache eintretend, tadelt er seinen Freund Voß, daß er unser Deutsch mit einer Menge von Hellenismen überschwemmt und sich die verrenktesten Wortfügungen gestattet hat (s. Briefw. des Freih. v. Meusebach mit J. und W. Grimm, herausg. von C. Wendeler, 1880, S. V f.). — Der Sinn für unverkünstelte Einfachheit, sein inniges Naturgefühl zogen J. nach seiner ersten Periode zunächst zu Sterne hin, dann wirkte Goethe auf ihn. J. gehört zu denjenigen, die nicht mit Heftigkeit, aber mit gleichmäßig anhaltender Wärme für Natur und Wahrheit der Empfindungen, für eine vernünftige Lebensführung eintraten. Fehlten ihm auch

die ursprüngliche Kraft, die überzeugende Anschaulichkeit, die energische Leidenschaftlichkeit Goethe's — es kommt dabei die angeborene Zartheit ebenso in Betracht, wie die ihn fast bis in die Mannesjahre beeinflussende französische Bildung — so erreicht er ihn doch oft in jener Anmuth und naiven Grazie, die dem größten deutschen Lyriker auch in den stürmischsten Epochen seines Lebens nie ganz fehlten. Das Großartige, Kühne, Gewaltige und Gewaltsame, Schneidigkeit und Derbheit liegen J. ferne: der stürmische Schwung der Ode, die Darstellung heftiger Leidenschaft, wie das Epigramm und die Satire. Mit sicherer Hand zu gestalten, vermag er nicht, feste Umrisse fehlen; daher sind seine Balladen und Romanzen in der „Iris“ so schwach, und mit Recht hat er sie in der Ausgabe seiner Werke fortgelassen. Auch ist der Kreis seiner Gedanken nicht groß, aber er weiß auch das Gewöhnliche und Naheliegende durch Phantasie und Gefühlswärme, wie durch sicheren Takt zum Dichterischen zu steigern und zu läutern. Sein treffliches „Spinnerlied“ („Arbeit ihr Mädchen, Bringt süßen Gewinn“) sei ein Beispiel unter vielen. Im Gelegenheitsgedicht im engeren Sinn ist er daher sehr glücklich. Seine Sprache ist überaus gefeilt, ungezwungen und wohllautend; ein Mißklang stört selten, fast nie findet sich ein Hiatus, wenn auch freilich unreine Reime. J. wird niemals trivial, weil seine Natur zu edel und vornehm ist, weil wahrhaft dichterische Wärme ihn bis ins Greisenalter beseelte; aber die idyllische und friedfertige Genügsamkeit, die sehr viele seiner Gedichte athmen, wird dem Leser von heute weniger zusagen, als dem Deutschen der 60er und 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Eine geschickte Auswahl seiner besten Lieder würde den einst überschätzten, dann mit Unrecht fast vergessenen Dichter zu Ehren bringen. Besonders in seinen Gedichten aus der letzten Periode ist in ihm bei Betrachtung der irdischen Dinge trotz seiner gesunden Lebensanschauung immer die Sehnsucht lebendig nach dem Unvergänglichen; aber auch die religiösen Lieder sind frei von aller Plattheit. Die Gedichte „Vertrauen“ („Die Morgensterne priesen“), „Die Linde auf dem Kirchhofe“ („Die du so bang“) sind bekannt genug, weniger das schöne Gedicht „Liebe“ und „Die Tempel“. —

K. v. Rotteck, Gedenkrede auf Jacobi, Freiburg 1814. — Jördens. — E. Martin, Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jacobi, mit einem Abrisse seines Lebens, Straßburg 1874. Dazu über J. G. Jacobi von E. Martin und Wilhelm Scherer in Zeitschr. für Deutsches Alterthum, N. Folge, VIII. S. 324—340. — Goethe-Jahrbuch 1880, S. 190 f. und Zeitschr. für Deutsches Alterthum, N. Folge, XII. 236 f. von D. Jacoby. — Pfeffel's Briefe an Jacobi in „Alsatia“ von A. Stöber, 1875, Colmar.

Daniel Jacoby.

Jacobi: Johann Adolf J., evangelischer Theologe, geb. am 9. August 1769 zu Großkochberg in Sachsen-Altenburg, woselbst sein Vater Pfarrer war, † am 12. August 1847. Er bezog im 17. Lebensjahr die Universität Göttingen zum Studium der Theologie und Philosophie, wurde 1797 Rector der Stadtschule und Diaconus zu Jena, 1798 zugleich außerordentlicher Professor der Philosophie, dann 1799 Pfarrer zu Ruhla im Gothaischen, 1801 Landschuleninspector und Stiftsprediger zu Gotha, endlich 1812 Oberpfarrer und Superintendent zu Waltershausen, auch 1819 Doctor der Theologie. J. hat sich durch seine Schriften auf exegetischem, praktisch-theologischem und populärwissenschaftlichem Gebiete einen Namen gemacht. Die vorzüglichsten sind: „Annotationes in selecta Jobi loca“, 1795; „Die Psalmen übersetzt mit Anmerkungen“, 2 Theile, 1796; „Die Geschichte Jesu für denkende und gemüthvolle Leser“, Th. 1. 1816, 2. Aufl. 1819, Th. 2 „Die Apostelgeschichte“, 1818; „Eichenlaub um Luther's Aschenkrug gewunden“, 1. 2. Aufl. 1817, 3.—5. Aufl. 1818; mit

J. Chr. F. Gutsmuths: „Deutsches Land und deutsches Volk“, 4 Bde., 1820 bis 26. Außerdem gab er zum Theil allein, zum Theil mit Andern mehrere Zeitschriften für allgemein bildende und religiöse Zwecke sowie auch eine Anzahl seiner Predigten heraus.

Vgl. Meusel, G. T. X, 4. XIV, 216. XVIII, 244. XXIII, 3. N. Nekrolog Jahrg. 25. II, 844. Redslob.

Jacobi: Karl Gustav Jacob J.*)

Jacobi: Karl Friedrich Andreas J., geb. am 2. Decbr. 1795 in Krahwinkel bei Gotha, † am 28. Juni 1855 in Schulpforta. Mathematiker und besonders als Lehrer ausgezeichnet. Als solcher war er 1818—19 in der Stellung eines Conrectors in Brandenburg an der Havel thätig, dann wurde er Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Schulpforta, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. Von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zeugen verschiedene Programmabhandlungen, welche in Poggendorff's Biograph. litter. Handwörterb. I, 1177 aufgezählt sind. Die Abhandlung über das XI. Euklidische Axioma (Jena 1824) ist ihm allerdings — wie ebenda pag. 1576 berichtigt ist — mit Unrecht zugeschrieben. Diese Preisschrift der Jenaer Universität rührt vielmehr von dem jüngeren am 20. Juni 1801 ebenfalls in Krahwinkel geborenen und auch in Schulpforte angestellten Bruder Andreas J. her. Am bekanntesten unter Jacobi's schriftstellerischen Leistungen ist seine 1834 erschienene, durch zahlreiche überaus schätzenswerthe Zusätze vermehrte Bearbeitung der Elemente der Geometrie von J. H. van Swinden nach dem Holländischen. Cantor.

Jacobi: Karl Wigand Maximilian J., Irrenarzt, geb. als jüngster Sohn des Philosophen Friedrich Heinrich J. zu Düsseldorf am 10. April 1775. Aufgewachsen im väterlichen Hause, das damals ein Sammelplatz der ersten geistigen Größen Deutschlands war, erhielt er seine erste Bildung durch Heinrich Schenk (später Geheimrath in München), dann auf dem Düsseldorfer Gymnasium. Zu Ostern 1793 bezog er die Universität Jena, wo er zu den Schülern Hufeland's, welcher eben seine Lehrthätigkeit begonnen hatte, gehörte. Auch Goethe zog ihn in seine Gesellschaft und frischte mit ihm seine anatomischen Studien auf. 1795 ging er nach Göttingen, von da nach Edinburgh; am 21. Februar 1797 wurde er an der später aufgehobenen Universität Erfurt zum Doct. med. promovirt. Im Holsteinischen, wohin sein Vater nach der französischen Invasion der Rheinlande gezogen war, vermählte er sich mit einer Tochter des „Wandsbecker Boten“, begann dann seine ärztliche Praxis in Vaëls bei Aachen, von wo er 1800 nach Eutin übersiedelte. Der Wunsch, sich in der Chirurgie weiter auszubilden, veranlaßte ihn nach London zu gehen, wo er anderthalb Jahre lang in verschiedenen Spitälern fungirte. Auf kurze Zeit nach Eutin zurückgekehrt, wo er auch seit 1801 Stiftsarzt war, folgte er 1805 seinem nach München berufenen Vater und trat als Obermedicinalrath in baierische Dienste. Er wurde jedoch der administrativen Thätigkeit bald müde und verließ München, wo ihn außer seinem Vater die befreundeten Familien Roth, Niethammer u. A. vergebens zurückzuhalten versuchten, 1812 um die Stelle eines Oberarztes und Vorstandes von St. Johann im damals baierischen Salzburg anzunehmen. Das J. 1816 führte ihn in die Heimath zurück, und zwar nach Düsseldorf in die

*) Den Artikel Jacobi hatte uns Professor Borchardt in Berlin verheißen. Als derselbe leider im vorigen Jahre verstarb, glaubte man das Manuscript in seinem Nachlaß zu finden, aber auch diese Hoffnung erwies sich trügerisch und zwar erst so spät, daß es nun unmöglich war, die wichtige Biographie noch rechtzeitig zu schaffen. Wir werden sie nachliefern. Die Redaction.

Stellung eines Regierungs- und Medicinalrathes. Vier Jahre später, mit 45 Lebensjahren betrat er endlich das Gebiet, auf welchem er bald einer der ersten Meister werden sollte. Als nämlich Minister Altenstein sich mit den Plänen zur Einrichtung und Leitung einer neu zu gründenden Irrenheilanstalt für die Rheinprovinz trug, wählte er J. zur Ausführung derselben. Eine größere wissenschaftliche Reise, auf welcher er sich mit dem Stande des Irrenwesens in den verschiedenen Anstalten vertraut gemacht hatte, bereitete ihn auf seinen künftigen Beruf vor, sodann nahm er — man hatte inzwischen die Gebäude der ehemaligen Abtei Siegburg bei Bonn als für die Einrichtung einer Anstalt geeignet befunden — seinen Wohnsitz in Bonn, um den Arbeiten näher zu stehen. Eine entzündliche Gehirnerkrankung, die ihn hier alsbald befiel, brachte ihn dem Tode nahe, doch genas er unter der aufopfernden Pflege des Klinikers Friedrich Nasse, mit welchem er innig befreundet wurde, und welcher sehr fördernd auf seine psychiatrische Richtung einwirkte. Außerdem fand er in Bonn einen Kreis hervorragender Männer, wie Windischmann, Sack, Nitzsch, Lücke, Brandis und seinen alten Stubenburschen Moritz Arndt, mit denen er in anregenden Verkehr trat. Am 1. Januar 1825 wurde die Anstalt zu Siegburg eröffnet, wo er fortan über 33 Jahre bis zu seinem Tode wirkte. Anfangs mit vielen veralteten Krankheitsfällen besetzt, so daß die Anstalt in Wahrheit fast eine Pflege- keine Heilanstalt war, gelang es seiner Thatkraft und Energie bald, ihr den Charakter des Heilinstitutes wiederzugeben. Die vielfachen praktischen Erfolge, welche die Anstalt dann aufzuweisen hatte, machten sie rasch berühmt und trugen zu gleicher Zeit viel dazu bei, daß auf dem Gebiet der Irrenfürsorge in Deutschland eine eifrige Thätigkeit sich entfaltete. Siegburg war von da ab die förmliche Hochschule für alle deutschen Aerzte, welche sich der Irrenheilkunde widmen wollten, ein Stelldichein für alle Fachgenossen, die hier Anregung und Belehrung fanden. Ueber Deutschland, ja über Europa hinaus drang der Ruf Siegburgs und ihres Leiters, welcher nicht nur als Praktiker, sondern auch als Forscher in höchstem Ansehen stand. Als er sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum feierte, wurden ihm von allen Seiten und aus allen Gegenden Deutschlands, von Frankreich, England und Amerika die ehrendsten Glückwunschbezeugungen zu Theil (vgl. Allg. Zeitschr. f. Psych. Bd. IV. pag. 346). J. hatte noch das Glück, dieses seltene Fest um 11 Jahre zu überleben in immer gleichem Eifer und Streben für seinen Beruf und seine Wissenschaft, obwol er in den letzten Lebensjahren viel an Migräne litt und fast völlig zu erblinden drohte. Eine Gesichtsrose setzte nach einem Krankenlager weniger Tage seinem Leben ein Ziel zu Siegburg am 18. Mai 1858. Wie es ihm schon im Leben nicht an äußeren Anerkennungen gefehlt hatte, er war Geheimer Obermedicinalrath, Ritter des rothen Adlerordens II. Classe mit der Schleife und Eichenlaub, Ehrendoctor der philosophischen Facultät zu Bonn, Ehrenmitglied vieler gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes, so folgte ihm auch im Tode die allgemeine Verehrung und Anerkennung nach.

Während die erste Lebenshälfte Jacobi's wenig Spuren einer bedeutenden Thätigkeit hinterließ — zu erwähnen ist er nur als Uebersetzer des Herodot und Thucydides, als Verfasser einiger kleiner medicinischer Aufsätze und gemeinsam mit Sim. Häberl als Herausgeber der „Jahrbücher des Sanitätswesens im Königreich Bayern", 1810 — hat er in seiner psychiatrischen Wirksamkeit geradezu Großartiges geschaffen. Als er sich der Psychiatrie zuwandte, lag das Irrenwesen Deutschlands im Argen, seine wissenschaftlichen Vertreter hatten sich in zwei Lager gespalten und bekämpften sich in ermüdendem Theorienstreite. Da trat J. auf und ging mit unbefangenem Blick und in thatkräftiger Weise an die praktische und wissenschaftliche Förderung der Irrenheilkunde. Gegenüber

der damals sich mehr und mehr ausbreitenden psychischen Schule der Psychiatrie stellte er dem Standpunkte des Psychologen und Philosophen den des Naturforschers entgegen, dessen Aufgabe die Erforschung des menschlichen Organismus und der Gesetze aller diesem eigenthümlichen Lebenserscheinungen sei, also auch der psychischen Erscheinungen, allein nur insoferne sie Naturerscheinungen seien. Die Nachweisung ihres Hervorgehens, ihres Zusammenhanges und ihrer Veränderungen aus den Gesetzen des Organismus sei vor Allem zu erforschen. Alle Seelenstörungen beruhten auf körperlichen Abnormitäten, oder seien vielmehr nur Symptome körperlicher Erkrankung. J. ging jedoch noch weiter, indem er, wie dies schon der Titel seiner „Beobachtungen über die Pathologie und Therapie der mit Irresein verbundenen Krankheiten", 1830 andeutet, die Geistesstörungen nicht als selbständige Formen sondern nur als Symptome irgend einer somatischen Krankheit auffaßte und annahm, daß die mit Seelenstörung verbundenen Krankheiten bald diese bald jene Sphäre, bald dieses bald jenes einzelne Gebilde, bald diesen bald jenen Complexus von Gebilden des Gesammtorganismus ergriffen, während der Gehirnerkrankung selbst nur eine ganz untergeordnete, secundäre Rolle zukomme. In echt naturwissenschaftlicher Methode hat J. diese theoretisch aufgestellten Propositionen in der Praxis begründet. Obwol er nicht ganz auf der Höhe der ärztlichen Wissenschaft stand und nicht mit ihren Fortschritten gleichen Schritt zu halten vermochte, so daß er in späteren Jahren in den diagnostischen Behelfen und der pathologischen Anatomie manche Mängel zeigte, schuf er doch in seinen „Annalen der Irrenheilanstalt zu Siegburg", 1837 und in den „Hauptformen der Seelenstörungen in ihren Beziehungen zur Heilkunde", 1844, Werke von immer bleibendem Werthe. Flemming (Pathologie und Therapie der Psychosen, S. 17) nennt ihn in Anbetracht der Verdienste um die pathogenetische Untersuchung der Seelenstörungen den Baco der Irrenheilkunde. Das letztere Werk war auf drei Bände berechnet, leider ist nur der erste über Tobsucht erschienen. In diesem ist die ganze Symptomatologie der mit Tobsucht verbundenen Krankheitszustände, die Blutbewegung, die Respiration, die Verdauung, Ernährung ꝛc. und schließlich die psychischen Erscheinungen mit solcher Gründlichkeit und Genauigkeit durchforscht, daß überall neue, zum Theil überraschende Resultate sich ergeben. In der Behandlung der Geistesstörungen verfolgte J. zwei Wege, die bald einzeln bald zugleich in Anwendung gezogen werden müssen: einerseits die Anwendung der zu Gebote stehenden Medicamente und diätetischen Mittel, andererseits directe Einwirkung auf die Gemüthskräfte, um durch deren Rückwirkung auf den Organismus, insofern ihre Aeußerung eine correspondirende organische Thätigkeit bedingt, die Krankheit zu heben. Diese psychische Einwirkung sei eine rein humane, rein individualisirende, unter Umständen sei aber auch Strenge nicht auszuschließen.

Im Anstaltswesen verpflanzte J. zunächst die englischen Erfahrungen nach Deutschland, so schon bei der Einrichtung Siegburgs. Sein Werk „Ueber Anlegung und Einrichtung von Irrenheilanstalten mit ausführlicher Darstellung der Irrenheilanstalt Siegburg", 1834 bezeichnet einen neuen Abschnitt in der Irrenfürsorge. In mehrere Sprachen übersetzt, diente es nicht nur in Deutschland sondern sogar im fortgeschrittenen England als Leitfaden in den einschlägigen Fragen (vgl. auch: „Nachrichten über einige öffentliche Irrenanstalten in England" in Jacobi's und Nasse's Zeitschrift, 1838, S. 311—595 und den Artikel „Irrenanstalt" in Wagner's encyklopädischem Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften, 1839, Bd. XIX). 1851 erschien sein letztes Werk: „Natur und Geistesleben, der Sinnenorganismus in seinen Beziehungen zur Weltstellung des Menschen". Es behandelt die vielbesprochenen Fragen, welches die Beziehungen von Leib und Seele seien, und welches die verschiedene Stellung, welche

die organischen Wesen dabei einnehmen. Im Wesentlichen führen seine Ansichten nicht über den Kreis solcher Vorstellungen hinaus, welche schon sonst geltend gemacht worden sind, obwol manche Gesichtspunkte von ihm schärfer hervorgehoben, manche etwas anders gewendet, manche Unterschiede anders gefaßt und Grenzen anders gelegt worden, als man es sonst findet. Einen wesentlichen Fortschritt begründet die Schrift nicht, eine Klärung in den strittigen Gebieten giebt sie nicht. In der Vorrede spricht er die Absicht aus, in einem besonderen Werke zu demjenigen, was bisher insgemein als Psychologie der Thiere und zum Theil auch des Menschen behandelt wurde, als einem Zweig der Physiologie, wenigstens einen weiteren Beitrag zu liefern. Er kam nicht mehr zur Durchführung dieses Planes. Seine letzte Arbeit war die Abfassung eines Gutachtens über die Errichtung einer Anstalt für Blödsinnige (Allgem. Ztschr. f. Psych. Bd. XVI, S. 319).

Vgl. Allgem. medicinische Centralzeitung von Posner, 1858. Nr. 66, 82 und 83. Bandorf.

Jacobi: Karl von J., hannoverscher General der Infanterie, hochverdient um die Pflege der militärwissenschaftlichen Bildung des Offiziercorps seines engeren Vaterlandes, als der Sohn des durch volkswirthschaftliche, geschichtliche und philosophische Schriften bekannten Andreas Ludolf J. (s. o.), eines Vetters des Pempelforter J., 1790 zu Celle geboren, hatte sich den Rechtswissenschaften gewidmet und war bereits ein gesuchter Anwalt beim Tribunal zu Hannover, als die Erhebung des deutschen Volkes im Frühjahr 1813 ihn dem Waffendienste zuführte. Im März trat er in das in Hamburg errichtete hannoversche leichte Bataillon Lüneburg, bereits im Juli war er Hauptmann und Compagniechef in demselben Bataillon und schon im Winter 1814/15 hielt er in Antwerpen vor einer großen Zuhörerschaft von Offizieren taktische Vorträge, welche Aufsehen erregten. Vor dem Feinde zeichnete er sich so aus, daß ihm nach Beendigung der Feldzüge, an welchen er 1813/14 im nordwestlichen Deutschland, 1815 in den Niederlanden Theil nahm, durch Beschluß des Kapitels der Guelphenorden zuerkannt wurde. In der langen darauf folgenden Friedensperiode war J. so recht der Bildner und Förderer des wissenschaftlichen Geistes in der Armee, eine Thätigkeit, in welcher ihm zu Ende des verflossenen Jahrhunderts Scharnhorst vorangegangen war; er war die Seele und der hervorragendste Lehrer der Generalstabs- wie der Militär-Akademie, die von ihm ausgearbeiteten Hefte wurden von seinen sämmtlichen Nachfolgern, später in zu blinder Ergebenheit, ihren Vorträgen zu Grunde gelegt. — Eine andere Seite seiner Wirksamkeit war seine Theilnahme an den organisatorischen Umgestaltungen der Armee, namentlich war die Organisation vom J. 1833, welche das gesammte Heerwesen im Einvernehmen mit den Ständen in sehr rationeller Weise umgestaltete, vornehmlich Jacobi's Werk. Praktischen Dienst in der Truppe that er nicht; von der Zeit an, wo der die nach dem zweiten Pariser Frieden in Frankreich zurückbleibenden hannoverschen Truppen befehligende General von Alten (Bd. I S. 359) ihn zu seinem Oberadjutanten wählte, wurde er auf dem Stabe verwandt; bei allen Truppenzusammenziehungen zu Uebungszwecken aber nahm er eine hervorragende Stellung ein; seine Leistungen als Chef des Generalstabes bei dem im Herbst 1843 in der Nähe von Lüneburg unter dem General Halkett (Bd. X S. 412) vereinten X. Bundes-Armee-Corps fanden in weiten Kreisen Anerkennung. Schriftstellerisch trat er hauptsächlich bei der Abfassung zahlreicher dienstlicher Veröffentlichungen auf; so flossen aus seiner Feder ein 1818—23 in drei Bänden erschienenes, damals als klassisch anerkanntes Exercierreglement für die Infanterie, welchem lange nachher — im J. 1855 — Vorschriften über die Anwendung der Compagnie-Colonnen folgten, und die „Militär-Strafproceß-Ordnung vom Jahre

1861"; außerdem schrieb er „Das X. Bundes-Armee-Korps", Hannover 1847 (2. Aufl. ebenda 1858, von seinem Sohne herausgegeben), ein Nachschlagbuch, die „Lehre vom kleinen Kriege, ein Leitfaden für den Unterricht", Hannov. 1839 u. a.; auch betheiligte er sich 1831—35 an der Redaction des „Hannoverschen militärischen Journals". Die Stürme des Jahres 1848 führten J. auf ein anderes Feld. Rasch und mit Energie unterdrückte er zunächst ohne Blutvergießen eine in der Stadt Hildesheim ausgebrochene Erhebung, dann trat er an die Spitze der Generaladjutantur des Königs, d. h. er erhielt die oberste Leitung aller militärischen Angelegenheiten. Er kam dadurch in unmittelbare Beziehungen zum Könige, Ernst August (Bd. VI S. 263), dessen ursprüngliche Abneigung gegen den Oberst-Lieutenant J., hauptsächlich in der Verschiedenheit der Ansichten Beider über die Organisation der hannoverschen Cavallerie (Näheres: Allg. Mil.-Ztg. Darmstadt 1873, Nr. 73 ff.) wurzelnd, sich bald in rückhaltloses Vertrauen umwandelte, was dahin führte, daß J., nunmehr General, im J. 1850 gegen seine Neigung das Kriegsministerium, eine Verwaltungsbehörde, deren Chef aber den Ständen verantwortlich war, übernehmen mußte. Als nach Ernst Augusts Tode im November 1851 ein Ministerwechsel stattfand, trat auch J. zurück, hauptsächlich weil der Nachfolger auf dem Throne, König Georg V., die von J. den Ständen hinsichtlich der Bequartierung der Cavallerie auf dem platten Lande eröffneten Aussichten zu verwirklichen nicht gewillet war. Im folgenden Jahre finden wir ihn als Bundescommissär in Bremen, wo es sich um die Vermittelung zwischen Senat und Bürgerschaft in Verfassungsangelegenheiten handelte; dann war er eine kurze Zeit Gesandter beim Bundestage; endlich erlangte er im Jahre 1854 die Erfüllung seines langgehegten Wunsches, in den activen Dienst zurückzutreten, indem er zum Commandeur einer Infanteriedivision ernannt wurde. In die folgende Periode seines Dienstlebens fällt eine zweite Zusammenziehung des X. Bundes-Armee-Corps bei Nordstemmen 1858, an welcher er als commandirender General Theil nahm, und bei der Mobilmachung des Jahres 1859 war er zum Chef des Generalstabes dieses Corps, dessen Befehl der regierende Herzog von Braunschweig übernehmen sollte, bestimmt. Die Beschwerden des Alters bewogen ihn 1862 in den Ruhestand zu treten. Als vier Jahre später der politische Horizont sich mit schwarzen Wolken bedeckte, wurden Jacobi's Dienste zum letzten Male in Anspruch genommen: im verstärkten Ministerrathe, welcher im Mai 1866 die Absendung einer Neutralitätsnote nach Berlin veranlaßte, erhob er seine Stimme für das Zusammengehen mit Preußen; vier Wochen später, als die Armee nach Süden abzog, sprach er schmerzerfüllt: „Finis Hannovriae!" Der König hatte ihm noch kurz vorher gelegentlich der Feier seiner goldenen Hochzeit den Adel verliehen. Er erlebte mit freudiger Theilnahme die Großthaten des Krieges von 1870/71 und die Einigung Deutschlands; am 4. Juni 1875 ist er zu Hannover gestorben. — J. vereinte mit einem scharfen Verstande große Energie, aber wenig gewinnende Formen.

Die Allg. Moden-Zeitung von 1860 bringt Jacobi's Bild und eine von einem Verwandten geschriebene biographische Skizze. Poten.

Jacobi: Moritz Hermann von J., bedeutender Physiker, wurde am 21. Septbr. 1801 in Potsdam geboren. Nachdem er seine Studien in Göttingen vollendet, widmete er sich dem Wunsche seiner Eltern entsprechend dem Baufach, und ließ sich als Baumeister zunächst in Königsberg nieder, wo sein um drei Jahre jüngerer Bruder Karl Gustav Jakob J., der berühmte Mathematiker, seit 1827 als Universitätslehrer wirkte. Im J. 1835 folgte er einem Rufe als Professor der Civilbaukunst nach Dorpat. Schon während seines Aufenthaltes in Göttingen hatte er sich eifrig mit dem Studium der galvanischen Erscheinungen beschäftigt und den praktischen Anwendungen des elektrischen Stroms

besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Diese praktisch-physikalischen Forschungen, aus welchen seine erste, in Potsdam 1835 erschienene, wissenschaftliche Schrift: „Mémoire sur l'application de l'électromagnétisme au mouvement des machines“ hervorging, setzte J. neben seiner Thätigkeit als akademischer Lehrer und ausführender Baumeister mit großem Eifer auch in Dorpat fort. Infolge seiner Arbeiten auf diesem Gebiete wurde er 1837 nach St. Petersburg berufen, und daselbst 1839 zum Adjunct, 1842 zum außerordentlichen und 1847 zum ordentlichen Mitglied der kaiserl. Akademie ernannt. Die reichen Mittel, welche ihm in dieser Stellung, namentlich durch die Freigebigkeit des Kaisers Nicolaus, der sich für Jacobi's Arbeiten persönlich interessirte, zu Gebote standen, erlaubten ihm, seine erfinderische Begabung, welche mit hoher theoretischer Befähigung Hand in Hand ging, in fruchtbarster Weise zu entfalten. Seine eingehende Beschäftigung mit der von dem Engländer Daniell erfundenen konstanten galvanischen Batterie und die dabei gemachte Bemerkung, daß der auf die Kupferplatte jeder Zelle sich niederschlagende Kupferüberzug ablösbar ist und die zufälligen Unebenheiten der Platte getreulich nachahmt, führten ihn 1838 zur Erfindung der Galvanoplastik, welche, rasch zu einem wichtigen Zweige der elektrischen Technik entwickelt, seinen Ruf in die weitesten Kreise trug. Die werthvollen Forschungen über die Gesetze der Elektromagnete, welche J. in den Jahren 1837—1839 in Gemeinschaft mit Lenz ausführte, veranlaßten ihn, seine früheren Versuche über die Anwendung des Elektromagnetismus als Triebkraft wieder aufzunehmen; er baute eine größere elektromagnetische Maschine von ungefähr 1 Pferdekraft, mittelst welcher er im J. 1839 ein mit 14 Personen bemanntes Boot auf der Newa gegen die Strömung in Bewegung setzte. Nachdem er jedoch durch seine theoretischen Studien über die elektromagnetischen Maschinen, die er auszüglich bereits im J. 1840, ausführlicher 1851 in einer besonderen Abhandlung („Sur la théorie des machines électro-magnétiques“, Bull. phys. math. acad. St. Petersb. IX) veröffentlichte, zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die elektromagnetischen Motoren wegen der Kostspieligkeit ihres Betriebes niemals mit den Dampfmaschinen, welche dieselbe Arbeit 12mal billiger leisten, würden rivalisiren können, gab er alle weiteren Versuche in dieser Richtung auf. Im Anfang der vierziger Jahre legte er im Auftrage des Kaisers Nicolaus eine unterirdische Telegraphenleitung an zwischen dem Winterpalast in St. Petersburg und der Sommerresidenz Zarskoje Selo, welche er mit sehr sinnreichen von ihm construirten Telegraphenapparaten ausstattete. Bei diesen praktischen Arbeiten sowol als bei seinen rein wissenschaftlichen Studien machte sich ihm der Mangel an allgemein gebrauchten und verständlichen Maßeinheiten für den galvanischen Leitungswiderstand und die Stromstärke in empfindlicher Weise fühlbar. Um ein gemeinsames Maß des Leitungswiderstandes zu gewinnen, ließ er einen wohlverpackten Kupferdraht als „Widerstands-Etalon“ bei allen Physikern Europa's circuliren, mit der Bitte, sich danach Copien von gleichem Widerstande herzustellen. Wenn auch diese Jacobi'sche Widerstandseinheit heutzutage durch die Siemens'sche verdrängt ist, so gebührt J. doch das Verdienst, die Einführung gemeinsamer Maße in der Lehre vom Galvanismus bewirkt zu haben. Ein einheitliches Maß für die Stromstärke gründete er auf die elektrolytische Zersetzung des Kupfervitriols und des salpetersauren Silbers, nachdem er die bedeutenden Fehlerquellen des gewöhnlichen Voltameters mit Wasserzersetzung nachgewiesen hatte. Um die Vervollkommnung galvanischer Messungen machte er sich ferner verdient durch Construction genauer Stromregulatoren (Rheostaten) mit flüssigen und festen Leitern. Seine Erfindungsgabe beschränkte sich übrigens nicht ausschließlich auf das Gebiet der Elektricität; auch in anderen Zweigen der angewandten Physik bethätigte sich sein auf praktische Anwendungen gerichteter Geist. So erfand er z. B. einen

sehr sinnreichen Apparat zur Trennung und Messung von Flüssigkeiten verschiedenen specifischen Gewichts zum Zwecke der Steuercontrole für Branntweinbrennereien, und beschäftigte sich viel mit der Herstellung übereinstimmender Aräometer. An den Berathungen des internationalen Comités, welches bei Gelegenheit der Weltausstellung in Paris im Jahre 1867 über die Mittel zur Erzielung einer Einheit der Maaße und Gewichte zu berathen hatte, nahm er als Delegirter Rußlands thätigen Antheil. Diesem seinem zweiten Heimathlande hat er überhaupt in allen Fragen der angewandten Physik, namentlich in seiner langjährigen Stellung als Mitglied des Manufakturrathes beim Finanzministerium, die wichtigsten Dienste geleistet. Er starb zu St. Petersburg am 10. März 1875.

Rede zum Gedächtniß an M. H. von Jacobi. Von H. Wild. Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. T. XXI. p. 261.

Lommel.

Jacobi: W. A. Theodor J., deutscher Philolog. Geb. den 31. Januar 1816 zu Neisse in Schlesien und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er im Herbst 1834 die Universität Breslau und wandte sich von juristischen Studien zu geschichtlichen, litterarischen, philologischen, die er seit Ostern 1837 in Berlin fortsetzte. Von Wachler und Stenzel angeregt und in seinen ersten Schritten geleitet, erhielt er jetzt von Ranke und Lachmann die entscheidende Ausbildung. Im August 1839 promovirte er zu Breslau mit einer Dissertation über den Reimchronisten Ottokar. Einige Wochen darauf habilitirte er sich ebendaselbst, und seit dem Sommer 1840 hielt er Vorlesungen, unter andern über Kulturgeschichte des Mittelalters, über Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, über Goethe, über deutsche, angelsächsische, altnordische Grammatik und über vergleichende Grammatik. Ende 1843 wurde er außerordentlicher Professor zu Breslau und blieb es, bis er am 23. Febr. 1848 starb. In ihm ward eine wissenschaftliche Kraft ersten Ranges dahingerafft, ehe sie ihr Bestes geben konnte. Der Kreis seiner Vorlesungen bezeichnet den Kreis seiner wissenschaftlichen Interessen und die Ziele, denen er zustrebte. Der Geschichte im engsten Sinne diente außer der Schrift über Ottokar (De Ottocari chronico austriaco, Vratisl. 1839), welche den Grund zur Kritik der steirischen Reimchronik legte und noch heute geschätzt wird, nur der „Codex epistolaris Johannis regis Bohemiae“ (Berlin 1841), dessen Einleitung nach culturhistorischen Ergebnissen strebte. Aber ein geschichtlicher Gesichtspunkt und der Trieb nach genauer historischer Erkenntniß blieb ihm auch in seinen sprachlichen Studien. Wo Jacob Grimm das Ursprüngliche suchte, da wollte er den Fortschritt erkennen. Wenn bei Jacob Grimm mehr der formelle Verfall der Sprache im Vordergrunde stand, so wollte er auf die damit Hand in Hand gehende geistige Vervollkommnung den Accent legen. Er war der erste deutsche Philolog, der vom Boden der vergleichenden Grammatik aus die Forschungen Jacob Grimm's weiterzubilden unternahm. Er suchte nicht blos von Grimm und Bopp, sondern auch von Wilhelm von Humboldt und K. F. Becker zu lernen. Er erkannte den Vortheil, den die grammatische Lautlehre aus der physiologischen ziehen kann. Er verband die linguistischen und altdeutschen Studien mit dem Studium der neueren und neuesten deutschen Litteratur. Er hat „Beiträge zur deutschen Grammatik“ (Berlin 1843) und „Untersuchungen über die Bildung der Nomina in den germanischen Sprachen“ (erstes Heft, Breslau 1847), aber auch über Goethe („Tasso und Leonore, oder welchen Stoff hatte Goethe?“ in Prutz' Litterarhistor. Taschenb. 1848) und über Friedrich von Sallet (in dem Buch: „Leben und Wirken Friedrichs von Sallet, herausgegeben von einigen Freunden des Dichters“, Breslau 1844) geschrieben. Und überall suchte er von den Erscheinungen zu

den Ursachen derselben vorzudringen. „Jetzt thut es noth“, sagte er, „in die historische Grammatik die Physiologie und die Philosophie hineinzutragen, dem märchenhaften „es war einmal“ Grenzen zu setzen, und was äußerlich geschieht, aus dem geistigen Processe, der es hervorruft, oder aus der Beschaffenheit der menschlichen Organe zu erklären“. Sein wichtigstes Werk sind die genannten „Beiträge“. Das kleine Buch von kaum 200 Seiten enthielt drei Abhandlungen; jede war in ihrer Art ein Meisterstück und jede wäre in ihrem Gebiet „epochemachend“ zu nennen, wenn das Wort nicht von der litterarischen Reclame so mißbraucht würde. Die erste über den Ablaut löste das Problem nicht, dem sie galt, gab aber principiell ein bedeutendes Vorbild für die Anwendung der Lautphysiologie auf die Erkenntniß des Vocalismus, wie sie etwas früher von Rudolf von Raumer für die Erkenntniß des Consonantismus verwerthet worden war. Die zweite Abhandlung wies den Weg zu chronologischen Bestimmungen in der Geschichte des althochdeutschen Vocalismus und fand nebenbei den Begriff der psychologischen Anticipation für die Erklärung des Umlautes. Die dritte suchte in der Betrachtung der schwachen Conjugation von den Unterschieden der Form aus tiefer in die Bedeutung einzudringen, wo an einen Unterschied der Bedeutung noch gar nicht gedacht worden war. Ebenso faßten die Untersuchungen über die Bildung der Nomina sogleich auch die Bedeutung der Suffixe schärfer ins Auge, als es bis dahin geschehen war und steckten dadurch der Stammbildungslehre neue Ziele. Die Wirkung dieser Schriften war zunächst gering. Später jedoch hat ihnen die verdiente Anerkennung nicht gefehlt, wenn auch das Beispiel, das sie gaben, zum Theil bis heute noch nicht genug zur Nacheiferung anspornte.

Vgl. Weinhold in der Zeitschr. für deutsche Philologie 5, 85—98.

Scherer.

Jacobs: Friedrich J. Entsprossen aus einer im Herzogthum Gotha hochangesehenen Juristenfamilie wurde Christian Friedrich Wilhelm Jacobs als der zweite Sohn des Advocaten Wilh. Heinr. J. zu Gotha am 6. Oct. 1764 geboren. Nachdem er den ersten Unterricht in seinem väterlichen Hause erhalten hatte, trat er 1777 in das Gymnasium seiner Vaterstadt ein, an welchem damals durch den trefflichen Rector J. G. Geißler (Bd. VIII S. 528), der classische Unterricht im Geiste Ernestis neu belebt worden war. Einen noch größeren Einfluß auf die Geistesentwickelung des Jünglings gewann seit Geißler's Abgang nach Schulpforte (1779) dessen Nachfolger im Rectorat Fr. A. Stroth, der nicht nur durch die Lebendigkeit seines geistvollen Unterrichts alle zu Liebe und Bewunderung hinriß, sondern auch den jungen J. mit andern strebsamen Schülern zu näherem persönlichen Verkehr an sich heranzog und, wie dieser später oft dankbar gerühmt hat, „durch die freundliche Güte, mit welcher er ihn behandelte, ihn gänzlich dem Stande des Schulmannes gewann.“ Und wie Stroth's Anregung ihn schon jetzt zu ernstlicher Beschäftigung mit Pindar führte, so trieb ihn zugleich der vertraute Verkehr mit seinem begabten Freund Georg Schatz zur selbstständigen Arbeit an seiner inneren Bildung: dieser leuchtete ihm vor mit seinen klaren gedankenreichen Aufsätzen, mit ihm studierte er Lessing's Laokoon, Herders kritische Wälder, Winckelmann's Geschichte der Kunst, und „mächtig angeweht von dem Dufte des Alterthums“, der ihn in seiner classischen Denk- und Ausdrucksweise für sein ganzes Leben bestimmt hat, verfaßte er damals seine mit großem Beifall aufgenommene Schulrede „Ueber die edle Einfalt der Griechen“, welche gewiß schon den Stempel des Jacobs'schen Geistes an sich getragen hat.

Bei seinem Uebergang vom Gothaischen Gymnasium zur Universität nach Jena im Herbst 1781 wählte sich J. nicht das vom Vater gewünschte juristische Studium, sondern im Anschluß an das Vorbild Stroth's die Theologie, in der

freilich die exegetischen Vorlesungen des berühmten Joh. Jac. Griesbach vornehmlich dahin wirkten, die in ihm liegenden Gaben des Kritikers zu wecken, und ihn bald vorwiegend zu philologischen Beschäftigungen hinzogen. Besonders nachdem er „dem gefährlichen Trugbild einer eingebildeten höheren Freiheit und Würde", welchem der lebhafte junge Mann durch seine Theilnahme an dem Verbindungstreiben der geheimen Orden und Landsmannschaften eine Zeit lang nachjagte, von der wüsten Sittenlosigkeit dieser Kreise abgestoßen, schnell wieder den Rücken gekehrt hatte, wendete er, angeregt durch die Opuscula critica von Toup, der Conjecturalkritik sein ernstes wissenschaftliches Streben zu. Er hörte die philologischen Collegia von Schütz, dem er immer freundlich verbunden blieb, und lebte in enger Studiengemeinschaft mit Imman. G. Huschke und mit dem etwas älteren Fr. K. Manso, mit welchem er für das ganze Leben durch das innigste Freundschaftsband vereinigt gewesen ist. Es ist begreiflich, daß sein damaliges Schwanken zwischen den zwei verschiedenen Lebenswegen auch das Gleichgewicht seiner heitern Seele vorübergehend empfindlich störte, und wir verstehen es, wenn ihm Manso über diese schwermüthige Verstimmung im Nov. 1782 schreibt: „Wie bin ich so froh, liebster Bruder, daß die böse häßliche Laune Dich verlassen hat! Auf dem ganzen Erdenrund muß keine Marter ärger sein, als die Marter dieser vielgestalteten Chimäre rc." — oder wenn J. selbst (Person. 264 f.) in Bezug auf diese Lebensperiode von der „Freundin seiner frühsten Jugend" Auguste von Schlichtegroll, geb. Rousseau, rühmt: „wenn ich zu guter Zeit von einer düstern Sentimentalität, die mir anhing, geheilt worden bin, so ist es der Umgang mit ihr, der meine Augen für die heitern Gegenden des Lebens geöffnet hat."

Diese Beruhigung für das ganze Leben gewann J. durch seinen entschiedenen Uebergang von der Theologie zur Philologie nach seiner Rückkehr in's väterliche Haus (Herbst 1783), wo er, während des Winters ausschließlich mit griechischer Lectüre beschäftigt, des Vaters Zustimmung dazu erlangte, sich in der Schule Heyne's für seine Wissenschaft völlig durchzubilden. So ging er im Frühling 1784 nach Göttingen, und obwohl ihm Heyne zuerst vom philologischen Studium als einem unsichern Berufswege abrieth, erwarb sich J. doch durch Ueberreichung von Anmerkungen zu Aristophanes' Vögeln und von kritischen Beiträgen zu andern Classikern bald so sehr die Achtung des großen Meisters, daß dieser ihn auf jede Weise in seinem Studium förderte und mit ihm in eine freundschaftliche Verbindung trat, welche bis zu seinem Tode (1812) ohne Unterbrechung fortgedauert hat. In Heyne's Vorlesungen und Seminar wie im anregenden Privatverkehr mit ihm hat sich J. die unverdrossene Tüchtigkeit und kerngesunde Methode der wissenschaftlichen Arbeit angeeignet, welche alle seine philologischen Werke in so hervorragendem Maße auszeichnen. Aber auch von L. Tim. Spittlers knappgedrängten, geistreichen, ebenso jedes gesuchten Schmuckes baaren als inhaltschweren und anregenden Vorträgen über Staatengeschichte hat er sich mächtige Eindrücke bis in seine späten Jahre bewahrt. Indessen war diese erfolgreiche Göttinger Studienzeit nicht von langer Dauer: schon am 29. Aug. 1785 wurde J., dessen umfassende Gelehrsamkeit auch in seiner Vaterstadt schnell die verdiente Anerkennung gefunden hatte, von Joh. Benj. Koppe, eben noch seinem theologischen Lehrer in Göttingen, jetzt Generalsuperintendenten in Gotha, in ein Lehramt am dasigen Gymnasium eingeführt, das, obwohl äußerlich nur höchst mager ausgestattet, doch durch die ihm übertragenen höheren classischen Unterrichtsfächer seiner innersten Neigung völlig entsprach und von ihm 22 Jahre hindurch mit dem segensreichsten Erfolg verwaltet worden ist. Zwar war ihm die gehoffte Befriedigung versagt unter den Augen seines verehrten Rectors Stroth seine Lehrthätigkeit zu beginnen, da dieser schon am

25. Juni desselben Jahres seinen Brustleiden erlegen war, aber der unter Geißler und Stroth zuerst eingetretene Aufschwung der Schule wurde durch Koppe's einsichtige Protephoratverwaltung dauernd befestigt und durch des neuen Directors Fr. W. Döring (Bd. V S. 289) kraftvolle Leitung seit Oct. 1786 bald zu einer ungeahnten Blüthe erhoben, die auch einem weniger hochbegabten Lehrer als J. eine freudige und gesegnete Wirksamkeit leicht gemacht hatte. Mit Döring, dessen naives mehr naturalistisches Wesen seinem tieferen und feineren Geiste zuerst wenig zusagte, gelangte er doch allmählich auch in näheren wissenschaftlichen Verkehr, wie in aufrichtige freundschaftliche Beziehungen. Von seinen Collegen war ihm schon in den ersten Jahren sein intimer Freund Manso der beste Halt; nachdem dieser 1790 nach Breslau berufen worden war, wurde ihm der neue Mathematiker Fr. Kries durch seine gründliche philologische Bildung eine stets verständnißvolle Stütze seiner Bestrebungen und durch die Lauterkeit seines Charakters ein echter Freund für das ganze Leben.

So von der Gunst der Verhältnisse getragen, konnte J. alle die herrlichen Lehrertugenden, die sich in so seltenem Maße in ihm vereinigten, so trefflich zur Geltung bringen, daß er seine Schüler unwiderstehlich mit sich fortriß und mit unwandelbarer Verehrung an sich fesselte. Durch die Macht seiner edlen Persönlichkeit ist er für alle, denen es vergönnt war in Gotha oder München zu seinen Füßen zu sitzen und einen Hauch seines idealen Geistes zu verspüren, ein Bildner und Wohlthäter geworden. In hohem Grade verdient J. unsere Bewunderung auch wegen des rastlosen Fleißes, mit welchem er von seiner ersten Anstellung in Gotha an bis in seine späte Lebenszeit die verschiedenartigen Aufgaben seiner geistigen Thätigkeit bewältigt hat. Es war das nur möglich durch die sorgsamste Eintheilung seiner Zeit, die gewissenhafteste Einhaltung seiner Arbeitsstunden, von der er bis in sein höchstes Alter nicht abgewichen ist. Erfüllt von dem höchsten Interesse für das, was er zu vollbringen sich berufen fühlte, und zugleich getrieben von der Nothwendigkeit seinen ganz unzureichenden Lehrergehalt durch Nebenverdienste zu ergänzen, wußte er, ohne seiner Berufsthätigkeit irgend etwas abzubrechen, nicht nur für zahlreiche Privatstunden, sondern auch für die mit dem J. 1786 beginnende stattliche Reihe seiner schriftstellerischen Arbeiten die nöthige Zeit zu gewinnen. Dabei führte er eine sich von Jahr zu Jahr mehr erweiternde Correspondenz und versagte sich durchaus dem geselligen Umgang nicht. Was diesen letzteren betrifft, so ist J. immer durch den Reichthum seines beweglichen Geistes, durch den lebhaften Sinn für alles Anmuthige und Schöne, durch sein rein menschliches heiteres Wohlwollen und durch die wahrhaft attische Urbanität seiner geistvollen Unterhaltungsgabe Zierde und Seele jedes edeln Gesellschaftskreises gewesen, bis er sich seit dem Eintritt seiner Schwerhörigkeit ungern zur Einsamkeit verdammte: in seinen jungen Jahren bezauberte er, wie seine Freunde immer neidlos bezeugt haben, alles durch die anregende Lebendigkeit und den feinen Humor, der ihm im Umgange zu Gebote stand. Liebenswürdigen Frauen hat er seine zarten Huldigungen gern dargebracht, schon als Jüngling in Oden und Sonetten, und wir wissen, daß der junge Professor die durch Schönheit, heitere Lieblichkeit und den Zauber ihres ganzen Wesens ausgezeichnete Amalie Seidler, die Gattin des Kriegsraths Reichardt in Gotha, mit schwärmerischer Freundschaft verehrt hat, welche noch den 76jährigen Greis bei der Erwähnung ihres Todes († 1805) schreiben ließ: „Eine andre ihres Geschlechtes von gleicher Anmuth und Liebenswürdigkeit habe ich nicht wieder gefunden! (Person. p. 64.) In ihrem Hause verlobte er sich mit ihrer jüngeren Schwester Christiane Seidler, die er am 22. Mai 1792 heimführte; aus dieser glücklichen, wenn auch durch die lange Kränklichkeit der vortrefflichen Frau getrübten Ehe entsprangen vier Söhne Josias Friedrich,

Wilhelm, Gustav und Emil, der bekannte Maler, und eine Tochter, Marie, die Mutter des verdienstvollen geographischen Schriftstellers Dr. Ernst Behm.

Seit der Begründung seines eignen Hausstandes lenkte J. sein äußeres Leben, welches von den bedrängenden Sorgen des Hausvaters nicht ganz frei war, in einen noch stilleren und arbeitsvolleren Gang; er mußte es bei der beschränkten Finanzlage des kleinen Staates, dem er für so kärglichen Lohn in so ausgezeichneter Weise diente, noch als eine besondere Huld ansehen, daß der gütige Herzog Ernst II. (Bd. VI S. 308), der sich für das Gedeihen des Schulwesens in seinem Lande lebhaft interessirte und für J. ein aufrichtiges Wohlwollen hegte, ihm durch Vorstreckung eines kleinen Capitals zum Beginn seiner weitaussehenden Bearbeitung der griechischen Anthologie Lust und Muth machte (1797). Erst nachdem sich sein Gelehrtenruhm durch das rüstige Fortschreiten des großen Werkes immer glänzender ausgebreitet hatte und wiederholt vortheilhafte Berufungen an auswärtige Lehranstalten an ihn ergangen waren, kam es zu einer bescheidenen Verbesserung seiner äußeren Lage, indem ihm neben seinem Schulamt (1802) eine Stelle an der Herzogl. Bibliothek übertragen wurde, welche ihm bei mäßiger Arbeit einen Mehrgehalt von 400 Thalern und die willkommene Amtsgenossenschaft von Schlichtegroll und Hamberger einbrachte. Den bibliothekarischen Arbeiten widmete sich J. mit großer Liebe und entwickelte dabei ein solches Geschick, daß er als Bibliothekar seines gleichen suchte. Weit lästigere Geschäfte forderte von ihm (seit 1805) der seit 1804 seinem Vater Ernst II. in der Regierung gefolgte Herzog August Emil (Bd. I S. 681), dem er schon als Erbprinzen wissenschaftliche Vorlesungen gehalten hatte. Dieser geistreiche Phantast, „der Musen und der Grazien verzogner Sohn,“ hatte ihn nämlich dazu ausersehen, bei der Fertigstellung seiner excentrischen poetischen Schöpfungen hülfreiche Hand zu leisten. J. hat diesem Vertrauen nicht ohne eignes inneres Interesse und zur vollsten Zufriedenheit seines Fürsten entsprochen, aber die geniale Willkürlichkeit, mit welcher der Herzog dabei verfuhr, indem er, ohne sich an irgend eine festbestimmte Zeit zu binden, den vielbeschäftigten Schulmann und Gelehrten zu allen Tagesstunden, selbst oft aus der Schule, zu sich rufen ließ, setzten diesen nicht selten in die peinlichste Verlegenheit und machten ihm eine solche Lage, die mit seinen wichtigsten Pflichten und Aufgaben in schroffem Widerspruch stand, auf die Dauer unerträglich.

Aber wenn ihm dieser Umstand auch ohne Zweifel den Gedanken an den Uebergang in einen andern Staatsdienst nahe legen und die Ausführung eines solchen Schrittes erleichtern mußte, so konnten doch weder diese schweren geschäftlichen Hemmungen noch die großen finanziellen Mängel seiner Stellung in Gotha den besonnenen Mann zu blindem Zugreifen bestimmen, als von Baiern aus, wo der edle König Maximilian Joseph seine wohlthätigen Umgestaltungen eben auch auf das höhere Unterrichtswesen auszudehnen begann, durch die Vermittelung des Oberstudienraths Niethammer im J. 1807 an J. die officielle Aufforderung erging, als Professor am Lyceum zu München einzutreten, um durch Gründung und Leitung eines philologischen Seminars den besten Bildungselementen im Lande sichern Eingang zu verschaffen. Er bewog jedoch durch überzeugende Vorstellungen die Regierung den Seminarplan, als von einer Universität unzertrennlich, vorläufig fallen zu lassen und entschloß sich erst nach der reiflichsten Erwägung den neuen ebenso ehrenvollen als vortheilhaften Antrag anzunehmen: denn obgleich er sich nicht verhehlte, daß er seine zwar enge und bescheidne, aber festgegründete und ihm theuer gewordene Lebenslage in der alten Heimat mit einer wenn auch vielversprechenden, aber doch ungewissen Stellung in der Fremde zu vertauschen im Begriff stehe, so erkannte er es doch als seine unabweisliche Pflicht sowohl sich selbst dem dringenden Rufe zu einer wirkungs-

reicheren Thätigkeit nicht zu entziehen, als auch seiner Familie die Vortheile bedeutend erhöhter äußerer Mittel und des Eintritts in einen größeren Staat nicht entgehen zu lassen. Nachdem er am 24. Oct. 1807 in einer seiner schönsten Reden, in der er sich mit begeisterten Worten besonders über die hohe Würde und die beglückende Kraft des Lehrerberufs aussprach (Verm. Schr. I, p. 93 f.), „von seiner lieben Schule“ Abschied genommen hatte, traf er als Professor am Lyceum und Mitglied der bairischen Akademie der Wissenschaften nach schwerer Reise mit seiner erkrankten Frau und seinen 5 Kindern am 3. Nov. in München ein, wo nur zu schnell in Erfüllung gehen sollte, was er am 22. Oct. ahnungsvoll an seinen Freund Manso geschrieben hatte: „Die langgewohnte sichre Bahn schließt sich mir, und eine neue thut sich auf, die mit Dunkel umgeben ist. Wie viele Anstöße, wie vieler Verdruß kann darunter lauern! wie manche tückische Fallthür kann sich unter meinen Füßen öffnen!“

Der Anfang dieser Münchener Zeit (Nov. 1807 — Dec. 1810), welche den bewegtesten Abschnitt in Jacobs' Leben bildet, war für ihn durchaus günstig und erfolgreich: der König Max sowie der Kronprinz Ludwig und der Staatsminister Montgelas nahmen ihn sehr freundlich auf; der Präsident der Akademie Fr. Heinr. Jacobi, der ihn sogleich wie einen alten Freund empfangen und ihm seinen schönen Familienkreis eröffnet hatte, führte ihn am 27. Nov. in die philologisch-philosophische Classe der Akademie ein, in der er seinen Amtsgenossen und Freund aus Gotha Fr. Schlichtegroll als Generalsecretär und als Mitglieder Männer wie Niethammer, Franz von Baader, Cajetan Weiller, Friedrich Roth, Jos. Schelling fand, mit denen sich schnell die angenehmsten geselligen Verbindungen anknüpften. Am Lyceum eröffnete er seine Thätigkeit am 7. Dec. 1807 durch die gewichtige Antrittsrede (Verm. Schr. I, S. 103 ff.), in welcher er seine idealen Anschauungen von der wahren Bedeutung und dem unvergleichlichen Werthe der Humanitätsbildung eingehend entwickelte und die Forderungen, die sie an ihre Jünger stellt, mit ergreifenden Worten beleuchtete, durch seine regelmäßigen Vorlesungen aber weckte er schnell einen frischeren Eifer für die classischen Studien und sammelte allmählich auch einen engern Kreis höher strebender Jünglinge um sich, die er in näherem persönlichem Verkehr dauernd in das Heiligthum echter Wissenschaftlichkeit einführte. Auch den Beginn seiner Wirksamkeit als Akademiker bezeichnete J. mit dem glücklichsten Erfolg am Stiftungstage der Akademie (28. März 1808) durch seine herrliche Festrede „über die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit“, in welcher er den auf echter Religiosität und Tugend ruhenden edeln Grundcharakter des hellenischen Volkes als die wahre Quelle alles seines bewundernswürdigen Schaffens in Staatsleben, Wissenschaft und Kunst nachgewiesen hat (Verm. Schr. III, S. 3 ff., wo er in den Zugaben S. 63—374 von allen Hauptphasen und Richtungen des griech. Lebens eindringend zu handeln Gelegenheit nimmt). Noch zweimal hat er dann am Namenstage des Königs Max Joseph (12. Oct.) in der Akademie die Festrede gehalten und glänzende Zeugnisse von seiner geist- und geschmackvollen Gelehrsamkeit abgelegt, 1808 „über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten“ (Verm. Schr. III, S. 375 ff.) und 1810 „über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken“ (ebendas. S. 417 ff.), wozu er noch am 24. Oct. 1810 seine reichhaltige Schrift „über die Memnonien“ (Verm. Schr. IV, S. 3 ff.) in einer Gesammtsitzung der Akademie vorlegte.

Aber weder diese gesegnete Wirksamkeit in Amt und Wissenschaft noch das aufrichtige Wohlwollen, das ihm der König bei jeder Gelegenheit bewiesen und bis an seinen Tod bewahrt hat, noch auch die vorsichtige Zurückhaltung, mit welcher sich J., so lange es möglich war, den eigenthümlich verwickelten Verhältnissen der neuen Heimat gegenüber benahm, konnten ihn auf die Dauer

vor den übeln Folgen der hier bestehenden tiefen Zerwürfnisse sicher stellen. Das seit dem Anfang des Jahrhunderts immer stärker und systematischer hervorgetretene Streben des wohlmeinenden Max Joseph und seines klugen thatkräftigen Ministers, von Montgelas, in die unter Karl Theodor's schlechter Regierung heillos verrotteten Zustände Baierns Licht, Luft und frische Bewegung zu bringen, hatte namentlich für die Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens die Heranziehung tüchtiger Männer aus andern deutschen Ländern nöthig gemacht, sowohl um den Lehranstalten einen neuen Aufschwung zu geben, als auch um die ganz im Verfall begriffene bairische Akademie der Wissenschaften mit gesundem Blute zu verjüngen. Die einheimischen Anhänger des alten bequemen Schlendrians empfanden dies natürlich mit dem größten Unwillen. Da sie nun gegen die Regierungsmaßregeln eine directe Opposition nicht zu machen wagten, so wendete sich ihr finsterer Groll gegen die meist aus dem protestantischen Norden berufenen fremden Gelehrten, und es bildete sich gegen diese eine altbairisch-katholische Obscurantenpartei, welche hauptsächlich unter der Führung des Akademikers und Oberhofbibliothekars Freih. Christoph von Aretin, eines gewissenlosen blindfanatischen Intriganten, mit unversöhnlicher Feindseligkeit ihr lichtscheues Wesen trieb. Diesen bedenklichen Zustand der Dinge fand J. gleich bei seinem ersten Eintritt in München vor: schon Jacobis akademische Eröffnungsrede (27. Juli 1807), welche die freieren Tendenzen der neuen Akademie kräftig aussprach, war in einer giftigen Gegenschrift von Rotthamer hämisch angegriffen worden, aber J. ließ sich nicht bewegen mit einer öffentlichen Zurückweisung dieses Angriffs aufzutreten, indem er es für die Sache des Gelehrten erklärte, „nicht den Parteigeist zu nähren, sondern den Weg der Wissenschaft still und ruhig zu verfolgen". Als aber am 27. Mai 1808 Jacobi, Jacobs und mehrere andere der fremden Akademiker durch die Verleihung des neugestifteten bairischen Civilverdienstordens augenfällig ausgezeichnet, viele Altbaiern dagegen, auch Aretin, übergangen wurden, und nun die Partei, durch diese „unverdiente Zurücksetzung" tief erbittert zu immer gefährlicheren Feindseligkeiten schritt, da sah sich bald auch der friedliche J. in den widerlichen Kampf hineingerissen. Mit der boshaftesten Berechnung wählte Aretin den Frühling des Jahres 1809, wo durch das Einrücken der österreichischen Heere das specifische Baiernthum zu leidenschaftlichem patriotischen Selbstgefühl aufgeregt wurde, zur Veröffentlichung seiner anonymen Schrift „Die Pläne Napoleons und seiner Gegner," in welcher mit unerhörter Dreistigkeit den deutschen Protestanten überhaupt und den in Baiern anwesenden norddeutschen Gelehrten insbesondere die Theilnahme an einer weit verzweigten, auf England gestützten und gegen Napoleon's weltbeglückende Pläne gerichteten Liga Schuld gegeben und ihnen nicht nur fanatischer Katholikenhaß, „Anglomanie, Borussismus und Norddeutschheit," d. h. eine ganz verächtliche von dem vortrefflichen süddeutschen Charakter grundverschiedene Stammesnatur, sondern auch Verschwörungen gegen die französische Armee und Mordanschläge gegen den Kaiser vorgeworfen wurden. Im ‚Morgenboten‘ wurden diese Verleumdungen im gehässigsten Sinne weiter ausgesponnen, in der ‚Oberdeutschen Allgemeinen Litteraturzeitung‘ erschien, unter der durchsichtigen Hülle der Besprechung einer ganz fingirten Geschichte der k. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm unter der Regierung der Königin Christina, eine ebenfalls von Aretin verfaßte abscheuliche Satire auf die neue Gestalt der bairischen Akademie und ihre nichtbairischen Mitglieder, namentlich ihren ehrwürdigen Präsidenten Jacobi, über Jacobs streute der schamlose Verleumder während des Kriegs sogar das Gerücht aus, daß er der Verfasser der in München angehefteten Placate sei, in welchen das bairische Heer zum Abfall zu den Oesterreichern aufgefordert wurde. Der greise Jacobi, der sich durch die beispiellosen Verunglimpfungen tief ver-

wundet fühlte, wendete sich wiederholt an den Minister Montgelas um Schutz gegen alle jene Angriffe auf seine Amtsehre, erlangte aber nur vertrauliche Versicherungen von dem ungestörten Fortbestehen des alten Vertrauens zu ihm, aber keine officielle Genugthuung durch strafendes Einschreiten gegen den Sykophanten. Der mannhafte Fr. Thiersch, der eben damals als Gymnasialprofessor nach München gerufen worden war, ergriff sogleich mit seiner schneidigen Schrift „Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland. Procumbit humi bos.“ Partei für seine Freunde gegen den Unsinn. Der ruhige J. aber stand dem schmutzigen Treiben zuerst gelassenen Muthes und schweigend gegenüber, in der Hoffnung, daß nach dem schnellen Abschluß des Kriegs die trüben Gewässer sich bald in ihre Höhlen verlaufen würden. Als aber nach seiner Rückkehr von einem Ausflug nach Gotha (Herbst 1809) die unheimlichen Angriffe sich mit steigender Heftigkeit und Heimtücke erneuerten, als eine neue Zusammenfassung aller bisherigen Beschuldigungen in der boshaftesten Form überall in München verbreitet, ja ihm selbst in's Haus getragen wurde, da hielt auch er sich nicht länger zurück: vom Kronprinzen Ludwig, auf den er in Privatvorlesungen über griechische Geschichte und Literatur einen hochverrätherischen Einfluß ausgeübt zu haben beschuldigt wurde, erwirkte er leicht die eigenhändige Versicherung, daß er diese Beschuldigung nur für eine freche Lüge erklären könne. Der Diffamationsklage, welche Jacobi gegen Aretin am 3. Febr. 1810 beim Münchener Stadtgerichte anbrachte, schloß sich J. mit Schlichtegroll, Niethammer, Hamberger und Breyer offen und amtlich an, weil er es für seine Ehrenpflicht hielt mit seinem Namen für die gute Sache des schwer verunglimpften Freundes einzutreten, wenn er auch von diesem Schritte, dessen Erfolglosigkeit er klar erkannte, bis zum letzten Augenblick entschieden abgerathen hatte; seinem eignen entrüsteten Wahrheitsgefühl aber that er zu derselben Zeit (Frühling 1810) volles Genüge, indem er in der von Becker in Gotha verlegten Schrift „über Sinn und Absicht einiger Stellen der zu München erschienenen Flugschrift: Die Pläne Napoleons und seiner Gegner“ mit vernichtender Schärfe, aber in der würdigsten Haltung die inneren Widersprüche der Aretin'schen Libelle aufdeckte und ihr raffinirtes Lügengewebe schonungslos zerriß.

Wie unerschrocken und ehrenhaft, aber auch wie maßvoll und besonnen steht J. in dieser schwierigsten Zeit seines sonst so stillen Lebenslaufes vor unsern Augen! er vermochte jedoch das lauernde Ungethüm der ungerechten Anfeindung leider mit all seinem frischen Mannesmuthe nicht ganz in den Staub zu treten, und überzeugte sich bald, daß diesen Verhältnissen gegenüber seine Stellung unhaltbar geworden sei. Am empfindlichsten war ihm, daß durch die von Aretin und seinen Gesinnungsgenossen mit beharrlicher Wuth fortgesetzten Wühlereien auch im Lyceum ihm der feste Boden untergraben wurde, indem sich allmählich bei einem Theile der studierenden Jugend eine trotzige Opposition gegen die strengeren philologischen Studien bemerklich machte, welche das bisherige schöne Gedeihen seiner amtlichen Lehrthätigkeit zerstören mußte. Die durch Uhden an ihn ergehende Aufforderung als Gymnasialrector und Universitätsprofessor nach Berlin zu kommen lehnte er zwar ab, weil die Münchener Erfahrungen ihn nicht „zu einer neuen Verpflanzung auf fremden Boden reizen“ konnten, aber dem Herzog August von Gotha, der, sobald er von den großen Widrigkeiten seiner Lage in Baiern hörte, ihn großmüthig zur Rückkehr in die Heimat einlud, gab er bald eine bindende Zusage und setzte auch beim König Max, der ihn durch glänzende Anerbietungen zu halten suchte, entschlossen seine Entlassung aus dem bairischen Staatsdienste durch (Herbst 1810). Der unversöhnliche Aretin freilich verfolgte J. noch bis zum letzten Ende seiner Anwesenheit in München mit den gehässigsten Cabalen, indem er ihn durch zwei In-

jurienklagen und damit verbundene hohe Cautionsforderungen, ja sogar durch einen deshalb gegen ihn erwirkten polizeilichen Arrestbefehl, an der Abreise zu verhindern suchte; das unmittelbare Einschreiten des erzürnten Königs war nothwendig, um alle diese unerhörten Hemmnisse peremtorisch aus dem Wege zu räumen. J. durfte sich in der That Glück wünschen durch seine Berufung nach Gotha als Oberbibliothekar und Director des Münzkabinets, wo er am 7. Dec. 1810 wohlbehalten eintraf, vielen gefährlichen Verfolgungen enthoben zu sein, zumal als bald nachher (28. Febr. 1811) der tückische Mordversuch gegen Fr. Thiersch den Beweis lieferte, wie leicht auch ihn bei längerem Ausharren im Kampfe gegen jene fanatische Partei Frevel und Gewaltthat hätte treffen können.

Für den hier beginnenden zweiten Hauptabschnitt von Jacobs' Leben, die friedliche Gelehrtenzeit in Gotha (1810—1847), muß zunächst hervorgehoben werden, daß er die hohe Achtbarkeit seines Charakters, welche uns aus der bewegten Münchener Periode mit solcher Festigkeit entgegentritt, in all seinem weiteren Denken und Thun in der schönsten Harmonie entfaltet und bewährt hat. Seinen häuslichen Kreis stempelte sein für alles Große und Schöne begeisterter und dabei doch so milder und einfacher Sinn zu einem Muster des edelsten Familienlebens, in welchem alle höheren und geistigen Interessen die sorgsamste Pflege fanden. Der Schreiber dieser Zeilen wird es, solange er lebt, als einen unschätzbaren Segen empfinden, daß ihm in seinen jungen Jahren oft vergönnt war von dem reinen Geisteshauch berührt zu werden, der in diesem Hause wehte. Wie wenig ließ sich J. während seines spätern Lebens durch seine bedeutende Schwerhörigkeit, welche ihm die geselligen Freuden verschloß, in der immer gleich liebenswürdigen Heiterkeit des Gemüthes stören, die einen so wesentlichen Grundzug seines Charakters ausmachte! Mit wie bewundernswerther Fassung trug er als ein rechter Christ die Zeiten schwerer Trübsal, welche ihm nicht erspart geblieben sind, die mehrjährige schmerzhafte Krankheit und den frühen Tod seiner ersten Gattin (27. Dec. 1812), das langsame Hinsterben seines immer besonders geliebten Sohnes, des gelehrten Arztes Friedr. Josias J., der in der Blüthe des männlichen Alters einem epileptischen Leiden erlag (29. Juli 1833) und dem er selbst ein schönes biographisches Denkmal gesetzt hat (Person. S. 556—570), endlich den vorzeitigen Verlust seiner zweiten Gattin, der durch Geist, Herzensgüte und echte Frauenwürde gleich ausgezeichneten jüngsten Schwester seiner ersten Frau, der unvergeßlichen Dorothea Seidler (4. Febr. 1836), von der er unter dem 4. März 1836 an Thiersch schreibt: „In ihr habe ich meine älteste und bewährteste Freundin, die liebevollste Theilnehmerin an allen meinen Schicksalen, meine Hülfe in Allem verloren. Mit ihr ist der frohe Muth, den ich sonst hegte, und die Freude am Leben von mir gewichen.“ (Fr. Thiersch Leben II, 434, vgl. Person. 277.)

Mit gleicher Wärme verfolgte J. die Geschicke des deutschen Vaterlands während der welterschütternden Ereignisse seines Lebens. Wie er, gleich den Besten seiner Zeit, die ersten Anfänge der großen Umwälzung in Frankreich mit froher Hoffnung begrüßt, von ihrer wilden Ausartung sich mit Entsetzen abgewendet hatte, so folgte er zuerst mit Bewunderung, dann mit wachsender Sorge für die Sicherheit des Welttheils den Unternehmungen Napoleons: „Die Fortschritte des Eroberers von Aegypten“, sagt er selbst, „der gleich unbesieglich im Feld und im Cabinet, durch Kunst der Rede noch mehr als durch die Kraft des Schwertes gewann, lenkten meine Blicke immer von neuem auf den macedonischen König, der mir wie das Vorbild des corsischen Eroberers erschien.“ So kam J. beim Wiederausbruch des Krieges 1805, wie Niebuhr zu derselben Zeit, auf den patriotischen Gedanken, der herandrohenden Gefahr gegenüber die Feuerworte des größten hellenischen Redners zur sittlichen Erhebung seines eignen Volkes

wirksam zu machen, und veröffentlichte seine „Uebersetzung der Staatsreden des Demosthenes", welche, wenn auch nur in beschränkteren Kreisen, ihre Wirkung nicht verfehlte, während sie später (1833) wissenschaftlich umgearbeitet und um die Rede vom Kranze vermehrt, so wieder erschien, daß der Verfasser von ihr sagen durfte: „diese zweite Ausgabe konnte in Rücksicht auf die Uebersetzung, die Einleitungen und Anmerkungen für eine erste gelten" (Person. 266.) Wie tief schmerzlich seine patriotischen Empfindungen in den Jahren 1806 und 1807 gewesen sind, der Schrecken über die jähe Niederlage Oesterreichs und Rußlands, der Unwille über Preußens politische Fehler, die Entrüstung über den hohlen Hochmuth und die rohe Brutalität der Officiere der Rüchel'schen Armee und die schwere Trauer über die Demüthigung des Staates Friedrichs des Großen, das erkennt man aus allen seinen damaligen Briefen und aus seinen späteren Aufzeichnungen, aber man ersieht daraus auch ebenso deutlich, mit wie sicherem Muthe der hellsehende Mann mitten im Jammer des allgemeinen Einsturzes die Hoffnung auf bessere Zeiten fest hielt, wie unerschrocken er vielen der armen preußischen Gefangenen zur Flucht verhalf, wie dankbar er die verhältnißmäßig glimpfliche Behandlung des gothaischen Landes durch den sonst so übermüthigen Sieger als eine besondere Gunst des Geschickes anerkannte. Freilich sah sich J. während der folgenden kritischen Jahre, wie in Baiern durch die Stellung Max Josephs im Rheinbunde, so auch in seiner Heimat durch die franzosenfreundliche Haltung des für Napoleon schwärmenden Herzogs August zur strengsten Zurückhaltung in Bezug auf seine eignen politischen Gesinnungen gezwungen: das Schicksal seines langjährigen Freundes R. Z. Becker, der wegen eines freimüthigen Aufsatzes im Reichsanzeiger aus seinem Familienkreise im Nov. 1811 plötzlich weggeschleppt und bis zum Mai 1813 in Magdeburg gefangen gehalten wurde, mußte ihn noch dringender zur Vorsicht mahnen. Erst als nach der Leipziger Schlacht und nach dem großen Rückzug der Franzosen die vaterländische Begeisterung auch in den an Napoleon gefesselten Staaten zum Durchbruch kam, erst da konnte J. seinem lange mühsam zurückgehaltenen Patriotismus durch mehrere schöne Schriften lebendigen Ausdruck geben. Von diesen durch die Zeitereignisse veranlaßten Schriften sind die „Anrede eines Thüringers an seine Landsleute" (Dec. 1813) und „Deutschlands Gefahren und Hoffnungen. An Germaniens Jugend" (1813), in den Personalien (S. 474—498), die zur Zeit des ersten Pariser Friedens geschriebene dritte Schrift „Deutschlands Ehre. Dem Andenken der in dem Kriege gegen Frankreich gefallenen Deutschen gewidmet. Zur Feier des Friedens im Junius 1814", in den vermischten Schriften (I, 135 bis 262) mit reichen Zusätzen wieder abgedruckt. Daß er auch nach den Freiheitskriegen bis in sein hohes Alter den Gang der öffentlichen Dinge in Deutschland mit der regsten Theilnahme verfolgt und bei allem Wechsel der herrschenden Strömungen immer sein unabhängiges Urtheil sich bewahrt hat, das beweisen zahllose Aeußerungen in seinen Briefen und Schriften. Jeder gewaltsamen Umgestaltung innerhalb der deutschen Staaten ist er in seinem strengen Rechtsbewußtsein freilich grundsätzlich feind, und die Erinnerung an Professor Heinrich's schroffe Ansichten über die Nothwendigkeit weiterer Vergrößerungen Preußens preßt ihm noch spät die Worte ab: „Möge Gott verhüten, daß je wieder solche Gesinnungen in Preußen Wurzel schlagen, oder daß dort je wieder die Bahn edler Mäßigung verlassen werde, durch die sich die Regierung Friedrich Wilhelms III. die Achtung der Welt gewonnen hat!" (Pers. p. 183); aber dem ganzen reactionären Treiben der Metternich'schen Politik sah J. mit schwerem Kummer und tiefster Entrüstung zu, wie er schon am 15. Mai 1814 ahnungsvoll an Thiersch geschrieben hatte: „Jetzt gebe der Himmel unsern Fürsten Weisheit und guten Willen, damit das begonnene Werk auch zu einem

gedeihlichen Ziele komme. Wenn Deutschland, — ich meine die Nation, — jetzt nicht das erste Land von Europa wird, so müssen unglaubliche Fehler gemacht werden!" (Fr. Thiersch Leben, I, 117). So schreibt er an denselben in Bezug auf die beginnenden Demagogenverfolgungen, Nov. 1819 (das. I, 179): „Wie wenig ist doch das, was die Menschen aus der Geschichte lernen, selbst wenn sie vor ihren Augen geschieht!" oder (an dens. 3. Nov. 1821, das. I, 206) über die Angst der Cabinette vor der allgemeinen Begeisterung für die griechische Erhebung: „Nichts ist von dem heiligen Brand des Freiheitskriegs zurückgeblieben als ein schmutziges caput mortuum von gemeiner Klugheit und Scheinheiligkeit." Noch stärker schreibt er ebenfalls an Thiersch am 2. März 1822 (das. I, 212) in Bezug auf die gegen Prof. Welcker in Bonn eingeleitete Untersuchung: „Fast sollte man meinen, in dem Katechismus des Heiligen Bundes sei Hinterlist, Lüge und Meineid unter die Tugenden gesetzt oder unter die Privilegia der Regierenden, und nur die dürften auf Gunst und Auszeichnung rechnen, die an dem Altare des Baal dienen." Ruhiger und objectiver als in dieser und andern brieflichen Aeußerungen entwickelt J. seine gemäßigt liberalen, überall auf gründlichster Kenntniß beruhenden politischen Ansichten in den freimüthigen Aufsätzen, welche er im ersten Band seiner Vermischten Schriften vereinigt hat; so reden die „Bruchstücke über die Forderungen der Zeit" 1820 dem Werthe der Repräsentativverfassungen, der confessionellen Gleichberechtigung und der Preßfreiheit kräftig das Wort (p. 265—348), und in den „Analecten" (p. 405 ff.) spricht er sich ebenso klar und gediegen als leidenschaftslos über eine Reihe wichtiger Fragen aus, vornehmlich in „Republikanismus der Zeit. Staatskrankheiten. Akademische Verbindungen. Verstimmung der Zeit. Virtus post numos." Bei dieser so stark ausgeprägten patriotisch-deutschen Richtung hat aber J. dem Wohl und Wehe seiner engeren Heimath ein warmes Interesse zu widmen nie versäumt, wie seine Rede zum Andenken Herzogs Ernst II. am 9. Juni 1804 beweist (mit reichen Zusätzen wieder abgedruckt in den Verm. Schr. I, 1—86), ferner die Schriften „Zufällige Gedanken bei einem dem seligen Löffler zu errichtenden Denkmale" 1816 (Verm. Schr. I, 351 ff.) und „Gothas Dank am Schlusse der Zwischenregierung von seinen Bewohnern ausgesprochen" 1826. Allen diesen publicistischen Schriften ist in ausgezeichnetem Maße die classische Schönheit der Form eigen, welche J. zu einem hervorragenden deutschen Prosaisten machen, formelle Meisterschaft kennzeichnet alles, was er in der eignen Sprache geschrieben hat und ziert namentlich seine zahlreichen Bildungsschriften und Erzählungen, denen er einen großen Theil seines Ruhmes in der Nation zu verdanken hatte. Den Anfang auf dieser mit so glücklichem Erfolg betretenen Bahn des ethisch-religiösen Erzählers machte er mit seinem „Allwin und Theodor" 1802, einem Kinderbuche, welches er zunächst nur seinem ältesten Sohn Friedrich Josias zum Geburtstag bestimmt hatte. Für ein etwas reiferes Alter bestimmt folgten später die „Feierabende in Mainau" 1820, welche anmuthigen Erzählungen zu seinen werthvollsten Geistesproducten zu zählen sind. Schon vorher (seit 1811) war in J. der Gedanke lebendig geworden „durch Religion auf Reinigung und Veredlung des weiblichen Gemüths zu wirken" und während der letzten Krankheit seiner Frau (1812) schrieb er „um ein religiöses Gemüth" zu schildern, „das bei äußeren Stürmen still und unerschüttert auf fester angeerbter Ueberzeugung ruht", die damals außerordentlich viel gelesene Schrift „Rosaliens Nachlaß", welcher er als eine Art von Ergänzung in gleichem Sinne die „Denkwürdigkeiten der Gräfin von Sandoval" folgen ließ. Seit 1827 vereinigte er diese beiden Werke mit anderen dieselbe Tendenz verfolgenden Arbeiten zu der Sammlung „Die Schule der Frauen oder Schriften zur Belehrung und Bildung des weiblichen Geschlechts", deren siebenter oder Schluß-

theil die bedeutende Erzählung „die beiden Marien" enthält. Die Kunst des Erzählers übte er in seinem späteren Leben mit besonderer Vorliebe und mit sichtlichem Behagen; seine in Zeitschriften zerstreuten Arbeiten dieser Gattung sind gesammelt in den „Erzählungen", 7 Bände, Leipzig 1824—1837, von denen er selbst sagt: „In allen verfolgte ich denselben Zweck, die Heiligkeit der Sitten und das Sittliche der Religion in mannigfaltige Formen zu kleiden." Doch wie vielseitig sich auch J. in seiner gesammten freieren Schriftstellerthätigkeit darstellt, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß seine gelehrten philologischen Arbeiten die vornehmste Quelle seines Ruhmes gewesen sind. J. war vor allem classischer Philolog, und hauptsächlich auf seiner liebevollen Versenkung in den Geist des griechischen Alterthums ruhte seine schulmännische Tüchtigkeit, sein patriotischer Hochsinn, seine ethische Straffheit, wie seine rednerischen und poetischen Vorzüge. Die Reihe seiner gelehrten Werke, welche alle durch den gewissenhaftesten Fleiß und staunenswerthe Belesenheit nicht minder als durch die Sorgfalt der sauberen Arbeit, die Gesundheit der kritischen Methode und geschmackvolle Behandlung ausgezeichnet sind, eröffnete er mit kritischen Arbeiten, besonders über Euripides: „Specimen emendationum in auctores veteres graecos et latinos", 1786. „Animadversiones in Euripidis tragoedias, acced. animadv. in Stobaei florilegium", 1790. „Exercitationes criticae in scriptores veteres", 2 Tomi 1796 sq. Dazwischen besorgte er, als er eine Abschrift der Posthomerica des Tzetzes erhalten hatte, das ganze Werk des byzantinischen Grammatikers: „Tzetzae Iliaca", 1793, und lieferte eine vortreffliche Uebersetzung des Vellejus Paterculus, 1793. Daneben beschäftigte er sich schon ernstlich mit der griechischen Anthologie, deren Bearbeitung das Hauptwerk seines Lebens werden sollte. Nachdem schon 1793 ein trefflicher Vorläufer „Emendationes in epigrammata anthologiae graecae" erschienen war, wurde das große Werk mit ausführlichem Commentar in den Jahren 1798—1814 in 13 Bänden vollendet. Als hierauf für die Bibliothek in Gotha eine Abschrift des codex Palatinus, damals noch Vaticanus, erworben ward, ging J. an eine neue Bearbeitung des Textes, der mit kritischem Commentar „Anthologia graeca ad fidem codicis Palatini", 1814—17, in drei stattlichen Bänden erschienen ist. Eine Blüthenlese aus dieser so viele Spätlinge enthaltenden Sammlung lieferte er 1826 in dem „Delectus epigrammatum graecorum", welche Ausgabe eine Zierde in der von ihm und Rost ins Leben gerufenen Bibliotheca graeca Gothana bildet. Die griechischen Epigramme auch weiteren Kreisen durch eine deutsche Uebersetzung zugänglich zu machen, hatte er schon durch sein „Tempe" (2 Bde. 1803) versucht, eine sehr wohl gelungene Uebertragung, die zwanzig Jahre später in völliger Umarbeitung und Erweiterung mit dem Titel: „Griechische Blumenlese", 1824 (Bd. 2 der Verm. Schriften) neu erschienen ist. Eben so trefflich als diese epochemachenden Arbeiten über die griechische Anthologie sind seine mit reichen Commentaren ausgestatteten Ausgaben des Romans des Achilles Tatius, 1821, von Philostrati imagines et Callistrati statuae (mit Welcker), 1825, der Thiergeschichte des Aelianos, 1832 in 2 Bdn., die kritischen Beiträge zu Athenäos, 1805 und 1813, die köstlichen Lectiones Venusinae (Verm. Schriften V, p. 1—404), durch die er ein neues Leben in die Bearbeitung der Horazischen Gedichte gebracht zu haben überzeugt war (Personalien p. 258), die scharfsinnigen Lectiones Stobenses, 1827, endlich die herrliche Begrüßungsschrift an die Philologen-Versammlung zu Gotha: „Diatribes de re critica aliquando edendae capita duo", 1840, die sehr bedauern läßt, daß das begonnene Werk ein Torso geblieben ist. Sehr verdienstlich sind auch seine Uebersetzungen der Werke des Philostratus, der Romane des Heliodorus, Longus, Parthenius und Antoninus Liberalis, der Thiergeschichten

des Aelianus, die von 1828 an in rascher Folge erschienen sind und schon durch die Einleitungen und Anmerkungen einen bleibenden Werth besitzen. Wie sich J. durch diese kritischen und exegetischen Werke um die bessere Kenntniß der griechischen Litteratur die größten Verdienste erworben hat, so um den Unterricht der griechischen Sprache durch sein treffliches Elementarbuch, Jena 1805 ff. in 4 Bdn., dessen einzelne Theile vielfache Auflagen erlebt und zahlreiche Nachahmungen hervorgerufen haben. Eben so verdienstlich ist sein mit Döring herausgegebenes lateinisches Elementarbuch, dessen 5. und 6. Theil, die von ihm allein verfaßte Blumenlese der römischen Dichter, ein Meisterstück in seiner Art ist. Bei seiner umfassenden Kenntniß des ganzen Alterthums und bei dem feinen Geschmack, der alle seine Arbeiten auszeichnet, verstand es J. auch, einzelne Seiten und den gesammten Charakter des antiken Lebens mit tiefdurchdringendem Geiste in schöner Form zu behandeln. Er that dies zuerst in dem zur Ergänzung von Sulzer's Theorie der schönen Künste mit seinem Jugendfreunde Georg Schatz herausgegebenen Sammelwerk: „Charakteristik der vornehmsten Dichter aller Nationen", 7 Bde., 1792 ff., von dem J. zahlreiche Artikel verfaßt hat. Derselben Richtung gehörten die aus dem Englischen übersetzten „Atheniensischen Briefe über die Geschichte, Sitten, Wissenschaft und Künste der alten Welt", 1799 f., in 2 Bdn. an. Weit bedeutender sind seine zahlreichen litterarhistorischen, antiquarischen und archäologischen Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände des classischen Alterthums, die in den Bänden 3—6 seiner vermischten Schriften gesammelt sind. Eine Ausarbeitung der Vorträge, die J. in den Jahren 1808 und 1809 dem Kronprinzen Ludwig von Baiern gehalten hat, wurde von Wüstemann unter dem Titel Hellas aus seinem Nachlaß 1852 herausgegeben.

Endlich dürfen wir auch nicht stillschweigend an dem vorübergehn, was J. als Bibliothekar in langjähriger Wirksamkeit geleistet hat. Schon in den Jahren 1802 ff., als er die Stelle an der Bibliothek zu Gotha als ein Nebenamt verwaltete, erwarb er sich durch bessere Ordnung des etwas vernachlässigten Institutes große Verdienste. Auch in München wurde seine vorzügliche bibliothekarische Befähigung dadurch anerkannt, daß ihm die Bibliothekscommission der Akademie die Prüfung des von Ign. Hardt ausgearbeiteten Katalogs der griechischen Handschriften übertrug, und er entledigte sich dieses Auftrags, ohne sich durch hämische Anfeindungen und durch die boshafte Entwendung eines Theiles seiner Vorarbeiten irre machen zu lassen, zur rechten Zeit mit dem besten Erfolge; s. den Bericht in den Personalien p. 420—453. Aber seine Hauptthätigkeit auf diesem Felde entfaltete er dann als Oberbibliothekar in Gotha (von Ende 1810 bis 1841): die Vollendung des von ihm früher begonnenen Katalogs der Manuscripte in 2 Foliobänden und die Aufstellung eines neuen systematisch geordneten in 3 Quartbänden ist sein eigenstes Werk; hier wie sonst überall in den Bücherkatalogen giebt seine saubere zierliche Handschrift Zeugniß von der Geduld und Sorgfalt, mit welcher er alle seine zahllosen Eintragungen ausgeführt hat. Ein besonders hohes Verdienst um die Gothaische Bibliothek wie um die Wissenschaft überhaupt erwarb sich J. noch in den letzten Zeiten seiner Wirksamkeit durch die Veröffentlichung des Merkwürdigsten, was diese Bibliothek an handschriftlichen Schätzen auf griechischem, lateinischem und altdeutschem Gebiete besitzt, indem er mit Fr. A. Ukert von 1835—1838 die „Beiträge zur alten Litteratur" herausgab.

Diese so außerordentlich vielseitige und rastlose Lebensthätigkeit des seltenen Mannes verlief vorwiegend in großer äußerer Stille und Einförmigkeit, — am Schreibtisch unter den geliebten Büchern, — nur selten unterbrochen durch an=

regende Reisen, wie nach München im Sommer 1818, nach Italien Juli bis September 1825, auf welcher er seinen Sohn Emil bis nach Florenz geleitete und von Menschen, Natur, Kunst und Wissenschaft die wohlthuendsten Eindrücke mitbrachte (Person. 186—251), an den Rhein Sommer 1828, nach Hamburg und Göttingen 1832, und nach Dresden und Prag, um der Feier des 50jährigen Jahrestags seines Eintritts ins Schulamt (29. Aug. 1835) auszuweichen, der aber doch von Böttiger und andern Dresdner Freunden sinnig begangen wurde. Wie er selbst nie unterlassen hatte seine Theilnahme an bedeutsamen Gedenktagen und Wendepunkten im Leben seiner Freunde durch litterarische Festgrüße zu bezeichnen, und wie er namentlich 10 Jahre früher seine innige Theilnahme an der dritten Säcularfeier des Goth. Gymnasiums durch die liebenswürdige „Epistola ad Fr. Guil. Doeringium senem felicissimum“, 1824, sinnig bezeugt hatte, so erfreute auch ihn jetzt die schöne lateinische Festode des nun 80jährigen Döring an diesem Ehrentage, welchen in Gotha das Gymnasium durch eine Schulfeierlichkeit mit Chr. Ferd. Schulze's Festrede öffentlich verherrlichte. Die schönste Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Wissenschaft fand aber J. auf der zweiten Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner zu Mannheim 1839, zu deren Besuch er sich nur mit Widerstreben entschlossen hatte, indem er durch eine von K. Fr. Hermann verfaßte Votivtafel als der würdige Nestor der deutschen Philologie glänzend gefeiert wurde.

Seine Schriftstellerlaufbahn schloß er mit den unserer Skizze hauptsächlich zu Grunde liegenden Personalien (Verm. Schr. Bd. 7) 1840 auf die würdigste Weise ab, mit jener musterhaften Selbstbiographie, in welcher er mit bewundernswürdiger Unbefangenheit und Klarheit den ganzen Inhalt seines reichen reinen Lebens vor der Mit- und Nachwelt ausgebreitet hat. Er konnte hier für diese letzte Periode seiner Thätigkeit von sich rühmen, daß er, von aller Geselligkeit zurückgezogen und keines Spaziergangs bedürftig, noch täglich 13 Stunden bei der Arbeit sitze; aber er hatte schon am 4. März 1836 wehmüthig an Thiersch geschrieben: „Was ich noch thun kann, ist eben nur ein Zusammenlesen in den Stoppeln oder ein Ausputzen des alten bestaubten Krams“ (Fr. Th. Leben II, 435). Seine Personalien schloß er am 2. März 1840 mit den Worten: „Der mir beschiedenen Tage können nicht mehr viele sein. Möge Gott mir verleihen, daß sie ruhig und ohne schmerzlichen Anstoß verlaufen, und wenn ich von hinnen gerufen werde, ich mit einem guten und unbefleckten Rufe bei den Zurückbleibenden und mit heitern Hoffnungen für die Zukunft scheide.“ Von diesen beiden Wünschen ist ihm der zweite im vollsten Maße, der erste nur zum Theil erfüllt worden: noch einige gute Jahre hindurch bewahrte er die alte Frische und Klarheit, dann suchten die traurigen Begleiter des höchsten Alters, körperlicher Verfall und geistige Umnachtung, auch ihn heim, bis ihn am 30. März 1847 ein sanfter Tod aus den irdischen Banden befreite.

Autobiographie in S. F. W. Hoffmann's Lebensbildern berühmter Humanisten I, p. 1—27. Leipz. 1837. Personalien in Bd. 7 der Verm. Schriften 1840, einzelnes auch in den übrigen Bänden, besonders im achten, p. 335—350. Die schon oben S. 605 ff. erwähnten Streitschriften mit Bar. v. Aretin. Briefwechsel mit Heinr. Stieglitz, herausg. von L. Curtze 1863 und mit Fr. Göller, herausg. von H. Düntzer 1862. Fr. Thiersch's Leben von Heinrich Thiersch 1866. Grabrede gehalten von Oberconsistorialr. Ed. Ad. Jacobi, Gotha 1847. Heinrich Kämmel in der Pädagog. Encyklopädie III, p. 779—785. B. Hain im N. Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1847, I, p. 244 ff. Fr. Jacobsii laudatio. Scr. E. Fr. Wuestemann. Gothae 1848.

Karl Regel.

Jacobs: Friedrich Wilhelm Josias J., Arzt, ältester Sohn des Philologen Jacobs (s. o.), geb. den 24. März 1793 zu Gotha, erhielt den ersten Unterricht im elterlichen Hause und von Privatlehrern und besuchte dann das Gymnasium bis zur obersten Klasse. Nach der Berufung seines Vaters an die Münchener Akademie (1807) wurde er wegen seiner Neigung zur Landwirthschaft einer Pension in Genf anvertraut, welche er später mit dem Fellenberg'schen Institut in Hofwyl vertauschen sollte. Die Liebe zu jenem Fache verlor sich jedoch wieder, und so trat er 1811, nach der Rückkehr seines Vaters in die Heimath, abermals auf kürzere Zeit in das gothaische Gymnasium ein und studirte hierauf seit Michaelis 1813 in Göttingen Medicin. Die damalige Begeisterung für die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche ergriff auch ihn, und nur die Erwägung, daß bereits zwei seiner Brüder dem Kriegsrufe gefolgt waren, vermochte ihn vom Eintritt in das Heer zurückzuhalten. Nach abgelegter Promotion verließ er Göttingen im Frühling 1816 und besuchte zu seiner weiteren Ausbildung die anatomischen und klinischen Anstalten in Würzburg, München und Wien. An dem erstgenannten Orte vollendete er auch die Zeichnungen zu seiner Dissertation „Talpae europaeae anatome", welche inzwischen zu Jena gedruckt wurde. Nach fast einem Jahre kehrte er nach Gotha zurück und ließ sich dort als praktischer Arzt nieder. Seine Mußestunden füllte er mit dichterischen Arbeiten und philologischen Studien aus. Beiträge der ersteren Art brachten von ihm die Taschenbücher „Urania" und „Minerva": jenes (Jahrg. 1821, S. 449—509) eine poetische Erzählung in drei Gesängen und in Octaven, „Der Ring" betitelt, dieses (Jahrg. 1823, S. 461—472) einen „Rosenkranz" von zwölf Sonetten. Seine Vorliebe für die Reitkunst veranlaßte ihn zu einer Uebersetzung von Xenophon's bekannter Schrift über diesen Gegenstand. Sie erschien, mit einem Commentare ausgestattet, 1825 zu Gotha, und es gereicht dieser Arbeit zur Ehre, daß sie bisweilen irrig seinem Vater zugeschrieben wird. Weitere litterarische Pläne, mit denen er sich trug, kamen nicht zur Ausführung, weil sein bisher gesunder Körper im Sommer 1822 plötzlich von der Epilepsie befallen wurde, die trotz wiederholter Badecuren seine Kräfte nach und nach erschöpfte. Als auch der Besuch des Seebades Scheveningen im Sommer 1829 ohne Erfolg geblieben war, übergaben ihn die Seinen dem Großherzoglichen Krankeninstitut zu Jena. Dort erlag er der heimtückischen Krankheit am 29. Juli 1833 Abends. — In seinen „Personalien" hat ihm Friedrich Jacobs ein schönes Denkmal väterlicher Liebe gestiftet. Die Jugendschrift „Allwin und Theodor" verfaßte derselbe eigens für diesen Sohn und beschenkte ihn an seinem neunten Geburtstage damit.

Friedrich Jacobs, Vermischte Schriften. 7. Bd.: Personalien. Leipzig 1840. S. 556—570, 46 u. 265. — Meusel, Gel. Teutschland. Bd. 18, S. 247 u. Bd. 23, S. 7. Schumann.

Jacobs: Johann J., geb. am 6. Mai 1721 zu Spiesheim am Rhein, † am 21. December 1800 zu Bamberg. Er trat 1741 in den Jesuitenorden ein, welchem er bis zu dessen Auflösung angehörte. Er studirte in Heidelberg und Mainz und erhielt 1760 die mathematische Professur an der damaligen Universität Bamberg. Er schrieb zum Nutzen seiner Zuhörer eine Anzahl geschätzter, sehr elementarer Lehrbücher in lateinischer Sprache. Wissenschaftlichen Werth denselben zuzusprechen ist unmöglich, und wenn wir deren Verfasser hier überhaupt nennen, so geschieht es, um die Genügsamkeit der damaligen Zeit durch ein Beispiel zu belegen. Auch der Unterricht, den er ertheilte, dürfte nur nach ebendiesem Maßstabe zu beurtheilen und das einzige an ihm Bemerkens-

werthe der Umstand sein, daß J. ihn bis wenige Tage vor seinem Tode, also bis in sein achtzigstes Lebensjahr hin fortsetzte.

Baader, Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 1824. Bd. I. S. 251—252. Cantor.

Jacobs: Johann August J., Philolog und Schulmann, geb. am 27. April 1788 in Pitzbühl im Magdeburgischen, wurde am 8. October 1801 in die Landesschule Pforta aufgenommen, wo er bald sowol durch körperliche Gewandtheit als durch geistige Tüchtigkeit unter seinen Genossen sich hervorthat. Ostern 1806 bezog er die Universität Wittenberg, um Jurisprudenz zu studiren, wandte sich aber schon nach einem Semester von da nach Leipzig, wo er unter Andern G. Hermann's Vorlesungen über Aeschylos hörte. Von hier siedelte er wiederum nach kurzem Aufenthalt nach Halle über, wo er in dem Theologen und Pädagogen August Hermann Niemeyer eine Persönlichkeit fand, welche bestimmend auf seinen ganzen ferneren Lebensgang einwirkte. Niemeyer, der mit scharfem Blick Jacobs' natürliche Begabung für den Lehrerberuf erkannte, bewog ihn, der Jurisprudenz Lebewohl zu sagen und sich durch philologische, philosophische und historische Studien für das Lehramt vorzubereiten. Schon im Mai 1810 nahm Niemeyer als Inspector des königlichen Pädagogiums ihn unter die Lehrer dieser Anstalt auf. 2 1/2 Jahr später habilitirte sich J. als Privatdocent bei der philosophischen Facultät der Universität Halle durch die Vertheidigung seiner Dissertation „Observationes criticae in quosdam Plutarchi, Horatii aliorumque locos“. In Anerkennung seiner Erfolge als akademischer Lehrer wurde er nach vier Jahren zum Professor extraordinarius, 1821 zum Ordinarius ernannt, nachdem ihm schon 1819 die Leitung des pädagogischen Seminars neben Niemeyer übertragen worden war. Neben der akademischen setzte er seine Lehrthätigkeit am Pädagogium, zu dessen Inspector er nach Niemeyer's Rücktritt von dieser Stelle im Jahre 1820 ernannt wurde, mit ungeschwächtem Eifer fort. Im Jahre 1825 nach dem Tode Georg Christian Knapp's wurde ihm das Condirectorat der Franckeschen Stiftungen, endlich nach Niemeyer's Tode 1828 die Oberleitung derselben übertragen. Bei der Uebernahme dieses Amtes waren jedoch seine Kräfte schon gebrochen durch schwere körperliche Leiden, denen er am 21. December 1829 erlag. — Veröffentlicht hat er außer seiner Habilitationsschrift nur eine kritische Ausgabe der Idyllen des Theokrit („Theocriti Bionis et Moschi quae supersunt graece cum scholiis graecis. Textum ad optimas edd. et ad codd. mss. fidem quam diligentissime exprimi curavit, carminum argumenta indicavit, varias codicum mss. et edd. vett. lectiones coniecturasque virorum doctorum subiunxit, indices locupletissimos adiecit J. A. J.“ Tom. I. Halle 1824: außer diesem ersten, die Vorrede des Herausgebers und den Text der Idyllen des Theokrit mit den Varianten enthaltenden Bande ist nichts weiter erschienen), eine Textausgabe der Gedichte des Theokrit, Bion und Moschos (Halle 1827), eine Textausgabe der Gedichte und Fragmente des Hesiodos (Halle 1827, ohne Namen des Herausgebers) und ein anonym erschienenes Schriftchen über Niemeyer's Jubiläum („Die Jubelfeier des 50jährigen akademischen Lehramtes Sr. Hochwürden des Herrn Kanzler und Professor Dr. A. H. Niemeyer am 18. April 1827. Von einem aufmerksamen Beobachter“). Eine umfänglichere Schrift zu Niemeyer's Gedächtniß ist erst nach Jacobs' Tode von dessen Collegen J. G. Gruber vollendet und herausgegeben worden unter dem Titel: A. H. Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken. Herausgegeben von A. Jacobs und nach dessen Tode vollendet von J. G. Gruber. Mit dem Bildniß des Verewigten. Halle 1831.

Vgl. (Eckstein) Brevis de J. A. Jacobsio philologo Halensi narratio (Gratulationsschrift des königlichen Pädagogiums in Halle zu G. Hermann's 50jährigem Doctorjubiläum. Halle 1840). B.

Jacobs: Paul Emil J., Maler, jüngster Sohn von Friedrich J. (s. o.), wurde den 18. August 1802 (nicht 1803) geboren. Seine Mutter, eine Tochter des Consistorialraths Seidler in Weimar, verlor er schon in seinem achten Lebensjahre, fand jedoch einen vollständigen Ersatz in deren trefflicher Schwester, mit welcher sich sein Vater fünf Jahre nachher vermählte. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf dem Gymnasium illustre, welches sich damals durch eine Reihe bedeutender Lehrer auszeichnete. Auf dieser Anstalt gewann der lebhafte und gescheidte Knabe nicht sowol einen großen Schatz gelehrter Kenntnisse, als vielmehr einen Einblick in die Schönheit der antiken Welt und dadurch eine Menge von Anregungen für seine künftige Laufbahn. Daß diese eine künstlerische sein müsse, erkannte zugleich mit seinem Vater der Maler Döll, Custos der Gothaer Gemäldesammlung, welcher sein erster Lehrer im Zeichnen war, und J. bezog daher im Sommer 1818 zu seiner weiteren Ausbildung die Akademie der Künste in München. Director derselben war zu jener Zeit Joh. Peter v. Langer, und vornehmlich bei ihm und bei seinem Sohne Robert v. Langer erwarb sich J. die ihm eigene Fertigkeit im Zeichnen und die Sicherheit in der Darstellung des nackten menschlichen Leibes. Eine gewisse Einseitigkeit dieser streng classischen Richtung befing damals auch ihn, — war er doch ein pietätvoller Schüler und pflegte auch später (1824) mit seinem Freunde Riedel den sterbenden Meister in dessen letzter Krankheit. Bereits vorher aber hatte J. die Münchener Studien unterbrochen, indem er mit Riedel nach Oberitalien reiste und sich dann in Gotha und in Göttingen aufhielt, wo er Vorlesungen an der Universität hörte. Als er 1824 nach München zurückgekehrt war, übernahm Cornelius nach v. Langer's Tode die Leitung der Akademie. Mit den sich entwickelnden neuen Verhältnissen konnte sich J. nicht befreunden; er zog daher, in Begleitung seiner Eltern, im August 1825 zum zweiten Male nach Italien. Während diese von Florenz wieder heimreisten, blieb er selbst noch einige Wochen dort, um hierauf nach Rom zu gehen, welches ihm fortan zu einer zweiten Heimath wurde. Hier wirkten die großen künstlerischen Vorbilder mächtig auf ihn ein und feuerten ihn zu angestrengter Thätigkeit an. Schon in München war ein großes Gemälde, die „Erweckung des Lazarus", entstanden; hier in Rom beschäftigte sich J. mit den Entwürfen zu einem noch umfangreicheren Altarbilde, „Die Kreuzigung", das jedoch erst zu Anfang der vierziger Jahre vollendet wurde und jetzt die Augustinerkirche in Gotha schmückt (vgl. Gothaische Zeitung 1879, Nr. 66). Vom Mai 1828 bis Ende Febr. 1829 hielt er sich wieder in seiner Vaterstadt auf, siedelte aber dann nach Frankfurt a. M. über, wo er besonders Porträts malte und auch durch seinen „gefesselten Prometheus" Beifall gewann, ohne sich indessen zu verhehlen, daß dieses Bild zwar der Mode des Tages, nicht aber seinem Ideale entspreche, so daß es ihm geradezu Freude machte, als dasselbe bald nach der Vollendung ein Raub der Flammen wurde. Im letztgenannten Jahre mit einer Gothaerin verheirathet, zog er 1830 mit seiner jungen Frau nach Petersburg, wo er vier Jahre mit glänzendem äußeren Erfolge, aber ohne innere Befriedigung thätig war. Er schuf hier zahlreiche Porträts, unter ihnen auch dasjenige des Feldherrn Diebitsch-Sabalkanski, und viele Bilder nach Stoffen der Bibel, namentlich für das Smolnakloster eine „Himmelfahrt Christi" und ein „Abendmahl". Nach seiner Heimkehr erhielt er 1835 von Hannover aus den ehrenvollen Auftrag, die dortige königliche Residenz mit einer Anzahl von Gemälden auszustatten. In Folge dessen zierte er das Treppenhaus mit hübschen kleinen Amorettengruppen in Wachsfarben, den Ballsaal mit Darstellungen aus der antiken Götterwelt auf imitirtem Marmor und den Speisesaal mit den Fresken: „Aphrodite, dem Meere entsteigend", „Der Triumphzug des Bacchus" und „Der Argonautenzug". Der Tod seiner Gattin,

die Prüderie der damaligen Königin und die technischen Schwierigkeiten der ihm neuen Freskomalerei verleideten ihm den Aufenthalt in Hannover, so daß er 1838 in einer Reise nach Griechenland Erholung und neue Anregung suchte. Von dort wandte er sich wieder nach Rom, verlobte sich aus der Ferne mit der Tochter eines evangelischen Predigers in Petersburg, feierte dann in dieser Stadt seine Vermählung und gründete sich 1840 nach einer Hochzeitsreise durch Schweden eine dauernde Heimstätte in Gotha. Er vollendete hier das erwähnte große Altarbild für die Augustinerkirche und unternahm in den Jahren 1844 bis 1845 eine dritte Romfahrt, durch welche sein Talent erst zur vollen Entwickelung gedieh. Er selber pflegte zu sagen, daß er erst jetzt „einigermaßen zu malen gelernt habe“. Seinem Schaffensdrange aber mochte er sich um so freudiger überlassen, als auch seine Gattin und der 1841 geborene Sohn ihm nach Rom gefolgt waren. Im Herbst 1853 kehrte er zum vierten Male dorthin zurück; sonst lebte er fortan meistens in Gotha. — Zu den Bildern aus der Zeit der Reise, welche durch die Correctheit der Zeichnung, die Meisterschaft in der Technik und die realistische Auffassung in weiten Kreisen Anerkennung fanden, gehört zunächst „Scheherasade, dem Sultan Märchen erzählend“ (jetzt in der Wilhelma bei Stuttgart; auch in Manchester, Königsberg und Gotha wiederholt). Sodann folgten: „Ueberreichung der seidenen Schnur“ (ebenfalls in der Wilhelma), „Orientalischer Sklavenmarkt“ (im Besitze des Königs von Portugal und — als Wiederholung — des Königs von Württemberg), der „Raub der Proserpina“ (in München), das große historische Bild „Luther auf dem Reichstage zu Worms“ (im Stralsunder Rathhause), die kirchlichen Gemälde: „Christus“ und „Maria mit dem Kinde“ (in der katholischen Kirche zu Gotha), eine große „Kreuzabnahme“ für eine Kirche in Livland und zahlreiche andere, unter denen „Simson und Delila“, „Judith und Holofernes“ und „Susanna im Bade“ noch genannt werden mögen. Daneben fertigte J. noch eine Reihe Genrebilder, bei denen „namentlich die Schönheit des nackten Kinderleibes nach Farbe und Zeichnung in seltener Naturwahrheit zum Ausdrucke kam“. In den letzten Jahren seines Lebens unternahm er auch mehrfach allegorische Darstellungen, wie die trauernde und die siegreiche Germania (jetzt dem Herzog von Sachsen-Altenburg gehörig), „Tag und Nacht“, „Krieg und Friede“ (von Hanfstängl photographirt) und seine letzte Arbeit: „Religion, Weltgeschichte, Naturgeschichte und Rechenkunst“. Von diesen vier Bildern, die er für die Aula einer Bürgerschule in Gotha unentgeltlich malen wollte, konnte er nur das erste vollenden. — Wie als Künstler, so zeichnete sich J. auch als Mensch vortheilhaft aus. Unabhängigen Sinnes, wie er war, trachtete er nicht nach äußeren Ehren. Ungesucht fielen ihm solche zu. 1841 erhielt er in Manchester und 1850 in Philadelphia für ausgestellte Gemälde den ersten Preis; er war Mitglied der Akademien der Künste zu Berlin und zu Petersburg, und sein Landesfürst verlieh ihm die Titel eines Hofmalers und eines Hofrathes. Für das Wohl seines Vaterlandes und seiner Geburtsstadt hatte er ein warmes Herz. Er half den „Nationalverein“ stiften und betheiligte sich viele Jahre an der bürgerlichen Verwaltung Gotha's. Kirchen und Schulen desselben schmückte er mit Werken seiner Hand, ohne eine Entschädigung dafür zu beanspruchen. — Nachdem er lange gekränkelt hatte, starb er den 6. Januar 1866. Noch im gleichen Jahre ließen ihm gothaische Freunde und Verehrer in den Anlagen der Stadt ein Denkmal errichten. Es trägt außer seinem vom Bildhauer Wolfgang modellirten und in Bronze gegossenen Reliefbilde die Inschrift: „Dem verdienten Mitbürger und Maler Paul Emil Jacobs.“

Allgemeines Künstlerlexikon. 2. Aufl. Umgearbeitet und ergänzt von A. Seubert. 2. Bd. Stuttgart 1878. S. 284—285. — Außerdem nach

gefälligen Mittheilungen des Herrn Rechtsanwalts Friedr. Jacobs in Gotha. — Vgl. auch: Friedr. Jacobs, Vermischte Schriften. 7. Bd.: Personalien. Leipzig 1840. S. 126, 185—186, 187, 189—190, 224 u. 247.

Schumann.

Jacobs: Simon J., Maler von Gouda, geb. 1520, † 1572. Er war ein Schüler des Karl von Ypern und trefflicher Bildnißmaler. Seine Farbe, wie der markige Auftrag derselben wird gelobt. Nähere Nachrichten fehlen. Er soll sein Leben bei der Belagerung von Harlem verloren haben. W.

Jacobs: Christian Wilhelm J., ältester Bruder von Friedrich J. (s. o.), geb. den 7. Juli 1763 zu Gotha, besuchte das dortige Gymnasium und seit 1779 die Universität Jena, wo er die Rechte studirte, betrieb sodann die Advocatur in seiner Vaterstadt, wurde 1796 Commissionssecretär beim Oberconsistorium, 1803 Oberconsistorialassessor und zuletzt Oberconsistorialrath. Auf einer Fußreise nach dem Thüringer Walde begriffen, starb er den 24. September 1814 in Folge eines Schlagflusses. J. zeichnete sich durch Lauterkeit des Charakters, reges wissenschaftliches Streben und gründliche Geschäftskenntniß aus. Eine innige Liebe verband ihn mit seinem berühmten Bruder, eine warme Freundschaft mit Friedrich Kries, Karl Adolf v. Hoff und anderen hervorragenden Männern. Neben seinen Fachstudien beschäftigten ihn namentlich auch naturwissenschaftliche und technologische Forschungen, und wie auf seiner letzten Reise, so hatten ihn diese seit 1792 gar oft nach dem Thüringer Walde geführt. Eine Frucht dieser Wanderungen war das mit v. Hoff gemeinsam bearbeitete und durch Kupfer und Karten erläuterte Werk: „Der Thüringer Wald, besonders für Reisende geschildert“ (2 Bde. in 4 Heften. Gotha 1807—12). In Verbindung mit Fr. Kries übersetzte er aus dem Englischen: „Stedman's Nachrichten von Surinam“ (Hamburg 1797), aus dem Französischen: „Anton Pigafetta's Beschreibung der von Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt“ (Gotha 1801). Außerdem verfaßte er: „Ideen über Gegenstände der Criminalgesetzgebung“ (Leipzig 1793) und zahlreiche Recensionen in der Allgemeinen deutschen Bibliothek, in der Allgemeinen Literatur-Zeitung, in den Gothaischen gelehrten Zeitungen u. s. w.

Meusel, Gel. Teutschland, Bd. III. S. 495; X. 6; XI. 391; XIV. 217; XXIII. 245. — National-Ztg. d. Deutschen. Jahrg. 1814. Gotha. 40. Stück, Sp. 823—26. — Fr. Jacobs, Vermischte Schriften, 7. Bd.: Personalien. Leipzig 1840, S. 6 u. 151—152. — A. Beck, Ernst der Zweite, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, als Pfleger und Beschützer der Wissenschaft und Kunst. Gotha 1854, S. 128. Schumann.

Jacobsen: Friedrich Johann J., Obergerichtsadvocat, wurde am 29. Juni 1774 zu Heide in Norderdithmarschen geboren. Sein Vater war dort Obergerichtsadvocat, später Königl. Kirchspielvogt in Weslingbühren, wo er 1793 starb. Der Sohn studirte zu Kiel und ließ sich 1796 in Altona als Untergerichtsadvocat nieder, sehr bald einen ausgedehnten Wirkungskreis gewinnend. Eine Geschäftsreise nach London in Prisenangelegenheiten brachte ihm die persönliche Bekanntschaft des berühmten Admiralitätsrichters William Scott und anderer hervorragender englischer Rechtsgelehrter. Hierdurch wurde er auf das Studium des Seerechts und auch der englischen Litteratur geführt. Im Jahre 1803 wurde er zum Obergerichtsadvocaten ernannt und gab „Handbuch über das praktische Seerecht der Engländer und Franzosen, in Hinsicht auf das von ihnen in Kriegszeiten angehaltene neutrale Eigenthum, mit Rücksicht auf die Englischen Assecuranzgrundsätze über diesen Gegenstand“ heraus (der 2. Bd. Hamburg 1805). Noch größere Anerkennung fand sein späteres Werk, „Seerecht des Friedens und Krieges in Bezug auf Kauffahrteischiffahrt“, Altona 1815, für welches er mehrere Jahre lang mit großen Kosten Material gesammelt hatte.

Es erschien 1818 in Baltimore in englischer Uebersetzung. Als weitere, zum Theil recht werthvolle schriftstellerische Leistungen, die ein sehr wenig bekanntes und bearbeitetes Gebiet behandelten, sind zu nennen: „Beyträge zu dem Prisenrecht der Engländer mit Rücksicht auf den Traktat von 1801", Altona 1808 — „Bemerkungen über das dänische Prisenrecht", 1809 — „Umriß des englischen Wechselrechts", 1821 und „Ueber Contracte in Betreff von Bergelohn", 1821 (zusammen unter dem Titel „Handelsrechtliche Abhandlungen", 1. Theil) — „Denkrede auf Klopstock", 1817 — „Briefe an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter", 1820. Leider raffte ihn ein frühzeitiger Tod am 24. Februar 1822 dahin, zu früh den Seinen — Wittwe und acht Kindern — aber auch zu früh der Wissenschaft. — J. hatte auch in die Ersch-Gruber'sche Encyklopädie Beiträge geliefert. Im J. 1823 erschien zu Altona „Neue Sammlung handelsrechtlicher Abhandlungen" mit einer kurzen biographischen Skizze.

Schleswig-Holstein-Lauenburgische Provinzialberichte, 1822, 4. Quartalheft S. 52—54; Jahrgang 1823 S. 145. — Calvo, Droit international (3), Paris 1880, I. 67. — Geßner, Le droit des neutres (2), Berlin 1876. — Bulmerincq in der Revue de droit international, XI (1879) p. 209.

Teichmann.

Jacobson: Heinrich Friedrich J., geb. am 8. Juni 1804 zu Marienwerder, † am 19. März 1868 zu Königsberg. Sohn eines jüdischen Kaufmanns und anfangs gleichfalls dem Handelsstande bestimmt, erhielt er später, seiner Neigung gemäß, eine gelehrte Bildung, ursprünglich um sich, nachdem er getauft worden war, der Theologie zu widmen, die er dann aber auf der Universität — er studirte in Königsberg 1823 bis 1826 — mit der Rechtswissenschaft vertauschte. Seine Richtung in derselben wurde durch seinen Lehrer Heinrich Ed. Dirksen bestimmt. Es war die Zeit, wo das Ministerium Altenstein sich Mühe gab, akademische Docenten zu erziehen und Bewerber, die in dieser Richtung empfohlen wurden, mit Stipendien zu weiterer Ausbildung zu versehen pflegte: so erhielt auch J., nachdem er (October 1826) Doctor geworden war, eine derartige Unterstützung auf zwei Jahre, um für Kirchenrecht und deutsches Recht, denen er sich widmen wollte, Studien zu machen; hörte in Göttingen Hugo und Eichhorn, in Berlin Savigny und Neander, und habilitirte sich hierauf (Mich. 1828) an der Universität zu Königsberg. Hier ist er geblieben; seit 1831 außerordentlicher, seit 1836 ordentlicher Professor, seit 1865 Geh. Justizrath. — Als Schriftsteller hat er fast nur für Kirchenrecht gearbeitet, dem er, neben den äußeren Gründen, zugeführt war durch Liebe zur evangelischen, ihm von vornherein in ihrem reformirten Typus verständlich und theuer gewordenen Kirche, und durch seine anfänglichen theologischen Intentionen. In den Jahren 1831 und 1833 veröffentlichte er zwei Bändchen „Versuche", d. i. Einzelabhandlungen „zur Begründung eines Systemes des Kirchenrechtes", verfolgte dann den Gedanken, das preußische Kirchenrecht nach der Methode der historischen Rechtsschule zu erforschen und darzustellen, begann mit der Quellengeschichte und ließ auf Grund umfassender, insbesondere auch archivalischer und von der Regierung unterstützter Arbeiten 1837 die „Geschichte der Quellen des katholischen Kirchenrechtes der Provinzen Preußen und Posen", 1839 die „Geschichte der Quellen des evangelischen Kirchenrechtes" derselben Provinzen, 1844 die „Geschichte der Quellen des evangelischen Kirchenrechtes in Rheinland-Westphalen" (2 Bde.) erscheinen, die bei den damaligen Kirchenverfassungsplänen Friedrich Wilhelms IV., da sie ältere Beispiele presbyterial-synodaler Verfassungsformen vorführte, von besonderem Interesse schien. Ueber diese vier Bände ging das Unternehmen indeß, zunächst aus buchhändlerischen Gründen, nicht hinaus; J. wandte sich vielmehr für etwa zwei Jahrzehnte zu kleineren Arbeiten, deren er eine große

Zahl publicirte, theils in verschiedenen Zeitschriften, theils in Weiske's Rechtslexikon und in Herzog's Realencyklopädie, theils in Gestalt von Broschüren. Dann aber nahm er, sobald die langerwartete Concurrenz Richter's nicht mehr zu fürchten war, den Gedanken einer Darstellung des preußischen evangelischen Kirchenrechtes in compendiarischer Form — „Das evangelische Kirchenrecht des preußischen Staates und seiner Provinzen" — wieder auf, und publicirte diese überaus verdienstliche Arbeit in zwei Abtheilungen 1862 und 1866. Wissenschaftlich vorwiegend in emsiger Sammlung gelehrten Stoffes thätig, den er mehr äußerlich zu ordnen, als innerlich zu durchdringen wußte, war er als Mensch und Bürger jeder vermittelnden Unterordnung unter gegebene Zustände und Verhältnisse gern geneigt, ernst und voll aufrichtiger, hilfreicher Freundlichkeit des Herzens.

S. über ihn Wach und (in Anmerkungen) Dove in des Letzteren Zeitschrift für Kirchenrecht, Th. 8, S. 375 ff., wo auch die Mehrzahl von Jacobson's kleineren Aufsätzen näher nachgewiesen ist. Mejer.

Jacobson: Israel J., geb. am 17. October 1768 zu Halberstadt, † am 14. September 1828 zu Hannover, Förderer der Judenemancipation. Von seinem Vater Israel Jacob J. (geb. 1729, † 1803) zum Rabbiner bestimmt, wurde J. durch die Bekanntschaft mit den Mendelssohn'schen Schriften früh von diesem Berufe abgewendet. Nachdem er in Braunschweig ein Handlungshaus gegründet hatte, wurde er der Nachfolger seines Schwiegervaters Herz Samson als braunschweigischer Hoffactor und Kammeragent. Er trat für die Verbesserung der Lage seiner Glaubensgenossen ein und erwirkte die Aufhebung des Leibzolles der Juden im Braunschweigischen (1803) und Badischen (1804). (In den meisten anderen deutschen Staaten wurde diese schmähliche Abgabe in den J. 1804—6 in Folge der Bemühungen des kurhessischen Hoffactors und Isenburgischen Kammeragenten Wolf Breidenbach abgeschafft.) Im J. 1801 gründete J. die Erziehungsanstalt in Seesen am Harz zu dem ausgesprochenen Zwecke, die Zöglinge derselben und mittelbar auch weitere Kreise der Juden dem Handelsgeiste zu entfremden und sie auf den Ackerbau und das Handwerk hinzulenken. Die Schule hat sich im Laufe der Zeit in eine Realschule verwandelt und nimmt unter ihren Freischülern und Pensionären auch christliche Zöglinge auf. Nach dem Tode des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand und der Einverleibung Braunschweigs in das Königreich Westphalen ging J. auf das dringende Zureden einflußreicher Freunde nach Kassel, um von dort aus für die Verbesserung der Lage seiner Glaubensgenossen und ihre sittliche Hebung zu wirken. Hier wurde er, nachdem die Juden das Bürgerrecht erhalten hatten, als Präsident an die Spitze eines Consistoriums gestellt, welches nach Art des Pariser Sanhedrins die Gemeindeverhältnisse ordnen, die Schulen verbessern, den Gottesdienst regeln sollte. Nach dem Aufhören des Königreichs Westphalen trat J., vielfach in seinen Erwartungen getäuscht, in das Privatleben zurück und zog nach Berlin. Hier suchte er für Herstellung eines veredelten Gottesdienstes zu wirken, um den unter den aufgeklärten Juden einreißenden Indifferentismus zu bekämpfen. Der von ihm und dem Banquier Herz Beer eingerichtete Privattempel wurde indessen im J. 1823 auf königlichen Befehl geschlossen. Tief verstimmt zog sich J. nach Hannover zurück und starb daselbst am 14. September 1828.

Berthold Stern.

Jacobsz: Jurian J., Historien- und Thiermaler, geb. zu Hamburg (um 1610?). Houbraken beschäftigt sich an zwei Stellen mit ihm, das erstemal läßt er ihn in der Schweiz geboren sein und 1664 in Amsterdam an der Pest sterben, das zweitemal nennt er ihn einen geborenen Hamburger, der zu Leeuwarden 1685 stirbt. Es wird sich wol um zwei Personen handeln, davon der

eine Junian, der andere (nach Kramm) Julian hieß. Ersterer hatte, um Studien zu machen, die Schweiz bereist, dann bei Fr. Snyders Unterricht im Thiermalen genommen. Houbraken lobt besonders sein Bild: „Venus und Adonis“. In Dresden ist wol sein Hauptwerk im Charakter des Snyders: ein Wildschwein wird von Hunden gepackt, bezeichnet 1660. Sonst fehlen nähere Angaben.

Houbraken. Immerzeel. Kramm. Wessely.

Jacoby: Johann J., Arzt, politischer Schriftsteller und preußischer Abgeordneter, geb. am 1. Mai 1805 zu Königsberg i. Pr., † daselbst am 6. März 1877. Von den humansten Gesinnungen für das politische und sociale Wohl der Staatsbürger erfüllt, gewann er durch ein rechtes Wort zu rechter Zeit, sowie durch nachhaltig kühne Geltendmachung zeitgemäßer Forderungen den ungemessensten Beifall der Zeitgenossen, verlor jedoch beim Mangel praktischen Sinnes und wegen steigender Opposition gegen die Folgen geschichtlicher Thatsachen völlig den Zusammenhang mit den Bestrebungen der Mehrzahl des deutschen Volkes. — Sohn eines geachteten jüdischen Geschäftsmannes, erhielt er eine gute Erziehung, besuchte 1815—23 das Collegium Fridericianum in Königsberg und studirte auf dortiger Universität zuerst Philosophie, dann Medicin. Schon als Student von allen humanen Zeitbestrebungen tief erfüllt, gelang seiner Energie die Abschaffung der Einrichtung, daß bei den Studentenbällen seiner Vaterstadt kein Jude an der Spitze stehen durfte. Das frische Zugreifen, durch welches er sich bei diesem Anlaß auszeichnete, blieb charakteristisch für sein ganzes späteres Auftreten. Es verschaffte ihm später die glänzendsten Erfolge und wurde zuletzt doch verhängnißvoll für ihn. Nachdem er 1827 promovirt, 1828 das Staatsexamen in Berlin bestanden, vervollständigte er sein medicinisches Studium in Heidelberg und ließ sich, nach einer größeren wissenschaftlichen Reise durch Deutschland und Polen, 1830 in Königsberg als Arzt nieder, als welcher er sich bald ehrenvoll bekannt machte. Der Eindruck der französischen Julirevolution gab ihm für sein Leben die politische Richtung. Er träumte begeistert von der Freiheit Europa's und meinte, von nun an dürften die humanen und zeitgemäßen Bestrebungen keine Zurückdrängung mehr erfahren. Seinerseits war er sofort mit größtem Eifer bei der Hand, hierzu beizutragen. Er griff zunächst die Miß- und Uebergriffe der preußischen Verwaltung der medicinischen Staatsanstalten an. In der „Zeitschrift für Staatsarzneikunde“ (1831, Heft 14) schrieb er „Einige Worte gegen die Unentbehrlichkeit der medicinisch-chirurgischen Pepinière zu Berlin“, in denen er mit scharfer Logik und überzeugend gegen Unhaltbares zu Felde zog. Der polnische Aufstand steigerte Jacoby's Begeisterung für Freiheit und Völkerglück. Als daher der Krieg in Polen entbrannt war und den russischen Streitkräften gegen Polen die Cholera voranzog und auch Preußen bedrohte, erwachte Jacoby's ganze Thatkraft: er eilte nach Polen, um die Seuche kennen zu lernen und mit den erlangten Kenntnissen seiner Heimath zu nützen. In der Provinz Augustowo, im Cholerahospitale zu Warschau war er unermüdlich und aufopfernd thätig, bis die Gefahr des eigenen Vaterlandes ihn zurückrief. So erschien er im Spätsommer 1831 wieder in Königsberg, als der erste ostpreußische Arzt, der jene Krankheit aus Erfahrung kannte. Er legte das Ergebniß seiner Beobachtungen in einer Vorlesung der dortigen medicinischen Gesellschaft vor (abgedruckt in Bd. I der Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Königsberg) und eiferte mit aller Kraft gegen die preußischen Sperrmaßregeln. Unterstützt vom Oberpräsidenten v. Schön, gelang es ihm auch letztere zu beseitigen. Als 1833 die Schrift des Ober-Regierungsraths Streckfuß über das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten erschien, welche den Juden nicht gleiche Rechte wie den übrigen Staatsbürgern einräumen wollte, trat J. in der Flugschrift „Ueber das Verhältniß des königlich preußischen

Ober-Regierungsraths Streckfuß zu der Emancipation der Juden" (Hamb. 1833) für seine Glaubensgenossen auf. Besonders bekämpfte er die Behauptung des Genannten, daß der Jude sich wohl befinden werde, wenn er noch 30—40 Jahre im bisherigen Rechtszustande bleibe und richtete sich mit Entschiedenheit gegen die Auffassung, als flehten die Juden um Begünstigung, während sie ihre Gleichstellung als ein Recht forderten. Die Schrift fand vielen Beifall unter den Liberalen, welche damals die Besserstellung der Juden ohne Bedenken unter ihre Forderungen aufgenommen hatten. Auch an dem 1836 von Lorinser angeregten Schulstreite nahm J. Theil mittelst der Schrift „Der Streit der Pädagogen und Aerzte" (Königsberg 1836). Er bekämpfte darin die vom Director Gotthold vorgebrachten Gründe gegen Lorinser's Forderung einer gleichzeitigen harmonischen Ausbildung von Körper und Geist der Jugend und machte Vorschläge über die Vertheilung des Unterrichts an den Gymnasien. Eine Erwiderung Gotthold's beantwortete er durch die Schrift „Die Apologie des Director Gotthold" (Königsberg 1836). Von nun an vorwiegend mit politischen Fragen beschäftigt, suchte er im Juli 1838 durch die Schrift „Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Censur in Preußen", wie er sich ausdrückte, „Galle" hervorzurufen, um „über solch' anmaßende Vormundschaft sich zu entrüsten, und Muth, dagegen zu kämpfen, damit endlich einmal die deutsche Presse von den schwächlichen Censurwindeln befreit werde." Veranlaßt war die Schrift dadurch, daß die Censur eine Erwiderung auf Angriffe, die ein Arzt zu Warschau in Berliner politischen Blättern gegen ihn erhoben, nicht zugelassen und er in Folge dessen das Manuscript 1047 Meilen durch die Post hatte zurücklegen lassen müssen, bevor es zum Druck gelangen konnte. In dieser Schrift trat zum ersten Male eine ungemeine Schärfe und eine gewisse Starrheit in Verfolgung seines Zieles hervor, die später so entscheidend für seine Wirksamkeit wurde. Vermöge besonderer Zeitumstände fand diese Eigenthümlichkeit den größten Beifall und Erfolg bezüglich seiner nächsten Schrift. Der Constitutionalismus, welcher nach 1830 in mehreren deutschen Mittelstaaten Einzug gehalten, ließ in Preußen noch auf sich warten. Auf seine Einkehr daselbst hoffte das ganze liberale Deutschland. Mit größtem Interesse hatte dieses vernommen, daß der Huldigungs-Landtag der Provinz Preußen auf die Frage, welche ihm König Friedrich Wilhelm IV. hatte vorlegen lassen, ob er die Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien beantragen wolle, um die Erfüllung der schon durch Verordnung vom 22. Mai 1815 gegebenen Anordnung wegen einer von den Provinzialständen zu wählenden Landesvertretung und einer constitutionellen Landesverfassung gebeten habe. Von allen Seiten waren Bittschriften zu Gunsten dieses Beschlusses gekommen, der König hatte auch im Landtagsabschiede vom 9. September 1840 nicht ungnädig geantwortet. Die Kabinetsordre vom 4. October 1840 schloß aber die Aussicht auf Gewährung der Bitte aus. Da erschien im Februar 1841, als gerade die Provinzialstände von Preußen zum ordentlichen Landtage zusammentreten sollten, in Mannheim die ihnen gewidmete anonyme Schrift Jacoby's „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" mit dem ausgesprochenen Zwecke, jenen Schritt des Provinziallandtags „eindringlich und sinngetreu in die Sprache des Volks zu übertragen". Die vier Fragen waren folgende: 1) Was wünschen die preußischen (Königsberger) Stände? 2) Was berechtigt sie? 3) Welcher Bescheid ward ihnen? 4) Was bleibt ihnen nun zu thun übrig? Die Antworten lauteten: Zu 1: Sie wünschen Theilnahme der Bürger am Staate. Zu 2: Das Bewußtsein eigener Mündigkeit und ihre bereits am 22. Mai 1815 erfolgte Mündigsprechung berechtigte sie dazu. Zu 3: Als Bescheid ward ihnen Anerkennung ihrer treuen Gesinnung, Abweisung der gestellten Anträge, vertröstende Hindeutung auf einen zukünftigen unbestimmten Ersatz. Zu 4: Dem gegenüber bleibt ihnen nichts übrig, als das,

was sie bisher als Gunst erbeten, nunmehr als klar erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen. Die Schrift zeichnete sich aus durch Schärfe der Logik, Sachkenntniß, Ernst und große Mäßigung. Sie tauchte gleichzeitig an allen Punkten der preußischen Monarchie auf, zuletzt in Berlin und war, als von hier der Befehl zu ihrer Beschlagnahme ausging, schon weit verbreitet. Sie machte in ganz Deutschland einen überwältigenden Eindruck, weil sie in einer unzweifelhaft zeitgemäß erscheinenden Sache der in der Mehrheit der Bevölkerung herrschenden Stimmung treuen Ausdruck gab, insbesondere neben der Entschiedenheit der Forderung die Grenzen der Loyalität in keiner Weise überschritt. Dies vermochte man auch nicht in den eindringlichen Hinweisen auf die früheren Zusagen zu erblicken. Nichts schien loyaler zu sein als die Berufung auf jene Verordnung von 1815 und auf das die Einführung von Provinzialständen betreffende Gesetz vom 5. Juni 1823, wenngleich diese Berufung die Regierung unangenehm berühren mußte. Jacoby's Schrift war nichts weiter als ein rechtes Wort zur rechten Zeit, aber bei den damals gering entwickelten Preßverhältnissen und zu einer Zeit, wo noch die Menge nicht unmittelbar hinter ihren vereinzelt sich vorwagenden Sachwaltern stand, politische Vereine nicht bestanden und die Censur eine freimüthige Besprechung einheimischer Zustände nicht gestattete, mußte sie größtes Aufsehen erregen. J. sandte die Schrift an den König von Preußen und sagte im Begleitbriefe: Mit Bewilligung des Censors gedruckt, sei diese Schrift in Leipzig von der Polizei mit Beschlag belegt, weil, wie der Verleger schreibe, das preußische Ministerium nicht wolle, daß über Preußen irgend etwas, gut oder böse, veröffentlicht werde; allein das freie Wort vom Königsthrone habe jedem Unterthan die freudige Ueberzeugung gewährt, daß es nicht Wille des Königs sei, die Stimme des Volkes vom Throne fern zu halten. So gebe er seinem Könige gegenüber die Anonymität auf und wage, dieselbe „gegen jeden Eingriff willkürlicher Deutung unter Sr. Maj. erhabenen Schutz zu stellen.“ Die Schrift, welche in zweiter Auflage zu Straßburg und auch in französischer Uebersetzung des Advokaten Riva 1842 zu Paris erschien, wurde am 13. März 1841 auf Antrag Preußens vom Bundestage verboten, gegen J. selbst aber eine Untersuchung wegen versuchten Hochverraths, Majestätsbeleidigung sowie frechen und unehrbietigen Tadels und Verspottung der Landesgesetze eingeleitet. Die Untersuchung zog sich dadurch in die Länge, daß das Kammergericht zu Berlin sich für unzuständig erklärt, dann die Sache dem Kriminalsenat zu Königsberg übertragen, wegen formeller Schwierigkeiten aber wieder entzogen war. Durch Cabinetsordre vom 11. December 1841 wurde J. die Wahl des Gerichts freigestellt, worauf er das Kammergericht wählte. (Vgl. „Aus den Papieren des Ministers Th. v. Schön“ Bd. III, Berl. 1876, S. 318 u. 336.) Während dieser Zeit übte auch Jacoby's am 31. December 1841 herausgegebene, in drei Auflagen zu Zürich und Winterthur erschienene und trotz Bundestag und Polizei ihren Weg überall nach Deutschland findende Schrift „Meine Rechtfertigung wider die gegen mich erhobene Beschuldigung des Hochverraths“ &c. agitatorische Wirkung. J. sagte darin: „Mit meinem Rathe, die Stände sollten, was sie bisher als Gunst erbeten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch nehmen, beabsichtigte ich weiter nichts, als eine durch neue Rechtsgründe unterstützte Wiederholung des früheren Antrags auf Reichsstände“. In der Verhandlung vor dem Kammergerichte erwiderte J., als der Staatsanwalt ihm maßlose Opposition vorwarf, „ja, ich gehöre zur äußersten Opposition gegen Unrecht und gegen Unwahrheit“. Durch Erkenntniß vom 20. April 1842 wurde J. vom Hochverrathe freigesprochen, wegen der übrigen Anklagepunkte jedoch zu $2^1/_2$ Jahren Festungshaft und Verlust der Nationalkokarde verurtheilt. Unbeirrt hierdurch hielt er durch seine Schrift „Meine weitere Vertheidigung wider die gegen mich erhobene

Anklage" ꝛc. (Zürich u. Winterthur 1842) die allgemeinere Bedeutung der Sache rege. Er versuchte in dieser Schrift die Ungerechtigkeit jenes Urtheils darzuthun, insbesondere, daß den Richter irrthümlich die Voraussetzung einer unlauteren Tendenz geleitet habe und daß auch der ihn freisprechende Theil des Erkenntnisses in einer seinen Charakter verdächtigenden Weise abgefaßt sei. Der Appellationssenat des Geh. Obertribunals sprach ihn denn auch am 20. Januar 1843 gänzlich frei, doch wurde ihm die zugesagte Mittheilung einer Abschrift des Urtheils nebst Motiven vorenthalten und auf seine Beschwerde vom Justizministerium erklärt, daß ihm ein Recht hierauf nicht zustehe. Ein von ihm am 25. April 1843 an den König gerichteter Beschwerdebrief wurde am 1. September zurückgewiesen, worauf er in der Schrift „Das Recht des Freigesprochenen, eine Ausfertigung des wider ihn ergangenen Erkenntnisses zu verlangen" (Königsb. 1844), ausführte, daß es sich dabei um Rechtssicherheit und Schutz der bürgerlichen Ehre handele. Während der zwei Jahre, welche solchergestalt Jacoby's Auftreten das allgemeine Interesse erregt, hatte die gesammte liberale Bevölkerung Deutschlands hinter ihm gestanden. Seine Sache wurde für gleichbedeutend mit der Frage einer endlichen Erfüllung der 1815 von den deutschen Fürsten überhaupt ertheilten Zusagen aufgefaßt. Man legte nun auch Jacoby's seit Februar 1842 in der Königsberger Zeitung veröffentlichten und dann auch in drei Heften unter dem Titel „Inländische Zustände" 1842 daselbst herausgegebenen Artikeln über Landesangelegenheiten besondere Bedeutung bei. Man glaubte überhaupt in J. einen bedeutenden Politiker erblicken zu müssen. Diese Auffassung fand noch Nahrung dadurch, daß in Folge seiner Freisprechung im J. 1844 ein Gesetz für Preußen erlassen wurde, welches die Unabhängigkeit des Richterstandes wesentlich gefährdete. J. war einer der gefeiertsten Männer in Deutschland geworden, der auch in Gedichten besungen ward. Man veranstaltete Sammlungen, um ihm eine Bürgerkrone zu überreichen, doch wurden die Beträge später dem Sylv. Jordan in Marburg überwiesen. Jährlich wurde Jacoby's Geburtstag in Königsberg feierlich begangen, wozu Abgeordnete anderer Städte zu erscheinen pflegten. Der von J. gegebene Anstoß wirkte namentlich in Königsberg fort und die meisten dortigen Bewegungen in dieser Richtung, namentlich die ersten Versuche öffentlicher politischer Versammlungen, hatten ihren leitenden Mittelpunkt in dem von J. gestifteten Kränzchen zur Besprechung politischer Fragen. Doch veranlaßt durch die Erfolge seiner „Vier Fragen" suchte J. die agitatorische Wirksamkeit für weitere Kreise fortzusetzen. So erschienen seine Schriften „Preußen im Jahre 1845. Eine dem Volke gewidmete Denkschrift" (Glarus 1845) und „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III. Eine den preußischen Ständen überreichte Denkschrift" (Paris 1845). In der ersteren Schrift behauptete er, die 1841 von den preußischen Provinzialständen verlangten Reformen hätten die Befürchtungen des constitutionellen Deutschland bis zu einem für Preußen gefahrdrohenden Mißtrauen gesteigert; nicht durch halbe Zugeständnisse noch durch Gewährung einer Scheinconstitutionalität könne den Gebrechen des Vaterlandes abgeholfen werden, sondern durch Freiheit der Presse und wahre Volksvertretung. In der letzteren Schrift war ausgeführt, das von Friedrich Wilhelm III. durch Gesetz vom 22. Mai 1815 gegebene, aber in den folgenden 25 Jahren seiner Regierung nicht erfüllte Versprechen einer auf Volksvertretung begründeten Verfassungsurkunde sei für Friedrich Wilhelm IV. gesetzlich und moralisch verbindlich, daher den Provinzialständen die Pflicht obliege, aufs neue auf Erfüllung anzutragen. Wegen der beiden letzten Schriften am 14. März 1845 angeklagt, ergriff er öffentlich das Wort in seiner „Vertheidigung der Schrift: ‚Das königliche Wort'" ꝛc. (Mannheim 1846) und in der „Rechtfertigung meiner Schrift: Preußen im Jahre 1845" (Bergen 1846). Der Kriminalsenat des Oberlandes-

gerichts zu Königsberg verurtheilte ihn wegen Majestätsbeleidigung und frechen, unehrbietigen Tadels der Landesgesetze zu $2^1/_2$ Jahren Festungshaft, worauf er auch dieses Erkenntniß durch die Schrift „Ein Urtheil des Königsberger Kriminalsenats“ (Mannheim 1846) einer öffentlichen Kritik unterwarf. In zweiter Instanz sprach ihn das ostpreußische Tribunal frei. Im Juni 1844 gerieth J. mit dem Vorstande des Königsberger Gustav-Adolf-Vereins, der ihn mit Zustimmung der Vereinsversammlung ausgeschlossen hatte, in Streit. Näheres darüber enthält die Schrift von Jachmann „Zur Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins in Königsberg“ (Königsb. 1844). Nach Unterdrückung der Bürgergesellschaft und der Versammlungen im Böttchershöfchen zu Königsberg wies J. in der Schrift „Beschränkung der Redefreiheit. Eine Provokation auf rechtliches Gehör“ (Mannheim 1846) nach, daß die Polizei keine Befugniß dazu gehabt. Er konnte nur mit Gewalt an der Ausübung des von ihm behaupteten Rechts zu reden verhindert werden, wurde mit Geldstrafe belegt, wegen deren er sich pfänden ließ. Beim Beginn des Vereinigten Landtags hielt er sich als Rathgeber in Berlin auf, bis die Adreßverhandlungen einen ihm nicht zusagenden Verlauf nahmen. Vor 1848 glaubte man vielfach, J. werde beim Siege der Reformbestrebungen großen politischen Einfluß erlangen und noch beim Ausbruche der Märzbewegung gehörte er zu den anerkannten Führern des preußischen Liberalismus; allein mit diesem Zeitpunkte trat ein Wendepunkt ein. Sobald es sich nicht mehr blos um das Negiren handelte, war Jacoby's Kraft und Bedeutung dahin. Die auf ihn gesetzten Hoffnungen wurden bereits durch sein Verhalten im Vorparlament und dessen 50er-Ausschuß arg getäuscht. In ersterem mahnte er zwar Hecker und Struve von der Erhebung eines Aufstandes ab, erklärte sich aber für Permanenz der Versammlung und zwar mit dem Beisatze „ohne Gründe“. Im 50er-Ausschuß bildete er neben R. Blum einen Mittelpunkt der Linken und war einer der Hauptvertreter der unpraktischen Richtung, deren Gefährlichkeit nur durch die Klugheit der mehr staatsmännischen Seite mit Mühe verhindert wurde. Er beantragte z. B. am 26. April, durch den Bundestag bei der preußischen Regierung dahin zu wirken, daß mit möglichster Wahrung der deutschen Interessen die gerechten Forderungen der Polen im Posen'schen erfüllt, eine selbständige nationale Verwaltung mit einem selbständigen Ministerium in den überwiegend polnischen Gebietstheilen eingeführt und sobald als möglich ein posen'scher Landtag berufen werde. Gegen den Antrag auf Verstärkung des Bundestags durch drei Mitglieder zur Ausübung der vollstreckenden Gewalt trat J. auf, weil die nur scheintodte Reaction leicht durch den scheinbar regenerirten Bundestag wieder aufleben könne, und in seiner Rede vom 12. Mai über das Lepel'sche Promemoria behauptete er, dieses enthalte nicht einen einzigen Satz, „der nicht der offenbarste Ausdruck des alten schmachvollen Metternich'schen Systems“ sei. Freilich waren es damals nicht Viele, welche die später für das Werk der Nationalversammlung entscheidende Bedeutung der Frage einer Mitwirkung der Regierungen bei Berufung des Parlaments voraussahen; aber mit seinem Satze, daß von der antiquirten Bundesacte nicht mehr die Rede sein könne, stellte sich J. auf den Boden der Revolution. So verband er sich denn auch mit Männern, wie Zitz, zu dem Antrage wegen Beseitigung der Bundestagsmitglieder, welche zu den Ausnahmsbeschlüssen mitgewirkt. Während im Vorparlamente v. Soiron einen Beschluß durchgesetzt hatte, welcher die Mitwirkung der deutschen Fürsten am Verfassungswerke nicht ausschloß, machte J. einen Versuch, dies aus jenem Beschlusse wieder hinauszudeuten, doch lehnte der 50er-Ausschuß seinen Antrag ab. Am Tage der Eröffnung des deutschen Parlaments gab J. in Frankfurt a. M. unter dem Titel: „Deutschland und Preußen! Zuruf an die preußischen Abgeordneten am

18. Mai 1848“ ein Flugblatt heraus, in welchem er sich darüber beklagte, daß die neuen preußischen Minister den Vereinigten Landtag auf dieselbe Zeit einberufen hätten und die preußischen Abgeordneten aufforderte, „dem Könige die Männer ihres Vertrauens zu bezeichnen, diesen eine unbedingte Vollmacht zu ertheilen und dann sofort bis zur Beendigung des Verfassungswerks sich zu vertagen“. Dem deutschen Parlamente wohnte J. als Abgeordneter von Königsberg nur kurze Zeit an. Es behagte ihm nicht, daß sich die maßgebenden Parteien in Frankfurt mit der Idee einer Hegemonie Preußens trugen, weil er hierin eine Gefahr für die Freiheit Deutschlands sah. Auch auf der Linken schien Jacoby's Ansehen im Abnehmen. Laube in seinem Werke über das deutsche Parlament nennt J. bezüglich seiner Wirksamkeit in Frankfurt einen „Haut- und Knochenpolitiker“, einen „trefflich zersetzenden Verstand, sonst aber nichts, ein Verstand ohne Leib und Leben“. Um dieselbe Zeit wurde J. in den „Grenzboten“ also geschildert: J. ist in seinem Liberalismus dogmatisch, nicht dialectisch und hat zu wenig Objectivität, um über die einfache Behauptung hinaus auf nähere Begründung im Sinne anders Denkender einzugehen; er ist abhängig von dem Inhalte seines Glaubens und versteht seine Gegner nicht. Darum kann er weder ein Volksredner noch eine parlamentarische Notabilität werden, es fehlt ihm Pathos wie Humor. Wenn die Wahrheit sich in die abstracte Form rationeller Decrete bringen ließe, so wäre er ein Politiker, so aber bleibt er immer außerhalb des Staatslebens“. J. fühlte sich mehr von einer Wirksamkeit in der preußischen Nationalversammlung angezogen, in welche er am 8. Mai 1848 vom vierten Berliner Wahlbezirke gewählt war. Seine Thätigkeit in Berlin begann er damit, daß er sich am 5. Juni in einer Wahlmänner-Versammlung gegen die ihm zu Theil gewordene Bezeichnung als Wühler und Revolutionär zu vertheidigen veranlaßt fand. Wühler sei er allerdings insoferne, als die Männer des Volks jetzt jeden Schritt und Tritt der Regierenden mit Mißtrauen überwachen müßten; auch erkenne er die Revolution als solche an, denn für ihn sei der Märzkampf die großartigste Volksthat der preußischen Geschichte seit 1813; die republikanische Staatsform erklärte er „für die eines freien, politisch gebildeten Volks würdigste, geeignet, die sociale Frage der Zukunft zu lösen“, doch dürfe sie nicht aufgedrungen, es müsse aber jetzt der ehrliche Versuch gemacht werden, ob die demokratischen Grundsätze sich auf die Dauer mit dem monarchischen Princip vereinigen ließen. Mit dieser Gesinnung trat er in der preußischen Nationalversammlung am 8. Juni für den Antrag auf, zu erklären, daß sich die Kämpfer vom 18. und 19. März um das Vaterland wohl verdient gemacht und begründete am 11. Juli seinen Antrag auf Mißbilligung des die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverwesers betreffenden Beschlusses des deutschen Parlaments mit dem Bemerken, daß das Volk, wenn es die bestehenden Throne geschont, doch nicht das Verlangen gehegt habe, neue Throne zu errichten. Die Beschlüsse dieser Versammlung, welche „nicht im Sinne des Volks gehandelt“, seien rechtsungültig. Das widersprach entschieden seinem früheren Auftreten in Frankfurt. Von demselben Geiste war Jacoby's Auftreten für Verschmelzung der Bürger- und der Landwehr als Anbahnung des Systems der allgemeinen Volksbewaffnung (28. August) und für Abschaffung des Adels (30. October). Wie wenn er selbst ein Gefühl von der Unfruchtbarkeit auch dieses seines parlamentarischen Wirkens gehabt, verlegte er seine Hauptthätigkeit in Volksversammlungen, in welchen sich die erregten unteren Klassen der Berliner Bevölkerung Abends vereinigten. Nach Ernennung des Ministeriums Brandenburg schien er in der Nationalversammlung wieder mehr am Platze; mit diesem Act, erklärte er dort, habe die Krone dem Lande den Fehdehandschuh hingeworfen. Mit Waldeck und Temme beantragte er die Einsetzung einer Commission zur

Ausfindigmachung geeigneter Mittel in der bedrohlichen Lage des Landes und bemerkte dabei: „Es handelt sich hier einfach darum, ob wir durch entschiedene Schritte den König warnen oder ob wir durch unsere Unentschiedenheit die Schuld auf uns bringen wollen, daß das Volk, welches bisher unserer Versammlung vertraute, sich selber helfe durch eine zweite Revolution.“ Als Mitglied der Deputation der Nationalversammlung, welche nach Potsdam ging, um in einer Adresse den König zur sofortigen Entlassung des Ministeriums aufzufordern, trug er sehr wesentlich zur Schärfung des Streites bei, indem er den König beleidigte. Als dieser nach Durchlesung der Adresse sich umwandte, fragte J.: „Wollen Ew. Maj. uns nicht weiteres Gehör schenken?“ Als der König mit Nein antwortete, rief J.: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!“ Nach Wagener's Staats- und Gesellschafts-Lexikon hatte der König, als J. das Wort ergriff, das Zeichen zur Entlassung noch nicht gegeben und haben mehrere Abgeordnete noch in Gegenwart des Königs gegen jene Worte Verwahrung erhoben. Nicht minder bezeichnend für J. ist die Art und Weise, wie er sich, nach dem Berichte von F. Lewald (Erinnerungen, Bd. II S. 310) im November 1848 über die allgemeine Lage mit gleichsam wohlgefälligem Pessimismus aussprach. Die Sachen, meinte er, ständen gut für die Demokratie, denn das Unterthanengefühl sei noch felsenfest in vielen Deutschen, Niemand aber könne dagegen wirksamer ankämpfen als der Absolutismus selbst, und er thue dies jetzt endlich; die Fürsten belehrten das Volk und untergrüben damit den Boden, auf dem sie allein stehen könnten. Nach Auflösung der preußischen Nationalversammlung tröstete er sich, nach derselben Quelle, mit der Idee, daß eben jedes Volk „eine lange Wüstenfahrt aus dem Bereich der Sclaverei in die Segnungen des gelobten Landes“ machen müsse. In die nach Octroyirung der preußischen Verfassung vom 5. December 1848 berufene zweite Kammer gewählt, bestritt er hier in der Adreßverhandlung vom 19. März 1849 die Rechtsgültigkeit dieser Verfassung. Die Wähler des vierten Berliner Wahlbezirks tröstete er in einer Ansprache mit der „Zuversicht auf eine vergeltende Gerechtigkeit“ und erregte in der Kammer nur Aufsehen durch die Mittheilung, daß die Auflösung der preußischen Nationalversammlung von der Krone schon Anfang September 1848 beschlossen, der Belagerungszustand vom November also nicht durch die damaligen Ereignisse hervorgerufen sei. Nach Auflösung dieser Kammer nahm J. im April 1849 seinen Sitz in der deutschen Nationalversammlung wieder ein, in welcher damals die ihm mehr zusagenden radikalen Elemente in den Vordergrund traten. Er nahm Theil an den Sitzungen zu Stuttgart und begab sich nach Sprengung des Parlaments an den Genfer See, kehrte aber im October 1849 nach Königsberg zurück, wo er sich dem Gerichte stellte, bei welchem wegen jener Betheiligung Anklage gegen ihn auf Hochverrath gegen den deutschen Bund und den preußischen Staat erhoben war. Er verwarf die von Freunden zu seiner Flucht getroffenen Anstalten und suchte in seiner mündlichen Vertheidigung wie auch in der Schrift „Hochverrathsproceß gegen Dr. J.“ (Königsb. 1849) die Frage über das Recht der Ortsverlegung des Parlaments mit dessen Rechte selbständiger Erledigung der Verfassung zu begründen. Er bemerkte zum Schluß: „Die Geschichte allein hat zu entscheiden, auf welcher Seite Wahrheit und Recht, auf welcher Seite Untreue und Verrath gewesen sind.“ Am 8. December 1849 wurde er, nachdem „Der Freimüthige“ in drohendem Tone die Verurtheilung gefordert und der an der Spitze des Preußenvereins stehende General v. Plehwe für dieselbe agitirt (s. Politische Todtenschau S. 85), von den fast sämmtlich diesem Vereine angehörenden Geschworenen zu Königsberg frei gesprochen und von aufgeregten Volksmassen gefeiert. Hiernach kehrte er zur ärztlichen Praxis zurück, die er 9 Jahre versah,

ohne politisch hervorzutreten. Die erste Periode seiner hiermit beendeten öffentlichen Wirksamkeit wurde in dem Werke von R. Walter (Parlam. Größen) also geschildert: „J. scheut die Phrase als den Tod der Revolution und doch sitzt sie ihm fortwährend im Nacken; er will nicht hinreißen, sondern überzeugen, und doch bleibt er im hohlen Pathos stecken; der Phraseur, der Alles darum gäbe, frei von der Phrase zu sein, das ist Jacoby; hier liegt die Quelle seiner sensationellen Kürze. Der Vertheidiger von Wahrheit und Recht in abstracto ist J. geblieben von dem ersten bis zum letzten Act seines öffentlichen Auftretens." Als mit dem J. 1858 sich wieder eine neue politische Regsamkeit zu entfalten begann, gab er, wie die ganze demokratische Partei, die längere Enthaltsamkeit auf, hielt im November 1858 in den Urwählerversammlungen zu Königsberg wieder Reden, verkündete als sein Programm „verfassungsmäßige Monarchie auf der ächt demokratischen Grundlage der Selbstverwaltung und Gleichberechtigung" (s. Preuß. Jahrbücher 1858, Bd. II S. 687) und unterzeichnete den Wahlaufruf der Königsberger Demokraten vom 5. November 1859. Während in der langen Zwischenzeit die Umstände sich vielfach geändert, war J. vollständig derselbe geblieben. Er hielt noch jetzt an demokratischen Grundsätzen von 1848 fest, welche selbst die radikalsten Elemente des Abgeordnetenhauses für abgethan hielten. So wurde J. abermals isolirt. Nur in einigen Berliner Bezirksversammlungen feierte man ihn noch als Vorkämpfer der wahren Freiheit. Zwar ward er vom zweiten Berliner Wahlkreise wiederholt ins Abgeordnetenhaus gewählt, am parlamentarischen Leben nahm er jedoch nur wenig Antheil. Er empfahl sodann am 19. April 1861 zu Königsberg den deutschen Nationalverein, zu dessen Ausschußmitgliedern er längere Zeit gehörte, als neutralen Boden für die verschiedenen politischen Parteien, fand aber auch hier wenig Gesinnungsgenossen und stieß in weiten Kreisen an, als er in einem „Mahnrufe an Preußens Vertreter" (im Königsb. Telegraph) erklärte, in den zwei Jahren seit der Regentschaft des Prinzen von Preußen sei letzteres „seinem großen geschichtlichen Berufe um keinen Schritt näher gerückt." Dagegen feierte er seinen besonderen Gesinnungsgenossen, den im August 1860 verstorbenen H. Simon sowol bei der Einweihung des demselben am 5. October 1862 zu Murg am Wallensee gesetzten Denkmals (Gartenlaube 1862, Nr. 46), als auch durch eine besondere Schrift „H. Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk" (Berlin 1865). Einflußlos auf politischem Gebiete, gab sich J. philosophischen Studien hin und schrieb „G. E. Lessing, der Philosoph" in der Biographie Lessing's von A. Stahr (Berlin 1861, 2. Aufl. Berlin 1863 selbständig erschienen); allein der Streit, in welchen das Abgeordnetenhaus mit der Regierung gerieth, schien ihn wieder anzuregen. Am 17. Mai 1862 wieder zum Abgeordneten gewählt, trat er doch lieber in anderen politischen Versammlungen auf und machte sich bemerklich durch Reden, wie die, welche er am 21. März 1863 in Königsberg über die Unrechtmäßigkeit des Herrenhauses hielt, oder die, in welcher er am 13. November 1863 vor Berliner Wählern erklärte: „Soll Preußen als Rechtsstaat erstehen, muß nothwendig der Militär- und Junkerstaat Preußen untergehen", dies sei aber nur möglich, wenn das Volk zur Selbsthülfe schreite. Wegen dieser 1863 in Leipzig im Druck erschienenen Rede wurde J. am 1. Juli 1864 vom Kriminalgericht und am 9. Januar 1865 auch vom Kammergericht in Berlin wegen Majestätsbeleidigung und Aufreizung zum Ungehorsam gegen die Steuergesetze zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt. Wie in früheren Zeiten, gab er seine Vertheidigungsreden heraus („Ein Urtheil des Berliner Kriminalgerichts, beleuchtet von J.", Leipzig 1864, und „Dr. J. vor dem Kriminalsenate des Kammergerichts", Leipzig 1865). Aehnlich wie oben sprach er sich übrigens auch am 2. December 1863 im Abgeordnetenhause dahin aus, den Schleswig-

Holsteinern könne nur geholfen werden, wenn das Volk sich Mann für Mann erhebe; solange das Ministerium Bismarck am Ruder sei, erklärte er am 16. Januar 1864 jedem Budget die Zustimmung zu versagen. Er stand damit ganz allein. Bei der Frage über die Heeresumbildung verlangte er am 29. April 1865 „ein volksthümliches Wehrsystem“ und führte am 12. Juni aus, daß Bismarck's „verwerfliches Regierungssystem die rechtlichen und sittlichen Grundlagen des Staats auf's Tiefste erschüttere.“ Auch die Ereignisse von 1866 vermochten Jacoby's Sinn nicht zu ändern, vielmehr trugen sie nur dazu bei, denselben noch mehr zu verhärten. In der Stadtverordneten-Versammlung zu Königsberg trat er am 22. Mai 1866 für eine an den König zu richtende Bitte um Aufrechthaltung des Friedens und gründlichen Wechsel der Personen wie des Systems der Regierung auf. Als nach der siegreichen Durchführung von Bismarck's äußerer Politik ein Ausschuß des Abgeordnetenhauses am 23. August 1866 durch Virchow eine Adresse an den König mit der Erklärung beantragte, es sei dem In- und Auslande gegenüber Werth darauf zu legen, zu constatiren, daß die Parteien in Preußen sich in großen Augenblicken auf dem Boden der Verständigung zusammenfinden könnten, opponirte J. dagegen, weil der Krieg ohne, ja gegen den Willen des Volks unternommen sei und der Sieg nur dem unumschränkten Herrscher zu Gute komme. In der Schroffheit, mit welcher er sich selbst weltgeschichtlichen Thatsachen entgegensetzte, erschien J. völlig getrennt von denen, die vor Jahrzehnten sein kühnes Auftreten freudig begrüßt. Er erschien nun an der Seite aller Feinde der Neuordnung Deutschlands und wurde nur von Männern wie Frese als einer der wenigen „Gerechten“ gefeiert. Wiederum schien es, als wolle sich J. von der Politik abwenden. Er gab unter dem Titel „Der freie Mensch. Rück- und Vorschau eines Staatsgefangenen“ (Berlin 1866) eine Sammlung philosophischer Sentenzen aus Schriftstellern aller Zeiten und „Kant und Lessing. Eine Parallele“ (Königsb. 1867) heraus. Aber schon am 6. Mai 1867 erschien er im Abgeordnetenhause wieder mit einer Verwahrung gegen „die gewaltsame Aneignung deutschen Bundesgebiets durch Preußen“, sowie gegen die Genehmigung der Verfassung des Norddeutschen Bundes, weil dieselbe die wesentlichen constitutionellen Rechte des preußischen Volks aufhebe. Dabei legte er sich den Titel „eines der ältesten Kämpfer für den Rechtsstaat Preußen“ bei, der es für Pflicht halte, zu zeigen, daß es noch Männer gebe, „die nicht gewillt sind, Verfassungsrecht wie Freiheit dem Trugbilde nationaler Macht und Ehre zu opfern“ und bezeichnete jene neue Verfassung als „die Schmach freiwilliger Knechtschaft“. Diese Angriffe fanden keinen Wiederhall, er gerieth wegen der von ihm im April 1866 veranlaßten Resolutionen ähnlichen Inhalts einer Berliner Versammlung im März 1867 in gerichtliche Untersuchung und es erhob sich gegen seine Angriffe von liberaler Seite eine lebhafte Verwahrung. In den „Vier Briefen eines Süddeutschen“, welche der Abgeordnete K. Braun (Wiesbaden) zum Nachweis der Widersinnigkeit des föderalistischen Programms der Volkspartei, sowie der geschichtlichen Nothwendigkeit der preußischen Oberherrschaft herausgab, lud er zwar J. zur Umkehr ein, doch trug seine Schilderung desselben und die Darstellung von dessen Richtung als „mindestens Donquichoterie“ nur dazu bei, die J. von der liberalen Partei trennende tiefe Kluft festzustellen. Braun sagte u. A.: „J. ist der Urtypus des abstrakten, unpraktischen, süddeutschen, staatlosen, vormärzlichen Liberalismus, dessen Religion die Opposition war, und zwar die Opposition aus Princip, jenes Liberalismus, welcher stets auf der äußersten Linken sitzen will ohne Rücksicht darauf, was dann den Gegenstand bildet, nach welchem man bemißt, was rechts und was links ist, jenes Liberalismus, welcher aus Consequenz inconsequent wird, weil er nur auf sich und seinen Platz sieht und darüber vergißt, daß die Welt während dessen nicht

still steht.“ Weiter schilderte Braun „den traurigen Hergang“, wie ein Mann von bedeutender Befähigung und warmem Herzen, der als beredter Kämpfer für die Unterdrückten und für die nationale Idee eingetreten, die staatlichen Gebilde auf das Entschiedenste befehde, sobald sie in reale Erscheinung getreten und in der von J. begründeten „Zukunft“ die bisherigen Genossen mit Schonungslosigkeit und Unduldsamkeit verfolge, so daß nur die Anhänger des Kleinfürstenthums, der Entthronten und die Ultramontanen auf seiner Seite ständen. Dem Abgeordnetenhause als Vertreter des zweiten Berliner Wahlbezirks während der achten, neunten und zehnten Legislaturperiode (1863—70) angehörend, pflegte J. hier etwa nur einmal in jeder Session in ganz allgemeinen Wendungen „im steinernsten Lapidarstyl“, wie Braun sich ausdrückt, eine ganz kurze Rede zu halten. So sprach er sich noch am 16. Januar 1869 für Verwerfung des Budgets aus, weil „nach wie vor das eines selbstbewußten Volks unwürdige System bureaukratischer Bevormundung“ herrsche. Da er in derselben Stellung auf seinem Sitze zu verharren pflegte, bezeichnete ihn einst der Abgeordnete F. Ziegler als König Rhamses von Aegypten. Man nannte ihn auch wol den Philosophen von Königsberg. Je mehr durch die Erfolge der Bismarck’schen Politik im Volke der Sinn für eine praktische Richtung sich verbreitete, um so greller stach hiergegen die Richtung derjenigen Politiker ab, welche ihre Ideale als die einzig richtigen ausgaben und deren ausgeprägtester Vertreter J. war. Er schien etwas darin zu suchen, den wirklichen Verhältnissen, soweit sie seinen Idealen nicht zustrebten, nicht Rechnung zu tragen und hielt für Entschiedenheit, was Staatsmännern als schwerer politischer Fehler erschien. So kam er dazu, sich schließlich auch mit der Fortschrittspartei zu überwerfen. In einer am 30. Januar 1868 vor seinen Berliner Wählern gehaltenen Rede über „Das Ziel der deutschen Volkspartei“ (2. Aufl. Königsb. 1869) führte er aus, daß zu einem wahrhaft constitutionellen Staatsleben in Preußen Alles fehle, jene Partei sei hier zur Zeit ohnmächtig, die staatlichen Zustände umzugestalten; am Mißlingen aller bisherigen Freiheitsbestrebungen sei der Mangel an Treue gegen die eigenen Grundsätze und der Mangel an Entschiedenheit im Kampfe mit den Gegnern schuld; so lange nicht in allen Angelegenheiten des Staats der Gesammtwille zur vollen Geltung komme statt des Willens eines Einzelnen, sei das Volk nicht Herr seines Geschicks; ein wirklicher, einmüthiger Volkswille wäre nicht möglich, so lange nicht eine gewisse Gleichmäßigkeit in der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebenshaltung der Volksklassen vorhanden sei; ohne Theilnahme des Arbeiterstandes gebe es keine dauernde Besserung der politischen Zustände, die demokratische Partei müsse daher aufhören, eine blos politische zu sein und müsse die Umgestaltung der socialen Mißverhältnisse sich zur Aufgabe machen. Die „Zukunft“ besprach diese Umbildung der Volkspartei näher und suchte eine Verständigung darüber zwischen Nord und Süd herbeizuführen. J. selbst stellte in einer Antwort an den demokratischen Verein zu Hamburg am 24. Mai 1868 als Ziel der Volkspartei hin: „Umgestaltung der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zustände im Sinne der Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt.“ Unter Berufung auf diese Zuschrift hatte die deutsche Volkspartei im September 1868 auf ihrem Congresse in Stuttgart ein föderatives, großdeutsches Programm beschlossen (Parisius, Deutschlands politische Parteien S. 129). Jacoby’s förmlicher Uebertritt zur Socialdemokratie erfolgte 1872, wenngleich er schon am 20. Januar 1870 in einer Rede über das Ziel der Arbeiterbewegung vor seinen Wählern thatsächlich als Socialdemokrat aufgetreten war. Auf seinen Antrag sprach eine Versammlung Königsberger Urwähler am 20. Mai 1870 die Erwartung aus, daß die Abgeordneten den Etat so lange nicht genehmigten, bis gleiches Recht für Alle und eine volks=

thümliche Reform des Heerwesens durchgeführt sei. Nach dem Kriege von 1870 entsagte J. der parlamentarischen Thätigkeit und erregte noch einmal Aufsehen durch die Verwahrung, welche er am 14. September 1870 in der Versammlung der Königsberger Volkspartei gegen den Anschluß von Elsaß-Lothringen erhob. Es sei, sagte er, „der barste politische Unverstand, zu glauben, aus Unrecht und Gewaltthat könne den Völkern irgend ein Heil erwachsen.“ In Folge dieser Ansprache wurde J. auf Befehl des Generals Vogel v. Falkenstein am 20. September verhaftet und bis zum 26. October in der Feste Boyen bei Lötzen als Staatsgefangener festgehalten. Nachdem, abgesehen von den ersten Schriften in den 1840er Jahren, sein ganzes öffentliches Wirken erfolglos geblieben, gab er doch seine „Gesammelten Schriften und Reden“ (2 Bde. Hamb. 1872) heraus. In der Vorrede führte er aus, daß, obwol die Bedürfnisse sich umgestalteten, Gewohnheit, Unvernunft und Eigennutz fest an den hergebrachten Rechten und Ordnungen hielten und verlangten, daß die Bedürfnisse der Menschen den überkommenen Satzungen sich unterwerfen sollten; es komme aber jetzt darauf an, „den letzten entscheidenden Kampf der unterdrückten, freiheitsbedürftigen Menschheit gegen den dreieinigen Feind (Kirche, Staat und Gesellschaftsordnung) zu kämpfen“. Jacoby’s Absicht, 1872 die demokratische Presse in Berlin umzugestalten, schlug gänzlich fehl. Um dieselbe Zeit mißglückte ein Versuch, ihn im dritten Berliner Wahlkreise als Candidat zum Abgeordnetenhause aufzustellen; dagegen wurde er am 10. Januar 1874 vom 13. sächsischen Wahlbezirk (Leipz. Landbezirk) zum Reichstagsabgeordneten gewählt, ohne jedoch anzunehmen. Nachdem die „Zukunft“ aus Mangel an Theilnahme eingegangen, wurde Jacoby’s Richtung eine Zeit lang von der „Waage“ (Wochenschrift von G. Weiß) vertreten.

J. starb in Folge einer Operation wegen Steinleidens. Er war als Mensch und Privatmann von fleckenloser Reinheit des Charakters und auch von Gegnern als überzeugungstreu hochgeachtet, für ein positives Schaffen war ihm aber als bloßen Idealisten jeder Erfolg versagt, mit Ausnahme seiner ersten Schriften, deren Erfolg ihn betäubt zu haben schien. Er selbst hat seinen Idealismus mit dem Bemerken vertheidigt, daß ohne diesen die Menschheit nicht vorwärts komme. Sein Freund, Dr. J. Möller, sagte in der am 28. März 1877 bei Jacoby’s Gedächtnißfeier zu Königsberg gehaltenen Rede von ihm: „Mild, wie sein ganzes Wesen bei aller unbeugsamen Energie seines Charakters war, übte er volle Duldsamkeit; er war ein Vorbild reinen Sinnes, ächten Mannesmuths und hoher Bürgertugend. Aufgewachsen in der strengen Schule Spinoza’s und Kant’s, hatte er sich nicht nur die scharfe Methode des Denkens von denselben angeeignet, sondern mehr noch ihre ernste Sittenlehre.“ Als auf Beschluß der Stadtverordneten von Königsberg 1877 in deren Saale die Büste Jacoby’s aufgestellt war, ordnete die dortige Regierung die Entfernung derselben an, weil der Beschluß das Staatswohl verletze. Auf Beschwerde wurde dies vom Oberpräsidenten bestätigt, weil die Ovation für einen hervorragenden Vertreter der Socialdemokratie als staatsfeindliche Kundgebung angesehen werden müsse. Die Absicht einer solchen wurde in einer weiteren Beschwerde an den Minister des Innern in Abrede gestellt, dieser aber beließ es im April 1879 bei jener Entscheidung.

Ergänz.-Bl. v. Steger, Bd. I (Leipz. 1846); Die Fortschrittsmänner der Gegenwart. Von Rob. Blum. (Leipz. 1847); Des deutsch. Volkes Erhebung im J. 1848 (Danzig 1848), Cap. 15; W. Piersig, Die Mysterien der Berliner Demokratie (Berlin 1849); Gneist, Berl. Zustände (Berl. 1849); Brustbilder a. d. Paulsk. (Leipz. 1849); Grenzboten 1848, 1. Sem. u. 1849, 2. Sem.; Polit. Briefe u. Charakt. (Berl. 1849) S. 79; Stahr, Die preuß. Revol. (Oldenb. 1850): Gegenwart, Bd. IV (Leipz. 1850); Braun, Bilder a. d. d. Kleinstaaterei, Bd. I (Leipz. 1869); Grenzboten 1872, Nr. 47;

Braun, Aus d. Mappe eines d. Reichsbürgers, Bd. III (Hann. 1874); Das Jahr 1877 (Leipz. 1878); Nekrol. v. Jul. Schmidt in Nat.-Ztg. Nr. 147 v. März 1877; Dr. J. Möller, Rede, gehalten bei der Gedächtnißfeier für Dr. J. J. (Königsb. 1877). Wippermann.

Jacquin: Joseph Franz Freiherr v. J., Botaniker, geb. den 7. Febr. 1766 zu Schemnitz, † den 9. December 1839 zu Wien. Er war der Sohn Nikolaus Freiherrn v. Jacquin's (s. u.), erhielt den ersten Unterricht im elterlichen Hause, studirte an der Wiener Universität Medicin, und wurde 1788 zum Doctor promovirt. Im Auftrage Kaiser Josephs II. unternahm er in den J. 1788—91 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Frankreich und England. Nach Wien zurückgekehrt, wurde J. 1791 der Adjunct, 1797 der Nachfolger seines Vaters in der Professur für Botanik und Chemie an der Wiener Universität. Diese Stellung bekleidete er bis zum J. 1838 und verlebte das letzte Lebensjahr im Ruhestande. Obwol schriftstellerisch nicht sehr thätig, galt J. doch seinerzeit als Hauptrepräsentant der Naturforscher Oesterreichs und sein Haus war der Sammelplatz der Gelehrten Wiens. Seine Hauptwerke sind: „Ecloge plantarum rariorum“ und „Ecloge graminum“; beide wurden erst nach seinem Tode von Fenzl vollendet.

Fitzinger, Nekrolog in der Wiener Zeitung, 1840, Nr. 53. — Gräffer und Czikann, Oesterr. Nationalencyklopädie, III. S. 4. — Neilreich, Gesch. d. Botan. in Niederösterr. in Verh. d. zoolog.-botan. Verein., V. (1855) S. 31. — Wurzbach, Lexikon, X. S. 23. Reichardt.

Jacquin: Nikolaus Joseph Freiherr v. J., Botaniker, geb. den 16. Febr. 1727 zu Leyden, † den 26. Oct. 1817 zu Wien. J. stammte aus einer französischen Familie, welche im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts nach Holland übersiedelte. Sein Vater war anfangs wohlhabend und besaß zu Leyden eine bedeutende Tuch- und Sammtfabrik, verlor aber durch ungünstige Handelsverhältnisse den größten Theil seines Vermögens. Trotzdem erhielt J. eine sorgfältige Erziehung, absolvirte das Gymnasium in seiner Vaterstadt und studirte an den Universitäten von Leyden, Löwen und Paris Medicin. Theodor Gronovius, ein Schüler Linné's, weckte Jacquin's Interesse für Botanik und derselbe beschloß, sich dieser Wissenschaft zu widmen. In Paris hörte J. die Vorlesungen Anton Jussieu's, ohne daß dieselben einen besonderen Einfluß auf die Richtung seiner botanischen Studien gehabt hätten. Der Aufforderung Gerhard van Swieten's, eines Freundes seiner Eltern, folgend, kam J. 1752 nach Wien, um daselbst seine Studien zu vollenden. In dem von Kaiser Franz I. neu angelegten holländischen Garten zu Schönbrunn bestimmte J. die vorhandenen Pflanzen nach Linné's Werken. Bei dieser Gelegenheit lernte ihn der Kaiser als einen jungen strebsamen Botaniker kennen, und übertrug ihm die Leitung einer wissenschaftlichen Expedition, welche nach Westindien entsendet wurde, um den kaiserl. Hofpflanzengarten und die Menagerie von Schönbrunn, ferner die Sammlungen des Hofnaturaliencabinets in Wien zu bereichern. Im Januar 1755 schiffte sich J. zu Livorno ein, besuchte die westindischen Inseln, sowie die benachbarte Küste von Carthagena und kehrte 1759 mit einer sehr reichen Ausbeute nach Wien zurück. Er beschrieb die auf dieser Reise beobachteten Pflanzen namentlich in dem berühmten Werke: „Selectarum stirpium americanarum historia“ (1763). Auch gab er 1762 die „Enumeratio stirpium agri Vindobonensis“ heraus. 1763 wurde J. zum Bergrathe und Professor der Chemie in Schemnitz ernannt, wo er fünf Jahre lang blieb. 1768 wurde J. nach Wien berufen, um an der Universität die Professuren der Botanik und Chemie, sowie die Direction des kurz vorher angelegten botanischen Gartens der Universität zu übernehmen; auch die Oberaufsicht über den Hofpflanzengarten in Schönbrunn wurde ihm übertragen. In dieser Stellung entfaltete sich Jac=

quin's wissenschaftliche Thätigkeit auf eine wahrhaft glänzende Weise, so daß sich sein Ruhm bald über ganz Europa verbreitete. Er stand mit den berühmtesten Botanikern seiner Zeit, namentlich aber mit Linné in regem Verkehr. Bis zum J. 1811 veröffentlichte J. folgende Werke: „Observationes botanicae", „Flora austriaca", „Hortus botanicus Vindobonensis", „Miscellanea austriaca", „Icones plantarum rariorum", „Hortus botanicus Schönbrunnensis", „Collectanea", die Monographien der Gattungen Oxalis und Stapelia u. m. a. Jacquin's Publicationen füllen mehr als 30 Bände in Folio oder Quart und sind mit tausenden von schönen Tafeln geschmückt. Durch seine Schriften brach er dem Studium der Botanik auf Grundlage des Linné'schen Systemes in Oesterreich Bahn, so daß man ihn mit Recht den Linné dieses Kaiserstaates nennen kann. 1797 trat J. die Professur an seinen Sohn ab, und verlebte den Rest seines Lebens im Ruhestande. In Anerkennung seiner großen Verdienste wurde er 1774 geadelt, 1806 mit dem Stephansorden geschmückt und in den Freiherrnstand erhoben.

Raimann, Rede zur Gedächtnißfeier Nikolaus Jos. Frhrn. v. Jacquin's. — Oesterr. Nationalencyklopädie von Gräffer und Czikann, III. S. 5. — Neilreich, Geschichte d. Botan. in Niederösterr. in Verhandl. d. zool.-botan. Verein. V (1855), S. 30. — Wurzbach, Lexikon, X. S. 26 (wo sich eine Uebersicht über die übrigen biographischen Quellen findet). Reichardt.

Jaczo von Copenik gehörte zu den mächtigsten Vasallen des märkischen Fürsten Heinrich-Pribislaw, mit welchem er auch durch verwandtschaftliche Bande vereinigt war. Der Mangel urkundlicher Quellen aus seiner Zeit hat zur Folge gehabt, daß er häufig mit der Person seines Nachkommen in weiblicher Linie, J. von Salzwedel (s. den Art.), dem späteren Herrn v. Gützkow, und andererseits auch mit dem Sorbenherzog Jaczo von Miechow verwechselt worden ist, welcher sich im J. 1148 mit einer Tochter Peters des Dänen vermählte. Wir wissen jedoch aus mehreren Chroniken und Münzen, auf welchen er „Jacza de Copnic, Cne., d. h. Knez, princeps" genannt wird, daß ihm im Gebiete jenes märkischen Fürsten Pribislaw, der bei seiner Taufe den Namen Heinrich erhielt und in den Chroniken als „rex" bezeichnet wird, die Gebiete des Barnims und von Teltow gehörten, in welchen das in der Nähe von Berlin an der Spree belegene Köpenik seine Burg und Residenz bildete. Als nun Heinrich-Pribislaw seinen Taufzeugen, Albrecht den Bären, da er aus seiner Ehe mit Petrussa keine Nachkommen hatte, für den Fall seines Todes zum Erben der Mark bestimmte, erkannte J. diesen Vertrag nicht an, vielmehr beanspruchte er, als naher Verwandter (avunculus) des Fürsten, selbst die Nachfolge. In Folge dessen verheimlichte Petrussa den zwischen 1142—50 eingetretenen Tod ihres Gemahls so lange, bis Albrecht die Hauptstadt Brandenburg und die wichtigsten Theile des märkischen Landes besetzen konnte. J. fügte sich anfangs mit kluger Nachgiebigkeit, als aber Albrecht im J. 1157 den Kaiser Friedrich I. auf seinem Kriegszuge gegen Polen begleitete, überfiel jener, in Gemeinschaft mit den pommerschen Herzogen Bogislaw I. und Casimir I., Brandenburg und versuchte von dort aus die Herrschaft über die Mark zu behaupten. Albrecht jedoch, welcher den Feind im Rücken für wichtiger, als den polnischen Feldzug erachtete, verließ das kaiserliche Heer und belagerte in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Wigman von Magdeburg, aus dem Geschlecht der Grafen von Seeburg, das feste Brandenburg, welches er von drei Seiten angriff, und im August ds. Js. nach sehr hartem Kampfe, in dem u. A. sein Neffe, der Graf Werner III. von Veltheim, den Tod fand, wieder eroberte. In Folge dessen verlor J. auch sein altes Gebiet im Barnim und Teltow, sowie seine Stammburg Copnik, und begab sich nach Pommern, wo er eine so geachtete Stellung

einnahm, daß er, bei einer Bestätigung der Güter des Klosters Grobe auf Usedom, welche nach früherer Annahme 1168, nach Klempin 1178 durch den Bischof Konrad I. von Cammin vollzogen wurde, unter den Zeugen an der ersten Stelle vor den pommerschen Herzogen Bogislaw I. und Casimir I. genannt wird. Eine Tochter Jaczo's vermählte sich, nach Klempin's Annahme, mit einem anderen Vasallen des askanischen Hauses, mit Friedrich II. von Salzwedel, dessen dritter Sohn Jaczo diesen Namen auf seine Nachkommen, die Grafen von Gützkow, übertrug. Abbildungen des Fürsten J. finden sich auf den oben erwähnten Münzen, Brakteaten, welche er während seiner Herrschaft im Barnim und Teltow zu Copenik, oder an einem anderen Orte prägen ließ. Auf der einen, mit der Umschrift „Jakza de Copnic“, erblicken wir sein Brustbild im Profil mit Schwert und Palmzweig, auf der zweiten, mit der Umschrift „Jakza Coptnik Cne.“, dasselbe mit einem Helm und Schwert unter einem Burgportal, die dritte und vierte, mit der Umschrift „Jac. de C.“, zeigen ihn stehend in Rüstung, sowie sitzend mit Schwert und Scepter. Sie sind sämmtlich in Freienwalde gefunden und ein wesentliches Denkmal seiner märkischen Herrschaft, demgemäß wir seine Benennung „dux Poloniae“ in den Chroniken als gleichbedeutend mit „Cne.“, d. h. wendischer Fürst, und „Polonia“ im weiteren Sinne gleich „Slavia“ aufzufassen haben.

Chronica principum Saxoniae, hrsg. v. Heinemann in den märkischen Forschungen, IX. 1865, S. 19. Rabe, Jaczo von Copnic. Voigt, Albrecht der Bär, in den märkischen Forschungen, VIII. 1863, S. 151 ff. Jahresbericht IV. der Ges. f. pomm. Gesch. in den Neuen pomm. Prov.Blättern, IV; Pyl, Greifsw. Samml., S. 40—44, wo die Verwechselung des Jaczo von Copenik mit Jaczo von Soltwedel zu berichtigen ist. Pyl.

Jaczo von Salzwedel, Graf von Gützkow seit dem J. 1233, gestorben ca. 1248, stammte aus einem altmärkischen Geschlecht, welches seit 1145 unter den Vasallen Albrechts des Bären eine hervorragende Stellung einnahm, und von den Ministerialen, den Vögten von Salzwedel, zu unterscheiden ist. Er war ein Sohn Friedrichs II. von Salzwedel, welcher in den J. 1181—1207 daselbst die Würde eines Edelvogts bekleidete, und wahrscheinlich mit einer Tochter des Wendenfürsten Jaczo von Copenik (s. o.) vermählt war, sowie nach Klempin's Annahme ein Enkel Konrads I. und Urenkel Friedrichs I., welche von 1145—60 in der Umgebung Albrechts des Bären verweilten. Friedrich II. hinterließ vier Söhne: Friedrich III., welcher dem Vater in der Würde des Edelvogts folgte, Konrad II., welcher 1211 Domherr in Magdeburg wurde, J. I. und Heinrich. J. I. übernahm nach dem Tode seines Bruders Friedrichs III., dessen minorenner Sohn Friedrich später in den Tempelorden trat, anfangs das Amt seines Vaters und begleitete in gleicher Weise, wie seine Vorfahren, die Fürsten des askanischen Hauses auf ihren Kriegszügen und Versammlungstagen. Schon im J. 1212 sehen wir ihn und seine Brüder bei dem Bündnisse, welches Kaiser Otto IV. mit dem Markgrafen Albert zu Weissensee in Thüringen (apud Wicense in castris) gegen Dänemark und die wendischen Völker schloß, als Zeugen, in gleicher Eigenschaft auch bei der Schlichtung eines Streites zwischen dem Markgrafen von Meißen und dem Abt von Pegau, welchen die Bischöfe von Magdeburg, Naumburg und Merseburg 1218 im Auftrage Friedrichs III. übernahmen, sowie bei der Schenkung, welche 1222 Graf Albert von Holstein an das Nonnenkloster Preetz in Wittenburg (in Mecklenburg) vollzog, endlich auch 1232 bei der Schenkung des Markgrafen Johann von Brandenburg an das Nonnenkloster Neuendorf bei Gardelegen, bei welcher auch Walter von Arnstein, der Schwager des Herzogs Wartislaws III. von Pommern, gegenwärtig war. Letzterer Umstand, sowie die nahe Verbindung,

welche zwischen seinem Großvater J. von Copnik und dem pommerschen Herzogshause seit 1157 bestand, erklären seine im Jahr 1233 erfolgte Uebersiedelung von Salzwedel und der Altmark in die Grafschaft Gützkow. Dieser Theil des Herzogthum Pommern stand zuvor unter der Herrschaft einer Seitenlinie des herzoglichen Hauses, welche von ihrem Stammvater Swantibor, der, nach der Annahme von Quandt und Klempin, ein Bruder von Wartislaw I. († 1136) und Ratibor I. († 1156) sein mochte, den Beinamen Swantiboriz erhielt, und wird, durch die Entscheidung des Königs Kanut VI. von Dänemark (1194) über die Grenzstreitigkeiten zwischen Pommern und Rügen, in seinem Umfange dahin bestimmt, daß derselbe nördlich von der Peene sich bis Greifswald und Wusterhusen ausdehnte und auch die Herrschaft Lositz umfaßte, und südlich von jenem Flusse das Land Meseritz (Mizeres) von Jarmen bis Liepe in sich schloß. Die Herrschaft Lositz wurde jedoch ca. 1236 der Grafschaft Gützkow, in Folge der brandenburgisch-dänischen Kriege, entfremdet und ging zuerst an Dethlev von Gadebusch (s. d.) als selbständige dynastische Herrschaft, und nach dem Aussterben seines Geschlechts an die Fürsten von Rügen über. In Gützkow führte nun von 1212—33 ein Enkel Wartislaw II., Swantiboriz († 1196), und Sohn von Bartholomäus, der auf einem Kreuzzuge 1219—35 in Gefangenschaft gerieth, und welcher von dem Großvater den Namen Wartislaw empfing, die Herrschaft, und bekleidete auch seit 1228 die Würde eines Burggrafen (castellanus) in Stettin. Derselbe war mit Dobroslawa, einer Tochter des Herzogs Bogislaw II. († 1220) aus seiner Ehe mit Mestwins I. von Pomerellen Tochter Miroslawa, vermählt, blieb jedoch ohne Nachkommen. Als nun J. von Salzwedel, vielleicht durch Walther von Arnsteins Vermittelung, nach Wartislaw's, des Bartholomäus Sohnes, Tode im Januar 1233, dessen Wittwe Dobroslawa kennen lernte, so warb er, obwol schon über 50 Jahre alt, um deren Hand, und erhielt die Zusage wahrscheinlich am 18. Mai 1233, als dieselbe mit ihrer Mutter, Miroslawa, und ihrem Bruder, Herzog Barnim I. im Kloster Grobe auf Usedom, bei einer Schenkung des Dorfes Bugewitz an jenes, gegenwärtig war. Obwol er in der Folge am 7. October 1233 in Gemeinschaft mit seinem Bruder Konrad, und am 17. April 1235 noch in Salzwedel verweilte, und noch October 1235 „advocatus“ genannt ist, so zog er sich doch später anscheinend von jenem Wirkungskreise zurück, und wird in märkischen Urkunden nicht mehr erwähnt. Seine Verbindung mit dem neuen Vaterlande, in welchem er als Nachfolger Wartislaw's in der Herrschaft Gützkow ein größeres Gebiet verwaltete, wurde eine noch innigere, als im October 1233 der Bischof Konrad II. von Cammin, ein Bruder des Bartholomäus und Oheim von Wartislaw und Dobroslawa starb. J. bot nun ohne Zweifel seinen ganzen Einfluß in Pommern und in der Mark dazu auf, seinem Bruder Konrad, dem Domherrn zu Magdeburg, die Nachfolge im Bisthum Cammin zu verschaffen, welche auch am Schluß des J. 1233 die päpstliche Bestätigung erhielt. Im Anfange seiner bischöflichen Regierung sah sich Konrad III. in die Grenzstreitigkeiten verwickelt, welche durch die brandenburgisch-dänischen Kriege zwischen Pommern und Mecklenburg entstanden, in Folge welcher die Grenzen Mecklenburgs und des Bisthums Schwerin über Gützkow bis Wolgast ausgedehnt wurden, bis ein günstigeres Geschick ca. 1250 dieselben wieder erweiterte, und das ganze Land südlich vom Ryckflusse, mit Ausnahme der Herrschaft Lositz wieder unter pommersche Hoheit und zum Bisthum Cammin zurückführte. Der Ernst der Zeit mochte aber bewirken, daß Bischof Konrad III. am 12. Novbr. 1237, während seiner Anwesenheit im Kloster Stolpe bei Anklam, dort schon bei Lebzeiten für sich und seinen Bruder J. eine Seelenmesse stiftete, ein Umstand, welcher frühere Historiker den Tod des letzteren schon in das J. 1237

setzen läßt. Sie lebten jedoch beide noch mehrere Jahre, Bischof Konrad III. bis zum 20. September 1241, und J. bis zum J. 1248. Letzterer wirkte auch noch mit Eifer für das Emporblühen der im Norden der Grafschaft Gützkow angelegten, 1241 zu einem Marktflecken erweiterten, und 1250 mit Lübischem Recht bewidmeten Stadt Greifswald, in welcher er 1242 ein Franziskanerkloster begründete. Dieser Orden (fratres minores) war aus Westfalen 1240 nach Stettin gekommen, und hatte dort ein Kloster mit einer dem St. Johannes gewidmeten Kirche erbaut. Die Kunde über die segensreiche Wirksamkeit, welche die Mönche in der pommerschen Hauptstadt entfalteten, mochte J. und seine Gemahlin Dobroslawa bewegen, einen Theil derselben nach Greifswald zu berufen, um dort in dem neu gebildeten Gemeindewesen eine gleiche Thätigkeit zu üben. Er schenkte ihnen einen Bauplatz von größerem Umfange in der Nähe der Marienkirche, auf welchem sie eine den Aposteln Petrus und Paulus geweihte Kirche errichteten, die mit ihrer nördlichen Seite an der Mühlenstraße lag, wo sich jetzt das Schulgebäude befindet, während sich die Kreuzgänge, der Convent und die noch erhaltene Wohnung des Guardians nach Süden bis zu der im J. 1264 erbauten Stadtmauer erstreckten. Im Chore dieser Kirche fanden J. und seine Gemahlin, vielleicht auch sein Bruder, Bischof Konrad III., in einem Erbbegräbnisse ihre Ruhestätte, in welcher auch ihre Nachkommen bestattet wurden. Aus ihrer Ehe stammen nämlich drei Söhne, Johannes I., Konrad III. und Jaczo II. Von diesen stand der älteste ca. 1234 geborene Sohn Johannes I. im J. 1249 unter der Vormundschaft seiner Mutter Dobroslawa; zu welcher Zeit beide einen Vergleich mit dem Kloster Eldena über den zwischen letzterem und Gützkow belegenen Wald schlossen, bei dem auch der jüngere Sohn, Konrad III., als Zeuge gegenwärtig war. Johann scheint jung und unvermählt gestorben zu sein, da er nach 1257 nicht mehr genannt wird, während Konrad III., in Gemeinschaft mit seinem Sohne Verenbert, und sein Bruder Jaczo II. (geb. 1244) in den Urkunden bis zum J. 1284 vorkommen und als Grafen von Gützkow (comites) bezeichnet werden. Nach Konrads III. Tode führte Jaczo II. allein die Herrschaft und war als mächtigster Vasall der pommerschen Herzoge bei der Theilung des Landes zwischen Bogislaw IV. und Otto I. in die Linien Wolgast und Stettin am 12. Juli 1295 der erste Schiedsrichter und Beistand für Otto I. Durch seine Vermählung mit Cecislawa von Putbus, einer Tochter Stoislaws II. (Urenkel Stoislaws I., eines Bruders der beiden ersten christlichen Fürsten von Rügen, Tezlaws und Jaromars I.), welche schon 1249 in frühester Jugend, da Jaczo 5 und Cecislawa 2 Jahre zählte, vollzogen wurde, erhielt er einen Theil des Landes Streye auf Rügen als Mitgift, und vertrat auch die Ansprüche seiner Gattin an die Halbinsel Mönchgut auf Rügen (Reddevitz), in Gemeinschaft mit seinen Schwägern aus dem Hause Putbus, indem er solche mit ihnen dem Kloster Eldena für 1100 Mark im J. 1295 überließ. Aus der Ehe von Jaczo II. und Cecislawa von Putbus stammen ferner Jaczo III., vermählt mit einer Tochter des mecklenburgischen Fürsten Johann von Werle, welcher mit seinem Bruder Johann II. von 1297 bis 1303 die Herrschaft in der Grafschaft Gützkow gemeinschaftlich führte, und Johann II., vermählt mit Margaretha, einer Tochter des Herzogs Barnim I. von Pommern († 1278), die sich, da ihr Gatte ca. 1317 verstarb, in zweiter Ehe mit Lorenz Jonque, Drost des Reichs Dänemark, wieder verheirathete. Aus der Ehe von Jaczo III. mit der Werleschen Fürstin stammen die Grafen Nikolaus und Bernhard von Gützkow, von denen der erste seinen Vornamen von seinem mütterlichen Großvater, Nikolaus von Werle, empfing. Diese Abstammung mochte es bewirken, daß in dem großen Kriege von 1314—19 zwischen Dänemark, Schweden, Norwegen, Holstein, Mecklenburg, Rügen, sowie den welfischen

und sächsischen Fürsten auf der einen Seite, und dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg, Pommern, Stralsund mit der pommerschen und rügischen Ritterschaft auf der anderen Seite, die beiden Grafen Nikolaus und Bernhard von Gützkow ihren Lehensherren, den pommerschen Herzogen Wartislaw IV. und Otto I., Absage thaten, und sich mit Rügen und Mecklenburg verbündeten. Als jedoch die Fehde durch den Templiner Frieden am 24. November 1317 beigelegt worden war, trat zwischen den pommerschen und gützkowschen Fürsten eine desto größere Eintracht hervor. Als nämlich Herzog Wartislaw IV. am 5. December 1319 zu Hohendorf ein höchstes Gericht zur Erhaltung des durch die langen Kriege gestörten Landfriedens einsetzte, ernannte er den Grafen Nikolaus von Gützkow zum Oberrichter und Vorsitzenden (judicem et capitaneum) desselben, mit welcher Würde er die eines Domherrn von Cammin vereinigte, bis er im J. 1322 verstarb. Aus der Ehe Johanns II. mit Margaretha von Pommern stammen drei Söhne, Jaczo IV., welcher am 7. September 1322 in der Heeresfolge des Grafen Gerhard des Großen von Holstein im Kampfe gegen die Ditmarsen bei Oldenwörde seinen Tod fand; sowie Johann III. der ältere und Johann IV. (Henning) der jüngere, über welche die Biographie des letzteren zu vergleichen ist.

Schwarz, Geschichte der Grafschaft Gützkow in dessen Geschichte d. pomm. Städte, 1755, S. 707—862. Fabricius, Urkunden zur Gesch. des Fürstenthums Rügen, II. S. 22—98. Cod. Pom. Dipl. S. Register S. 1055. Klempin, Pomm. Urkundenbuch, s. Register, S. 535, 546, 549, sowie die Exkurse, S. 260, 319. Barthold, Pomm. Geschichte, II. S. 385, III. 55, 150, 167. Stammtafeln des pommersch-rügischen Fürstenhauses und seiner Nebenlinien. Aus dem Nachlasse des Staatsarchivars Dr. Robert Klempin, zum Druck gegeben von Dr. G. v. Bülow, 1876, S. 5, 7, 16. Kasten, „Wo lag Mizerez?“ in den baltischen Studien, Jahrg. XXVIII. S. 314.

Pyl.

Jaffé: Philipp J., ausgezeichneter Geschichtsforscher, Meister in mittelalterlicher Philologie, geb. am 17. Februar 1819 zu Schwersenz bei Posen, † in Wittenberge am 3. April 1870. — Als begabter Sohn eines jüdischen Hauses im polnischen Osten, ward J., nachdem er das Gymnasium in Posen durchgemacht, vom Vater zum Handelsstande bestimmt und, 19 Jahr alt, Ostern 1838 in einem Bank- und Getreidegeschäft zu Berlin untergebracht. Kaum jedoch hatte er die Lehrzeit angetreten, so empfand er seinen Zustand mit Widerwillen als eine Knechtschaft des Geistes, unerträglich dünkte ihn die Aussicht, seinen Lebenszweck im Gelderwerbe suchen zu müssen. Wie er als Primaner Neigung zur Schriftstellerei verspürt hatte, so gab er sich auch jetzt noch eine Weile der ästhetisch-litterarischen Mode des Tages hin: des Morgens las er und arbeitete an seinen Novellen. Gar bald aber wich dieser Hang dem Triebe zur Wissenschaft, der immer mächtiger und am Ende auch für die Seinen unwiderstehlich in seiner Seele hervorbrach: während der Mittagspause traf man den jungen Commis in den Hörsälen der Universität. Gleich anfangs zog ihn dort am meisten die Geschichte an, für die er als Knabe wenig Theilnahme gezeigt; und zwar interessirten ihn zunächst ihre allgemeinen Resultate, wie sie im Lichte der Zeitbildung sich darstellten: moderne Historie sucht er auf; den Gehalt an Ideen, vornehmlich politischen, rühmt er an Raumer's Vorträgen; an denen Ranke's erscheint ihm besonders die philosophische Tiefe der Anschauung merkwürdig. Wie er nun aber Ostern 1840 das leidenschaftlich erstrebte Ziel erreicht sah und, aus dem Contor erlöst, als wirklicher Student die Berliner Hochschule bezog, wandte er sich sofort dem speciellen Unterricht zu, den Ranke in seinen historischen Uebungen ertheilte. Vier Semester lang hat er hier an

mittelalterlichen Objecten die Methode kritischer Forschung erlernt und dadurch, wie so mancher unserer Historiker, für seine künftige Richtung den entscheidenden Anstoß empfangen. Der bisher mühsam verhaltene Drang nach freier Uebung seiner intellectuellen Kräfte äußerte sich dabei mit solcher Heftigkeit, daß Ranke den Eindruck behielt, an keinem anderen seiner Schüler habe er einen so brennenden Eifer wahrgenommen. Kein Wunder, daß J. die nächste Preisaufgabe ergriff und löste: im Sommer 1843 erschien als gekrönter Erstling seiner Studien die „Geschichte des Deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen". Da das Parteiregiment dieses Kaisers bekanntlich hinterher den natürlichen Rückschlag hervorrief, so fühlte sich J. durch die Sache selbst angetrieben, nachdem er 1844 ohne Promotion die Universität verlassen, im Jahr darauf sein an sich schon stattliches Buch noch durch das Gegenstück einer Geschichte Konrads III. zu ergänzen. Beide Schriften stellten sich nach Form und Inhalt bewußt in den Kreis jener Jahrbücher der deutschen Geschichte, welche Ranke vordem durch seine älteren Schüler für die Periode des sächsischen Hauses hatte ausarbeiten lassen. Worauf es bei diesem grundlegenden Unternehmen abgesehen war: vollständige Sammlung des zugänglichen Materials, sorgfältige Prüfung der Quellen im ganzen und einzelnen, genaue Feststellung der Thatsachen und ihres nachweisbaren Zusammenhangs, schlichte Klarheit in der knappen, annalistisch geordneten Erzählung, — alles das hat auch J. in seinen Reichsgeschichten geleistet, freilich auch grundsätzlich um kein Haarbreit mehr. Denn im Trachten nach urkundlich strengster Objectivität, in der Scheu vor dem geringsten falschen Pragmatismus ging er noch weiter als seine Vorläufer, sodaß er nicht nur auf allen Schmuck der Darstellung, sondern auch auf jeglichen Schwung der Auffassung verzichtete. Allerdings fordert jener Abschnitt unserer Geschichte nirgend zur Begeisterung heraus, aber nüchterner läßt er sich gewiß nicht behandeln, als J. gethan; diese Bücher sind offenbar ohne jede Gemüthsbewegung geschrieben, wenn man absieht von der Freude des Verfassers am Proceß seiner eigenen Denkthätigkeit. Und ein für allemal hat er so das ehedem rege Verlangen nach ästhetischem Genuß, nach idealem Gewinn für seine Welt- und Zeitansicht still unterdrückt; mit einseitiger Energie stellt er von nun an seine Phantasie in den Dienst seines kritischen Verstandes; alle Wärme seines Herzens scheint hinfort in das kolossale Feuer seines Fleißes aufzugehen. Der Geschichtschreibung entsagt er ganz und zieht sich auch in der reinen Forschung mehr und mehr von der Ermittelung des Factischen auf dessen materielle Begründung zurück; er sammelt, sichtet, läutert und reproducirt alsdann die Ueberlieferung an sich. Auf diesem Wege gelangte er zu eigenthümlicher Bedeutung; ob er nicht aber seiner menschlichen Natur dabei Gewalt angethan? Wahren Frieden wenigstens hat er so leider nicht für immer gefunden.

Unverzüglich legte er zunächst Hand an eine ebenso schwierige, wie gemeinnützige Arbeit. Ueber seinen Reichsgeschichten, unter deren Beilagen bereits tabellarische Verzeichnisse von Aufenthalten und Acten vorzüglich der deutschen Bischöfe den breitesten Raum einnehmen, war ihm das allgemeine Bedürfniß nach päpstlichen Regesten deutlich geworden; und so faßte er den kühnen Gedanken, für die Geschichte des Papstthums dasselbe zu leisten, was J. F. Böhmer für die des Kaiserthums vollbracht. Nach etwa fünfjähriger Anstrengung, der die politischen Wirren der Zeit höchstens äußere Störung bereiten konnten, trat dann im Sommer 1851 das Riesenwerk seiner „Regesta pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum p. Chr. n. 1198" fertig ans Licht. Es sind darin 11000 päpstliche Urkunden, Briefe, Bullen, Decrete, die bisher in 1700 Bänden zerstreut gedruckt, zum Theil auch noch gar nicht veröffentlicht waren, in chronologischer Ordnung aufgereiht, ihr Inhalt in kräftigen Zügen kurz dar-

gelegt, über das Leben der Päpste, ihre Kanzlei, ihre Synoden die wichtigsten Daten eingeflochten. Hinter dem Umfang der Unternehmung aber steht die Art ihrer Durchführung nicht zurück. An kritischer Vorbereitung, sachlicher Fassung, bequemer Einrichtung haben Jaffé's Regesten ihr Böhmer'sches Vorbild entschieden übertroffen, während sie allen späteren ähnlichen Werken gegenüber ihr mustergültiges Ansehen behaupteten. Mit dem Anfang des Pontificats Innocenz' III. setzte J. seiner Arbeit deshalb ein Ziel, weil von diesem Zeitpunkt an die früher fast völlig verlorenen Originalregister der Curie noch im Vatican vorhanden, der rücksichtslosen Forschung jedoch unzugänglich sind. Statt einer dauerhaften Neuschöpfung, wie für die ersten 12 Jahrhunderte, wäre ihm also da doch nur ein Nothbau möglich gewesen, welchen überdies die eben aus jenen Registern geschöpften Annalen der Fortsetzer des Baronius einigermaßen entbehrlich gemacht hatten. Mit vollem Recht endlich wählte J. die lateinische Sprache, nicht blos weil sie die eigene Farbe der im Umriß vorgeführten Documente echt bewahrt, sondern auch wegen der internationalen Bestimmung seines Regestenwerks, die sich nicht minder weit auf die Studien aller gebildeten Völker erstreckt, als die Herrschaft der Päpste selbst voreinst über Länder und Staaten. Für die Universalgeschichte des Mittelalters ist in der That wol niemals ein lehrreicherer Band erschienen; daß auch innere Kirchenhistorie, Kirchenrecht und verwandte Disciplinen wesentlich dadurch gefördert wurden, liegt auf der Hand. Am meisten aber kam bei dem innigen Zusammenhang der Entwickelung des Papstthums mit den Schicksalen des Kaiserthums die mühselige Leistung des jungen deutschen Gelehrten am Ende doch wieder der vaterländischen Geschichte zugute, wie seitdem so zahlreiche größere und kleinere Schriften über unsere ältere Kaiserzeit erfreulich dargethan.

So hatte J. mit 32 Jahren im Schweiße seines Angesichts einen hohen wissenschaftlichen Rang erworben; selbst Pius IX. nahm von dem jüdischen Manne Notiz, der den welthistorischen Spuren der Hierarchie so aufmerksam nachgegangen. Allein leben ließ sich davon nicht, denn das historische Lehramt war damals noch dem mosaischen Bekenntniß verschlossen, und J., wiewol er den väterlichen Glauben innerlich überwunden, hätte nimmermehr öffentlich die Religion gewechselt, um sich eine Laufbahn aufzuthun. Seine geistige Elasticität, sein eiserner Wille halfen ihm jedoch auf andere Weise. Schon seit 1850 war er wieder akademischer Bürger geworden; diesmal aber war es Medicin, was er drei Jahr über theils in Berlin, theils in Wien in der Absicht studirte, durch ein anständiges Nebengewerbe seinen Unterhalt zu verdienen, während er im Herzen natürlich nach wie vor der historischen Forschung treu blieb. Das erhellt selbst aus dem Thema der Dissertation: „De arte medica saeculi XII", mit der er 1853 in Berlin den medicinischen Doctorgrad erlangte. Indessen kaum begann er ebendort nach bestandenem Staatsexamen seine ärztliche Praxis, als ihn der Antrag, nach Wattenbach's Abgang an den Arbeiten für die Monumenta Germaniae theilzunehmen, dem Zwang einer immerhin ungern ausgeübten Kunst für allezeit enthob. Fast neun Jahre lang, 1854—63, ist er bei der Herausgabe des großen Nationalwerks und zwar als der tüchtigste der damaligen Mitarbeiter beschäftigt gewesen. Rasch und gewandt, wie immer, eignete er sich alle Kenntnisse an, deren es zur Edition mittelalterlicher Geschichtsquellen nach formeller, wie materieller Seite hin bedarf. Bald leuchteten die von ihm besorgten Stücke in Text, Noten und Vorreden durch sauberen Wortlaut, sachkundigen Commentar und gediegene philologische und litterarhistorische Einführung aus ihrer Umgebung hervor. Man begegnet seiner geschickten Hand im 12., 16., 17., 18., 19. und 20. Bande der Scriptores; besonders anzuerkennen sind unter seinen Ausgaben die der elsässischen, baierischen und ober-

italienischen Annalen, um derentwillen er 1858 eine süddeutsche Reise, 1860 eine größere über die Alpen zum Besuch der lombardischen, venetianischen, emilischen und toscanischen Bibliotheken unternahm. In der Bearbeitung jener Elsässer Quellen und des Hermann v. Altaich erblickt man ihn abermals in überlegenem Wetteifer mit dem hochverdienten Böhmer. Von Uebersetzungen wurden ihm nur die Biographien Heinrichs IV. und der Königin Mathilde aufgetragen; auch das Archiv der Gesellschaft enthält von ihm nur eine Abhandlung über die Rosenfelder Annalen, 1858 im 11. Bande, da es gleich darauf für lange Zeit zu erscheinen aufhörte. Seine neue kritische Ausgabe der Annalen von Flavigny und Lausanne verbirgt sich in den Beilagen zu Mommsen's Cassiodor. Nicht leicht zu hoch aber wird man den förderlichen Einfluß anschlagen, den Jaffé's frische Kraft außerdem persönlich auf die Sache der Monumenta überhaupt in jenen Jahren ausgeübt, so lange wenigstens, als er sich mit Pertz, dem unumschränkten Leiter des Ganzen, in freundlichem Einvernehmen befand. Allein dieser vielvermögende Mann, dem J. einst seinen Konrad gewidmet, dessen Lob er noch im Vorwort zu seinen Regesten mit überschwänglichem Danke verkündete, verstand es nicht, sich als Vorgesetzter Vertrauen und Zuneigung des lebhaften, in jeder Empfindung eifrigen, bei seinem Zartgefühl auch leicht verletzbaren Untergebenen zu erhalten. In der schmerzlichen Ueberzeugung, Unbill und Kränkung erlitten zu haben, löste J. endlich entschlossen ein Verhältniß, dessen sachliche Pflichten ihm desto größere Befriedigung gewährt hatten, je mehr sein specifisches Talent sich in ihnen hatte entwickeln und ergehen dürfen. Der peinliche Schritt ward ihm äußerlich dadurch erleichtert, daß ihm kurz zuvor ein ebenso würdiger Beruf nach langem Zögern glücklich eröffnet worden war. Daß er eine Anstellung bei der Direction der Florentiner Archive ausschlug, diente nämlich seinen Gönnern, vor allen Ranke, zur Handhabe, um die bei seiner eigenthümlichen Richtung völlig unangebrachten confessionellen Bedenken zu beseitigen, welche seiner Zulassung zum Lehrfach bisher im Wege gestanden. Als der erste Jude in Preußen ward er 1862 zum außerordentlichen Professor der Geschichte an der Berliner Universität ernannt.

Die vierte und letzte Periode seines wissenschaftlichen Lebens, in die er nun eintrat, wird daher zuvörderst durch seine Thätigkeit als Docent charakterisirt. Vom Herbst 1862 bis an seinen Tod hat er in seinen Vorlesungen 15 Semester über ununterbrochen denselben engen Kreis historischer Hülfswissenschaften durchmessen. Winter und Sommer wechselte lateinische Paläographie mit römischer und mittelalterlicher Chronologie; in den praktischen Uebungen, für die er vortreffliche Schrifttafeln, Urkundendrucke und anderen Apparat anfertigte, wurden außer jenen Disciplinen auch Textkritik, Diplomatik, Quellenkunde u. dgl. m. vorgenommen. Auch für die reizlosesten, wie die wunderlichsten Seiten dieser Studien wußte J. die höchste Theilnahme seiner Schüler zu erregen durch die Schärfe seiner Auffassung und die Lebendigkeit seines Vortrags. Er selbst aber steigerte so durch beständige theoretische Vergegenwärtigung natürlich auch die eigene Virtuosität, die ihm mehr und mehr den Ruf des vornehmsten Sachverständigen in allen Fragen der äußeren Kritik verschaffte. In solchem Sinne genügte bald sein paläographischer Wahrspruch, um der überklug verdächtigten Hrotsuit das verdiente Ansehen der Echtheit wiederzugeben oder äffende Fälschungen, wie das Wiener Schlummerlied (1867 in Haupt's Zeitschrift) und die Pergamente von Arboréa (in den Berliner Monatsberichten von 1870) dem Abscheu oder dem Gelächter zu überantworten. Zumeist indeß beruhte diese seine Autorität doch wiederum auf der großartigen litterarischen Thätigkeit, die er, von seinem akademischen Amte wenig gehemmt, in jenen letzten Jahren rastlos entfaltete. Auch nach seinem Abschied von den Monumenten mochte er der

Quelleneditionen, die ihm während seiner dortigen Dienstzeit fest ans Herz gewachsen war, keineswegs entsagen. Nun erst begann er vielmehr dies Lieblingsgeschäft in voller Freiheit und Selbständigkeit und mit wahrhaft wunderbarer Productivität in eigenem Namen zu betreiben. Schon im Frühjahr 1864 lag der erste Band seiner „Bibliotheca rerum Germanicarum" vollendet vor, dem in einjährigen oder anderthalbjährigen Abständen vier weitere folgten, während ein sechster bei seinem jähen Hingange mit ähnlicher Geschwindigkeit dem Abschluß entgegengeführt war. Er hatte den edlen Ehrgeiz, durch diese höchst individuelle Privatarbeit das monumentale Werk einer durch Generationen fortgepflanzten gelehrten Genossenschaft nach außen zu ergänzen und nach innen zu überholen; in ersterer Hinsicht, wenn man will, noch einmal dem originellen Vorgange Böhmer's getreu, in letzterer mehr als jemals dessen Leistung in Schatten stellend. Denn in dieser Bibliothek erscheinen Jaffé's Gaben wirklich auf ihrer Höhe; hier besonders zeigt er sich nach Dümmler's Ausdruck, der mit Wattenbach zusammen 1873 den posthumen Schlußband herausgab, als größter Künstler in der lichtvollen Behandlung mittelalterlicher Autoren. Die Anlage selbst verräth historischen Geist; der Inhalt jedes Bandes gruppirt sich um eine hervorragende geschichtliche Gestalt, wie Gregor VII., Karl den Großen, Alkuin, oder um eine Hauptstätte kirchlicher, politischer, litterarischer Cultur, wie Corvey, Mainz und Bamberg. Den Kern bilden allemal Briefsammlungen, deren dringend ersehnte kritische Ausgabe durch die Redaction der Monumenta längst versprochen, aber noch nicht angerührt worden war. Daran schließen sich erzählende und berichtende Quellen mannichfacher Art, wie es dem Stoffe angemessen schien, ohne Rücksicht auf frühere Editionen, denn fast überall gab es aus den Handschriften nachzubessern oder durch kritische Operation zu heilen. Einleitungen und Anmerkungen vermitteln eine Fülle real- und litterarhistorischer Erörterung und Aufklärung. Die Pflege des Textes aber läßt den unvollkommenen, oft genug gar unbeholfenen Sätzen und Versen einer barbarischen Latinität dieselbe liebevolle Sorgfalt angedeihen, die man sonst nur classischen, durch Kunst- und Sprachform denkwürdigen Geisteserzeugnissen zuwandte. Man fühlt sich an die Vorzüge etwa der Lachmann'schen Philologie erinnert, mit deren Anhängern, den Haupt, Mommsen, Müllenhoff in der That J. vertrauten Umgang pflog. Auch wo er irrt, geschieht es in ähnlicher Richtung: von Nachlässigkeit oder Gedankenlosigkeit kann nirgends die Rede sein, dagegen, obwol selten, von Ueberspannung der Principien, Uebertreibung der Intelligenz; in Vermuthung und Auslegung entspringt bisweilen dem eigenen geistigen Bedürfniß das Bestreben, das Wirkliche der Ueberlieferung seinem Sträuben zutrotz zum Vernünftigen emporzuheben. Die äußere Ausstattung verbindet Zweckmäßigkeit mit Eleganz; selbst das behende Format bezeichnet einen großen Fortschritt gegen die ungeschlachte Riesengarde der Monumenta. Mit gerechter Liberalität liehen übrigens fremde Bibliotheken und Archive J. ihre handschriftlichen Schätze dar; nur dadurch vermochte er so rasch und zugleich so genau zu arbeiten. In den Ferien aber begab er sich von 1863—69 alljährlich auf eigene Studienreisen, die ihn wiederholt nach Süd- und Westdeutschland, Oesterreich und der Schweiz, Belgien, Frankreich und England führten. Ein Besuch jenseits des Kanals trug ihm 1868 unter anderem die Nebenfrucht der Cambridger Lieder ein, die er im 14. Bande der Haupt'schen Zeitschrift gesondert edirte. Sonst wären außer den erwähnten paläographischen Gutachten an losen Einzelarbeiten aus dieser Periode nur noch zu nennen eine Notiz zur älteren Lebensbeschreibung der Mathilde im 9. und eine Abhandlung zur Chronologie der Bonifazischen Briefe und Synoden im 10. Bande der Forschungen zur deutschen Geschichte; die letztere ein Meisterstück der Polemik, nicht ohne Anflug

von einer freilich schon bitteren Ironie, während J. früher in seinen schlagenden gelehrten Ausführungen ab und zu eine schalkhafte Ader hatte durchblicken lassen, die nur leider zu schwach war, um ihn dem Trübsinn zu entreißen.

Wer Jaffé's Bibliothek las, die uns anmuthet, wie ein Codex aus dem 12. Jahrhundert mit seinen bestimmten, ebenmäßigen, geschmackvollen Schriftzügen, der durfte glauben, eine Leistung von solcher Klarheit und Sicherheit entstamme nothwendig einem reingestimmten Gemüthe. Mit welchem Entsetzen vernahm man da die Kunde, daß J. in den Osterferien 1870, mitten von der Arbeit an seinem Alkuin hinweg, Berlin verlassen und sich im Gasthof zu Wittenberge erschossen habe! Der freiwillige Sturz vom Gipfel seiner Erfolge war so unbegreiflich, daß selbst die erbärmlichsten Erdichtungen des Gerüchtes Glauben fanden, von denen nur eine einzige, welche sich auch in der Presse breit gemacht, wenigstens Abweisung erheischt. Danach sollte sich J. in Reue über seine Taufe verzehrt haben, durch die er 1868, nachdem er von Familienrücksichten entbunden war, zum evangelischen Christenthum übertrat; eine israelitischen Kreisen, in denen sie auftauchte, naheliegende, allein völlig unbegründete Hypothese. Denn J., stockjüdischem Wesen durchaus fremd, war nie gesonnen, wider den Stachel der Geschichte zu löcken, von der er alle seine Gedanken antreiben ließ. Nur soviel ist richtig, daß er, schwermüthig und argwöhnisch, wie er aus anderen Gründen geworden, wol auch eine Mißdeutung jenes Schrittes durch die schnöde Welt für möglich hielt. Obschon er sich längst zuvor als Jude wacker seine Lebensstellung erobert, bat er nun wiederholt um Rücknahme der Gehaltserhöhung, die ihm zufällig gleichzeitig mit jenem Bekenntnißwechsel zutheil geworden, weil er eben einen zweiten ehrenvollen Ruf nach Florenz, auf den paläographischen Lehrstuhl Milanesi's, abgelehnt hatte. Doch schuf ihm diese Sache wenig Unruhe; peinvollere Bilder suchten seine Seele bedrückend heim, wenn sie in ihrer Abgeschiedenheit ausruhte von der Ueberanstrengung ihrer Kräfte. J. stand allein; unvermählt, ohne Behagen füllte er mit seiner einsamen und am Ende doch einförmigen Arbeit im öden Zimmer den Tag aus. Den wohlwollenden Verkehr mit Freunden und Schülern beschränkte er absichtlich fast ganz auf wissenschaftliche Fragen. Furchtsame Einbildungen waren ihm auch früher manchmal aufgestiegen; auf Spaziergängen vor den Thoren italienischer Städte floh er wol die erste beste malerische Figur als vermeinten Banditen. Jetzt versank er, ohne Zweifel auch von physischen Beschwerden geplagt, in den Wahn einer geistigen und moralischen Verfolgung. Nie hatte er das alte Zerwürfniß mit Pertz vergessen. In diesem Manne, mit dem eine Aussöhnung um so unwahrscheinlicher ward, je schneidiger und sieghafter ihm J. in seiner deutschen Bibliothek nun auch auf gelehrtem Felde begegnete, sah er den Feind seines Glücks, den Anfechter seiner Ehre. In krankhaft erhitzter Aufwallung erhob er sich schon im Frühling 1869 gegen ihn zur Abwehr eines albernen Verdachts, dessen Widerlegung jeder, der J. kannte, für unter seiner Würde erachten mochte. Bessere Jahreszeit und zerstreuende Reisen, neue Aufgaben und freundlicher Zuspruch gewannen ihm noch einmal einen Waffenstillstand mit seinen düsteren Vorstellungen ab. Als der Kampf in seinem Inneren dennoch wieder ausbrach, erlag er; ohne zu ermessen — denn wie stark hätte ihn das nicht aufrichten müssen! — welcher Zierde, welcher Hoffnungen sein Untergang die deutsche Geschichtsforschung beraubte.

Nachruf vom Unterzeichneten in der Nationalzeitung, 1870, Nr. 171; vgl. dazu Berichtigung von E. Dümmler, ebenda Nr. 177, sowie ein paar Notizen in der italienischen Uebersetzung jenes Nachrufs von E. Piccolomini, Rivista Europea, III, fasc. 1. — Größerer Nekrolog von O. Lorenz, Zeit=

schrift für die österr. Gymnasien, 1870, Heft 4. — Jugendbriefe von Jaffé, mitgetheilt von S. Löwenfeld, Im neuen Reich 1880, I. S. 451 ff.; dazu die Vorreden seiner Schriften. Alfred Dove.

Jagemann: Christian Joseph J., ein um das Studium der italienischen Sprache und Litteratur in Deutschland sehr verdienter Gelehrter, geb. 1735 in Dingelstedt auf dem Eichsfelde (jetzt in der preußischen Provinz Sachsen, Regb. Erfurt, Kreis Heiligenstadt), gest. am 4. oder 5. Februar 1804 zu Weimar als herzoglicher Rath und Bibliothekar der verwittweten Herzogin Anna Amalia, war von seinen katholischen Eltern gegen seine Neigung für den Mönchsstand bestimmt worden. Als er aber bei der gewohnten Versetzung der Novizen aus dem Augustinerkloster zu Erfurt nach Constanz gebracht wurde, entzog er sich dem Klostergelübde, welches er, nachdem er das 18. Jahr vollendet hatte, ablegen sollte, durch die Flucht. Nach einer mühseligen Wanderschaft kam er über Hamburg nach Dänemark, wo er zwei Großonkel aufsuchte, die ihm eine Hauslehrerstelle in einem adeligen Hause verschafften. Aus Liebe zu Eltern und Vaterland kehrte er nach zwei Jahren zu seinen Eltern zurück, söhnte sich mit ihnen aus und machte dann auf ihren Wunsch eine Pilgerfahrt nach Rom, um von dem Papst Dispensation zu erlangen. In Rom erhielt er nach langem Harren den Befehl, in dem Kloster Santo Spirito zu Florenz die Entscheidung abzuwarten, und erst nach mehreren Jahren wurde ihm seine Bitte gewährt. A. M. Bandini, der in seinem Catalogus cod. graec. Bibliothecae Mediceae Laurentianae, Tom. I, Florentiae 1764, p. 279, eine Homilie des Johannes Chrysostomus mit einer von J. verfertigten lateinischen Uebersetzung mittheilt, bezeichnet ihn als „F. Gaudiosus Iagemann Augustinianae Familiae Lector“. Meusel, Gelehrtes Teutschland, Bd. 3, S. 504, sagt, er sei Regent der Studien beim Augustinerorden gewesen. Als Weltgeistlicher und Beichtvater der Deutschen blieb er in Florenz, wo er auch Mitglied der Akademie wurde, bis ihn endlich eine fehlgeschlagene Hoffnung in das Vaterland zurücktrieb. Dort ernannte ihn der Kurfürst von Mainz Joseph Emmerich zum Director des neuorganisirten katholischen sog. Emmericianischen Gymnasiums zu Erfurt, das am 5. Januar 1774 feierlich eröffnet wurde (s. C. Beyer, Neue Chronik von Erfurt, S. 170). Nach dem in demselben Jahre erfolgten Tode des Kurfürsten (11. Juni) verlor er die Stelle und begab sich nach Weimar, wo er am 25. Aug. 1775 zum Bibliothekar bei der Privatbibliothek der Herzogin Regentin und am 18. Nov. 1785 zum Rath ernannt wurde. In Weimar wurde er, wahrscheinlich bald nach seiner Uebersiedelung, Protestant. — Von Jagemann's Schriften (s. Meusel's Gelehrtes Teutschland, Bd. 3 und 10) seien folgende genannt: „Antologia poetica italiana“ (2 Bde., 1776—77), „Geschichte der freien Künste und Wissenschaften in Italien“ (5 Bde., 1777—81), welche bis 1500 reicht und eine freie Bearbeitung von Tiraboschi's „Storia della letteratura italiana“ ist, „Briefe über Italien“ (3 Bde., 1778—85), „Magazin der italienischen Litteratur und Künste“ (8 Bde., 1780—85), — darin auch eine Uebersetzung der ganzen Hölle Dante's in fünffüßigen reimlosen Jamben, aber ohne alle strophische Gliederung —, „Italienische Sprachlehre“ (1792, 2. Ausgabe 1801), „Anfangsgründe von dem Bau und der Bildung der Wörter der italienischen Sprache“ (1801), „Dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano“ (4 Bde., 1803). Noch sei bemerkt, daß er zwei und ein halbes Jahr lang ein politisch-litterarisches Wochenblatt in italienischer Sprache unter dem Titel „Gazzetta di Weimar“ (1787—89) herausgegeben und daß er von Goethe's „Hermann und Dorothea“ eine italienische Uebersetzung in versi sciolti veröffentlicht hat. Sein von Lips gezeichnetes und gestochenes Porträt findet sich vor dem 1. Bd. des Dizionario.

Vgl. den Nekrolog im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgem. Litteratur-Zeitung 1804, Nr. 42, der wie W. Freih. von Biedermann in seiner Ausgabe von Goethe's Briefen an Eichstädt S. 248 mittheilt, von F. H. von Einsiedel verfaßt ist. R. Köhler.

Jagemann: Henriette Karoline Friederike J., nachmals Frau v. Heygendorf, ausgezeichnete Schauspielerin und Sängerin, geb. am 25. Januar 1777 zu Weimar, † am 10. Juli 1848 zu Dresden, war eine Tochter des Bibliothekars Jagemann. Von der Herzogin Anna Amalia wurde sie wegen ihres sich früh kundgebenden Talents für Musik, Gesang und Darstellung nach Mannheim geschickt, um sich dort unter Iffland und Beck auszubilden. Mit Iffland verließ sie Mannheim und kehrte nach Weimar zurück, wo sie am 8. Februar 1797 als Oberon in der gleichnamigen Oper von Wranitzky debütirte und bald eine der größten Zierden des Theaters wurde. Nach dem einstimmenden Urtheil der Zeitgenossen war sie eine der schönsten und begabtesten Künstlerinnen Deutschlands, ebenso ausgezeichnet in der Oper wie im Trauerspiel, im Schauspiel und im Lustspiel. Herzog Karl August, dessen Geliebte sie wurde, erhob sie in den Adelstand als Frau v. Heygendorf und belehnte sie mit dem Rittergute Heygendorf, sie blieb aber bis zu seinem Tode Mitglied des weimarischen Theaters. Leider fällt ihr vorzüglich Goethe's bedauerlicher Rücktritt von der Leitung des weimarischen Theaters (1817) zur Last. Sofort nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Tode Karl Augusts (Juni 1828) verließ sie Weimar und lebte nun abwechselnd in Mannheim, Berlin und Dresden.

Vgl. E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar, Bd. II S. 169 ff. A. Stahr, Weimar u. Jena, 2. verm. Aufl., Bd. I S. 230 ff.

R. Köhler.

Jagemann: Dr. Johann J. zu Hardegsen und Göttingen, braunschweigischer Staatsmann, geb. am 27. November 1552 in Heiligenstadt auf dem Eichsfeld, † am 7. Januar 1604 auf seinem Rittergut Wernrode in der Grafschaft Honstein, hatte nach juristischen Studien (namentlich bei Cujacius) eine Professur in Helmstädt erhalten, trat aber bald darauf als Vicekanzler in die nähere dienstliche Umgebung des Herzogs Julius von Wolfenbüttel, welcher wie auch dessen Nachfolger Heinrich Julius ihm die Leitung der Regierung ihres Landes überließen. Nachdem er 1584/5 den Anfall der calenbergischen Lande an die wolfenbütteler Linie geregelt hatte, ward er zum Kanzler und Geheimrath ernannt. Seine Thätigkeit fällt in die Zeit, in welcher die deutschen Fürsten infolge der Reception des römischen Rechts die fremdländischen Grundsätze vom Principat in ihren Gebieten zur Geltung bringen wollten. Während J. daher auf der einen Seite durch kaiserliche Verleihung des Adels und durch Güterschenkungen von seinen Herzogen ausgezeichnet und belohnt wurde, so hatte er anderer Seits die schwersten ständischen Kämpfe mit der Stadt Braunschweig und mit der Ritterschaft des Landes zu bestehen, welche sich den herzoglichen Forderungen nicht fügen wollten.

Joannis Caselii ad J. Letznerum de nobilitate libellus, Helmstädt 1600, S. 42 ff. — Desselben Ad Principes, Nobiles etc. Epistolae, Hannover 1718, S. 350—401, Brief 1—14. — Rehtmaier, Braunschweigische Chronik, S. 1078. 1098. 1108/9. 1114/8. 1132. 1145/9. — Spittler, Geschichte Hannovers Th 1, S. 295. 329. 342/9. — Havemann's Braunschweigische Geschichte S. 429—433. — Schmidt, Dr. Joh. Jagemann, Wolfenbüttel 1867. — Göttinger gelehrte Anzeigen 1867, S. 1758 ff.

v. Jagemann.

Jagemann: Ludwig Hugo Franz v. J., Rechtsgelehrter, geb. am 13. Juni 1805 in Gerlachsheim, † am 11. Juli 1853 zu Karlsruhe in Baden, erhielt

seine Schulbildung in Mannheim, wo sein Vater als Hofgerichtspräsident fungirte. Obwol besonderes Talent den Knaben schon zur Malerei hinzog, widmete er sich dem väterlichen Wunsch gemäß bei Eintritt der Entscheidungszeit der Jurisprudenz und bezog die Hochschulen Heidelberg und Göttingen. Nach rühmlich bestandener Prüfung trat er zuerst in den standesherrlichen Dienst in Wertheim, ging aber bald in den badischen Staatsdienst über, in welchem er nach Bekleidung verschiedener Aemter in Verwaltung, Rechtsprechung und Staatsanwaltschaft im J. 1843 zum Justizministerialrath befördert wurde. Diese Stellung hatte er mit Ausnahme eines kürzeren zeitlichen Zwischenraums, in welchem er als Generalauditor beschäftigt war, bis zu seinem Tode inne. — Werkthätiges Wohlwollen verlieh ihm auf die Heranbildung jüngerer Fachgenossen besonderen Einfluß. Der reiche Schatz seines allgemeinen Wissens machte ihn zum Mittelpunkt kunstliebender Kreise und führte ihn zum belletristischen Schaffen hin; insbesondere bietet von seinen Arbeiten letzterer Gattung eine Skizze seiner Reiseeindrücke aus Deutschland und Oesterreich, welche 1846 in 2 Bänden unter dem Titel „Deutsche Männer und deutsche Städte, nebst Betrachtungen über Kunst, Leben und Wissenschaft" erschien, interessante, damals zeitgenössische Bilder dar. Allein seine eigentliche Bedeutung besteht in der Förderung, welche er theoretisch und praktisch als Schriftsteller und Beamter der Pflege des Strafrechts, des Gefängnißwesens und des Civil- und Strafprocesses angedeihen ließ. Während in der ersten Periode des 19. Jahrhunderts Deutschland noch unter dem Banne des schriftlichen und geheimen Verfahrens stand und die Richter in der Regel ohne unmittelbaren Verkehr mit den Parteien und den Angeklagten ihre Sprüche gaben, während damals der Strafvollzug in keiner Weise höheren Strafzwecken entsprach und das materielle Criminalrecht sich als ein der Willkür Thür und Thor öffnender usus modernus der Peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karl V. darstellte, so erscholl bald der Ruf nach einer eingehenden Reform, welche auch um die Mitte des Jahrhunderts in den bedeutenderen Staaten erfolgte. Dieser Reform zu dienen, auf die Verbesserung des Verfahrens und auf die Herstellung verständlicher Strafgesetzbücher mit nationaler Rechtsgrundlage hinzuwirken, das war Jagemann's vornehmstes Ziel. dem er sein Schaffen zuwendete. In einer im J. 1831 erschienenen Schrift stellte er zunächst „die Anforderungen der Zeit an den Stand der Civilrichter" fest. Sodann gab er 1838 sein „Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde" heraus, in welchem erstmals die Kunst des Inquirirens wissenschaftlich behandelt worden ist; allerdings steht dasselbe gänzlich auf dem Boden des Inquisitionsprocesses, während der moderne Anklageproceß bereits nach wenigen Jahren in Sicht kam; allein auch in diesem Lehrgebäude finden sich zur Beseitigung richterlicher Mißbräuche und der Inhumanität viele Fingerzeige. Deutlicher tritt der Gedanke einer gründlichen Läuterung des Processes bereits bei der Gründung der „Zeitschrift für deutsches Strafverfahren" (1840) hervor, welche von ihm gemeinsam mit dem Hofgerichtsrath Fr. Nöllner in Gießen und dem später hinzutretenden Stadtgerichtsdirector J. D. H. Temme in Tilsit geleitet wurde und unter ihren Mitarbeitern die berühmtesten Criminalisten jener Zeit zählte. Nachdem sie im J. 1847 hatte eingehen müssen, rief J. bereits im J. 1849 den bei Ferdinand Enke in Erlangen verlegten „Gerichtssaal" als eine „Zeitschrift für volksthümliches Recht" ins Leben, welche in einer den heutigen Bedürfnissen entsprechenden veränderten Gestalt jetzt noch besteht. In beiden Zeitschriften finden sich viele Abhandlungen Jagemann's und in dem Prospect der letzteren stellte er die leitende Grundidee auf: ein volksthümliches Strafrecht müsse geschaffen, die Federherrschaft im Verfahren ausgerottet und das lebendige Wort zur Herrschaft gebracht werden, — man müsse die Oeffentlichkeit der Ver-

handlungen einführen und die Laien in die Rechtsprechung mit eintreten lassen. Ein wesentlicher Zweck des Gerichtssaals war es auch, die neuentstehende Gesetzgebung im Verfahren unter Darstellung ihrer ausländischen Vorbilder zu erläutern und den Gerichtspersonen zur Erleichterung des Uebergangs den neuen Weg mit kundiger Hand zu weisen. — Zudem bethätigte J. diese Bestrebungen in besonders eingehendem Maße bei Einführung der neuen Criminalgesetze in Baden; er betheiligte sich nämlich als Regierungscommissär bei der parlamentarischen Behandlung (des nachher auch von ihm annotirten) Strafgesetzbuchs von 1845 bzw. 1851 und gab gemeinsam mit seinem Freunde, dem noch lebenden Geheimrath Brauer „Beiträge zur Erläuterung der neuen Strafgesetzgebung“ heraus, welche durch specielle Erläuterung ausgewählter Materien zum Verständniß des neuen Strafrechts und Strafverfahrens dienlich waren. Eben diesem Freunde fiel auch als eine von J. hinterlassene Aufgabe die Vollendung des „Criminallexikons“ zu, welches in gedrängter Form aber mit eingehenden Nachweisungen der Litteratur, den criminalistischen Stoff umfaßte und nur zum Theil von ihm selbst herausgegeben oder fertig gestellt war, als ihn der Tod ereilte. — Auch in anderen Beziehungen als den bereits bezeichneten lenkte die Berufsthätigkeit J. auf die besondere Pflege einzelner Theile des Strafrechts hin. So erwuchs aus seiner Beschäftigung als Chef der Militärjustiz die von Humanität durchdrungene Schrift „Die Militärstrafen im Lichte der Zeit“. Die obere Leitung der Strafanstalten und die Einführung des Pönitentiärsystems in dem als deutscher Musteranstalt bestehenden Zuchthause zu Bruchsal und seine damit zusammenhängenden Reisen nach Frankreich, Belgien und England zur Erforschung des dortigen Strafvollzugs ergaben ihm eine reiche Summe specieller Kenntnisse und Erfahrungen, die er in seiner Schrift „Rechtsbegründung und Verwirklichung der Einzelhaft in Strafgefängnissen“ verbreitete. Der Pflege der gerichtlichen Medicin und ihrer Staatseinrichtungen widmete er besondere Aufmerksamkeit. — Sein arbeitsreiches Leben war durch eine reiche Reihe von Anerkennungen geziert; unter diesen erfreute ihn besonders das im J. 1838 schon verliehene Ehrendoctorat von der juristischen Facultät in Heidelberg, mit deren berühmten Lehrern Mittermaier, Roßhirt, Thibaut und Zachariä er in vertrauter Verbindung stand.

Karlsruher Zeitung 1853, Nr. 166. Gerichtssaal 1853, II, S. 244 ff. v. Weech, Badische Biographien (Heidelberg 1875) Bd. 1. S. 421/2.

v. Jagemann.

Jagenteufel: Nikolaus J., lutherischer Schulmann und Theolog des 16. Jahrhunderts, geb. c. 1520 zu Königsberg in Preußen, † 1583 in Weimar, — Von seinen früheren Lebensschicksalen ist Nichts bekannt. 1550 ist er Archipaedagogus in Königsberg, 1552 Professor der Dialektik an der dortigen Universität, 1553 zugleich Professor der Mathematik, 1560 Pfarrer zu Löbenicht und Mitglied des Consistorii. Nach der Katastrophe der Osiandristen 1567 verließ er Königsberg und ging nach Wittenberg, wurde Ephorus der Inspection Annaberg in Kursachsen, 1575 Superintendent in Meißen, nahm 1576 Theil am Lichtenberger Convent, wo er den Anträgen Selnekker's auf Herstellung einer Concordie und Berufung J. Andreä's zustimmt, war 1576 beim Torgauer Convent und der Abfassung des Torgauer Buchs, 1577 bei der Einführung der Concordienformel in Kursachsen thätig, wird bei der Reorganisation der thüringischen Kirchen als Hofprediger und Generalsuperintendent nach Weimar berufen und stirbt daselbst 1583.

S. Arnold, Hist. der Königsb. Universität I, 38; II, 374. 80. Unsch. Nachr. 1710. 15; Jöcher.

Wagenmann.

Jäger: Anton Alderik von J., geb. zu Innichen im Pusterthal (Tirol) am 31. Jan. 1746, † zu Bozen im Aug. 1819, leistete am 21. Mai 1766 Profeß im Prämonstratenserstift Wilten bei Innsbruck, wurde 1770 hier Dr. phil. und theol., später Professor der Dogmatik, 1800 Pfarrer in Lienz. Wegen einer beim Einzuge der Franzosen gehaltenen patriotischen Rede bedroht flüchtete er nach Virgen zu dem Pfarrer Johann Damascen Sigmund, wurde nebst diesem und dessen Kaplan Martin Unterkircher gefangen genommen; diese beiden wurden am 2. Febr. 1810 erschossen, er selbst zu Bozen eingesperrt, jedoch bald entlassen, kehrte nach Lienz zurück, ward Landdechant, geistlicher Rath, 1811 bischöflicher Vicar des baierischen Antheils der Diöcese Brixen, 1815 infulirter Propst von Bozen. Er schrieb die in Innsbruck erschienene „Diss. de jure territorii praesulum ecclesiasticorum (ohne Jahreszahl).

Felder, Gel. Lex. III. 241. v. Schulte, Gesch. d. Quellen u. Lit. d. can. R. III. 281.

v. Schulte.

Jäger: Franz Anton J., fränkischer Historiker. Geb. am 26. Aug. 1765 zu Kissingen, † am 15. Dec. 1835. Zur Theologie bestimmt, machte er seine gelehrten Studien in Würzburg; am 26. Novbr. 1779 erscheint er hier zuerst in dem Universitätsmatrikelbuch. Priester geworden, läßt er sich seit 1808 als Pfarrer in Markt-Bibart (im heutigen Mittelfranken) nachweisen und erscheint, wie anzunehmen ist, nach einem dazwischen liegenden Aufenhalte in Ochsenfurt, zuletzt als Pfarrer in Pföring an der Donau, unweit Ingolstadt, also in einem anderen Sprengel, in welchen er aus nicht nachzuweisenden Gründen ausgewandert ist. J. war als Arbeiter auf dem Gebiete der fränkischen Geschichte sehr fleißig und sind von ihm, neben verschiedenen kleineren Abhandlungen, namentlich zwei größere Werke hervorzuheben: einmal seine „Briefe über die hohe Rhön Frankens in geographisch-physischer und historischer Hinsicht" (3 Thle., Arnstadt und Rudolstadt 1803) und seine „Geschichte Frankenlandes", die in 3 Bdchn. 1806 bis 1808 zu Rudolstadt erschien und nicht weit über die staufische Zeit hinausreicht; dagegen existirt handschriftlich eine Fortsetzung, die sich bis in das 15. Jahrhundert erstreckt. Auch anderes, darunter eine Geschichte des Bauernkrieges in Franken, ist ungedruckt geblieben. Die „Briefe über die hohe Rhön" wie die „Geschichte Frankenlandes" waren für ihre Zeit durchaus nicht ohne Werth, und wußte J. recht gut, welche Ansprüche ein geschichtliches Werk der Art zu erfüllen habe, wenn er selbst auch nur unvollkommen ihnen gerecht zu werden vermochte. Der 3. Theil seiner fränkischen Geschichte zeichnet sich zugleich durch einen Anhang einer ziemlich großen Anzahl von Urkunden aus, die auf diesem Wege, wenn auch in sehr mangelhaftem Texte, zum ersten Male der Forschung zugänglich gemacht worden sind.

Wegele.

Jaeger: Georg Friedrich von J., Forstmann, geb. den 6. October 1766 auf dem herzogl. Jagdschlosse Favorite bei Ludwigsburg (Württemberg), † den 24. Juni 1840 zu Stuttgart. Er entstammt einer einfachen bürgerlichen Familie (sein Vater Johann Jakob war herzogl. Kammerhusar und Jagdlakai) und besuchte zunächst bis zu seinem 16. Lebensjahr die lateinische Schule zu Ludwigsburg. Von 1782—1786 studirte er die Forstwissenschaft und einschlägigen Hülfsfächer auf der hohen Carlsschule zu Stuttgart unter Stahl und August von Hartmann. Eine ganze Reihe vortrefflicher Forstwirthe (Zeitter, Reitter, von Seutter, Graf Sponeck, Banger ꝛc.) hat ja dieser Anstalt ihre Ausbildung zu verdanken. Nach Absolvirung seiner Studien begab sich J. zunächst in den württembergischen Schwarzwald, um sich unter der Leitung des Oberforstmeisters v. Weikershausen zu Freudenstadt praktisch auszubilden. Von hier aus meldete er sich zu einer in Freiburg im Breisgau zum Zwecke der Be-

setzung der Stelle eines Professors der Forstwissenschaft ausgeschriebenen Concursprüfung. Diese bestand er zwar mit bestem Erfolg, wurde aber noch zu jung für die betreffende Stelle befunden und mit Versprechungen auf künftige Anstellung in österreichischen Diensten getröstet. Dies veranlaßte ihn, sich seinem Landesfürsten und Wohlthäter Herzog Karl zur Verfügung zu stellen, welcher ihn schon am 11. Novbr. 1787 zum Lehrer der Naturgeschichte bei der herzogl. Jägergarde zu Hohenheim ernannte. In dieser Stellung docirte er hauptsächlich Zoologie bis zum 1. April 1789. Auf sein Nachsuchen wurde er am 28. Juni 1790 provisorisch als Hülfsarbeiter beim herzoglichen Kirchenrath und zwar für die in dessen Waldungen gerade vorliegenden Betriebsregulirungsgeschäfte angestellt. Noch vor deren Beginn wurde ihm aber Urlaub und eine namhafte Geldunterstützung zur Ausführung einer größeren forstlichen Reise zu Theil (16. August 1790 bis 18. Mai 1792). Er besuchte die Pfalz, Hessen-Darmstadt, Frankfurt a. M. und die umliegenden Waldungen, Thüringen, Hannover, insbesondere den Harz, Brandenburg, die schlesischen Forste, das Riesengebirge, Erzgebirge ꝛc. und nahm seinen Rückweg über Bayreuth, Anspach, Nürnberg, Augsburg und Ulm. Diese ausgedehnte und lehrreiche Reise durch die interessantesten Waldgebiete Deutschlands schuf ihm eine tüchtige praktische Grundlage für sein ganzes späteres Wirken und verschaffte ihm die persönliche Bekanntschaft der bedeutendsten Forstmänner der damaligen Zeit, mit welchen er noch auf Jahre hinaus in brieflichem Verkehr verbunden blieb. Nach seiner Rückkehr wurde er (am 8. Juni 1792) herzogl. Forstcommissär in Stuttgart und erhielt als solcher in Gemeinschaft mit seinem Schwager Reitter, welchem er überhaupt vielfache Anregung und Belehrung auf forstlichem Gebiete verdankte, die Cultur- und Betriebsregulirungsarbeiten bei der kirchenräthlichen Forstverwaltung übertragen. Diese Geschäfte führten ihn nach und nach in die verschiedensten Gegenden des Landes, wodurch er natürlich die heimathlichen Forste sehr genau kennen lernte. Am 19. August 1795 rückte er, unter Beibehaltung seiner seitherigen Funktionen, zum wirklichen Forstrath auf. Am 17. März 1806, bei Gelegenheit der neuen Dienstorganisation, wurde er Forstrath mit Sitz und Stimme in der königlichen Forstdirection; am 12. Februar 1811 erhielt er, an Stelle seines kurz zuvor verstorbenen Schwagers Reitter, die Forstreferentenstelle bei der königlichen Hof- und Domainenkammer und schon wenige Monate später (8. Juni) wurde er zum Oberforstrath ernannt. Als im December 1817 die Section der Kronforste in ein Forstrathscollegium umgewandelt und diesem der Freiherr von Seutter als Director vorgesetzt wurde, erhielt er die Stelle als erster votirender Rath dieses Collegiums. Nach von Seutter's Versetzung (1. Juli 1824) wurde J. Dirigent dieses Collegiums. Nicht lange bekleidete er aber diesen Posten, indem der Forstrath schon einige Jahre später aufgelöst wurde. Nachdem dies geschehen, wurde J. am 8. Octbr. 1827 dem königl. Finanzministerium zugetheilt, wo er noch lange zum Segen der vaterländischen Forstwirthschaft wirkte. Seine Pensionirung erfolgte erst nach 53jähriger unter 5 Regenten verbrachter Dienstzeit am 9. März 1840. Doch war er eigentlich noch bis zu seinem schon wenige Monate später erfolgten Tode dienstlich beschäftigt. J. repräsentirt uns das Muster eines jener pflichteifrigen, streng rechtlichen und uneigennützigen Beamten, wie sie der moderne Staat als Säulen für sein Bestehen unumgänglich bedarf. Mit großer Tüchtigkeit paarte sich zugleich — was nicht immer der Fall ist — ein höchst bescheidenes Wesen und eine Herz gewinnende Freundlichkeit. Seine Thätigkeit erstreckte sich auf fast alle Zweige des Forstwesens, vorwiegend auf Forsteinrichtung und Kartirung. Daneben war er zeitweise Mitglied der verschiedensten Commissionen, welchen besondere Geschäfte zur Erledigung überwiesen waren. Außerdem kam er auch in seinen späteren dienstlichen Stellungen wieder-

holt in die Lage, forstlichen Unterricht ertheilen zu müssen, so z. B. im Jahre 1816. Als ein ganz besonderes Verdienst muß ihm angerechnet werden, daß er sich den auf Abänderung des seitherigen Bewirthschaftungssystemes und Einführung der Niederwaldwirthschaft in den Waldungen des Staates und der Korporationen gerichteten Vorschlägen des Directors von Seutter durch Vorlage eines umfassenden Promemoria widersetzte und hierdurch die Durchführung jener Vorschläge vereitelte. J. erhielt in seinem langen dienstlichen Wirken verschiedene Ehren und Auszeichnungen. 1808 den Civilverdienstorden, 1830 den Orden der württembergischen Krone. 1812 übersendete ihm die herzogl. sachsen-gothaische und meiningensche Societät der Forst- und Jagdkunde ihr Diplom. 1818 wurde er zum ordentlichen Mitglied der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins ernannt, 1837 zum Mitglied der kaiserl. russischen Gesellschaft zur Beförderung der Waldwirthschaft rc. Eigene Schriften gab J. nicht heraus, doch betheiligte er sich mehrfach mit an den schriftstellerischen Arbeiten Reitter's, namentlich an dem „Journal für das Forst- und Jagdwesen" (1790—1799) und an dessen „Abbildungen der 100 deutschen wilden Holzarten nach dem Nummerverzeichniß im Forsthandbuch des Herrn von Burgsdorf" (1797—1803).

Journal für das Forst- und Jagdwesen I. 2. Heft, 1791, S. 145. Schwäbischer Merkur vom 10. Juli 1840. Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 1840, S. 365. Gwinner, Forstliche Mittheilungen III, 9. Heft, 1843, S. 3. Monatschrift für das württembergische Forstwesen VI. S. 78. Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums rc. II. S. 172. R. Heß.

Jaeger: Dr. Georg Friedrich v. J., württembergischer Obermedicinalrath, bekannt als Geognost hauptsächlich durch seine paläontologischen Arbeiten. J., geb. am 25. Decbr. 1785 zu Stuttgart, war der Sohn des Professors der Medicin, späteren Leibarztes Dr. Christ. Friedr. J., der sich auch mit naturwissenschaftlichen Studien befaßte, und jüngerer Bruder des als Naturforscher nicht unberühmten Obermedicinalrathes Dr. Karl Christoph J. Seine Jugendbildung erhielt er in seiner Vaterstadt. Später besuchte J. behufs des Studiums der Medicin die Universität Tübingen (1803—1307) und promovirte mit der Inauguraldissertation „De effect. arsenici albi in varios organismos", 1808. Zu seiner weiteren Ausbildung begab sich J. alsdann auf Reisen, besuchte Göttingen und Paris, wo er namentlich an Cuvier durch seinen Vater, welcher mit dem berühmten Anatomen in Folge seiner Beschäftigung mit der Untersuchung fossiler Knochen vielfach verkehrt hatte, gut empfohlen und von diesem freundlich unterstützt in den naturwissenschaftlichen Sammlungen ausgiebige Studien machte. Von Paris aus bereiste er das südliche Frankreich, die Schweiz, und kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, um sich der ärztlichen Praxis zu widmen. Nebenbei fuhr er emsig fort, sich mit Naturwissenschaft zu beschäftigen. 1817 trat er hier als Nachfolger seines obengenannten älteren Bruders die Stelle eines Inspectors an dem Naturaliencabinete, dessen Verwaltung auch schon sein Vater geführt hatte, an und wurde 1822 zugleich auch Professor der Chemie und Naturwissenschaft am oberen Gymnasium in Stuttgart. In dieser Stellung betrieb J. besonders fleißig geognostische Studien. Bereits 1811 war ein kleines Buch von ihm erschienen: „Anleitung zur Gebirgskunde", dessen Brauchbarkeit daraus hervorgeht, daß es rasch zwei neue Auflagen 1815 und 1816 erlebte, wobei es den Titel „Das Wissenswürdigste aus der Gebirgskunde" annahm. Von 1821 an folgten rasch aufeinander mehrere geschätzte Abhandlungen über paläontologische Gegenstände, zuerst über: „Fossile Knochen, welche bei Stuttgart und Cannstatt gefunden worden waren", dann 1854: „De Ichthyosauri seu Protosauri speciminibus prope Boll in Wirtembergia repertis". Besonders bemerkenswerth ist die Schrift, in welcher J. 1827 die schönen Pflanzenreste aus

dem Schilfsandstein von Stuttgart vortrefflich beschrieb und abbildete. Zahlreiche andere Aufsätze handeln über die in Württemberg gefundenen Knochenreste von Säugethieren und Sauriern. Mit Vorliebe befaßte sich J. mit den Mißbildungen bei Pflanzen, Thieren und Menschen. Eine Schrift über die Mißbildungen der Gewächse brachte ihn in nähere Berührung mit Goethe, der sich damals mit der Metamorphose der Pflanzen beschäftigte. Auch auf dem Gebiete der Medicin und pathologischen Anatomie war J. schriftstellerisch thätig. Im medicinischen Fache fortarbeitend wurde er 1834 zuerst außerordentliches, dann 1836 ordentliches Mitglied des Medicinalcollegiums und erhielt 1841 den Titel eines Obermedicinalrathes. Seit 1842 war er von seiner Lehrthätigkeit zurückgetreten. Aus dieser Zeit stammt eine fleißige geognostische Arbeit: „Beobachtungen und Untersuchungen über die regelmäßigen Formen der Gebirgsarten", 1846. Daran reihen sich als bemerkenswerth die Publicationen: „Ueber die Fortpflanzungsweise des Ichthyosaurus" (Münchener Gelehrt. Anzeig. 1852) und „Ueber einige fossile Zähne und Knochen von Säugethieren aus dem Diluvium von Langenbrunn und aus dem Bohnerz" (Das. 1856). Aus späteren Jahren sind unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen als die wichtigeren hervorzuheben: „Ueber eine neue Specis von Ichthyosaurus" (Nov. act. Ac. Car. Leop. Bd. 25); „Bemerkungen über die Veränderung der Zähne von Säugethieren im Verlauf ihrer Entwicklung"; „Ueber fossile Pflanzen im Keuper und deren lebende Analogien in Chili"; „Bemerkungen über Sumpfschildkröten im fossilen Zustande"; „Bemerkungen über die Organisation des Gavialis gemgeticus" ꝛc. J. stand durch eine ausgedehnte Correspondenz mit den weitesten wissenschaftlichen Kreisen in Verbindung und konnte sich der Mitgliedschaft von 35 gelehrten Gesellschaften, so namentlich der Akademie der Wissenschaften in München, der Acad. royale de Médecine in Paris, der Akad. zu Catania ꝛc. rühmen. Auch bekleidete er die Würde eines Adjunctus bei der Academia Car. Leop. nat. curios. Seine vielfachen Verdienste um die Paläontologie wurden dadurch anerkannt, daß zahlreiche Arten von Versteinerungen ihm zu Ehren genannt wurden; eine südamerikanische Pflanzengattung aus der Gruppe der Synanthaceen wurde von Kunth mit der Bezeichnung Jaegeria beehrt, um ihm auch in dieser Richtung die Anerkennung der Wissenschaft auszusprechen. 1850 ertheilte ihm sein König den Orden der württembergischen Krone; auch wurde er mit dem Ritterkreuz des baierischen Ordens vom heil. Michael ausgezeichnet. J. starb in hohem Alter am 10. Septbr. 1867 zu Stuttgart. Ein vollständiges Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften findet sich im 20. Band der Jahreshefte des Vereins für vaterl. Naturkunde in Württemberg S. 315.

Nekrolog in Württemb. naturw. Jahreshefte, Bd. 23. S. 31.

Gümbel.

Jäger: Gustav J., Historienmaler, geb. am 12. Juli 1808 in Leipzig, Sohn eines Färbermeisters, lernte erst in seiner Vaterstadt, dann an der Akademie zu Dresden, ging 1832 (mit dem Landschaftsmaler B. Stange) nach München zu Jul. Schnorr, wo er sich überraschend schnell entwickelte; 1836 bis 1837 weilte er in Rom, stand dann als Gehülfe an Schnorr's Seite bei den Fresken in der neuen Residenz. Im Saale Karls des Großen malte J. die kleinen Bilder: „Karl verjagt die Langobarden aus Deutschland"; die „Einnahme von Saragossa durch Roland"; „Schlacht gegen die Hunnen" und „Karls Tod zu Aachen"; dann die großen Bilder: „Karl erobert Pavia"; das „Concil zu Frankfurt" (mit R. Palme) und „Karls Kaiserkrönung zu Rom". Im Saal des Barbarossa malte er nach Schnorr's Cartons: „Friedrich als deutscher Kaiser ausgerufen" (mit Schnorr); „Friedrichs Einzug in Mailand"; der „Friede mit Alexander III. zu Venedig" und des „Rothbart Tod bei Se=

leucia". Von 1846—48 verlieh J. dem Herderzimmer im großherzoglichen Schlosse zu Weimar seinen künstlerischen Schmuck, wo er, trotz des beschränkten Raumes doch eine treffliche Charakteristik der litterarischen Thätigkeit Herder's nach Griechenland und dem Orient, nach Dichtkunst und Geschichte Sage und Legende, Theologie und Humanität zu geben wußte. Neben die griechische Athene und den ägyptischen Harpokrates malte er den „Stern des Paradieses" und „Homer, den Günstling der Zeit". Neben Poesie und Geschichte (gestochen von C. Geyer) setzte J. zwei Bilder aus dem Cid; neben Sage und Legende „Die Fremdlinge" und das Bild der Andacht; neben Theologie und Humanität den „Barmherzigen Samariter" und die „Transfiguration". Der Eindruck, den diese Gemälde machen, ist durchaus edel und wohlthuend; sie entsprechen (nach Förster's Urtheil) ganz dem klaren, milden, allem äußerlichen Schein abholden, in Empfindung und Ausdruck wahrhaftigen Geiste Herder's: „Große Einfachheit der Composition zeichnet sie aus, klare und geschlossene Anordnung, Schönheit der Formen und in den Bewegungen ein sehr gehaltenes Maß. Die Färbung ist licht und leicht und harmonisch, ohne stark wirkende Farben und Gegensätze, ohne Manier, aber auch ohne die Absicht der Nachahmung". Jäger's Anschluß an seinen Lehrer war überhaupt nicht so eng, wie bei den übrigen Schülern Schnorr's. Inzwischen wurde J. 1847 als Director der Akademie nach Leipzig berufen, kam aber 1850 noch einmal nach München zur Vollendung der Fresken im vierten Saal der Nibelungen. Von J. sind auch die Fresken in den Kirchen zu Schönefeld und Klein-Pötschau bei Leipzig und in Teichmann's Aula. Zu seinen besten Oelbildern gehören die „Grablegung Mosis" (gestochen von Th. Langer); ein „Hiob" (gestochen von E. Stölzel) 1833; „Moses im Gebet während der Schlacht gegen die Amalekiter" (1835); eine „Grablegung Christi" (im Museum zu Leipzig); die „Fußwaschung der Sünderin" (1859); eine „Beschneidung Johannes" (gest. von Thäter) &c. Auch im Gebiete der Lithographie versuchte er sich, z. B. die „Bekehrung des Kämmerers aus Mohrenland" (erfunden und gezeichnet 1836 in München) und lieferte viele Holzschnittzeichnungen zur Cotta'schen Bibel. Der hochverdiente Mann starb am 19. April 1871 zu Leipzig.

Vgl. Raczynski, Gesch. der Kunst II, 243. 260. III, 354. Beil. 117. Allg. Ztg. 27. April 1871. Lützow's Kunstchronik 1871. S. 123. Förster, Gesch. der deutsch. Kunst V, 101 ff. Reber, 1876. S. 343. Seubert, 1878, II, 289.

Hyac. Holland.

Jaeger: Herbert J., Arzt und Naturforscher des 17. Jahrhunderts. Geburtsort und Jahr sind unbekannt. J. trat in den Dienst der holländischen Regierung und war 1666 Chef des indischen Handels. Später ließ er sich in Batavia als praktischer Arzt nieder. In dieser Zeit stellte er verschiedene interessante zoologische und botanische Untersuchungen an und correspondirte mit dem berühmten Rumph, welcher damals sich auf Amboina befand. Einige dieser Briefe hat uns Valentyn in seinem India literata aufbewahrt. Nach einiger Zeit kehrte er nach Europa zurück. Aber schon im J. 1684 schloß er sich der Expedition des Directors Casember in den persischen Meerbusen an, dem er wegen seiner gründlichen Kenntnisse der orientalischen Sprachen sehr von Nutzen war. Bald nach seiner Rückkehr von derselben, 1689, starb er. J. lieferte Chardin, welchen er 1666 in Ispahan kennen lernte, wichtige Beiträge zu seiner Reisebeschreibung. Mehrere interessante Abhandlungen, wie über den Indigo und seine Bereitung und über Katechu, erschienen 1683 und in den folgenden Jahren in den Actis der Leopold.-Carol. Akademie der Naturforscher. In Voyage de M. Chardin en Perse ist sein Name in Diager verstümmelt.

W. Heß.

Jäger, Johann J.: s. **Crotus** Bd. IV S. 612.

Jäger: Johann Wolfgang J., Professor der Theologie und Kanzler der Universität Tübingen, wurde den 17. März 1647 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater Kanzlei-Expeditionsrath war. Er besuchte zuerst das Gymnasium zu Stuttgart, dann die Klosterschule zu Hirschau und Bebenhausen, bezog, 16 Jahre alt zur Universität reif erklärt, die Hochschule Tübingen und studirte, in das theologische Stift aufgenommen, nebst Philologie und Philosophie, die theologischen Wissenschaften. Durch Fleiß und Fortschritte sich auszeichnend wurde er 1669 Magister und am 10. Februar 1671 zum Repetenten des theologischen Convicts ernannt. Diese Stelle anzutreten verhinderte ihn jedoch ein fürstlicher Befehl, der ihm die Stelle eines Informators bei dem älteren Prinzen Karl Maximilian und später auch (1676) bei dessen Bruder Georg Friedrich übertrug. Diese begleitete er vorerst als Erzieher auf die Universität Tübingen, machte dann mit denselben bis 1678 zugleich als Reiseprediger Reisen durch die Schweiz und Italien und begleitete sie 1678 als Feldprediger in das Lager nach Philippsburg. Zurückgekehrt erhielt er 1680 die außerordentliche Professur der Geographie und der lateinischen, dann 1681 die ordentliche der griechischen Sprache zu Tübingen, wurde 1684 Lehrer der praktischen Philosophie und Ephorus des theologischen Stiftes, 1688 der Logik und Metaphysik und Visitator aller niederen Schulen in Ober-Württemberg („ob der Steig"), 1689 Licentiat und 1692 Doctor der Theologie wie auch Superintendent des theologischen Stiftes und 1698 Abt und General-Superintendent des Klosters Maulbronn. Im J. 1699 erhielt er die Stelle eines Stiftspredigers, Visitators der Universität und Consistorialraths zu Stuttgart, kehrte aber, 1702 zum Kanzler der Universität ernannt, von Stuttgart wieder nach Tübingen zurück, wo er Professor primarius der Theologie, Propst bei der St. Georgenkirche und 1709 zum Abt zu Adelberg und General-Superintendenten des Landes ernannt wurde und starb zu Tübingen den 20. (nicht 2.) April 1720. J. verdient unter den gelehrtesten Theologen seiner Zeit und nützlichsten akademischen Lehrern einen hervorragenden Platz. Zugleich aber war er ein überaus orthodoxer reformirter Theolog und, worin seine Hauptstärke lag, ein ebenso heftiger Polemiker, was fast alle seine Schriften, die meistens die Dogmatik betreffen, bezeugen. Unter diesen, sämmtlich in lateinischer Sprache geschrieben, nehmen die erste Stelle ein sein theologisches Lehrsystem, das bekannteste unter seinen Werken, welches sogar in England unter dem Titel „Corpus doctrinae federalis" bekannt wurde: „Systema theologicum dogmatico-polemicum" (1725, 4) und das oft gedruckte und in Württemberg lange Zeit amtlich eingeführte: „Compendium Theologiae . . . pro scholis in Ducatu Wirtembergico", obgleich in beiden gute Ordnung, genauer Zusammenhang und Gleichheit der Abhandlungsart vermißt wird. Auch die neuere Kirchengeschichte im Parallelismus mit der weltlichen ist von ihm unter dem Titel: „Hist. eccl. c. parallelismo profanae" (1692 und später vermehrt: 1709, 1717) „ex speciali Seren. Würtem. Ducis jussu scripta" bearbeitet worden. Unter seinen übrigen philosophischen, besonders moralischen Schriften verdienen Erwähnung: „Defensio Imperatoris Josephi contra curiae Romanae bullas" (1709) und seine Dissertation: „De Bened. Spinozae vita et doctrina" (1710).

Vgl. A. Fr. Bök, Gesch. d. Univers. Tübingen, S. 141—42. Würtemberg. Nebenstunden I, 1—71 (nach einem von J. selbst 1718 geschriebenen Lebenslaufe und Verzeichniß seiner bis dahin verfaßten Schriften). Jöcher. Saxi Onomast. V, 413—14. J. Franck.

Jaeger: Johann Christoph J., geschworener und Garnisons-Wundarzt zu Frankfurt a/M., war am 1. März 1740 zu Nürnberg geboren, wo sein

Vater Leonhard Abraham J. als Stadt- und Bauamts-Wundarzt 40 Jahre lang, bis zu seinem 1774 erfolgten Tode, die Wundarzneikunst ausübte. Bis 1754 besuchte J. die Schule und wurde von da an, obgleich er eine große Neigung zur Theologie hatte, von seinem Vater zur Chirurgie angehalten. Er besuchte die von den DDr. Gegel, Wittwer und Schulze in dem großen anatomischen Theater gehaltenen Vorlesungen und erhielt gleichzeitig von seinem Vater, der als Bauamts-Chirurgus viele wichtige Verletzungen zu behandeln hatte, Anleitung in der Chirurgie, während er durch das Lesen der Schriften von Heister, Gohl, Dionis, le Dran, Garengeot seine Kenntnisse zu erweitern suchte. Im J. 1759 war J. in Augsburg bei dem dortigen Stadtchirurgus Freund, hörte daselbst bei Dr. Deisch im sogen. Pilgerhause anatomische Vorlesungen und sah dort auch die Ausführung verschiedener chirurgischer Operationen am Cadaver. In Frankfurt hatte er Gelegenheit, unter Aufsicht des Dr. Nordmann, in dessen Wohnung, einen Cadaver zu zergliedern, sowie im Judenhospital, in dem er später selbst wirksam war, sich in der chirurgischen Praxis zu üben. 1762 und 1763 war J. in Bremen, wo er den Lazarethwundarzt Denius bei der Besorgung des Englischen Hospitals unterstützte und bei dem Amtschirurgus Hunaeus ein Collegium über Verband hörte. In Hamburg war J. in den Zwischenzeiten, welche ihm in den Jahren 1764—66 die von ihm als Schiffschirurgus nach Grönland und der Davis-Straße gemachten Reisen übrig ließen, ein Gehilfe des Stadtwundarztes Schuh und ein Zuhörer des mit 50 Jahren noch Arzt gewordenen vormaligen Conrectors des Hamburger Gymnasiums Dr. Reichardt, der Demonstrationen und Vorlesungen an Cadavern in dem anatomischen Hörsaale des Einbeckschen Hauses hielt. Zur Unternehmung der Reisen nach Grönland hatte J. keinen anderen Beweggrund, als sich von den mechanischen Geschäften, gegen die er immer eine Abneigung hatte, loszumachen und sich in der wahren Bestimmung eines Wundarztes zu üben. Die viele müßige Zeit auf dem Schiffe benutzte er theils zur Führung eines Reisejournals, theils zum Durchlesen der mitgenommenen Bücher, theils zur Uebersetzung der damals neu erschienenen Schrift von Goulard, Mémoire sur les maladies de l'urèthre etc. Im J. 1766 kam J. nach Frankfurt a/M., wohnte den Vorlesungen des Dr. Behrend auf dem alten anatomischen Theater im Hause zum Elephanten bei und meldete sich 1767 zu dem unter dem Vorsitze des Hofrathes Dr. Senckenberg von den Physicis und geschworenen Wundärzten abgehaltenen chirurgischen Examen, nach dessen Bestehen ihm, unter Ernennung zum Magister der Chirurgie, die Erlaubniß zur Ausübung der Wundarzneikunst ertheilt wurde. — Indem die Autobiographie Jaeger's (s. unten), der wir bisher gefolgt sind, hier abbricht und über seine Thätigkeit bis zum Ende des Jahrhunderts, wo jene erschien, nur seine „bisher zum Nutzen angehender Wundärzte herausgegebenen Schriften" anführt, sind wir nur im Stande, nach Stricker, anzuführen, daß J. im J. 1816 in Frankfurt starb. — Seine Schriften sind: „Fünfzig chirurgisch-praktische Cautelen für angehende Wundärzte." 1788. — „Grundriß der Wundarzneykunst in den ältern Zeiten der Römer. Oder A. Cornel. Celsus Siebentes und Achtes Buch von der Arzneykunst. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Mit einer Vorrede von Gruner." 1789. — „Vermischte chirurgische Cautelen für angehende Praktiker der Wundarzneikunst." Bd. 2, 1789; Bd. 3, 1790; Bd. 4, 1791. — „Beiträge zur Erläuterung der Entstehungsursachen und der Heilarten des Gliedschwamms nach eigenen Erfahrungen." 1789. — „Beiträge zur Kriegsarzneiwissenschaft .... für Offiziere, Prediger, Aerzte, Wundärzte und Inspektoren, welche im Krieg und Frieden bei den Armeen und in den Lazarethen Deutschlands Kranke besorgen." 3 Bde. 1794—96. (Freie Uebersetzung von Jean Colombier, Code de médecine

militaire pour le service de terre. Vol. I—V, 1772.) — Wenn wir auch, wie aus dem Vorstehenden zu ersehen, über Jaeger's practische Thätigkeit Nichts anzuführen vermögen und auf die Beurtheilung seiner Schriften angewiesen sind, so geht doch aus ihnen hervor, daß J. jedenfalls ein tüchtiger Wundarzt gewesen ist, und sich namentlich in der Epoche, wo, mit dem Beginn der Revolutionskriege, die Ausübung der Kriegschirurgie an einen jeden Chirurgen herantrat, auch um die Förderung derselben sich wesentliche Verdienste erworben hat.

Vgl. J. K. P. Elwert, Nachrichten von dem Leben und den Schriften jetztlebender teutscher Aerzte, Wundärzte u. s. w. Bd. 1. 1799. S. 246. (Autobiographie.) — Wilhelm Stricker, Die Geschichte der Heilkunde .... in der Stadt Frankfurt am Main. 1847. S. 286. E. Gurlt.

Jäger: Karl Friedrich J., geb. am 22. August 1794 zu Cannstatt, Pfarrer zuerst in Bürg unweit Heilbronn (1820—1841), dann in Münchingen unweit Stuttgart (1841—1842), † daselbst am 28. November 1842. Während sein Vater Philipp Friedrich J., Decan in Waiblingen, im Gebiet der Mathematik und Philosophie nicht unbedeutende Begabung gezeigt hatte, erwachte in dem Sohn frühe die Neigung zur Geschichtschreibung. Anfangs schienen freilich die landschaftlichen Reize der untern Neckargegend, in welcher er über 20 Jahre zubrachte, ihn ebensosehr zu fesseln als die Reste der Vorzeit; es gewährte ihm Genuß durch ein „Reisehandbuch“ (Heidelberg 1824) das größere Publikum darauf aufmerksam zu machen. Auch zunächst als ein Führer für Reisende giebt sich das Buch: „die Burg Weinsberg genannt Weibertreu“ (Heilbr. 1825), aber die darein verwobene Geschichte der Herren von Weinsberg verräth schon den Forscher, der nach Urkunden arbeitet. Bald steckte sich J. höhere Ziele, dem Vorgange der geschichtskundigen Prälaten Pfister und Schmid nacheifernd. Auf Grund tüchtiger Studien im städtischen Archiv zu Heilbronn konnte er im J. 1828 mit einer Geschichte dieser Reichsstadt und ihres ehemaligen Gebiets hervortreten. Der Beifall, den diese zweibändige Publication errang, ermuthigte ihn zu dem Entschluß, unter dem Gesammttitel: „Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters“ die bedeutenderen Gemeinwesen Schwabens in historischen Monographien zu behandeln, welchen ein gemeinsamer Urkundenband folgen sollte. Leider kam blos der erste Band heraus: „Ulms Verfassungs-, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter“ (Stuttg. u. Heilbr. 1831). Aus Rechtsbüchern, Statuten, Rathsprotokollen, Stadtrechnungen und zahllosen Urkunden schöpfend hat J. hier auf Grund der von Prälat Schmid gesammelten Materialien ein ebenso reichhaltiges als ansprechendes Bild von dem gesammten Rechts- und Culturleben einer mittelalterlichen Stadt entworfen. Mittlerweile hatte er die mit seinem geistlichen Amt zusammenhängenden theologischen Studien nie ganz ruhen lassen; auch sie nahmen vorwiegend eine historische Richtung. So gab ihm die Wahrnehmung, daß mit dem socialen Emporstreben des Handwerkerstandes in den süddeutschen und schweizerischen Städten schon während des Mittelalters freiere religiöse Bewegungen im Geist eines Arnold von Brescia sich verknüpften, den Stoff zu einer interessanten Abhandlung (Studien der evang. Geistlichkeit Württembergs, Bd. 4, H. 1, 1832). Ganz besonders aber beschäftigte ihn die Reformation zumal insofern, als in ihr „die einst so jugendliche Kraft der Reichsstädte ihre letzte, aber auch durchgreifendste Aeußerung“ fand. Hierher gehört der erste (einzige) Band der „Mittheilungen zur schwäbischen und fränkischen Reformationsgeschichte“ (Stuttg. 1828), der fast durchaus Heilbronn zum Gegenstand hat, desgleichen das mit Julius Hartmann (d. Aelt.) gemeinschaftlich herausgegebene gelehrte Werk über den Reformator Johann Brenz (2 Bände, Gotha 1840—42). Noch verdient bemerkt zu wer-

den, wie J. den Manen des von ihm hochverehrten Pfister einen Tribut darbrachte, indem er aus dessen Nachlaß eine Geschichte der Verfassung des württembergischen Hauses und Landes (Heilbr. 1838) zusammenstellte. Eben schickte er sich an, einen ähnlichen Act der Pietät an dem unvollendet hinterlassenen Werk Heyd's über Herzog Ulrich von Württemberg zu üben, als der Tod auch ihn abrief.

Quellen: die biographischen Skizzen über J. im Schwäb. Merkur 6. Dec. 1842 (von Pfaff), im (württ.) evang. Kirchenblatt, Bd. 4 (1843), S. 286 ff. und (gleichlautend) im N. Nekrolog der Deutschen 1842, Bd. 2, S. 320 ff. (von Jul. Hartmann). Heyd.

Jaeger: Karl J., ist wie sein drei Jahre jüngerer Bruder Friedrich (s. u. S. 658) in Kirchberg an der Jaxt in Württemberg im J. 1781 geboren; er verlebte seine Schulzeit größtentheils in Kirchberg und in Stuttgart, bezog 17 Jahre alt, die Universität Erlangen, wo er Medicin studirte. Nach bestandener Prüfung ging er alsbald nach Wien, wo er sich bei Beer als Assistent in der Augenheilkunde ausbildete. Der Anfang seiner praktischen Laufbahn als Augenarzt gestaltete sich in kurzer Zeit sehr gut, bis er sich etwa vier Jahre später die Ungnade des damals allmächtigen Ministers Stifft zuzog. Anfangs wollte man ihn sogar aus Wien ausweisen; endlich ward die Sache dahin beigelegt, daß J. sich einem österreichischen Staatsexamen unterwerfen mußte, um die Licentia practicandi in Wien zu erhalten. Kurze Zeit darauf erkrankte J. am Typhus, von dem er sich erst nach vielen Monaten erholte. Später wurde er als Leibarzt des Erzherzogs Karl mit festem Gehalte angestellt. Seine Privatklinik in Wien gehörte zu den von jungen Aerzten besuchtesten. Als Operateur war er ebenso ausgezeichnet wie sein Bruder. J. starb in seinem 91. Lebensjahre am 2. Juli 1872. Rothmund.

Jaeger: Michael J., Professor der Chirurgie und Director der chirurgisch-augenärztlichen Klinik zu Erlangen, war am 10. August 1795 zu Würzburg, als Sohn wohlhabender und geachteter Bürgersleute geboren. Nach absolvirtem Gymnasium machte J. seine medicinischen Studien in Würzburg; unter seinen Lehrern war namentlich der Anatom Döllinger, dessen Liebling J. war, ihm bis zu seinem frühen Tode ein theilnehmender Freund und treuer Rathgeber. Am 20. Februar 1819 erwarb J. den Doctorgrad, schrieb darauf die 1820 erschienene Dissertation „Tractatus anat.-physiol. de arteriarum pulsu" und trat, zu weiterer Ausbildung, eine Reise nach Wien, Berlin und Hamburg an. Seit dem März 1819 Armenarzt eines Districtes der Stadt Würzburg, wurde J., nach Zurücklegung des Staatsexamens, unter dem 8. Juni 1821 zur Ausübung der ärztlichen Praxis daselbst befugt, habilitirte sich darauf bei der Universität, wurde unter dem 14. Februar 1822 zum Privatdocenten ernannt und hielt zuerst Vorlesungen über pathologische Anatomie, mit Demonstrationen an der im Juliusspitale befindlichen pathologischen Sammlung. Er hatte sich außerdem bald einer ausgebreiteten und einträglichen Praxis zu erfreuen, besuchte dabei aber stets noch die öffentlichen Kliniken, namentlich die des Chirurgen Kaj. Textor, und die Militärspitäler. Mit dem 1. October 1826 erhielt J., der sich um die freigewordne klinische Lehrstelle in Landshut bewarb, die durch den vor Jahresfrist erfolgten Tod von Schreger in Erlangen erledigte Direction der dortigen chirurgisch-augenärztlichen Klinik, indem er gleichzeitig zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Als Nachfolger eines in der litterarischen Welt sehr bekannten Mannes, der freilich in den letzten Jahren, in Folge von Kränklichkeit, nur wenig für die Klinik hatte thun können, war es für den jungen Chirurgen nicht ganz leicht, sich Geltung zu verschaffen, indessen Derselbe bewies bald durch die That, daß die Behörden bei seiner Ernennung sich nicht

getäuscht hatten. Er erweiterte und gestaltete die Klinik um; durch einen ihm von der Regierung gewährten Geldzuschuß wurde er in die Lage versetzt, mehr Kranke unentgeltlich, oder gegen geringe Vergütigung aufzunehmen, die Zahl der die Poliklinik aufsuchenden Kranken so wie der in der chirurgischen Klinik und in der davon abgesonderten Augenabtheilung Hilfe suchenden Leidenden vermehrte sich von Jahr zu Jahr. Indem J. ferner die Instrumentensammlung der Universität neu ordnete und durch Ankauf und Umtausch vermehrte, allen Fleiß auch auf die Sammlung pathologischer Präparate verwendete und von dem ersten Augenblick seiner klinischen Thätigkeit an regelmäßige jährliche Berichte über dieselbe veröffentlichte, lieferte er den Beweis, daß mit ihm neues Leben und ein neuer Geist in die Erlanger chirurg. Klinik eingezogen sei. Neben seiner klinischen Wirksamkeit begann J. auch eine überaus fruchtbare litterarische Thätigkeit, namentlich in Monographieen und zahlreichen Artikeln für encyklopädische Werke, nämlich seit 1830 für das von der Berliner medicinischen Facultät herausgegebene Encyklopädische Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften, seit 1831 für Rust's Handbuch der Chirurgie und später, seit 1836, für das von ihm in Gemeinschaft mit Walter und Radius redigirte Handwörterbuch der Chirurgie und Augenheilkunde. Unter dem 24. Juni 1831 war J. zum Professor ordinarius ernannt worden und diesem Umstande sind zwei im folgenden Jahre erschienene Gelegenheitsschriften, nämlich die Programme „Operatio resectionis conspectu chronologico adumbrata“ und „Commentatio chirurg. de exstirpatione linguae“ zu danken, nachdem J. im J. 1831 eine Monographie unter dem Titel „Die Entzündung der Wirbelbeine“ u. s. w. herausgegeben hatte. Das erwähnte Programm über die Resectionen und die erweiterte Bearbeitung desselben in den Artikeln Decapitatio ossium, Excisio ossium partialis, Exstirpatio ossium des Rust'schen Handbuches der Chirurgie (1831, 32) sind die Grundlagen aller späteren litterarischen Arbeiten auf dem Gebiete dieser in Deutschland zuerst von der Würzburger Schule (Kaj. Textor, Bernhard Heine) und auch von J. mit besonderer Vorliebe cultivirten und mit großem Glück ausgeführten und seitdem zu außerordentlichem Aufschwunge gelangten, in vielen Fällen die Amputation der Glieder unnöthig machenden Operationen gewesen. Es waren dies überhaupt Jaeger's schönste Lebensjahre. Sehr glücklich verheirathet, in einer mit Kindern gesegneten Ehe, von den Studirenden, die bald seinen Werth erkannten, geliebt und gepriesen, in seinen wissenschaftlichen Arbeiten anerkannt, von seinen Collegen geachtet und geehrt, in angenehmster geselliger Verbindung mit ihnen lebend, gesund, um in voller Regsamkeit seine Pflichten zu erfüllen und voll heiteren Geistes, um das Leben froh zu genießen, konnte ihm wol nichts wünschenswerther sein, als eine Dauer dieser Verhältnisse. Da wurde ihm die Kunde, daß er durch königl. Cabinetsordre vom 30. October 1832 mit seinem bisherigen Gehalte zum Professor der Chirurgie in Würzburg, an Stelle des von dort (zur Strafe für angebliche staatsgefährliche Umtriebe) nach Landshut, als Director der dortigen chirurgischen Schule versetzten Professors Dr. Textor, ernannt sei. Sehr gegen seinen Wunsch, mußte er dem königlichen Befehl Folge leisten. Obgleich sich J. in Würzburg, wie in Erlangen, nur der Ausbildung der ihm anvertrauten Jugend und der Förderung der Wissenschaft widmete, auch im Spitale manches Gute und Nützliche hervorrief, von der Universität die Gründung einer Instrumentensammlung mit reichlichen jährlichen Zuschüssen erlangte, so gerieth er bei seinem Feuereifer in Betreff mancher Abänderungen im Spital mit seinen Mitcollegen bald in Conflicte, die ihn wiederholt im Unmuth die Aeußerung thun ließen, er wünschte, er wäre in Erlangen geblieben. Dieser von ihm ausgesprochene Wunsch, der nunmehr von seinen Gegnern zum Vorwande genommen wurde, um ihn wieder

von Würzburg zu entfernen, anderseits das Verlangen der Regierung, Textor zu rehabilitiren und in seine frühere Stellung wieder einzusetzen, waren die Ursache, daß J. bereits nach zwei Jahren durch königlichen Befehl vom 4. November 1834 nach Erlangen in die früheren Verhältnisse zurückversetzt wurde, während Dr. Dietz, praktischer Arzt in Nürnberg, der seine Professur und Klinik in Erlangen übernommen hatte, es vorzog, in seine Praxis nach Nürnberg zurückzukehren. Indessen die Anstrengungen in dem größeren Wirkungskreise in Würzburg, namentlich das anhaltende Sprechen in der Klinik und bei dem Operationscursus an Leichen, hatten den schlummernden Funken seiner phthisischen Krankheitsanlage angefacht, der psychische Eindruck, den die unerwartete Zurückversetzung auf sein ohnehin so reizbares und mißgestimmtes Gemüth machte, übte ebenfalls eine schlimme Rückwirkung auf seinen leidenden Organismus aus und so bekundeten sich bereits die bösen Folgen davon in den nächsten Jahren. Ein Kehlkopfsleiden, dessen Beginn sich schon in Würzburg durch mehr oder weniger andauernde Heiserkeit nach längerem Sprechen gezeigt hatte und das mit der weiteren Entwickelung der von ihm glücklicherweise nicht als solche erkannten Lungentuberkulose Hand in Hand ging, machte allmälig solche Fortschritte, daß es dem unermüdlichen Manne nicht mehr möglich war, seine klinischen Vorträge zu halten. Er sah sich daher genöthigt, diese seinem Assistenten und liebsten Schüler Dr. Ried (gegenwärtig Geh. Hofrath und Professor der Chirurgie in Jena) zu übertragen, der, seit 1833 Assistent der Klinik, später als Privatdocent habilitirt, J. in der Direction der Klinik, den Vorlesungen und practischen Uebungen vom Juli 1836 bis zu Jaeger's im Februar 1838 erfolgten Tode vertrat und dasselbe Amt noch bis zum October 1838 weiter führte. Obgleich J. eine Wirksamkeit als Lehrer nunmehr versagt war, war es ihm doch unmöglich, unthätig zu bleiben. Er beschäftigte sich nebenbei mit dem Studium der neueren Sprachen und schrieb die große Reihe der im 1. bis 4. Bde. des bereits erwähnten, von ihm mitredigirten Handwörterbuches der Chirurgie (1836—39) veröffentlichten vortrefflichen Artikel; nach seinem Tode noch fanden sich viele völlig ausgearbeitete Artikel zu dem Reste des Werkes. Außerdem erschien in derselben Zeit noch eine Reihe von Aufsätzen und Recensionen in verschiedenen Journalen. Der Wunsch, den er gehegt hatte, zur Erholung seiner Gesundheit nach Italien zu gehen, ging nicht in Erfüllung, seine Lungenkrankheit machte schnelle Fortschritte und nach langen, von ihm mit großer Resignation und Willenskraft getragenen Leiden schied er am 2. Februar 1838, noch nicht 43 Jahre alt, aus der Mitte seiner Familie, aus dem Schoße der Universität und wurde der Wissenschaft entrissen, der er sich mit ganzer Aufopferung hingegeben hatte. — Es ist in hohem Grade bemerkenswerth, wie schnell J., der früher sehr wenig operirt hatte, sich zu einem vorzüglichen Operateur ausbildete. Es läßt sich dies nur aus seinem angeborenen Geschick, seiner Entschlossenheit und seinen gründlichen anatomischen Kenntnissen erklären. Indessen führte ihn das Glück und die Sicherheit, mit welcher er operirte, nicht zu einer Ueberschätzung der operativen Eingriffe, wie er denn auch bei seiner eingehenden Kenntniß der pathologischen Anatomie und bei seinem Scharfsinn ein feiner Diagnostiker war. Namentlich auf dem Gebiete der Knochen- und Gelenkkrankheiten und der mit ihnen in innigem Zusammenhange stehenden Resectionen gehört er, in der Stellung der Indicationen der letzteren und deren Ausführung, zu den bahnbrechenden Chirurgen Deutschlands, welche der Chirurgie der Neuzeit die Grundlage gegeben haben. Mit allen Eigenschaften eines guten Operateurs und Therapeuten verband J. eine große Gelehrsamkeit und bewundernswürdige Kenntniß der älteren und neueren Litteratur, in Folge eines mit unendlichem Fleiße betriebenen Studiums derselben. Hier-

von legen nicht nur seine zahlreichen Abhandlungen Zeugniß ab, sondern auch eine Menge unter seiner Leitung erschienener Dissertationen. Wie er seine volle Thätigkeit dem Unterricht der studirenden Jugend widmete, so verstand er es auch, dieselbe für die Chirurgie zu interessiren, indem er alle Studirende ohne Ausnahme kleinere Operationen machen und Verbände anlegen ließ, den fleißigen und talentvollen aber auch größere Operationen übertrug. — Jaeger's Charakter war frei von dem Makel des Neides und Ehrgeizes; nur seinem Berufe und Studium lebend, war es die Wahrheit, mit der er Hand in Hand durchs Leben ging, die sich als Redlichkeit und freies, gerades Wesen im geselligen Leben äußerte, die ihm aber auch manche Feinde bereitete und manchen Kummer brachte. Seinen Freunden aber und Allen, die ihn näher kannten, ist er unvergeßlich geblieben.

Vgl. Dr. G. H(usemann) in J. J. Sachs, Medicinischer Almanach für das Jahr 1841, S. 137, und handschriftliche Mittheilungen des Hrn. Geh. Hofraths Prof. Dr. Ried in Jena. — Jaeger's litterarische Leistungen s. in Callisen, Medicinisches Schriftsteller-Lexicon, Bd. 9, 1832, S. 383; Bd. 29, 1841, S. 127. E. Gurlt.

Jäger: Wolfgang J., Philolog, geb. am 22. Dez. 1734 zu Nürnberg, † am 30. Mai 1795. Als einziger Sohn eines Nürnberger Bürgers war er für das elterliche Gewerbe bestimmt, zeigte aber schon in der Volksschule entschiedene Neigung zum Studiren, die auf dem Gymnasium durch den verdienten Rector Schwebel noch mehr gesteigert wurde. Da der Vater den Wünschen des begabten Sohnes nicht entgegentrat, bezog er im J. 1752 tüchtig vorbereitet die Universität zu Altdorf, wo er über sechs Jahre verblieb und neben dem Studium der classischen Sprachen sich auch sehr eifrig mit den lebenden beschäftigte. In seine Vaterstadt zurückgekehrt erhielt er 1762 eine Verweserstelle am Gymnasium, 1767 das Amt eines Conrectors. Weil ihn aber bei einer schwächlichen und reizbaren Anlage die Schulpraxis zu sehr angriff, wurde er 1773 von den Curatoren der Universität Altdorf als außerordentlicher Professor der philosophischen Facultät für die abendländischen Sprachen dorthin versetzt, 1786 wurde er zum ordentlichen Professor der Poesie ernannt und nach Nagel's Tod auch zum Professor der Beredsamkeit. Neben den Vorlesungen in seinem Fache hielt er mit vielem Beifall auch geschichtliche Vorträge und zwar regelmäßig über deutsche Geschichte, als der bekannte Geschichtsforscher Will leidend wurde. Jäger's litterarische Thätigkeit war wenn auch nicht eine umfangreiche, so doch eine ziemlich bunte. Am bekanntesten ist seine kritische und erklärende Ausgabe der römischen Panegyriker (Nürnb. 1779—80, 2 Bde.), bei der er die Vorarbeiten des gelehrten Ch. J. Schwarz benützen konnte. Außerdem lieferte er Beiträge zur neuen Ausgabe von Fabricius' Bibliotheca graeca von Harleß, verfaßte ein 1786 in zweiter Auflage erschienenes italienisches Lexikon und eine spanische Chrestomathie unter dem Titel „Vermischte Aufsätze in spanischer Prosa" (Nürnb. 1779) und mehrere geschichtliche Arbeiten: „Geschichte Konrad's II. von Schwaben" (Nürnb. 1785), „Sammlung historischer Aufsätze" (Geschichte Heinrich's VI. und Karl's des Kühnen von Burgund), 2 Bändchen (Nürnb. 1790—95), „Geographisch-histor.-statist. Zeitungslexikon" (Nürnb. 1782—84 in 2 Bdn., 1790—93 in 3. Aufl.). Außerdem verdankt man ihm eine bedeutend verbesserte Ausgabe des im 18. Jahrhundert viel verbreiteten Werkes von Th. Berger: Synchronistische Universalhistorie, 5. Aufl. Coburg 1781.

Schlichtegroll's Nekrolog auf d. J. 1795. I, 372 ff. Halm.

Jäger: Christoph Adam J. v. Jägersberg, geistlicher Liederdichter, als Sproß einer in weltlichen und geistlichen Aemtern ausgezeichneten württembergischen Adelsfamilie am 23. Januar 1684 geb., † den 5. September 1759 zu Wernigerode. Dem frommen Grafen Ernst zu Stolberg-Wernigerode aufs

Beste empfohlen, wurde er von diesem am 1. August 1732 mit der Leitung seines einzigen Sohnes, des Erbgrafen Heinrich Ernst, betraut. Er begleitete denselben auf die Universitäten Halle und Göttingen, dann ihn und den Grafen Günther zu Stolberg-Stolberg, den Vater des Dichterpaares, auf Reisen, die zu ihrer Ausbildung unternommen wurden. Da er sich hierbei die besondere Liebe seiner Pfleglinge und das Vertrauen des Grafen Christian Ernst erworben hatte, so übertrug ihm dieser, als seinem Hofmeister, die oberste Leitung des gräflichen Hofhalts. Wenn nun auch der Geist Spener's und Francke's das ganze Leben des wernigerödischen Grafenhauses durchwaltete, so hielt doch der regierende Graf fest an der hergebrachten standesgemäßen Gestalt des Hoflebens. Hierbei war nun die vielfache Beschäftigung mit äußerlichen Dingen, der Verkehr mit den oft zahlreichen verschiedenartigen Gästen bei der Tafel und festlichen Gelegenheiten für den der Welt abgekehrten Sinn des Hofmeisters oft eine drückende Beschwerde, doch wußte er sich selbst inmitten dieser Feste und Zerstreuungen zu geistlicher Beschaulichkeit in sich selbst zurückzuziehen. Erleichtert wurde ihm das freilich dadurch, daß zwischen ihm und seiner Herrschaft in allen Grundfragen des christlichen Glaubens und Lebens völlige Uebereinstimmung herrschte. Jene Abkehr von der Welt, die Vorbereitung eines ihr abgestorbenen Pilgrims auf das himmlische Jerusalem ist nun der Grundton in allen von ihm erhaltenen Gedichten, Liedern und sonstigen Aufzeichnungen. Das Buch von der „Nachfolge Christi“ war seine Lieblingsschrift. Wie offen und rückhaltslos er seine innere Ueberzeugung gegen die ihm zunächst anvertrauten Glieder des gräflichen Hauses aussprach, geht aus den Ermahnungen hervor, die er im September 1755 vom Krankenbette aus an den damaligen Erbgrafen Christian Friedrich richtete. Er stellte seinem Zögling vor, daß er einst denselben schmerzlichen Weg in die selige Ewigkeit gehen müsse, wie jetzt sein Hofmeister, warnt ihn vor Selbstbetrug in geistlichen Dingen und daß er sich das Gute durch vieles Hören und Sehen desselben nicht zur todten Gewohnheit ohne innere Selbstbethätigung werden lasse. Mit Gefühlsrührung müsse man sehr vorsichtig sein. Von jenem Krankenlager erhob J. v. J. sich wider Verhoffen noch einmal, legte aber im nächsten Jahre sein Hofamt nieder und verstarb vier Jahre später wohlbetagt an einer auszehrenden Krankheit. Jedes äußere Ehrengedächtniß, Leichenpredigt und Nennung seines Namens verbat er sich in seinem letzten Willen. Als Sänger geistlicher Lieder gehört er dem pietistischen wernigeröder Kreise an; 26 seiner Lieder erschienen in der 1752 zu Wernigerode herausgegebenen „Neuen Sammlung geistlicher Lieder“; ihrer vier, darunter zwei in der erwähnten Sammlung nicht enthaltene, finden sich schon in der Nachlese zum wernigerödischen Gesangbuch vom J. 1735. Andere sind uns in zwei Handschriften der gräflichen Bibliothek zu Wernigerode erhalten. Die eine, mit der Aufschrift: „Zufällige Gedanken und Seuffzerlein in stillen Stunden verfertiget“, enthält auch kürzere epigrammatische Verse und christliche Betrachtungen in Alexandrinern. Unmittelbar nach seinem Ableben erschienen die im J. 1752 verfaßten „Todes- oder vielmehr Lebensgedanken eines unter dem Geleit des Engels des Bundes aus dem geistlichen Egypten durch die Wüste dieser Welt ins himmlische Freudenland eingegangenen Pilgrims“. Wernigerode 1759; wieder aufgelegt Basel 1761. Vgl. gräfl. Hauptarchiv und Bibliothek zu Wernigerode; Koch, Kirchenlied, Bd. 4, S. 495—498. Ed. Jacobs.

Jaeger: Friedrich J., Ritter v. Jaxthal, einer der berühmtesten Augenärzte und Augenoperateure seiner Zeit, wurde im J. 1784 in Kirchberg an der Jaxt im Fürstenthum Hohenlohe geboren, wo sein Vater die Stelle eines fürstlichen Leibchirurgen einnahm. Schon in frühester Jugend wurde er von seinem Vater als Gehilfe verwendet und assistirte demselben noch nicht

7 Jahre alt bei einer Leichensection und im Verbandanlegen. Im neunten Jahre machte er schon eine Venaesection. J. studirte zuerst in Würzburg, dann in Wien und endlich in Landshut, an welcher Universität er zum Doctor promovirt wurde. Nach seines Bruders Abgang als Assistent des berühmten Georg Joseph Beer in Wien bekam er dessen Stelle. Im J. 1809 trat er in den Militärdienst und übernahm eine chirurgische Abtheilung in Wien; später folgte er seinem Regimente nach Ungarn und verließ nach geschlossenem Frieden den Dienst, um sich in Wien als practischer Arzt niederzulassen und als Privatdocent zu habilitiren, wo er Gelegenheit hatte, die bedeutendsten späteren Augenärzte und Chirurgen in Einübung von Augenoperationen zu unterrichten. Im J. 1815 verehelichte er sich mit Beer's einziger Tochter, wodurch das Verhältniß mit diesem berühmten Meister nur noch inniger wurde. Im J. 1816 wurde er Leibarzt des Staatskanzlers Fürst Metternich und begleitete denselben fortwährend auf seinen Reisen. J. erhielt mehrmals ehrenvolle Berufungen nach Bonn sowie nach Pest, konnte sich aber nie entschließen, Wien zu verlassen, obwol ihm die im J. 1821 durch Beer's Tod erledigte klinische Lehrstelle an der Universität nicht übertragen wurde. Trotzdem wallfahrteten Augenärzte aus aller Herren Länder zu ihm und eine große Anzahl Schüler besuchten seine Privatklinik und seine Operationskurse. Die größten Akademien und gelehrten Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede und Orden in Menge zierten seine Brust. Als in Galata eine medicinische Schule errichtet wurde, schlug J. die zu ernennenden Professoren vor. Auch an dem damaligen Kronprinz von Hannover versuchte er eine Operation zur Wiederherstellung des Sehvermögens, leider ohne Erfolg, worüber man ihm jedoch bei der Zweifelhaftigkeit des Falles keinen Vorwurf machen kann, obwol die Sache vielfach von seinen Neidern ausgebeutet wurde. Noch verhängnißvoller war für ihn ein Augenleiden des berühmten Feldmarschalls Grafen Radezky, das im J. 1839 begann und zu einer großen Hervorragung des Augapfels geführt hatte. J. wurde im allerhöchsten Auftrage nach Mailand geschickt und diagnosticirte als höchst wahrscheinlich eine krebsartige Neubildung. Unter diesen Verhältnissen mußte er sich sehr ungünstig über das Leiden aussprechen, obwol er doch auch die Möglichkeit einer Heilung nicht ausschloß, da in einzelnen Fällen unter derartigen Verhältnissen nach Entwicklung heftiger Entzündungserscheinungen eine Vereiterung eintrete. Als nun aber die Krankheit unter dem Gebrauch homöopathischer Mittel äußerst günstig verlief, so wurde dieser Fall zum Vortheil der Homöopathie und zu Ungunsten Jaeger's ausgebeutet, und ein langer Federstreit war die Folge. Auch erhielt J., als im J. 1848 die Josefs-Akademie aufgelöst wurde, nicht die erledigte Stelle eines Oberfeldarztes, sondern wurde quiescirt. Von nun an wirkte er als practicirender Arzt und Vorstand einer Privatheilanstalt für Augenkranke, wo er sich als humaner Arzt und vortrefflicher Lehrer allgemeine Anerkennung verschaffte; er war ein Operateur ersten Ranges, der noch in seinem höchsten Alter die Staaroperation mit ausgezeichneter Routine ausübte. J. war der Hauptvertheidiger der Extraction des Kataract mit Lappenschnitt nach oben, ferner war er einer der ersten, welcher die lineare Schnittöffnung in die Hornhaut einführte, um Kapselreste zu extrahiren, ebenso erwarb er sich Verdienste um Einführung der Iridectomie und durch eine neue Modification der Operation der Trichiasis, des Ectropium u. s. w. Im Drucke ist von J. nichts erschienen als eine Dissertation über die Keratonyxis und ein amtlicher Bericht über ägyptische Augenentzündung. In späterer Zeit wurde J. durch seinen ausgezeichneten Sohn, den noch lebenden Professor Eduard v. Jaeger, in seinem praktischen Wirkungskreise unterstützt, dessen ausgezeichnete literarische Leistungen, worunter ein bis jetzt durch seine Genauigkeit unübertroffener ophtal-

moskopischer Atlas und viele andere geniale Arbeiten die letzten Lebensjahre seines edlen, jedoch nicht immer richtig gewürdigten Vaters versüßten. J. starb am 26. December 1871 in seinem 88. Lebensjahre. Rothmund.

Jageteufel: Otto J., von unbekannter Herkunft, 1370 Rathsherr und 1384 Bürgermeister von Stettin, wo er 1412 starb und in der Klosterkirche der grauen Mönche begraben wurde. Ueber die Art, wie er aus dürftiger Lage zu Wohlstand und Ansehen gelangte, finden sich in den älteren pommerschen Schriftstellern Erzählungen, die der urkundlichen Bestätigung bedürfen. In den städtischen Urkunden wird sein Name nicht oft genannt, dagegen berichtet Friedeborn von einem glücklich ausgeführten Unternehmen, durch welches J. den Herzog Swantibor III. von Pommern vor den Nachstellungen des Markgrafen Otto von Brandenburg rettete und denselben von jenseit der Elbe sicher nach Stettin brachte. Daß diesem Herzoge das Haus des Bürgermeisters als bescheidene Herberge in Stettin auf Lebenszeit zugesichert gewesen, wie noch Barthold in seiner Geschichte von Rügen und Pommern behauptet, beruht auf Mißdeutung einer Urkunde von 1413. Mehr als durch alles Andere ist das Andenken des Mannes durch eine noch heut bestehende segensreiche Anstalt gesichert worden. Der in kinderloser Ehe Lebende bestimmte nämlich in seinem 1399 errichteten Testament den größten Theil seines nicht unbeträchtlichen Vermögens zur Gründung der unter dem Namen des Jageteufel'schen Collegiums in Stettin bekannten Stiftung, in welchem 24 arme Knaben Kleidung, Speise und geistige Ausbildung erhalten sollten. Zu Vormündern der Stiftung bestellte er die Alterleute der Knochenhauer, Bäcker und Schuster in Stettin. Unter den ferneren Zuwendungen an die Stiftung ist besonders zu erwähnen, daß der Ritter Dinnies von der Osten derselben im J. 1469 das der Marienkirche gegenüber liegende Haus seines verstorbenen Sohnes vermachte, in welchem das Jageteufel'sche Collegium sich noch jetzt (1881) befindet. Als im J. 1535 auch in Stettin mit einer evangelischen Kirchen- und Schulvisitation nach Art der melanchthonischen vorgegangen wurde, sah sich das hinter seiner Aufgabe etwas zurückgebliebene Jageteufel'sche Collegium mancher Aenderung unterworfen. Die Vermögensverhältnisse wurden neu geordnet; und das Collegium selbst mit der Rathsschule (bei den weißen Mönchen) vereinigt. Die inneren Angelegenheiten regelte Bugenhagen's Kirchenordnung. Gegenwärtig steht das den Verhältnissen der heutigen Zeit angepaßte Collegium in Verbindung mit dem Stadtgymnasium.

Hasselbach, das Jageteufel'sche Collegium zu Stettin. Stettin 1852. Oelrichs, Beiträge zur Geschichte der Gelahrtheit in Pommern. Berlin 1767, wo aus den Matrikeln von 1564 und 1612 die cantica Bachanalia der Alumnen abgedruckt sind. v. Bülow.

Jagow: Gustav Wilhelm v. J., preußischer Staatsmann, geb. am 7. Sept. 1813, † am 1.—2. Febr. 1879 zu Potsdam, bekleidete nur kurze Zeit, aber in einem für die Geschichte Preußens wichtigen Momente eine der einflußreichsten Stellen. Er studirte zu Berlin und München die Rechte, wurde 1842 Regierungsassessor in Coblenz, war von 1846—1861 Landrath des Kreises Kreuznach, vertrat den Wahlbezirk Kreuznach-Simmern-St. Goar von 1849 bis 1852 in der zweiten preußischen Kammer, in welcher er dem vom Oberlandesgerichts-Präsidenten Wentzel aus Ratibor geführten Centrum angehörte, und von 1855—1858 im preußischen Abgeordnetenhause, als Mitglied der zur Rechten gehörenden Fraction v. Arnim-Neustettin. 1861 wurde er Polizeipräsident in Breslau. Nachdem das Abgeordnetenhaus am 6. März 1862 den Hagen'schen Antrag auf eine überhaupt und schon für jenes Jahr zu bewirkende Specialisirung des Staatshaushaltsetats angenommen und wegen des von der Regierung hierin erblickten Bestrebens nach Beeinträchtigung der verfassungsmäßigen Stellung

der Krone am 11. März aufgelöst war, traten die Mitglieder des seit 6. Nov. 1858 im Amte befindlich gewesenen ersten und liberalen Ministeriums des Prinz-Regenten von Preußen, des sog. „Ministeriums der neuen Aera", v. Auerswald, v. Patow, v. Bernuth und Graf Schwerin-Putzar, am 17. März zurück. An ihre Stellen wurden Graf Itzenplitz, Mühler, Graf Lippe und v. J. zu Mitgliedern des seit 11. März vom Prinzen Adolf v. Hohenlohe-Ingelfingen präsidirten preußischen Staatsministeriums ernannt, in welchem v. J. als Nachfolger des Grafen Schwerin das Innere übernahm. Die Hauptaufgabe dieses Staatsministeriums (Stern-Ztg. Nr. 133) bestand in der entschiedenen Vertretung des Heeresreformplans, dessen Durchführung vom Prinz-Regenten schon am 8. Nov. 1858, bald nach Uebernahme der Regentschaft, und dann in seinen die zweite Session der fünften Legislaturperiode eröffnenden und schließenden Thronreden vom 12. Jan. und 23. Mai 1860, auch in der Thronrede vom 14. Jan. 1861 als nothwendig bezeichnet, und welcher am 5. Mai 1860 wegen Aussichtslosigkeit der Zustimmung des Landtags vorläufig zurückgezogen wurde, worauf es zu einer vorläufig die erhöhte Streitbarkeit des Heeres bewirkenden Vereinbarung gekommen war. Den am 28. April bezw. 6. Mai 1862 vorzunehmenden Neuwahlen zum Abgeordnetenhause wurde daher mit Rücksicht auf den bevorstehenden Ablauf jenes Provisoriums und die damit wieder stärker hervortretende Frage einer endgültigen Neuordnung des Militärwesens von allen Seiten die größte Bedeutung beigelegt, König Wilhelm richtete am 19. März an das neue Staatsministerium einen Erlaß, in welchem er es beauftragte, den Wählern über die Grundsätze seiner Regierung unzweideutigen Aufschluß zu ertheilen. Infolge dessen erließ v. J. am 22. März 1862 ein Rundschreiben an die Provinzialregierungen, in welchem er den Standpunkt, den die Staatsregierung den Wahlen gegenüber einnehme, ausführlich bezeichnete. Unter Verwahrung gegen die Absicht, die gesetzliche Wahlfreiheit beschränken zu wollen, nahm er die Mitwirkung aller Behörden und Beamten in Anspruch, damit den Wählern durch Ertheilung des Aufschlusses „die Möglichkeit einer sachgemäßen Ausübung ihres Wahlrechts gewährt werde". Wenn die Grundsätze der Regierung überall zum klaren Verständniß gebracht und „namentlich allen Mißdeutungen und Entstellungen entgegen getreten würde, welche das unbefangene Urtheil irre zu leiten geeignet sind", so bürge der loyale und conservative Sinn der großen Mehrheit der Bevölkerung dafür, daß die Mehrheit der Wähler treu zur Regierung halten werde, welche entschlossen sei, „bei der weiteren Ausführung der Verfassung in Gesetzgebung und Verwaltung von freisinnigen Grundsätzen auszugehen". Die Regierung werde nicht zugeben, daß „der Kraft des königlichen Regiments zu Gunsten einer sog. parlamentarischen Regierung Abbruch geschehe"; es sei Aufgabe der Regierungsorgane, „der demokratischen Partei, mag sie nun offen diesen Namen führen oder als sog. Fortschrittspartei auftreten, bei den Wahlen überall entgegen zu wirken". Es bezog sich dies besonders auf den vom Centralwahlcomité der Fortschrittspartei in Berlin am 14. März 1862 erlassenen Aufruf, in welchem es hieß, die Regierung wolle durch die neue Militäreinrichtung die wirthschaftlichen Kräfte des Landes übermäßig spannen und entschädige nicht einmal durch die Erfolge einer volksthümlichen und nationalen Politik. Der Erlaß v. Jagow's wurde von den oppositionellen Parteien als unstatthafte Beeinflussung der Wahlen aufs lebhafteste angegriffen. Jenes Comité sagte in einem Aufrufe vom 26. März, es scheine nicht wohlgethan, die Abgeordneten nach ihrer politischen Gesinnung in Wohl- und Uebelmeinende zu scheiden, und die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses des am 19. Mai 1862 eröffneten Landtags gab in einer Adresse an den König ihrem Mißtrauen gegen die Minister scharfen Ausdruck, insbesondere tadelte sie die Art der Ausführung des

königlichen Erlaßes vom 19. März. Der König gab jedoch seine volle Uebereinstimmung mit den Ministern zu erkennen. Im weiteren Verlaufe des Militärconflicts war v. J. zu keiner hervorragenden Thätigkeit berufen. Nachdem der am 23. Sept. an die Spitze des Staatsministeriums getretene Herr v. Bismarck-Schönhausen in seiner Rede vom 13. Oct. zum Landtagsschlusse die aus den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses sich ergebende Nothwendigkeit einer budgetlosen Regierung festgestellt hatte, trat v. J. am 9. Dec. 1862 vom Ministerium des Innern zurück, welches vom Grafen Albr. Fr. v. Eulenburg übernommen wurde. v. J. wurde 1863 mit dem Titel eines Wirkl. Geh. Raths zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg ernannt, in welcher Stellung er sich durch pflichttreue Amtsführung sehr beliebt machte. Dem Reichstage gehörte er seit 1867 ununterbrochen als Vertreter des Kreises Westpriegnitz und als Mitglied der conservativen Partei an. Er starb in der Nacht zum 2. Febr. 1879 zu Potsdam am Herzschlage. Nach einer am 5. Febr. dort gehaltenen Trauerfeierlichkeit fand am 7. die Beisetzung auf dem Familiengute Dallmin statt. Dem Andenken an ihn gab der Communallandtag der Kurmark am 15. Jan. 1880 ehrenvollen Ausdruck.

Die innere Politik der preußischen Regierung von 1862—1866 (Berlin 1866); Parisius, Deutschlands politische Parteien. Bd. 1. (Berlin 1878.)

Wippermann.

Jahn: Friedrich Ludwig J. wurde im Dorfe Lanz bei Lenzen in der West-Priegnitz am 11. August 1778 geboren. Den ersten Unterricht empfing er von seinem Vater, welcher dort Prediger war. In seinem Geburtsorte fand der Knabe vielfache Gelegenheit zu natürlichen Leibesübungen, er machte weite Fußwanderungen und lernte schwimmen und reiten. Aber früh prägte sich ihm auch durch die Lage des Dorfes Lanz an der Grenze dreier Länder (Preußen, Hannover, Mecklenburg) das Gefühl der Zerrissenheit Deutschlands ein. Nachdem er seine Schulbildung in Salzwedel und auf dem Grauen Kloster in Berlin erhalten hatte, studirte er seit 1796 in Halle und Greifswald zunächst Theologie, wandte sich aber bald geschichtlichen und sprachlichen Studien zu. Nachdem er dann einige Zeit als Hauslehrer in Mecklenburg sich aufgehalten, führte er mehrere Jahre hindurch ein wanderndes Leben. Schon 1800 war unter fremdem Namen die von ihm verfaßte Schrift „Ueber die Beförderung des Patriotismus im deutschen Reiche. Allen Preußen gewidmet von O. C. C. Höpffner“ bei J. C. Hendel in Halle erschienen. 1806 gab er bei A. F. Böhme in Leipzig seine „Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes, versucht im Gebiete der Sinnverwandtschaft, ein Nachtrag zu Adelung's und eine Nachlese zu Eberhard's Wörterbuch“ heraus. Im Herbste 1806 machte er von Goslar aus, wo er einen Freund besucht hatte, auf die Nachricht des zwischen Frankreich und Preußen bevorstehenden Kampfes sich auf, um zu dem in Thüringen sich sammelnden preußischen Heere zu stoßen und dem Prinzen Louis Ferdinand seine Dienste anzubieten. Aber erst am Tage der unglücklichen Schlacht bei Jena (14. Oct.) traf er beim preußischen Heere ein, um die gänzliche Niederlage desselben mit anzusehen. Der Prinz Louis Ferdinand war bereits am 10. Oct. bei Saalfeld gefallen. J. machte nun die Flucht über Sangerhausen nach Mansfeld mit, ging dann nach Halle und Magdeburg, und von dort längs der Elbe nieder, um nach Stettin, wo das zerstreute Heer sich sammeln sollte, zu gelangen. Aber die Capitulation von Prenzlau und die Uebergabe von Stettin vereitelten seinen Plan und er kam auf Umwegen nach vielfacher Lebensgefahr nach Anklam, um Zeuge der Einnahme dieser Stadt zu sein. Tiefgebeugt wanderte er nun durch alle schwedisch-pommerschen und mecklenburgischen Seestädte längs der Küste nach Lübeck, wo er Blücher's unglückliches Unternehmen

sah. Die folgenden Jahre war er, immer rastlos wandernd, eifrig bemüht, im Vaterlande Gefühl für deutsches Volksthum und Selbstvertrauen zu erwecken. Im Jahre 1809 kam er, das Manuscript seines klassischen Werkes „Deutsches Volksthum", welches 1810 in Lübeck erschien, bei sich tragend, am Tage des Einzuges Friedrich Wilhelms III. (23. December) nach Berlin. Hier war er als Lehrer an der Plamann'schen Erziehungsanstalt und an dem Gymnasium zum Grauen Kloster thätig, suchte auch im Verein mit seinen Freunden Friesen, Harnisch und Zeune in der Jugend Vaterlandsliebe zu erwecken und regte zu kräftigenden Spielen an. 1811 gründete er in der Hasenhaide bei Berlin den ersten deutschen Turnplatz. Im J. 1813 trat er, dem Aufrufe des Königs nach Breslau vorauseilend, in das Lützow'sche Freicorps, bei dessen Bildung er wesentlich mitwirkte. Mit demselben nahm er an dem Treffen bei Mölln (4. September 1813) und an dem rühmlichen Gefecht an der Göhrde (16. September 1813) Theil und kehrte im August 1814 nach Berlin zurück, wo er sich mit Helene Kollhof verheirathete. 1814 erschien seine Schrift „Die Runenblätter". Die Entwickelung des Turnens war demnächst seine hauptsächlichste Aufgabe, an welcher er in Verbindung mit Ernst Eiselen arbeitete. 1816 erschien das grundlegende Buch „Die deutsche Turnkunst von F. L. Jahn und E. Eiselen". Inzwischen war die lebhafte patriotische Begeisterung der Turner von der nach dem Kriege allmälig sich erhebenden Reaction vielfach als staatsgefährlich verdächtigt worden, und als nun am 23. März 1819 der Jenaer Student und Turner Karl Sand den als Volksfeind gehaßten Staatsrath v. Kotzebue ermordet hatte, waren die deutschen Regierungen sehr geneigt, in den Tendenzen des Turnens die Grundursache dieser unseligen That zu suchen. Die Führer der deutschen Jugend auf Universitäten und Turnplätzen wurden als staatsgefährliche Verführer verdächtigt und zum Theil verhaftet, und auch J. wurde in der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1819 gefänglich eingezogen. Sechs Jahre befand er sich in Untersuchungshaft, zuerst in Spandau, dann in Küstrin, zuletzt in Colberg, wo er sich ziemlich frei bewegen durfte. Endlich, im März 1825, wurde er freigesprochen, ihm jedoch der Aufenthalt weder in Berlin und in einem Umkreise von zehn Meilen, noch in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt erlaubt. Wo er seinen Wohnsitz wählte, sollte er unter polizeilicher Aufsicht bleiben, ihm jedoch, so lange er durch sein Verhalten keine Veranlassung zum Tadel gab, von der Regierung ein Jahrgeld von 1000 Thalern gezahlt werden. Er ließ sich nun zunächst in Freiburg an der Unstrut nieder, siedelte 1829 nach Cölleda über, kehrte aber nach sieben Jahren nach Freiburg zurück, wo er von nun an bis zu seinem Lebensende wohnte. Er lebte in stiller Zurückgezogenheit, sich als ein gebrochener Mann fühlend. Nur zuweilen gab er durch schriftstellerische Arbeiten noch Kunde von sich. So erschienen 1828 die „neuen Runenblätter", 1833 „Merke zum deutschen Volksthum", 1835 die nach seiner mündlichen Erzählung niedergeschriebenen „Denknisse eines Deutschen oder Fahrten des Alten im Bart, herausgegeben von Karl Schöppach", 1836 „Leuwagen gegen H. Leo". Als im J. 1840 Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron bestiegen, hob er die über J. verhängte Polizeiaufsicht auf und verlieh ihm nachträglich das eiserne Kreuz. Noch einmal trat J. an die Oeffentlichkeit: das Volk hatte seiner nicht vergessen, man hatte ihn 1848 in die deutsche Reichsversammlung gewählt. Aber er entsprach in derselben zu Frankfurt nicht den Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte. Seine Anschauungen waren veraltet, er verstand die Zeit nicht mehr. Aus der Zeit der Septemberunruhen in Frankfurt rührt seine „Schwanenrede" her, die nie gesprochen, sondern nur gedruckt worden ist. In derselben gibt er sein politisches Glaubensbekenntniß, welches er mit den Worten schließt: „Deutschlands Einheit war der Traum

meines erwachenden Lebens, das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt". J. starb zu Freiburg an der Unstrut, am 15. October 1852, 74 Jahre alt. Die deutschen Turner haben ihm im Verein mit vielen Freunden des Vaterlandes in der Hasenhaide bei Berlin ein großartiges Denkmal gesetzt, in welchem Jahn's mächtige in Erz gegossene Gestalt auf einem Unterbau von Felsen sich erhebt, dessen einzelne Stücke aus allen Theilen der Erde, wo Turner wohnen und die deutsche Zunge klingt (auch aus Amerika, Ostasien und Australien), herbeigesandt worden sind.

Vgl. des Verfassers Theoretisches Handbuch für Turner, Halle 1870. — F. L. Jahn's Leben von Pröhle, neu bearb. v. Euler. Stuttgart 1881.

Angerstein.

Jahn: Gustav Adolf J., geb. in Leipzig am 25. October 1804, † daselbst am 5. Januar 1857. Er besuchte zuerst die Bürgerschule, nachher die Thomasschule und mußte, da seine Eltern mittellos waren, die praktische Mechanik erlernen, wozu er aber weder Lust noch Neigung hatte. Nach vollendeter Lehrzeit ging er 1825 nach Wien, wo er sich dem Studium der Mathematik und Astronomie unter Leitung des Professors J. J. Littrow widmete und auch eine Zeit lang an der Wiener Sternwarte arbeitete. Er kehrte nach Leipzig zurück, hörte noch die Vorlesungen der Professoren Brandes, Möbius, Drobisch und wurde 1831 in Jena auf eine lateinische Abhandlung, „De calculo eclipsium Besseliano commentatio", promovirt, erhielt von der philosophischen Facultät der Leipziger Universität das Kregel-Sternbach'sche Reisestipendium, wofür er die Sternwarten zu Jena, Göttingen und Hamburg, sowie 1833 die zu Berlin besuchte. — Die Jablonowsky'sche Gesellschaft hatte eine Preisaufgabe über die Geschichte der Witterung des Jahres 1828 und Januar und Februar 1829 gestellt, welche J. zu lösen versuchte, doch nicht den Preis, sondern für enormen Fleiß und Aufwand von Kräften eine ansehnliche Gratification erhielt. Das lateinische Manuscript ist nach Utrecht verkauft. Er ließ sich darauf in Leipzig nieder, verehelichte sich am 21. September 1834 mit Fräulein Auguste Teucher aus Pegau, an der er eine treue, liebevolle Lebensgefährtin fand und die ihn in seinen litterarischen Arbeiten vielfach unterstützte. — Da er schon als Kind durch Krankheit schwerhörig geworden, so daß er nicht einmal die Schläge einer Pendeluhr hören konnte, war ihm die Aussicht auf eine Stelle als praktischer Astronom verschlossen und er mußte als Privatgelehrter, Lehrer der Mathematik und Schriftsteller seinen Unterhalt verdienen. Groß ist daher die Zahl der publicirten kleinen Aufsätze in Zeitungen, populären Zeitschriften u. s. w. An selbständigen Werken erschienen außer kleinen mathematischen Lehrbüchern, Broschüren über Finsternisse, Kometen u. s. w. 1832 hypsometrische Tafeln; 1834 und 1835 eine praktische Astronomie in 2 Bänden; 1837 sechsstellige Logarithmentafeln; 1839 Tafeln der Quadrat- und Kubikwurzeln; 1843 eine populäre Sternkunde; 1844 eine Geschichte der Astronomie von 1801—1842 in 2 Bänden; 1845 Wörterbuch der angewandten Mathematik, 2 Bände; 1847 ein Verzeichniß aller bis 1847 berechneten Kometenbahnen; 1848 eine populäre Astrognosie; 1851 ein Katechismus der Astronomie; 1854 die Astronomie und die Astronomen seit 1845 (anonym). Ein Versuch, ein Register zu Zach's monatlicher Correspondenz und der Zeitschrift von Bohnenberger und Lindenau herauszugeben, mißlang, dagegen fertigte er zu den Astronomischen Nachrichten, Band 1—40, zwei Bände Generalregister, die in Hamburg 1851 und 1856 erschienen. Er gründete 1847 eine populäre Zeitschrift, „Unterhaltungen im Gebiete der Astronomie, Geographie und Meteorologie", von der unter seiner Leitung zehn Jahrgänge erschienen und die Heis fortsetzte. Er erfand ein Instrument, Toposkop, um von einem Thurme die Richtung und Entfernung von

Feuer anzuzeigen, welches Instrument er im Auftrage des Stadtrathes in Leipzig im J. 1844 auf zwei Thürmen einrichtete. — Mit Leib und Seele widmete er sich der Astronomie, hielt nicht nur in Leipzig, sondern auch in anderen Städten populäre Vorträge und suchte das Interesse für Astronomie überall zu erwecken und eine Anzahl von Schülern um sich zu sammeln, die er zur Beobachtung von Sternschnuppen, Finsternissen, Sternbedeckungen u. s. w. anleitete, zu welchem Zwecke er sich selbst eine Anzahl kleiner astronomischer Instrumente anschaffte. Er gründete in Leipzig eine astronomische Gesellschaft, deren Director er war und als deren Organ die oben erwähnte Zeitschrift galt. — Seine letzten Lebensjahre waren durch schmerzhafte hämorrhoidale Blasenleiden und ein heftiges krampfhaftes Husten getrübt, davon und von zunehmender Entkräftung erlöste ihn der Tod am 5. Januar 1857 früh 6 Uhr. — Die astronomische Gesellschaft bestand nach seinem Tode noch einige Jahre fort, ging aber später von selbst ein. Sein thätiges Leben, sein großer Fleiß und sein Eifer für die Wissenschaft waren für seine äußeren Verhältnisse wenig ergiebig, so daß er seine Familie in bedrängter Lage zurückließ.

Biographische Notiz siehe: Unterhaltungen im Gebiete der Astronomie, Geographie und Meteorologie, 11. Jahrg., 1857. Bruhns.

Jahn: Johann J., katholischer Bibelgelehrter, geb. am 18. Juni 1750 zu Taswitz in Mähren, † am 16. August 1816 zu Wien, besuchte das Gymnasium zu Znaim, hörte sodann die dazumal vorgeschriebenen Fächer des sogenannten philosophischen Curses in Olmütz und trat hierauf in das Prämonstratenserstift Bruck (1772), in welchem er Theologie studirte; 1774 legte er die Ordensgelübde ab, im nächstfolgenden Jahre wurde er zum Priester geweiht. Nach kurzer Verwendung in der ländlichen Seelsorge wurde er in das Stift zurückgerufen, um daselbst die morgenländischen Sprachen und biblische Hermeneutik zu lehren; im J. 1782 promovirte er in Olmütz zum Doctor der Theologie und wurde ebendaselbst nach Aufhebung seines Stiftes als Professor derselben Fächer, die er in Bruck vorgetragen hatte, angestellt. Im J. 1789 wurde er als Professor der orientalischen Sprachen, der biblischen Archäologie und der Dogmatik an die Wiener Universität berufen, an welcher er bis zum J. 1806 wirkte, worauf seine Ernennung zum Domherrn bei St. Stephan in Wien erfolgte. Mit seiner Uebersiedelung nach Wien begann seine schriftstellerische Thätigkeit, die er mit der Herausgabe einer hebräischen Elementargrammatik (1792) eröffnete. Er unterzog diese Arbeit in zwei folgenden erweiternden Ueberarbeitungen (1799 und 1809) durchgreifenden Umgestaltungen, und bedauerte, durch Kränklichkeit gehindert, nicht an eine letzte Ueberarbeitung gehen zu können, beruhigte sich aber damit, daß das von ihm Angestrebte mittlerweile durch Gesenius verwirklicht worden sei. Der hebräischen Elementargrammatik folgte eine gleichfalls für Anfänger bestimmte Chaldäische und Syrische Sprachlehre (1793) sammt Chrestomathie (1800); ferner eine arabische Sprachlehre (1796) sammt Chrestomathie und Wörterbuch (1802); das Wörterbuch ließ er durch den ihm befreundeten Syrer Aryda, der aus seinem Vaterlande vertrieben in Wien lebte und gleichfalls an der Universität lehrte, prüfen und verbessern, einige schriftliche Dialoge mit Aryda sind der Chrestomathie eingeschaltet. — Vom J. 1793 angefangen ließ er eine Einleitung in die alttestamentlichen Schriften erscheinen (1793—1802, in 5 Abtheilungen), welche von 1802 an in einer neuen Auflage erschien; daraus ein lateinischer Auszug in zwei Auflagen 1804 und 1815. Im J. 1797 begann die Veröffentlichung seiner biblischen Archäologie (3 Theile in 5 Bänden 1797—1805; zweite Auflage 1807—1815); davon abermals ein lateinischer Auszug in zwei Auflagen (1805 und 1814). Auch eine neue Handausgabe des hebräischen Bibeltextes nahm J. in Angriff; sie erschien in 4 Bänden

(1806), die Kosten der Edition wurden vom Stifte Klosterneuburg bestritten. Diese mit einer Auswahl von Varianten versehene Ausgabe hat das Eigenthümliche, daß sie von der herkömmlichen Aufeinanderfolge der Bücher abgeht, und die Bücher der Chronik zerstückelt, um die einzelnen Abschnitte derselben als Parallelstellen den entsprechenden Abschnitten anderer biblischer Bücher gegenüberzustellen. — Schließlich wendete sich J. auch noch der Bearbeitung der biblischen Hermeneutik zu; er ließ ein „Enchiridion hermeneuticae generalis tabularum utriusque foederis“ erscheinen (1812), sammt einem Nachtrage, der die Theorie an einzelnen biblischen Abschnitten speciell erproben sollte (Exercitationes exegeticae, 1813, Fascic. 1 und 2). Seine hermeneutischen Grundsätze sind im Ganzen jene Ernesti's, an welche sich auch Jahn's College Arigler (Bd. I S. 527) hielt. Dieser Grundton seiner hermeneutischen Anschauungen erklärt nun auch zum Theil die Conflicte, in welche er trotz der entschieden conservativen Richtung, die er auf dem Gebiete der biblischen Kritik einhielt und mit bedeutendem wissenschaftlichen Erfolge vertrat, verwickelt wurde. Schon 1793, unmittelbar nach Herausgabe des ersten Theiles seiner Einleitung in die Bücher des Alten Testamentes wendete sich der Cardinalerzbischof mit einer Beschwerdeschrift an Kaiser Franz und klagte über Jahn's willkürliche Abweichungen von den herkömmlichen kirchlichen Anschauungen; J. erkläre die Bücher Job, Jonas, Tobias und Judith für bloße Lehrgedichte und erkenne in den Daemoniacis des Neuen Testamentes keine Besessenen, sondern gefährlich Kranke. Die zur Prüfung niedergesetzte Commission urtheilte, daß zwar die von J. angeregten Fragen in einer wissenschaftlichen Exegese und Hermeneutik nicht zu umgehen seien und auch seine Meinungen nicht als geradezu heterodox bezeichnet werden könnten, er wäre jedoch schuldig gewesen, die unter den Theologen der deutschen katholischen Kirche bestehenden Ansichten mehr zu respectiren, die Collision mit seinem Bischofe zu vermeiden und auch die Entstehung ärgerlicher Zweifel bei seinen Zuhörern zu verhüten. Ueberdies sei für die Erklärung der Sache nichts gewonnen, wenn J. z. B. seine Ansicht von den Daemoniacis auf die evangelische Erzählung von den Dämonen anwenden wolle, welche aus den von ihnen Besessenen in die Schweine der Gerasenischen Hirten fuhren. J. wurde demzufolge beauftragt, die vom Cardinalerzbischofe beanstandeten Sätze sowol in seinen Schriften als auch in seinen mündlichen Vorträgen so zu modificiren, daß sie lediglich die Gestalt einer historisch-problematischen Mittheilung annähmen; nebstbei behielt sich die Regierung vor, künftighin vor Zulassung und Einführung eines theologischen Lehrbuches das Gutachten der Bischöfe einzuholen. Die Regierung benahm sich, wie man sieht, in dieser Sache maßvoll und schonend gegen J.; der Zwiespalt der Geister, der Conflict zwischen traditioneller und semirationalisirender Auffassungsweise war aber damit freilich nicht beglichen und konnte auf dem Boden einer vorwiegend empiristisch-historischen Anschauungsweise, auf welchem sowol J. als auch seine Gegner standen, nicht beglichen werden. In Folge dessen kam es, daß die oben erwähnten lateinischen Lehrbücher Jahn's über die alttestamentliche Einleitung und die biblische Archäologie dennoch später von einem Verbote der Regierung betroffen wurden (1805); die Beförderung Jahn's zum Domherrn hatte vornehmlich den Zweck, ihn einer Stellung zu entrücken, welche er ohne ernstliche Gefahren für die Ruhe seines Lebens und anderweitige schwerere Verwickelungen kaum lebenslänglich würde haben behaupten können. Uebrigens blieb J. bis zum Ende seines Lebens unausgesetzt litterarisch thätig; noch ein Jahr vor seinem Tode veröffentlichte er einen Commentar über die messianischen Vaticinien; einer seiner Freunde im Auslande veröffentlichte mehrere Jahre nach seinem Tode „Nachträge zu Jahn's theologischen Werken“ (Tübingen 1821). Die zweite Auflage seines lateinischen Compendiums der biblischen Archäologie behauptete

sich als Unterrichtsbuch in den theologischen Lehranstalten Oesterreichs bis in die Mitte dieses Jahrhunderts herab; sein lateinisches Compendium der alttestamentlichen Einleitung wurde durch seinen Amtsnachfolger Ackermann theilweise umgestaltet. Außer den von J. selbstständig veröffentlichten Schriften sind noch einige in Bengel's Archiv für Theologie abgedruckte Arbeiten zu erwähnen, welche auf wichtige Gegenstände der biblischen Einleitungswissenschaft Bezug haben. Die Verdienstlichkeit der wissenschaftlichen Leistungen Jahn's läßt sich in den Satz zusammenfassen, daß er für seine Zeit der bedeutendste katholische Vertreter der alttestamentlichen Bibelwissenschaft war. Als solcher wird er gewürdiget in dem ihn betreffenden Artikel der Halle'schen Encyklopädie, woselbst auch die genaueren litterarischen Nachweisungen über die seine Leistungen betreffenden Urtheile zeitgenössischer Fachgenossen sich finden.

Vgl. außerdem Wurzbach's Lexikon und die daselbst angeführte Litteratur.

Werner.

Jahn: Johann Christian J., Philolog und Schulmann, geb. am 15. Januar 1797 zu Stolzenhain bei Elsterwerda in der preußischen Provinz Sachsen, † am 19. September 1846. Da sein Vater, ein wenig bemittelter Landmann, sich lange geweigert hatte, ihn studiren zu lassen, trat er erst 1812 schwach vorbereitet in die Fürstenschule zu Meißen ein, wo er lange kaum fortkommen konnte, aber gefördert durch den anregenden Unterricht von Weichert und Weiske zuletzt alle Hindernisse überwand. Im J. 1818 bezog er die Universität Leipzig; fast völlig mittellos mußte er sich, da sein Vater im Kriege 1813 verarmt und bald darauf gestorben war, durch Privatunterricht seinen Unterhalt kümmerlich verschaffen. Zunächst hatte er sich der Theologie gewidmet, aber mit Spohn näher bekannt geworden entschied er sich zum Studium der Philologie. Schon im zweiten Jahre seiner Universitätszeit 1819 erhielt er eine außerordentliche Collaboratorstelle an der Thomasschule, die ihn vor Nahrungssorgen deckte und zugleich es möglich machte, seine Studien an der Universität fortzusetzen. Nachdem er sich durch die Besorgung der dritten Gierig'schen Ausgabe von Ovid's Metamorphosen (Leipzig 1821—23, 2 Bde.) bereits vortheilhaft als gelehrter Philolog bekannt gemacht hatte, wurde er durch die Empfehlung seines ehemaligen Lehrers Weichert, der inzwischen Rector in Grimma geworden, 1823 zum Adjuncten daselbst ernannt, welche Stelle er 1825 aufgab, als ihm der unternehmende Buchhändler B. G. Teubner die Redaction seiner Classikerausgaben übertrug, für welche er selbst den Horaz und Virgil besorgt hat. Bald nach seiner Uebersiedelung nach Leipzig habilitirte er sich 1826 an der Universität durch Vertheidigung der Abhandlung „de Ovidii et Sabini epistolis“. Noch mehr fesselte ihn an das Teubner'sche Haus die auf Passow's Anregung erfolgte Begründung der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, für deren Redaction er als die geeignetste Persönlichkeit erkannt wurde. Was er als Leiter dieser einflußreichen Zeitschrift, welche alle früheren Unternehmungen der Art in Schatten stellte, geleistet hat, läßt sich am besten erkennen, als dieselbe nach Jahn's frühzeitigem Tode fast ein Decennium lang wie verwaist erschien, bis sie im J. 1855 in noch bessere Hände kam. Seine Thätigkeit an der Universität, an der J. besonders über Dichter der augusteischen Zeit mit Beifall gelesen hatte, stellte er ein, als ihm 1828 der Stadtrath zu Leipzig die erledigte Collaboratorstelle an der Thomasschule übertrug; 1835 rückte er zum Conrector vor, welche Stelle er bis zu seinem Lebensende bekleidet hat. — Außer zahlreichen Recensionen und Berichten in den Jahrbüchern, für deren Vervollkommnung er rastlos thätig war, begann J. eine kritische Ausgabe des Ovidius, von der 1828—1832 zwei Bände erschienen sind; auch besorgte er, ohne seinen Namen zu nennen, eine Ausgabe der Tristia mit deutschen Noten

(Leipzig, bei Schwickert 1829), die als Muster einer Schulausgabe zu betrachten ist. Selbst den Bearbeitern der Bibliotheca auctorum classicorum von Englin-Engelmann ist unbekannt geblieben, daß der Herausgeber dieses vortrefflichen Buches der bescheidene J. gewesen ist.

Conversationslexikon der Gegenwart, Bd. 2 (1839), S. 1128 ff. R. Dietsch in den Jahrbüchern für Philologie u. Pädagogik, Bd. 50 (1847), S. 472 ff.

Halm.

Jahn: Otto J., Philolog, Archäolog, Litterarhistoriker und Musikgelehrter. Er ward am 16. Juni 1813 in Kiel geboren, wo sein Vater Jakob J. als Advocat und Landsyndikus (Rechtsbeistand der schleswig-holsteinischen Ritterschaft) lebte. Als tüchtiger Jurist und zuverlässiger Geschäftsmann im ganzen Lande hochangesehen, machte dieser von seinem selbsterworbenen Vermögen den liberalsten Gebrauch. Die Mutter war eine Tochter des Professors der Jurisprudenz Ad. Trendelenburg, eine lebhafte, thatkräftige, jeder Aufgabe mit warmem Herzen sich widmende Frau. Otto war das vorletzte von neun Geschwistern. Schon früh entwickelte der Knabe, zu den gewöhnlichen Kinderspielen wenig geneigt, einen ungemessenen Leseeifer, und man gewöhnte sich in der Familie bald in ihm den künftigen Philologen zu sehen. Eine seiner ersten Sorgen war, einen Stammbaum der griechischen Götter zu entwerfen. Später wanderten seine Ersparnisse regelmäßig zum Buchhändler. Mit nicht minder lebhaftem Interesse widmete sich der Knabe der Musik, welche in dem höchst angeregten Verkehr des elterlichen, von Einheimischen wie Fremden gern aufgesuchten Hauses eine hervorragende Rolle spielte. Zu den Aufführungen des Puppentheaters sang er mit heller Kinderstimme den ganzen Freischütz vollkommen richtig und nahm an der Hausmusik mit seinem Klavierspiel Theil. Den theoretischen Unterricht in der Musik erhielt er bei dem strengen G. Chr. Apel (s. Biogr. Aufs. S. 1 ff.), aus dessen Nachlaß er später das „Kirchliche Antiphonarium" (Kiel 1845) herausgab. Zugleich betheiligte sich J. an Gesang- und Orchestervereinen. Obschon er nie ein gutes Orchester gehört hatte, unternahm er es dennoch, als die behufs eines Concertes von Hamburg verschriebenen Orchesterstimmen zum Finale des ersten Actes von Weber's Oberon ausblieben, in einigen Nächten die Stimmen auf Grund des Klavierauszuges so wie er sie sich dachte aufzusetzen. Diese Extravaganz veranlaßte den Vater, welcher eine musikalische Laufbahn des Sohnes nicht wünschte und bereits P. W. Forchhammer in's Haus gezogen hatte, um dessen Schulstudien zu überwachen und zu ergänzen, Otto noch vor Absolvirung des Kieler Gymnasiums nach Schulpforte zu schicken (Mai 1830). Auf Nitzsch's Empfehlung fand er im Hause des ausgezeichneten Ad. Gottl. Lange eine neue Heimath, an Lange selbst einen lebenslänglich mit kindlicher Liebe von ihm verehrten Lehrer und Pflegevater. Trotz der eifrigen Erfüllung der Schulpflichten fand J. auch hier Zeit, die Musik weiter zu üben; für eine Schulfeier componirte er ein größeres Gesangsstück. Lange's plötzlicher Tod (9. Juli 1831) brach Jahn's Aufenthalt auf der Pforte vor der Zeit ab; die Anhänglichkeit an die Anstalt bewahrte er getreulich, und regelmäßig übersandte er der Bibliothek alle seine Schriften.

Im Herbst 1831 bezog J. die heimische Universität. Die schwankenden Interessen des Jünglings lenkte G. W. Nitzsch auf das Studium der griechischen Sagenpoesie, der damalige Privatdocent Joh. Classen auf die römischen Satiriker, denen J. fortan eifrige Studien widmete. Im Herbst 1832 ging er nach Leipzig, wo er im Hause des Prof. W. Wachsmuth freundschaftliche Aufnahme, an Gottfr. Hermann einen Lehrer fand, dessen Persönlichkeit und allgemeine Art der Behandlung wissenschaftlicher Fragen noch stärker auf J. wirkte, als daß ihn der speciellere Kreis von Hermann's vorwiegenden Interessen in der Aus-

wahl seiner eigenen Studien bestimmt hätte. Nachdem J. nach einem Jahre Leipzig mit Berlin vertauscht hatte, gewann Böckh einen entscheidenden Einfluß auf seine Gesammtanschauung von den Aufgaben und dem Zusammenhange der Alterthumswissenschaft. Persönlich trat er Lachmann weit näher. Hörte er auch keine Vorlesung bei ihm, so war er ein desto eifrigeres Mitglied seines Seminars (vgl. Jahn's Mittheilungen bei Hertz, K. Lachmann S. 82 ff.). Stets gründlich präparirt, war J. in jeder Stunde bereit, die Interpretation zu übernehmen, und Lachmann forderte, wenn kein Interpret sich meldete, bald regelmäßig J. auf einzutreten. Dafür wandte der Lehrer nicht blos vorzugsweise ihm die Strenge seiner methodischen und feinsinnigen Zucht zu, sondern beglückte ihn auch durch eine herzliche Zuneigung. Für Beides dankte später J. dem praeceptori incomparabili, amico integerrimo in der Widmung seiner Persiusausgabe. Archäologische Studien lagen J. in Berlin wie in Leipzig noch ziemlich fern, doch besuchte er die Vorlesungen über Antiken des Museums, mit denen damals Gerhard vor einem größeren Publikum seine Berliner Wirksamkeit eröffnete. Weit mehr nahmen ihn an beiden Orten die musikalischen Genüsse in Anspruch. Vor Allem machte ihm das Berliner Gastspiel der Schröder-Devrient (Sommer 1834) einen fast überwältigenden Eindruck, so daß deren Fidelio auch noch dem gereiften Manne als das Höchste musikalisch-dramatischer Kunst galt. Seine theoretischen Musikstudien setzte J. bei dem strengen Lehrer S. W. Dehn fort, der denn auch dem fortdauernden Schwanken des Jünglings, ob er die Musik oder die Philologie zum Lebensberuf wählen solle, ein Ende machte. J. hatte ihm einige seiner Compositionen mit der Bitte um ein unparteiliches, für seinen Entschluß entscheidendes Urtheil übergeben. Dehn behielt die Compositionen lange bei sich, ohne sich darüber auszusprechen. J. verstand das Schweigen. Ohne den musikalischen Studien zu entsagen, erblickte er fortan seinen eigentlichen Beruf in der Philologie, welcher er vom Frühjahr 1835 an wiederum in Kiel oblag. Das von Nitzsch geleitete Seminar (vgl. Biogr. Aufs. S. 148 f.) bildete auch hier den Mittelpunkt seiner akademischen Studien, die er mit einer dem Lehrer gewidmeten Abhandlung über Palamedes, einer etwas ungefügen Probe citatenreicher Gelehrsamkeit, abschloß. Die scharfe Betonung der Grenzen des Wissens gegenüber bloßen Combinationen erinnert an Hermann und Lachmann. Am 18. October 1836 ward er promovirt, nachdem er sich kurz zuvor mit einem namentlich musikalisch reich begabten Mädchen verlobt hatte. Beethoven und Schubert hatte er sich angelegen sein lassen in Kiel einzubürgern, wo man bis dahin beide Componisten nur aus der Ferne verehrt hatte.

Auf die Lehrzeit folgten Wanderjahre, welche neben manchen anderen Zielen besonders der Beschaffung eines kritischen Apparates für Persius und Juvenal gewidmet waren. Ein Winter in Kopenhagen sicherte J. ein Reisestipendium, wie sie die dortige Regierung mit einer damals nicht überall üblichen Liberalität zu vertheilen pflegte, und brachte ihn in persönliche Beziehung zu dem kunstsinnigen Kronprinzen, dem späteren König Christian VIII. Im Sommer 1837 besuchte J. mehrere deutsche Bibliotheken und blieb dann längere Zeit in Paris. Neben den gelehrten Studien auf der Bibliothek, bei welchen ihn Hase auf das Liebenswürdigste unterstützte, genoß J. mit vollen Zügen die musikalischen Leistungen der Oper (Lablache, Rubini, Giulia Grisi) und des Conservatoriums, in dessen Leiter Habeneck er das Muster eines zugleich strengen und geistvollen Dirigenten kennen lernte (vgl. Grenzboten 1854, IV, S. 4). Der Eindruck von Chopin's Clavierspiel hielt ihn wochenlang völlig im Bann. Außerdem führte das Museum und mehr noch das damals in Paris sehr lebhafte archäologische Treiben J. auf diese Studien. R. Rochette's kürzlich erschienene Monumens inédits waren das erste archäologische Buch, welchem er

ein gründliches Studium widmete. So legte der Pariser Aufenthalt den Keim zu einer Erweiterung von Jahn's Interessen, welche für sein ganzes Leben entscheidend ward. Im Juli 1838 begab sich J. nach Bern, welches ihm durch den intimen Verkehr mit dem Prediger Baggesen, einem Sohne des Dichters, besonders lieb ward. Nachdem die Bibliotheken in Bern, Zürich, St. Gallen, Einsiedeln für seine Zwecke ausgebeutet waren, wanderte er im Herbst südwärts über die Alpen und traf im October in Rom ein; unterwegs hatte er in Bologna Rossini aufgesucht. In Rom fand er in der casa prussiana auf dem Capitol Quartier bei Emil Braun, dem Secretär des archäologischen Instituts, der mit Freuden den „handfesten Philologen, der auch lebhaftes Interesse für Archäologie habe und überaus bewandert sei", begrüßte (Braun an Gerhard, 30. October 1838). Ihm verdankte es J., daß er die in Paris begonnenen Studien fruchtbar fortsetzen lernte. Braun führte ihn in das Studium der reichen Denkmälerwelt Roms ein und verwies ihn auf die Arbeiten Welcker's, deren Tiefe und Bedeutung dem Schüler Hermann's erst jetzt aufging. Braun überließ ihm einige Zeichnungen zu seiner ersten archäologischen Schrift (Vasenbilder, 1839) und zog ihn zur Theilnahme an den Arbeiten des Instituts heran. Braun veranlaßte ihn auch, mit Hilfe einer durch Gerhard vermittelten Unterstützung der Berliner Akademie den litterarischen Nachlaß des jüngstverstorbenen Epigraphikers Olaus Kellermann zu erwerben und bestärkte ihn dadurch in seiner Neigung für inschriftliche Studien. Von Rom aus unternahm J. einen Ausflug nach Etrurien, sodann im Verein mit Schubart aus Kassel eine wohlgelungene Bereisung Siciliens, wo J. sich Griechenland nahe fühlte, endlich einen Besuch Neapels und Pompejis. Auf der Rückreise machte er noch eine längere Station in Florenz, wo er mit dem nach Griechenland reisenden K. O. Müller zusammentraf. Mit seinem Landsmanne Gaye plante J. einen Katalog der Kunstsammlungen in den Uffizien, aber Gaye's Tod und der Verlust eines Theiles von Jahn's Aufzeichnungen an der österreichischen Grenze verhinderten die Ausführung des Planes. Ueber Berlin, wo Lachmann den ehemaligen Schüler mit besonderer Herzlichkeit empfing und ein persönliches Verhältniß zu Gerhard angeknüpft ward, kehrte J. im Sommer 1839 in die Heimath zurück.

In Kiel begann J. bereits im Herbst 1839 seine akademische Thätigkeit mit einem Colleg über Juvenal. Philologische und archäologische Vorlesungen gingen schon hier, wie seitdem überall, regelmäßig neben einander her. Daneben führte er Besprechungen mit den Studenten über antiquarische Gegenstände ein. Zu seinen natürlich nicht zahlreichen Zuhörern gehörte unter Andern Theodor Mommsen, der sich in der Vorlesung über Juvenal durch die sichere Detailkenntniß des römischen Lebens innerlich angeregt, noch mehr aber durch die Winke gefördert fand, welche J. ihm für antiquarisch-epigraphische Arbeiten gab (vgl. Mommsen, de collegiis S. 129). Aus jenen Besprechungen erwuchs allmählich eine Art archäologischen Seminars. Diese Methode archäologischen Unterrichts war damals nicht üblich, und es ist ein entschiedenes Verdienst Jahn's, sie in das akademische Leben Deutschlands eingeführt zu haben. Desgleichen bürgerten J. und Forchhammer zuerst die in Rom übliche Winckelmannsfeier an deutschen Universitäten ein (9. Dec. 1840), ein Beispiel, das vieler Orten Nachahmung fand. Auch betheiligte er sich an den von Kieler Docenten herausgegebenen „Kieler philologischen Studien" (1841) mit einer Abhandlung über Polygnot, während er selbständig in einem „Briefe an Herrn Professor F. G. Welcker" (1841) eine resultatreiche archäologisch-litterarische Untersuchung über Telephos und Troilos veröffentlichte, welche den Grund zu einem allmählich immer enger sich gestaltenden Verhältniß zu Welcker legte. Mit dem „specimen epigraphicum in memoriam Ol. Kellermanni editum" gab J. in demselben Jahre

eine Abschlagszahlung auf die Verpflichtungen, welche er mit dem Nachlasse jenes Gelehrten übernommen zu haben glaubte. In der That gewährte ihm darauf hin Christian VIII. auf drei Jahre eine jährliche Summe zur Fortsetzung dieser Studien. Neben allen diesen Publicationen ging als Hauptarbeit die große Persiusausgabe her. Aber auch dem Musikleben Kiels widmete er eifrige Theilnahme: der ersten Aufführung von Mendelssohn's Paulus war die orientirende Broschüre über dies Oratorium (1842) gewidmet. Auch erschien damals ein Heft mit acht Liedern, „seiner Louise“ zugeeignet.

Im Herbst 1842 folgte J. einem Rufe als außerordentlicher Professor der klassischen Litteratur und Archäologie nach Greifswald, an Stelle Klausen's. Eine Jacht brachte das junge Ehepaar mit der bereits sehr ansehnlichen Büchersammlung in rascher Fahrt hinüber. Der erste Winter war der Einleitung zum Persius gewidmet; im März 1843 konnte die umfangreiche Ausgabe abgeschlossen werden. Mit einer Gelegenheitsrede über Goethe's Iphigenie (1843), die an feinen Bemerkungen über die griechische Tragödie und deren Verhältniß zu Goethe's Dichtung reich ist (Popul. Auff. S. 353 ff.), führte er sich in weiteren Kreisen seiner neuen Mitbürger ein und begründete auch hier bald die Sitte der Winckelmannsfeier im Verein mit Schömann, welcher sich J. auch persönlich mit großer Wärme anschloß und sich durch ihn in archäologische Interessen hineinziehen ließ. Im Anschluß an diese Feiern bildete sich ein Ausschuß, welcher bald die erforderlichen Mittel gesammelt hatte, um den Grund eines akademischen Kunstmuseums zu legen. Die akademische Wirksamkeit, in welcher auch die archäologischen Uebungen wieder ihre Stelle fanden, gestaltete sich ähnlich wie in Kiel; für die geringe Zahl bot der Eifer und die Anhänglichkeit der Zuhörer Ersatz. Außer zahlreichen Einzelarbeiten erschienen 1845 eine Altes und Neues vereinigende Sammlung „Archäologischer Aufsätze“ und die Ausgabe des Censorinus, an welcher Lachmann den thätigsten Antheil nahm. Jene war Braun, diese Imm. Bekker gewidmet. Kurz darauf erfolgte ein Ruf, unter äußerlich glänzenden Bedingungen als Akademiker nach St. Petersburg überzusiedeln. J. zog das Ordinariat in Greifswald, welches ihm auf Schömann's warme Fürsprache verliehen ward, vor; zugleich trat er als Mitdirector am philologischen Seminar ein.

Die Musik pflegte J. gleichzeitig in einem Kreise eng befreundeter Familien, die sich zu einem äußerst angeregten Verkehr zusammenfanden. Ein Sonnabendskränzchen, ein- und mehrstimmigem Gesange gewidmet, gab ihm Anlaß zu vielfachen Compositionen, von denen eine Auswahl 1852 in zwei Heften erschienen ist. Aber schon sehr bald traten bei Jahn's Frau die ersten Anzeichen eines geistigen Leidens hervor, welches sich rasch steigerte, so daß nach mancherlei auftauchenden und wieder verschwindenden Hoffnungen auf Genesung schließlich die Kranke einer Heilanstalt übergeben werden mußte. Der Druck dieser „schwersten Prüfung, die einem menschlichen Herzen auferlegt werden kann“, hat auf J. sein ganzes Leben hindurch gelastet. Nur schwer überwand er sich, der Musik nicht völlig zu entsagen; im Verkehr gewöhnte er sich seitdem auf den engsten Kreis nächster Freunde sich zu beschränken. Im Sommer 1845 dachte er an eine längere Urlaubsreise nach Italien, um den schon 1841 von Savigny ihm nahegelegten Plan eines Corpus Inscriptionum Latinarum mit Hilfe Mommsen's zur Ausführung vorzubereiten. Allein die Verhandlungen mit der Berliner Akademie zögerten sich jahrelang hin, so daß J. sich schließlich „nur das Verdienst erwerben konnte, auszuhalten, bis Th. Mommsen eintreten konnte in die Aufgabe, die ein gutes Geschick ihm aufbewahrt hatte“ (Ed. Gerhard, S. LXXXIV). J. selbst widmete sich inzwischen im Anschluß an Zahn's großes Werk über Pompeji einer Reihe von Monographien, welche zu einem Bande „Archäologischer

Beiträge" (1847) zusammengefaßt wurden. Die einzelnen Mythen wurden durch Litteratur und Kunst hindurch verfolgt, durchweg mit der strengen philologischen Methode, welche damals für archäologische Untersuchungen nicht üblich war. Diese Behandlungsweise ward für Jahn's spätere Arbeiten typisch, fand aber bald auch bei anderen Archäologen Nachahmung. Zugleich begann J. eine kritische Ausgabe des Juvenal. Da traf um Neujahr 1847 ein Ruf nach Leipzig ein, an die durch W. A. Becker's Tod erledigte Stelle. J. zögerte nicht, das abgelegene Greifswald mit Leipzig zu vertauschen, wo ihm eine größere Wirksamkeit an der Seite G. Hermann's und Haupt's in Aussicht stand. Ostern 1847 siedelte er dahin über.

Obschon die Leipziger Universität damals von ihrer heutigen Frequenz noch weit entfernt war, sprach doch J. dort zuerst zu einem etwas größeren Kreise von Zuhörern. Am philologischen Seminar hatte er keinen Theil; durch philologische und archäologische Vorlesungen und durch archäologische Uebungen ergänzte er die Wirksamkeit der genannten beiden Männer, neben denen Westermann eine tüchtige Thätigkeit entfaltete. Nach Hermann's Tode ertheilte die Universität J. den ehrenvollen Auftrag, die Gedächtnißrede zu halten (28. Jan. 1849), in welcher er dem verewigten Meister ein schönes Denkmal in Hermann'schem Lapidarstil setzte (Biogr. Auff. S. 89 ff.). Kurz vorher war auf eine Anregung Jahn's hin Mommsen nach Leipzig berufen, mit welchem J. fortan in engster Gemeinschaft des Lebens und der Studien zusammenwohnte: das Wissen und Können des Einen stand stets auch dem Andern zu Gebote. Damals pflegten die Leipziger Universitätsprofessoren noch in lebhaftem, vielfach fördernden und anregenden Verkehr mit anderen Berufskreisen zu stehen. „Von den Buchhändlern K. Reimer, S. Hirzel, G. Wigand machte Dr. H. Härtel den Uebergang zu dem ausschließlich gelehrten Contingent von Haupt, Mommsen, Danzel und Jahn; denn Klee war damals schon nach Dresden gegangen" (Biogr. Auff. S. 210). Die politische Schwere der Zeit, welche diese Männer zu ernster Thätigkeit verband, ließ doch auch dem Humor freien Spielraum; die Genossen waren unerschöpflich in Scherzen und Neckereien (vgl. Belger, M. Haupt S. 59 ff.), welche leicht ihren Weg in die Druckerei fanden, bald an ein größeres Publikum sich wendend, bald nur für den vertrauten Kreis bestimmt. Daneben bot das Goethejubiläum (28. Aug. 1849) J. den Anlaß, im Verein mit Hirzel allen Spuren von Goethe's Leipziger Aufenthalt nachzugehen; so ward aus der Festrede bei der Veröffentlichung ein kleines Buch. Aus dem Kreise des „trefflichen, ehrenhaften Kernmenschen" Georg Wigand (Biogr. Auff. S. 224), in dessen Hause J. und Mommsen längere Zeit wohnten, ging 1850 das litterarische Centralblatt hervor, welches anfangs an Haupt, Jahn, Mommsen, Nipperdey seine eifrigsten Mitarbeiter hatte. Wigand's Verbindung mit L. Richter ward auch der Anlaß zu Jahn's Lebensbild dieses Künstlers (1852, Biogr. Auff. S. 221 ff.); dessen Dank war die reizende Vignette mit dem Motto inter folia fructus, welche J. fortan als Bibliothekszeichen benutzte. Wenig später setzte J. dem ganzen Freundeskreise ein Denkmal in der tief empfundenen Erinnerung an Danzel (Biogr. Auff. S. 165 ff.).

Daß die hervorragendste Musikstadt Deutschlands auch die musikalischen Neigungen Jahn's neu belebte, versteht sich von selbst. Hartenstein (Vorrede zum Mozart) und Härtel, Hauptmann (Grenzb. 1870, II. S. 81 ff.) und Rietz standen ihm in diesen Interessen besonders nahe. So konnte er einen schon in Greifswald mit Freunden erwogenen Plan in's Leben rufen: die weitzerstreuten und meist nur handschriftlich erhaltenen Werke des Leipziger Altmeisters Joh. Seb. Bach in einer großen Ausgabe zu sammeln. Dies führte zur Gründung der Bachgesellschaft, als deren Schriftführer J. die sehr schwierigen

und zeitraubenden Vorarbeiten zum größten Theil zu führen hatte (vgl. Grenzb. 1851, IV. S. 269 ff.). Besonders aber erwarb er sich dadurch ein bedeutendes Verdienst, daß er darauf bestand, der Ausgabe jenen philologisch-kritischen Charakter aufzuprägen, welcher seitdem auch den übrigen Gesammtausgaben unserer großen Musiker verliehen worden ist und sie von ähnlichen ausländischen Unternehmungen so vortheilhaft unterscheidet. J. selbst stellte ein Muster auf in dem Klavierauszuge der ersten beiden Bearbeitungen von Beethoven's Leonore (1851), welche für verschollen galten, zu welchen er aber das Material mühsam aus den verschiedensten Quellen zusammengebracht hatte. Eine kritische Einleitung setzte das Verfahren bei einer solchen Arbeit in's Klare.

Die wissenschaftliche Thätigkeit Jahn's fand eine besonders reiche Entfaltung in den Schriften der vor Kurzem begründeten sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Die lange Reihe meist archäologischer, aber auch philologischer und litterarhistorischer Monographien, welche J. beisteuerte, glichen dem Zuschnitte nach den früher veröffentlichten „Beiträgen", waren aber in den Gegenständen viel mannigfaltiger. Ergänzt wurden sie durch die im Verein mit Mommsen verfaßte Schrift über die „Ficoronische Cista" (1852), eine Streitschrift wider Panofka, welche ebenso luftreinigend wirkte, wie eine Rede über das Wesen und die Aufgaben der Archäologie (Sächs. Berichte, 1848, S. 209 ff.) klärend über die Stellung dieser Disciplin im Kreise der Alterthumsstudien. Für die von Haupt und Sauppe ins Leben gerufene Sammlung von Ausgaben klassischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen bearbeitete J. Cicero's „Brutus" (1849) und „Orator" (1851), und daneben ging der Druck der kritischen Ausgabe des „Juvenal", wiederum unter Lachmann's emsiger Hilfe bei der Correctur, langsam seinem Ende entgegen (1851). Auch der Commentar gedieh allmählich bis zur fünften Satire, blieb dann aber liegen. Unter den Plänen, welche sich dazwischen schoben, stand in erster Reihe der eines Handbuches der Archäologie für die damals von K. Reimer entworfene Sammlung klassischer Handbücher. Eine kleine kritische Ausgabe des Persius, welche bald nach dem Juvenal erschien (1851), brachte einen gegenüber der größeren Ausgabe vereinfachten und zuverlässigeren Apparat.

Mittlerweile hatte Jahn's akademische Thätigkeit ein jähes Ende gefunden. Voll lebhaften Interesses für die Entwickelung der politischen Verhältnisse Deutschlands, war er im Frühjahr 1848 nach Schleswig-Holstein geeilt, wo er auch als Gesandter nach Oldenburg eine rasch vorübergehende diplomatische Verwendung gefunden hatte (vgl. Belger, M. Haupt S. 61 Anm.). In Leipzig gehörte er wie die übrigen Freunde dem gemäßigten deutschen Vereine an, welcher 1849 für Durchführung der deutschen Reichsverfassung in Sachsen thätig war. Als aber die weiter links stehenden Parteien, mit denen der deutsche Verein bisher meistens zusammengegangen war, den Dresdener Maiaufstand hervorriefen, erklärte Mommsen im Namen der Genossen den Austritt aus dem Verein. Obwol diese Erklärung in jener aufgeregten Zeit nicht ohne Gefahr war, genügte dies doch nicht der Reaction, welche bald unter Beust über Sachsen hereinbrach. Als zunächst die Majorität des akademischen Senates sich weigerte, nach der octroyirten Verfassung einen Abgeordneten zu wählen, wurden mit den Uebrigen auch Haupt, Jahn und Mommsen suspendirt. Weiter aber ward gegen Letztere wegen ihrer früheren Thätigkeit im deutschen Verein eine Criminaluntersuchung eröffnet. In erster Instanz wurden Haupt und Mommsen zu längerer Festungshaft in Hubertsburg verurtheilt, J. ab instantia freigesprochen; in zweiter erfolgte die Freisprechung aller Drei, aber wiederum nur ab instantia. Die Regierung bediente sich eines bei solcher halben Freisprechung ihr zustehenden Rechtes und verfügte die Absetzung der Drei „zum Besten der Universität",

weil sie während der Maitage „öffentliches Aergerniß gegeben und ein sehr schlechtes Beispiel für die akademische Jugend aufgestellt“ hätten (Erlaß des Herrn v. Beust vom 22. April 1851). Dies Verfahren ward überall als Willküract empfunden, so daß K. F. Hermann in Göttingen, obschon politisch auf ganz anderer Seite stehend und sehr geneigt, nach Leipzig überzusiedeln, dennoch es ablehnte, einem Rufe an Jahn's Stelle zu folgen.

Auch sonst brachte das J. 1851 viele Veränderungen: Lachmann's Tod, die endliche Erlösung von Jahn's Frau von ihrem dunkeln Leiden, die Berufung Mommsen's nach Zürich, welcher im nächsten Frühjahr dorthin übersiedelte. Außer der Schrift über die ficoronische Cista ward noch die Ausgabe des Florus (1252) zum Denkmal ihrer Studiengemeinschaft. Durch Halm's Güte hatte J. die maßgebende Bamberger Handschrift zur Benutzung erhalten; mit Hülfe Mommsen's, Haupt's und Halm's entstand eine Ausgabe, welcher J. gern die Bezeichnung „O. I. et amici emendarunt“ gegeben hätte. Eine Bearbeitung der „Periochae de T. Livio“ und des Obsequens schloß sich an (1853), während andere philologische Absichten ebenso unausgeführt blieben, wie der bereits in Greifswald gefaßte Plan einer zusammenfassenden Behandlung der römischen Sarkophagreliefs. Neben den Arbeiten für die Gesellschaft der Wissenschaften, deren Klassensecretär J. nach Haupt's Abgang nach Berlin (Herbst 1853) ward, begann damals eine regere Theilnahme an der Archäologischen Zeitung, welche zu einer allmählich immer innigeren Freundschaft mit dem Herausgeber Ed. Gerhard führte.

In den Vordergrund von Jahn's Thätigkeit trat aber um diese Zeit der Plan einer Biographie Beethoven's, welcher sich bald dahin erweiterte, daß einleitungsweise Mozart, vielleicht auch Haydn, geschildert werden sollte (Mozart, I[1] S. VIII f.). Um an den Quellen selbst zu schöpfen, begab sich J. im Sommer 1852 nach Wien, von dort im November nach Salzburg, im nächsten Jahre nach Berlin und Frankfurt. Durch die Unterstützung von Al. Fuchs u. A., des Mozarteums und der Gebrüder André gelang es ihm besonders für Mozart ganz unerwartet reiche Schätze zu heben, daher er sich entschloß, mit dessen Biographie zu beginnen. Leider blieben alle Bemühungen Jahn's erfolglos, den bei André's aufbewahrten handschriftlichen Nachlaß Mozart's an einer öffentlichen Bibliothek in Sicherheit zu bringen; J. konnte schließlich nichts thun, als bevor der Schatz in alle Winde zerstreut ward, mit großen Kosten für sich selbst Abschriften oder Collationen sämmtlicher Compositionen anfertigen zu lassen. Inzwischen hatte Anfang 1853 die Zukunftsmusik in Leipzig ihren Einzug gehalten. Von der Verwerflichkeit der neuen Richtung im Innersten überzeugt, begründete J. dies Urtheil in den „Grenzboten“ (Aufs. über Mus., S. 64 ff., 112 ff.), mit deren Herausgebern G. Freytag und J. Schmidt er schon länger befreundet war. Wie gut die Kritik ihr Ziel traf, bewies die Art der Polemik von Seiten der Gegenpartei; besonders ergötzte J. der ihm verliehene Ehrentitel eines „litterarischen Backfisches“. Ebenso richtete J. ernste Mahnungen wider den selbstgefälligen Schlendrian, der damals in den Gewandhausconcerten eingerissen war, wenn auch mit geringem Erfolg (Grenzboten 1854, 1855).

Ehe J. Hand an den Mozart legen konnte, führte er einen vom baierischen Ministerium ihm ertheilten Auftrag aus, die reiche Vasensammlung König Ludwig's in München zu katalogisiren (Herbst 1853). Das Eigenthümliche dieses Katalogs lag in der Beschränkung auf das Factische, unter Verzicht auf unsichere Benennungen. Sodann fügte J. in Leipzig die 240 enggedruckte Seiten umfassende Einleitung hinzu, welche ihm unter der Hand zu einem vollständigen Abriß der Vasenkunde anwuchs. So erschien das Buch erst im Herbst 1854. Gleichzeitig fand auch Jahn's unfreiwillige Muße ihren Abschluß. In Berlin

war man darauf aufmerksam gemacht worden, daß J. die prekäre Lage eines Privatgelehrten nicht länger würde durchführen können, und beschloß, ihn an eine preußische Universität zu berufen. Bonn war bereits durch den Minister v. Raumer in Frage gekommen, als die Anwesenheit Ritschl's in Berlin den Stein ins Rollen brachte: im October ward J. nach Bonn berufen, wenn auch unter sehr kärglichen Bedingungen. Welcker hatte hiervon keine vorgängige Kunde erhalten und empfand es als eine tiefe Kränkung, daß ihm die Gelegenheit entzogen worden war, selbst für Jahn's Berufung einzutreten. Das Verhältniß zu diesem litt aber darunter nicht, ward vielmehr noch inniger als bisher. Der letzte Leipziger Winter ward den Anfängen des Mozart und der tiefgreifenden Abhandlung „Ueber den Aberglauben des bösen Blickes" (Sächs. Berichte, 1855) gewidmet; auch für ein paar Beiträge zur Goethelitteratur fand J. noch Zeit.

In Bonn, wohin J. zu Ostern 1855 übersiedelte, hielt er es für seine nächste Aufgabe, sich wieder ganz in die Pflichten des akademischen Amtes einzuleben. Alle Gegenstände seiner Vorlesungen wurden völlig neu durchgearbeitet, besonders aber widmete er sich den Bedürfnissen der Studenten durch Anweisung und Rath in solcher Ausdehnung, daß die Zeit für eigene Arbeit bald fast ganz auf die Nachtstunden beschränkt ward. Dennoch konnte der sehr starke erste Band des „Mozart" mit Anstrengung aller Kräfte schon zu Weihnachten 1855 dem treuen Freunde Hartenstein überreicht werden. Ursprünglich auf zwei mäßige Bände berechnet, wuchs die Biographie allmählich zu vier Bänden an; trotz einer schweren Erkrankung (1857), gelang es J. doch, gegen Ende des J. 1859 das ganze Werk abzuschließen. Wider Verhoffen erwarb sich das Buch trotz seines Umfanges einen großen Leserkreis, und die allgemeine Anerkennung, daß hier zum ersten Male eine des Gegenstandes würdige Biographie eines Musikers vorliege, sprach sich auch in dem gesteigerten Verlangen nach der Schilderung Beethoven's aus. J. selbst nahm regen Antheil an dem lebhaften rheinischen Musiktreiben (Auff. über Mus., S. 165 ff., 199 ff.), und fühlte sich durch den „Quickborn" seines Landsmannes Klaus Groth, welcher damals nach Bonn kam und mit ihm eine rechte Herzensfreundschaft schloß, von neuem zu eigenen Compositionen angeregt. In Bonn bot das Haus Kyllmann den Mittelpunkt musikalischer Geselligkeit; dazu kam der Verkehr mit Welcker, Dahlmann, Böcking, Helmholtz und Otto Weber, später namentlich mit Springer, Lipschitz, Gildemeister und Ad. Marcus. Die herzlichste Ansprache hatte er bei einem innig geliebten Bruder, welcher in Hamm als Bürgermeister angestellt war.

Nachdem ein von J. abgelehnter Ruf nach Tübingen ihm 1857 die nöthige Verbesserung seiner äußeren Lage gebracht hatte, bekleidete er im nächsten Jahre das Rectorat, welches er am 15. October 1859 mit einer Rede über die Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland (Popul. Aufsätze, S. 1 ff.) niederlegte. Am folgenden Tage feierte ganz Bonn des alten Welcker's 50jähriges Professorjubiläum, welches J. besonders bemüht gewesen war, dem würdigen Meister zu einem rechten Festtage zu gestalten. Er selbst steuerte zwei Abhandlungen bei, eine im Namen der Fakultät („Sophoniba"), eine in eigenem Namen, anknüpfend an den Beginn ihres persönlichen Verhältnisses („Telephos und Troilos und kein Ende"). Das von Welcker gegründete Kunstmuseum vermehrte J. durch Abgüsse der Hauptwerke griechischer Kunst und gewann dafür ein bedeutend größeres Local, neben dem er ein geschmackvoll ausgestattetes Auditorium einrichtete. Zum Gebrauch seiner philologischen Vorlesungen bearbeitete er eine Reihe von Ausgaben mit knappem Apparat und meistens mit Abbildungen antiker Kunstwerke (Apuleius Psyche und Cupido, 1855; Pausanias Beschreibung der Akropolis, 1860; Sophokles Elektra, 1861;

Platon's Symposion, 1864; Pseudolongin, 1868). Seine Vorlesungen erfreuten sich eines immer wachsenden Zuspruches, die größte Freude aber gewährte ihm die herzliche Anhänglichkeit der Schüler, welche 1861 in einer Festschrift zu seinem Doctorjubiläum (Dilthey, „De Callimachi Cydippa") neben seiner Gelehrsamkeit und Humanität den strengen Ernst hervorhoben, „mit welchem er der Wahrheit in der Wissenschaft nachstrebe und im Leben nie untreu werde". Seit 1861 trat er auch an Welcker's Stelle in die Mitdirection des philologischen Seminars neben Ritschl ein. Das persönliche Verhältniß zu diesem war allmählich immer kühler geworden und ging eben damals auf bestimmten Anlaß hin in völlige Entfremdung über; das Seminar dagegen, sowie den übrigen akademischen Unterricht leiteten beide in wissenschaftlichem Einverständniß, und beiden gemeinsam pflegten die Schüler ihre Promotionsschriften zu widmen. Obschon J. seit einer schweren Lungenentzündung im J. 1857 fast alljährlich stärkere oder schwächere Schwankungen seiner Gesundheit durchzumachen hatte, hielt er sich doch, da Welcker nicht mehr las und Ritschl's Wirksamkeit eben damals vielfach durch Kränklichkeit unterbrochen war, für verpflichtet, den Kreis seiner Vorlesungen noch immer zu erweitern und fast alle Zeit und Kraft hieran zu setzen. Schon gegen Ende der fünfziger Jahre erachtete er eine Verstärkung der Bonner philologischen Lehrkräfte für ganz nothwendig. Niemand schien ihm für die Ergänzung von Ritschl's und seiner eigenen Thätigkeit passender, als der als Hellenist und Antiquar so hervorragende Sauppe. Eine darauf hinzielende Anregung bei dem Ministerialreferenten Olshausen (1863) führte jedoch nicht zu der von J. gewünschten Befragung der Fakultät. Für J. ergab sich aus der Arbeitsüberladung und der geschwächten Gesundheit der allmähliche Verzicht auf umfassendere Arbeiten, das Handbuch der Archäologie, die Umarbeitung der großen Persiusausgabe, die Biographie Beethoven's. Er mußte sich auf die genannten Ausgaben in usum scholarum und auf archäologische Monographien beschränken, unter welchen diejenigen über Handel und Handwerk in antiken Kunstwerken hervorragen. Den von ihm veranlaßten Wiederabdruck von L. Roß' „Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland" (1863) leitete er mit einer biographischen Erinnerung an den verstorbenen Freund ein (Biogr. Auff. S. 133 ff.). Die Uhlandfeier, bei welcher ihm die Gedächtnißrede übertragen worden war, gab Anlaß zu einem Büchlein, welches außer der umgearbeiteten Rede allerlei litterarische Beigaben brachte (1863). Der von Breitkopf und Härtel publicirten kritischen Gesammtausgabe Beethoven's widmete J. 1864 eine eingehende Besprechung, in welcher er die Grundsätze der Kritik durch eine Fülle treffender Beispiele erläuterte (Auff. über Musik, S. 271 ff.). Endlich ließ ihn die politische Erregung jener „Conflictszeit" nicht unberührt. In Bonn wirkte er im Sinne entschiedener Opposition, und als im Herbst 1863 die schleswig-holsteinische Frage von neuem entbrannte, bemühte er sich in Bonn, wie in Köln auf die patriotische Bedeutung derselben für ganz Deutschland energisch hinzuweisen.

Im December 1864 erging aus dem österreichischen Ministerium an J. die Anfrage, ob er als Vertreter der Archäologie nach Wien kommen wolle. J. war sehr geneigt, selbst gegen Aufopferung des besten Theiles seines akademischen Wirkens die größere Muße für sein litterarisches Lebenswerk einzutauschen. Die einzige Möglichkeit, beides mit einander zu vereinigen und zugleich die Blüthe der philologischen Studien in Bonn auch fernerhin zu sichern, schien ihm auch jetzt Sauppe's Berufung zu bieten. Diese stellte er also nunmehr in Berlin als einzige Bedingung für sein eigenes Bleiben, indem er das Anerbieten hinzufügte, jenem nicht allein einige seiner Vorlesungen, sondern eventuell auch seinen Antheil am Seminar abzutreten. Das Ministerium gewährte diese Be-

dingung und Sauppe erklärte seine Bereitwilligkeit zu kommen in anscheinend so bestimmter Form, daß J. darauf hin die Verhandlungen mit Wien sofort abbrach. Als Sauppe sich dann aber nachträglich dennoch entschloß, in Göttingen zu bleiben, war für J. ebenso die Möglichkeit größerer Muße in Wien, wie die Hoffnung auf eine gesteigerte Sicherung der philologischen Studien in Bonn vernichtet, dafür aber die Aussicht auf Reibungen in der Fakultät, welche vom Ministerium nicht befragt worden war, eröffnet. Die in der That alsbald ausbrechenden Streitigkeiten, welche weit über Bonn hinaus lauten Nachhall fanden, wurden namentlich durch die Aussprengung vergiftet, daß es in Wien mit der Anfrage gar nicht ernst gemeint gewesen sei, und durch die Mißdeutung, als ob Sauppe's Berufung, statt auf die Blüthe Bonns, persönlich gegen Ritschl gerichtet gewesen sei. Docenten wie Studenten schieden sich in zwei Lager; daß Ritschl gerade Decan war, schärfte die Gegensätze. Aber erst nachdem die Fehde zwischen J. und Ritschl zur Ruhe gekommen war, sah letzterer sich durch die vom Curatorium ausgehende Veröffentlichung eines Verweises, welchen das Ministerium gegen ihn wegen seiner Decanatsführung ausgesprochen hatte, veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen, und folgte demnächst einem Rufe nach Leipzig. Zunächst ward hierdurch die auf J. ruhende Last noch vermehrt, bis Usener um Ostern eintrat. Dennoch fand J. Zeit, das 50jährige Doctorjubiläum seines Freundes Gerhard (30. Juli 1865) durch zwei Abhandlungen zu ehren („Vasen mit Goldschmuck“ und Nuove memorie, S. 1 ff.).

Die Erregung dieser Zeit des Kampfes in Verbindung mit anderen schmerzlichen Erfahrungen, wirkte ebenso sehr auf Jahn's bereits stark erschütterte Gesundheit, wie auf seine stets zur Hypochondrie geneigte Gemüthsstimmung. Nur mit den vertrautesten Freunden unterhielt er noch einen spärlichen Verkehr. Vollends mußte eine langwierige Lähmung der rechten Hand den Mann schwer bedrücken, dem die Feder die vertrauteste Genossin war. So ward ihm die an sich so erfreuliche Neubearbeitung seines „Mozart“ (1867) „zur schweren Frohn“ (Mozart, I². S. XXIX), ohne daß sie deshalb an Gründlichkeit etwas einbüßte. Die anderen größeren Pläne ließ er jetzt endgiltig fallen. Unfähig zu weiter aussehenden Unternehmungen, veranstaltete er zwei Sammlungen seiner musikalischen und seiner biographischen Aufsätze (1866), und schloß daran eine Reihe populärer Darstellungen aus der Alterthumswissenschaft, einer älteren Mahnung seines Freundes G. Freytag folgend (Grenzboten, 1867, 1868). Auch diese wurden demnächst mit einigen älteren ähnlichen Arbeiten zu einem Bande vereinigt (1868). Der Plan, auch seine archäologischen Aufsätze zu sammeln, kam dagegen nicht zur Ausführung, weil er stets lieber neuen Stoff verarbeitete: die sächsische Gesellschaft, die Archäologische Zeitung, der Philologus, der Hermes erfreuten sich reicher Beiträge. Nur Wenige erkannten in der zum Uebermaß gesteigerten Production das Ringen eines schwerkranken Mannes gegen die Uebermacht eines zerstörenden Leidens. Desto schmerzlicher empfand es J., wenn auch Freunde glaubten ihm vorwerfen zu dürfen, daß er über dem vielen Kleinen seine größeren Aufgaben versäumte.

Noch einmal schien eine Aenderung eintreten zu sollen. Als am 12. Mai 1867 Ed. Gerhard starb, erschien J. als der natürliche Testamentsvollstrecker und Nachfolger. Nicht blos, daß er trotz seines Befindens (dergleichen Rücksichten kannte er nicht, wo es Freundespflicht zu erfüllen galt) die Ordnung des weitschichtigen Nachlasses, die einstweilige Redaction der Archäologischen Zeitung, die Beendigung mehrerer großen Publicationen Gerhard's übernahm und in dem Lebensabriß seines Freundes (1868) dessen Wirken warm und unbefangen würdigte: es ward ihm auch die Nachfolge in Gerhard's Berliner Stellung und, behufs vorgängiger Wiederherstellung seiner Gesundheit, ein Urlaub zu einer Reise

nach Italien angetragen. Als jedoch eine ärztliche Untersuchung ein sehr ernstliches Lungenleiden herausstellte, entschloß J. sich lieber, den kurzen Lebensrest in den alten Verhältnissen zu bleiben. Obgleich er fortan selten ohne Fieber war, nahm er dennoch alle Kraft zusammen, um möglichst in alter Weise thätig zu bleiben. Mit Hirzel's Beistand besorgte er die Herausgabe von Goethe's Briefen an Voigt (1868); eine kleine kritische Ausgabe der römischen Satiriker bezeichnete den Abschluß seiner ältesten Studien (1868); philologische und archäologische Aufsätze gingen daneben her: eine Arbeit über den sogen. Codex Pighianus in Berlin wies den Weg zur Eröffnung neuer Quellen der Archäologie. Im Winter 1868/69 nahm er einen älteren Plan der Bearbeitung der griechischen Bilderchroniken (Tabulae Iliacae) wieder auf und wollte ihn sogar durch eine Behandlung der römischen Sarkophage ergänzen. Während das Material hierfür beschafft ward, schrieb er für die Wiener Akademie eine Abhandlung über die Entführung der Europa, in welcher ein Excurs über die Grazien an seine ersten römischen Interessen anknüpfte. Es sollte seine letzte Arbeit bleiben. Die Körperkräfte waren völlig erschöpft. Die Vorlesungen hielt er freilich auch noch im Sommer 1869, obschon mit erstorbener Stimme, aber den übrigen Theil des Tages war er genöthigt zu ruhen. „Ich bin doch noch lange nicht fertig", äußerte er schmerzlich. Gegen Ende des Semesters revidirte der todesmatte Mann den ihm anvertrauten Nachlaß seines jüngstverstorbenen Freundes Welcker, bestellte sein eigenes Haus und ließ sich dann nach Göttingen bringen in die Pflege einer naheverwandten Familie. Die wohlthätige Umgebung eines behaglichen Familienlebens, das er selbst so schmerzlich entbehrt hatte, erhellte noch einmal das tiefe Dunkel, welches sein Gemüth beschattet hatte: „wenn ich jetzt noch gesund werden könnte", äußerte er, „möchte ich auch wieder leben". Nur 14 Tage war er bettlägerig, am 9. September 1869 erlöste ihn der Tod. Der einfache Grabstein auf dem Albanikirchhof trägt den vom Grabe Lange's in Pforta entnommenen Spruch voluit, quiescit. In dem Nachlasse fand sich nur das Manuscript über die Bilderchroniken so weit fertig vor, daß Jahn's Neffe, Ad. Michaelis, das Werk beendigen konnte (1873). Vom Beethoven, den J. im Kopfe wesentlich fertig hatte, war nichts niedergeschrieben; die Collectaneen wurden Thayer zur Benutzung übergeben. Die auserlesene Bibliothek von über 30,000 Bänden ward versteigert; die besonders werthvolle Mozartsammlung erwarb mit liberaler Beihülfe Kyllmann's die Berliner Bibliothek.

Jahn's Gestalt war untersetzt. Sein früh gebleichtes Haar verlieh ihm das Aussehen höheren Alters, als der Wirklichkeit entsprach, doch schwand dieser Eindruck gegenüber der Lebhaftigkeit seines Wesens und seiner Rede. Er war sehr kurzsichtig und fühlte sich dadurch leicht befangen. Seine steile, stets sich gleichbleibende Handschrift war sehr sauber, aber so klein, daß sie, nach einem Scherzwort Freytag's, „allen Setzern, die nur einmal damit zu thun gehabt haben, unvergeßlich blieb".

An Jahn's litterarischer Thätigkeit ist der hervorstechendste Zug die Mannigfaltigkeit der Gebiete, auf denen er thätig war. Gilt dies gemeinhin als ein Zeichen von Dilettantismus, so entsprang es bei J. zunächst aus einer wirklichen Universalität seiner Interessen (vgl. die Rede über Universität und Wissenschaft, 1862). Ihm galt das Fortschreiten des Menschengeistes in der Geschichte als das höchste Wissensproblem. Die verschiedenen Gegenstände seines Forschens bildeten die Hauptknoten eines großen Netzwerkes, zwischen denen er die Verbindungsfäden zu führen liebte. Gern ging er im Verkehr mit Helmholtz und Lipschitz den übereinstimmenden Zügen dieser Untersuchungsweise mit der Methode der Naturforschung nach. Ebensowenig dilettantisch, wie die Grundauffassung, ist bei J. die Behandlungsweise auf irgend einem seiner Arbeitsfelder. Viel=

mehr wandte er bei allen Aufgaben dem Kleinen wie dem Großen die gleiche Sorgfalt zu und befolgte die gleiche strenge Methode. In seinen philologischen Arbeiten ging er bei Ausübung der Kritik auf dem von Bekker und Lachmann eingeschlagenen Wege (vgl. besonders die Einl. zum Florus). Eine glückliche Fügung setzte ihn in den Stand, für mehrere Schriftsteller (Censorin, Juvenal, Florus u. a.) die besten Hülfsmittel zuerst zu verwerthen. Auf das Verdienst eines hervorragenden Conjecturalkritikers machte er keinen Anspruch, so manche glückliche Besserung ihm auch gelang. Im Gegensatz zu der in der Schule Lachmann's bevorzugten rein kritischen Behandlung förderte er auch die Interpretation, hauptsächlich durch den Commentar zum Persius, welcher durch eine dem Gedankengange des Schriftstellers Schritt für Schritt folgende Erklärung einen commentarius perpetuus zu geben sucht, nicht ohne eine Ueberfülle an Stoff und einige Breite der Darlegung, zu welcher J. überhaupt neigte. Knapper war der Commentar zum Juvenal angelegt, ebenso die Anmerkungen zum Brutus und zum Orator, noch gedrängter die Noten zum Censorinus. Als praktisch hat sich ferner die bloße Zusammenstellung der Scholien und aller zugehörigen antiken Zeugnisse erwiesen, mit welcher J. die für den akademischen Gebrauch bestimmten Ausgaben versah; vollständige Uebersicht über den Stoff galt ihm eben auf allen Gebieten als erste Vorbedingung einer sicheren und erfolgreichen Behandlung. Die Zuthat von Abbildungen sollte überall nicht blos als Illustration dienen, sondern auf diese zweite ebenbürtige Quelle antiker Tradition hinweisen. Auch die Litteraturgeschichte hat J. durch einige eingreifende Untersuchungen gefördert (Persiusscholien, römische Encyklopädien, Subscriptionen, collegia poetarum, Kunsturtheile bei Plinius).

Eigenthümlicher waren Jahn's Leistungen in der Archäologie, für welche er gegenüber abweichenden Ansichten und Definitionen mit besonderem Nachdruck das Wesen der Kunst als Princip aufstellte (Sächs. Berichte, 1848, S. 213). Sein Verdienst beruht vor allem in der Uebertragung strenger philologischer Methode und Technik auf dies Gebiet. Zoegas großes Beispiel hatte wenig Nachfolge gefunden; J. rehabilitirte die wissenschaftliche Strenge archäologischer Forschung gegenüber der Vorliebe für lustige Hypothesen und willkürliches Spiel des Witzes. Vor allem drang er auf sorgsame Sonderung von Thatsache und Combination. Anstatt „sich mit einem Einfall aus der Noth zu helfen“, verlangte er „gründliche, in einem stetigen Zusammenhange geführte Untersuchungen“, anstatt der Aufstellung „provisorischer Wahrheiten“, das „ehrliche Bekenntniß der Schwierigkeit und des Nichtwissens, auf dem die wahre Forschung beruht“ (Ficoron. Cista, S. III). Weiter galt ihm für die Kunsterklärung als erste Forderung, „stets das Kunstwerk als solches zu erfassen und zu betrachten“, sodann „durch Vergleichung der Monumente Einsicht und Verständniß der eigenthümlichen Sprache zu gewinnen, welche die Kunstwerke reden“ (Arch. Aufsätze, S. VI). Eine gewisse Eintönigkeit seiner zahlreichen auf Kunsterklärung ausgehenden Monographien, sowie die Fülle gelehrten Apparates hängt theils mit der damaligen Neuheit dieser ganzen Behandlungsweise zusammen, welche, um wirksam zu werden, mit einiger Consequenz durchgeführt werden mußte (Arch. Beitr. S. XIV), theils mit Jahn's bewußter Abneigung Resultate zu ziehen, wo ihm die Sache noch nicht spruchreif erschien (ebenda S. XIII). Die Scheu vor unsicherem Tasten hielt ihn auch im Ganzen von mythologischen Untersuchungen fern, dagegen verfolgte er mit Eifer und Tiefblick gewisse Nachtseiten des Glaubens, besonders in der von Jakob Grimm hochgeschätzten Abhandlung „Ueber den bösen Blick“ (Sächs. Berichte, 1855). Ein schwieriger Abschnitt der griechischen Kunstgeschichte erhielt durch die Einleitung in die Vasenkunde (vor dem Münchener Katalog) bedeutend helleres Licht. Für die Auffassung des

römischen Kunstvermögens ist ein Aufsatz über Orestesgruppen wichtig (Sächs. Berichte, 1861). Die Weite seiner Gesichtspunkte zeigt die Greifswalder Winckelmannsrede über die hellenische Kunst (1866, Popul. Auff. S. 115 ff.), welche z. B. die hohe Bedeutung der Stammesunterschiede für die Entwickelung der griechischen Kunst zuerst scharf hervorhob und auf die Analogie der poetischen und der philosophischen Entwickelung nachdrücklich hinwies. Denn wie J. beim einzelnen Kunstwerke erst in der Verbindung formaler und inhaltlicher Betrachtung die Aufgabe des Archäologen erfüllt glaubte, so schien ihm auch eine Abtrennung der Kunst von der Poesie und dem übrigen Geistesleben einseitig und falsch. So vorwiegend er sich auch mit Einzeluntersuchungen beschäftigt hat, sein Sinn strebte stets zum Ganzen, wie er stets aus dem Vollen schöpfte. Mit Recht rühmt Mommsen an ihm „das Gleichgewicht in der Beherrschung der sämmtlichen Zweige seiner Fachwissenschaft, worin vielleicht keiner der mit ihm Lebenden mit ihm Schritt gehalten hat. Er war nicht genöthigt, wo er als Philolog archäologische Dinge brauchte oder als Archäolog philologische, von dem Nachbar zu borgen; es machte keinen Unterschied für ihn, ob die Ueberlieferung durch Erz und Marmor vermittelt war oder durch Pergament und Papier" (Arch. Ztg. 1869, S. 95). So liebte denn auch J. zumeist solche Aufgaben, in denen poetische und künstlerische Tradition einander ergänzen und aufklären. Hierin bewährte er sich als Schüler Welcker's, den er unter den lebenden Archäologen am höchsten stellte („Tel. und Troilos und kein Ende", S. 3). „Welcker ist", schrieb er einmal, „eine wirklich productive Natur von genialer Anschauung, der wirklich im Alterthum lebt und die tiefsten, fruchtbarsten Anregungen gegeben hat, mit deren Verarbeitung wir alle jetzt zu thun haben. Wenn man Einzelnes besser macht, hat das nicht viel auf sich, und Gedanken, wie er, hat sonst noch keiner gehabt, außer Bötticher für die Architektur. Ich bin nur eine vermittelnde Persönlichkeit und mache auf eingreifende oder gar bahnbrechende Wirksamkeit nicht entfernt Anspruch, aber wer an seinem Ort das Seinige thut, nützt immer". In der That bildet Jahn's ganze Thätigkeit die beste Ergänzung und zugleich die Consolidirung der Welcker'schen. Insofern das Genie wol zündend auf empfängliche Geister wirkt, aber nur methodische Forschung lehrbar ist, hat J. sich durch die Menge seiner unmittelbaren und mittelbaren Schüler ein außerordentliches Verdienst um die Weiterentwickelung einer wissenschaftlichen Archäologie erworben.

Aehnlich verhält es sich mit der Musikwissenschaft. In strenger musikalischer Zucht aufgewachsen, erblickte J. „in der Musik jederzeit eine ebenso ernste Sache, wie in der Philologie" (Mozart I[1], S. XXI). Seinen eigenen Compositionen wissen Kenner „neben einem feinen Stimmungsgefühl überraschende Beherrschung der musikalischen Formen und technische Satzgewandtheit" nachzurühmen (Jul. Maier in den Münchener Sitzungsberichten, 1870, I. S. 400). Jahn's Bedeutung für die vom Dilettantismus so gern heimgesuchte Musikwissenschaft beruht wiederum auf der Durchführung strenger Methode. Auf diplomatisch getreue Wiederherstellung der Musikwerke selbst zielte seine Ausgabe der beiden Leonoren und seine Thätigkeit in der Bachgesellschaft; sein Aufsatz über die Beethovenausgabe klärt in anmuthiger Weise über die Aufgabe der musikalischen Kritik auf (Auff. über Musik, S. 271 ff.). Nicht minder galt es in der Musikgeschichte ganz neuen Boden zu schaffen. Für Mozart z. B. gab es ja nicht einmal ein vollständiges, geschweige denn ein kritisches Verzeichniß der Werke; die Quellenuntersuchung mußte mühsam mit einem Wuste willkürlicher Ueberlieferungen und grundloser Erfindungen aufräumen. Daher die Ausführlichkeit der ersten Auflage; später gestattete Köchel's „Verzeichniß" sich kürzer zu fassen. Das Buch bietet aber nicht blos ein kritisches und mit voller Herr-

schaft über den Stoff hergestelltes Lebensbild Mozart's als Menschen und Künstlers, sondern stellt dies Bild auch überall in den Rahmen der Zeitverhältnisse, ja es greift sogar nicht selten noch darüber hinaus (Geschichte der Oper, Entwickelung der Instrumentalmusik). Nicht geringer ist die Bedeutung des Werkes für die ästhetische Kritik; hat man es doch wiederholt als „Kanon praktischer Aesthetik" bezeichnet. So fern sich J. stets von philosophischen Systemen hielt, so wenig mangelte es ihm an bestimmten ästhetischen Anschauungen. Seine eigene musikalische Schöpferkraft war gerade groß genug, um ihm für die Beurtheilung künstlerischer Production sicheren Anhalt zu bieten. Im Schlußkapitel des vierten Buches des „Mozart", auf das er viel hielt, legte er sein „Glaubensbekenntniß" über die Eigenart künstlerischen Schaffens nieder. „Daß es dem einzelnen Menschen verliehen ist, ein Kunstwerk zu schaffen", äußerte er einmal, „ist der stärkste Beweis dafür, daß ein Theil von uns unsterblich ist; denn das heißt dem Schöpfer gleich ein selbständiges Werk hervorbringen, in dem unvergängliches Leben ist". Seine klare, jeder Phrase abholde Einsicht bewährt er bei der so schwierigen Analyse der einzelnen Compositionen. Er versucht nicht durch hohe Worte die unmögliche Aufgabe zu lösen, den Eindruck des Musikstückes im Leser hervorzurufen, sondern durch eine Klarlegung derjenigen Punkte, an welche die musikalische Gestaltung ansetzt, und der technischen Mittel, welche der Componist verwendet, eröffnet er den Einblick in den Zusammenhang zwischen Inhalt und Form, in das geheimnißvolle Schaffen des Genius, in das allmähliche Werden des Kunstwerks. Die gleiche Kunst ästhetisch-kritischer Analyse bewährt J. in der Zergliederung der Wagner'schen Musikdramen, hier noch gehoben durch die Wärme der Ueberzeugung, daß es sich dabei um den Verderb der wahren Kunst handle. In der Polemik steht ihm auch ein schlagender Witz, eine feine Ironie zu Gebote, und er versteht es wohl, seinen sonst so einfachen Stil durch passende Citate oder treffende Anekdoten zu würzen. Wo er es mit vorlautem Dilettantismus (Mozart, I², S. XXX) oder leichtfertiger Behandlung ernster Dinge (Aufs. über Musik, S. 260 ff.) zu thun hat, läßt er es auch nicht an Schärfe fehlen, die sich aber nie gegen die Person richtet, sondern stets einem sittlichen Antheil an der Sache entspringt. Der von ihm gern citirte Spruch des Gewandhaussaales res severa verum gaudium war ihm ganz aus dem Herzen gesprochen.

Der Sinn für psychologische Vertiefung, die schöne Gabe, sich in eine andere Persönlichkeit ganz hineinzuleben und sie mit voller Unparteilichkeit nach ihren Vorzügen und ihren Schwächen zu schildern, machte J. zu einem vorzüglichen Biographen. Außer an Mozart, hat er an Winckelmann und G. Hermann, an Gerhard und L. Roß, an L. Richter und Danzel diese Kunst bewährt, vielleicht an Niemandem liebenswürdiger, als an seinem letztgenannten, früh dahingegangenen Freunde. Mit dem Biographen Lessing's und mit Sal. Hirzel theilte J. die Neigung für die neuere deutsche Litteratur, besonders für Goethe. Er selbst pflegte sich freilich hierin nur als „Bönhasen" zu bezeichnen, indessen zeigen alle seine einschlägigen Aufsätze und Ausgaben dieselbe bis ins Kleinste gewissenhafte Arbeitsweise, dieselbe schlichte aber warm empfundene Darstellung, wie seine übrigen Arbeiten. Auch hier springt es in die Augen, daß J. nicht blos mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen dabei ist. „Die schwerste Aufgabe (so heißt es Aufs. über Musik, S. 230) erwächst dem Biographen durch seine Pflicht, die Wahrheit zu sagen, und zwar, wie der geschworene Zeuge nichts als die Wahrheit und die volle Wahrheit zu sagen" (vgl. Mozart, I¹, S. XXXI). Daher empfand er herzliche Freude, wenn es ihm, wie in jenem Falle, gelang einen ihm lieb gewordenen Menschen von einem Verdacht zu reinigen. Es war ihm überhaupt unmöglich, den Künstler oder Gelehrten von

dem Menschen zu trennen: die Uebereinstimmung beider hebt er an Nitzsch hervor und preist er an G. Hermann (Biogr. Aufs. S. 95, 120, 148); es machte ihm große Freude, auch in Goethe's Geschäftsverkehr „den guten, edlen Menschen sich in neuen, eigenthümlich schönen Zügen offenbaren" zu sehen (Goethe's Briefe an Voigt, S. VIII).

Außer dem mehr formalen Bande einer überall gleichen Methode, außer dem ethischen Princip der Wahrhaftigkeit, welche „der Kern und Grund seines Wesens" war (Mommsen, Arch. Ztg. 1869, S. 69), verknüpft noch ein innerliches Princip die so verschiedenartigen Beschäftigungen Jahns, über deren anscheinend disparate Natur er selbst wol gelegentlich scherzte (Kekulé, Welcker, S. 336). Im Mittelpunkt seiner Weltanschauung steht die Kunst. Wie er das Wesen der Kunst für die Archäologie als Grundprincip aufstellt, ebenso spürt er ihr nach in den Zeichnungen des urdeutschen L. Richter, in den Compositionen Mozart's, Beethoven's, Mendelssohn's, in den Meisterwerken der griechischen Tragiker (Popul. Aufs. S. 353 ff.) und in den Poesien Goethe's, in den rhetorischen Schriften Cicero's und in Apuleius' Roman; ja selbst in den römischen Satirikern interessirt ihn neben der reichen Sittenschilderung besonders die Arbeit des Dichters. Alle diese Studien treffen im Kerne zusammen, mehr nur die Schale streifen die rein kritischen Ausgaben (Censorinus, Florus), welche theils dem technischen Interesse, theils äußeren Umständen ihre Entstehung verdanken. Es ist ganz bezeichnend, daß J. in der Rede auf G. Hermann wiederholt gerade dessen künstlerische Natur betont.

Trotz des Vorwaltens einer oft erstaunlichen Gelehrsamkeit besaß J., außer zu Persius und Juvenal und zum Mozart, keinerlei Collectaneen. Er fing immer erst an, einige Notizen zu sammeln, wenn er eine Arbeit demnächst beginnen wollte. So ist z. B. die an Einzelnotizen so überreiche Einleitung in die Vasenkunde ohne alle Vorarbeiten entstanden, jeder Abschnitt frisch aus den Originalquellen gearbeitet. J. verfügte über ein fast untrügliches Gedächtniß und über die Früchte einer von Jugend an geübten, nie ausgesetzten Belesenheit auf den verschiedensten Gebieten. Dabei unterstützte ihn seine mit unverhältnißmäßigem Aufwand gebildete, auf allen Gebieten seiner Forschung ausgezeichnete Bibliothek, ohne welche es ihm unmöglich gewesen wäre, seinen Arbeiten ihre materielle Vollständigkeit und relativ große Genauigkeit zu verleihen. J. nutzte seine Zeit mit großer Energie aus, ohne daß man je den Eindruck gewonnen hätte, daß er mit der Zeit geize. Er stand früh auf und begann sofort mit der Arbeit. Der Vormittag war in der Regel den Vorlesungen und der Vorbereitung dazu gewidmet, der Nachmittag gehörte schriftstellerischer Arbeit, die ihn bis spät in die Nacht am Schreibtisch festhielt. Er fing mit Niederschreiben erst an, wenn er den Gegenstand im Kopfe fertig hatte, schrieb dann aber mit solcher Raschheit, daß er einmal auf kurze Zeit sieben Setzer zugleich mit Manuscript versorgte. In seiner jedesmaligen Arbeit lebte er so vollständig, daß, wenn er darin durch einen Besuch unterbrochen worden war und sich mit dem Gaste nach seiner Art lebhaft unterhalten hatte, er sogleich wieder im Schreiben fortfahren konnte, ohne auch nur den abgebrochenen Satz wieder durchzulesen. Dazu hatte er die seltene Gabe, sehr verschiedene Dinge neben einander treiben zu können: Morgens Archäologie, Nachmittags Musik und am Abend vielleicht Goethe oder etwas Philologisches, das war bei ihm nichts seltenes. Diese Abwechselung mag wol dazu beigetragen haben, ihn trotz des unausgesetzten Arbeitens geistig frisch zu erhalten. Außer den Collegien und der schriftstellerischen Thätigkeit führte J. auch eine sehr ausgebreitete Correspondenz. Alles wandte sich an ihn um Rath und Auskunft, und selten blieb die Antwort aus.

J. war nicht ohne oratorisches Talent, wie er namentlich bei öffentlichen

Anlässen bewies. Aber in den Vorlesungen verlief sein Vortrag gleichmäßig in schlichter Natürlichkeit, immer fließend, aber nie rhetorisch, klar und warm, aber ohne starke Accente. Nur wenn er zu ihm besonders sympathischen Gegenständen oder Persönlichkeiten kam (Phidias, Scaliger, Bentley), steigerte sich der Ausdruck der Empfindung. Er richtete seinen Vortrag so ein, daß der nachschreibende Zuhörer zu einer selbstthätigen Redaction genöthigt ward. Den einzelnen Gegenstand liebte er bald durch ein kurzes Streiflicht, bald durch eine weitere Ausführung unter einen allgemeineren Gesichtspunkt zu rücken. In den Interpretatorien sparte er freilich nicht Citate und Verweisungen, legte aber den Hauptnachdruck auf den Zusammenhang und den künstlerischen Charakter des Schriftwerkes. In den historischen und systematischen Collegien (unter denen die Kunstgeschichte, die Geschichte der Philologie und die Kulturgeschichte der nachaugusteischen Zeit besonders geschätzt wurden) ging er sehr langsam vorwärts und kam, selbst in mehreren Semestern, selten ans Ende. Er war der Ansicht, daß, während das Seminar den Gebrauch des wissenschaftlichen Handwerkszeuges lehren sollte, es die Aufgabe der Vorlesungen sei, auch den Stoff selbst in einiger Vollständigkeit zu überliefern; gern schilderte er wissenschaftliche Fragen nach dem Gange ihrer allmählichen Entwickelung. Von Polemik hielt er sich, wie meistens in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, so auch in den Vorlesungen möglichst frei, und sorgfältig mied er einen pikanten Ton derselben, welcher junge Leute hätte veranlassen können, ohne selbsterworbene Einsicht über fremde Leistungen mit abzusprechen; wo er sich scharf aussprach, galt es einer verkehrten Richtung. Im Seminar stand ihm die wol allzu gewissenhafte Besorgniß im Wege, den Zuhörern fremde Gedanken zu leihen, statt sie zur angemessenen Verarbeitung eigener Gedanken in den Stand zu setzen. So fehlte ihm die glänzende Wirkung, mit welcher Ritschl durch schrittweise Anleitung den Schüler die Wahrheit anscheinend selbst finden zu lassen verstand. Desto mehr wirkte J. durch den persönlichen Verkehr mit den jungen Leuten, den er schon in Kiel eifrig pflegte und dem er namentlich in den ersten Bonner Jahren einen großen Theil seiner Zeit widmete. Leitend und fördernd ging er auf die wissenschaftlichen Interessen eines Jeden ein, war aber auch hier immer ängstlich bedacht, die Individualität des Einzelnen nicht zu stören, seine Selbstbestimmung nicht zu beschränken. Dabei war er, trotz aller Bücherliebhaberei, außerordentlich liberal im Verleihen seiner Schätze, so daß die Studenten „Jahn's Leihbibliothek“ eifrig gebrauchten und bisweilen auch mißbrauchten. Mehr noch gewann er die Liebe seiner Schüler durch das Eingehen in ihre rein menschlichen Sorgen und Anliegen. Selbst solche, die ihm sonst ferner standen, wandten sich bei kritischen Erlebnissen am liebsten an seinen Rath und waren sicher, daß es diesem auch nicht an der ergänzenden That fehlte; wie er andererseits mit eindringlichstem Ernst zu mahnen und zu rügen verstand, wo er im Schweigen Gefahr erblickte. Eine Trennung von Wissenschaft und Persönlichkeit war ihm auch in diesen Verhältnissen fremd. „Das ist das Große, was hier gelehrt und gelernt wird (heißt es in den schönen Schlußsätzen seiner Rede über die Universität und die Wissenschaft) in echt wissenschaftlichem Streben und Arbeiten den Geist zu bilden, daß er geschickt sei, die Wahrheit zu erkennen, und den Charakter, daß er tüchtig sei, an der erkannten Wahrheit zu halten und für Recht und Pflicht männlich einzustehen“. Das Pflichtgefühl auszubilden, war ein Hauptgrundsatz seiner Pädagogik, den er jedoch zunächst und zumeist an sich selber ausübte.

Jahn's Persönlichkeit war so ausgeprägt, daß sie Niemanden gleichgültig lassen konnte. Er hatte manche entschiedene Gegner, aber noch weit mehr anhängliche Freunde und von Herzen zugethane Verehrer. Dem entsprechend war auch er selbst aller Halbheit in persönlichen Dingen fremd. Wo er vertrauen,

achten oder gar lieben konnte, gab er sich ganz und voll hin. Wer einmal seine Freundschaft erworben hatte, an dem hielt er fest, so lange jener nicht von ihm ließ; sich in Freunden getäuscht zu haben, war ihm der schwerste, ein unüberwindlicher Schlag. Wo aber jene Grundlagen eines innerlichen Verhältnisses fehlten oder gar sich als trügerisch erwiesen, verzichtete er, unbekümmert, was Andere dazu sagten, lieber auf den Verkehr oder brach ihn ab, als daß er halbe, conventionelle, unklare Verhältnisse fortsetzte. „Eine echte Freundschaft und Liebe", so bekannte er einmal, „faßt den ganzen Menschen auf, zu dem auch seine Schwächen gehören, und nimmt ihn so in ihr Herz auf, oder sie gibt ihn auf, womit natürlich von Feindschaft und Abneigung nicht die Rede ist". So erschien er Manchen, die ihn nur oberflächlich kannten oder vor denen er sich abschloß, kühl, während er einer der wärmstempfindenden Menschen war. „Er machte aus jedem reinen Ton, der zu ihm klang, nicht nur Accorde, nein ans Herz klingende Melodien". Eine besondere Gabe hatte er, in die Interessen von Kindern mit anscheinend vollem Ernst einzugehen. Größerer Geselligkeit abhold, fühlte er sich erfrischt und angeregt im engeren Kreise guter Freunde, den er selbst durch die Lebhaftigkeit seiner Interessen, die Innerlichkeit seiner Ueberzeugungen, das Geistvolle seiner Unterhaltung belebte. Die Verhältnisse, die an ihn neu herantraten, übersah er auf den ersten Blick, und ebenso rasch fand er für seine Gedanken den treffenden Ausdruck. Während er gegen sich selbst in seinen Anforderungen streng bis zur Selbstquälerei war, nahm er jeden Anderen nach seiner Art. Von seinen gesammelten litterarischen Schätzen theilte er Freunden und Schülern neidlos zur Benutzung mit. Freunden gegenüber kannte er überhaupt keine Rücksicht auf sich selbst und scheute vor keinem Opfer zurück. Er war ein geübter und erprobter Krankenpfleger (Biogr. Aufs. S. 210). Wen er lieb hatte, erfuhr bei jedem Anlaß, welch herzlichen Tröster und thatkräftigen Helfer er an ihm hatte. „Bei ihm", so lautet Welcker's einfach schönes Zeugniß (Tagebuch, I. S. X), „scheint die Thatfreundschaft noch mehr aus der eigenen guten Natur zu fließen, als der Beachtung des Beispiels der Hellenen oder der Lehren des Aristoteles zu verdanken zu sein". Man kann sich der schmerzlichen Ueberzeugung nicht verschließen, daß, wenn etwas reichlicherer Sonnenschein in sein Inneres gefallen wäre, sein Leben sich noch weit reicher und auch für ihn selbst befriedigender entwickelt haben würde. So aber „war ihm auf die volle Entfaltung seines Wesens der Preis großer Schmerzen gesetzt, und diesen Preis hat er reichlich bezahlt" (Lipschitz, Wissenschaft und Staat, S. 4).

Die hauptsächlichsten Publicationen Jahn's sind folgende:

A. Philologie: „Palamedes", Kiel 1836. „Specimen epigraphicum", ebenda 1841. „Persius cum scholiis", Leipzig 1843. „Censorinus de die natali", Berlin 1845. „Cicero's Brutus", Leipzig 1849 (Berlin 1856, 1865). „Cicero's Orator", Leipzig 1851 (Berlin 1859, 1869). „Persius", kleinere Ausg., Leipzig 1851. „Julius Florus", ebenda 1852. „Periochae de T. Livio et Iulius Obsequens", ebenda 1853. „Apuleii Psyche et Cupido", ebenda 1856 (1873). „Pausaniae descriptio arcis Athenarum", Bonn 1860 (1880). „Sophoclis Electra", ebenda 1861 (1872). „Platonis symposium", ebenda 1864 (1875). „De loco Platonis", ebenda 1866. „Dionysii sive Longini de sublimitate libellus", ebenda 1867. „Persius Iuvenalis Sulpicia", Berlin 1868. Dazu Aufsätze in der Zeitschr. für die Alterthumswiss., 1840, 41, 44, in der Allg. Litt.-Zeitg., 1842, im Rhein. Mus., III, IV, VI, IX, X, in den Rhein. Jahrb. 1848, im Litt. Centralbl., 1850—52, in den Berichten der sächs. Ges. 1850, 51, 56, 57, im Philologus, XXVI, XXVIII, im Hermes, II, III. — B. Archäologie. „Vasenbilder", Hamb. 1839. „Telephos und Troilos", Kiel

1841. „Gemälde des Polygnotos“ (Kieler philol. Studien), ebenda 1841. „Pentheus und die Mainaden“, ebenda 1841. „Archäologische Aufsätze“, Greifsw. 1845. „Hellenische Kunst“, ebenda 1846. „Peitho“, ebenda 1846. „Archäologische Beiträge“, Berlin 1847. „Ficoronische Cista“, Leipzig 1852. „Beschreibung der Vasensammlung in München“, München 1854. „Kurze Beschreibung“, ebenda 1854 (1871). „Wandgemälde des Columbariums in der Villa Pamfili“ (baier. Akad.), ebenda 1857. „Tod der Sophoniba“, Bonn 1859. „Telephos und Troilos und kein Ende“, 1859. „Lauersforter Phalerae“, Bonn 1860. „Darstellungen griechischer Dichter auf Vasenbildern“ (Abh. sächs. Ges.), Leipzig 1861. „Alterthümer aus Vindonissa“, Zürich 1862. „Bemalte Vasen mit Goldschmuck“, Leipzig 1865. „De antiquissimis Minervae simulacris Atticis“, Bonn 1866. „Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs auf Wandgemälden“ (Abh. sächs. Ges.), Leipzig 1868. „Entführung der Europa“ (Abh. Wiener Akad.), Wien 1869. „Griechische Bilderchroniken“, Bonn 1873. Der Archäologie gehören zum größten Theil an: „Aus der Alterthumswissenschaft, populäre Aufsätze“, Bonn 1868 (meistens aus „Grenzboten“ 1867, 68); außerdem sehr zahlreiche Beiträge zu den Schriften des archäolog. Instituts 1838—43, 1845—48, 1851, 52, 1856—69, zur Zeitschr. für die Alterthumswiss. 1841—44, zur Allg. Litt.-Zeitg. 1842, 43, zur Jen. Litt.-Zeitg. 1843, 1848, zur Archäolog. Zeitg. 1844—69, zum Philologus I. XXVI, XXVII, zu den Rhein. Jahrbb. 1846, 47, 59, 60, 63, zu den Berichten der sächs. Ges. 1847—58, 61, 1867—69, zum Rhein. Mus. VI, zur Allg. Monatsschr. 1853, 54, zu den Nass. Annalen 1859. — C. Musik. „Ueber Mendelssohn's Paulus“, Kiel 1842. „W. A. Mozart“, Leipz., 4 Bde. 1856—59 (2 Bde. 1867). Einzelnes im Kieler Wochenblatt 1841, in der Allg. musikal. Zeitg. 1848, 63, besonders in den Grenzboten 1851, 1853—56, 1864, 67. Die meisten kleineren Arbeiten finden sich in „Ges. Aufsätze über Musik“, Leipzig 1866 (nicht darin die Aufsätze über die Leipziger Gewandhausconcerte, Grenzboten, 1854, 55). Ferner: „Leonore, Oper von Beethoven, vollständiger Klavierauszug der zweiten Bearbeitung mit den Abweichungen der ersten“, Leipzig [1851]. Eigene Compositionen für eine Singstimme: „Acht Lieder“, ebenda [1842]. „Acht Lieder, zweite Sammlung“, ebenda [1852]. „Neun Lieder aus Groth's Quickborn, dritte Sammlung“, ebenda [1856]. „Sieben Lieder desgl., vierte Sammlung“, ebenda [1858]; endlich: „Sieben Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß“, ebenda [1852]. — D. Litteraturgeschichte, Biographie &c. „Ueber Goethe's Iphigenia“, Greifswald 1843. „Winckelmann“, ebenda 1844. „Gottfr. Hermann“, Leipzig 1849. „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde“, ebenda 1849 (1867). „Erinnerung an Danzel“ (Danzel's ges. Auff.), ebenda 1854. „Briefe der Frau Rath an ihre lieben Enkeleins“, 1855. „L. Richter“, 1852 (vor G. Wigand's Richter-Album, 1855, 1861). „L. Uhland“, Bonn 1863. Biographische Einleitung zu „L. Roß' Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland“, Berl. 1863. „Ed. Gerhard“ (Gerhard's akad. Abh., Bd. II), ebenda 1868. „Goethe's Briefe an Voigt“, Leipz. 1868. Außerdem Einzelnes in den Grenzboten 1852, 55, 68, in der Allg. Monatsschr. 1854, in der 11. Auflage von Brockhaus' Convers.-Lex. (Arndt, Beethoven, F. G. Welcker). Vieles ist wiederholt in „Biographische Aufsätze“, Leipz. 1866 (zwei Aufl.). Dazu die beiden Reden „Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland“ (Preuß. Jahrb.), Berl. 1859, und „Die Universität und die Wissenschaft“, Bonn 1862. — Vgl. „O. Jahn's Bibliothek“, I. Griechische und römische Classiker (7631 Nummern); II. Musikalische Bibl. und Musikaliensammlung (2884 Nummern); III. Archäologie

(5712 Nummern); IV. Deutsche Litteratur und Kunst (2670 Nummern); V. Vermischtes (3328 Nummern).

Alberti, Lexikon der schleswig-holstein-lauenb. Schriftsteller, I. S. 388 ff. M. Jordan, Daheim, 1870, S. 202 ff. Halm, Bayer. Sitzungsber., 1870, I. S. 395 ff. A. M[ichaelis], Beil. des Preuß. Staats-Anzeigers, 1869, Nr. 249. Springer, Grenzboten, 1869, IV. S. 201 ff. Vahlen, Alm. der Wiener Akad. 1870, S. 33 ff. — Kürzere Nachrufe: Beil. der Allg. Zeitg. 1869, Nr. 264. W. Cart, Le Temps, 1870, 6. Juli. Conze, Kunstchronik, 1869, 18. Novbr. G[umprech]t, Nat.-Zeitg. 1869, 14. Octbr. Hanslick, N. Fr. Presse 1869, 19. Sept. Th. M[ommsen], Arch. Ztg. 1869, S. 95 f.

Ad. Michaelis.

Jahn: Joh. Quirin J., Maler — geb. am 4. Juni 1739 zu Prag, dort gest. am 20. Juli 1802 — charakterisirt sich durch sein Wirken als ein mit ebenso vielseitiger Praxis als umfassender Wissenschaftlichkeit ausgestatteter Künstler. Zu ersterer angeregt von Haus aus durch die vom Großvater und Vater in Ehren geübte Malerei (vgl. unten) sorgte letzterer auch dafür, daß der begabte Junge in zweiter Richtung entsprechenden Vorschub erhielt, und zwar durch die Gymnasialstudien. In Erweiterung dieser, kam J. hierauf zu dem jener Zeit berühmten Geometrie- und Architektur-Professor, Joh. Ferd. Schor, damit er das von diesem mit Virtuosität geübte decorative Architekturmalen erlerne. Wol die Summe des auf den bisherigen Studienwegen Erworbenen zu erproben, wie auch zu mehren, unternahm dann J. eine längere Reise nach den Niederlanden und Frankreich, von wo er zurückkehrend Deutschland durchzog, mit dem churfürstl. sächsischen Hofmaler Palko bekannt wurde und sich ihm zeitlang als Arbeitsgehülfe für Ausführung von Fresken anschloß (später auch die von diesem skizzirte Kirchendecke in Herschmanmiesstetz ausführte). — Durch das 1767 erfolgte Ableben seines Vaters zur Rückkehr nach Prag genöthigt, verweilte er hier nur kurz. Der Drang nach weiterer Ausbildung, besonders in der Oelmalerei, zog ihn vornemlich nach Wien, in die dortigen, an Meisterwerken reichen Galerien. Nach der Thatsache, daß ihn die Wiener Kunstakademie zu ihrem Mitgliede ernannte, bleibt zu schließen, J. habe sich vermöge seiner Leistungen denn auch eine dieser Auszeichnung würdige Stellung erworben. Wirkung dessen waren unzweifelhaft auch die ihm fortan mehr und mehr zukommenden Aufträge von den — meist während der Wintersaison in der Residenz weilenden — böhmischen Cavalieren, für ihre Schlösser, wie Patronatskirchen. Aufträge, die ihn schließlich wieder in die Heimat zurückführten. Eine Aneinanderreihung der aus jener Folgezeit datirenden Gemälde Jahn's führt indeß zur Wahrnehmung, es sei bei ihm um das J. 1780 eine Malpause, namentlich in kirchlicher Richtung eingetreten. Und es dürfte die von Dlabacz gegebene Andeutung wohl damit in richtigem Bezuge stehen, daß nämlich durch die 1782 von Kaiser Joseph II. angeordneten kirchlichen Umgestaltungen die Kirchenmalerei zeitlang in Verstoß gekommen war. Wie derselbe Zeitgenosse bemerkt, war J. dadurch in seiner Existenz nicht bedroht, denn er war in der Lage, sich auf das Zeichnen und Skizziren von Dingen, die seinem Interesse entsprachen, besonders auf kunstwissenschaftliche Arbeiten, zurückziehen zu können. Das reiche väterliche Erbe, bestehend in einer Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Abgüssen nach der Antike, der Florentiner und Venetianer Renaissance, nebst kunstgeschichtlicher Litteratur, inzwischen durch Nachschaffungen bedeutend vermehrt, bot dann das Refugium für den allerdings auch lungenleidenden Künstler, und wird von daher erklärlich, daß er dem Bedürfnisse nach geistiger Bethätigung lieber durch die Feder als durch den Pinsel Befriedigung zu geben suchte. So entstanden seine schätzbaren „Nach-

richten von den alten und neuen Malern": „Etwas von den ältesten Malern Böhmens nebst einem Beitrage zur Geschichte der Oelmalerei und Perspective"; „Von der alten Verfassung der alten Malerbruderschaft in Böhmen"; — beide Aufsätze in Riegger's Archiv der Geschichte und Statistik, insbesondere von Böhmen, enthalten. Eine seiner populärsten Arbeiten war das „Zeichenbuch für Künstler und Liebhaber der freien Handzeichnung" (in Breslau bei Korn 1781 erschienen). In seinem Nachlasse fanden sich noch: „Anekdoten zur Lebensgeschichte berühmter Maler, und Beurtheilung ihrer Werke"; eine „Abhandlung über das Bleichen und die Reinigung der Oele zur Oelmalerei", als Anhang zu Hackert's Sendschreiben über den Gebrauch des Firnisses. Letztere erschien 1808 in Dresden bei Walter, und behielt Geltung bis in die Neuzeit. Während dieser vorwiegend kunstschriftstellerischen Thätigkeit fast gänzlich dem gesellschaftlichen Verkehr entzogen, widmete J. doch nach wie vor einen Theil seiner Zeit verwaisten, armen, fürs Zeichnen befähigten Kindern, um sie für den Eintritt in eine höhere Lehranstalt oder fürs Kunstgewerbe vorzubilden. Es bedurfte dann thatsächlich eines außerordentlichen Anlasses ihn wieder ins Feuer für öffentliche Bethätigung zu bringen. Diesen gaben die 1791 von den böhmischen Landständen anläßlich der Krönung Kaiser Leopold II. zum Könige von Böhmen in Absicht genommenen großartigen Festlichkeiten. Unter anderem galt es die Herstellung einer imposanten Festhalle, einschließlich eines Theaters, und war J. der Vertrauensmann mit dem erforderlichen künstlerischen Verständnisse zur Planung einer solchen. Mit Freude und nach seiner ganzen Kraft für den ihm zugemutheten Auftrag eintretend, stellte J. im Laufe von acht Wochen unter seiner Leitung einen Bau her, der nicht nur allen Anforderungen entsprach, sondern auch das Bedauern wach rief, nur für einen vorübergehenden Zweck errichtet worden zu sein. Ihn gewissermaßen als Ideal festzuhalten für wiederkehrende Fälle, veranlaßten die Stände denn auch die Aufnahme desselben für den Stich, wie durch Nachbildung in einem Modelle. — In Anerkennung dieser wie früherer Kunstleistungen und Verdienste ernannte ihn die um 1796 in Prag constituirte „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde" zu ihrem Ausschußmitgliede. Von seinen Gemälden befanden sich bis zum beklagenswerthen Bildersturm durch Christ. Ruben, in der Galerie patriotischer Kunstfreunde in Prag: „Brustbild der Mutter Gottes die Hände auf der Brust gefaltet", und „Der brotsegnende Heiland", beide gleicher Maßen 56 Cm. hoch, 40 Cm. breit, bekannt geblieben sind ferner — aus 1764—65 — vier Altarbilder für die (aufgehobene) Servitenkirche zu St. Michael in Prag — darunter eine gute Copie der „heil. Nacht" von Correggio, welche dann in die Kirche zu Libesnitz übertragen wurde; der „heil. Expedit", für die Piaristencapelle zu Prag aus 1776; „St. Joh. Nep." für die Paulanerkirche in Prag — 1770; „St. Philipp Ner." für die Metropolitankirche zu St. Veit in Prag; die gleichen Heiligen für die Stephanskirche, ersteren um 1772, den anderen um 1776. Einige Altarblätter seiner Hand finden sich in der Stiftskirche zu Ossegg, in den Pfarrkirchen zu Chudenic und Schüttenhofen, in letzterer malte J. auch die Kuppel und zwei Plafondgemälde al fresco. Die Pfarrkirche zu Janich wurde von ihm zur Gänze mit Fresken geschmückt, ebenso das Presbyterium zu Herschmanmiesstetz (s. oben) und die Zimmer des Schlosses Choltitz. Weitere Gemälde befinden sich in der Pfarrkirche zu Trautenau, in Wartenberg, nach Angaben von Meusel auch in mehreren Kirchen Schlesiens und der Lausitz. — Von Porträts sind die bekanntesten das seines Lehrers, Prof. J. F. Schor und des Prager Kanonikus Kasp. Royko. — Die Malweise Jahn's ist eine klare, in hellen, harmonisch gestimmten Farben gehalten, ähnlich den guten Fresken jener Periode. Stiche nach seinen

Werken existiren von Joh. Balzer, F. Heger und J. G. Haid; von letzterem eine Madonna an der Wiege des Christuskindes.

Dlabacz, Künstlerlexikon. Nagler, N. allg. Künstlerlexikon. Meusel, Archiv für Künstler und eigene Notizen.

Friedr. Aug. Jahn — der Großvater des Vorigen — wird von Meusel in seinem Archiv f. K. — als ein gesuchter Miniatur- und Porträtmaler zu Prag angeführt.

Jakob Jahn, Vater Quirins, kam zu Künstlerruf von Ossegg aus, von wo er erst durch specielle Aufträge nach Prag übersiedelte und 1767 hier mit Tode abging. Von seinen Prager Arbeiten sind dermal keine mehr sicher zu stellen: Stift Ossegg bewahrt dafür eine Anzahl historischer Compositionen, mehrere Blumenstücke und Porträts, welche ein höchst achtbares Talent bekunden. Rudolf Müller.

Jahnus: Franz Maximilian J. Freiherr von Eberstädt, österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, geb. zu Mailand am 16. Aug. 1711, † am 26. Jan. 1772 zu Hamburg. J. gehört einer adeligen Familie Thüringens an. Sein Vater Adolf Wilhelm, gest. 1731 als Feldmarschall-Lieutenant und Gouverneur von Tortona, bestimmte den Sohn nach in Jena vollendeten Universitätsstudien, ebenfalls für den kaiserlichen Dienst. Im Jahre 1742 bereits Oberst-Lieutenant im 45. Infanterieregiment Heinrich Daun, machte er die Kriegsereignisse im österreichischen Erbfolgekriege in Italien mit. Bei Piacenza (16. Juni 1746) wurde J. verwundet, kommandirte im August desselben Jahres ein Detachement am Po, zwischen der Trebbia und dem Tidone. Als die Armee in die Provence vorrückte, führte J. die Freiwilligen und 12 Compagnien Grenadiere zuerst über den Var und bemächtigte sich mit den Karlstädter Grenzern des Postens St. Laurence. Am 5. Febr. 1750 wurde J. Oberst des Brooder, vier Jahre später des Peterwardeiner National-Grenz-Regimentes. Im Feldzug 1757, Anfangs August, drang Oberst J. über die Grenze bis Schmideberg und Hirschberg vor und schlug den preußischen General Kreutz, welcher mit 8000 Mann und 16 Geschützen Landshut bedrohte am 13. August zurück. Die Kaiserin ernannte ihn für diese schöne Waffenthat zum Generalmajor und das Capitel des Maria-Theresien-Ordens verlieh bei der ersten Promotion (7. März 1758) ihm das Ritterkreuz dieses Ordens. Bei Domstadtl am 30. Juni 1758 wirkte J. bei der Aufhebung des preußischen Convois mit und erwarb sich im Verlaufe dieses Feldzugsjahres durch die umsichtige Führung eines kleinen selbständigen Corps wesentliche Verdienste. Im J. 1763 zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, nahm er nach dem Hubertsburger Frieden die ihm von der freien Stadt Hamburg angetragene Stelle eines Stadtkommandanten an und bekleidete diesen Posten bis zu seinem Tode. K. A.

Jais: Aegydius J., Volks- und Jugendschriftsteller, geb. am 17. März 1750 zu Mittenwald in Baiern, † am 4. Decbr. 1822. Im Stifte Benedictbeuern machte er sich die Rudimente eigen, studirte dann zu München Poesie und Rhetorik und erhielt, nachdem er in genanntem Kloster 1770 die Ordensgelübde abgelegt hatte, theils hier theils in Regensburg seine höhere Ausbildung. 1776 zum Priester geweiht, wirkte er zuerst in verschiedenen Aemtern in Salzburg, dann als Vicar zu Walchensee und Jachenau, 1792 wurde er Novizenmeister im Kloster Rott am Inn, 1803 Professor der Theologie an der Hochschule Salzburg, woselbst er sich nach zwei Jahren zum Rector magnificus erhoben sah. Bald nachher übernahm er die Erziehung der Kinder des Kurfürsten Ferdinand von Salzburg, nachmaligen Großherzogs von Toskana. Diese neue Aufgabe führte ihn anfänglich nach Würzburg, in der Folge (1814) nach Florenz. Zu Florenz wohnte er im Minoritenkloster; sein Ordenskleid legte er nie-

mals ab. Die letzten Lebensjahre durfte er in den Gebäuden des aufgehobenen Stiftes Benedictbeuern zubringen; ein nie erloschenes Gefühl der Sehnsucht führte ihn dorthin zurück. J. hat sich durch seine überaus verbreiteten Schriften ein großes Verdienst um die Volksbildung erworben; seine in reinem Deutsch geschriebenen Gebetbücher wirkten im besten Sinne aufklärend und veredelnd auf die Menge. Eines derselben „Guter Samen auf ein gutes Erdreich“ erlebte in Salzburg bis 1822 sieben Auflagen, während ein Wiener Nachdruck (Doll'sche Buchhandlung) schon 1807 die vierzehnte Ausgabe verzeichnete. Von seinen vielen sonstigen Schriften sind hervorzuheben: „Das Wichtigste für Eltern, Schullehrer und Aufseher der Jugend“, 3. Auflage 1822; „Walter und Gertraud, für das Landvolk auf dem Lande geschrieben“, 1809; „Schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen für Kinder“, 14. Aufl. 1820.

(Maurus Dietl) P. Aeg. Jais nach Geist und Leben geschildert, München und Regensburg 1826; mit Porträt. M. Reiter, Nachtrag biographischer Notizen zu P. Aeg. Jais' Geist und Leben, Salzb. 1828. Felder's Gelehrtenlexikon, I. Bd. S. 349 ff. Gg. Westermayer.

Jäkel: Ernst Gottlob J., Philolog und Schulmann, geb. am 9. Novbr. 1788 in Ohlau, besuchte von 1807 an das evangelische Schullehrerseminar in Breslau, um sich zum Volksschullehrer vorzubereiten, wandte sich aber bald dem gelehrten Berufe zu. Nachdem er das Gymnasium zu Brieg absolvirt hatte, studirte er Theologie und Philologie an den Universitäten Breslau und Berlin, bestand in Berlin das Oberlehrerexamen und ertheilte als Mitglied des königlichen Seminars für gelehrte Schulen Unterricht am Gymnasium zum grauen Kloster. 1817 wurde er als Inspector am Joachimsthal'schen, 1821 als Oberlehrer am Friedrichs-Werder'schen Gymnasium angestellt, wo er allmählig bis zum Prorector avancirte; als solcher starb er am 8. Mai 1840. Veröffentlicht hat er außer einigen pädagogischen Schriften — Lesebüchern für die Jugend — zwei gelehrte aber verkehrte Arbeiten, in welchen er den germanischen Ursprung der alten Italer, ihrer Sprache und ihrer Götterdienste zu erweisen sich bemüht: eine Abhandlung „De diis domesticis priscorum Italorum“ (Programm des Friedrichs-Werder'schen Gymnasiums in Berlin zum 31. März 1830) und ein umfängliches Buch „Der germanische Ursprung der lateinischen Sprache und des römischen Volkes nachgewiesen von E. J.“, Breslau 1830 (247 S.).

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen XVIII (1840), S. 537. B.

Jakob: Ludwig Heinrich von J., geb. am 26. Febr. 1759 in Wettin (Regierungsbezirk Merseburg), gest. am 22. Juli 1827 in Lauchstädt (bei Halle a. S.), erhielt den ersten Unterricht in der Domschule zu Merseburg und bezog 1773 das Gymnasium zu Halle, von wo er 1777 an die dortige Universität als Studirender der Philologie überging. Nachdem seine Eltern von einem Brandunglücke betroffen worden, mußte er sich den nothdürftigen Lebensunterhalt durch Privatunterricht erwerben, betrieb aber dabei seine Studien mit solchem Erfolge, daß er schon 1781 eine Anstellung als Gymnasiallehrer in Halle fand. Da mit seiner Promotion (1785 auf Grund einer Abhandlung De allegoria Homerica) zugleich die Habilitation verbunden war, begann er sofort seine Vorlesungen, und zwar über philosophische Gegenstände, mit welchen er sich von nun an auch schriftstellerisch (— abgesehen von einer Ausgabe der Fabeln des Phädrus, 1785) längere Zeit ausschließlich beschäftigte. Seine erfolgreiche Thätigkeit brachte ihm 1789 die Beförderung zum außerordentlichen und 1791 zum ordentlichen Professor; er war nämlich in Wort und Schrift ein begeisterter Vertreter der Philosophie Kant's, welche er theils in förmlichen Plagiaten unablässig wiederholte (wodurch er sich auch den Spott der „Xenien“ zuzog), theils

in populärer Form zum Gemeingut zu machen strebte. Dahin gehören „Prüfung der Mendelssohn'schen Morgenstunden“ (1786), „Prolegomena zur praktischen Philosophie“ (1787), „Ueber das moralische Gefühl“ (1788), „Grundriß der allgemeinen Logik und Metaphysik“ (1788, 3. Aufl. 1793), „Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriffe der Pflicht“ (1790), „Ueber den moralischen Beweis für das Dasein Gottes“ (1791), „Grundriß der Erfahrungs-Seelenlehre“ (1791, 4. Aufl. 1810), „Philosophische Sittenlehre“ (1794), „Philosophische Rechtslehre“ (1795), dann die „Annalen der Philosophie“, welche in ihren drei Jahrgängen (1795—97) scharf und heftig gegen Fichte und Schelling kämpften, ferner „Aus dem Naturrechte“ (1796), „Die allgemeine Religion“ (1797), „Vermischte Abhandlungen“ (1797), „Grundsätze der Weisheit des menschlichen Lebens“ (1800), „Abriß einer Encyklopädie aller Wissenschaften“ (1800). Daneben hatte er (1790) eine Uebersetzung von Dav. Hume, Treatise of human nature, und (1795) von Alg. Sidney, Discorses concerning government, ferner einen „Anti-Machiavel“ (1794) und unter dem Titel „Philosophisches Handwörterbuch (1797) einen Auszug aus Bayle's Dictionnaire veröffentlicht, und indem er nun seit 1800 die Kantische Philosophie bei Seite legte, warf er sich mit der ihm eigenthümlichen ausgedehnten Empfänglichkeit auf andere Gebiete. Es erschien zunächst „Theorie und Praxis in der Staatswirthschaft“ (1801) und eine Uebersetzung der Schrift Thornton's über den Papiercredit in Großbritannien (1803), dann aber eine Uebersetzung von Cabanis' berühmtem Traité du physique et du moral de l'homme, welche er (1804) mit einer Abhandlung „Ueber die Grenzen der Physiologie und Anthropologie“ einleitete, worin dem psychologischen Materialismus in ziemlich unklarer und wenig begründeter Weise der übliche Dualismus entgegengestellt ist; hierauf folgten wieder „Grundsätze der Nationalökonomie“ (1805), welche sich eng an Adam Smith anschlossen; auch gab er mit Krug „Annalen der preußischen Staatswirthschaft“ heraus (1805 einziger Jahrgang). Als im J. 1806 die napoleonische Katastrophe über die Universität Halle hereinbrach, folgte J. einem Rufe nach Charkow, woselbst er in den Vorlesungen die Staatswissenschaften vertrat; dort veröffentlichte er eine Uebersetzung von Say, Traité d'économie politique (1807) und „Grundsätze der Polizeigesetzgebung“ (1809). Auf Grund einer bei der russischen Regierung eingereichten Abhandlung „Ueber Rußlands Papiergeld“ (gedruckt 1817) wurde er 1809 als Mitglied einer Finanzcommission nach Petersburg berufen, woselbst er auch einen „Entwurf eines Criminalgesetzbuches für das russische Reich“ ausarbeitete (1810, gedruckt 1818) und als Frucht einer Preisaufgabe die Schrift „Ueber die Arbeit leibeigner und freier Bauern in Rußland“ (1815) veröffentlichte. Nachdem aber bereits 1812 sein dortiger Gönner, der Minister Speransky, gestürzt und sogar nach Sibirien verbannt worden war, hatte auch er an Einfluß verloren, und es kam ihm höchst erwünscht, daß er 1816 von Halle aus eingeladen wurde, wieder dorthin als Professor der Staatswissenschaften zurückzukehren. Die russische Regierung gab ihm die erbetene Entlassung unter Erhebung in den Adelstand. Auch in Halle setzte J. noch seine schriftstellerische Thätigkeit fort; es erschienen „Einleitung in das Studium der Staatswissenschaft“ (1819), „Ueber das Einquartierungswesen“ (1819), „Die Staatsfinanzwissenschaft“ (1821, zahlreiche Beispiele neuerer Finanzpolitik enthaltend) und „Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft“ (1824); endlich aus seinem Nachlasse: „Grundriß der Handelswissenschaft für Staatsgelehrte“ (1828). Einstimmig wird sein milder, dienstfertiger und rechtlich strenger Charakter gerühmt.

Neuer Nekrolog, Jahrg. 1827, 2. Abthlg. Bullmann, Denkwürdige Zeitperioden der Universität Halle (1833), S. 269 ff. Prantl.

Jamitzer: Wenzel J., auch Jamnitzer, Gamiczer oder ähnlich geschrieben, einer der ausgezeichnetsten deutschen Goldschmiede älterer Zeit und das Haupt der Nürnberger Goldschmiede im 16. Jahrhundert, wurde 1508, angeblich zu Wien, geboren, siedelte aber als Geselle mit seinen Eltern und seinem jüngeren Bruder Albrecht, welcher später sein Mitarbeiter war, nach Nürnberg über, wurde daselbst 1534 Meister, heirathete, kaufte ein Haus in der Zisselgasse, wurde 1544 Geschworener seines Gewerks, 1556 Genannter des großen Raths und 1573, als Vertreter der Goldschmiede, Mitglied des kleinen Raths. Wie hoch er in der Achtung seiner Zeitgenossen stand, beweist wohl die Thatsache, daß die Kaiser Karl V., Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. ihn zu ihrem Hofgoldschmied ernannten. Er starb zu Nürnberg am 15. Decbr. 1585 und wurde neben „seinem Weibe und seinem Kind" auf dem Johanniskirchhofe begraben, wo sein Grab durch ein schönes, von seinem Freunde Jost Amman entworfenes Epitaph aus Bronce mit seinem Porträt geschmückt ist. — J. war ein Mann von edelstem Charakter, umfassender Bildung, großem Talent und bedeutender Erfindungsgabe. Er gab die von den anderen Goldschmieden seiner Zeit noch lange angewendeten, aus dem Mittelalter überlieferten gothischen Kunstformen ganz auf und wendete mit aller Entschiedenheit sich den Formen der italienischen Renaissance zu, welche er jedoch mit voller Freiheit handhabte und weiter ausbildete, sie auch mit orientalischen Ornamenten verband. J. war der Begründer einer ganz neuen Richtung in der Goldschmiedekunst und das Haupt einer bedeutenden Schule, welche bald über ganz Deutschland sich ausbreitete. J. war in allen Arten der Technik, Gießen, Treiben, Stanzen, Ciseliren, Graviren, Vergolden, Emailliren, Fassen der Edelsteine Meister, schnitt Siegel und Münzstempel in Stein und Eisen, modellirte in Wachs und war ein vortrefflicher Zeichner, auch geübt im Radiren in Kupfer und fertigte auch mathematische Instrumente verschiedener Art nach eigener Idee. Besonders bewundert wurden seine sehr sauber gearbeiteten, ganz naturalistisch behandelten Nachbildungen kleiner Thiere und Pflanzen (zum Theil Abgüsse über der Natur) in Silber, mit welchen man damals Kästchen und anderes zu besetzen pflegte. Die Zahl seiner Entwürfe zu künstlerischen Arbeiten verschiedenster Art ist sehr groß. Er war damit sehr freigebig; nur wenige davon sind unter seinem Namen bekannt. Mehr als dreißig Entwürfe zu Prachtgefäßen in edlen Metallen hat er selbst in Kupfer gestochen. Sie sind unter dem Namen des „Meisters von 1551" bekannt, leider von höchster Seltenheit. Andere seiner Entwürfe zu Prachtgefäßen, Schmuckgegenständen und Ornamenten sind von Virgil Solis und anderen Kupferstechern in Kupfer radirt (seine Entwürfe zu Prachtgefäßen in Silber und Gold sind neu herausgegeben von R. Bergau — Berlin bei Paul Bette). Originalzeichnungen von ihm sind von großer Seltenheit, doch sind dergleichen in Basel, Berlin, Coburg, Nürnberg ꝛc. noch erhalten. Zwei große figürliche Compositionen: Apotheose des Kaisers Maximilian II. und Triumph der christlichen Kirche hat Jost Amman nach Jamitzer's Entwürfen in Kupfer radirt. Die meisten seiner Kupferstiche und Zeichnungen sind ohne jede Bezeichnung, daher viele als Werke dieses Meisters wol noch nicht erkannt. Einige derselben sind mit W. J., andere mit seinem vollen Namen bezeichnet. — Seine bedeutendsten erhaltenen — viele derselben sind leider zerstört — in edlen Metallen ausgeführten Werke sind: zwei Schmuckkästchen im grünen Gewölbe zu Dresden, zwei andere im Kunstgewerbemuseum zu Berlin und in der königl. Schatzkammer zu München, der berühmte Tafelaufsatz, bis vor Kurzem in Nürnberg, jetzt in Besitz des Baron Rothschild zu Frankfurt a. M. (von einem Seitenstück dazu ist noch eine Zeichnung erhalten), ein Reliquiar in Privatbesitz in England, ein großer Pokal im Besitz des Deutschen Kaisers, ein anderer in der königl. Schatz-

kammer zu München, mehrere Pokale im Besitz des Baron Rothschild zu Frankfurt und eine Taufkanne nebst Schüssel in der Kirche S. Maria presso S. Celso zu Mailand. Unter den zerstörten Werken war besonders hervorragend ein großes Brunnenwerk, welches J. für Kaiser Rudolf II. gefertigt hat, von welchem uns aber nur eine ausführliche Beschreibung und einige Fragmente in der k. k. Schatzkammer zu Wien erhalten sind. Jamitzer's officielle Goldschmiedemarke ist ein Löwenkopf en face (sein Wappen) und daneben ein W. Die von J. geschaffenen Formen wurden von vielen anderen Goldschmieden copirt und, zum Theil in unverstandener Weise zusammengestellt. Daher kommt es, daß viele Silberarbeiten vorhanden sind, deren Gesammtcomposition von anderen Meistern ist, während viele ornamentale Theile derselben von J. sind. — J. war auch wissenschaftlich vielfach thätig, beschäftigte sich mit Architektur, Mathematik und Mechanik. Er fertigte u. A. die Illustrationen zu der 1548 erschienenen deutschen Bearbeitung des Vitruv von Rivius, gab 1568 ein Werk „Perspectiva corporum regularium" heraus, dessen Abbildungen Jost Amman nach Jamitzer's Zeichnungen radirt hat. Die Bibliothek des South-Kensington-Museum zu London besitzt ein zweibändiges Manuscript von J., „Beschreibung von künstlichen und nützlichen silbern und vergulten neu erfundenen Instrumenten" von 1585. Es giebt sechs verschiedene Medaillen mit dem Porträt Jamitzer's, die schönste darunter von seinem Schwiegersohne Valentin Maler, auch verschiedene ältere Kupferstiche mit seinem Porträt.

Johann Neudörfer's Nachrichten von Nürnberger Künstlern, herausgegeben von Lochner (Wien 1875). Doppelmayr, Nachricht von Nürnbergischen Künstlern (Nürnberg 1730).

Christoph Jamitzer (auch Gamiczer geschrieben), ist wahrscheinlich ein Sohn von Albrecht J., also Neffe des berühmten Wenzel J., Nürnberger Goldschmied, wurde geboren zu Nürnberg am 11. Mai 1563 und starb daselbst am 22. Decbr. 1618. Von seinen Werken sind bekannt ein Tafelaufsatz in Form eines Elephanten im Kunst-Gewerbe-Museum zu Berlin, zwei große silberne Becher in Form von Himmels- und Erdgloben, welche der Rath der Stadt Nürnberg im J. 1632 dem Könige Gustav Adolf von Schweden, als er in Nürnberg eingezogen war, überreichte, jetzt im Grünen Gewölbe zu Dresden, ein großes ovales Becken, in dessen Mitte ein Triumphzug des Amor in figurenreichem Relief dargestellt ist, in der k. k. Schatzkammer zu Wien und ein in Kupfer radirtes, 1610 erschienenes, Vorlagenbuch, welches den Titel „Neu Grotesken Buch" trägt. — Es giebt einen in Aquatintamanier ausgeführten Kupferstich mit seinem Porträt.

Doppelmayr, Nachricht von Nürnbergischen Künstlern (Nürnberg 1730).

R. Bergau.

Jan Joest von Calcar. Dieser Maler, über den die meisten Kunsthandbücher nichts zu berichten wissen, ist in der Neuzeit Gegenstand der Forschung geworden. Er soll um 1460, wahrscheinlich in Calcar das Licht der Welt erblickt und sich unter dem Einfluß von Memling, Ger. David und Quintin Messis zum Künstler ausgebildet haben. Eisenmann glaubt ihm das Bild der Münchner Pinakothek: Tod der Maria, dessen Künstler man bis jetzt den Meister des „Tod der Maria" zu nennen pflegte, zuschreiben zu müssen, da es mit dem Hauptaltarbild in Calcar dieselbe Hand zeigt. Dann ist auf seinen Namen ein Flügelbild des Berliner Museums getauft. Das Hauptbild stellt die Anbetung der Könige dar, auf den Flügeln ist links die heil. Katharina, rechts die heil. Barbara, deren Rückseiten die Heiligen Christoph und Sebastian, grau in grau enthalten. Weitere Nachrichten fehlen.

Wessely.

Jan von Calcar (eigentlich Johann Stephanus genannt), Maler, der um 1510 zu Calcar oder im Clevischen geboren wurde. Er begab sich

frühzeitig nach Italien. Einer anekdotenhaften Erzählung zufolge gerieth er auf seiner Reise nach dem Süden in Dordrecht in eine Mörderspelunke, aus der ihn die Tochter des Wirths befreite und mit ihm als seine Geliebte nach Italien ging. In den Jahren 1536 und 1537 hielt er sich in Venedig auf und wußte sich die Malweise Tizian's so anzueignen, daß seine Bilder oft für Werke seines Vorbildes genommen wurden. Später siedelte er nach Italien über, wo ihn Vasari 1545 persönlich kennen lernte; dieser nennt ihn einen berühmten Meister in kleinen und großen Figuren und bewunderungswürdig im Bildniß. Nach Lanzi starb er in Neapel 1546. Von historischen Gemälden ist wenig bekannt. Das Hauptaltarbild in Calcar, das man ihm zuschrieb, ist nicht von ihm, sondern von Jan Joest von Calcar (s. o.). A. Pflugfelder hat nach ihm eine Erweckung des Lazarus gestochen; ob das Vorbild Original war, läßt sich nicht bestimmen. Rubens besaß von ihm ein kleines Bildchen: „Hirten bei der Krippe", das er stets bei sich trug und sehr schätzte. Aus seiner Verlassenschaft erwarb es Sandrart, der es an Kaiser Ferdinand III. überließ. So kam es nach Prag und dann nach Wien, wo es noch ist. Ein männliches Porträt des Belvedere, das man ihm zuschreibt, hält Waagen für G. B. Moroni. Dagegen besitzt Berlin und Paris je ein vorzügliches männliches Bildniß, ersteres vom J. 1535, letzteres 1540 datirt.

Vasari. Waagen. Wessely.

Jan s. Johann.

Jan: Johann Christian Gottlieb von J., praktischer Jurist und Deductionsschriftsteller, geb. am 3. Novbr. 1713 (nach Nopitsch 1711) in Nürnberg, gest. am 12. Septbr. 1786 in Frankfurt a. M. — „Schriften, deren Absicht dahin geht", sagt Chr. S. v. Holzschuher im Vorbericht zu seiner Deductionsbibliothek von Deutschland (S. II und III), „die Beschaffenheit einer streitigen Sache näher zu entwickeln, sie dem Publikum in der vortheilhaftesten Gestalt darzustellen und die Leser von der vorhandenen Gerechtigkeit zu überzeugen, es mag dabei auf den Beweis der Thatsachen oder die Ausführung der hier einschlagenden Rechtssätze ankommen, nennt man in dem angenommenen Sprachgebrauche — Deductionen. Andere hiemit in Verbindung stehende Schriften werden in so ferne hieher gerechnet, als sie die Litteratur der Streitschriften vollständig machen, und ein gewisses Ganzes bilden". Diese gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Aufnahme gekommenen Schriftstücke waren namentlich im 18. Jahrhundert sehr im Schwunge. Wegen ihres stoffereichen Inhaltes wurden sie fleißig gesammelt, ihre Titel in eigenen Werken (Deductionsbibliotheken) für Rechtsgelehrte, Staatslehrer und Publicisten zusammengestellt, und zahlreiche Juristen befaßten sich berufs-, um nicht von Einigen zu sagen handwerksmäßig mit Anfertigung solcher Rechtsgutachten. Die sehr breitspurige Anlage und die plumpe, bisweilen unklare Ausdrucksweise dieser Gutachten widerstreben dem heutigen besseren Geschmacke, und da fast alle in diesen Deductionen behandelten Streitfragen des öffentlichen Rechtes veraltet sind, so ruhen diese Schriftstücke nun bestaubt und vergessen in den Bücherschränken. Unter den Deductionsschriftstellern nahmen die beiden Jan (Vater und Sohn) ihrer Zeit eine geschätzte und hervorragende Stellung ein. — Ihre Familie, welche sich früher auch Janus schrieb, stammt nach einem von Kaiser Joseph II. am 27. Mai 1786 ausgestellten Adels-Bestätigungs- und Erneuerungs-Briefe aus Ungarn, wo sie Adelsprivilegien besaß. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts zog die Familie nach Thüringen und der oberen Pfalz. Dort erwarben sie Grundbesitz, welchen sie jedoch nicht sehr lange behaupteten. Die jetzigen Nachkommen der Familie leben hauptsächlich im Königreiche Württemberg.

J. (nach Nopitsch) ein Sohn des als Theologe hochgeachteten Dr. Joh. Lorenz J., fürstl. hohenlohenschen Generalsuperintendenten zu Oehringen, begleitete nach vollendeten Rechtsstudien in Altdorf während der Jahre 1737 bis 44 wiederholt junge Adelige als Informator auf die Universitäten Jena, Halle und Leipzig, und wohnte bei solchem Anlasse 1741 der Kaiserwahl in Frankfurt a. M. bei. 1745 erhielt er seine erste Anstellung als fürstl. hohenlohescher Kanzleirath zu Ohrdruf in Thüringen, 1747 wurde er fürstl. nassauischer Regierungsrath in Weilburg, einige Jahre später hessen-darmstädtischer Regierungs- und Consistorialrath in Gießen. 1763 ging er mit seinem Sohne (Ludwig Friedrich Ernst) in Angelegenheiten des Landgrafen von Hessen an mehrere deutsche Höfe und über Holland nach London, wo er sich ein volles Jahr aufhielt. Nach seiner Rückkunft ernannte ihn der Landgraf in Anerkennung seiner erfolgreichen Thätigkeit zum wirklichen geheimen Regierungsrath und Consistorialdirector in Gießen und zum Bevollmächtigten bei den wichtigen Vergleichsunterhandlungen, welche nach langwierigen, fascikelreichen Processen zwischen den Häusern Darmstadt und Cassel wegen Braubach, Katzenellenbogen und einigen Gießener Universitätsgefällen gepflogen wurden; (eine übersichtliche Darstellung dieses Rechtsstreites gibt Aem. L. Hombergk (s. d.) in seiner Orat. de meritis Frider. II. H. L. etc.). 1770 wurde er mit der Stelle eines Subdelegirten zur Visitation des kaiserlichen und Reichskammergerichts in Wetzlar betraut, und im folgenden Jahre ging er als Syndicus und Rathsconsulent in die Dienste der Reichsstadt Frankfurt a. M., welche ihn wiederholt nach Wetzlar und 1777 nach Wien an den Reichshofrath abordnete. Am 12. Septbr. 1786 beschloß er sein thätiges Leben zu Frankfurt a. M. — Er verfaßte viele Deductionsschriften, von denen mehrere im Druck erschienen und nebst kurzem Lebensabrisse theils bei Weidlich (Biogr. Nachr. jetzt leb. Gel.) Bd. 1. S. 369 — theils bei Strieder (Grundl. zu einer hess. Gel. Gesch.) Bd. 6. S. 316 und theils bei Will (Nürnb. Gel. Gesch. fortgesetzt von Nopitsch) Thl. 6. S. 164 namhaft gemacht sind. Von den Deductionen Jan's gehören jene drei zu den bestgeschriebenen, welche er in einem weitläufigen von der Reichsstadt Frankfurt a. M. gegen Hessen-Hanau wegen Jagdgerechtigkeit geführten Processe fertigte, und von denen die erste nachstehenden Titel führt, der zugleich als Stylprobe dienen mag: „Kurze Actenmäßige Vorstellung der bei dem ksrl. und R. Cammergericht längst entschiedenen und quoad possessorium summar: Rechtskräftig abgeurtheilten Sache, die Jagensgerechtigkeit in den Niederhofer Distrikt betreffend ad causam Frankfurt a. M. entgegen Hessen-Hanau decisi Mandati de non amplius turbando in possessione Juris venandi adeoque non contraveniendo sententiae in Camera Imp. latae S. C. nebst angehängter documentirter species facti, mittelst welcher der von einer starken bewaffneten Bande Bauern des Hanauischen Dorfes Fechenheim unter Anführung des Centgrafen R. den 4. Octob. a. c. höchstverpönter Weise unternommenen gewaltsamen An- und Ueberfall mit Reichsständischen Frankfurtischen zur Bedeckung des in besagtem Distrikte veranstalteten Treibjagens abgeschickten Commando nach denen dabei vorgegangenen wahrhafften Umständen der ohnparteilichen öffentlichen Beurtheilung dargelegt wird. Mit Beil. von 1—30", Francfurt 1773 Fol.

Cast, Hist. geneal. Adelsbuch des Königr. Württemberg S. 341. Meusel, Bd. 6 S. 226. S. v. Holzschuher, Deductionsbibliothek Bd. I. S. 259, 484 und 503 und die oben citirten. Eisenhart.

Jan: Ludwig Friedrich Ernst, Reichsfreiherr v. J., von drei Brüdern der jüngste Sohn des Vorgenannten, gleich diesem practischer Jurist und Deductionsschriftsteller, geb. am 16. Mai 1747 zu Ohrdruf in Thüringen, † am 11. Januar 1828 zu Möhringen a. d. Fildern, Bez.-A. Stuttgart.

J. erhielt auf dem Gießner Lyceum eine tüchtige Schulbildung, begleitete 1763 seinen Vater auf dessen gesandtschaftlicher Reise über Holland nach London und wurde in Folge längeren Aufenthaltes dortselbst mit den gesellschaftlichen Zuständen Englands näher vertraut. Von Ostern 1765—1767 studirte er auf der Hochschule in Gießen; hörte sodann in Göttingen bei den Großmeistern der Wissenschaft, bei Claproth, Pütter, v. Selchow, Gatterer &c., Rechtswissenschaft und Geschichte nebst deren Hilfsfächern, und wurde von Gatterer bei Gründung des historischen Institutes zum Mitarbeiter aufgenommen. Die erste dienstliche Verwendung fand er 1768 als hessen-darmstädtischer Subdelegirter bei der Visitationscommission des Reichskammergerichtes, im folgenden J. (1769) bekleidete er die Stelle eines Referendars bei der Regierung in Gießen und am 28. Novbr. 1770 (nach Holzschuher und Strieder 1772) übernahm er die ihm von der Reichsstadt Nürnberg angebotene Bestallung als Rechtsconsulent. 1774 erwarb er auf Grund seiner Dissertation „de retractu territoriali dominorum territorialium in Germania“ (Altorf 1774, 4°.) die Licentiatenwürde und begab sich noch im nämlichen Jahre als reichsstädtischer Vertreter an das kaiserliche Hoflager nach Wien, an dem er mehrere Jahre verweilte. 1782 trat er wieder in hessen-darmstädtische Dienste und reiste 1783 als Ministerresident des Fürstenhofes mit dem Charakter eines wirklichen Legationsrathes abermals nach Wien. 1799 vertauschte er diese Stelle mit der eines württembergischen Geheimrathes in Stuttgart und wurde ihm der wichtige Vertrauensposten eines Kanzleidirectors des herzoglichen geheimen Secretariates übertragen. 1800 begab er sich zum drittenmale nach Wien — dießmal im Auftrage und in persönlichen Angelegenheiten des Herzogs. 1804 wurde er zum Consistorialpräsidenten und Landvogte von Heilbronn mit dem Titel „Excellenz“ ernannt, 1806 (wie es scheint ohne sein Zuthun) mit dem Titel eines wirklichen Geheimen Rathes und einer Pension von 2000 fl. entlassen. Spätere Gesuche um Wiederverwendung blieben ohne Erfolg. Nun lebte er in stiller Zurückgezogenheit in Möhringen bei Stuttgart, woselbst er hochbetagt — im 81. Lebensjahre — am Abende des 11. Januar 1828 starb und am 13. deſſ. M. bestattet wurde. Ueber seinen Nachlaß wurde der Concurs erkannt. — J. besaß reiche Lebenserfahrung und glänzte durch vielseitige Bildung, eine Eigenschaft, welche tüchtigen Juristen so häufig mangelt; er vermochte seine Gedanken in sieben Sprachen zum Ausdruck zu bringen. Am Kaiserhofe war er gerne gesehen; Franz II. erhob ihn und seine Nachkommen in den Reichsfreiherrnstand und ließ ihm nach seinem Abgange von der Residenz ein huldvolles Schreiben nebst einer mit Brillanten besetzten Dose zustellen. Aus seiner Ehe mit Maria Anna von Hartmann (geb. zu Mainz am 19. Mai 1758, † zu Ansbach am 5. Mai 1808) entstammten zwei Söhne und eben so viele Töchter. Der ältere Sohn trat schon frühzeitig in die kaiserliche Nobelgarde in Petersburg, wo sein Onkel als Collegienrath lebte, der jüngere nahm württembergische Kriegsdienste. J. verfaßte mehrere meist durch den Druck veröffentlichte Deductionen, dann in französischer Sprache „Betrachtungen über die wahre Bedeutung des Art. 4 des Ryßwiker Vertrages“ (Vienne 1797) und veröffentlichte ein größeres dreitheiliges Werk über die Schweiz unter dem Titel: „Staatsrechtliche Verhältnisse der Schweiz zu dem Teutschen Reich vom Ursprung des Eidgenossen-Bundes bis zu Ende des 18. Jahrhunderts mit Urkunden“. 3 Thle. Nürnberg 1802 u. 3. Der erste Theil giebt wohl gesichtet das geschichtliche Material, welches im zweiten, nun allerdings veralteten Theile in gediegener Weise juristisch-staatsrechtlich verarbeitet ist, der dritte Theil enthält eine Zusammenstellung der einschlägigen Urkunden. Eine kritische Besprechung des Werkes findet sich in der Allgemeinen Litteratur-

zeitung, Jahrg. 1802 Nr. 23 und 1804 Nr. 82. — Eine Aufzählung seiner Abhandl. bei Weidlich, biogr. Nachr. ꝛc. I. 372. — Strieder, Grundl. zur heſſ. Gel.-Geſch. VI, 319 u. Will, fortgeſ. von Nopitſch, VI, Seite 167. — S. v. Holzſchuher, Ded.-Bibliothek I. 508. Weidlich a. a. O. Will's Nürnb. Gel.-Lex. a. a. O. — Strieder a. a. O. — Meuſel's Lexikon ꝛc. Bd. 10, S. 16. Bd. 14, S. 227; außerdem Familiennotizen. Eiſenhart.

Jan: Ludwig v., Philolog und Schulmann. Geboren am 2. Juli 1807 zu Caſtell, wo ſein Vater gräflicher Kanzleidirector war, erhielt er ſeine erſte Vorbildung auf dem Gymnaſium zu Wertheim, unterzog ſich aber, nachdem er ſich für das Studium der Philologie entſchieden hatte, noch einer zweiten Maturitätsprüfung auf dem Gymnaſium zu Würzburg, um dereinſt in bairiſchen Staatsdienſt treten zu können. Hierauf begab er ſich im Herbſt 1825 nach München, wo er am Lyceum und ſeit 1826 an der Univerſität ſeine höheren Studien hauptſächlich unter der Leitung von Fr. Thierſch vollendete. An Thierſch hatte J. nicht blos einen ſehr anregenden Lehrer, ſondern auch einen warmen Freund gewonnen, dem er das in ihn geſetzte Vertrauen mit kindlicher Pietät bis zu deſſen Tod aufs treueſte gelohnt hat. Im J. 1833 wurde J. an das neu organiſirte Gymnaſium zu Schweinfurt berufen, dem ſeine Thätigkeit volle 29 Jahre angehörte, bis ihm 1862 die längſt verdiente Beförderung zum Gymnaſialrector in Erlangen zu Theil ward. Doch nicht lange ſollten Lehrer und Schüler ſich eines ſo eifrigen und humanen Vorſtandes erfreuen. Im Juni 1868 erhielt J. die erſchütternde Nachricht, daß ſein dritter Sohn, der als Bataillonsarzt den Feldzug des J. 1866 mitgemacht und nach deſſen Beendigung ſich zu ſeiner weiteren Ausbildung nach Prag und Wien begeben hatte, am Abend vor ſeiner Abreiſe von Wien durch einen Unfall ſeinen Tod in den Wellen der Donau gefunden hatte. Dieſer ſchreckliche Schlag brach das Herz des zärtlichen Vaters; kein Jahr verging, ſo folgte auch er am 11. April 1869 dem hoffnungsvollen Sohn in die ewige Heimat. — Auf Jan's litterariſche Thätigkeit übte einen beſtimmenden Einfluß die Verſammlung der deutſchen Naturforſcher, die 1827 in München tagte. Auf ihr wurde der Gedanke angeregt, mit gemeinſamen Kräften eine kritiſch berichtigte und erklärende Ausgabe der großen Naturgeſchichte des Plinius herzuſtellen. Zwei Männer, deren Anſichten ſonſt ſehr weit auseinandergingen, Oken und Thierſch, begegneten ſich damals in einem Brennpunkt, in dem Feuereifer, mit dem ſie die angeregte Idee verfolgten. Zunächſt galt es die Vorarbeiten des großen Werkes, von dem nur der philologiſche Theil zu Stande gekommen iſt, zu beſchaffen. Der Empfehlung von Thierſch verdankte es J., daß er dazu auserſehen wurde, die Handſchriften des Plinius in den Bibliotheken von Florenz und Paris zu vergleichen. Von ſeiner längeren Reiſe zurückgekehrt erwarb er 1830 den Doctorgrad durch eine Abhandlung über Plinius, in der er Bericht über die Ausbeute ſeiner Reiſe erſtattete und zuerſt die Vermuthung ausſprach, daß das Werk des Plinius, wie es in den bisherigen Ausgaben ſchloß, nicht vollſtändig ſein könne, eine Vermuthung, die durch den Bamberger Codex ihre Beſtätigung erhalten hat. Aus dem Umſtande, daß J. erſt geraume Zeit, nachdem er ſeine Hauptcollationen beendet hatte, auf dieſe wichtige Handſchrift, ohne welche die ſechs letzten Bücher der naturalis historia nie lesbar geworden wären, geführt worden iſt, ergiebt ſich von ſelbſt, daß bei den Vorbereitungen für das große Unternehmen eine gewiſſe Ueberſtürzung, nicht die nöthige Umſicht obgewaltet hat. Das zeigt ſich auch darin, daß mit der Beſorgung des Textes Sillig betraut wurde, nicht v. J., deſſen Händen man mit beſſerem Fug die Verarbeitung des geſammelten handſchriftlichen Apparats anvertraut hätte. Aber wenn er auch

nicht der Herausgeber der großen kritischen Ausgabe geworden ist, so hat er doch seinen Plinius nie wieder aus den Händen gelegt. Seine längeren Arbeiten auf der Bamberger Bibliothek und langjährige Beschäftigung mit Handschriften führten ihn hierauf auf den Philosophen Seneca, von dem er nach schönen Vorarbeiten eine kritische Ausgabe herzustellen beschloß, aber den Gedanken wieder aufgab, als er erfuhr, daß Fickert mit der gleichen Arbeit beschäftigt sei. Von diesem Plan abgekommen wandte J. seine Thätigkeit dem vernachlässigten Macrobius zu, für dessen Verbesserung er mit eisernem Fleiß einen staunenswerthen Apparat aufgebracht hat. Seine mit reichhaltigem kritischen und erklärenden Commentar ausgestattete Ausgabe, die 1848—1852 in zwei stattlichen Bänden erschienen ist, hat eine empfindliche Lücke in der lateinischen Litteratur ausgefüllt. Ein weiterer Plan Jan's, einen sachlichen Commentar zu Plinius mit Unterstützung der Münchner Akademie herauszugeben, ebenso eine bereits angekündigte deutsche Uebersetzung desselben sind nicht zu Stande gekommen, wol aber lieferte er noch eine Textausgabe in der Bibliotheca Teubneriana, 1854—1865 in 6 Bdn. Eine zweite, bedeutend verbesserte Bearbeitung des ersten Bandes hat er noch vollendet, aber die Beendung des Druckes nicht mehr erlebt.

Autenrieth in den Blättern f. d. Baier. Gymnasialschulwesen, Band V (1869), Beilage zu Nr. 8. — Karl v. Jan in der Praef. ad Plin. N. H. ed. II. p. IV u. V. Halm.

Jäncke (Jähncke, Jänke): Johann David J., lutherischer Theolog und Litterat im 18. Jahrhundert, geb. am 9. März 1702 zu Ravenstein, † am 11. Juni 1752 zu Krakow in Pommern. — Nachdem er auf den Schulen zu Reetz und Stargard seine Vorbildung erhalten, studirte er Philosophie und Theologie in Halle, war insbesondere ein Schüler und Anhänger von Strähler, dem früheren Schüler und späteren Gegner Christian Wolffs, betheiligt sich selbst am Kampf wider den Wolfianismus, edirt insbesondere unter dem Pseudonym Idirpius (d. h. J. D. Jäncke, Ravenst. Pomer.) des Jenenser Theologen Buddeus Bedenken gegen die Wolfische Philosophie ohne des Verfassers Erlaubniß und verwickelt sich dadurch in viel Streitigkeiten. 1727 ward er Conrector, 1737 Rector in Cöslin; aber auch hier veranlaßten ihn schließlich allerlei Widerwärtigkeiten und Streitigkeiten seine Stelle zu quittiren und einem Ruf als Diakonus nach Rügenwalde zu folgen. Nachdem er dort 1744 Archidiakonus geworden, wurde er 1747 wegen Streitsucht entlassen. Später erhielt er wieder eine Pfarrstelle in Krakow, wo er mit zahlreicher Familie und kleinem Gehalt in dürftigen Verhältnissen lebte bis zu seinem im 51. Lebensjahr erfolgten Tod. — Litterarisch war er sehr rührig, ohne jedoch ein größeres Werk zu Stande zu bringen: er verfaßte kleinere Schriften philosophischen, theologischen, historischen Inhalts (Streitschriften gegen die Wolfische Philosophie, über Dasein Gottes und Schöpfung aus Nichts, über den alten Glauben der Pommern, die Aufnahme der Augsburgischen Confession in Pommern), war Mitarbeiter an Jöcher's Gelehrten-Lexikon rc.; insbesondere aber beabsichtigte er die Herausgabe einer Pommerschen Gelehrtengeschichte (Gelehrtes Pommerland, 1734, 4), wovon aber Nichts erschienen ist als ein Leben Joh. Bugenhagen's, das nach des Verfassers Tod mit einer kurzen Lebensbeschreibung desselben aufs Neue herausgegeben wurde von J. C. Oelrichs zu Bützow (Rostock und Wismar 1757, 4). —

S. Jöcher-Adelung II, 2229; Oelrichs a. a. O.; Ludovici, Gesch. der Wolf'schen Philos., Leipzig 1737, II, 20 ff.; Meusel, Lexikon VI, 220; H. Döring in der Allg. Encykl. Sect. II, 14, S. 321. Wagenmann.

Jani: Christian David J., Philolog und Schulmann, geb. am 13. Dec. 1743 vor Glaucha bei Halle als Sohn eines Pastors, † am 5. Oct. 1790.

Nachdem er seine Vorbildung in der lateinischen Schule und auf dem Pädagogium zu Halle erhalten hatte, bezog er 1760 die Universität daselbst und widmete sich zunächst dem Studium der Theologie, die er aber bald bei seiner entschiedenen Vorliebe für sprachliche Studien verließ, um sich für ein Schulamt vorzubereiten. Schon im Juli 1761 begann er an der lateinischen Schule Unterricht zu ertheilen, wobei er eine so geschickte und anregende Lehrgabe entwickelte, daß er schon 1764 zum ordentlichen Lehrer am Pädagogium und drei Jahre darauf zum Conrector ernannt wurde. Als der alte Rector Taust aus Altersschwäche unfähig wurde die Leitung der Schule fortzuführen, wurden ihm bald auch dessen umfangreiche Geschäfte übertragen und zugleich von den Scholarchen der Auftrag ertheilt, einen Verbesserungsplan für die Schule zu entwerfen, der nach seinen Vorschlägen im J. 1779 zur Ausführung gelangte. Trotz seiner vielen Berufsgeschäfte, deren Last ihn bei einer großen Vorliebe für litterarische Arbeiten schwer drückte, fand er doch noch Muße, auch an der Universität als Docent aufzutreten, eine Thätigkeit, die jedoch nur von kurzer Dauer war, indem er im Frühjahr 1780 einem Rufe als Rector an das Gymnasium zu Eisleben folgte, für dessen Hebung er sich durch Einführung zeitgemäßer Reformen viele Verdienste erwarb. Ein frühzeitiger Tod, dem er noch im kräftigen Mannesalter erlag, machte dieser Wirksamkeit schon nach zehn Jahren ein Ende. J. war ein geistreicher, vielseitig gebildeter, auch in den neueren Sprachen gut bewanderter Mann; als Lehrer war er lebendig und anregend, in seinen litterarischen Arbeiten zeigte er sich im Lateinischen wie im Deutschen als ein gewandter Darsteller. Von diesen ist am bekanntesten die begonnene Ausgabe des Horaz (Horatii opera cum var. lect. et annot. perpetua, Lips. 1778—82, 2 Bde.), die, nur die 4 Bücher der Oden umfassend, oft benutzt wurde und in unverdiente Vergessenheit gerathen ist. Außerdem nennen wir: „Artis poeticae latinae libri IV“, Hal. 1774, 750 pp., eine Art Gradus ad Parnassum nach altem Schnitt, aber auch eine geschickt angelegte Vorschule zur Einleitung in das Studium der Dichter. — „Der Schulfreund“, 8 Abhandlungen, Halle 1776—78. „De Alcaeo poeta eiusque fragmentis“, 3 Programme, Eisleb. 1780—82. „Observationum criticarum part. 1—3“, Eisleb. 1784—86. Eine Bearbeitung des Vellejus Paterculus hatte er begonnen; das fertig gewordene Fragment ist in der Ausgabe von J. Ch. H. Krause (Leipz. 1800) benutzt. Nach seinem Tode erschien: Jani's erklärende Anmerkungen zu Horazen's Satiren und Episteln, aus dessen Vorlesungen (herausg. von Fr. Erasm. Vogel), Leipz. 1795. Dieser kurze Commentar verdiente kaum eine Veröffentlichung; werthvoller sind die als 2. u. 3. Band 1796—98 erschienenen Anmerkungen zu den Oden und Epoden, in welchen ein künftiger Erklärer der lyrischen Gedichte des Horaz noch manche brauchbare Bemerkung finden wird.

Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1790, S. 269 ff. Eckstein, Beiträge zur Geschichte der Halleschen Schulen, 1850, S. 36 f. Ellendt, Geschichte des Gymnasiums zu Eisleben, S. 236 f. Halm.

Jänichen: Johann J., geboren den 29. September 1659 zu Camenz in der Oberlausitz, bezog im J. 1678 die Universität Wittenberg, kam im J. 1681 als Hauslehrer nach Halle a. d. S., wo er dann bis zu seinem Tode verblieb. Bei der Wiedereröffnung des im J. 1565 im ehemaligen Barfüßerkloster daselbst eingerichteten Stadtgymnasiums, das wegen der Pest vom Juli 1682 bis zum März 1683 hatte geschlossen werden müssen, ward J. zum vierten Collegen an dieser Schule angestellt; in demselben Jahre promovirte er in Wittenberg zum Magister. Er rückte dann allmälig in die höhern Stellen, bis er im J. 1705 Rector wurde. Von einem Schlaganfall, der ihn im J. 1723 traf, erholte er sich wieder; doch im Frühjahr 1731 wurde er dienstunfähig und

starb dann am 10. October desselben Jahres. Von J. giebt es u. a. eine „Gründliche Anleitung zur poetischen Elocution“, Leipzig 1706, und er hat auch selbst eine große Anzahl Lieder verfertigt, unter denen einige seiner geistlichen Lieder sich noch in Gemeindegesangbüchern befinden. Das bekannteste seiner Lieder: „Wie froh wird meine Seele sein“, soll zuerst im Hallischen Stadtgesangbuch vom J. 1713 Aufnahme gefunden haben und hat sich von da aus bis nach Stralsund, Hannover, Lüneburg u. s. f. verbreitet. In die Freylinghausenschen Gesangbücher ist keines seiner Lieder übergegangen.

Die biographischen Angaben über J., die sich bei Dunkel, hist.-kritische Nachrichten I, S. 445 ff., Adelung II, Sp. 2231, u. a. finden, stammen gleich den obigen aus Johann Christoph von Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises, Theil 2, Halle 1750, Fol., S. 642 f., Nr. 247, wo noch ausführlicheres über ihn und seine Nachkommen mitgetheilt ist. Vgl. auch Aug. Jak. Rambach, Anthologie christlicher Gesänge IV, S. 216 f. l. u.

Jänicke: Johann, evangelisch-lutherischer Prediger an der böhmischen oder Bethlehemskirche in Berlin, geb. in Berlin am 6. Juli 1748, † am 21. Juli 1827. Sein Vater, der Weber Paul Jenik, gehörte zu den eingewanderten Böhmen und hielt mit seiner Frau auf christliche Zucht und Sitte. J. besuchte die vortreffliche von Hecker (Bd. XI, S. 208) gegründete und beaufsichtigte Realschule. Alsdann erlernte er das Handwerk des Vaters und ging schon 1767 auf die Wanderschaft nach Schlesien. In Münsterberg, wo eine kleine böhmische Gemeinde war, fand er Arbeit. In einer Predigt des böhmischen Predigers daselbst wurde er tief ergriffen und entdeckte sein Herz und Leben demselben. Von Pokorny (so hieß der Prediger) wurde der Webergeselle unterrichtet, so daß er das Examen zum Schulmeister von Münsterberg bestehen konnte. Doch blieb er hier nicht lange, sondern kehrte nach Berlin zurück, wo ihn die böhmischen Prediger in der lateinischen und griechischen Sprache unterrichteten. In Halle konnte er nicht in die Schule, weil er zu alt war, aber in Dresden, wo er für die Böhmen Schulmeister wurde, nahm sich seiner ein frommer Arzt an, daß er sich zur Universität ausbilden konnte. Mit dessen Sohne bezog er 1774 die Universität Leipzig, wo er namentlich Christian Aug. Crusius' Unterricht genoß. Ein adliger Herr sorgte für die Ausgaben, denn seine armen Eltern konnten in dieser Hinsicht nichts thun. Nach drei Jahren examinirt, fühlte er sich (hauptsächlich durch Spangenberg's Idea fidei fratrum) zu der Brüdergemeinde in Herrnhut gezogen und arbeitete schon als Lehrer in Barby, als er im Sommer 1779 einen Ruf als Prediger der böhmischen Gemeinde in Rixdorf und als zweiter Prediger an der Bethlehemskirche in Berlin erhielt. Von 1792 an war er aber der alleinige Pfarrer bis zu seinem Ende. Fest auf der heiligen Schrift und dem Bekenntniß der Kirche stehend, wirkte er nicht nur in seiner Gemeinde, sondern in weiteste Kreise der Stadt hinaus, deren meiste Kanzeln damals vom Geist des Rationalismus beherrscht waren. Es ist gesagt worden, „daß J. lange Zeit allein das Evangelium in Berlin zu durchwintern hatte“. Und er that es trotz vieler Anfechtungen aus tiefster Ueberzeugung, für tausende zum Segen. Von der Schmach Preußens zur Zeit der Fremdherrschaft tief gebeugt, nahm er auch an der Erhebung aus vollem Herzen Antheil und wirkte in seiner Weise, indem er ein „Betercorps“ einrichtete, welches Tag und Nacht für die Siege Preußens betete. König Friedrich Wilhelm III. ehrte deßhalb auch den alten J., unterstützte ihn auf allerlei Weise und wohnte selbst einem Gottesdienste in der Bethlehemskirche an. Den ihm gesandten rothen Adlerorden lehnte J. demüthig ab. Er war ein durchaus praktischer Seelsorger. So gründete er eine biblische Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe machte, die Bibel entweder umsonst oder um ein Weniges zu verbreiten. Auch der König gab

seinen Beitrag. Die Bibel übersetzte er ins Böhmische; an Geldbeiträgen zum Drucke fehlte es nicht. Er war es, der eigentlich den Grund zu der im J. 1814 gestifteten „Preußischen Hauptbibelgesellschaft" legte, die so viel Segen verbreitet hat. Beim ersten Bibelfeste in der Dreifaltigkeitskirche legte er ein entschiedenes Bekenntniß seines Glaubens ab. Ebenso gründete er den noch bestehenden „Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten". Für die Armen errichtete er eine Suppenanstalt. Einen treueren Seelsorger, als J. war, hat es wol kaum gegeben. Wodurch aber J. auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus berühmt ward, das ist seine Missionsschule. Sie nahm schon mit dem Beginn des Jahrhunderts ihren Anfang, und zwar mit nur sieben Jünglingen, für deren Unterhalt und wissenschaftliche Bildung durch freiwillige Liebesgaben gesorgt ward. Nach und nach fand die Schule auch in Berlin Anerkennung. Selbst der König betheiligte sich mit jährlich 500 Thalern daran. Es sind eine Reihe der bedeutendsten Missionäre aus dieser Schule hervorgegangen und an verschiedene Missionsgesellschaften abgegeben worden, z. B. Schreyvogel, Karl Rhenius, Palm, Ehrhardt, Scheerer, Butscher, zwei Brüder Albrecht, der Böhme Pacalt, Nyländer, Riedel und besonders der Pommer Karl Gützlaff. Unter den 80 Missionaren, welche J. gebildet hat, sind auch mehrere in die Judenmission getreten, z. B. Reichardt, Nikolayson, die sich besonders ausgezeichnet haben. — Ein harter Schlag für J. war 1819 der Tod seiner Frau. Auch seine Kräfte sanken zusehends, doch arbeitete er noch bis zu seinem Ende fort, zuletzt ließ er sich auf die Kanzel führen und saß während der Predigt auf einem Stuhle. Er predigte gewöhnlich zwei Mal des Sonntags, trotz seiner Schwäche, einmal deutsch, das andere Mal böhmisch, und jedes Mal in ungebrochener Kraft des Geistes. Eine Brustwassersucht quälte ihn zuletzt, jedoch nicht zu lange. Er feierte noch seinen 80. Geburtstag im Kreise vertrauter Freunde. Als ihm der Tod nahte — es war am 21. Juli 1827, ließ er sein Lieblingslied „O Haupt voll Blut und Wunden" sanft singen und sang bei vollem Bewußtsein mit. Bei den Worten „Da will ich zu dir blicken" verschied er. Eine unübersehbare Menge von dankbaren Verehrern folgte seinem Sarge.

Johann Jänicke, der evangel.-luth. Prediger an der böhmischen oder Bethlehemskirche zu Berlin nach seinem Leben und Wirken dargestellt von Karl Friedrich Ledderhose. Berlin 1863. Ledderhose.

Jänicke: Oskar Paul Alexander J., geboren am 21. Juni 1839 zu Pitschkau bei Sorau in der preußischen Lausitz, † am 6. Februar 1874 als Oberlehrer an der Sophienrealschule zu Berlin. J. besuchte, nachdem sein Vater das Gut Skerbersdorf bei Muskau gepachtet hatte, seit dem J. 1850 die Muskauer Stadtschule, seit 1852 das Gymnasium zu Guben und bezog Ostern 1857 die Universität Halle um Philologie zu studiren. Anregungen, die er schon in Guben erhalten hatte, führten ihn dazu, neben dem Studium des klassischen Alterthums (Bernhardy, Bergk) und der allgemeinen Sprachwissenschaft (Pott) sich unter Zacher's Anleitung auch mit der deutschen Sprache und Geschichte eingehend zu beschäftigen, und schon im Juli 1858 trägt seine Bearbeitung der von der philosophischen Facultät gestellten Aufgabe (über die erste Zeit des Merseburger Bisthums) den akademischen Preis davon. Bei seiner Uebersiedelung nach Berlin, Ostern 1859, gehörte seine Hauptneigung bereits dem deutschen Alterthum, ohne daß das Studium der Griechen und Römer darüber vernachlässigt wäre. In Berlin empfing J. die nachhaltigste Anregung von Haupt (Ilias, Horaz, Properz) und von Müllenhoff, der dem strebsamen Studenten neben der reichsten Belehrung auf allen Gebieten des deutschen Alterthums auch persönliche Zugänglichkeit gewährte und eingehende Theilnahme für seine Arbeiten

zeigte. Die Universitätsstudien werden Michaelis 1860 abgeschlossen und am 20. October desselben J. wird J. auf seine Dissertation „De dicendi usu Wolframi de Eschenbach“ (Halle bei Plötz) zum Doctor promovirt. Gern hätte er sich jetzt mit voller Kraft dem Altdeutschen weiter gewidmet, und seine Gedanken richteten sich, wenngleich schüchtern, bereits auf eine natürlich erst in ungewisser Ferne winkende akademische Professur; allein weil er keine Bevorzugung vor den zahlreichen Geschwistern glaubte beanspruchen zu dürfen, wandte er sich dem Schuldienst zu und ging als Hilfslehrer an die damalige Realschule zu Meseritz in der Provinz Posen. Der Aufenthalt hier wurde dadurch für ihn wichtig, daß er in der Tochter des Meseritzer Professors Zeller seine Braut und spätere Gattin fand. Das Examen pro fac. doc. wurde im November 1861 bestanden und von Ostern 1862 bis 1864 wirkt J. als Adjunct an der Ritterakademie zu Brandenburg. Weil sich ihm nicht sobald hier Aussicht auf feste Anstellung bot, verließ er das ihm sonst sehr lieb gewordene Brandenburg, nahm die erste Lehrerstelle an der eben errichteten höheren Bürgerschule zu Wriezen im Oderbruche an, heirathete sogleich Ostern 1864 und blieb in Wriezen, bis er Michaelis 1869 durch Vermittelung des damaligen Berliner Stadtschulraths Hoffmann (jetzt Director des Gymnasiums zum grauen Kloster) an der kurz zuvor gegründeten höheren Bürgerschule in der Steinstraße, später Sophienrealschule genannt, als Oberlehrer angestellt wurde. Neben seiner Thätigkeit als Schulmann gingen die eifrigsten und umfangreichsten Studien des Altdeutschen her, und so konnte er, als seine Tüchtigkeit auf diesem Gebiete schon allgemein anerkannt war, nach einigen Jahren seines Aufenthaltes zu Berlin mit Zuversicht auf eine Universitätsprofessur rechnen. Zunächst bot sich im Herbst 1873 eine Aussicht nach Greifswald; aber da die Bedingungen wenig lockend waren, so verzichtete J. Da erkrankte er bald nach Neujahr 1874 bedenklich an einer Nierenentzündung; dieselbe nahm einen bösartigen Charakter an, und als überdies Blutvergiftung eingetreten war, starb er am Morgen des 6. Februar nach hartem Todeskampfe. Am folgenden Tage traf die Nachricht ein, daß die Universität zu Freiburg im Breisgau ihn für ihre erledigte Professur der deutschen Philologie in Aussicht genommen habe. — J., körperlich eher zart als derb, war eine geistig höchst frische und anregende Natur, überall beliebt, wohin ihn amtliche oder wissenschaftliche Thätigkeit oder persönliche gesellige Verhältnisse führten. Auf wissenschaftliche Bestrebungen Anderer ging er bereitwillig und theilnehmend ein und suchte dieselben durch guten Rath und Belehrung neidlos und treu zu fördern. Mit Recht erkennt darum Weigand in der Vorrede zur dritten Auflage seines deutschen Wörterbuches an, daß er von J., abgesehen von dessen eingehender Recension und anderen Schriften, durch Uebersendung werthvoller Beiträge gefördert sei, und ebenso beklagt ihn Lexer in der Vorrede zum zweiten Bande des mhd. Handwörterbuches als treuen mittheilsamen Freund. Seine ersten schriftstellerischen Versuche nach der Promotionsschrift machte er in Meseritz mit Aufsätzen über Tristan und Isolde, abgedruckt im Prutzischen deutschen Museum vom J. 1862, S. 502—512; darauf folgte ebd. Jahrgang 1863, S. 795—809, „Ein deutsches Ritter- und Fürstenleben im 16. Jahrhundert“, bearbeitet im Anschluß an die zuerst von Büsching herausgegebenen Denkwürdigkeiten Hansens von Schweinichen. In Brandenburg gaben zunächst Conferenzen des Lehrercollegiums der Ritterakademie den Anstoß zur Abfassung eines kleinen grammatisch-orthographischen Hilfsbuchs, „Deutsche Rechtschreibung und Formenlehre für die unteren und mittlen Classen höherer Lehranstalten“, Brandenburg 1863. Die Herausgabe dieses Büchleins wirkte später neben Jänicke's sonst bewährter Kenntniß der deutschen Sprache dazu mit, daß er im J. 1870 in die Commission gewählt wurde, welche im Auftrage des Vereins der Berliner Gymnasial- und

Realschullehrer einen kurzen Leitfaden für die Rechtschreibung abzufassen hatte. Da dieser Leitfaden unter dem Titel „Regeln und Wörterverzeichniß für die deutsche Orthographie“ bei Teubner seit 1871 in zahlreichen Auflagen erschienen, eine allerdings im einzelnen mehrfach verlassene Grundlage für das im Auftrage des preußischen Unterrichtsministeriums von einem der damaligen Commissionsmitglieder, dem jetzigen Bonner Professor W. Wilmanns, bearbeitete Büchlein ist, das unter fast gleichem Titel 1880 in der Weidmann'schen Buchhandlung zu Berlin erschien: so geht naturgemäß auch ein Theil des durch die neue preußische Schulorthographie bezeichneten Fortschritts auf Jänicke's frühere in dies Gebiet gehörige Thätigkeit zurück. Schon vorher war er von Müllenhoff zur Theilnahme an der Herausgabe eines deutschen Heldenbuches aufgefordert, das sämmtliche an die Nibelungen und die Gudrun sich anschließenden Gedichte zu umfassen bestimmt war. J. erhielt hierbei zunächst den Biterolf und Dietleib zugewiesen und vollendete unter Müllenhoff's Leitung und thätiger Unterstützung die Herausgabe dieses Gedichts bis zum J. 1866, so daß es nun zusammen mit den beiden von Müllenhoff allein bearbeiteten kleineren Stücken Laurin und Walberan als erster Band des deutschen Heldenbuches erscheinen konnte. Darauf ging J. an die Herausgabe der Wolfdieteriche BCD, während der (ebenfalls noch im Frühjahr 1874 verstorbene) Arthur Amelung den Ortnit und den Wolfdieterich A überwiesen erhielt. Diese Gedichte erschienen als dritter und vierter Band des deutschen Heldenbuches in den Jahren 1871 und 1873, und in nächster Beziehung dazu die „Beiträge zur Kritik des großen Wolfdieterich“ als Osterprogramm der Sophienrealschule, Berlin 1871. Durch diese tüchtigen Leistungen bewährte sich J. als fleißiger Gelehrter, scharfsinniger und umsichtiger Kritiker und als methodisch geschulter Herausgeber mittelhochdeutscher Dichtungen. — Inzwischen hatte er eine Reihe von Aufsätzen und Recensionen in der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen, den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, der Haupt'schen Zeitschrift für deutsches Alterthum und der neu von Höpfner und Zacher gegründeten Zeitschrift für deutsche Philologie veröffentlicht und darin theils rein wissenschaftliche Fragen erörtert, theils lehrreiche Winke über die Behandlung des deutschen Unterrichts auf höheren Lehranstalten gegeben. Eine Frucht der Wriezener Zeit war noch die schöne im J. 1869 als Programm der dortigen Bürgerschule erschienene Abhandlung „Ueber die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache“. Zusammen mit den ihm eng befreundeten Fachgenossen Elias Steinmeyer (jetzt in Erlangen) und Wilhelm Wilmanns (jetzt in Bonn) gab er seiner Verehrung für Müllenhoff durch die diesem zu seinem Geburtstage, dem 8. September 1871, gewidmeten „Altdeutschen Studien“ einen entsprechenden Ausdruck. In diesem Buch nimmt J. mit seiner kritischen Bearbeitung des Ritters von Staufenberg (S. 1—61) den Vortritt und weist nach, daß dies früher selbst von Haupt (Zeitschrift XV, 252) einer viel späteren Zeit zugewiesene Gedicht um das J. 1300 verfaßt ist. Diese Arbeit am Staufenberger führte auf das Gebiet des späteren Mittelhochdeutsch, und J. sprach schon im Mai 1872 mir wie auch wol Andern gegenüber die bestimmte Absicht aus, das Mittelhochdeutsch etwa vom J. 1250—1330 im Zusammenhange zu untersuchen und so die Kluft überbrücken zu helfen, die für uns auch jetzt noch trotz Lexer's inzwischen vollendetem vortrefflichen mittelhochdeutschen Handwörterbuch zwischen dem Mittelhochdeutschen des 13. Jahrhunderts und dem Beginne des Neuhochdeutschen liegt. Hier waren bei Jänicke's rastlosem Fleiße und seiner tiefeindringenden Beobachtungsgabe schöne Ergebnisse zu erwarten. Zunächst aber lag noch eine andere Aufgabe vor. Schon von Wriezen aus hatte sich J. entschlossen, für Zacher's germanistische Handbibliothek eine Ausgabe von Gotfried's Tristan zu liefern, sammelte und verglich hierzu

eifrig und ging auch im Juli 1870 mit Unterstützung des preußischen Unterrichtsministers nach Florenz zur Vergleichung der dort befindlichen Tristanhandschrift. Die Vorarbeiten zum Tristan scheinen nach einer mir gegenüber von J. gethanen Aeußerung um Neujahr 1874 schon ziemlich weit gediehen gewesen zu sein; sie sind dann nach Jänicke's Tode mit dessen übrigem wissenschaftlichen Nachlasse an Zacher in Halle übergegangen und von diesem dem Professor A. Reifferscheid in Greifswald zum Zweck der Herausgabe des Tristan überwiesen.

Vgl. den Aufsatz des Unterzeichneten in der Zeitschrift für deutsche Philologie V, 457—468 (1874). Alb. Gombert.

Janke: Joh. Gottfr. J., Arzt, geb. den 16. November 1724 in Bautzen, hatte sich in Leipzig dem Studium der Medicin gewidmet und daselbst im J. 1751 die Doctorwürde erlangt. — Auf Empfehlung des eben damals von Leipzig nach Dresden übersiedelnden Leibarztes Gunz wurde er zum Prosector am anatomischen Theater, zwei Jahre später zum Prof. extraord. der Anatomie, im J. 1754 zum Prof. extraord. der Medicin und 1762, nach Hundertmark's Tode, zum Prof. ord. der Anatomie und Chirurgie ernannt; dieser Stellung erfreute er sich jedoch nur kurze Zeit, da ein bösartiges Fieber dem Leben dieses vielversprechenden Mannes am 20. Januar 1763 ein frühzeitiges Ende machte. — Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, welche in akademischen Gelegenheitsschriften niedergelegt sind (ein Verzeichniß derselben findet sich in Haller, Bibl. anat. II, 468) verdienen namentlich seine Inaugural-Dissertation „de ossibus mandibularum puerorum septennium“, I. II. 1751, und die Abhandlung „de foraminibus calvariae eorumque usu“, 1762, hervorgehoben zu werden.

Ueber sein Leben vergl. Börner, Aerzte und Naturforscher III. 337, 698.
A. Hirsch.

Janneck: Franz Christoph J., Maler, geb. 1703 zu Graz, † 1761 zu Wien, erhielt an der Akademie der bildenden Künste in Wien seine Ausbildung, welcher er auch als Associirter angehörte. Er genoß als Historien- und Landschaftsmaler einen weit verbreiteten Ruf und einzelne Gemälde schmücken noch heute die Gallerien des Wiener Belvedere, des Fürsten Liechtenstein, des Grafen Harrach, die Gemäldegallerie in Prag und die Bruckenthal'sche Sammlung in Klausenburg. Von ihm rühren auch die Fresken in der heiligen Geistcapelle des Generalcommando in Graz her.

C. v. Wurzbach, Biogr. Lexik. 10, 81. Kábdebo, in der Oesterr. Kunstchronik I, 2 f. K. W.

Jansen: Cornelius J. (Jansens, Janszoon, gewöhnlich Jansenius), Bischof von Gent (Jansenius Gandavensis, zum Unterschiede von dem bekanntern Cornelius Jansenius Iprensis auch wol „der ältere“ genannt), geb. 1510 zu Hulst in Flandern, † am 11. April 1576 zu Gent. J. war der Sohn unbemittelter Eltern. Er erhielt den ersten Unterricht von dem Priester Eligius Hoeckanus aus der Congregation der Hieronymiten (Brüder vom gemeinsamen Leben) zu Gent. Dann machte er seine Studien, gleichzeitig mit dem späteren Cardinal Granvella, an der Universität zu Löwen. Bei einer Preisbewerbung der Studenten der Artisten-Facultät im J. 1529 erhielt er unter 111 Bewerbern den zweiten Preis. Später wurde er Licentiat der Theologie und von dem Weihbischof von Lüttich zum Priester geweiht. Von 1534—1542 hielt er auf Ersuchen des Abtes Arnold Streyters Vorlesungen über die heilige Schrift in der Prämonstratenserabtei Tongerloo. 1542 verlieh ihm die Universität Löwen die Pfarrei St. Martin zu Courtrai, wo er 18 Jahre fleißig in der Seelsorge arbeitete. 1560 an die Universität zurückberufen, erhielt er 1562 den Doctorhut und eine theologische Professur und ein Canonicat an St. Peter. 1563 wurde er zum Präsidenten des Collegs vom heiligen Geist und von Margaretha

von Parma zum Dechanten des Collegiatstiftes St. Jacob ernannt. In demselben Jahr nahm er als Abgeordneter der Universität mit seinen Collegen Michael Bay und Johann Hessels (Bd. XII, S. 313) an den letzten Sitzungen des Trienter Concils theil. Im J. 1564 gehörte er zu der aus neun Mitgliedern bestehenden Commission, welche Margaretha mit der Berathung über Mittel zur Erhaltung des katholischen Glaubens beauftragte. Am 25. Novbr. 1564 ernannte Philipp II. J. zum ersten Bischof von Gent. J. nahm die Ernennung nur widerstrebend an. Da die Errichtung der neuen Bisthümer auf allerlei Schwierigkeiten stieß, wurde J. erst am 6. Juli 1568 vom Papste präconisirt und Anfangs September von dem Bischof Franz Sonnius von Herzogenbusch zu Löwen consecrirt, am 8. September zu Gent inthronisirt. Er war als Bischof sehr thätig. 1569 errichtete er zu Gent ein Seminar, 1570 und 1574 nahm er an den Provincialconcilien zu Mecheln theil, 1571 hielt er die erste, 1574 eine zweite Diöcesansynode, 1572 gab er eine Agende (Pastorale) heraus. 1574 wurde er von dem Provincialconcil mit der Ausarbeitung eines Rituale für die sieben Bisthümer der Mechelner Kirchenprovinz beauftragt; diese Arbeit vollendete er aber nicht mehr. Sein Nachfolger wurde, nachdem zwei ernannte Bischöfe vor der päpstlichen Bestätigung gestorben waren, 1588 Wilhelm Damasi Lindanus, bis dahin Bischof von Ruremonde, der schon nach drei Monaten starb und neben J. in St. Bavo begraben wurde. — J. ist einer der bedeutendsten katholischen Exegeten des 16. Jahrhunderts. Noch während seines Aufenthalts in Tongerloo gab er 1549 eine Evangelienharmonie heraus. Dort begann er auch seine Vorarbeiten zu den anderen exegetischen Werken, die er auf vielfaches Ersuchen als Bischof veröffentlichte. 1567 erschien sein Commentar zu den Salomonischen Sprüchen, 1568 zu den Psalmen (eine kurze Einleitung zu jedem Psalm, eine sehr gute Paraphrase und vortreffliche Erläuterungen der schwierigsten Stellen), 1569 zum Jesus Sirach, 1571 zu seiner Evangelienharmonie. Nach seinem Tode wurden noch (1577) kurze Annotationen zum Buche der Weisheit gedruckt. Alle diese Werke sind wiederholt aufgelegt. Das bedeutendste derselben, der Commentar zur Evangelienharmonie, ein starker Folioband, ist von den späteren katholischen Exegeten sehr viel benutzt worden. Auch die anderen Arbeiten sind gediegene Leistungen und für die Auslegung der betreffenden Bücher in der Geschichte der katholischen Exegese insofern epochemachend, als J. einerseits klarer und entschiedener als die meisten seiner Vorgänger die Literalerklärung im Unterschiede von den mystischen Deutungen hervorhob, anderseits durch die Vergleichung des Grundtextes ein richtigeres Verständniß der Vulgata, die er zu Grunde legte, gewann und den damals noch sehr verwahrlosten Text der Vulgata nach Handschriften und nach den Grundtexten vielfach glücklich emendirte.

Annuaire de l'Université cath. de Louvain 1871, p. 288—298.

Reusch.

Jansenius: Cornelius J., dem die Jansenisten ihren Namen verdanken, war der Sohn katholischer Eltern, geb. am 28. October 1585 im Dorfe Acquoy bei Leerdam, † am 6. Mai 1638. Der Vater Jan Ottes, ein Zimmermann, und die Mutter Lyntje Gijsberts, fromme und kluge Leute, beschlossen, dem wißbegierigen Knaben eine wissenschaftliche Erziehung zu geben und ihn dem geistlichen Stande zu bestimmen. Seinen ersten Unterricht erhielt er von dem Geistlichen zu Leerdam, bezog darauf die Hieronymusschule zu Utrecht und 1602 die Löwener Universität. Dort kam er zunächst unter die Leitung der Jesuiten, entzog sich ihnen aber bald und fand Aufnahme in das von Papst Hadrian VI. errichtete Collegium, wo er unter Jacobus Jansonius, einem gelehrten Gegner der Jesuiten und großem Verehrer des Augustinus

Philosophie und Theologie studirte. Nach zwei Jahren erwarb er sich cum laude den philosophischen Doctortitel. Seine angegriffene Gesundheit nöthigte ihn aber ein mildes Klima aufzusuchen. Durch Vermittlung seines damals zu Paris weilenden Freundes Jean du Vergier de Hauranne erhielt er eine Lehrerstelle bei einer angesehenen Pariser Familie. Bald fand seine Gelehrsamkeit, insbesondere auf dem Gebiet des Griechischen, selbst in der Sorbonne Anerkennung, so daß er eingeladen wurde, Theologie zu dociren. Er lehnte dieses jedoch ab, um seinem Freunde du Vergier nach Bayonne zu folgen, wo sich nun beide eifrig mit patristischen Studien, namentlich mit den Schriften des Augustinus beschäftigten. Nach 6 Jahren, als du Vergier zum Abt von St. Cyran ernannt war, kehrte J. nach Löwen zurück. Eine ihm hier angebotene Professur der Philosophie lehnte er ab, übernahm aber die Leitung des Pulcheria-Collegiums. Gegen die vom aristotelischen Einfluß beherrschte Philosophie, welche ihm für ein wahrhaft frommes Leben unnütz erschien, legte er schon damals eine gewisse Abneigung an den Tag. Um so eifriger den theologischen Studien zugewandt, erwarb er sich 1619 den Doctorgrad und bald darauf eine theologische Professur. Seine Erklärung der alttestamentlichen Bücher zeichnete sich durch Scharfsinn aus. Vor Allem aber beschäftigte ihn auch jetzt das Studium des Augustinus, bei dem er die unzweifelhaft wahre und echte katholische Lehre wieder zu finden glaubte. „Wie ein Schüler“ las er dessen Schriften wohl 10 mal, die Schriften gegen den Pelagianismus wol 30 mal durch und je mehr er sich darin vertiefte, je höher stieg sein Abscheu vor den semipelagianischen Lehrsätzen der Jesuiten. Daher ward er von der mit ihm hierin ganz einverstandenen Löwener Universität nach Madrid abgeordnet, um beim Könige durchzusetzen, daß den Jesuiten der Unterricht in der Philosophie an der Löwener Universität entzogen werde. Er erreichte sein Ziel vollständig und erwarb persönlich dabei die Gunst des Königs, der ihn 1630 zum königlichen Professor der heiligen Schrift ernannte. Hatte er schon früher, wenn auch erfolglos versucht, den neuerdings von Berulle gestifteten Orden des Oratoriums zur Bekämpfung der Jesuiten in die Niederlande zu verpflanzen, so unterstützte er jetzt aufs Kräftigste den Erzbischof Philipp Rovenius von Utrecht gegen die vielfachen und heftigen Angriffe der Jesuiten. Nicht minder aber trat er den Reformirten entgegen, welche nach der Einnahme von Herzogenbusch sich um die Ausbreitung der Reformation bemühten. Als die dortigen reformirten Prediger die Katholiken am 16. Mai 1630 zu einem Religionsgespräch herausforderten, erklärten sich J. und Wilhelm v. Engelen zur Aufnahme des Kampfes bereit, der aber gleichwol unterblieb, weil die von ihnen gestellten Bedingungen den Reformirten unannehmbar erschienen. Mit scharfer Feder schrieb J. jetzt sein „Alexipharmacum civibus Sylvaeducensibus propinatum adversus ministrorum suorum fascinum“, Löwen 1630. Der reformirte Theologe Gisbert Voetius antwortete in: Philtrum Romanum correctum, Dordrecht 1630 und darauf wieder J. in: „Notarum spongia“, Löwen 1631. Die weitere Widerlegung des Voetius, der nun seine Desperata causa papatus herausgab, überließ J. seinem Freunde Libertus Fromondus (Bd. VIII S. 145), während er selbst an seinem Mars Gallicus, Löwen 1635 arbeitete, einer heftigen Polemik gegen die französische Politik und die Unterstützung der deutschen und niederländischen Protestanten durch Frankreich. Daß die Niederländer sich dem spanischen Joche entzogen haben, gilt dem Verfasser unbedingt als Rebellion. Der Beifall des Königs von Spanien gab 1636 in der Verleihung des Bischofsstuhls von Ypern an J. sich kund. Aber schon zwei Jahre nachher erlag J. am 6. Mai 1638 einem Anfall der Pest.

Sein arbeitsvolles Leben sollte aber erst nach seinem Tode seine volle Bedeutung erlangen und wie Wenigen ist es ihm beschieden gewesen, daß seine

Stimme, Leben und Kampf weckend, über das Grab hinaus gehört wurde. Noch bei Lebzeiten hatte er außer den genannten Schriften einige theologische und andere Arbeiten herausgegeben: „De interioris hominis reformatione"; „Tetrateuchus sive commentarius in quatuor Evangelia"; „Pentateuchus sive commentarius in V libros Moysis"; „De vi obligandi conscientias quam habent edicta regia super re monetaria" und „De juramento". Die Resultate aber seiner 20jährigen Forschungen über den Augustinischen Lehrbegriff fanden sich bei seinem Tode druckfertig vor. Auf dem Todbette betraute J. seinen Kaplan Reginald Lamaeus mit der Herausgabe, indem er ihm zur Pflicht machte sich darüber mit Libertus Fromondus und Heinrich Calenus zu berathen. Daß J. die Bemerkung hinzufügte, falls der päpstliche Stuhl an der Schrift etwas auszusetzen finde, so unterwerfe er sich dem, möchte zu der Behauptung, J. habe in seinem Testamente den „Augustinus" widerrufen, den Anlaß gegeben haben. Diese Behauptung ist lange aufrecht erhalten worden und ließ sich nicht widerlegen, weil das Testament verloren gegangen ist. Kürzlich aber ward eine Abschrift desselben entdeckt, welche Seb. Tychonius am Tage nach Jansenius' Tode angefertigt hat und deren Uebereinstimmung mit dem Original von dem Canonicus Franciscus Persijn beglaubigt ist. Sie enthält von einem solchen Widerrufe kein Wort.

Die hochbedeutende Arbeit erschien also 1640 zu Löwen unter dem Titel: „Augustinus sive doctrina S. Augustini de sanitudine, morbo et reconvalescentia naturae humanae, contra Pelagianos et Massilianos". Sie tritt, meistentheils mit den eigenen Worten des Augustinus, den Pelagianischen Anschauungen bezüglich des Dogma's von der Gnade, welche in der katholischen Kirche allmählich Verbreitung gefunden und besonders von den Jesuiten verfochten wurden, entgegen und versucht die Augustinische Lehre von der Wirksamkeit der göttlichen Gnade als die wahrhaft katholische zu erweisen. Der erste Theil gibt daher eine geschichtliche Darstellung der Pelagianischen Händel; der zweite handelt von den Fähigkeiten der menschlichen Natur in ihrem ursprünglichen, im gefallenen und im erneuerten Stande, worauf zum Schluß die Gnade Christi erörtert wird. Obwol mehrfach parteiisch und von Irrthümern nicht frei, nimmt doch dieses Werk durch seinen tiefen Ernst und die sittliche Strenge seiner Anschauungen einen hohen Rang ein. Es enthält nicht nur eine scharfsinnige Erläuterung des Augustinischen Systems, sondern geht auch theilweise in seinen Consequenzen über dasselbe hinaus. Das Buch machte rasch ein ganz außerordentliches Aufsehen. Nachdrücke, die zu Paris und Rouen erschienen, trugen dazu bei, es schnell über die ganze katholische Welt zu verbreiten.

Die Jesuiten in Löwen verschafften sich während des Druckes des „Augustinus" die Aushängebogen und erwirkten von dem päpstlichen Internuncius ein Verbot der Veröffentlichung desselben. Da das Werk gleichwol erschien, griffen sie es in Disputationen und Broschüren heftig an und denuncirten es in Rom. Es wurde durch ein Dekret der Inquisition vom 1. August 1640, dann durch eine Bulle Papst Urbans VIII. vom 6. März 1642 verboten. Alle Bemühungen der Freunde des J., die Zurücknahme des Verbotes zu erwirken, blieben erfolglos. Seine Gegner erreichten, daß der folgende Papst Innocenz X. durch eine vom 31. Mai 1653 datirte Bulle fünf angeblich aus dem „Augustinus" des J. entnommene Sätze als „ketzerisch" verdammte: „1. Einige Gebote Gottes zu erfüllen ist auch den Gerechten, die es wollen und versuchen mit den Kräften, die sie haben, nicht möglich; es mangelt ihnen auch die Gnade, wodurch es ihnen möglich würde. 2. Der inneren Gnade wird im Zustande der gefallenen Natur niemals widerstanden. 3. Zum sittlichen Handeln ist im Zustande der gefallenen Natur nicht Freiheit von der Nothwendigkeit (necessitas), sondern nur vom Zwange (coactio) erforderlich. 4. Die

Semipelagianer geben die Nothwendigkeit der zuvorkommenden inneren Gnade zu den einzelnen Acten zu, auch zum Anfange des Glaubens; ketzerisch waren sie, sofern sie behaupteten, diese Gnade sei eine solche, welcher der menschliche Wille widerstehen oder gehorchen könne. 5. Es ist semipelagianisch zu behaupten, Christus habe für alle Menschen ohne Ausnahme den Tod erlitten oder sein Blut vergossen (für ketzerisch erklärt in dem Sinne, daß Christus nur für das Heil der Vorherbestimmten gestorben sei)". Umsonst behaupteten die Anhänger des J., diese Sätze fänden sich nicht oder doch nicht in dem incriminirten Sinne im „Augustinus". Die wiederholten päpstlichen Verdammungsurtheile konnten gleichwol über die durch J. angeregte Bewegung nicht völlig Herr werden. Den weiteren Verlauf derselben darzustellen gehört nicht zur Aufgabe dieses Artikels.

Vgl. P. Hofstede de Groot in: de Geschied. d. chr. Kerk, D. IV.; Benink Jansonius, Geschied. d. oud Roomsch cath. Kerk in Nederl. und die von v. d. Aa, Biogr. Woordenb. und Glasius, Godgel. Nederland angeführten Quellen. van Slee.

Jansen: Gabriel J. (Jansenius), lateinischer Lustspieldichter zu Ende des 16. Jahrhunderts. Von seinem äußeren Leben ist nur bekannt, daß er ein Niederländer und zu Aalst in Flandern Schulmeister war. Er gehört zu der großen Zahl jener zumeist niederländischen Dichter seiner Zeit, welche, wie Jakob Zovitius († um 1540), Wilh. Gnaphaeus († 1568), Cornel. Crocus († 1550), Georg Macropedius († 1558), Cornel. Musius (geb. 1503, † 1572; fehlt, wie auch J. bei Goedeke), Georg Schonaeus († 1611) u. a. m. lateinische Schauspiele verfertigten, deren Stoff zumeist biblisch war. Diese Spiele, welche von den Schulordnungen mehrfach vorgeschrieben waren, wurden von den Dichtern nach alten Mustern geformt, von den Schülern aufgeführt, um ihre Fertigkeit im Lateinischen darzulegen und Geistliche wie Lehrer verbreiteten damit reformatorische Lehren. Die fünf Schauspiele oder, wie er sie selbst nennt, „Tragicomoediae", welche J. dichtete, führen den Titel: „Monomachia Davidis cum Goliath", „Nabal", „Judicium regis Salomonis", „Caecus a Nativitate" und „S. Martinus" und erschienen zusammen gedruckt zu Gent (Gandavi) bei Gualtherus Manilius 1600. Der Inhalt der Monomachia war bereits früher als „carmen" und mit der Ueberschrift: Goliath gigas a Davide puero caesus. Viennae 1560, 4. von dem lateinischen Dichter Jonas Hermann, geb. 1537, † 1567 (vgl. Otto, Oberlausitzisches Schriftsteller-Lexicon II, 106) behandelt worden. Außerdem ist J. Verfasser von lateinischen Epigrammen, welche, sowie drei „Fabellae": Brusquetus Galliarum regis circulator et morio (vgl. Flögel, Hofnarren, S. 350 ff.), Philippus fatuus sub matre stolida und Nobilis ruralis der Ausgabe seiner Schauspiele angehängt sind.

Foppens, Bibl. belg. I, 325. Swertius, Athenae belgicae, p. 263.
J. Franck.

Janssen: Peter J., geboren zu Meurs, dem Hauptorte der gleichnamigen früher oranischen, später preußischen Grafschaft am Niederrhein im J. 1698, war zuerst von 1723—32 reformirter Prediger zu Oberwinter am Rhein im Gebiet des Herzogthums Jülich, wegen schwacher Brust nahm er den Beruf eines Rectors des reformirten Gymnasiums zu Wesel an. In einem Reisebericht des nachmaligen Professors Stosch von Frankfurt a./O. vom J. 1741 heißt es über seine Wirksamkeit zu Wesel: „der jetzige Rector J. ist ein ungemein geschickter Mann, besonders in humanioribus und eloquentia Latina." Er gab daselbst auch „Betrachtungen über den Reichthum der Güte Gottes" (Frankf. 1732) und „Ueber Gottes Heiligkeit" (Duisburg 1737) heraus, worin sich auch eine Anzahl von geistlichen Liedern befindet, die an die Poesien von Joachim Neander erinnern. Im J. 1747 wurde er nach Duisburg als Professor der systematischen Theologie

und der Kirchengeschichte berufen. Er las erstere nach den Lehrbüchern von F. A. Lampe, Melchiors und van Till. Bei dem Jubiläum der Universität am 14. October 1755 trat er in der großen Salvatorkirche als akademischer Festprediger auf. Eine Reihe von Abhandlungen veröffentlichte er in den zu Duisburg erscheinenden gelehrten Zeitschriften. Trotz der außerordentlich geringen Dotirung der Universität Duisburg, die kaum ihr Dasein bis zum 19. Jahrhundert fristete, sind doch eben in dem letzten Stadium der Hochschule eine nicht unbedeutende Anzahl tüchtiger Männer von derselben ausgebildet worden, von denen manche auch von J. Anregung empfangen haben. Einer der ausgezeichnetsten ist der Psalmendichter Matthias Jorissen, außerdem der Apokalyptiker Heinrich Benzenberg. J. starb im J. 1770.

Die Schriften Janssen's und sonstige Universitätsnachrichten.

C. Krafft.

Janssoen: Hugo J., Buchdrucker zu Leiden zu Ausgang des 15. Jahrhunderts. In dieser Stadt waren bereits 1483 vier Bücher wol mit deren Namen, jedoch ohne den Namen des Druckers und ebenso zwischen 1484—95 vier weitere Preßerzeugnisse eines unbekannten Druckers erschienen, aber erst seit 1484 treten als die ersten und für das 15. Jahrhundert einzigen genannten Drucker daselbst auf: Heinrich Heynrici, Hugo J. und Johann Seversen. Von dem ersteren kennt man bis jetzt nur einen einzigen Druck aus dem J. 1484 (Straus, Monum., p. 172, wo auch sein Insigne): „Thomae de Aquino tract. de humanit. Christi.“ J. dagegen, von Woerden, einem Städtchen in Südholland gebürtig, ließ sich zu Leiden im J. 1497 nieder. Sein Geburts- und Todesjahr sowie sein äußeres Leben überhaupt sind unbekannt, doch findet sich aufgezeichnet, daß seine Offitin „aen die Vischmarckt“ sich befand. Sein erster Druck führt den Titel: „Hier beghint een goede reseninghe van den Leven ons Heren Jhesu Christi“, am Schlusse: „Gheprint te Leyden 1497“. Als sein letzter Druck ist bekannt und beschrieben: „Die miraculen van onser lieven vrouwen maria ...“, dessen Unterschrift in ihren letzten Worten lautet: „tot leiden in hollant 1503. By mi hugo ian soen van woerden“. Auf der vorletzten Schlußseite findet sich auch sein Zeichen: das Leidener Wappen und darüber ein Adler. Anderweitige Träger des Druckernamens Jansoen, Janson oder Jenson sind: Nikol. Jenson zu Venedig (vgl. Joh. v. Cöln), Justus Jansonius zu Leipzig 1614—35, Joh. Jansson der ältere von Amsterdam unter der Regierung der Königin Christina, Buchdrucker und Buchhändler zu Stockholm und Upsala, Joh. J. der jüngere zu Amsterdam und Arnheim und Peter Jansonius zu Sorau 1653—54. Ueber Joh. Seversen vgl. d. Art.

Panzer, A. t. I, 470—72. Hain 1365, 5013. Visser, Naamlyst, Bl. 14, 15, 45. Du Puy de Montbrun, Recherches Bibliogr., S. 57—58. Van der Meersch, Imprimeurs belges et néerlandais I, 174—76.

J. Franck.

Janßen: Hinrich J., geb. am 17. März 1697 zu Hofswürden im Herzogthum Oldenburg, † daselbst am 19. Juli 1737. Der Vater, welcher Besitzer einer Landstelle (Hausmann) war, hieß Johann Hinrichs; der damaligen Gewohnheit des Butjadingerlandes gemäß, nach welcher des Vaters Vorname des Sohnes Zuname wurde, erhielt der Sohn den Namen Hinrich Janßen (Johanns Sohn). Da J., welcher zuerst die Schule seines heimathlichen Dorfes besuchte, besondere Fähigkeiten zeigte, so sollte er nach der Absicht des Vaters gelehrten Studien sich widmen und wurde deshalb auf die Schulen zu Jever (1713) und Quedlinburg (1716) geschickt. Allein die Folgen der gewaltigen Sturmfluth, welche Weihnachten 1717 die Deiche Butjadingens zerstörte und den Wohlstand des Landes für lange vernichtete, zwangen den Vater, den Sohn zurückzurufen,

der nun Spaten und Hacke zur Hand nehmen mußte. Aber die harte Arbeit erstickte nicht die Liebe zu den Wissenschaften und zur Dichtkunst. Sobald der Druck der Zeiten es erlaubte, nahm J. das Lateinische wieder auf, brachte es durch angestrengten Fleiß dahin, daß er Horaz, Virgil, Terenz und Ovid las, fing an Philander van der Linde's Gedichte und Gottsched's deutsche Dichtkunst zu studiren und legte sich sogar endlich auch auf die Erlernung des Französischen; hinter dem Pfluge und in der Scheune machte er Verse. — Seinen Ruf als Dichter begründete er 1732 durch ein Gedicht: „Leid=Cypressen und Freuden=Palmen bei Königs Friedrich IV. Tode und Königs Christian VI. Antritt der Regierung“, in welchem er die Noth des Landes mit den lebhaftesten Farben schilderte und welches, in Kopenhagen von einer Deputation überreicht, den neuen König bestimmte, die zur Wiederherstellung der zerstörten Deiche dem Lande vorgeschossene erhebliche Summe zum großen Theile zu erlassen und für den Abtrag des Restes eine geräumige Frist zu bewilligen. Dieses Gedicht, sowie mehrere andere fanden auch in weiteren Kreisen Anerkennung und sogar ihren Weg in gelehrte Zeitungen, welche mit einer, wenn auch mit einem gewissen vornehmen Lächeln gemischten Bewunderung von dem „Bauernpoeten“ oder dem „besten Land= und Feldpoeten dieser Zeit“ sprachen. Dieser Beifall ermuthigte ihn zu immer eifrigerem Streben, dem aber der Tod ein frühes Ziel setzte. — Seine Gedichte, von denen sich manche durch leichten Fluß und heiteren Humor auszeichnen, gab sein Sohn, Pastor zu Waddens, als: „Hinrich Janßens, eines Niedersächsischen Bauers sämmtliche Gedichte“ mit einer Vorrede des Generalsuperintendenten J. H. Pratje 1768 heraus; eine neue wortgetreue Ausgabe wurde 1864 veranstaltet.

Pratje's Vorrede zu Janßen's Gedichten in den Ausgaben von 1768 u. 1864. — J. W. Schäfer in Prutz' litterarhistor. Taschenbuch, Bd. V (1847) S. 445 und in den Kleinen Schriften zur deutschen Litteraturgeschichte S. 85 („Hinrich Janßen, der Bauernpoet, ein Zeitgenosse Hagedorn's“).

Mutzenbecher.

Jantscha: Lorenz J., geb. 1746 zu Proßnitze in Krain, † am 1. April 1812 in Wien, Maler und Kupferstecher. — Die oberkrainische Familie J. war in mehreren Gliedern hervorragend; sie zählte außer den beiden Malern und Gebrüdern Lorenz und Valentin (s. u.), die sich beide an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien in ihrem künstlerischen Berufe herangebildet, auch den Autodidakten in der Malerei und in der Bienenzucht, Anton J., der in letzterem Fache seiner Zeit eine Autorität ward, so daß ihn Maria Theresia als Lehrer der Bienenzucht nach Wien berief, und der zu den in den schönen Künsten berühmt gewordenen Gebrüdern in dem verwandtschaftlichen Verhältnisse eines Oheims stand. — Der Maler und Kupferstecher Lorenz J. begann seine Studien an der Wiener Akademie schon in sehr jungen Jahren unter der Leitung des Professors Weirotter. Schon seine ersten Zeichnungen von Landschaften zeigten den „geschickten Kopf“ und sein schönes Talent entwickelte sich dann in glücklichster Weise unter der Leitung des in der Kunstgeschichte bekannten Ch. Brand. Das Jahr 1771 brachte ihm den zweiten Preis und im J. 1790 ward er unter die k. k. Pensionäre aufgenommen. Sechs Jahre später finden wir ihn als Vorstand der Erzschneide= und Handarbeitsschule; von 1801 an bekleidete er neben dem berühmten Brand an der Akademie die Stelle eines Correctors für das Handzeichnen und ward 1806 an dessen Statt Professor dieses Faches. Später erhielt er den Titel eines kaiserlichen Rathes und starb 1812. J. hat sich durch seine eigenen Arbeiten den Namen eines tüchtigen Malers und Zeichners erworben, abgesehen davon, daß er auch ein trefflicher Lehrer war. Seine Landschaften sind reich staffirt und von gefälliger Wirkung, da er der Natur immer ihre schöne Seite

abzulauschen wußte. Von ihm haben sich viele landschaftliche Gemälde, auch Conversationsstücke und Zeichnungen erhalten. Großes Aufsehen erregte das von seiner Hand gemalte „Panorama von Wien", das mit Recht auch großen Beifall der Kunstkenner erntete. Von lokal-kulturhistorischem Interesse für Wien sind ferner seine Wiener Bilder: „Die Brigittenau um 1790", gezeichnet von J., gestochen von J. Ziegler, 40,8 cm. breit, 26,3 cm. hoch, — Eigenthum der k. k. Familienbibliothek — mit der Ansicht der Brigittenkapelle und des Forsthauses; „Versammlung der schönen Welt bei den Kaffeehäusern in der großen Praterallee um 1790", gezeichnet von J., gestochen von J. Ziegler, 40,8 cm. breit, 27 cm. hoch, Eigenthum der Stadtbibliothek in Wien; „Das neue Wiener Ringelspiel im Prater um 1790", gezeichnet von J., gestochen von C. Postl, 41,5 cm. breit, 26,3 cm. hoch, Eigenthum des Aug. Artaria. Das bedeutendste dieser Wiener Bilder ist aber seine „Aussicht gegen die Landstraße" (Originalzeichnung von J.) um 1780, 42 cm. breit, 27,5 cm. hoch, Eigenthum des Aug. Artaria. Man hat ferner von J. auch geätzte Landschaften nach Ch. Brand in 8⁰ mit L. J. gezeichnet. Mit L. J. F. bezeichnet ist von ihm eine Landschaft erhalten, ein Dorf am Flusse, voran zwei Kinder auf dem Boden, klein Quer-Fol. und 11 Gartenprospekte geätzt. Der am Anfang unseres Jahrhunderts vielgereiste krainer Cavalier und Kunstmäcen Baron Erberg erwähnt in einer handschriftlich hinterlassenen Kunstgeschichte Krains, daß er in vielen ausländischen Galerien Stücke von Jantscha's Hand gefunden habe, wo sie überall in großem Ansehen ständen.

Valentin J., geb. 1743 zu Proßnitze, † 1811 in Wien, Zeichner und Kupferstecher, wie sein jüngerer, jedoch weitaus bedeutenderer Bruder in Wien herangebildet, wurde 1788 Adjunct des Lehrers der Zeichnungs- und Erzverschneidungsschule an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien und trat 1801 als zweiter Assistent an die Seite des berühmten Professors der Historienmalerei Maurer. Gräffer setzt seinen Tod in das Jahr 1818; Kukuljevic, dem wir folgen, in das Jahr 1811. Auch die, wenngleich wenigen Werke Valentin Jantscha's sind von geschätztem Werthe.

Carl v. Lützow, Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Kunst, Wien 1877. — Letopis Matice Slovenske za Ceto 1880. P. v. Radics.

Janus: Martin J. oder Jahn, Sänger und Tonsetzer geistlicher Lieder, ist um das J. 1620 geboren (in Schlesien oder in Merseburg?), studirte Theologie und war dann Cantor und Musikdirector in Sorau, wo er „als armer Exulant" aufgenommen war. Um 1653 ward er Rector an der evangelischen Schule in Sagan in Niederschlesien und etwa 10 Jahre später Pastor in Eckersdorf bei Sagan. Als dann im J. 1668 die evangelischen Prediger und Lehrer aus dem Fürstenthum Sagan vertrieben wurden, mußte auch J. weichen; er fand nach längerem Warten eine Anstellung als Cantor zu Ohlau in Schlesien, wo er im J. 1682 starb. Nachdem J. schon im J. 1652 ein Cantional von 50 deutschen Passionsliedern aus dem 17. Jahrhundert mit vierstimmigen Melodien (in Berlin gedruckt) in eignem Verlage hatte erscheinen lassen, gab er im J. 1663 unter demselben Titel: „Passionale melicum" eine um 200 Lieder vermehrte ähnliche Sammlung von Passionsliedern heraus (gedruckt zu Görlitz). Die Sammlung war für den Hausgebrauch bestimmt. Die Lieder sollten allen Anforderungen der „Poeterei" von Martin Opitz entsprechen und das Buch enthält demnach meist ziemlich gleichzeitige Lieder von Andreas Gryphius, Johann Rist, Angelus Silesius, Sigmund von Birken, David von Schweinitz u. A., auch von Paulus Gerhardt. Die Melodien sind zum Theil bekannte evangelische Choralmelodien, zum Theil die Goudimel's zu Marott's französischen Psalmen. Unter den eignen Liedern Janus' hat nur eines, das sich in der genannten

Sammlung nicht befindet, weitere Verbreitung gefunden, das Lied: „Jesu, meiner Seelen Wonne, Jesu meine beste Lust“, welches er im J. 1668 bei seiner Vertreibung aus Eckersdorf gedichtet haben soll.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds 2c., 3. Aufl., 4. Band, S. 31 ff. Reinhard Zöllner, Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz, Dresden 1871 (Separatabdruck aus dem Neuen Lausitzischen Magazin), S. 64. Aug. Jak. Rambach, Anthologie, Bd. III, S. 191 ff. Fischer, Kirchenlieder-Lexikon, 1. Hälfte, S. 380, wo über die Verbreitung des genannten Liedes das Weitere sich findet. Doering, Choralkunde, S. 130 u. 260. l. u.

Jaquemot: Georg Franz J., Maler und Kupferstecher, geb. 1806 zu Valengin (Neuschâtel), Sohn eines Pfarrers, bildete sich während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Paris zum Maler, ging aber, als Zeichenlehrer in seine Vaterstadt zurückberufen, bald zur Kupferstecherkunst über, worin er sich als Schüler von Karl Müller und F. Forster auszeichnete. Als solcher war er von 1836—46 in Stuttgart und Karlsruhe (1846—56) thätig, siedelte dann nach München über, welches er jedoch 1878 mit Pforzheim vertauschte, wo er am 15. Februar 1880 verschied. J. hat fast ausnahmslos nur nach deutschen Meistern gestochen; zu seinen besten Blättern zählen „Der Invalide“ (nach Rustige); „Die Rückkehr vom landwirthschaftlichen Fest“ (1850 nach J. Kirner, Prämienblatt des Rhein. und Hamburg. Kunstvereins); „Familien-Abendandacht“ (nach L. Somers) und der „Gerichtstag“ (nach K. v. Enhuber, 1867 Prämie des Münchener Kunstvereins). In seinem Nachlaß sollen sich noch mehrere ganz vollendete, bisher noch ungedruckte Platten befinden.

Vgl. Lützow, Ztschr., III. 49 u. 56. Andresen, Handbuch, Leipz. 1870, I. 710 u. Apell, Handbuch für Kupferstichsammler, 1880, S. 206.

Hyac. Holland.

Jarcke: Karl Ernst J., geb. den 10. November 1801 in Danzig, † den 28. December 1852 in Wien; Staatsgelehrter und Publicist. — Jarcke's Bedeutung für die Geschichte des deutschen Staatsrechtes beruht weniger auf der Neuheit oder Ursprünglichkeit seiner Gedanken, als auf der eigenthümlichen Richtung, welche er in der Staatswissenschaft vertrat, und in der besonderen Art, wie er sie vertrat. Gegen Ende des ersten Viertheils dieses Jahrhunderts einigte sich in Deutschland eine kleine Schaar von Staatsrechtslehrern und Publicisten in dem Streben, das Ansehen der katholischen Kirche zu fördern und derselben durch ihr Wirken eine machtvolle, einflußnehmende Stellung im Staate erringen zu helfen. Diesen Männern schloß sich J. nach seinem Uebertritte zum Katholizismus seiner criminalistischen Thätigkeit entsagend mit voller Hingebung an, und stand alsbald in deren vordersten Reihen, indem er durch Wort und Schrift in Vereinen und Versammlungen, namentlich aber in Broschüren und Zeitungsartikeln mit Geschick, Ausdauer und Erfolg für jene kirchlich-politischen Doctrinen stritt. Hochbegabt und fanatisch begeistert für die katholische Sache, wurde er so einer der unermüdlichsten und gewandtesten Vorkämpfer des sog. „Ultramontanismus“. — Jarcke's Vater war Kaufmann und bestimmte den einzigen Sohn für den gleichen Beruf, welcher deshalb in einem größeren Danziger Kaufhause als Lehrling eintrat. Allein der nicht frei gewählte Beruf wollte dem mit lebhafter Phantasie begabten Jünglinge auf die Dauer nicht zusagen; er wandte sich den Studien zu, holte das Versäumte rasch nach und bezog nach vollendetem 19. Lebensjahre (1820) die Universität Bonn, später Göttingen, wo er philosophische, geschichtliche und rechtswissenschaftliche Vorträge hörte. Nach Lösung der von der königl. hannöverschen Regierung gestellten Preisaufgabe erwarb er auf Grund seiner Inaugural-

Dissertation: Commentatio de summis principiis juris Romanorum de delictis eorumque poenis inprimis de notione et fine poenarum etc. (Göttingen 1822; Bonn, bei Weber, 4°) am 3. August 1822 den juristischen Doctorgrad, habilitirte sich in Bonn als Privatdocent für Strafrecht, dessen psychologische Seite ihn mächtig anzog, und wurde im Sommersemester des folgenden Jahres zum außerordentlichen Professor ohne Gehalt ernannt. 1824 ging er mit Urlaub nach Köln, wo er als Anwalt prakticirte und sich mit dem schwurgerichtlichen Verfahren vertraut machte. In Folge seiner Bekanntschaft mit dem späteren Criminaldirector Hitzig, der dem begabten Docenten einen seltenen Grad von Wohlwollen entgegenbrachte, wurde J. Mitarbeiter der bekannten Hitzig'schen Annalen und der von Hitzig herausgegebenen „Zeitschrift für die Criminal-Rechtspflege in den preußischen Staaten". Eine seiner ersten Abhandlungen im achten Bande dieser Zeitschrift, „Bemerkungen über die Lehre vom unvollständigen Beweise in Bezug auf außerordentliche Strafen" (Sonderabdruck Halle 1825), erregte die Aufmerksamkeit des preußischen Staatsministeriums für Unterricht und geistliche Angelegenheiten, welches J. als außerordentlichen Professor des Criminalrechtes nach Berlin berief. Er übersiedelte im Herbste 1825 dorthin, hielt im Wintersemester 1825/26 Vorlesungen über Strafrecht und Prozeß, Civilverfahren und preußisches Landrecht, wozu später noch Vorträge über Staats- und Naturrecht kamen, und wußte durch seine fesselnde Vortragsweise, seine klare Darstellungsgabe und die Schärfe seiner Logik einen ansehnlichen Kreis von Zuhörern um sich zu versammeln. Ehe wir J. nach Berlin folgen, ist eines Vorganges zu erwähnen, der an sich von hoher Bedeutung auf dessen spätere Lebensentwickelung entscheidenden Einfluß übte, — seines Uebertrittes zum Katholicismus. Die rationalistische Richtung, welche damals den Protestantismus in Norddeutschland beherrschte, ließ das warm-empfängliche Gemüth des Jünglings leer und unbefriedigt. Ein religiös-philosophisches Gespräch, das zufällig in einem befreundeten Göttinger Studentenkreise geführt wurde, machte J. zuerst auf die Lehrsätze des Katholicismus aufmerksam. Die Lectüre theologischer Schriften vor Allem der Beschlüsse des Tridentiner Concils nährte in ihm den bereits gehegten Gedanken des Uebertrittes, häufiger Umgang mit dem frommgläubigen Philosophie-Professor Dr. Karl Joseph Windischmann zu Bonn brachte den Entschluß zur Reife, und im März 1824 (nach Gräffer und Wurzbach irrig am 16. Febr. 1825) legte er zu Köln in aller Stille das katholische Glaubensbekenntniß ab. — In die erste Zeit seines Berliner Aufenthaltes fällt die Gründung eines eigenen Hausstandes, indem er sich mit Katharina Kanth vermählte, und sein treuer Freundschaftsbund mit Dr. Georg Phillips, der damals neben J. als juristischer Docent an der jungen Hochschule wirkte, und durch Gemeinsamkeit der Verhältnisse mit letzterem bis an dessen Lebensende innig verbunden blieb. Damals beschäftigte sich J. noch ausschließlich mit Strafrecht. Seine Abhandlungen „über die spätere Geschichte des deutschen Strafprocesses mit Rücksicht auf Preußen" (Hitzig's Zeitschr. Bd. 9. Heft 1; Sonderabdruck Halle 1826), „über die Lehre von der Aufhebung der Zurechnungsfähigkeit durch unfreie Gemüthszustände" (Hitzig's Zeitschr. Heft 21—23; Sonderabdruck Berlin 1829), „Karl Ludwig Sand und sein an v. Kotzebue verübter Mord, eine psychologisch-criminalistische Erörterung aus der Geschichte unserer Zeit" (a. a. O. 2. Aufl. Berlin 1821), dann „Beiträge zur Geschichte der Zauberei" (Hitzig's Annalen, Bd. 1) sind durch Schärfe der Beweisführung und Klarheit der Darstellung vortreffliche Leistungen. Den ersten Rang unter seinen strafrechtlichen Werken behauptet aber das „Handbuch des gemeinen deutschen Strafrechtes mit Rücksicht auf die Bestimmungen der preußischen, österreichischen, baierischen und französischen Strafgesetzgebung" (Berlin bei Dümmler, 1827—1830), das leider

unvollendet geblieben. Es erschienen hievon drei Bände, und hat der Verfasser namentlich bei Entwickelung der allgemeinen Grundsätze des Strafrechtes, bei der Lehre vom Verbrechen, der Strafe und der Bestrafung (Bd. I S. 91—339) Selbständigkeit der Forschung und tiefgehende Kenntniß der Criminalpolitik an den Tag gelegt. Die Arbeit wurde von der Kritik sehr günstig aufgenommen, und nur von Martin in der zweiten Auflage seines Lehrbuches heftig angegriffen, worauf J. in der Vorrede zum dritten Bande sehr maßvoll entgegnete. — Wenn des Verfassers criminalistische Arbeiten vorzeitig in Vergessenheit geriethen, so trägt wol er selbst durch seine Berufsänderung die Hauptschuld. Zur Zeit ihrer Herausgabe fanden sie von Seite der betheiligten Kreise volle Würdigung. J. hat es lediglich seinen Schriften, zunächst seinem Handbuche zu danken, daß er im Frühjahre 1832 unter Beibehaltung seiner Professur im preußischen Justizministerium als Hilfsarbeiter für criminalistische Gesetzgebungsarbeiten verwendet wurde, eine Verwendung, welche durch den im Spätherbste 1832 ergangenen Ruf nach Wien schon nach Umfluß weniger Monate ihren raschen Abschluß fand. Charakteristisch für Jarcke's politische Richtung ist die von ihm in seinem Handbuche getroffene Anordnung des Stoffes, indem er die Verbrechen wider Gott und die Religion an erster Stelle behandelt, und diesen die Verbrechen gegen den Landesfürsten anreiht, „da die Obrigkeit Gottes Stelle auf Erden vertritt". Auch macht sich bereits im Handbuche wie in den Aufsätzen das Streben bemerkbar, an sich ferne liegende religiöse Fragen in das Bereich der Erörterungen zu ziehen und bei denselben länger als nach den Umständen geboten, zu verweilen. — Während J. so seinen wissenschaftlichen Arbeiten oblag und Vorlesungen hielt, brach die Julirevolution aus, welche allenthalben die Geister so mächtig ergriff und je nach der Parteistellung so verschiedenartige Beurtheilung fand. Auch bei J. rief das Ereigniß einen tiefgehenden Eindruck hervor. Vermöge seiner streng conservativen Richtung erblickte er in der Revolution von 1830 etwas Ungesetzliches, daher Unrechtmäßiges und in weiterer Folge etwas Unvernünftiges, das er seinem Verdammungsurtheile preisgab. Er legte seine Ansichten in einer anonym erschienenen historisch-publicistischen Abhandlung nieder, welche den Titel führt: „Die französische Revolution von 1830, historisch und staatsrechtlich beleuchtet in ihren Ursachen, ihrem Verlaufe und ihren wahrscheinlichen Folgen" (Berlin 1831). Diese Abhandlung enthält eine mit Geist geschriebene Darstellung der damaligen politischen Parteien Frankreichs und der zur Umwälzung Anlaß bietenden Gründe, und wurde von den Anhängern des Legitimitätsprincips mit warmer, lebhafter Sympathie begrüßt. J. erwies sich durch diese Arbeit als reichbegabter politischer Schriftsteller unter denen, welche für die Sache der Legitimität in die Schranken traten, und kam hiedurch in nähere Berührung mit jenen angesehenen, hochconservativen Persönlichkeiten, welche die Herren v. Gerlach in ihrem Salon zu versammeln pflegten und welche später unter der Bezeichnung „Kreuzzeitungsmänner" die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich zogen; namentlich war es der damalige Major v. Radowitz, dem sich J. näher anschloß. Hiedurch vollzog sich bei J. allmälig eine bedeutsame Wendung seines Lebensweges. Er vertauschte die theoretische Thätigkeit mit der praktischen, die Schule mit dem öffentlichen Leben, die Rechtswissenschaft mit der Politik; er wurde vom criminalistischen Schriftsteller ein publicistischer! Hauptsächlich der gemeinsame Verkehr mit Radowitz brachte den Gedanken zur Ausführung, in einem politischen, von J. herauszugebenden Journale der Sache der Legitimität zu dienen und die Revolution systematisch zu bekämpfen; so wurde im Herbste 1831 das Berliner „Politische Wochenblatt" unter Jarcke's Redaction gegründet, dessen erste Nummer am 8. October genannten Jahres erschien. Als Motto trug es Maistre's be-

kannte Worte: „Nous ne voulons pas la revolution ni la contrerevolution, mais le contraire de la revolution“, und der von J. geschriebene Prospectus bezeichnet als Zweck der Zeitschrift: „Der Revolution in jeder ihrer Gestalten entgegenzutreten, die Angriffe des auswärtigen Journalismus zurückzuweisen und die schlechten politischen Lehren durch die guten zu bekämpfen. — — Der allgemeine Charakter der Zeitschrift — bemerkt J. weiter — ist der antirevolutionäre und wünscht dieselbe als Organ und Vereinigungspunkt aller antirevolutionären Richtungen aufzutreten“ (Vermischte Schriften, Bd. I S. 1—7). Das Wochenblatt hatte mit grundsätzlichem Ausschlusse jedweder confessionellen Frage eine ultra-conservative Tendenz und bekämpfte mit aller Entschiedenheit den damals in Preußen im Entstehen begriffenen Constitutionalismus und den hierauf auszubauenden „modernen“ Staat. Ueber die Ziele, welche J. im Wochenblatte verfolgte, äußert sich ein Zeit- und Gesinnungsgenosse in den österreichischen Blättern für Kunst und Litteratur: „Es war die Aufgabe, die Vorstellung von einem vorher nicht gewesenen, durch menschliche Einsicht und Thätigkeit erfundenen Staat, einem der menschlichen Willkür dahin gegebenen, auf welchen darum der juristische (?) Begriff der Gesellschaft angemessen befunden wurde, als den herrschenden Grundirrthum des modern-revolutionären Systems in ihrer principiellen Hohlheit zu erkennen und die graue Theorie durch die frische Erkenntniß des Lebens und seiner Gesetze zu beseitigen.“ Das Wochenblatt wurde in den höheren und höchsten Schichten der Berliner Gesellschaft gern gelesen, erfreute sich der Unterstützung und Mitwirkung vieler angesehener Staatsmänner und hatte auf die innere Entwickelung des preußischen Staates in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts und darüber hinaus einen nicht zu läugnenden Einfluß. Mit Rücksicht hierauf erklärte auch J. gelegentlich des Rücktrittes von der Redaction in seinem Abschiedsartikel: „Vielleicht ist noch nie einem deutschen Schriftsteller ein so ausgewähltes und geistvolles Publikum zu Theil geworden als dem nun Scheidenden, durch das er sich getragen und durch dessen Zustimmung und Beifall er sich beglückt fühlte.“ J. hat das Journal sehr fleißig mit Artikeln versehen, welche in der Regel staatswissenschaftliche Zeitfragen oder geschichtliche Stoffe zum Gegenstand haben und bisweilen polemisch gehalten sind. Von mehreren Seiten aufgefordert hat J. später die wichtigsten dieser Aufsätze und einige in anderen Zeitungen veröffentlichte, 52 an der Zahl, „nach mehrmaliger Sichtung, Prüfung und Feile“ zusammengestellt und unter der Bezeichnung „Vermischte Schriften“ in drei Octavbänden herausgegeben (München, Litterar.-artist. Anstalt 1839), „um von seinen staatsrechtlichen und politischen Grundsätzen und Ueberzeugungen Rechenschaft zu geben.“ Sie sind somit eine der Hauptquellen und als solche für die Kenntniß der Lehren und zur Beurtheilung der Leistungen des Verfassers von hohem Werthe. Als 1837 der Kölner Kirchenstreit entbrannte, den J. als den großen Moment bezeichnet, wo die Feinde der Kirche, als ihnen Gott den Verstand verwirrte, die heuchlerische Maske fallen ließen und König Friedrich Wilhelm III. zu dem welthistorischen Verhaftsbefehl gegen den Erzbischof von Köln verleiteten (Verm. Schriften, Bd. IV S. 37) — in diesem Conflicte stand die Redaction des Wochenblattes auf Seite der preußischen Regierung, J. auf der des Erzbischofs. J. war der Meinung, durch ein bezeichnendes Stillschweigen zugleich die Gesinnung des Wochenblattes am verständlichsten auszusprechen und dessen Fortführung zu ermöglichen. Da wurde durch einen Artikel im entgegengesetzten Sinne das Schweigen gebrochen. Eine Erklärung Jarcke's in der Augsb. Allg. Zeitung verkündete, daß er jede Berührung mit dem Wochenblatte abgebrochen, an dessen Leitung und Entwickelung er als unermüdlicher Mitarbeiter acht Jahre thätigsten Antheil genommen. Es war damals eine stehende Rede Jarcke's, alle

politischen und socialen Fragen, welche die Zeit bewegen, seien eigentlich verkappte religiöse Fragen; das Wort werde vermieden, die Meinung gehe aber immer dorthin. Er hegte schon lange das mahnende Bedürfniß, seine Lehre von der menschlichen Gesellschaft auch nach dieser bisher unberührten kirchlichen Seite in einem katholisch-publicistischen Journale mit geschichtlicher Unterlage auszubauen, und so rief er 1839 mit Prof. Dr. Phillips und dem jüngeren Dr. Görres in München die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" in's Leben, welche (zur Zeit 80 Bände stark) noch jetzt in München erscheinen. Gleich der erste Aufsatz des ersten Heftes „über die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche zu den von ihr getrennten Confessionen", hat J. zum Verfasser und jeder der folgenden dreißig bis zu seinem Tode herausgegebenen Bände brachte aus seiner Feder mehrere Artikel, darunter die berühmt gewordenen „Zeitläufe", welche in gewissen Zeitabschnitten einen concreten Ueberblick der wichtigsten Ereignisse in der inneren und äußeren Politik der europäischen Länder geben. Von seinen geschichtlichen Essays sind besonders jene beachtenswerth, welche das Reformationszeitalter und die folgenden Jahrhunderte zum Vorwurfe haben. Wie J. eine überraschende Erzählungs- und Darstellungsgabe besaß, so verstand er es auch, Persönlichkeiten in scharfen Umrissen zu zeichnen und diese mit lebensvollem Inhalte auszufüllen. Anknüpfend an den persönlichen Charakter des Reformators liefert J. eine Reihe einzelner in sich abgeschlossener Bilder, welche sich in ihrer Zusammenfassung zu einer politischen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte in erzeugenden Momenten und bestimmenden Personen gestalten. Die erste größere Hälfte dieser Aufsätze erschien gesammelt als „Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation" bei Hurter in Schaffhausen. Aber auch diese immerhin geistreichen Essays tragen den Stempel der Partei an sich. J. sieht Menschen und Ereignisse mit dem Auge des Parteimannes, vielleicht mehr unbewußt als bewußt gibt und gruppirt er die Thatsachen nach seinem Sinne und thut ihnen bei den Beweisführungen und Schlußfolgerungen Gewalt an, wodurch die Objectivität der Darstellung allerdings empfindlich beeinträchtigt wird. — Am 9. Juni 1832 starb Friedrich v. Gentz. Metternich berief an dessen Stelle J., den er kurz vorher kennen gelernt. Nach flüchtigen Unterhandlungen nahm J. den lockenden Ruf an, zumal in Preußen damals für ihn geringe Aussichten auf einen Lehrstuhl als ordentlichen Professor bestanden. Ende November 1832 siedelte er nach Wien über, trat als Rath im außerordentlichen Dienste bei der k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlei ein und übernahm außerdem etwas später die wissenschaftliche Erziehung des Prinzen von Nassau. — Mit seinem Scheiden aus Berlin schied er aus der Redaction des Wochenblattes und zog sich später (1837), wie bereits oben erwähnt, vom Unternehmen ganz zurück. J. arbeitete nun unmittelbar unter dem österreichischen Staatskanzler, und da ihm dieser aus besonderem Vertrauen den Posten übertragen hatte, so beobachtete jener über seine dienstliche Thätigkeit gegen Jedermann strengste Amtsverschwiegenheit. Es ist indessen bekannt, daß er im Auftrage der Regierung für den österreichischen Beobachter und die Augsburger allgemeine Zeitung schrieb, und theils anonym, theils unter seinem Namen officiöse Broschüren politischen Inhaltes fertigte. Zu ersteren gehört eine Vertheidigungsschrift der österreichischen Verwaltung aus Anlaß des Bauernaufstandes in Galizien, welche indeß, da sie anonym und überdieß in Mainz (bei Kirchheim u. Schott) verlegt wurde, völlig unbeachtet blieb und somit ihren Zweck gänzlich verfehlte. Vielen Beifall und laute Zustimmung erntete dagegen eine andere unter Jarcke's Namen ausgegebene Denkschrift „über die austrägalgerichtliche Entscheidung der Streitigkeiten unter Mitgliedern des deutschen Bundes" (Wien 1833), in welcher er gegen Eichhorn mit juristischem

Scharfsinn und schlagenden Gründen die Zuständigkeit der deutschen Bundesgerichte wie in Rechts- so auch in Interesse-Streitigkeiten vertrat. Ferner ist bekannt, daß er 1840 in besonderer Sendung nach Rom ging, um als österreichischer Specialbevollmächtigter mit der Curie wegen der gemischten Ehen zu verhandeln. In Rom war es weniger der altklassische Boden oder der seit zwei Jahrtausenden angehäufte Reichthum an Kunstschätzen, was ihn anzog; es war die Hauptstadt der Christenheit, der päpstliche Stuhl, die auf sein phantasievolles, gläubiges Gemüth tiefen Zauber übten. J. blieb trotz seiner amtlichen Wirksamkeit genügende Muße zu privaten schriftstellerischen Arbeiten, deren er damals auch mehrere lieferte. Abgesehen von zahlreichen Artikeln in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften fallen in diese Zeit die Abhandlung über „ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen" (Leipzig 1834), dann „Freiheit und Souveränität in Oesterreich, ein offenes Sendschreiben an den Reichstag von Kremsier", „Staat und Kirche in Oesterreich vor, während und nach der Revolution von 1848", „Hundert Schlagworte zur Verfassungspolitik der Zukunft", endlich die früher erwähnte Sammlung und Herausgabe seiner „Vermischten Schriften". Als im März 1848 das Metternich'sche System jählings zusammenbrach und der Altmeister österreichischer Politik seinen unfreiwilligen Abschied nahm, da war auch für J. kein Bleibens mehr; er wurde im Sommer 1848 unter dem Ministerium Pillersdorf zur Disposition gestellt, und da in Wien die Wogen der Bewegung immer höher stiegen, verließ er Wien, ging zu seinen politischen Freunden nach München und kehrte erst Mitte 1850 in die Kaiserstadt zurück. Kurz vorher war die von J. langersehnte Verordnung vom 18. April 1850 erschienen. J., der nichts so heftig bekämpft hatte als den Josephinismus, erblickte in dieser kaiserlichen Verordnung, welche das der Kirche lästige Placet aufhebt, einen hochwichtigen Vorgang, die Morgendämmerung des anbrechenden Tages, welchen er allerdings nicht mehr schauen konnte, da das österreichische Concordat erst am 13. August 1855 (also nach seinem Ableben) zu Stande kam. Allein mit seinem politischen Fernblicke sah er den sicheren Sieg der Kirche in Oesterreich vorher, und J., dem früher manch tadelndes Wort über die Zustände des Kaiserstaates auf den Lippen schwebte, konnte nun unmuthig werden, wenn man seinen freudigen Hoffnungen auch nur schüchterne Bedenken entgegenhielt. Wenige Monate später erkrankte er. So schmerzlich auch das Leiden war, an dem er die letzten anderthalb Jahre seines Lebens darniederlag und das er mit großer Ergebung trug, es vermochte nur selten die ungewöhnliche Spannkraft seines Geistes zu lähmen. Auf dem Krankenlager beschäftigte er sich mit Herausgabe des vierten Bandes seiner vermischten Schriften, in welchen 15 Abhandlungen, darunter die oben erwähnten, aufgenommen sind. Das Buch erschien nach seinem Tode 1854 in Paderborn, zugleich unter dem selbständigen Titel „Principien-Fragen, Politische Briefe an einen deutschen Edelmann rc." — Auch mit dem Gedanken der Gründung eines Journals für das gebildete katholische Deutschland trug er sich in seinen letzten Lebenstagen. Die Ausführung des Planes vereitelte sein Tod; er entschlief voll Gottvertrauen in der Nacht des 28. December 1852 gegen 1 Uhr, tief betrauert von seinen Freunden und Anhängern, hochgeschätzt von Oesterreichs Kaiser, welcher durch einen Brief des Ministers Grafen v. Buol-Schauenstein an die Wittwe „Zeugenschaft ablegte von dem hohen Werthe, den er auf die Gaben des Geistes und Charakters setzte, mit denen der Verstorbene geziert war, sowie auf seine stets unverbrüchlich erhaltene, muthig bewährte Treue". Wenige Tage später wurden Jarcke's irdische Ueberreste auf dem Friedhofe zu Maria Enzersdorf im Gebirge bei Wien bestattet, auf demselben Friedhofe, auf dem der geistesverwandte Ad. Müller, Buchholz, der Geschichtsschreiber Ferdinands I., Klinkowström und

der als Dichter wie Kanzelredner vielgenannte Zacharias Werner ruhen. — J. war ein fruchtbarer Schriftsteller, in dessen litterarischer Thätigkeit drei Hauptepochen zu unterscheiden sind. Die erste (1822—31) gehört seinen wissenschaftlichen Leistungen als Criminalist; die zweite (1831—37) umfaßt seine Betheiligung an dem Berliner politischen Wochenblatte, in dem er mit scharfer Waffe gegen den modernen Liberalismus, „den Heerd der Revolution“, zu Felde zieht, „gegen jene doctrinäre Sucht, nach flüchtigen Abstractionen beliebige Verfassungsformen zusammenzusetzen und politische Luftschlösser zu erbauen“. Die letzte, zugleich wichtigste Epoche beginnt mit Gründung der historisch-politischen Blätter (1837—52). Die Kampfweise ist heftiger geworden, der Kampfplatz verändert. Die Fahne des Katholicismus hoch haltend, zieht er gegen den Protestantismus und die Reformation zu Felde und erblickt das wahre Heil für Staat und Gesellschaft, Fürsten und Völker in der Wiederkehr zur katholischen Kirche.

Dem Inhalte nach theilen sich die Jarcke'schen Schriften — abgesehen von den strafrechtlichen — in staatsrechtliche und kirchenpolitische. Da er weder das allgemeine Staatsrecht noch das Kirchenstaatsrecht systematisch behandelt hat, muß man seine Lehren aus einzelnen Aufsätzen zusammenstellen, in welchen sie deutlich und erschöpfend niedergelegt sind. Für seine staatsrechtliche Doctrin dürften namentlich von Belang sein die bereits erwähnte Abhandlung: „Freiheit und Souveränität in Oesterreich“. (Verm. Schriften, Bd. IV S. 14), „Hundert Schlagworte zur Verfassungspolitik der Zukunft“. (a. a. O. S. 141—210), „Die Naturlehre des Staates und dessen Entstehung durch die Natur“. (a. a. O. Bd. III S. 20), „Die Ursprünge des modernen Constitutionalismus“. (a. a. O. Bd. III S. 242), endlich „Revolution, Absolutismus und Volkssouveränität“ (a. a. O. Bd. I S. 132—207). Robert v. Mohl hat in seinem meisterhaft gearbeiteten Essay: Zwölf deutsche Staatsgelehrte (Die Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften, Erlangen 1856, Bd. II S. 395 ff.) unter Ziffer 11 auch K. E. Jarcke einen Abschnitt gewidmet, (a. a. O. S. 578 ff.) und darin den Kern von dessen Lehre kurz dargestellt (S. 582 u. 584). Hienach war J. ursprünglich ein Anhänger Haller's und mit diesem bezüglich der Bekämpfung der sogenannten „Vertragstheorie“ und der Auffassung des Staates als eines bloßen Erzeugnisses menschlicher Willkür einverstanden. In gleicher Weise beruhte wie für Haller so auch für ihn der Besitz einer größeren, zur Herrschaft berechtigenden Macht auf besonderer Verleihung Gottes. Später bildete er sich, theilweise auf Leo's Naturgeschichte vom Staate, theilweise auf eigene religiös-philosophische Ansichten gestützt, eine eigene Auffassung von dem Wesen und der Entstehung des Staates. Derselbe ist demgemäß allerdings etwas Naturwüchsiges. Aus der ursprünglichen Autorität der Familie und des Stammes bildet sich durch die verschiedenen Gestaltungen der menschlichen Zustände und Erlebnisse eine Anzahl von Organismen, deren Mittelpunkt eine unabhängige Macht körperlicher oder geistiger Art ist. Solch geselliger Zustand ist ein — Staat, welcher den allgemein menschlichen Entwickelungsgesetzen unterworfen ist. Der ursprünglich hausväterliche Kreis kann sich zu einem Kriegerstaat erweitern, eine ursprünglich ohne Rechtstitel auftretende Macht durch Verjährung rechtlichen Bestand erhalten. Diese natürliche Staatenbildung ist jedoch keine so unbedingte, daß sie dem menschlichen Willen völlig entrückt wäre. Der Mensch kann auch hier mit seinem Willen auf die Erscheinungen Einfluß üben, und die ihm passend dünkenden Mittel und Einrichtungen wählen. Allein — und hierauf legt J. besonders Nachdruck — dieser menschliche Wille ist kein unbedingt freier nur in der Vernunft des Menschen begründeter; er muß der göttlichen Anordnung, dem göttlichen Willen folgen, und das macht sich in zweifacher Richtung geltend. Für's

Erste waltet über der äußeren Erscheinung des Staates die göttliche Vorsehung; für's Zweite sind die Gebote der Religion die Richtschnur der gegenseitigen Rechte und Pflichten für Fürsten und Unterthanen. Jarcke's Autoritätsglauben und Ansichten von der göttlichen Weltordnung widerstrebte der Begriff des heutigen Rechtsstaates, der Begriff des contrat social mit seinen nothwendigen Folgerungen und das ganze System der modernen Volksvertretung; diese Einrichtungen anzugreifen, betrachtete er als seine Aufgabe; nicht minder aber befehdete er jene schrankenlose Herrschergewalt, wie sie sich seit Ludwig XIV. auf dem Continente ausbreitete. Als den anzustrebenden Zustand bezeichnete er die Souveränität des Fürsten verbunden mit den Freiheiten des Volkes. Allein wie diese wichtige Frage in ihren einzelnen Punkten praktisch zu lösen sei, darüber kam er nach eigenem Geständnisse nicht zum Abschlusse; indem er seine frühere Ansicht, einfache Verwerfung der Volksvertretung und Erhaltung oder Gründung ständischer Versammlungen, zurückzog, beschränkte er sich darauf, einige allerdings sehr allgemeine Maßnahmen als unter allen Umständen geboten aufzustellen; dahin gehören Abhaltung des Staates von unnöthiger Einmischung in Privatrechtsverhältnisse, Zuweisung an Einzelne und Körperschaften, was diese besorgen können und was nicht zu den Hoheitsrechten des Staates zählt; Anerkennung der verschiedenen Stände im Volke und ihrer Sonderrechte; gründliche Vorbereitung wichtiger Regierungshandlungen unter Zuzug von Vertrauensmännern und Sachverständigen, zweckmäßige Organisation — jedoch nicht abgestorbener, sondern nur lebensfähiger Interessen, und eine Einrichtung, welche den Unterthanen möglich macht, ihre Ansprüche, Wünsche und Beschwerden vor dem Throne vorzutragen. Dieses sind im Großen und Ganzen die Hauptsätze der Jarcke'schen Staatsrechtslehre, welche vermöge ihrer einseitigen, theokratischen Tendenz und ihrer Behandlung aller möglichen Staatsformen nach einem einzigen Systeme auf die Wissenschaft (wie schon angedeutet) von untergeordneter Bedeutung blieben; dagegen war der Erfolg im Leben namentlich gegenüber der inneren Politik Preußens kein vergeblicher. Die im politischen Wochenblatte und anderwärts mit Muth und Gewandtheit geführten Angriffe auf den modernen Rechtsstaat und den Constitutionalismus haben den Gang der Dinge in Preußen entschieden beeinflußt, die Einführung einer allgemeinen Volksvertretung bis zum Jahre 1848 verzögert und nach dieser Periode zur Zurückgewinnung unlieber Zugeständnisse mitgewirkt.

Am werthvollsten und lehrreichsten unter Jarcke's Publikationen sind jene, welche das Verhältniß zwischen Staat und Kirche erörtern. Hieher gehören außer zahlreichen Artikeln in den histor.-polit. Blättern und einigen im dritten Bande der vermischten Schriften sein im vierten Bande derselben (S. 68—140) abgedrucktes Schreiben an den nordamerikanischen Consul Schwartz, „Staat und Kirche in Oesterreich vor, während und nach der Revolution von 1848“, welches vermöge seiner feinen Gliederung und Klarheit des Gedankenganges zu dem Besten gehört, was J. überhaupt geschrieben hat. Wie jeder Mensch (sagt J. in dieser Abhandlung) zur Religion irgend eine Stellung nehmen muß, so auch der Staat, d. h. diejenigen, welche die Träger der Gewalt im Staate sind. Dieses Verhalten kann nur auf dreierlei Weise gedacht werden. Entweder die Staatsgewalt behandelt die Religion als das Höchste und Heiligste im Leben, sie sieht die Wiedervereinigung des Menschen mit Gott als Zweck des Daseins an, dem auch der Staat zu dienen habe, — und dieser Alternative huldigt J. im vollen Umfange; oder sie will die Religion nicht als Zweck, sondern als politisches Mittel, als Hebel für ihre weltlichen Zwecke brauchen, und die Religion des Volkes beherrschen, oder drittens, eine Regierung behandelt

die Religion weder als Zweck noch als Mittel, sondern nimmt eine feindliche, abwehrende Stellung zu ihr ein und droht, sie mit roher Gewalt oder leise auftretender List aus den Herzen der Menschen zu entwurzeln. Nebenbei ist aber das Verhältniß zwischen Staat und Kirche auch durch die Auffassung des Christenthums bedingt. Entweder ist es eine in der Zeit entstandene menschliche Einrichtung und muß nach dem Gesetze der Natur früher oder später diesem Gesetze verfallen, untergehen, oder es ist das, wofür es sich gibt, dann aber ist die Kirche nicht für diese oder jene Zeit, sondern sie ist in Zeit und Raum die eine und allgemeine, die katholische. „Dieses Entweder — Oder", bemerkt J. mit Nachdruck, „ist der entscheidende Gesichtspunkt für das fragliche Verhältniß; und jedenfalls ist dieses Dilemma die heiligste und wichtigste Frage, die es auf Erden gibt." Dem Gange der Geschichte folgend rühmt nun J., daß im Mittelalter aus der nothwendigen Anerkennung der Verpflichtung eines jeden Menschen zum Schutze der Kirche das Institut der Kirchenvogtei oder Advokatie hervorgegangen. Einzelne Mächtige übernahmen vertragsmäßig den Schutz einzelner Kirchen, Stifte und Klöster, die Frankenkönige wurden so Schutzherren der katholischen Kirche, und Karl d. Gr. erkannte dies (801) an mit den bezeichnenden Worten: „wenn uns auch durch jenen heiligen Stuhl ein kaum erträgliches Joch aufgelegt würde, wollten wir es dennoch in frommer Andacht tragen." Aber schon im späteren Mittelalter lief den christlichen Grundideen des Staates zur Seite eine auf Knechtung der Kirche abzielende Politik. In der so vorbereiteten Reformation reichten sich dogmatische Lieblingsirrthümer der Reformatoren und Angriffe auf die Kirche die Hand, welche meist politisch-socialer Natur waren. Durch die Glaubensneuerung entwickelte sich der verderbliche Territorialismus (cujus regio illius religio) und der rohe Absolutismus der Regierungen gegenüber der Kirche, kraft dessen sie in die Rechte und in die Lebenssphäre der letzteren griffen. Diese absolute Staatsdoctrin hat allmälig durch alle katholischen Länder Europas die Runde gemacht und die höchste innere Entwickelung in Frankreich (Gallicanismus) unter Ludwig XIV. gewonnen. In Deutschland entstand der Febronianismus, in Holland der Jansenismus, in Oesterreich das Josephinische System („der roh und ungeschickt in's Deutsche übersetzte Gallicanismus"), welches weit über die Grenzen des gallicanischen Kirchenstaatsrechtes hinausging. J. zählt nun (S. 102—104) die sieben „Schlußsteine des Domes Josephinischer Staatsweisheit" auf, darunter das jus cavendi, weil ja der gefährlichste Feind des Staates die Kirche ist! das jus supremae inspectionis, das Placet, ferner die vom Staate geleitete Erziehung des Clerus. Scheinbar — fährt der Verfasser fort — hat der Absolutismus in ganz Europa der Kirche gegenüber einen großen Sieg errungen! Allein jenen Angriffen der katholischen Staaten auf die Kirche folgten der Reihe nach die Revolution in Spanien, Portugal, Frankreich, Venedig, Toscana, Neapel, Oesterreich. In letzterem Staate war der von Joseph II. begonnene, vom Kaiser Franz fortgeführte Krieg wider die Selbständigkeit der Kirche die moralische Ursache der großen Krisen von 1848; es wäre Oesterreichs Untergang, wenn es diesen Krieg heute noch fortführen wollte. Jene Revolutionen konnten nicht ausbleiben. Das Christenthum hat den europäisch-fürstlichen Staat gebaut, diesem grub der Absolutismus das Grab, als er dessen sittlich-religiöse Grundsätze zu zerstören begann. Die sittlich-intellectuelle Hauptkrankheit unserer Zeit liegt in der weitverbreiteten höhnischen Gleichgiltigkeit der Gebildeten gegen die Kirche, welche gleichfalls durch den, die Kirche zu ihren Zwecken erniedrigenden Staatsabsolutismus erzeugt wurde. Gegen dieses Uebel hilft nur die Freiheit der Kirche (d. i. der katholischen!), Hebung deren polizeilicher Knechtung, Beseitigung

deren staatlicher Bevormundung. Ein Bund der Kirche mit der Revolution wäre ebenso unmöglich und unselig, wie ein Bund mit dem Protestantismus, denn dieser ist in der That nicht blos Abfall vom alten Glauben, sondern auch der Anfang der Revolution auf staatlichem Gebiete. Er hat den Autoritätsglauben zerstört und zugleich die kirchliche Macht geschwächt. „Reformation und Revolution verhalten sich wie zwei Theile eines und desselben Buches, wie Vorder- und Nachsatz derselben Rede, wie die rechte und linke Hand desselben Menschen." Während J. auf diese Weise den Protestantismus gleich dem Josephinismus bei jeder Gelegenheit anficht, erblickt er die einzige Rettung im Schooße der katholischen Kirche. Die volle Freiheit wird ihr werden, sie muß ihr werden — ruft J. zuversichtlich aus — wenn nicht die christliche Gesellschaft auf dem Festlande Europas in die alte Nacht der Barbarei zurücksinken sollte! . . . Dies im Wesentlichen die Jarcke'sche Lehre und Ansicht auf kirchlich-politischem Gebiete. Die Wirkung dieser Lehre war namentlich für Oesterreich eine mächtige; sie hat zur Beseitigung des Josephinismus, zum Abschluß des Concordates von 1855 wesentlich beigetragen, so daß Jarcke's Name mit der neueren Geschichte des Kaiserstaates untrennbar verbunden bleiben wird.

Zum Schlusse mag es gestattet sein, einen Blick auf Jarcke's Wesen und Persönlichkeit zu werfen. Er war ein Mann von mittler Größe, einnehmender Erscheinung und feinen Umgangsformen. In seiner Empfindung lag Wärme und sein lebhaftes Auge verrieth Temperament und natürlichen Humor, der in den heißen Kämpfen der späteren Jahre gerne in Sarkasmus überging, wovon das offene Sendschreiben an den Reichstag von Kremsier u. A. eine vollgiltige Probe liefert. J. verband mit der Schärfe des Juristen die Kunde des Historikers und die Gewandtheit des Publicisten. Er war ein vorzüglicher Stylist und kam ihm bei seinen staatswissenschaftlichen und geschichtlichen Arbeiten seine gediegene juristische Bildung sehr zu Statten. Seine Darstellung ist abgerundet und übersichtlich, sein Ausdruck kurz und treffend, sein Gedankengang wohlgeordnet. Aber alle seine Arbeiten haben das Gepräge der Parteischriften, mitten im Kampfe stehend und selbst vorkämpfend kann er sich nicht zur vollen Objectivität, zur exacten Forschung emporarbeiten. Er ist Parteimann vom Scheitel bis zur Sohle. Behauptete er ja selbst wiederholt: Sein höchstes Glück in der römischen Kirche gefunden zu haben und für Alles indifferent zu sein, was nicht die Kirche sei und mit ihr zusammenhänge; und mit Vorliebe nannte er die Kirche die Dame seines Herzens, deren Farbe er trage und deren Dienste er geweiht sei. Unter solchen Umständen konnte es an Angriffen und Befehdungen nicht fehlen, die er meist urban und maßvoll, aber stets schlagfertig erwiderte. Mit den zunehmenden Jahren nahm auch seine Empfindsamkeit zu und es kamen ihm später Widersprüche selbst aus dem Munde der Freunde ungelegen. In Folge dessen wurden seine Entgegnungen bisweilen herb und schroff, ja verletzend, was er nachträglich öfters bereute. Namentlich hämische Angriffe der Presse konnten ihn bei seinem erregbaren Temperamente in hohem Grade reizen; dann goß er die ganze Schale seines Sarkasmus über den Angreifer. — Wie er nur aus innerster Ueberzeugung, ohne jede Nebenabsicht zum Katholicismus übergetreten war, weil er dessen Lehre für die allein wahre hielt, so verfocht er aus innerster Ueberzeugung ohne jede Nebenabsicht seine politischen und kirchenstaatsrechtlichen Ansichten, weil er deren Grundprincipien für richtig und heilvoll hielt. Hiedurch bekommt sein ganzes Wesen etwas Wahres, Offenes; Heuchelei und Verstellung waren ihm fremd. Als Parteimann aber hatte er etwas Unduldsames, Leidenschaftliches, ja Fanatisches, in Folge dessen dem zu entwerfenden Bilde sich ein Zug beigesellt, den wir im Interesse des zu Schildern-

den lieber vermissen würden. Von seinen Gesinnungsgenossen wurde J. hoch auf den Schild gehoben, von seinen Gegnern scharf getadelt; v. Mohl hat wol auch hier das richtige Wort gesprochen, wenn er (a. a. O. S. 592) sagt: „Aus der Betrachtung der Persönlichkeit und Wirksamkeit Jarcke's kann die Lehre gezogen werden, daß auch ein Geist und ein Wissen, welche nicht zu den ersten gehören, sich eine große Bedeutung zu verschaffen vermögen, wenn sie solchen zu Hilfe kommen, welche bei großem Drange von Bedürfnissen an einem Mangel entsprechender Kräfte leiden. — — — Seine Stellung in der Wissenschaft und im Leben würde ohne Zweifel eine viel geringere sein, wäre er im Kreise des protestantischen Lebens geblieben, und hätte er diejenige Rechtsanschauung vom Staate vertreten, welche seinen bürgerlichen Verhältnissen naturgemäß entsprach." Ein wohlgetroffenes Brustbild Jarcke's in Steindruck ist dem vierten Bande seiner vermischten Schriften beigegeben.

A. Geyer, Rechtsphilosophie ꝛc., S. 89. — v. Mohl, Gesch. u. Litteratur der Staatswissenschaften a. a. O. — Dr. Jos. Fick in den österreich. Blättern f. Litteratur u. Kunst, Jahrg. 1855, Nr. 11—13, S. 65—84. — Zwei Nekrologe von Georg Phillips in dessen vermischten Schriften, Bd. II S. 599—616. (Der letztere ist auch in den histor.-polit. Blättern sowie im vierten Bande von Jarcke's Verm. Schriften S. 534—51 abgedruckt.) — Kathol. Blätter aus Tirol von Huber, Jahrg. 1853 Bd. I S. 19 ff. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 10. Thl. 95—100 und die dort angeführten Litterarhistoriker. — R. v. Böhm im deutschen Staatswörterbuch, Bd. V S. 408—11. — Oesterr. National-Encyklopädie von Gräffer u. Czikann (1833), Bd. III S. 22; Nachtrag in Bd. VI S. 498. — Bl. f. litterar. Unterhaltung. Jahrg. 1839. Nr. 237—240. S. 961 u. flg. (woselbst eine eingehende Besprechung von J.'s „vermischten Schriften"). — Wagener's Staatslexikon, Bd. X S. 429. — Allgem. Realencyklopädie von Manz (Regensb.), Bd. VII sub voce Jarcke. Eisenhart.

Jariges: Philipp Joseph v. J., geb. am 13. November 1706 zu Berlin, als Sohn eines französischen Réfugié, zeichnete sich früh durch seine Gaben aus, ward zur richterlichen Laufbahn bestimmt und sofort nach Beendigung seiner Studien mit 21 Jahren von Friedrich Wilhelm I. zum Hof- und Kriminalrath ernannt (1727). Zwei Jahre später, 1729, wurde er zum Mitglied der kurz zuvor begründeten geheimen Revisionskammer gemacht, 1735 als Rath ins französische Oberconsistorium berufen, um mit 34 Jahren, im J. 1740, die höchste Stellung in der Colonie, die eines Directors des französischen Obergerichts zu Berlin, zu übernehmen. Daß er sich auch litterarisch hervorgethan haben muß, geht aus seiner Ernennung zum Mitgliede und bald darauf zum Secretär der Akademie der Wissenschaften 1731 hervor. Friedrich d. Gr. wandte dem noch jungen Manne dieselbe Gunst zu wie sein Vater. Bei der durch Cocceji's Ernennung zum Großkanzler der Justiz eintretenden Vakanz im Präsidium des Kammergerichts erhielt der schon im Sommer 1748 zum geheimen Tribunalsrath beförderte J. diese bedeutsame Stellung, die seitdem bis zum Ende des Jahrhunderts als die letzte Staffel zur Stelle eines Großkanzlers betrachtet wurde. In dieser Stellung fungirte er als Gehilfe Cocceji's bei der Reform des Prozesses und der Herstellung einer schleunigeren, gerechteren, minder kostspieligen Justiz und erwarb sich durch seinen Eifer die Zufriedenheit des Königs in dem Maße, daß er unmittelbar nach dem Tode Cocceji's dessen Stelle erhielt (29. October 1755). Er behauptete sich in derselben gleich seinem Vorgänger bis zu seinem Tode, der am 9. November 1770 erfolgte. Was seine Wirksamkeit als Großkanzler betrifft, so bleibt er freilich hinter der rastlosen und unermüdlichen Thätigkeit seines Vorgängers weit zurück, der ihn mehr noch durch seine allgemeinen

Gesichtspunkte und die Energie, mit der er die erkannten Mißbräuche zu beseitigen und neue Grundlagen für den Prozeß zu schaffen bemüht war, übertraf. Dennoch arbeitete er in dessen Geiste mit Hingabe und Eifer weiter. Nur fehlte ihm die kühne Sicherheit und das unbegrenzte Selbstvertrauen, die Friedrich an seinem ersten Großkanzler mit am höchsten geschätzt hatte. Dies war auch der Grund, weswegen er J. stets mit Mahnungen verfolgte, die Justiz nicht wieder einschlafen zu lassen, mochte J. auch noch so sehr bemüht sein, die Grundlosigkeit vieler an den König unmittelbar gesandten Beschwerden nachzuweisen. Daß J. sich bis zu seinem Tode auf seinem schwierigen Posten erhielt, ist indeß der beste Beweis wenigstens dafür, daß sein Gebieter Niemanden sah, der ihn zu ersetzen im Stande gewesen wäre. Mit seinem Nachfolger Fürst, der seit seiner Berufung zum Großkanzler das Amt des Kammergerichtspräsidenten versah, stand J. in freundschaftlichen Beziehungen.

Cosmar und Klaproth, Gesch. d. preuß. Geh. Staatsraths. Daneben Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin. Isaacsohn.

Jaromar I. und **Tezlaw**, die beiden ersten urkundlich nachweisbaren Fürsten von Rügen, gehören zu einem uralten wendischen Herrschergeschlechte, dem wahrscheinlich auch die pommerschen u. a. benachbarten Herzoge entstammen, mit welchen sie als gemeinsames Emblem den Greif neben dem Löwen im Wappen führten. Nach Kantzow's dritter Chronik waren sie, nebst Stoislaf, dem Ahnherrn der Fürsten von Putbus, die Söhne von Ratislaw (Ratze), von jenem slavischen Helden, welcher im J. 1138/9 Lübeck eroberte, und gehörten zu den Nachkommen Kruto's, welcher von 1066—93 den Namen eines Königs von Rügen und der Obotriten führte. Ihre Jugend war dem Kampfe gegen Heinrich den Löwen und Waldemar I. von Dänemark gewidmet, welche beide sich zur Unterwerfung der slavischen Länder vereinigt hatten; nach Saxo's Bericht nahm Tezlaw, auch gezwungen, als dänischer Vasall, an jenen Kriegen Theil, welche Waldemar 1162—68 gegen Pommern führte und bei denen Wolgast belagert wurde. Ebenso läßt sich annehmen, daß Tezlaw und J. mit jenen rügischen Fürsten identisch sind, welche, bei der Einweihung des Lübecker Doms durch Heinrich den Löwen im J. 1163, gegenwärtig waren und dem Ueberwinder Gelöbnisse des Friedens und ihre Huldigung darbrachten. Dieser Friede war jedoch nur von kurzer Dauer, denn schon in den folgenden Jahren eroberten die Dänen aufs neue Rügen und Pommern und wußten sogar die letzteren zur Feindschaft gegen ihre Stammgenossen aufzureizen. Das J. 1168 führte endlich den Abschluß des Kampfes und die dauernde Unterwerfung Rügens unter die dänische Oberhoheit herbei. König Waldemar, in Gemeinschaft mit dem Bischof Absalon von Roeskilde und den pommerschen Herzogen Bogislaw I. und Casimir I., sowie mit Pribislaw von Mecklenburg, überfiel mit einer Flotte und einem starken Heere die Insel, und belagerte die Burg Arkon auf Wittow, in welcher dem Gotte Swantevit ein Tempel geweiht war. Durch kluge Benutzung eines Feuerbrandes, welcher die hölzerne Befestigung arg beschädigte, gelang es am 14. Juni, die Burg zur Uebergabe zu bewegen, und als Friedensbedingungen die Zerstörung des Tempels und Götterbildes, Auslieferung des Tempelschatzes, die Bekehrung der Rügianer zum Christenthum und Ueberweisung der Tempelgüter an die neuzuerbauenden christlichen Kirchen und deren Priester, Freilassung christlicher Gefangener, Heeresfolge und Tribut zu erlangen. Ein angesehener Wende aus Garz, Granza, erbot sich, diese Hauptburg Rügens gleichfalls zur Uebergabe zu veranlassen, und erreichte es durch seine lebhafte Schilderung von Arkons Fall und der Macht der Dänen, daß Tezlaw und sein Bruder J., nebst den Angesehensten der rügischen Geschlechter, in der Nähe von Garz am Ufer am 16. Juni mit dem auf seinen Schiffen gelandeten Bischofe Absalon und dem nachfolgenden Könige eine Zusammenkunft hielten, in Folge

welcher sie sich und die Feste dem Sieger unterwarfen und die drei Götterbilder des Rugevit, Porenuz und Porevit der Zerstörung überließen. Die pommerschen Herzoge ernteten von ihrer den Dänen geleisteten Hülfe weder Ruhm noch Vortheil, da König Waldemar und der Bischof die Tüchtigkeit des Fürsten J. erkennend, ihn und seinen Bruder Tezlaw im ungestörten Besitze ihres Landes bestätigten. Im unbedachten Zorn, vielleicht von Heinrich dem Löwen, der die wachsende Macht der Dänen fürchtete, gereizt, traten sie ihrem Verbündeten jetzt als Feinde entgegen, Waldemar jedoch war ihnen überlegen, belagerte Stettin und wurde auf diesem Zuge von Tezlaw und J. im J. 1170 unterstützt. Seit dieser Zeit fehlt jede Kunde über Tezlaw und ist zu vermuthen, daß er zwischen den J. 1170 und 81 gestorben und die Herrschaft an seinen Bruder J. übergegangen sei. Als nämlich Kaiser Friedrich I., um den Sturz Heinrichs des Löwen vorzubereiten, sich mit Waldemar von Dänemark zu verbünden suchte, und den Herzog Bogislaw I. im J. 1181 mit Pommern belehnte, erscheint J. I. schon als der alleinige Fürst von Rügen, zugleich aber als ein so treuer Anhänger der Dänen, daß der Kaiser auf ihn als möglichen Bundesgenossen gar keine Rücksicht nahm. Auch in dem Kriege, welchen Waldemars I. Sohn, König Kanut VI., gegen Pommern und Mecklenburg 1183 führte, war J. dessen Verbündeter und machte von Tribsees einen Einfall in das Nachbarland. Noch mehr wuchs seine Macht und sein Einfluß, als er nach Bogislaws I. Tode (1187) und erneutem Kriege Kanuts gegen Pommern zum Vormunde der minorennen Herzoge Bogislaws II. und Casimirs II. ernannt wurde, und die Grenzen Rügens und des Bisthums Schwerin sich bis Gützkow und Wolgast ausdehnten. In Folge dessen bestimmte der König im J. 1194 die Theilung rügischer und pommerscher Länder in der Weise, daß die Gegend zwischen Anklam (Scitene) und Lassan zu Pommern-Wolgast, Loitz und Meseritz, nördlich und südlich von der Peene, zu Gützkow (bis 1233 unter einer Seitenlinie der pommerschen Herzoge, den Swantiborizen, und von 1233—1359 unter den Grafen von Gützkow aus dem märkischen Dynastengeschlecht von Soltwedel, s. d. Art.), Tribsees und Wusterhusen dagegen zum Fürstenthum Rügen gehören sollten. In den folgenden Friedensjahren von 1184—98 wendete J. seine ganze Sorgfalt auf die Befestigung und Ausbreitung des Christenthums, zu dessen Pflege seit 1168 elf Kirchen, wahrscheinlich anfangs aus einfachem Holzbau, errichtet waren. Im J. 1193 begründete der Fürst dagegen nach dänischen Vorbildern den Steinbau des Cisterciensernonnenklosters zu Bergen, von dessen Kirche die wesentlichsten Theile noch jetzt erhalten sind, auch verlieh er um dieselbe Zeit einen Theil des Salzwerks am Ryckflusse, an der Stelle, wo später Greifswald begründet wurde, dem Kloster Dargun, ebenso wird die Erbauung der Gotteshäuser zu Altenkirchen auf Wittow und zu Schaprode, sowie zu Semlow und Eixen im rügischen Festlande und zu Lübchin in Mecklenburg in diese Zeit fallen. Der dann 1198 folgende dritte Krieg Kanuts gegen Pommern und Brandenburg, welcher mit einer Niederlage der Dänen und Jaromars endete, und die pommerschen Herzoge die dänische Lehnsherrschaft mit der märkischen vertauschen ließ, hatte 1199 die Stiftung eines neuen Cistercienserklosters zu Eldena (Hilda) im rügischen Lande Wusterhusen zur Folge, in der Nähe jenes Salzwerkes, von dem J. schon einen Theil dem Kloster Dargun verliehen hatte. Die Darguner Mönche nämlich, deren Sitz durch den Krieg von 1198 zerstört war, siedelten (nach Jongelin) an diesen vor Verheerung mehr gesicherten Ort über, wo sie einen neuen Convent mit einer Kirche begründeten, die im 30jährigen Kriege zerstört, jetzt noch in Trümmern erhalten sind. Indem nun J. in den folgenden Jahren einerseits bedacht war, diese Stätte des Friedens mit Privilegien und mächtigem Grundbesitz auszustatten, betheiligte er sich mit

gleichem Eifer an den Kriegen, welche Kanuts VI. Sohn, Waldemar II., in den J. 1205, 9 und 14 gegen Brandenburg und Pommern führte, in Folge deren letzteres unter die dänische Herrschaft zurückkehrte und Kaiser Friedrich II. Waldemar 1214 im Besitz aller slavischen Länder bestätigte, ein Beschluß, der auch von den Päpsten Innocenz III. (1216) und Honorius III. (1217) seine Genehmigung empfing. Die letzten Lebensjahre Jaromars waren der Erneuerung und Erweiterung der Klöster zu Dargun und Eldena, nach Kantzow's Chronik, im J. 1209 auch der Gründung der Stadt Stralsund gewidmet, deren Emporblühen die pommerschen Herzoge durch den Krieg von 1209—11 zu hindern suchten; dann fand er schließlich, als ihn im Greisenalter im J. 1218 der Tod ereilte, seine Ruhestätte in der Klosterkirche zu Bergen. Unter seinen Söhnen, von denen der älteste, Barnuta, das Dynastengeschlecht von Gristow begründete, empfing Wizlaw I. (s. d. Art.) die Herrschaft über das Fürstenthum.

Fabricius, Urk. z. Gesch. des Fürstenth. Rügen, Bd. I—II, 1841—43. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten, Bd. III. 1843. Barthold, Pomm. Gesch., Bd. II. Fock, Rüg.-pomm. Gesch., Bd. I—II. 1861, 62. Klempin, Pomm. Urk.-Buch, Bd. I. Stammtafeln des pomm.-rüg. Fürstenhauses H. v. v. Bülow, 1876. Beyer, Kruto und sein Geschlecht, Mecklenb. Jahrb., XIII. 1848, S. 1 ff. Wigger, Berno, Bischof von Schwerin, Mecklenburg. Jahrb., XXVIII. 1863, S. 3 ff. Karl v. Rosen, Dänemarks Einfl. auf die christl. Arch. Rüg. Vereinsschrift des rüg.-pomm. G.V. 1872. Löffler, Die Klosterkirche zu Bergen übers. von G. v. Rosen, Balt. Stud., Jahrg. XXIX. 1879. Pyl, Gesch. des Cist.-Klosters Eldena, 1881. Pyl.

Jaromar II., Fürst von Rügen, ein Sohn von Wizlaw I. und Enkel Jaromars I., führte schon bei Lebzeiten seines Vaters, sei es wegen dessen hohen Alters oder seines Verweilens außer Landes, in den J. 1246—49 die Regentschaft, und erlangte dann in der Folge während der kurzen Zeit seiner fürstlichen Herrschaft von 1249—60 einen ebenso hohen kriegerischen Ruhm, wie sein Großvater. Während dieser jedoch an den Großthaten Waldemars I. und II. von Dänemark theilnahm, erwarb J. II. gerade durch eine feindliche Stellung gegen das nordische Reich einen Namen, der noch in späteren Zeiten von den Dänen mit bitterem Hasse belegt wurde. Eine Reihe von Unglücksfällen: Waldemars II. Gefangenschaft durch den Grafen Heinrich von Schwerin (1223—25), der schleunige Tod seiner Söhne: Erichs VI. durch Mord (1250) und Abels in der Schlacht gegen die Ditmarsen (1252), endlich der glänzende Sieg, welchen die stetig wachsende Macht Lübecks (1249—54) über Dänemark errang, in Folge dessen der Admiral Alexander von Soltwedel Kopenhagen und die zur Nebenbuhlerin emporblühende Stadt Stralsund eroberte, — trugen dazu bei, den dänischen Einfluß im Fürstenthum Rügen zu untergraben und den Ehrgeiz Jaromars II. in andere Bahnen zu lenken. Im Gegensatz zu seinem Großvater, trat er zu den pommerschen Herzogen Barnim I. und Wartislaw III. in ein freundschaftliches Verhältniß und erwählte den ersteren als Schiedsrichter bei der Landestheilung mit seinem Vetter Borante aus dem Hause Putbus im J. 1249, wobei das Land Strey auf Rügen Borantes Brudertochter Cecislava bei ihrer Verlobung mit Jaczo II. von Gützkow als Mitgift verschrieben wurde. Auch trat er in Gemeinschaft mit Pommern in ein friedliches Verhältniß zu Lübeck und den anderen Hansastädten, indem er ihnen freies Geleit zur See gewährte und das Strandrecht abschaffte. Im eigenen Lande förderte er das Emporblühen der Städte Stralsund und Barth im J. 1255 und gründete zum Schutze gegen Mecklenburgs Angriff an der Grenze die neue Stadt Damgarten. Andererseits erweiterte er den Grundbesitz und die Rechte der Cistercienserklöster Bergen, Neuencamp und Eldena, überließ an letzteres Mönchgut (Reddewitz) auf Rügen,

und war auch der Ausbreitung der Dominicaner und der Franziscaner insofern günstig, als er im J. 1251 den ersteren Orden bei Anlage eines Klosters in Stralsund unterstützte. Kantzow berichtet auch von einem Kriege Jaromars II. gegen Mecklenburg, welcher jene Anlage Damgartens hervorgerufen habe, eine Angabe, deren Möglichkeit nicht zu bestreiten ist, da Rügens Verbindung mit Pommern eine feindliche Stimmung des Nachbarlandes veranlassen mochte, und Jaromars erweiterte Machtstellung die Eifersucht herausforderte. Durch seine Vermählung mit Eufemia, einer Tochter Swantepolks des Großen von Ostpommern, hatte er nämlich an der südbaltischen Küste eine mächtige Stütze gewonnen, in Folge dessen sein Sohn Wizlaw II. später in jenen Gegenden auch zu bedeutendem Landbesitz bei Rügenwalde und Schlawe gelangte. Ebenso wichtig und zugleich verhängnißvoll für den Ausgang seiner Regierung war die Vermählung seiner Tochter Margarethe mit dem Sohne des Königs Abel († 1252), dem Herzoge Erich I. von Schleswig im J. 1257, der seinem Oheim, dem König Christoph I. (1252—59) entschieden feindlich gegenüberstand, und naturgemäß auch seinen Schwiegervater zu einer ähnlichen Stellung zu bewegen suchte. Das dänische Reich war schon seit 1253 durch einen Zwiespalt der geistlichen und weltlichen Herrschaft in arge Wirren gestürzt, indem Jakob Erlandson, aus dem Geschlechte Absalons, ohne Genehmigung des Königs Christoph, zum Erzbischof von Lund erhoben war, und, mit gleicher Umgehung des königlichen Ansehens, seinen Verwandten Peter Bang zum Bischof von Roeskilde ernannt hatte. Auf dem Reichstage zu Nyborg im März 1256 hatte J., in Verbindung mit den mecklenburgischen Fürsten, den Streit zwischen den Parteien verglichen, jedoch willigte der König nur deshalb ein, weil ihn eine Fehde mit Norwegen beschäftigte, als aber 1257 der Erzbischof des Monarchen Kanzler Ketill in den Bann that und die Bauern gegen Christoph und seine Vasallen aufreizte, sodaß sie deren Burgen und Güter verheerten, ließ der König am 5. Februar 1259 Jakob Erlandson und seinen Verbündeten, den Bischof von Ripen, ins Gefängniß setzen, während Peter Bang von Roeskilde nach Schaprode auf Rügen floh und von dort, im Schutze Jaromars, das Interdict über das Königreich Dänemark aussprach. Auf den Wunsch des Papstes Alexander IV. zog nun J. mit seinem Schwiegersohn, Erich I. von Schleswig, und den Grafen von Holstein nach Seeland, um den König zur Freigabe und Einsetzung der geistlichen Würdenträger zu zwingen, da empfing er die Nachricht vom Tode Christophs am 29. Mai 1259, der angeblich an Gift gestorben sein soll. Die Königin Margarethe, eine Tochter Sambors II. von Ostpommern und als Feindin des Hauses Swantepolks, auch dessen Eidam J. grollend, stellte sich jedoch, nach dem Tode ihres Gemahls, dem rügischen Heere bei Nestved entgegen, wo es am 14. Juni zu einer furchtbaren Schlacht kam, in Folge welcher Kopenhagen erobert und die Bischöfe wieder in ihr geistliches Amt gesetzt wurden. Wahrscheinlich trug der Umstand, daß Peter Bang den gefallenen Dänen ein christliches Begräbniß verweigerte, dazu bei, daß Jaromars Name noch lange nach seinem Tode, wie die Chroniken von Detmar und Kantzow uns melden, mit unauslöschlichem Hasse des dänischen Volkes belastet blieb. Die Königin Margarethe fand jedoch Hülfe bei Hakon V. von Norwegen und Birger Jarl von Schweden, wußte den Erzbischof Jakob Erlandson zu versöhnen, und sah Weihnachten 1259 ihren Sohn Erich VII. Glipping zum Könige von Dänemark gekrönt. J., welcher auf diese Art seine eigenen Pläne und die Prätendenz seines Schwiegersohnes, Erichs I. von Schleswig, gescheitert sah, kehrte 1260 nach Rügen zurück, wo er, wie schon oben erwähnt ist, in Gemeinschaft mit Herzog Wartislaw III., zu Vilmnitz das Strandrecht abschaffte. Dann rüstete er sich zu einem zweiten Zuge, der ihn in Gemeinschaft mit dem Bruder Jakob

Erlandsons, Andreas, nach Bornholm, Moen, Laland und Schonen führte. Auch hier begleitete ihn überall der Sieg, und vermehrte der Fall der Besiegten, sowie die Eroberung der Städte und Schlösser den Haß der Dänen gegen den Slavenfürsten, bis ihm der rächende Dolch eines unbekannten Weibes im Jahre 1260 den Tod bereitete. Sein Leichnam wurde wahrscheinlich nach Rügen gebracht und dort im Kloster zu Bergen oder Neuencamp bestattet, seine Gemahlin Eufemia fand dagegen 1270 ihre Gruft im Johanniskloster zu Stralsund. Seine Tochter Margarethe starb mit ihrem Gemahl Erich I. in demselben Jahre 1272, während sein Sohn Wizlaw II. eine sehr lange Regierung von 1260 bis 1302 führte. Tritt uns in J. I. ein Fürst entgegen, dessen Jugend in Dunkel gehüllt ist, dessen späteres Leben aber bis zum hohen Greisenalter ihn als Vertreter christlicher Kultur und Begründer dauernder Zustände der Heimath erkennen läßt, so erscheint uns in J. II. ein glänzender Held, dessen ruhmvolle Kriegsthaten in dem kurzen Decennium seines Waltens ein fremdes Land tief erschüttern, ohne bleibende Erfolge zu erringen, welche ihn aber mit dem Reiz einer Sage umgeben, die seinen Namen bis nach Island erschallen läßt, und ihm in der Jaromars-Schanze auf Seeland ein äußeres Denkmal gewidmet hat.

Fabricius, Urk. z. Gesch. d. Fürst. Rügen, Bd. II. 1843. Barthold, Pomm. Gesch., Bd. II. 1840. Fock, Rüg.-pomm. Gesch., Bd. II. 1862. Karl v. Rosen, Dänemarks Einfl. a. d. christl. Arch. Rügens, Vereinsschrift des rüg.-pomm. G.V., 1872. Pyl, Gesch. d. Cist.-Klosters Eldena, 1881.

Pyl.

Jaroslaw, Herzog von Schlesien-Oppeln, Bischof von Breslau, † am 22. März 1201, der Gründer des fürstlichen Besitzes, der mit diesem Bisthume sich verknüpfte. Der älteste Sohn des ersten Herzogs von Schlesien, Boleslaw des Langen aus dessen erster Ehe mit der russischen Prinzessin Wenczlawa, fühlte er sich von seinem Vater zu Gunsten der Söhne zweiter Ehe zurückgesetzt und empörte sich gegen ihn, von seinem Oheim, Herzog Mesko von Ratibor, unterstützt. Wirklich erlangte er soviel, daß der Vater ihm das Herzogthum Oppeln übergab (wahrscheinlich vor 1195), wogegen er sich verpflichtete, in den geistlichen Stand zu treten, so daß des Vaters Wunsche entsprechend die Herrschaft der Söhne resp. des Sohnes zweiter Ehe über das ganze Land für die Folgezeit gesichert schien. In Folge davon ward J. 1198 bei dem Tode des Bischofs Siroslaw von Breslau zu dessen Nachfolger erwählt. Während der Vater noch auf fernen Kriegszügen abwesend war, ließ J. dann dessen Schützlinge, die aus Thüringen herbeigerufenen Cistercienser vom Kloster Leubus, seine Abneigung gegen die deutsche Einwanderung empfinden, indem er die von seinem Vorgänger denselben zugesprochenen Zehnten der neuen deutschen Ansiedelungen im Gebiete von Liegnitz zurücknahm, und als sein Vater zurückgekehrt, ihn drängte, dies wieder gut zu machen, blieb er dabei, nicht dem Kloster Leubus, sondern nur dem Cistercienserorden Genugthuung zu geben, welchem er dann in Oberschlesien einen Gütercomplex, die nachmalige Propstei Kasimir überwies. Dem bischöflichen Stuhle von Breslau hat er die Gebiete von Neiße und Ottmachau vermacht, allerdings mit Ausschluß der eigentlichen Hoheitsrechte und damit zu dem ansehnlichen Landbesitze dieser Kirchenfürsten den Grund gelegt. Das Herzogthum Oppeln ist bei Jaroslaw's Tode an seinen Vater zurückgefallen, nach dessen Ableben aber (7. December 1201) von seinem Bruder Mesko erobert und dauernd mit Ratibor vereinigt worden.

Eine kritische Begründung der im Vorstehenden erzählten Thatsachen bei Grünhagen, Boleslaw der Lange, Herzog von Schlesien, Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, Bd. XI. S. 399—415.

Grünhagen.

Jarre, Nicolaus J., Lic. d. R., hamburgischer Bürgermeister, eines Kaufmanns und Rathsherrn Sohn, geb. zu Hamburg am 19. Nov. 1603. — Seine Gymnasialzeit beendigte er 1622 mit einer öffentlich vertheidigten Dissertation historisch-politischen Inhalts, um sodann 9 Jahre lang Rechts- und Staatswissenschaften auf den Universitäten Wittenberg, Marburg, Tübingen, Straßburg und Basel zu studiren, bevor er am letzteren Orte im Januar 1631 den Grad eines Licentiaten der Rechte gewann, bei welchem Anlaß er eine Schrift „Ueber den Todtschlag und dessen Strafen" verfaßte. Nachdem er hierauf Italien, Frankreich und England besucht hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Schon im folgenden Jahre wurde der junge Rechtsconsulent von der Bürgerschaft zu einem ihrer Vertreter erwählt bei den Verhandlungen mit dem Senat über dessen Stellung und Amtseid. Das glückliche Resultat dieser delikaten Verhandlungen befriedigte alle Theile. Mit Recht erkannte der Senat in dem umsichtigen, klugen und ebenso concilianten J. den einflußreichen Vermittler des Recesses von 1633, und wählte ihn 1639, nachdem er auch zwei Jahre lang das Niedergericht verwaltet hatte, zum Rathsherrn. In seinem nun folgenden langjährigen Amtsleben bethätigte er alle guten Eigenschaften eines trefflichen Leiters der öffentlichen Angelegenheiten, sowol der inneren als der äußern. Unter seinen verschiedenen Gesandtschaften verdient hervorgehoben zu werden die nach dem Haag im J. 1645, woselbst er neben dem Gesandten der Stadt Bremen einen Bündnißvertrag mit den Generalstaaten abschloß, welcher, auf der Basis eines ähnlichen Tractats von 1603, die Sicherheit und Freiheit der Schifffahrt auf der Nordsee, Unterelbe und Unterweser bezweckte. Im J. 1648 wurde er nach Kopenhagen abgeordnet zur Krönung des Königs Friedrich III., bei welcher Gelegenheit wichtige Interessen für Hamburg zur Verhandlung kamen. Im J. 1650 zur Bürgermeisterwürde erhoben, bekleidete er dies Amt (seit 1667 als Protoconsul und Generalissimus) volle 28 Jahre zur höchsten Zufriedenheit seiner Mitbürger. Es war, als hätte er sich in seinem amtlichen wie Privatleben den damals noch unvergessenen Bürgermeister Dr. Heinrich Murmester († 1481) zum Vorbilde genommen. Denn so wie dieser durch hingebenden Patriotismus, weise Leitung des Gemeinwesens in Kriegs- und Friedenszeiten, durch Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit ausgezeichnete Mann, schon bei seiner Lebenszeit den Ehrennamen eines vollkommenen Bürgermeisters erworben hatte, an welchen noch 100 Jahre später die Bürger den Senat bedeutungsvoll erinnerten, — so nannte man auch J. „summum Jurisconsultum, summum Senatorem, summum Consulem". Jetzt, da Murmester längst verschollen ist, würde auch J. nicht minder vergessen sein, wenn nicht eine von ihm gegründete milde Stiftung wenigstens seinen Namen auf die Nachwelt gebracht hätte. — Zu seinen Regententugenden zählte man damals auch eine gewisse (bei der hastigen Jetztwelt in Mißcredit gekommene) Bedächtigkeit, wogegen er die Eilfertigkeit eine böse Stiefmutter der Gerechtigkeit zu nennen pflegte. — Er starb den 2. August 1678.

Buek, Die Hamb. Bürgermeister, S. 89 ff. Hamb. Schriftstellerlexikon, III. 484 und die dort cit. Biographien. Beneke.

Jasche: Christ. Friedr. J., Dr. der Phil., gräflich Stolberg-Wernigerodischer Bergcommissär, bekannt als Schriftsteller auf montanistischem, mineralogischem und geognostischem Gebiete, war 1781 zu Wernigerode geboren und starb 1871 zu Ilsenburg. J. studirte in Berlin und begab sich sodann auf wissenschaftliche Reisen. 1819 trat er die Stelle eines gräfl. Stolberg-Wernigerodischen Bergcommissärs zu Büchenberg am Harz an und übernahm 1819 die Direction der Hüttenwerke zu Ilsenburg, gab jedoch später seine dienstliche Stellung auf und lebte als Privatmann der Wissenschaft. Seine erste be-

merkenswerthe litterarische Arbeit kam 1811 im Selbstverlag unter dem Titel: „Das Wissenwürdigste aus der Gebirgskunde“ heraus. In zweiter Auflage erschien sie auch unter dem Titel: „Anleitung zur Gebirgskunde“ 1816 im Buchhandel. Aus den Lehrvorträgen Karsten's, eines der hervorragendsten Schüler von Werner, hervorgegangen und durch eigene Erfahrungen erweitert, gibt dieses mit großem Fleiße verfaßte Compendium uns ein zutreffendes Bild von dem Standpunkte der geognostischen Wissenschaft im ersten Decennium unseres Jahrhunderts und hat daher einen historischen Werth. Wir ersehen daraus, daß der Verfasser über Werner hinaus eine Unterscheidung der Gebirge in solche neptunischen und vulkanischen Ursprungs macht. Erstere gliedert er, wie damals allgemein üblich, in die vier Abtheilungen des Urgebirges, des Uebergangs-, Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgs. Die letzteren sind nach seiner Auffassung auf trockenem Wege durch vulkanisches Feuer und Erdbrände erzeugt, wie z. B. die Lava; ausgeschlossen werden jedoch die Gesteine der sogen. Trachytformation (mit dem Basalte) und der Porphyrformation, welche sich J. durch besonders energische chemische Thätigkeit auf neptunischem Wege entstanden denkt. Ein zweiter Abschnitt des Werkes gibt in tabellarischer Form eine sehr vollständige Petrographie, wobei in eigenthümlicher Weise nach den fünf großen Abtheilungen jeder Hauptgebirgsart eine Anzahl untergeordneter Glieder beigeschlossen werden. Unter Jasche's übrigen Publikationen sind zu nennen: „Ueber rothes, kohlensaures Manganerz von Büchenberg bei Elbingerode“ (Gilberts Ann., LX. 1818); „Kleine mineralogische Schriften“, 1817; „Ueber Kieselmangan am Harz“ (Gilbert's Ann., LXI. 1819); „Bemerkungen über die Krystalle des in starkem freiem Röstfeuer geschmolzenen Eisensteins“ (Karsten's Arch., IX. 1825); „Von Altenrode“, 1830; „Mineralogische Studien“, 1838; „Uebersicht der Gebirgsformation der Erde“, 1843; „Ueber die in der Grafschaft Wernigerode aufgefundenen mineralogischen einfachen Fossilien“, 1852. Besonders hervorzuheben ist die letzte Arbeit Jasche's: „Die Gebirgsformationen in der Grafschaft Wernigerode am Harz nebst Bemerkungen über die Steinkohlenformation in der Grafschaft Hohenstein“, 1858. Darin schildert der Verfasser die am Harz besonders durch ihre Mannichfaltigkeit interessanten Gebirgsbildungen in eingehender Weise und liefert durch die Darstellung zahlreicher örtlicher Verhältnisse und Vorkommnisse auch für die späteren geologischen Forschungen noch werthvolle Beiträge zur Kenntniß des Harzgebirges. Die zahlreichen von ihm gesammelten Petrefacten lieferten theilweise die Grundlage zu Römer's späteren paläontologischen Mittheilungen: „Die Versteinerungen des Harzgebirges“. J. wurde in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen von zahlreichen gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt, so z. B. von der mineralogischen Societät zu Petersburg, von der mineralogischen Societät zu Jena, von der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Halle, von der Académie nationale zu Paris ꝛc.

Keßlin, Nachrichten ꝛc., S. 193. Poggendorff, Biogr. Lex., I. 1191.

Gümbel.

Jasche: Valerius J., lutherischer Geistlicher und Schulmann, geb. 1624 in Colberg, † am 24. Juni 1684 in Stolp, wohin er sich wegen einer Operation begeben hatte. Sein Vater, Mag. Joachim J., eines Colberger Kaufmanns Sohn, war 1615 zum Pastor an der St. Marienkirche daselbst berufen und stand wegen seines gottesfürchtigen Wandels und seines zur Zeit der kaiserlichen Besetzung 1630 dem Bekehrungseifer der Jesuiten gegenüber unter höchster Lebensgefahr bewiesenen Glaubensmuthes bei seiner Gemeinde sehr in Ansehen. Daß ihm sein Haus angezündet, und auf der Straße, wie in der Kirche wiederholt auf ihn geschossen wurde, machte ihn nicht irre, und diese Unerschrockenheit

verfehlte auch auf die Haltung der Bürgerschaft ihre Wirkung nicht. Er starb 1648. Der Sohn vollendete seine in Colberg begonnene Schulbildung auf der damals unter Mag. Joachim Otto's Leitung stehenden Schule in Stolp und ging 1640 nach Königsberg, wo er Theologie und Philosophie, daneben auch Metoposkopie und Chiromantie, später auch noch Mathematik studirte. Nach des Vaters Tode war er kurze Zeit in Colberg, durchzog aber von 1649 an zu weiterer Ausbildung einen großen Theil Deutschlands, wobei er sich in Köln, Marburg und Straßburg längere Zeit aufhielt und die Stätten classischer Gelehrsamkeit in den Niederlanden besuchte. Am 23. Januar 1655 wurde er am Lyceum seiner Vaterstadt als Conrector und 1663 als Rector angestellt. Von der Universität Rostock, bei der er 1654 als Doctorandus eingeschrieben war und über 1. Timoth. 2, 4—6 disputirte, gewann er am 7. Mai 1665 den Grad eines Licentiaten der Theologie. Als Schulmann genoß er nicht nur den Ruf der Tüchtigkeit, so daß das Lyceum unter ihm großen Aufschwung nahm, sondern er war sogar mit Leidenschaft seinem Amte zugethan. Mit dem Glockenschlag stand er im Auditorium und versäumte nie eine Lection, war aber auch nicht frei von allerhand Schwächen. Seine Eitelkeit verleitete ihn, von Schülern und Untergebenen sich „Excellenz" tituliren zu lassen; und als ein Schüler, der Strafe erhalten sollte, darauf speculirend ihn mit „Euer Gnaden" anredete, erwiderte er: „Laß er's nur bei der Excellenz" und erließ die Strafe. Am 28. März 1667 erhielt er das nach ortsüblicher Weise mit dem Schulamte verbundene Amt eines Vesperpredigers und genießt den Ruhm, in dieser Stellung in Pommern einer der ersten gewesen zu sein, der dem besonders in Colberg arg grassirenden Hexenwahn entgegentrat. Ueber acht Wochen lang kämpfte er einmal unerschrocken, aber auch mit einer keine Grenzen kennenden leidenschaftlichen Heftigkeit gegen seinen unduldsamen, brennlustigen Collegen Dr. Johann Colberg († 1687 als Pastor und Professor in Greifswald), um drei der Hexerei angeklagten Weibern das Leben zu retten. Die ganze Stadt gerieth durch den mit höchster Erbitterung und den schärfsten persönlichen Invectiven geführten Kanzelstreit in die größte Aufregung: von Entsetzen ergriffen, verließen die Leute, wenn J. predigte, die Kirche, sahen Gesichte u. dgl.; auch für ihn selbst war die Sache nicht ohne Gefahr. Indessen, wenn er auch das nächste Ziel nicht erreichte, die unglücklichen Weiber am Leben zu erhalten, so ist doch dieser Streit nicht ohne segensreiche Wirkung geblieben; die städtischen Annalen melden von keinem späteren Hexenproceß in Colberg. Neben seiner Amtsthätigkeit fand J. noch Zeit zu vielfacher wissenschaftlicher Arbeit, auch schrieb er außer Schulschriften eine große Zahl jener damals sehr beliebten Hochzeits- und Trauergedichte, sowie Leichenreden, die heute nur noch wegen der damit verbundenen Personalien Beachtung finden. Seine bekannteste schriftstellerische Arbeit ist die seiner Zeit beifällig aufgenommene Herausgabe der Compilation des Abts Andreas vom Kloster Michelsberg bei Bamberg, De vita S. Ottonis libri quatuor mit Anmerkungen, 526 Seiten in 4° (Colbergae excudebat Ludovicus Röderus, anno 1681). Nicht zur Ausführung, wenigstens nicht zur Veröffentlichung, kam eine ausführliche Geschichte des Bischofs Otto, die zugleich Antiquitates ecclesiae Colbergensis versprach, über welche sein späterer Nachfolger, der Colberger Historiograph Wachs ungünstig und wol auch mißgünstig berichtet. Mit Beihülfe einiger anderer Gelehrten legte J. 1677 den Grund zu der bei der St. Marienkirche in Colberg noch vorhandenen Bibliothek, die auch den Bürgern geöffnet sein sollte und deren Bibliothekar er war. Vermählt war J. mit Anna Sophie Große, Tochter des Generalsuperintendenten Große.

Riemann, Geschichte von Colberg. v. Bülow.

Jäsche: Gottlieb Benjamin J., geb. am 3. Juli 1762 in Wartenberg (Regierungsbezirk Breslau), † am 25. August 1842 in Dorpat, war bis zu seinem 15. Jahre von seinem Vater unterrichtet worden und besuchte seit 1777 das Gymnasium zu Breslau, von wo er 1783 an die Universität Halle überging, wo er bis 1786 Theologie studirte. Während er hierauf als Hauslehrer lebte, beschäftigte er sich mit den Schriften Kant's und als Frucht dieser Studien veröffentlichte er anonym „Ueber reinen Naturalismus und positive insonderheit christliche Religion“ (1790), worin er die Berechtigung einerseits des Aufklärungsstandpunktes und andererseits des Offenbarungsglaubens einander gegenüberstellte und sich für die Nützlichkeit des letzteren entschied, insoferne derselbe wenigstens mittelbar mit den Grundsätzen und Postulaten der praktischen Vernunft in Verbindung stehe. Er begab sich nun (1791) selbst nach Königsberg, wo er in näheren Umgang mit Kant, sowie mit Kraus und Schmalz trat, bis ihn (1795) die Uebernahme einer Hofmeisterstelle in Kurland abzog; dort schrieb er „Ideen zu einer systematischen Encyklopädie aller Wissenschaften“ (1795 in Niethammer's Journal) und gleichfalls völlig auf Kantischem Boden stehend „Versuch eines faßlichen Grundrisses der Rechts- und Pflichten-Lehre“ (1796). Nach Königsberg zurückgekehrt (1799) habilitirte er sich als Privatdocent mittelst einer Abhandlung „De arctissimo omnium disciplinarum inter se nexu“ und gab nun im Auftrage Kant's dessen Vorlesungen über Logik heraus (1800). Wenn man ihm auch die im J. 1799 unter dem Namen „D. K.“ erschienene Schrift „Stimme eines Arktikers über Fichte und sein Verfahren gegen die Kantianer“ zuschrieb, so ist es aus verschiedenen Gründen unmöglich, daß dieselbe von ihm verfaßt sei. Bei Errichtung der Universität Dorpat (1802) wurde er als ordentlicher Professor der Philosophie berufen (er verfaßte auch eine Beschreibung der dortigen Eröffnungsfeierlichkeiten) und alsbald (1804) zum Mitgliede der Schulcommission und Mitvorstande des Lehrerinstitutes ernannt. Nach eifriger und erfolgreicher Wirksamkeit wurde er im 71. Lebensjahre Emeritus, setzte aber auf Wunsch des Lehrercollegiums seine Vorlesungen noch bis 1839 fort. Den Standpunkt Kant's vertrat er noch sowohl in seinen „Grundlinien der Moralphilosophie“ (1804) als auch in der „Architektonik und systematischen Universal-Encyklopädie der Wissenschaften“ (1816); jedoch hatte er bereits in der Abhandlung „Die Philosophie des vernünftelnden Verstandes im Gegensatze gegen die Philosophie des Verstandes und der Vernunft“ (in K. Morgenstern's Dörptischen Beyträgen, Jahrg. 1813), welche den Schelling-Jacobi'schen Streit über die göttlichen Dinge betraf, unter entschiedener Bekämpfung Schelling's sich an Jacobi und den Halbkantianer Fries angeschlossen, und die Hinwendung zu jenen Grundsätzen, in welchen Jacobi mit der Kritik der praktischen Vernunft übereinstimmen konnte, erscheint auch in den „Grundlinien der Ethik“ (1824) und in der „Kurzen Darstellung der philosophischen Religionslehre“ (1825). Das größere Werk „Der Pantheismus nach seinen verschiedenen Hauptformen“ (3 Bde., 1826—32), dessen Anfang schon in den „Dörptischen Beyträgen“ (1814) erschienen war, enthält eine ausführliche geschichtliche Darstellung jener philosophischen Lehren, welche ihm nach seinem nunmehrigen Jacobi-Fries'schen Standpunkte (mehrfach nicht mit Recht) als verwerflicher Pantheismus erschienen.

Neuer Nekrolog, Jahrg. 1842. Prantl.

Jaumann: Ignaz (von) J., katholischer Theologe und Alterthumsforscher, geb. den 26. Jan. 1778 zu Wallerstein, † den 12. Jan. 1862 in Rottenburg a. N. J. war der jüngste Sohn eines Bäckermeisters, dem die auf fürstliche Kosten gestiftete lateinische Lehranstalt der Piaristen in Wallerstein Gelegenheit gab, von seinen fünf Söhnen vier studiren zu lassen. Durch ein früh hervortretendes Talent zur Musik seinem Landesfürsten Kraft Ernst besonders werth

geworden, erhielt der Knabe an dem originellen Hofe mancherlei Anregung zu Kunst und Wissenschaft. Unter der Leitung eines Bruders, der als Chorvicar am Dom in Augsburg angestellt war, setzte er seine Studien in dieser Stadt fort, kam von da in das Priesterseminar Pfaffenhausen und erhielt im J. 1801 die Priesterweihe. Von diesen Jugendjahren, sowie von seinem Vicariate in Marktoffingen, seinem Kaplandienst in Schwendi (1803—1805) und seinem Pfarramt in Großschaffhausen (1805—1814) giebt er in dem Büchlein: „Geschichte einer Gemäldesammlung“, München 1855, eine idyllische, auch als Zeitbild werthvolle Schilderung. Ein Freundschaftsbund mit dem ausgezeichneten Theologen Seb. Drey (vgl. Bd. 5. S. 403 ff.) war für die Erhaltung seines wissenschaftlichen Strebens in dieser ländlichen Vereinsamung von großer Bedeutung. Mit seinem ehemals öttingischen Pfarrdorfe Großschaffhausen, erst badisch, dann württembergisch geworden, erhielt er im Jahre 1814 einen größeren Wirkungskreis als Dekan und Stadtpfarrer in Rottenburg a. N. Er nahm dort an der Reorganisation des städtischen Schulwesens und an der Bekämpfung der Hungersnoth von 1817 einen rühmlichen Antheil. Der württembergischen Regierung aber leistete er erhebliche Dienste bei der Verlegung des katholischen Generalvicariats und des Priesterseminars von Ellwangen nach Rottenburg, wofür er im December 1817 zum Generalvicariatsrathe ernannt wurde. Er erwarb sich dabei das Vertrauen des Ministers Freih. von Wangenheim und als dieser im März 1818 zu einer kirchenpolitischen Conferenz der kleineren protestantischen Staaten Deutschlands nach Frankfurt a. M. ging, wählte er sich J. als theologischen Beirath; die ausgesprochen josephinische Gesinnung dieses Begleiters schien den Zielen jener Conferenz ganz besonders zu entsprechen. Während dieses Aufenthaltes, der bis zum Januar 1821 dauerte, hatte J. im Umgang mit hervorragenden Männern jeder Art Gelegenheit, sich weltmännische Gewandtheit zu erwerben und in allen Stücken, wie er sagt, „vieles zu erfahren und zu lernen“. Mit seinem württembergischen Landsmanne, dem französischen Bundestagsgesandten, Graf Reinhard, entspann sich eine engere Bekanntschaft, welche durch brieflichen Verkehr und wiederholte Besuche Reinhard's in Rottenburg bis zu dessen Tode erhalten blieb. Bei den späteren Verhandlungen über die neugeschaffene oberrheinische Kirchenprovinz und die Besetzung der dazu gehörigen Bisthümer kam er auch mit dem Freiherrn von Wessenberg in nähere Berührung, woraus bald eine dauernd freundschaftliche, durch vielfachen Briefwechsel belebte Verbindung entstand. Nach der Gründung des Bisthums Rottenburg im J. 1828 wurde J. von dem ersten Bischof, von Keller, als Domdecan in das Domcapitel gezogen, dessen Vorsitz er zu führen hatte. In dieser Stellung trug er viel zur friedlichen Weiterbildung der katholischen Kirchenverhältnisse Württembergs bei und bewährte seine gemäßigte Gesinnung namentlich in dem Kirchenstreite von 1841. Der greise Bischof, welcher nach der Landesverfassung Sitz und Stimme in der zweiten Kammer hatte, brachte dort in Form einer Motion an die Regierung eine Reihe von, zum Theil allerdings nach heutiger Anschauung nicht unberechtigten Beschwerden gegen die damalige Kirchenverfassung und die Ausübungsweise des staatlichen Oberaufsichtsrechtes durch den katholischen Kirchenrath zur Sprache. Er that dies besonders in einem Nachtrage zu dieser Motion in schroffem Tone und mit bitteren Angriffen auf den Minister des Kirchen- und Schulwesens, Schlayer. Uebrigens glaubte man, daß er nicht aus eigenem Antriebe handele, sondern gedrängt von der päpstlichen Curie und von einer kleinen ultramontanen Partei im Lande. J., der gewählte Vertreter des Domcapitels in jener Versammlung, folgte seinem Bischof auf diesem Wege nicht, sondern bewirkte durch seine eigene besonnene Haltung und einen geschickt formulirten Vermittlungsantrag, daß die

Motion selbst von dem überwiegenden Theile der katholischen Abgeordneten abgelehnt wurde. Auch in anderen Stücken erwarb er sich als Kammermitglied (vom J. 1826—1851) bleibende Verdienste. So gelang es z. B. der württembergischen Regierung in den Jahren 1836—1839 hauptsächlich durch seine Unterstützung bei den sparsamen Landständen den Bau eines „Museums der bildenden Künste" durchzubringen. Dabei wurde wesentlich durch seine Bemühung auch dem sogenannten Lapidarium, einer schon von Herzog Ludwig im 16. Jahrhundert gegründeten Sammlung von in Württemberg gefundenen römischen Bild- und Inschrift-Steinen, eine würdige Unterkunft bereitet. Vom Jahre 1845—48 stand J. nach dem Tode des Bischofs von Keller als Kapitularvicar dem Bisthume Rottenburg vor. Noch in seinem 72. Lebensjahre (1850) machte er eine Reise nach London und Paris und beschrieb dieselbe in einem eigenen Büchlein (1851), welches schöne Zeugnisse für den überall offenen Sinn und die humane Denkungsart des alten Herrn enthält. Mit großen Ehren beging er im J. 1851 sein 50jähriges Priesterjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm die Stadt Rottenburg das Ehrenbürgerrecht, König Wilhelm von Württemberg das Großkreuz des Friedrichsordens und die Universität Tübingen das Diplom eines Doctor juris canonici verliehen. Noch aber gab es eine Seite seiner Thätigkeit, von welcher er selbst sich mehr bleibenden Nachruhm versprechen mochte, als von allen andern — seine archäologische. Und gerade diese allein fand einen minder rühmlichen Abschluß. J. hatte schon seit dem J. 1820 angefangen, sich der in Rottenburg a. N. zu Tage kommenden römischen Alterthümer anzunehmen, indem er theils bei zufälligen Aufdeckungen und Funden, theils bei kleinen Ausgrabungen, welche er auf eigene Kosten machen ließ, Münzen, Broncen, Gefäßscherben, Steininschriften u. dergl. sammelte. Bald versuchte er auch die Topographie und Geschichte der alten Römerstadt — Sumelocenna oder — ae war ihr Name — festzustellen und glaubte sich in diesem Bemühen auf Scherben mit Stempeln und solche mit eingeritzten Inschriften stützen zu können, welche er selbst fand oder zugetragen erhielt. Durch liberalste Vorzeigung seiner Schätze und gewandt geschriebene Fundberichte (vgl. Württemb. Jahrbücher von 1830, 1833 und 1836) erwarb er sich in Süddeutschland den Ruf eines geachteten Archäologen und gewann trotz anfänglicher Bedenken des Stuttgarter Professors Pauly, des Herausgebers der bekannten Real-Encyklopädie des klassischen Alterthums, den württembergischen Verein für Vaterlandskunde zur Herausgabe seines ziemlich umfangreichen und mit vielen lithographirten Tafeln ausgestatteten Buches: „Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern. Mit Rücksicht auf das Zehentland und Germanien überhaupt. Ein antiquarisch-topographischer Versuch", 1840. Dieses Werk fand in angesehenen wissenschaftlichen Zeitschriften eine günstige Beurtheilung, seine Resultate wurden von anderen Gelehrten angenommen und Mittheilungen über weitere Rottenburger Funde fanden in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande (vgl. die Jahrgänge 1844, 1846, 1850 und 1852) eine willige Aufnahme. Um so größeres Aufsehen in der gelehrten Welt machte es, als auf einmal im Jahre 1852 Theodor Mommsen in der Fortsetzung seiner epigraphischen Analekten (Berichte über die Verhandl. d. k. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. Bd. 4. S. 188 ff.), ohne Jaumann's Sammlung je gesehen zu haben, aus inneren Gründen die Unächtheit der meisten von diesem veröffentlichten Inschriften und Stempel nachwies und die Schwächen seines archäologischen Dilettantismus unbarmherzig bloslegte. Jaumann's eigene Entgegnungen (s. Jahrbücher d. Ver. v. Alterthumsfr. im Rheinl. H. XXI. S. 143 ff.) und die zwei Nachträge zu seinem Buche, vom J. 1855 und 1857, konnten die Sache so wenig retten, als die ihm unglücklicher Weise geliehene Unterstützung des Tübinger Archäologen

Chr. Walz (vgl. Nr. 185 und 186 d. Jahrgangs 1853 der Allgem. Zeitung). Bei der fünften Versammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher zu Ulm im J. 1855 (vgl. H. XXV. S. 209 d. gen. Jahrb.) wurden von einer hierzu niedergesetzten Commission die vorgelegten Stücke geprüft und 15 Stempel nebst sämmtlichen auf (übrigens ächten) Gefäßscherben eingeritzten Inschriften für unächt erklärt. Er selbst, dessen Persönlichkeit von vornherein jeden Verdacht eigener Fälschung ausschloß, soll erst in seinen allerletzten Lebensjahren sich überzeugt haben, daß er von einem Spaßvogel (oder von mehreren?) mit über 100 gefälschten Stücken fast 30 Jahre lang genarrt worden war. Freilich war er, wie sich das auch an seiner Gemäldesammlung und deren oben erwähnter Beschreibung zeigte, weder überhaupt von Haus aus kritisch angelegt, noch in historischen und archäologischen Dingen geschult genug, um gegen solche nichtswürdige Schelmenstreiche gedeckt zu sein. Seine Sammlung, worunter sich neben diesen corpora delicti doch auch viele ächte Münzen und Anticaglien, namentlich aber mehrere werthvolle römische Bild- und Inschriftsteine befanden, vermachte er den Stuttgarter Staatssammlungen. Außer den schon genannten Schriften Jaumann's sind noch zu verzeichnen: „Größerer Katechismus der christkatholischen Lehre“, 1834 und (2. Aufl.) 1838 und „Kleinerer Katechismus der christkatholischen Lehre“, 1834 (1. und 2. Aufl.) und 1838 (3. Aufl.).

Vgl. Ritter, Das Leben und Wirken des Herrn Domdecans von Jaumann, Schw. Gmünd und Rottenburg a. N. 1862. Longner, Beiträge zur Geschichte der oberrhein. Kirchenprovinz, Tübingen 1863. Golther, Der Staat und die katholische Kirche in Württemberg, Stuttgart 1874. Brambach, Corpus inscript. rhenan. p. 363 sq. A. Wintterlin.

Jaup: Heinrich Karl J., hessen-darmstädtischer Staatsmann, geb. den 27. Septbr. 1781 in Gießen, † den 5. Septbr. 1860 in Darmstadt. Sohn des Geh. Raths, Prof. und Vicekanzlers der Universität Gießen, Dr. Helferich Bernhard J. († am 27. Octbr. 1806), besuchte er von 1793—98 das Pädagogium zu Gießen und studirte von Ostern 1798 bis Herbst 1801 daselbst Jura. Der Umstand, daß der Vater vorzugsweise Publicist war, trug viel dazu bei, daß auch in Jaup's Studien die publicistische Richtung vorherrschend wurde. Es war ihm daher auch erwünscht, vom September 1801 bis Mai 1802 während der dem letzten Reichsdeputations-Hauptschlusse vorangehenden Verhandlungen der außerordentlichen Reichsdeputation am Sitze derselben und des Reichstags, in Regensburg, sich aufhalten zu können, wo sein Vater vom Frühjahr 1801 bis dahin 1803, zuerst als darmstädtischer Geh. Rath, dann als Comitialgesandter des Landgrafen Ludwig X. von Hessen-Darmstadt angestellt war. Nachdem er 1802—3 die Studien in Göttingen fortgesetzt und promovirt, eröffnete er im Wintersemester 1803—4 Vorlesungen an der Universität Gießen. Am 1. April wurde er zum stimmführenden Assessor der dortigen Juristenfacultät sowie zum außerordentlichen Professor der Rechte ernannt und erhielt am 15. Decb. 1806 die Stelle seines verstorbenen Vaters als ordentlicher Professor, im December 1808 die durch Koch's Tod erledigte vierte juristische Lehrstelle. Frühere Berufungen nach Kiel und Göttingen hatte er abgelehnt. Als man sich in Darmstadt für Einführung des Code Napoléon entschieden hatte, wurde J. nebst Grolmann mit Vorschlägen über die Einführung dieses Gesetzbuchs beauftragt. 1809 nahm er Theil an den zu Gießen stattfindenden Berathungen mit nassau'schen und primatischen Commissaren wegen Einführung des Code. Von März bis November 1814 versah er zugleich auftragsweise die Stelle eines Regierungsraths in Gießen, dann brachte er mit Erlaubniß seiner Regierung einige Monate in Frankfurt a. M. zu, wo der österreichische Gesandte Freih. von Hügel sich seiner Feder in Bezug auf das Civil-General-

Gouvernement von Isenburg und Frankfurt bediente. 1815 wurde er zum Geh. Referendar beim Staatsministerium ernannt und, nachdem er 1820 den Titel Geh. Staatsrath erhalten, zufolge der Organisation der Staatsbehörden von 1821 dem Ministerialdepartement der auswärtigen Angelegenheiten und des Hauses, wie auch dem neugebildeten Staatsrathe zugetheilt. Im August 1824 wurde er an die Spitze der Gesetzgebungs-Commission gestellt, im Juni 1828 aber auf seinen Wunsch mit dem Vorsitze des Cassations- und Revisions-Gerichtshofs für Rheinhessen betraut. 1832 wählte ihn die Stadt Friedberg zu ihrem Vertreter in der zweiten Kammer. Da er hier im Sinne der Opposition wirkte, wurde er nach Auflösung des Landtags (November 1833) in Ruhestand versetzt. In den nächsten Jahren war er nur als Gemeinderath, als Präsident des Vereins für Verbesserung des Zustandes der Israeliten und als Mitglied des darmstädter Eisenbahncomités thätig. Aus der Zeit jener seiner Wirksamkeit als Beamter liegt ein Urtheil von Hans von Gagern vor, welcher in seinem Werke „Mein Antheil an der Politik“ (Thl. 1. S. 103) von J. sagte: „Für alles Große war er empfänglich; die Fähigkeiten der Menschen wußte er meisterhaft zu unterscheiden, zu entfalten, zu gebrauchen, zu belohnen; aber zu vieles bewog ihn später zu dem Irrthum, sie zu verachten. Dieser Irrthum hat ihm die Grube gegraben.“ 1847 gehörte J. zu den Mitarbeitern und Förderern der von Gervinus ins Leben gerufenen „Deutschen Zeitung“ (Aus den Pap. d. Min. v. Schön, Bd. 2. Berl. 1875, a. E.). Nach dem Umschwunge von 1848 begann eine zweite Periode von Jaup's öffentlicher Wirksamkeit. Im Vorparlamente legte er am 3. April 1848, als Biedermann einen Antrag eingebracht, welcher eine Erklärung der Rechte des Volkes bezweckte, eine von noch 68 Mitgliedern unterzeichnete Zusammenstellung derselben vor. Als H. v. Gagern, Jaup's College aus den Landtagen von 1832—34, am 5. März 1848 an die Spitze des Ministeriums berufen, wurde J. von der darmstädtischen Regierung zum Mitgliede der 17 Männer des öffentlichen Vertrauens ernannt, welche behufs Entwerfung einer deutschen Verfassung dem Bundestage beigesellt wurden. Dem Ministerium selbst gehörte er als Präsident des Staatsraths an. Nachdem Gagern am 31. Mai 1848 zurückgetreten war, um die Stelle als Vorsitzender der Deutschen Nationalversammlung dauernd zu übernehmen, wurde der nunmehrige Minister des Innern, Eigenbrodt thatsächlich Vorsitzender des Ministeriums. In dieser Eigenschaft gerieth er mit der zweiten Kammer über die Wahlgesetzfrage und mit der ersten über andere Dinge in Zwist, infolge dessen J. am 16. Juli 1848 zum Minister des Innern mit dem Vorsitze im Gesammtministerium ernannt wurde. Die Bevölkerung des Landes nahm dies sehr freudig auf, denn J. galt nicht blos als streng Constitutioneller, sondern auch als ein besonderer Anhänger der hessischen Dynastie. Er war, hieß es in E. M. Arndt's „Germania“, „beredt, kenntnißreich, in Vielem erfahren und obgleich schon im 67. Lebensjahre stehend, doch noch körperlich und geistig sehr rege und gewandt. Der Bürger liebte ihn, das Land schenkte ihm Vertrauen und selbst die höhere Aristokratie, wenn sie nicht sehr unbillig sein wollte, konnte nichts gegen ihn haben.“ Seine Verwaltung war eine Fortsetzung des Gagern'schen März- und des Eigenbrodt'schen Juni-Ministeriums, diese drei Ministerien aber zusammen vertraten die Ideen der Neuzeit im Gegensatz sowohl zu dem vormärzlichen Systeme Du Thil's als auch der Reactionsministerien der 50er Jahre. So nahm denn J. auch in dem Programme, mit welchem er am 24. Juli vor die zweite Kammer trat, ausdrücklich und unter Berufung auf den ihm vom Großherzog zu erkennen gegebenen Willen auf die landesherrlichen Zusagen vom 6. März „mit allen nothwendigen und natürlichen Folgerungen“ Bezug. Er fügte hinzu: „So lange oder so kurz ich an dieser Stelle stehen werde, wird mein Grundsatz sein, treues Festhalten

an dem Systeme Heinrichs v. Gagern im Sinne der Freiheit und des volksthümlichen Fortschritts auf dem Wege des Rechts, des Gesetzes und der Verfassung". Zugleich suchte er die Kammer zu versöhnen, nachdem Eigenbrodt sie gereizt hatte. Er sagte, die Kammer sei „gewählt unter einem früher verwerflichen Systeme und habe doch den neuen Principien des März mit Freuden gehuldigt, die Staatsregierung in ihren Bemühungen, diese freisinnigen Grundsätze zu verwirklichen, kräftig unterstützt und und hierdurch den wärmsten Dank des hessischen Vaterlandes verdient." Auch mit der ersten Kammer stellte sich J. besser als sein Vorgänger. Hatte dieser wichtige Gesetzentwürfe in dieselbe gebracht, so sorgte J. dafür, daß sie dort auch in gedeihlichen Fluß kamen. Vom baldigen Zustandekommen zeitgemäßer Gesetze mittelst dieser Kammer nebst folgender Vertagung derselben erhoffte er eine Abnahme des Verlangens nach Aenderung des Wahlgesetzes. Gegen den Plan dieser Vertagung erhob sich jedoch die immer kräftiger auftretende Linke der Kammer wie auch ein Theil der Gemäßigten. Erstere suchte die Frage rasch zum Austrag zu bringen. Auf Glaubrechts Anfrage, ob ein bestimmter Zeitpunkt für die Vorlegung eines neuen Wahlgesetzes festgestellt werden solle, gab jedoch J. keine bestimmte Antwort und wenige Tage vor der angesetzten Berathung des Antrags von Lehne auf unverzügliche Vorlegung eines zeitgemäßen Wahlgesetzes vertagte J. am 8. August 1848 den Landtag auf unbestimmte Zeit. Dieser Act rief nicht nur den Zorn der Demokraten, sondern auch eines Theiles der constitutionellen Partei hervor. Man sagte wol, die Vertagung sei „dem Sinne des constitutionellen Systems nicht gemäß." Im vaterländischen Vereine zu Darmstadt hieß es, die Vertagung sei zwar „nicht ein Staatsstreich, aber ein Staatsschlich." Bald zeigte es sich jedoch, daß der Vertagung keine besonderen Absichten zu Grunde lagen, denn mit dem am 20. Novbr. 1848 wieder zusammentretenden Landtage kam ein Wahlgesetz für die zweite Kammer mit directen Wahlen zu Stande. Auch in manchen anderen Fragen zeigte sich, daß J. die Neigung hatte, seine Entschließungen hinauszuschieben und von vielleicht eintretenden Zwischenfällen Günstiges zu erwarten. Unter Jaup's Gegenzeichnung erließ die Regierung eine Reihe von Verordnungen, welche, auf Art. 75 der Verfassung beruhend, die Aufgabe hatten, ohne ständische Mitwirkung in dringenden Fällen das Nöthige zur Sicherheit des Staates vorzukehren. Dies rief, zumal J. selbst auf früheren Landtagen sich gegen dieses Recht der Regierung ausgesprochen hatte, erbitterte Angriffe Seitens der demokratischen Partei hervor. Als Mitglied der deutschen Nationalversammlung gehörte J. der Partei des Casino an, war Mitglied des völkerrechtlichen Ausschusses, ergriff nur selten das Wort, trug aber, wie Märzminister von Kurhessen und Nassau, die auch zugleich Abgeordnete von Frankfurt waren, wesentlich zur Erhaltung guten Verhältnisses zwischen seiner Regierung und dem Parlamente bei. Das Anrücken der allgemeinen Reactionsströmung machte sich schon früh wenn auch in geringerem Maße bemerklich. Sowohl die Ersetzung des Generalmajors Grafen Lehrbach durch General v. Schäffer-Bernstein (Juni 1849) als Kriegsminister als auch die des Ministers Kilian durch v. Lindelof sowie Zimmermann's als Director des Finanzministeriums durch v. Schenk galt als Rückschritt von Jaup's Standpunkte des 6. März. Einen geradezu provocirenden Schritt dieser Art glaubte man vielfach in der Wiederernennung des im März beseitigten Breidenbach als Director des Oberstudienraths erblicken zu müssen. J. aber ließ sich dies in dem Gedanken gefallen, dadurch die noch bedenklichere Ernennung des Herrn v. Bechtold verhindert zu haben. Bald jedoch gerieth mit steigender Reaction Jaup's Stellung selbst ins Wanken. In der deutschen Frage war er für den Anschluß des Landes an das Dreikönigsbündniß aufgetreten, bei der betreffenden Vorlage an den Landtag Ende 1849 hatte er sich lebhaft für

die durch die Union zu schaffende deutsche Verfassung ausgesprochen, die ihm sonst großes Vertrauen schenkende zweite Kammer sogar wegen Verzögerung des Gesetzes für die Wahlen zum Volkshause in Erfurt aufgelöst; allein bald darauf gab er, nach Ablehnung eines Mandats für Erfurt, einzelnen Politikern zu verstehen, daß die Absicht, sich von der Union zu trennen und sich Oesterreich anzuschließen, bei den höchsten Personen des Landes in dem Maße vorhanden sei, daß jeden Augenblick dieser Schritt erfolgen könne. Es wurde nun J. zum Vorwurf gemacht, hiergegen nicht mit Festigkeit aufgetreten zu sein, ja sich geneigt gezeigt zu haben, den Schritt für zweckmäßig zu erklären. Die „Deutsche Zeitung" machte ihm auf heftige Weise den Krieg und aus allen Landestheilen wurde er mit Gesuchen um Festhalten an der Union bestürmt. H. versicherte zwar wiederholt, es liege dies auch in Absicht, am 28. Juni 1850 aber erhielt er auf wiederholten Wunsch, wegen dieser Frage, vorgeblich aus Gesundheitsgründen die Entlassung unter Verleihung des Titels eines Wirkl. Geh. Raths. Jaup's Politik des Zuwartens, um sich weder in Berlin noch in Frankfurt den Weg zu verschließen, war eben nicht mehr haltbar; die schwankende Haltung, wo das Land nur dem Namen nach noch der Union angehörte, mußte ein Ende nehmen, seine deutsche Politik konnte nach beiden Seiten hin nicht mehr genügen. Der Großherzog soll beim Abschiede Jaup's sehr ergriffen gewesen sein und ihn auch noch schriftlich seiner freundschaftlichen Gesinnungen versichert haben. In der Augsb. Allg. Ztg. 1850, Nr. 182 hieß es bei Jaup's Rücktritt: „Man sieht diesen kenntnißreichen, erfahrenen, thätigen Staatsmann ungern scheiden und er nimmt die aufrichtige Achtung aller besonnenen Vaterlandsfreunde mit sich. Er hat das Ruder in einer schlimmen, stürmischen Zeit mit Kraft und Umsicht geführt." Während seiner Amtsführung waren 52 zum Theil sehr wichtige Gesetze und Verordnungen erlassen. Der Trefflichkeit seiner Verwaltung wird es zugeschrieben, daß das Land trotz der Nachbarschaft Badens und der Pfalz von den dortigen revolutionären Bewegungen fast gänzlich unberührt blieb. Mit Jaup's Nachfolger v. Dalwigk begann die Zeit der offenen Reaction. — Jaup's Schriften sind folgende: 1) „Commentatio iuris publ. de religionis qualitate"; 2) „Ueber die Auflösung des rheinischen Bundes und der schweizerischen Vermittlungsacte" (Gießen 1814); 3) „Die Abstammung des Gesammthauses Hessen von Kaiser Karl d. Gr." (Mainz 1840). Zahlreiche Arbeiten von ihm befinden sich in „Germanien, Zeitschr. f. Staatsr., Pol. u. Statistik v. Teutschl.", herausgegeben v. Crome und J. (4 Bde., Gießen 1808) und in dem „Staatsboten, einer allg. staatswiss. Ztg. f. teutsche Bundesstaaten" (Darmst. 1826 u. 27).

Scriba, Biogr.-litt. Lex. d. Schriftst. d. Großh. Hessen im 1. Viertel d. 19. Jahrh. Abth. 1 (Darmst. 1831) u. 2 (Darmst. 1843); Biogr. Umrisse d. Mitgl. d. deutsch. Nat.-Vers. Hft. 3 (Frkf. 1848); Germania. Die Vergang., Gegenw. und Zuk. d. deutsch. Nat. Eingef. v. E. M. Arndt. Bd. 2 (Lpz. 1852); Gegenw. Bd. 5 (Lpz. 1850); Allg. Ztg. 1850 Nr. 183 und 186; Staatslex. 3. Aufl., Art. Hessen; Unsere Zeit Bd. 5 (Lpz. 1861).

Wippermann.

Jaup: Helwig Bernhard J., Rechtsgelehrter, geb. am 9. Aug. 1750 zu Darmstadt als Sohn des Hofpredigers Georg Daniel J. Er genoß eine sehr sorgfältige Erziehung, besuchte die Universitäten Göttingen und Gießen, übte sich während eines zweijährigen Aufenthalts in Wetzlar als Secretär des kursächs. Geh. Raths Graf von Zech in juridischer Praxis und wurde 1771 von dem Landgrafen von Hessen-Cassel zum ordentlichen Professor der Rechte, besonders für Staatsrecht, in Gießen ernannt. Die Doctorwürde erwarb er sich 1777 mit der Schrift: „Summa capita comm. de privilegio de non appellando S. R. J. statibus concessorum effectu, quoad querelas denegatae seu protractae justitiae,

mandata de administranda justitia et alia remedia“ (2. Ausg. 1792). 1798 wurde er Substitut der landständischen Obereinnehmerei, bald danach zum Geheimen Rath befördert. Auf dem Reichstage zu Regensburg (1801) erhielt er die Geschäfte eines Comitialgesandten übertragen, übernahm aber 1802 wieder die Professur. Als Vicekanzler der Universität verstarb er am 27. Octbr. 1806. — Er hat sich durch einige Dissertationen, besonders auch durch Herausgabe des „Journal für Staatskunde und Politik“ (mit A. F. W. Crome), Frkf. 1790—93 bekannt gemacht.

Pütter, Litt. II, 66. — Strieder VI, 319. VIII, 519. XVI, 594. — Ersch und Gruber. — Schulte, Gesch. d. Quellen u. Lit. d. canon. Rechts, III b. 165. — Nebel S. 27. Teichmann.

Ibell: Karl Friedrich Justus Emil v. J., geb. den 29. Octbr. 1780 als Sohn des nassau-usingischen Amtmanns Karl J. zu Wehen. Erzogen auf dem Gymnasium zu Idstein und gebildet auf der Universität Göttingen, wo er sich den juristischen Fächern widmete, aber auch mit Eifer naturwissenschaftliche, historische, archäologische, philosophische und linguistische Studien betrieb, trat er nach abgelegter Staatsprüfung 1801 als Privatsecretär in den Dienst des nassau-usingischen Regierungspräsidenten v. Kruse, welcher den jungen Mann, dessen Fähigkeiten bald erkennend, mit nach Regensburg nahm, wo derselbe, zum Legationssecretär ernannt, Gelegenheit fand, in nicht gewöhnlichem Grade an den Verhandlungen der Reichshauptdeputation sich zu betheiligen, deren Ergebniß gerade auch für das Haus Nassau-Usingen sehr wichtig war, da demselben für die während der Wirren der französischen Revolutionskriege verloren gegangenen linksrheinischen Besitzungen auf dem rechten Rheinufer bedeutende Entschädigungen zu Theil wurden. Im April 1804 zum Regierungsassessor befördert, stieg J. rasch zum Range eines Regierungsrathes (1805), Geheimen Regierungsrathes (1809), Geheimen Rathes (1812) und Regierungspräsidenten und Mitgliedes des Staatsrathes (1815) empor, eine Folge seiner hervorragenden Fähigkeiten und bewundernswerthen Arbeitskraft, die er zum Heile seines Heimathlandes zu entwickeln bemüht war. Im J. 1806 wurde das Fürstenthum Nassau-Usingen zu einem Herzogthum erhoben (Rheinbund) und in eine lose Verbindung mit dem Fürstenthum Nassau-Weilburg gebracht, aber mit demselben im J. 1816 zu einem Staatsganzen einheitlich organisirt. Seit 1806 hatte dieses die Lande Weilburg und Usingen umfassende Herzogthum Nassau ein die Angelegenheiten beider zugleich verwaltendes Ministerium. An dessen Spitze stand Ernst Marschall v. Bieberstein und diesem zur Seite trat J. An dieser beiden Männer Namen knüpfen sich nun die zahlreichen freisinnigen und heilsamen Reformen auf dem Verfassungs- und Verwaltungsgebiete, deren Bedeutung für Nassau denselben Werth in Anspruch nehmen darf, wie die der gleichzeitig von Stein in Preußen in das Leben gerufenen. Wir erwähnen die Aufhebung der Leibeigenschaft, sowie des Frohn- und Dienstzwanges (1. Jan. 1808), den Erlaß eines Steueredictes (10. und 14. Febr. 1809), dem damals der Ruhm, das „einfachste und zweckmäßigste“ zu sein, nicht versagt ward, ferner eines Edictes wegen Aufhebung der älteren Abgaben (3. Septbr. 1812), die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit der Standes- und Grundherren, desgl. der Bergzehnten, die Freigabe des Regales des Bergbaues auf bituminöses Holz, Aufhebung der Kopf-, Personal-, Militär- und Patentsteuern, der Gerichtsgebühren, Sporteln, Taxen und Dispensationsabgaben, ferner der Binnenzölle, die Reduction der zahlreichen Amtsbezirke auf eine beschränktere Anzahl und die damit verbundene Verminderung eines kostspieligen Beamtenapparates, Verbesserung der Gerichtsordnung und der Polizei, Anlage guter Landstraßen, Fürsorge für den Gemeindehaushalt und die

Armenpflege, Einführung einer eigenthümlichen, aber noch jetzt nach ihrer Aufhebung von Vielen gerühmten Medicinalverfassung, Bemühungen um Hebung der Landwirthschaft, Organisation des Schulwesens (Edict vom 24. März 1817) und damit im Zusammenhang die Errichtung eines Lehrerseminars, vorzüglich auch die Vereinigung der evangelischen mit der reformirten Kirche in Nassau (1817), ganz besonders aber die Ertheilung einer (octroirten) Verfassung (Septbr. 1814), so daß am 3. März 1818 die erste nassauische Ständeversammlung eröffnet werden konnte, dann auch die Einrichtung eines Staatsrathes neben dem Staatsministerium und der 8 höheren Justiz- und Landescollegien. Ibell's Theilnahme an der äußeren Politik seines Vaterlandes bethätigte sich 1813 in einer gefahrvollen Reise mitten durch die Stellungen der französischen Truppen in das Blücher'sche Hauptquartier behufs Erklärung des Anschlusses des die Sache Napoleons aufgebenden Landesherrn an die Alliirten, 1814 in der Betheiligung an den Arbeiten der im Haag zusammengetretenen Commission wegen Abtretung der deutschen Landestheile des Hauses Nassau-Oranien an das Herzogthum Nassau, Verhandlungen, deren günstiger Erfolg der ganz besonderen Gewandtheit Ibell's zugeschrieben werden darf, und 1816 in der Leitung der Unterhandlungen, welche zur Erwerbung der Niedergrafschaft Katzenelnbogen für Nassau gegen Cession von Siegen, Neunkirchen, Burbach und Atzbach an Preußen führten. Auch verdient als Ibell's Werk hervorgehoben zu werden der Abschluß einer Convention zwischen Nassau und Hannover betr. Erklärung der Hochschule zu Göttingen als Landesuniversität für die studirenden Nassauer. Diese vielseitige Thätigkeit Ibell's lenkte die Augen manches seiner hervorragendsten Zeitgenossen auf ihn; eine Zeit lang scheint sogar der Staatskanzler Fürst Hardenberg daran gedacht zu haben, den rührigen, gewandten Staatsmann aus dem Rahmen seines kleinen, engen Vaterländchens heraus in preußische Dienste herüberzuziehen. Da — unvermuthet und unverdient — erfolgte das Attentat eines fanatischen Schwärmers, dessen Eitelkeit das Vorbild eines Sand reizen mochte, des Apothekers Löning auf J., welcher bei aller Freisinnigkeit, die er bewiesen, in jenen dunkelen Tagen Manchen doch noch als ein Reactionär erscheinen mochte (1. Juli 1819). Der Todesstoß glückte nicht, allein J., durch diesen Vorfall in seinem Gemüth heftig erschüttert und infolge davon auch körperlich stark angegriffen, nahm 1820 seinen Abschied, um sich in das Privatleben zurückzuziehen, aus dem er nach sechsjähriger Pause in das öffentliche Leben wieder hinaustrat, um seine staatsmännischen Kenntnisse und Erfahrungen zunächst vorübergehend dem Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen durch Rathschläge bei der von diesem vorgenommenen Neuorganisation der Landesverwaltung zu leihen, dann aber dauernd dem Landgrafen Friedrich VI. von Hessen-Homburg zu widmen, der ihn 1827 als Geh. Rath und Regierungspräsidenten an die Spitze der Verwaltung berief. In dieser Stellung entwickelte J. seine frühere Frische und Thatkraft, namentlich in Beziehung auf die Ordnung der Finanzverhältnisse des Ländchens. Aber schon 1832 zwang zunehmende Krankheit den verhältnißmäßig frühzeitig ermattenden Mann auch dieser Thätigkeit zu entsagen. Nach zweijähriger Ruhepause im Sommer 1834, fühlte J. sich wieder stark genug, um im Auftrage des Landgrafen nach Wien zu reisen und an den dortigen Ministerconferenzen sich zu betheiligen. Dort wagte er, der Vertreter eines der kleinsten Bundesstaaten, den mit dem Untergange bedrohten Repräsentativverfassungen mannhaft das Wort zu reden. Er lenkte dadurch, wie überhaupt wol durch sein ganzes Wesen und Auftreten, die besondere Aufmerksamkeit Metternich's auf sich. Aber er ward zusehends kränker und kehrte bald wieder in die Heimath zurück, wo er schon am 6. Octbr. 1834 zu Homburg v. d. H. aus dem Leben schied. Sein Fürst, welcher zugleich sein Freund gewesen, ehrte ihn noch im Tode

mit einem anerkennenden dankbaren Nachruf, wie er ihm auch im Leben die ihm gebührende Anerkennung, auch rein äußerlich, erwiesen hatte, als er ihm z. B. 1830 bei dem König von Preußen die Erhebung in den erblichen Adelsstand ausgewirkt hatte, welche unter besonderer Betonung der Verdienste erfolgte, welche J. sich um Ausdehnung des Zollvereines und den Anschluß der kleineren Bundesstaaten an Preußen erworben hatte.

K. Schwartz, Lebensnachrichten über den Reg.-Präs. Karl v. Ibell, in den Annal. d. Ver. f. Nass. Alterthumsk. u. Geschichtsforschung, Bd. XIV, 1875. Joachim.

Ickelsamer: Valentin J., einer der ältesten deutschen Grammatiker, in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Sein Name wird sehr verschieden und oft sehr entstellt angegeben und erscheint als Ickelshainer, Ekkelshayner, Ikkershamer, Ickelschamer, ja sogar als Zagsthamer und Becklersheimer. Sein Geburtsort ist unbekannt, doch vermuthlich Rothenburg an der Tauber. Nachdem er in Wittenberg Theologie studirt und, wie aus seinen Schriften unzweideutig hervorgeht, auch mit der Lesung der Classiker sich beschäftigt hatte, wurde er „Schulmeister" in Rothenburg, in dessen Nähe gerade damals der Bauernaufruhr wüthete und wo Andreas Carlstadt durch seine Predigten und Bilderstürmerei die Köpfe erhitzt hatte. Auch J. erklärte sich in seiner Schrift „Klag von der großen . . Tyranney, so Endressen Bodensteyn von Carolstat ieẓt vom Luther . . geschicht. Valentinus Ickelschamer zu Rothenburg an der Tauber" o. J. (1525), 4. für Carlstadt, mußte aber flüchten, trieb sich an verschiedenen Orten umher und kam endlich nach Erfurt, woselbst er gleichfalls seine schwärmerischen Grundsätze auszubreiten sich bemüht haben soll. Doch scheint er auch von hier aus an Luther geschrieben zu haben, den er, weil er ihn in dieser Apologie Carlstadt's hart angegriffen hatte, deshalb um Verzeihung bat. Diese erhielt er endlich auch (1527), jedoch erst auf Fürbitte des Justus Menius, an den sich J. gewendet hatte. Im J. 1530 bekleidete er wieder (Fortges. Samml. von Alt. u. Neuen 1727) in einem nicht bekannten sächsischen Orte A. ein Schulamt, denn der Kurfürst Johann von Sachsen ließ in diesem Jahre eine Requisition gegen ihn ausgehen, worin er verlangte „daß der Rath zu A. (sic) den J., der daselbst eine Schule errichtet habe und bei dem Carlstadter Aufruhr der fürnehmste Anstifter gewesen, auch eine Schrift wider Luther's zwei Büchlein gegen die aufrührerischen Bauern geschrieben, dem Amtmann zu Gotha ausliefern solle". Dies geschah, allein auch eine längere Gefängnißstrafe konnte ihm die Anhänglichkeit an Mystik und Schwärmerei nicht entleiden. Vielmehr war es nun Schwenkfeld, an den er sich nach seiner Entlassung anschloß. Dieser hatte ihn nämlich nach einer schweren Krankheit in einem Schreiben getröstet und J. ließ dasselbe mit einer Vorrede drucken, in welcher er seinen Glauben bezeugte und daß Schwenkfeld's, des Gerechten, Gebet ihn vom Tode errettet habe. Der Druck dieser Schrift fällt wahrscheinlich in das J. 1542. „Wo er aber", um in der Weise des Biographen Jöcher zu sprechen, „nach diesem hingekommen und wenn er gestorben, ist gänzlich unbekannt". J. ist hauptsächlich deswegen in der Geschichte der deutschen Sprache merkwürdig, weil wir ihm eine der ersten deutschen Sprachlehren verdanken, obgleich seine Grammatik eben so wie die ungefähr um dieselbe Zeit von Johann Kolroß (1529) und Fabian Franck (1531) verfaßte, troß ihrer vielversprechenden Titel doch nicht über eine Anleitung zum Lesenlernen und zur deutschen Orthographie hinausgehen. Ickelsamer's Buch erschien o. O. u. J. als „Teutsche Grammatica, darauß einer von jm selbs mag lesen lernen . . .". Als Drucker und Druckort bezeichnet Geßner's Buchdruckergeschichte III, 469 Franz Rhodius zu Marburg und als Druckjahr 1534, auch sei damit verbunden der

Text des kleinen Catechismus, Tischgebete und ein christlich Gespräch zweier Kinder, der Drucker habe sich 1538 zu Danzig niedergelassen, wo er u. a. auch eine polnische Fibel in 8. veröffentlicht, die vielleicht eine Uebersetzung des Ickelsamer'schen Lesebuchs sei. Diese Angabe Geßner's für das Druckjahr 1534 wird auch bestätigt durch Ortolf Fuchsberger, der in seiner deutschen Logik, Augsburg 1534, Ickelsamer's Schrift als die erste deutsche Grammatik bezeichnet. Zu derselben Zeit ließ auch Hans Fabricius erscheinen ein „Nützliches Büchlein etlicher gleichstimmende Worte“ (Erf. 1531. 8.), das zunächst auch nur die Rechtschreibung betrifft, aber besonnenes Nachdenken und tüchtige Forschung bekundet. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts verfaßte Johann Helien Meichßzen sein „Handbüchlein . . . der Orthographie vnd Grammatik . . .“, Tüwingen 1556 (Serapeum 1869, 336) und in der letzten Hälfte desselben Jahrhunderts gab Lorenz Albert heraus eine „Deutsche Grammatik“ (Augsb. 1573). Ueber die übrigen Schriften Ickelsamer's, die zum Theil noch nicht aufgefunden sind, sind die nachstehenden Quellen zu vergleichen. Unter den von dem Antiquar H. Kerler zu Ulm in seinem Kataloge 29 (1880) S. 18 zum Verkaufe angebotenen ungedruckten wissenschaftlichen Vorträgen des verstorbenen Professors F. L. K. Weigand zu Gießen befindet sich auch ein solcher über J.

Veesenmeyer, Kl. Beytr. z. d. Kulturgesch. S. 5—8 (mit ausführlicher Inhaltsangabe der Grammatik). Panzer, Ann. II, 395. Dunkel, Nachr. v. verstorb. Gelehrten II, 298. Adelung, Gel.-Lexikon II, 2253—54. Jördens, Lexikon VI, 364—67. Karl v. Raumer, Pädagogik III, 146. 155. Rud. v. Raumer, Gesch. d. german. Philologie S. 64. Goedeke, Gr. II, 247. Weller, Rep. Nr. 3440. J. Franck.

Ickstatt: Johann Adam Freiherr v. J., wurde am 6. Januar 1702 zu Vockenhausen, einem damals kurmainzischen Dorfe bei Epstein, als Sohn eines Hammerschmiedes geboren und begann die humanistischen Studien zu Mainz. Was er des Weiteren über seine Jugendzeit in Umlauf gesetzt hat, verdient keine Beachtung; es leidet zum Theile an chronologischem Widerspruch, überhaupt an innerer Unwahrscheinlichkeit, und das zweifache Bestreben, ein lockeres Jugendleben zu verhüllen, sich als Weitgereisten sowie als persönlichen Bekannten ausländischer Gelehrter hinzustellen, tritt klar zu Tage. Sicher ist zunächst, daß J. im J. 1725 auf die Universität Marburg kam, um Philosophie bei Christian Wolff zu hören, an dem er einen Freund für's Leben gewann; daß er im J. 1727 dortselbst das philosophische Magisterium erhielt, dann aber sich auf Jurisprudenz warf und im J. 1730 zu Mainz Doctor der Rechte wurde. Der mainzische Großhofmeister Graf von Stadion scheint ihm das Jahr darauf den Ruf nach Würzburg als Professor mit Hofrathsprädikat verschafft zu haben. Nunmehr entfaltete J. eine rege litterarische Thätigkeit zumeist auf dem Gebiete des allgemeinen und Reichsstaatsrechtes nach den Grundsätzen des „aufgeklärten Despotismus“. Wol auch diesem Umstande verdankte er seine Berufung als Lehrer des Kurprinzen Max Joseph von Baiern in den Rechtsdisciplinen unterm 7. März 1741. Ob in dem anonymen Federkampfe um die österreichische Erbschaft er der baierische Hauptstreiter war, wie man gewöhnlich annimmt, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls beruht die im August 1741 erschienene „Gründliche Ausführung“ der Ansprüche Baierns fast ganz auf der Deduction des Geheimrathskanzlers v. Unertl, und war Ickstatt's Arbeit daran im Allgemeinen nur eine formgebende (vgl. die Angaben Ickstatt's bei Falkenstein, Geschichten des Herzogthums Baiern III, 876 und Unertls bei Freyberg, Sammlung historischer Schriften II, 38). Durch Karl VII. ward J. 1742 böhmischer Hofrath, Beisitzer der böhmischen Kanzlei und geadelt, 1743 Reichshofrath; nach dem Ver-

luste dieser Stellen beim Tode des Kaisers von seinem dankbaren Schüler als Reichsverweser zum Beisitzer des Reichsvikariatsgerichtes ernannt und in den Freiherrnstand erhoben (1745). Das hierauf eigens für J. geschaffene Vicekanzellariat des Revisionsrathes behagte ihm nur kurze Zeit. Der alte Beruf lockte ihn wieder; aber freilich an die Landesuniversität mochte er nicht als einfacher Lehrer, nur in bevorzugter Eigenschaft gehen. So wurde er denn durch kurfürstliches Dekret vom 22. August 1746 mit dem Range eines wirklichen geheimen Rathes, mit den Nebenfunktionen eines Vicepräsidenten des Ingolstädter Rathscollegiums und eines Verwesers des Landgerichtes Hirschberg nicht blos als Professor für Staats-, Natur- und Völkerrecht, wie „ius oeconomico-camerale“, sondern auch „zur besseren Einrichtung der in große Abnahme verfallenen Universität“ als „Director“ derselben nach Ingolstadt geschickt. Hier hat sich J. durch organisatorische Maßnahmen, durch Einführung einer besseren Lehrmethode besonders in der Juristenfacultät, wie überhaupt durch Beseitigung von Mißständen unter den Studirenden sowol als im Professorencollegium große Verdienste erworben. Gegen Angriffe seitens der theologischen Facultät, d. h. der Jesuiten, hauptsächlich wegen des Gebrauches von Lehrbüchern protestantischer Verfasser nahm ihn die Regierung kräftig in Schutz. Mußte doch sein juristischer Scharfsinn auch materielles Staatsinteresse vertreten; so in umfangreichen Deductionen die baierischen Ansprüche auf die Reichslehen der ausgestorbenen Grafen von Wolfstein (1748) und auf die Jurisdiction des kaiserlichen Landgerichtes Hirschberg über Gebietstheile des Hochstiftes Eichstätt (1751). Im J. 1765 legte J. sein Lehramt nieder und kehrte unter Beibehaltung des Directoriums der Universität nach München zurück, wo er mit den böhmisch-baierischen Grenzverhandlungen beschäftigt, im J. 1772 auch Censurrath wurde. Nebenher faßte er vom nationalökonomischen Standpunkte aus eine Umgestaltung des gesammten Jugendunterrichtes ins Auge. Zwei in der baierischen Akademie der Wissenschaften in den J. 1770 und 1774 gehaltene Reden entwickelten seinen Plan, wonach u. A. das höhere, gelehrte Studium nur Begabten und Bemittelten gestattet sein, in ländlichen Trivialschulen Landwirthschaft, auf den Gymnasien Physik gelehrt werden, vor Allem aber zur Hebung von Kunst, Handwerk und Handel ein wohlorganisirtes Realschulwesen ins Leben treten sollte. Um seine Reformentwürfe zu erproben, wurde ihm die Einrichtung der Ingolstädter Schulen überlassen. Schon zeigte sich ein günstiger Erfolg — doch nach Ickstatt's baldigem Tode, der auf einer Dienstreise am 17. August 1776 zu Waldsassen plötzlich eintrat, wurde Alles wieder zerstört.

Baader, Das gelehrte Baiern, Sp. 550—58. — Kluckhohn, Der Freiherr v. Ickstatt und das Unterrichtswesen in Baiern unter dem Kurfürsten Maximilian Joseph (Akademischer Vortrag). München 1869. — Historisch-politische Blätter LXX. (1872), S. 359, 585. — Prantl, Gesch. der Universität in Ingolstadt, I. 547, 584, 610; II. 465, 508. v. Oefele.

Ickstatt: Peter Joseph Freiherr v. J., Brudersſohn von Johann Adam (s. d.), geb. 1743 in Vockenhausen, studirte in Mainz und Jena, promovirte 1764 zu Ingolstadt mit der Dissertation: „De irrationabilitate consuet. legum et statutorum quibus functiones in civitate necessariae levis notae macula adsperguntur“. Er wurde sehr bald als Extraordinarius für Jus publicum in Ingolstadt angestellt und erhielt 1765 die Stelle als Ordinarius für Institutionen. Zu seiner Besoldung sollte die dem ausgeschiedenen Director Johann Adam v. J. gewährte Zulage von 500 fl. mitverwendet werden. Im J. 1769 wurde er geadelt und bekam 800 fl., starb aber bereits am 15. Mai 1771. Durch einige staatsrechtliche Dissertationen hatte er sich litterarisch bekannt gemacht.

Prantl, Gesch. d. Ludwig-Maximilian-Universität in Ingolstadt, Landshut, München, 1872, I. 596, II. 510. — Mederer, III. 290, 296, 304, 311. — Baader I. 558. — Schulte, Gesch. d. Quellen u. Litt. des canon. Rechts, IIIa. 266. Teichmann.

Ida, eine Jungfrau aus vornehmer Familie in dem fränkischen Gallien, vermählte sich unter der Regierung Karls des Großen mit einem seiner Heerführer, dem Grafen Ekbert, der auf einem Feldzuge erkrankt und in ihr Haus aufgenommen durch ihre Pflege seine Gesundheit wieder erlangt hatte. Von Karl angeblich zum Herzoge über das Land zwischen Rhein und Weser eingesetzt und reich ausgestattet, wurde Ekbert durch einen Traum seiner Gemahlin bewogen zu Herzfeld (damals Hirutfeld) an der oberen Lippe in dem Dickicht des Waldes eine steinerne Kirche zu erbauen. Ein gallischer Priester Berhtger, den J. einst aus ihrer Heimath mitgebracht, wurde an dieser Kirche angestellt, in deren Halle Ekbert seine Grabstätte fand. J., die als Wittwe dort ihren Aufenthalt nahm, gewann durch viele fromme Werke den Ruf der Heiligkeit und starb am 26. November eines unbekannten Jahres, ohne Kinder aus ihrer Ehe zu hinterlassen. Die wunderbaren Heilungen, die durch ihre Gebeine bewirkt worden sein sollen, veranlaßten den Bischof Dodo von Münster im J. 980 zu einer feierlichen Erhebung derselben, bei welcher Gelegenheit der Werdener Mönch Uffing oder Uffo das Leben der Heiligen nach ziemlich verblaßter Ueberlieferung beschrieb. Man hat die heilige J. früher zu einer Verwandten der Karolinger und zur Ahnfrau des nachmaligen sächsischen Kaiserhauses machen wollen, beides gleich unbegründet. Auch der Abt Warin von Korvei darf nicht als ihr Sohn angesprochen werden.

Vgl. Bender, Ueber einen allgemein verbreiteten Irrthum in Bezug auf die Genealogie der heil. Ida im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Jahrg. 1862. Wilmans, Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen, I, Münster 1867, woselbst auch S. 470—488 das Werk Uffing's am besten herausgegeben ist. Dümmler.

Ida, Gräfin von Elsthorpe. J., die Stammmutter des Gesammthauses Oldenburg, „nobilis femina de Suevia“, spielt in der älteren Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser eine der bedeutsamsten Rollen durch ihr und ihrer Nachkommen Geschick; ihr Erbe trug noch lange nach ihrem Tode als wiederholt streitiges Gut den Namen hereditas Idae, der Ida Erbe oder „Frauen Iden Gut“. Bei den älteren Genealogen galt sie fälschlich als Tochter des unglücklichen Ernst II. von Schwaben († 1030). Ihr mütterlicher Großvater war ein Bruder der Mutter König Konrads II. und ihre Mutter eine Schwester Brun's von Toul, des späteren Papstes Leo IX., der 1054 starb. Nach größter Wahrscheinlichkeit ist diese die erste Gemahlin des Grafen Liudolf gewesen, des Sohnes der Kaiserin Gisla aus erster Ehe mit Brun von Sachsen, des Stiefbruders also von Kaiser Heinrich III. So gehörte sie in die nächste Sippe des Kaiserhauses, ihr erbliches Gut lag innerhalb der Stader Grafschaft, dreimal war sie vermählt, zuerst mit einem Edlen aus Baiern, Liutpold, dann nacheinander mit zwei Brüdern, Grafen von Dithmarschen, Dedo und Etheler dem Weißen, die beide im Kampfe rasch nacheinander, wol vor 1040, fielen. Der J. waren aus der ersten Ehe zwei Kinder geblieben, Oda und Ekbert, der nach Etheler's Tode Graf in Dithmarschen gewesen sein muß; aus einer der anderen, wahrscheinlich der dritten: Richenza und Burchard, dieser später Dompropst von Trier, jene die Gemahlin Egilmars I., des ältesten bekannten Stammherrn vom Hause Oldenburg. Graf Ekbert wurde von seinem Vetter, dem Stader Grafen Udo, welcher 1057 Markgraf der Nordmark (Altmark) wurde, vor 1053 erschlagen. Die gebeugte Mutter wallfahrte zu ihrem Oheim, Papst Leo, um nach all den Schicksalsschlägen Trost und Rath zu holen: der milde Herr rieth ihr

dem Mörder zu verzeihen. Sie that es; ja die Chronisten erzählen, sie habe ihn als Sohn angenommen, was doch nur heißt: sie habe ihm ihr Erbe übertragen; der Sohn Burchard muß schon im geistlichen Stande gewesen sein. So kam auch die Dithmarscher Grafschaft in irgend einer Weise mit ins Stader Haus und verfiel unter Erzbischof Hartwich I. später mit der hereditas Idae dem Streite zwischen Heinrich dem Löwen und der Bremer Kirche. Oda, die älteste Tochter, war an den russischen Theilfürsten Wätscheslaw Jaroslawitsch († 1058) verheirathet; nach des Gemahls frühem Tode kehrte sie zur Mutter nach Elsdorf zurück, mit einem jungen Sohne und mit Schätzen, welche das Sachsenvolk anstaunte. Die deutschen Chronisten nennen den Prinzen Boris; es ist der Theilfürst Wratislaw Wätscheslawitsch, der beim Versuch sein väterliches Erbe wieder zu gewinnen, mit seinem Oheim Isjaslaw (Dimitrj) am 3. October 1078 gegen den Großfürsten Wsewolod (Andrej) sein Leben verlor. Diese Verbindung der Oda brachte indessen des Wsewolod Tochter zweiter Ehe Eupraxia oder Praxedis, in deutscher Uebersetzung Adelheit, als Gemahlin Heinrichs des Langen († 1087) ins Stader Grafenhaus. Von dort 1089 zur Gemahlin Kaiser Heinrichs IV. erhoben, füllte sie von 1093 an vor Mathilde von Tuscien jenes Schmachblatt der deutschen Geschichte mit ihren Klagen. Aus einer zweiten Ehe der Oda mit einem sächsischen Edlen stammte dann Akarina (Katharina?), die Mutter Graf Burchard's von Luckenhem (Loccum), des wahrscheinlichen Stammherrn der alten Grafen von Halremunt, dessen Ermordung 1130 den Sturz des gewaltigen Hermann von Winzenburg zur Folge hatte. Nicht mit J. in Zusammenhang, wie zum Theil früher gemeint wurde, steht der westfälische Graf Hun oder Huno, der Gründer der Abtei Rastede. Die Verwandtschaft des oldenburgischen Hauses mit ihm wird von der Mutter Egilmars I., als einer Schwester Huno's, herzuleiten sein.

Krause in Forschungen z. deutsch. Gesch. 15, 639 ff. und 18, 369 ff. Abweichend davon Ahrens in Ztschr. des histor. Ver. für Niedersachsen 1876 S. 66 ff., wo namentlich die älteren Genealogen nachgewiesen. — Dehio, Gesch. des Erzbisthums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission. — Vgl. oben VI S. 324 Z. 17 v. u. Krause.

Ideler: Christian Ludwig J., wurde geboren am 21. September 1766 zu Großbrese bei Perleberg und bezog nach einer sorgfältigen Erziehung die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Er wurde von F. A. Wolf's geistreichen Vorträgen sowie dessen ganzem Wesen so angezogen, daß er sein ganzes Leben hindurch einer der wärmsten Verehrer dieses Mannes blieb. Das Studium der älteren und neueren Sprachen fesselte ihn ebenso, wie das Studium der Astronomie und Mathematik, und in der Philologie und der Astronomie hat er, wie selten ein Gelehrter, eine umfassende Thätigkeit entwickelt. Im J. 1794 wurde er in Berlin als Astronom für die Berechnung der Kalender angestellt und 1815 ordentliches Mitglied der königlichen Kalenderdeputation. Schon 1810 war er zum Mitglied in die Akademie der Wissenschaften gewählt. Sein erstes größeres Werk war das „Handbuch der englischen Sprache, oder Auswahl lehrreicher und unterhaltender Aufsätze aus den besten englischen Prosaisten und Dichtern nebst biographischen und litterarischen Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken", das er 1793 gemeinschaftlich mit dem Oberconsistorialrath J. W. H. Nolte herausgab; vom ersten Bande erschien 1844 die 6. Auflage, vom zweiten 1852 die 4. Auflage, während sein Sohn 1838 einen dritten Band herausgab. Dann folgte, auch mit Nolte, das „Handbuch der französischen Sprache und Litteratur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den klassischen französischen Prosaisten und Dichtern nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken" in 2 Bänden, wovon der erste Theil des

ersten Bandes schon 1796, vom ersten Bande jetzt die 14. Auflage, vom zweiten die 8. Auflage, vom dritten die 6. Auflage herausgekommen ist. Das „Handbuch der italienischen Sprache und Litteratur" erschien in 2 Theilen, der erste, der prosaische Theil, Berlin 1800, der zweite, der poetische Theil, 1802, und auch von diesem Werke erschien 1844 die 6., resp. die 4. Auflage. Dann beschäftigte J. sich mit dem Spanischen. In 6 Bänden erschien 1804: „El ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha, compuesto por Miguel de Cervantes Saavedra", wovon die ersten 4 Bände das Original nach der Ausgabe der spanischen Akademie und die beiden anderen das Leben des Cervantes von Don Juan Antonio Pellicier enthalten. Ganz besondere Neigung hatte er zu historischen Untersuchungen und sein erstes Werk „Die historischen Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten" wurde in die französische Sprache übersetzt und der Ptolomäischen Syntax oder dem Almagest, herausgegeben von Halma, einverleibt. In deutscher Sprache wurde es 1806 in Leipzig veröffentlicht. In gleicher Weise stellte er Untersuchungen über den Ursprung und Bedeutung der Sternnamen an, wobei er den arabischen Schriftsteller Kazwini benutzte und übersetzte, im J. 1809 publicirte er das noch gegenwärtig beste Buch der Art. Es folgten „Untersuchungen über das Verhältniß des Copernicus zu den Alten" in Zach's Monatlicher Correspondenz, Bd. XXIII 1811; „Ueber die Gradmessungen der Alten", ebendaselbst, Bd. XXIII und XXIV; „Ueber die Trigonometrie der Alten", ebendaselbst, Bd. XXVI; „Ueber das Kalenderwesen der Griechen und Römer", ebendaselbst, Bd. XXVIII; „Ueber eine Stelle in Virgilius' Landbau", ebendaselbst, Bd. XXVIII. Als er Mitglied der Akademie geworden, ließ er in deren Schriften Abhandlungen über die Zeitrechnung der Araber, über die Längen- und Flächenmaße der Alten, über die Sternkunde der Chaldäer, über den Cyclus des Meton, über die Zeitrechnung der Perser, über die Kalender des Ptolomäus, über das Julianische Jahr der Morgenländer, über die Zeitrechnung der Römer, über das Todesjahr Alexanders des Großen, über den astronomischen Theil der Fasti des Ovid, über die von den Alten erwähnten Bestimmungen des Erdumfanges und der von den neueren daraus abgeleiteten Stadien, über das von d'Anville in der alten Geographie eingeführte Stadium 2c. drucken. Alle diese Untersuchungen waren aber nur Vorläufer zu seinem, bis jetzt noch unübertroffenen „Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie", 2 Bde., Berlin 1825 und 1826, das etwas verkürzt als „Lehrbuch der Chronologie", Berlin 1831 erschien und für den Geschichtsforscher und den Astronomen die klarste Uebersicht über die Zeitrechnung älterer und neuerer Völker gewährt. Unter den übrigen noch in den Abhandlungen der Berliner Akademie erschienenen Schriften mögen noch erwähnt werden: „Ueber Eudoxus' erste Vorlesung und zweite Vorlesung", 1828, 1830; „Ueber das Alter der Runenkalender", 1829; „Ueber die Zeitrechnung von Chatâ und Igûr", 1832; „Ueber die Reduction ägyptischer Data aus den Zeiten der Ptolemäer", 1834; „Ueber den Ursprung des Thierkreises", 1838, und als Nachtrag zu seiner Chronologie „Ueber die Zeitrechnung der Chinesen", 1837. Auch übersetzte er 1822 Lacroix' Trigonometrie und Algebra, welche er mit Anmerkungen versah. Wegen seiner umfassenden Kenntnisse war er von 1816—1822 Lehrer der Prinzen Wilhelm, Friedrich und Karl, dann war er Studiendirector des Cadettencorps, auch Lehrer an der Forstakademie und der allgemeinen Kriegsschule und dabei seit 1821 ordentlicher Professor in der philosophischen Facultät an der Universität zu Berlin. Als Akademiker wurde er in die Commission zur Herstellung der akademischen Sternkarten gewählt, jener bekannten Karten, welche auf Bessel's Vorschlag ausgeführt wurden und eine Zone am Himmel umfassen von — 15 bis zu + 15° Declination, auch war er Mitglied der Commission für den Bau der

Berliner Sternwarte und unterstützte in jeder Weise die Herstellung derselben. 1839 wurde ihm die seltene Auszeichnung zu Theil, zum auswärtigen Mitgliede der französischen Akademie gewählt zu werden, und schon früher mit dem rothen Adlerorden decorirt, erhielt er bei seinem Amtsjubiläum 1842 den Titel als „Geheimer Regierungsrath". Er war liebenswürdig, zuvorkommend und wohlwollend von Charakter und theilte stets gerne aus dem Schatze seines Wissens mit. J. starb hochbejahrt im 80. Lebensjahre am 10. August 1846 in Berlin. Julius Ludwig J. (s. u.) war sein Sohn. Seine Tochter ward die Gattin des berühmten Germanisten Wilh. Ed. Albrecht († 1876).

Gelehrtes Berlin, 1845, und Nekrolog der Deutschen.

Bruhns.

Ideler: Julius Ludwig J., Sprach- und Naturforscher, ein Sohn des Astronomen und Chronologen Christian Ludwig J., geboren am 3. September 1809 in Berlin, besuchte zuerst das französische Gymnasium seiner Vaterstadt, von 1821 an die Landesschule Pforta und studirte von 1828 an Anfangs Medicin, sodann Naturwissenschaften und Mathematik an den Universitäten Berlin und Königsberg. Nachdem er das Oberlehrerexamen bestanden, habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität Berlin, starb aber dort schon am 17. Juli 1842. Seine ebenso umfangreiche als mannigfaltige schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich auf den Gebieten der Naturwissenschaften, der classischen Philologie, der ägyptischen Sprach- und Alterthumskunde, der Sagenforschung, endlich der französischen und englischen Sprache und Litteratur. Arbeiten von bleibendem Werth sind seine Schrift über die Meteorologie der Alten („Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum. Prolegomena ad novam Meteorologicorum Aristotelis editionem adornandam", Berlin 1832), seine Ausgabe der Meteorologica des Aristoteles mit lateinischer Uebersetzung und umfänglichem Commentar (2 Bände, Leipzig 1834—36) und seine Ausgabe der Schriften verschiedener späterer griechischer Aerzte und Naturforscher („Physici et medici graeci minores", 2 Voll., Berlin 1841—42). Denkmäler seiner Beschäftigung mit dem Koptischen und Altägyptischen sind eine Ausgabe des Psalters in koptischer Sprache („Psalterium coptice. Ad codicum fidem recensuit lectionis varietatem et psalmos apocryphos Sahidica dialecto conscriptos ac primum a Woldio editos adiecit Dr. J. L. Id.", Berlin 1837), das umfängliche Werk „Hermapion sive rudimenta hieroglyphicae veterum Aegyptiorum literaturae" (2 Theile in einem Bande, Leipzig 1841) und verschiedene Recensionen in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Ferner ist er für die Erweiterung der von seinem Vater in Verbindung mit H. Nolte bearbeiteten Handbücher der französischen und der englischen Sprache und Litteratur thätig gewesen, indem er zu dem ersteren 1832 einen die Prosaiker der neueren und neuesten Litteratur behandelnden dritten Theil (2. Auflage 1836), 1835 einen den Dichtern der neueren und neuesten Litteratur gewidmeten vierten Theil und 1842 einen Einleitungsband unter dem Titel „Geschichte der altfranzösischen National-Literatur von den ersten Anfängen bis auf Franz I. Nebst zahlreichen Sprachproben", zu dem englischen Handbuche 1838 einen die neueste schöne Litteratur der Engländer umfassenden dritten Theil hinzufügte. Demselben Gebiet gehört seine Neubearbeitung des französischen Lesebuchs von J. G. Müchler (Berlin 1840) an. Außerdem hat er noch folgende Schriften veröffentlicht: „Ueber den Ursprung der Feuerkugeln und des Nordlichts." Berlin 1832. — „Untersuchungen über den Hagel und die elektrischen Erscheinungen in unserer Atmosphäre. Nebst einem Anhange über die Abnahme des Wärmestoffs im Luftkreise." Leipzig 1833. — „Al. v. Humboldt's kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt —

aus dem Französischen übersetzt." 3 Bde. Berlin 1836—39. — „Ovid's Metamorphosen für Schulen in einem Auszuge herausgegeben von G. K. F. Seidel. Vierte durchgängig verbesserte Ausgabe, bearbeitet von J. L. Id." Berlin 1837. — „Die Sage von dem Schuß des Tell. Eine historisch-kritische Abhandlung." Berlin 1836. — „Sagen und Geschichten. Ein Sendschreiben an Professor F. H. v. d. Hagen." Berlin 1839. — „Eginhard's Leben und Wandel Karl's des Großen." 2 Bde. Hamburg 1839. — „Namen- und Sachregister zu Karl Ritter's Erdkunde von Asien." Berlin 1840.

Vgl. H. Döring im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. XX, S. 527 ff.

Bursian.

Ideler: Karl Wilhelm J., Irrenarzt, geb. am 25. October 1795 zu Bendwisch in der Mark, Neffe des Astronomen und Mathematikers Christian Ludwig J. Durch seinen Vater, einen Prediger, welcher ein Werk über den Gartenbau herausgegeben hatte, wurde er schon früh auf die Naturwissenschaften, besonders die Botanik, hingewiesen. Nach vorübergehendem kurzen Besuche des Gymnasiums zu Berlin trat er 1811 durch Vermittlung seines Onkels vorzeitig in das dortige Friedrich-Wilhelms-Institut, wo er neben seinen medicinischen Fachstudien auch seine classische Bildung zu ergänzen wußte. Der Feldzug 1815 unterbrach ihn hierin, indem er als Compagniechirurgus zum Hauptfeldlazarethe Nr. 7 beordert wurde und mit demselben nach Paris marschirte. Erst 1818 konnte er seine Studien in Berlin fortsetzen. Nachdem er 1820 promovirt (Dissertation: De principio nervorum activo imponderabili) und im nächsten Jahre zum Arzt approbirt worden war, schied er aus dem Militärverbande und ließ sich als Arzt Anfangs zu Bernau, dann in Rathenow und später zu Genthin nieder. Ohne Neigung und ohne besonderes Geschick zur ärztlichen Praxis gelang es ihm 1828 auf Grund seiner zwei Jahre früher erschienenen „Anthropologie für Aerzte" nach Berlin berufen und mit der ärztlichen Leitung der Irrenabtheilung in der Charité betraut zu werden. Im Umgange mit Langermann bildete er sich in der Psychiatrie weiter, habilitirte sich 1831 mit der Abhandlung „de moxae efficacia in animi morborum medela", wurde 1839 außerordentlicher und 1840 ordentlicher Professor und Director der psychiatrischen Klinik. Unter einer reichen schriftstellerischen Thätigkeit bekleidete er diese Stelle bis zu seinem Tode, welcher ihn auf einer Erholungsreise nach kurzem Krankenlager zu Kumbosen am 29. Juli 1860 befiel, nachdem er in den letzten Lebensjahren hypochondrisch leidend gewesen war. — J. war gleich Heinroth ein Vertreter der psychischen Richtung in der Psychiatrie. Wie dieser hat er zwar manches an Detailarbeit für seine Fachwissenschaft geleistet, einen tiefergehenden und bleibenden Einfluß hat er jedoch, obwol er selbst eine bedeutende Persönlichkeit von gründlicher und besonders philosophischer Bildung war und an so hervorragender Stelle wirken durfte, nicht zu üben vermocht, ebensowenig als er an dem Fortschritte der Psychiatrie wesentlichen Antheil hatte. Andererseits hat er nie zu dem Mysticismus Heinroth's hingeneigt und trotz seiner einseitigen ethisch-psychologischen Richtung konnte er sich der eben aufstrebenden exakten Medicin nicht ganz verschließen. Er erkannte an, daß das Gehirn die Werkstätte des denkenden Geistes sei und daß das Denken im innigsten Zusammenhange mit der Thätigkeit des Gehirns stehe. Wenn er auch die Geisteskrankheiten nur als gesteigerte Leidenschaften auffassen wollte, so sah er sich doch zur Annahme eines sogenannten symptomatischen Wahnsinns gezwungen, welcher von körperlichen Krankheiten erzeugt wird. Von großem Einflusse auf seine Richtung war das Studium der Schriften des Dynamikers Georg Ernst Stahl, auf den ihn sein Lehrer Langermann hingewiesen und dessen theoria medica vera wie einige nachgelassene Schriften er neu herausgegeben beziehungsweise übersetzt

hatte. Die Lehre Stahl's, welcher die Seele als Trägerin des Lebens und als die Triebfeder von allem Thun und Leiden des Körpers bezeichnete, der die psychischen Erkrankungen von körperlichen Zuständen unabhängig auffaßte, und nur zugab, daß dieselben durch materielle Krankheitszustände unterhalten und genährt werden könnten, der sie mit den Leidenschaften verglich, nur mit der Beschränkung, daß diese aus normalen, die Geisteskrankheiten aber aus pathologischen Erregungen entspringen, bildete das Fundament seines „Grundriß der Seelenheilkunde", 1835—38. In der gerichtsärztlichen Behandlung seiner Disciplin, wie sie in dem Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen und in dem „Lehrbuch der gerichtlichen Psychologie" (1857) hervortritt, begegnen wir einer traurigen Vermischung der moralischen und psychologischen Freiheit, welche leider viele Anhänger nach sich zog und noch jetzt in den Kreisen der Gerichtsärzte nicht ganz überwunden ist. Außer seinen zahlreichen psychiatrischen Schriften sind hervorzuheben die über Diätetik („Allgemeine Diätetik für Gebildete", 1846, und „Handbuch der Diätetik für Freunde der Gesundheit und des langen Lebens", 1855), von welchen Feuchtersleben sagt, daß sie den Geist einer allgemeinen und höheren über die Grenzen des Faches hinausgehenden Bildung, den Achtung einflößenden Charakter, die Beziehung aller wissenschaftlichen und praktischen Bestrebung auf das einzige, des menschlichen Daseins und Wirkens würdige Ziel der Sittlichkeit bestätigen.

Vergl. Lähr in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie, 1862, Bd. XIX, pag. 352. Bandorf.

Ides: Evert Ysbrants J. (von Adam Brand u. a. Zeitgenossen irrthümlich E. Ysbrant, von Jöcher E. Isbrantides genannt), Kaufmann und Diplomat in Diensten Peters des Großen und Reisebeschreiber, geboren zu Glückstadt in Holstein um 1660, angeblich von niederländischen Eltern, von den Zeitgenossen jedoch einfach als „ein Teutscher" angesprochen. Aus der Thatsache, daß er hohe Verbindungen in Amsterdam hatte und seine Reisebeschreibung in niederländischer Sprache ebendort herausgab, ist zu schließen, daß er sich in den Niederlanden aufhielt, ehe er, wahrscheinlich hier mit Peter d. Gr. bekannt geworden, nach Rußland ging, wo er 1691 als Staatsrath genannt wird. Im Auftrag des Zaren ging er bald darauf in diplomatischer Sendung nach China und trat seine Reise dahin von Moskau aus am 14. März 1692 an „met behorrlyke Credentiale of Geloofsbriefen en andern nootzakelykheden voorzien", traf am 27. April in der damaligen Hauptstadt Perms, Solikamskoi, an und fuhr im Mai auf der Kama „aus Europa in Asien", dann ging er über das damals sehr bedeutende Tobolsk, über Jenniseisk, wo er am 12. October eintraf, über den gefrorenen Baikalsee nach Nertschinsk und überschritt am 12. September 1693 bei Zizikar die chinesische Grenze, wo ein Mandarin mit 80 Mann Gefolge ihn erwartete, erreichte am 27. October die große Mauer bei Kalgang und zog am 3. November in Peking ein, wo er sich mit geringem Erfolg seiner diplomatischen Aufträge entledigte, mehrmals vom Kaiser persönlich empfangen wurde und vorzüglich bei den Jesuiten, unter denen damals Gerbillon weilte, über die Verhältnisse des Landes sich unterrichtete. Am 19. Februar 1694 verließ er Peking und reiste über Nertschinsk, Jakutsk, Jenniseisk und Tobolsk nach Moskau zurück, wo er am 1. Januar 1695 (nach Adam Brand am 1. Februar) glücklich ankam. Aus seines Gefährten und Schreibers Adam Brand's schon 1698 in Hamburg erschienener „Beschreibung der Chinesischen Reise" ist noch nachzutragen, daß die ganze Expedition aus 12 Deutschen und 9 Russen bestand. Man findet nach dieser Zeit Ides' Namen nicht mehr unter denen der näheren Umgebung Peters d. Gr., z. B. nicht in Gordon's Tagebuch. Man weiß aus Korb's Diarium Itineris in Moscoviam, daß J. als Kaufmann in Rußland

weilte und Geldbeiträge zum Bau eines Schiffes geleistet hat. Nach einer Angabe bei Van Kampen hätte er sogar die Oberaufsicht über Schiffsbauten geführt. Man weiß außerdem, daß Peter d. Gr. ihm ein Privilegium in Betreff des Druckes seines Reisewerkes verlieh. Ueber sein Todesjahr ist nichts bekannt. Die erste Ausgabe dieser Reise erschien 1704 in Amsterdam, unter dem Titel: „Driejaarige Reize naar China te Lande gedaan door den Moskowischen Afgezant E. Ysbrants Ides von Moskou af over Groot Ustiga, Siriana, Permia, Sibirien, Daour, Groot Tartaryen tot in China.“ Die erste deutsche Uebersetzung erschien 1707 in Frankfurt a. M. Jene ist dem Zaren Peter Alexewitz gewidmet und in der wortreichen Widmung Bezug genommen auf den Willen desselben, diese chinesische Reise und zugleich die russischen Besitzungen, durch welche dieselbe führte, dem übrigen Europa geschildert zu sehen, das wenig von den letzteren wisse, da selbst der Weg durch die große Tartarei nach China nicht von Deutschen, sondern nur von Russen bereist worden sei. Aus der darauffolgenden Vorrede des Herausgebers und Verlegers Halma entnimmt man, daß der Text der Reisebeschreibung von J. im J. 1695 an den Bürgermeister von Amsterdam, Nikolaus Witzen, der eine damals geschätzte Karte des chinesischen Reiches herausgegeben hatte und im Begriff stand, eine Beschreibung der Nord- und Ost-Tatarei zu verfassen, geschickt worden war; und ferner, daß der Herausgeber Halma den Stil derselben seiner Feile unterworfen und die angehängte Beschreibung China's durch einen Gelehrten mit Anmerkungen versehen ließ. Der Inhalt des Werkes gliedert sich in die eigentliche Reisebeschreibung, welche Capitel I—XVIII umfaßt und in einen geographisch-ethnographischen Rückblick, welcher Capitel XIX und XX füllt, endlich in die „Korte Beschryving van 't magtig Keizerryk China door Dionys Kao, geboren Chineesch“, welche fast die Hälfte des Ganzen bildet. Die Reisebeschreibung ist in einem klaren, nicht zu weitschweifigen, wenn auch nach Art der Zeit lehrhaften und räsonnirenden Styl verfaßt. J. legt ihren Charakter am besten selbst dar im Eingang zum 19. Capitel, wo er sagt: „So haben wir denn in der Erzählung unserer Reise getrachtet, einfältig die Wahrheit zu sagen, ohne daß wir dieselbe nach Art der meisten Reisenden, um sie desto wunderbarer zu machen, hier und da verändert oder mit vielen Vergrößerungen ausgeschmückt hätten. Geringe Sachen pflegen ihrer Viele ungemein groß darzustellen und Andere bringen Dinge vor, bei denen sie sich nicht auf die geringste Erfahrung noch Gewißheit, sondern nur auf die Erzählungen Anderer gründen. Davor habe ich mich zu hüten in der Beschreibung meiner Reise mit allem Fleiß getrachtet.“ Man kann Werth und Wesen der Ides'schen Reiseschilderung nicht treffender bezeichnen. Alles trägt den Stempel eines einfachen, klaren, gegenüber der Phantasterei nordasiatischen Schamanen- oder chinesischen Buddhadienstes sogar schon aufgeklärten Geistes, von dem man nur bedauert, daß seine Gewissenhaftigkeit ihn zu einer allzu großen Selbstbeschränkung führt; wie er denn nach fast dreimonatlichem Aufenthalte in Chinas Hauptstadt viel zu bescheiden sagt: „Wir achten es nicht für nöthig, mehrere Umstände von China zu erzählen, nachdem mein Aufenthalt dort nicht lange gewährt hat.“ Am eingehendsten sind noch die ethnographischen Verhältnisse behandelt und dürfen Ides' Mittheilungen über die Wogulen, Ostjaken, Tungusen, Buräten, Barabinzen, dann ferner einige handelsgeographische Abschnitte, über die Schiffahrt vom Weißen Meer zum Ob, über Tomsk, Chinahandel u. a. noch heute Beachtung verdienen. Die im 6. Capitel sich befindende Angabe über im Eis steckende und durch die Kälte erhaltene Mammuths ist als die erste ihrer Art mit gebührender Anerkennung von den Zoologen verwerthet worden. — An die Reisebeschreibung schließt sich in zwei Kapiteln eine an geographischen und ethno-

graphischen Thatsachen über Völkerschaften, Grenzen, Verkehr ꝛc. reiche Gesammtschilderung der durchwanderten Strecken Mittelasiens und an diese die aus chinesischer Quelle stammende, aus dem Lateinischen und Hochdeutschen ins Holländische übersetzte Beschreibung China's. — Von Einigen wird behauptet, daß schon 1696 die Reisebeschreibung Ides' erschienen sei, während Van der Aa sie in das J. 1710 setzt. Die erstere Angabe ist nirgends zu begründen und widerspricht ihr auch entschieden die Vorrede, mit welcher Adam Brand 1698 seine Reisenotizen herausgab und in der er ausdrücklich sagte, daß keiner von seinen Gefährten bis dahin seine Aufzeichnungen herausgegeben. Der letzteren wird durch das Titelblatt und die Vorreden der ersten Amsterdamer Ausgabe widersprochen. Eine hochdeutsche Ausgabe erschien 1707 in Frankfurt a/M., etwas verstümmelt und mit verkleinerten Kupfern.

Vgl. die Vorreden und Widmungen des Reisewerkes; A. Brand's Beschreibung der chinesischen Reise (Hamburg 1698); van Kampen, Geschied. d. Nederl. buiten Europa D. II. Friedrich Ratzel.

Jecker: Laurenz J., zu Hirtzfelden bei Ensisheim im Elsaß den 28. Dec. 1769 geboren, hat durch Verbesserung und Veredelung eines zwar unscheinbaren, aber Hohen und Niederen unentbehrlichen Kunstproduktes, der Stecknadel, um die Menschen sich sehr verdient gemacht. Die Stecknadeln, zuerst im J. 1350 in Nürnberg vorkommend, wo nach Hübner's Staatslexikon vom J. 1741 seit undenklichen Zeiten für Deutschland und die angrenzenden Länder die Oberlade war, erregten auf den Weltausstellungen zu Paris 1867 und zu Wien 1874 in der Gestalt, wie sie aus den Aachener Werkstätten hervorgingen, nicht geringes Interesse, was zu einem großen Theile ein Verdienst Jecker's war. Dieser hatte, von seinem 14. Jahre an in England lebend, in der Mechanik gearbeitet, im J. 1803, 34 Jahre alt, in Aachen sich niedergelassen und hier wegen der in dem nahen Stolberg blühenden Messingdrahtfabriken eine Messingstecknadelfabrik, die erste auf dem Continent, gegründet, welche er durch sinnreiche Erfindungen stets vervollkommnete. Als Napoleon bei seiner Anwesenheit in Aachen vom 2.—11. Septbr. 1804 sein Hauptaugenmerk auf die Förderung der Verkehrsstraßen und die Hebung der Industriezweige der Stadt richtete, namentlich der daselbst seit Jahrhunderten blühenden Tuch- und Nadelfabriken, besuchte er auch das Jecker'sche Etablissement und sprach wiederholt seine Bewunderung über die schöne und praktische Einrichtung desselben aus und überließ J. und dessen Geschäftstheilhabern, den Brüdern Migeon, gegen eine geringe Summe, welche er zu Prämien für Verdienste um die Industrie bestimmte, die vormalige geräumige Stadtwohnung der Abtei des benachbarten Klosterraths. J. verfertigte mit seinen Arbeitern und Arbeiterinnen, die zum Theil noch Kinder waren, täglich eine Million Stecknadeln und erklärte dem Kaiser, davon drei Millionen täglich um 15 Procent billiger als andere Fabriken liefern zu können. Von der Jury der allgemeinen Industrieausstellung zu Paris vom J. 1806, welche Jecker's Stecknadeln ausführlich und lobend bespricht, wurde diesem die silberne Medaille erster Klasse zuerkannt. Die Produkte seiner Fabrik, welche 150 Arbeiter beschäftigte, wurden in das Innere des Kaiserreiches, nach Spanien, Italien und nach dem Norden Europas versandt. Nachdem derselbe seine Stecknadelfabrik an die Brüder Migeon und an Heinrich Schervier abgetreten hatte, errichtete er eine Nähnadelfabrik, in welcher er ebenfalls viele Verbesserungen durch Erfindung neuer Maschinen einführte. Die Nähnadelfabrik wird heute noch von seinem Sohne Franz J. unter der alten Firma fortgeführt. Nach einem rastlos thätigen Leben starb der anspruchslose, verdiente Mann am 4. Juli 1834, tief betrauert von Allen, die ihn kannten, besonders von seinen Arbeitern, welchen er ein treuer Freund und Helfer war.

Nach Mittheilungen seines Sohnes. Man vgl. Coup d'oeil historique et statistique sur la ville d'Aix-la-Chapelle, par Poissenot, Aix-la-Chapelle, 1808, p. 121, und Friedr. Haagen, Geschichte Aachens von seinen Anfängen bis auf das J. 1865, Aachen 1874, II. S. 451 u. 463.

Haagen.

Jeep: Johann J., ein Componist aus dem Anfange des 17. Jahrh. Nach seiner eignen Angabe ist er aus Dransfeld bei Göttingen gebürtig, und schließt man aus dem 1613 erschienenen Porträt, wo er als junger Mann abgebildet ist, so muß er etwa um 1592 geboren sein. Ums J. 1607 gab er sein vielgesungenes und fünf Mal aufgelegtes „Studentengärtlein" heraus, ein Liederbuch zu 3—5 Stimmen, dem 1609 ein zweiter Theil folgte. In dieselbe Zeit fällt auch seine Stellung als Kapellmeister beim Grafen von Hohenlohe in Weickersheim, doch schon 1610 finden wir ihn in Nürnberg ansässig und Erasmus Widmann an seiner Stelle (s. Pfudel's Katalog der Ritterakademie in Liegnitz, S. 58 u. 104). Ueber seine Thätigkeit in Nürnberg, sowie über seinen Tod sind wir bisher noch nicht unterrichtet und alle Angaben darüber, z. B. in Mendel's Musikal. Conversationslexikon, welches ihn zu Ulm 1650 sterben läßt, verdienen nicht einmal als Muthmaßung eine Beachtung. Soviel wissen wir aber, daß er in den J. 1607—10 musikalisch sehr thätig war, doch von da ab nur noch obiges Liederbuch „Das Studentengärtlein" in weiteren Auflagen erscheint, zu denen er noch 1617 eine neue Vorrede schreibt, in der er sich wegen „des lästerzüngigen Zoili" beklagt. Im J. 1626 erschien die letzte Ausgabe desselben Liederbuches und von da an verschwindet jedes Lebenszeichen des Verfassers. — Außer jenem Studentengärtlein sind 1607 noch Psalmenbearbeitungen zu 4 Stimmen und 1610 Tricinien erschienen. Die ersteren haben zum größten Theile in Schöberlein's Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs (Göttingen 1865—72) Aufnahme gefunden und zeigen uns J. als einen tüchtigen Meister in der Tonsetzkunst, der auch versteht die Stimmungen des menschlichen Herzens in Tönen wiederzugeben. Die Lieder in dem Studentengärtlein dagegen sind lustige Ergüsse eines fidelen Burschen und wohl geeignet, das damalige Interesse für die Lieder zu erwecken, besonders da sie in eine Zeit fielen, in der man mit den alten Traditionen brach und lüstern nach den Errungenschaften der Italiener horchte. Wenn sie auch mit den Opernversuchen der letzteren nichts gemein haben, so schlagen sie doch eine Saite an, die bis dahin gar nicht oder nur vorübergehend erklungen war und die in einer Zeit, in der sich alle Fesseln lösten und man gerne nach Neuigkeiten haschte, mit Begier ergriffen wurden.

Monatshefte für Musikgeschichte, VIII. 31, 37. Rob. Eitner.

Jeetze: Adam Friedrich v. J. wurde seinen Eltern Adam Friedrich v. J. und Hedwig Elisabeth v. Eichstedt am 26. August 1689 zu Flessow geboren. Im Jahre 1708 trat er als Fahnenjunker beim Regiment Markgraf Philipp Wilhelm ein und machte in demselben die letzten Campagnen des spanischen Erbfolgekrieges mit. Erst 1713 wurde er Fähnrich und avancirte während des Feldzuges in Pommern im Sommer 1715 vor Stralsund zum Lieutenant. Nachdem er 1721 Premierlieutenant geworden, fand er vielfach Verwendung beim Werbegeschäft, wurde am 10. Juli 1723 Stabscapitän und bald darauf Compagniechef. Nach 11 Jahren, am 29. Mai 1734, zum Major befördert, erhielt er zugleich den Orden de la générosité, den Friedrich der Gr. gleich nach seinem Regierungsantritt mit dem neugestifteten Orden pour le mérite vertauschte. 1741 am 2. Februar wurde er Oberstlieutenant; bei Mollwitz, vor Neisse, bei Chotusitz stand er im Feuer, ward am 16. Januar 1745 Oberst und nach der Schlacht bei Hohenfriedberg Regimentscommandeur. Bei

Soor deckte er das Lager und die Feldbäckerei und war später Commandeur der Arrieregarde. Zur Armee des Fürsten Leopold von Dessau versetzt, zeichnete er sich bei Kesselsdorf besonders aus. Im J. 1748 erhob ihn der König zum Chef des la Motte'schen-Regiments (heute im 1. schles. Gren.Reg. Nr. 10 aufgegangen) und Generalmajor und gab ihm als Zeichen besonderer Zufriedenheit die Amtshauptmannschaften von Mühlenhof und Mühlenbeck. Vor dem siebenjährigen Kriege erbat J. aus Gesundheitsrücksichten den Abschied, den er als Generallieutenant erhielt. Er starb am 10. August 1762. — J. war zweimal vermählt, erstens seit dem 1. Juli 1739 mit Sophie Wilhelmine v. Viereck (starb am 30. Octbr. 1742), einer Tochter des Ministers Adam Otto v. Viereck und zweitens seit dem 2. Novbr. 1756 mit Sophie Marie Charlotte v. Lattorf.

Biograph. Lexikon, II. S. 201. — Alt, Das königl. preuß. stehende Heer, I. S. 136. Ernst Friedlaender.

Jeetze: Joachim v. J. (urkundlich Jetze), geboren um 1480 wahrscheinlich auf dem seinem Vater Henning (Johannes) gehörigen Gute Büste bei Bismark in der Altmark, trat in den geistlichen Stand, war 1512 jüngster Domherr zu Stendal und seit 1529 auch Propst des Nonnenklosters Eldena bei Grabow in Mecklenburg. 1529 wurde er zum Kanzler des Herzogs Albrecht VII., des Schönen, von Mecklenburg-Güstrow, berufen und erhielt zugleich die Pfarre zu Gadebusch. 1530 war er mit dem Herzoge auf dem Reichstage zu Augsburg (in der „Warhafftigen anzaygung wie Kaiser Carl der fünft ettlichen Fürsten auff dem Reychstag zu Augspurg, im MCCCCCXXX jar gehalten, Regalia und Lehen vnder dem fan gelihen" ꝛc., wird er als „Er Joachim von Yetzen Canzler" aufgeführt, woraus in spätere Druckschriften sich der unrichtige Name „Joachim von Eitzen" eingeschlichen hat). Als im J. 1535, nach der Gefangennahme Christians II. im J. 1531, verschiedene Prätendenten um den dänischen und schwedischen Königsthron auftraten, befand sich unter denselben auch der Herzog Albrecht VII. von Mecklenburg, welchem die Gegner des Herzogs Christian von Holstein (nachmals Christian III.) und seines Verbündeten, des Königs Gustav von Schweden, den schwedischen Thron versprochen hatten, wenn er sie in der Wiedereinsetzung Christians II. unterstützen wollte. Albrecht VII. sandte zu seiner Vertretung den Kanzler J. nach Kopenhagen, wo dieser am 6. Januar 1535 eintraf, und wo es diesem gelang, das Volk und auch mehrere einflußreiche Persönlichkeiten für Albrecht zu gewinnen. Da Letzterer aber aus einem nicht aufgeklärten Grunde weder persönlich rechtzeitig erschien, noch seinem Kanzler Hülfstruppen und Gelder schickte, erlahmte das Interesse für ihn und J. sah sich genöthigt, das Schloß Wordingborg auf Seeland, welches er für Albrecht schon in Besitz genommen, zu räumen. Er kehrte 1536 über Hamburg nach Mecklenburg zurück, wo er noch bis zum J. 1543 das Kanzleramt verwaltete; seinem Einflusse wird es zuzuschreiben sein, daß Herzog Albrecht im J. 1541 öffentlich zum Katholicismus zurücktrat. Nach Niederlegung des Kanzleramtes zog sich J. auf seine Pfarre zu Gadebusch zurück, wo er sich durch sein Eifern gegen die Einführung des Protestantismus auszeichnete, aus welchem Grunde er nach des Herzogs Tode am 10. August 1547 abgesetzt wurde. J. ging hierauf wahrscheinlich in die Altmark auf die Güter seiner Familie zurück, und soll hier im J. 1551 gestorben sein.

Lisch, Mecklenb. Jahrb., XXVI. S. 3—48. Fromm.

Jeetze: Joachim Christoph v. J. Ein preußischer Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, ein Kriegsmann, der vom zarten Jünglingsalter an ein langes beinahe 80jähriges Leben hindurch auf einem großen Theil der Schlachtfelder, wo preußische Soldaten kämpften, Lorbeeren gepflückt und unter drei Königen preußische Tapferkeit und Soldatentreue bewährt hat, bis der Marschallstab

seinen Händen entsank. — J. wurde seinen Eltern Joachim Parum v. J. und Dorothea Elisabeth v. Vinzelberg am 16. Septbr. 1673 zu Hohenwulsch in der Altmark geboren. Nachdem er am Hofe des großen Kurfürsten seit 1686 als Page fungirt hatte, trat er nach dem Tode des Landesherrn beim Regiment Markgraf Philipp ein, in welchem er nach den Belagerungen von Rheinberg, Kaiserswerth und Bonn Fähnrich und nach tapferer Betheiligung an den darauf folgenden kriegerischen Begebenheiten im J. 1693 Secondelieutenant und 1697 Premierlieutenant wurde. Im spanischen Erbfolgekriege stand J. 1702 bei den Belagerungstruppen von Kaiserswerth, Venloo und Roermonde, wo er zum Stabscapitän avancirte, im J. 1703 sodann vor Rheinberg und Geldern und wurde 1704 in der Schlacht bei Höchstedt schwer verwundet. Die in den Unterleib gedrungene Kugel konnte damals nicht gefunden und entfernt werden, so daß J. dieselbe sein Leben lang im Körper behielt. Indessen sehen wir ihn schon im folgenden Jahre (1705) bei der Armee in Italien, finden ihn in der Schlacht von Cassano, 1706 bei Turin, 1707 in der Provence bei der Einschließung von Toulon, 1708 in der Dauphiné vor Exilles und Fenestrelles, 1709 in Savoyen, und auf allen diesen Kriegszügen ist er bei einer langen Reihe kleinerer Gefechte betheiligt. Vor dem Beginn der Campagne von 1708 hatte er sich (am 13. Mai) mit Dorothea Sophie v. Borstell verheirathet. Im J. 1712 kurz vor dem Utrechter Frieden wurde er Major und als solcher befehligte er bei der Belagerung von Stralsund (1715), wo er zum Oberstlieutenant ernannt wurde. Am 15. Juni 1719 zum Oberst befördert, ward er zugleich zum Finkenstein'schen Regiment (dem jetzigen 3. ostpreuß. Grenadier-Reg. Nr. 4) versetzt. Im J. 1732 wurde J. Chef des Regiments v. Thiele, welches von nun an seinen Namen führte und seit dem 7. Juni 1808 in dem heutigen Colberg'schen Grenadier-Regiment (2. pommerschen) Nr. 9 aufgegangen ist. An der Spitze seines Regiments wohnte J. dem Feldzuge am Rhein bei und wurde am 15. Januar 1737 Generalmajor. — Lag so eine reiche und lange Schule des Krieges hinter unserm Helden, so sollte er sich nun unter dem großen König als Meister und Truppenführer bewähren. Gleich beim Beginne des ersten schlesischen Krieges steht J. im Felde vor Glogau und Namslau, commandirte in der Schlacht bei Mollwitz den linken Flügel des ersten Treffens, wies daselbst entscheidend die feindliche Reiterei ab und marschirte dann mit seinem Regiment zur Belagerung vor Brieg. Seine bedeutenden Verdienste hierbei wurden vom König durch die Beförderung zum Generallieutenant und durch Verleihung des schwarzen Adlerordens anerkannt und belohnt, auch ernannte er J. zum Gouverneur von Peiz und Amtshauptmann von Wollmirstädt und Wansleben. Bei Chotusitz (17. Mai) commandirte J. ein Corps, verlor in der Schlacht ein Pferd unter dem Leibe, blieb lange Zeit unter den Gefallenen liegen, als feindliche Reiterei über Lebendige und Todte hinwegjagte, kam aber unverwundet und zeitig genug bei seinen Truppen wieder an, um den Feind zu verfolgen, wozu ihm der König ein Pferd schickte. Die Campagne von 1744 führte J. vor Prag. Am 19. Januar 1745 wurde er General der Infanterie, focht als Corpscommandeur bei Habelschwerdt, Hohenfriedberg und besonders bei Soor und beschloß mit dieser glänzenden Waffenthat seine kriegerische Laufbahn; doch hatte er noch die Freude, sein Regiment auf einem anderen Kriegsschauplatz, bei Kesselsdorf, in ganz hervorragender Weise betheiligt zu sehen. Das Regiment erstürmte Kesselsdorf, eroberte daselbst 20 Kanonen, 4 Mörser, eine Fahne, ein Paar Pauken und entschied damit die Schlacht. Sein Verlust betrug 16 Offiziere und 359 Mann. — Am 26. Mai 1747 wurde J. Generalfeldmarschall und starb am 11. September 1752 zu Potsdam, wohin ihn der König entboten hatte.

Pauli, Leben großer Helden, IX. S. 167. — Biograph. Lexikon etc., II. S. 198. — v. Orlich, Schles. Krieg, II. S. 334. — Polit. Correspondenz Friedrichs d. Gr., II. S. 168 u. 171. — Alt, Das königl. preuß. stehende Heer, I. S. 128. Ernst Friedlaender.

Jegher: Christoffel J., Formschneider, war in Deutschland geboren, sein eigentlicher Name dürfte Jäger gewesen sein. Im Gildejahre vom September 1627 bis September 1628 ließ er sich in die Antwerpener Malerzunft aufnehmen und erlegte dafür 26 Gulden. J. wurde mit Rubens bekannt und vervielfältigte eine Reihe von Compositionen desselben; diese Nachbildungen erinnern durch ihre kühne, energische Behandlung in der That viel an die Kraft des großen Meisters. Jedoch arbeitete J. auch nach anderen Meistern, so besonders nach A. Sallaert, und für eine Reihe von Druckwerken. Im J. 1637 entstand das schöne Blatt der Kreuzigung nach Fr. Francken dem Aelteren. Am 17. October 1629 erhielt der Künstler von der Verwaltung der Andreaskirche in Antwerpen 12 Gulden, er hatte nämlich in eine Bleiplatte „loote plaet" die Figur des hl. Andreas geschnitten, die zur Vertheilung in der Kirche bestimmt war; Ger. van Wolschaten druckte dieselbe in einer doppelten Auflage von je 5000 Nummern. Zwischen Weihnachten 1642 und Weihnachten 1644 erhielt er für 500 zum Ablaß der sieben Altäre bestimmte Blätter sammt der Papierlieferung 8 Gulden 16 Stüber von der Frauenkirche in Antwerpen. Im Gildejahr 1652—53 segnete J. das Zeitliche. — J. ist als der bedeutendste Holzschneider seiner Zeit zu betrachten, in der bekanntlich die Xylographie sehr in Abnahme gekommen war; seine Behandlung ist originell und malerisch, und besonders sind auch seine trefflichen Helldunkelblätter hervorzuheben. J. zeichnete entweder mit dem vollen Namen oder mit den Initialen C. I. und I. C. I. (d. h. Incidit). W. Schmidt.

Jeiteles: Jonas J., Arzt, geb. am 9. Mai 1735 in Prag, † am 18. April 1806. Einer Prager jüdischen Familie entsprossen, der mehrere namhafte Gelehrte entstammen, sollte er sich auf den Wunsch seiner Mutter dem Studium der jüdischen Theologie widmen und besuchte zu diesem Zwecke die Vorlesungen des R. Serach Eidlitz. Nach dem Tode desselben (1749) mußte er seinem Vater, der eine Apotheke besaß, als Gehülfe Dienste leisten. Hier fand er Gelegenheit, sich mit Botanik und Pharmacie zu beschäftigen und faßte bald den Entschluß, die Medicinalwissenschaft zu studiren. Er begab sich zuerst nach Leipzig, wo er unter anderem auch durch Gellert in das Studium der schönen Wissenschaften eingeführt wurde. Drei Jahre studirte er in Halle und wurde, nachdem er seine Dissertation: „De rebelli morbo Diabetes dicto" glänzend vertheidigt hatte, am 3. October 1755 zum Doctor promovirt. In seiner Vaterstadt Prag, in der er sich bald für die Dauer niederließ, hat er als Arzt und Humanist sehr segensreich gewirkt. Eine Fortsetzung seiner „Observata quaedam medica" (Prag 1783) ist durch seinen Tod unterbrochen worden.

Sein ältester Sohn Baruch (Benedict) J., geb. am 22. April 1767 in Prag, † daselbst am 18. December 1813, Schüler des Prager Oberrabbiners Ezechiel Landau, dem er eine Trauerrede hielt (Prag 1793), war ein warmer Anhänger Hartwig Wessely's, dessen humanistische Bestrebungen er auf das eifrigste unterstützte. Mit gründlicher talmudischer Gelehrsamkeit, von der besonders seine Erläuterungen zu Maimunis großem Werke (Brünn 1801) zeugen, verband er umfassende weltliche Bildung und poetische Begabung. Mehrere seiner Gedichte sind im „Sammler" gedruckt und nachher noch einmal veröffentlicht worden. In den genannten Erläuterungen (I. 64 b) bekennt er sich selbst als Verfasser des pseudonymen „Ha-Oreb" (Prag 1795).

Juda J., Bruder des vorigen, Exeget und schöngeistiger Schriftsteller, geb. im März 1773 in Prag, † am 6. Juni 1838 in Wien, ist der erste Jude, der eine aramäische Grammatik verfaßt hat (Prag 1813). Er lieferte hebräisch geschriebene Commentare zu mehreren biblischen Büchern und dichtete Epigramme und Elegien. Er hat auch deutsche Reden veröffentlicht und in der Biographie seines Vaters demselben ein Denkmal gesetzt. In seinen Arbeiten über das Targum bekundet er wissenschaftlichen Sinn.

Isaak J., Bruder des vorigen, Arzt, geboren im September 1779, † am 23. November 1852 in Prag, war Mitarbeiter an medicinischen Zeitschriften.

Ignaz J., Sohn des Baruch J., Aesthetiker, geb. am 13. September 1783 in Prag, † am 19. Juni 1843 in Wien. Er wollte sich anfangs der Jurisprudenz widmen, wurde aber, da er sich von diesem Studium keinen Erfolg versprechen konnte, Theilhaber eines Handlungshauses in Wien. Auch als solcher blieb er ein treuer Jünger der Muse. Seine Arbeiten kritischen, poetischen, satirischen Inhalts, sind in verschiedenen Zeitschriften gedruckt. Am meisten bekannt ist er durch sein ästhetisches Lexikon (Wien 1835, 37).

Aloys J., Sohn des Bezalel und Enkel des Jonas J., geboren im September 1764, † am 16. April 1858 in Wien. Einige seiner Gedichte wurden von Beethoven („Liederkreis an die ferne Geliebte") und Giuliani in Musik gesetzt. Sein in Gemeinschaft mit Castelli herausgegebener „Schicksalsstrumpf" (1818) ist eine witzige Parodie der damals beliebt gewesenen Schicksalstragödien. Er hat auch noch Anderes veröffentlicht.

Vgl. über Jonas Jeiteles die Biographien seiner Söhne Juda (hebr. 1821) u. Ignaz Jeiteles (Sulamith, II. 2, 1—26), ferner Wurzbach, Biographisches Lexikon, Art. Jeiteles, und Jüdisches Athenäum, S. 111, 112.

Brüll.

Zeitter: Johann Melchior J., Forstmann, geb. den 21. September 1757 zu Kleinheppach (Oberamt Waiblingen in Württemberg), † den 10. Mai 1842 zu Beutelsbach (im Jaxtkreis). Seine Kindheit fällt in die Drangsale des siebenjährigen Krieges, an welchem die württembergischen Truppen, unter denen sein Vater als Kavalleriewachtmeister stand, mit Antheil nahmen. Die Anstrengungen und Entbehrungen aller Art, welche dieser Feldzug im Gefolge hatte, die Gefahren, welche schon seine Wiege umlagerten, stählten seinen Körper frühzeitig und begründeten zugleich jene einfache und genügsame Lebensweise, welcher er stets ergeben blieb. Selbst nach dem Abschlusse des Krieges durch den Hubertsburger Frieden (15. Februar 1763) führte er noch auf Jahre hinaus ein Wanderleben, indem die Garnison, welcher sein Vater zugetheilt war, mehrfache Quartierwechsel zu bestehen hatte. Diese Verhältnisse wirkten bis in sein 11. Lebensjahr störend auf den Schulunterricht, welcher sich erst von 1768 ab, wo sein Vater zur Garnison nach Ludwigsburg kam, regelmäßiger gestalten konnte. 1770 wurde er vom Herzog Karl von Württemberg in die auf dem Lustschlosse Solitude am 5. Februar d. J. mit 30 Zöglingen eröffnete Militärpflanzschule aufgenommen. 1772 wurde er von seinem Gönner zum Forst- und Jagdfach bestimmt, und als 1775 die inzwischen sehr aufgeblühte Anstalt unter dem Namen „Karlsschule" mit 300 Zöglingen nach Stuttgart verlegt wurde, setzte er hier seine Studien bis 1779 fort. Für den Eifer und Fleiß, welchen der junge J. auf dieser Anstalt bethätigte, sprechen verschiedene Thatsachen. Es wurden ihm z. B. mehrere akademische Preise in der Forst- und Jagdwissenschaft, Wasserbaukunde &c. zu Theil. Auch nahm ihn Herzog Karl bei einer Reise in den Schwarzwald mit in seine Begleitung auf. 1780 (1. Juni) erhielt er seine erste Anstellung als Verwalter des Wellinger Reviers (oder —

wie es damals hieß — der Wellinger Hut) im Kirchheimer Oberforst mit dem Charakter eines Hofjägers. 1781—97 verwaltete er das Bothnanger Revier im Oberforst Leonberg. In diese Zeit (1787) fällt die Gründung eines monatlichen Forstkränzchens durch die vier gleichgesinnten Freunde und ehemaligen Karlsschüler: Reitter (Stuttgart), Jäger (ebendas.), Z. (Bothnang) und Plessing (Bruderhaus). Die Vorrede zu dem „Journal für das Forst- und Jagdwesen", welches diesem kleinen wissenschaftlichen Verein seine Entstehung verdankt, sagt über denselben: „Hier wurden die gediegensten Forstschriften und eigene Ausarbeitungen gelesen und besprochen, Erfahrungen und Beobachtungen gegenseitig mitgetheilt und so von selbst die Gründung einer eigenen Zeitschrift vorbereitet, an der sich nachher die gediegensten Forstmänner Deutschlands betheiligten". In der That findet sich in dieser Zeitschrift ein reicher Schatz forstlicher Erfahrungen, für die weitere Forschung noch heute von Werth, niedergelegt. Weiter verdankt Württemberg diesem Vereine die Einführung des kubischen Verkaufes alles Bau- und Nutzholzes und den Entwurf der diesfallsigen kubischen Tabellen. Gegen Ende des J. 1797 wurde Z. zum kirchenräthlichen Forstverwalter in Heidenheim ernannt. 1806, nach Aufhebung des Kirchenrathes, erfolgte seine Versetzung als Forstverwalter und Oberforstamtsassistent nach Wildberg. 1810 wurde er dem Oberforstmeister Johann Georg v. Seutter als Assistent und Oberförster für den Ulmer Oberforst beigegeben, welchen er, nach von Seutter's Beförderung zum Director des neugebildeten Forstrathes in Stuttgart (1817), kurze Zeit selbständig verwaltete. 1818 wurde Z. zum Lehrer der Forstwissenschaft an dem am 2. Juli neu errichteten, mit der Feldjägerschwadron verbundenen Forstinstitut in Stuttgart ernannt und, nach Aufhebung desselben, 1820 zum Professor an der land- und forstwirthschaftlichen Akademie Hohenheim befördert. Hier wirkte er, am 7. October 1825 pensionirt, noch bis zum Frühjahr 1826. Von da ab lebte er in stiller Zurückgezogenheit zuerst in Stuttgart und zuletzt in Beutelsbach.

Z. hat sich sowol auf praktischem Felde, als im Lehrberuf namhafte Verdienste um die Entwickelung des württembergischen Forstwesens erworben, in dessen Geschichte ihm ein Ehrenplatz wol dauernd gesichert ist. Seine Thätigkeit als Wirthschaftsbeamter war namentlich Kulturanlagen und Betriebsregulirungen zugewendet. Unter seiner Mitwirkung wurden die kirchenräthlichen Waldungen der Bruderhäuser Hut und die Cameralwaldungen des Bothnanger Reviers vermessen, kartirt und forstlich eingerichtet. In seiner dienstlichen Stellung zu Heidenheim verbesserte er den Zustand der Brenzthaler Klosterwaldungen nach den verschiedensten Richtungen hin. Während seines Aufenthaltes in Wildberg, wo er dem Oberforstamtsverweser Ferdinand v. Maucler beigegeben war, erhielten sämmtliche Kommunal- und Stiftungswaldungen nachhaltige Wirthschaftspläne. Ueber den Ulmer Oberforst endlich fertigte er die erste statistische Uebersicht. Neigung zum Docentenberuf scheint ihn schon während seiner Thätigkeit als Verwalter beseelt zu haben, denn nachdem die hohe Karlsschule nach Herzog Karls Tod (am 24. October 1793) im Februar 1794 aufgehoben worden war, ohne daß man in Württemberg für einen weiteren forstwissenschaftlichen Unterricht gesorgt hätte, beschäftigte er sich schon in Bothnang und Heidenheim mit dem Unterricht junger Forstmänner, welchem Berufe er sich in den späteren Lebensjahren ganz widmete. Auch als Schriftsteller entwickelte er eine umfangreiche Thätigkeit. Seine Werke sind, chronologisch geordnet, folgende: „Systematisches Handbuch der theoretischen und praktischen Forstwissenschaft" (2 Bde. 1789); „Anleitung zur Taxation und Eintheilung der Laubwaldungen" (1794); „Aufmunterung zum Anbau und zur Erhaltung der Saalweide" (1798); „Forstkatechismus für Lehrlinge, Forstdiener und Lieb-

haber der Forstwissenschaft" (3 Bde. 1805—7); „Jagdkatechismus für Lehrlinge der Jagdwissenschaft, Jäger, Forst- und Jagddiener, auch alle Liebhaber des Jagdwesens" (1816, 2. Aufl. 1829); „Versuch eines Handbuchs der Forstwissenschaft zum Unterricht der niedern Forstschulen in katechetischer Form" (2 Bde. 1820); Anhang hierzu: „Examinationsfragen aus der Forstwissenschaft zur Selbstprüfung der Forstcandidaten" (1820); „Entwurf einer systematischen Belehrung in der theoretischen und praktischen Forst- und Jagdkunde &c." (1830); „Die forst- und landwirthschaftliche Wasserbaukunde in ihrem ganzen Umfang, ein leichtfaßliches Handbuch für Forst- und Landwirthe, Forst- und Cameralbeamte, Ortsvorsteher &c." (1832). Er war außerdem Mitarbeiter an dem bereits genannten Reitter'schen „Journal für das Forst- und Jagdwesen", von welchem 5 Bände erschienen (1790—99). Wenn auch alle diese Werke nicht von hervorragender Bedeutung waren, so darf man doch nicht übersehen, daß J. mit zu den ersten Förstern gehörte, welche überhaupt systematische Handbücher über die Forstwissenschaft in einer einfachen und auch den Praktikern leicht verständlichen Sprache verfaßt haben. Einiges hatte blos für die damaligen württembergischen Verhältnisse Interesse. Die Monographie über die Saalweide, ein Ausfluß der damaligen Furcht vor zukünftigem Holzmangel, wurde in das Englische übersetzt.

Monatschrift für das württembergische Forstwesen, V. Bd., S. 46. Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1842, S. 230. Programm der Hohenheimer Akademie für das Jahr 1859, S. 37. Fr. v. Loeffelholz-Colberg, Chrestomathie, II. S. 348, Bem. 282; das. V. S. 8 u. S. 31. Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums &c., II. S. 81, 174 u. 388.

R. Heß.

Jellačić de Buzim, Franz Freiherr J. de B., kaiserl. österreichischer Feldmarschalllieutenant, Inhaber des Infanterieregiments Nr. 62, geboren zu Petrinia im J. 1746, gestorben zu Szala Apathi (im Szalader Comitate) am 4. Februar 1810. In das 1. Banalregiment am 1. Januar 1763 eingetreten, ward J. im J. 1772 Hauptmann, 1783 Major und 1789 Oberstlieutenant, am 1. März 1794 Oberst im Szluiner Regimente und erhielt das Commando des in diesem Jahre errichteten kroatischen Scharfschützencorps, welches zur Armee an den Rhein gezogen wurde. Als Generalmajor (1797) kam J. zur Armee nach Italien. Die schönste Waffenthat in Jellačić's militärischer Laufbahn war die Behauptung Feldkirchs im Vorarlbergischen am 22. und 23. März 1799, wo er unter Feldmarschalllieutenant Hotze stehend, von dem General Oudinot, der über die Ill gegangen, heftig gedrängt, den Angriffen des überlegenen Feindes den kräftigsten Widerstand leistete. Den zweiten Angriff auf die Position Feldkirch hatte Massena mit Elitetruppen unternommen; J. behauptete aber seine Stellungen und zwang den Gegner mit empfindlichem Verluste zum Rückzuge. Für diese ruhmvolle Vertheidigung erhielt Generalmajor J. das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens. Im October 1800 ward J. zum Feldmarschalllieutenant befördert; in dieser Stellung machte er die Feldzüge der J. 1805 und 1809 mit.

Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder, Wien 1857.

K. A.

Jellačić de Buzim: Josef Graf J. de B., kaiserl. österreichischer Feldzeugmeister, Großkreuz des kaiserl. Leopold-Ordens, Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, Ban, oberster Capitän in Kroatien und Slavonien, Gouverneur und commandirender General in Kroatien, Slavonien und Dalmatien, Gouverneur von Fiume, Inhaber des 46. Infanterie- und der (be-

standenen) Banalgrenzregimenter Nr. 10 und 11, geboren zu Peterwardein am 16. October 1801, gestorben am 20. Mai 1859 zu Agram. Einer alten adeligen slavischen Familie entsprossen, ältester Sohn des als kaiserl. Feldmarschalllieutenant im J. 1810 gestorbenen Franz Freiherrn v. J., kam der achtjährige Knabe zur Erziehung in die theresianische Ritterakademie zu Wien. Hier entwickelte J. sein großes Talent für Sprachen. Kriegswissenschaften und Geschichte waren und blieben seine Lieblingsstudien. Mit 18 Jahren trat er als Unterlieutenant in das Dragonerregiment Nr. 3 (jetzt Nr. 11), erlangte im J. 1830 die Hauptmannscharge im Oguliner Grenzregimente, wo J. die mannichfaltigsten Erfahrungen in den unaufhörlichen, oft blutigen Conflicten mit den bosnischen Räubern machte. — Am 17. October desselben Jahres focht er an der Spitze eines Bataillons gegen die Türken bei Weliki-Kladuš und war so glücklich, durch sein tapferes und kluges Verhalten sich die Anerkennung des Kaisers zu erwerben. — Successive vorrückend, wurde J. im October 1842 Oberst und Commandant des 1. Banalregiments. Mit dem J. 1848 beginnt die Reihe jener ausgezeichneten Thaten, durch welche der zum Generalmajor und Banus von Kroatien, zum geheimen Rath und im April zum Feldmarschalllieutenant und commandirenden General in Kroatien ernannte J. die glänzendsten Beweise seiner außerordentlichen militärischen und staatsmännischen Befähigung an den Tag legte. — Am 11. September 1848 überschritt der Ban mit 40,000 Mann die Drau, drängte die magyarischen Insurgenten über Stuhlweißenburg nach Velencze, schlug sie hier nach zweistündigem Gefechte und nöthigte sie zum Rückzuge nach Marton-Vasár (26. September). — Am 29. September stieß Ban J. abermals auf den Feind, der eine starke Stellung bei Pákozd besetzt hielt; nach längerem Kampfe zogen sich die Insurgenten gegen Ofen-Pest zurück. — Ban J. jedoch, durch den Mangel an Geschütz und anderen Kriegsbedürfnissen genöthigt, nahm den von den Insurgenten vorgeschlagenen dreitägigen Waffenstillstand an, wandte sich gegen Ungarisch-Altenburg — um sich Wien zu nähern, wo die Revolution den Gipfelpunkt erreicht hatte. — In Altenburg erfuhr er die Vorgänge des 6. October zu Wien, die schmachvolle Ermordung des Kriegsministers Grafen Latour und beeilte nun den Anschluß an die Truppen der Garnison Wien, nachdem er einen Theil seines Heeres (14,000 Mann) unter dem Befehle des Feldmarschalllieutenant Thodorovič längs der steierischen Grenze zum Schutze Kroatiens zurückgesendet hatte. — Mit dem Reste der Armee (25,000 Mann) brach J. gegen Wien auf, — am 10. October standen seine Vorposten bereits am Laaer Berge angesichts der im Aufruhr befindlichen Hauptstadt. Hier fand am 12. die Vereinigung mit den Truppen des Feldmarschalllieutenant Grafen Auersperg statt. — Bei den nun folgenden Kämpfen vor und um Wien (12.—31. October) zeichnete sich J., dem Feldmarschall Fürst Windischgrätz nach der nun vorgenommenen Neueintheilung des Heeres das erste Armeecorps überwies, hervorragend aus. Nachdem am 16. December 1848 die Vorrückung gegen Ungarn begonnen hatte, befehligte Feldmarschalllieutenant J. während des am selben Tage bei Parndorf stattgefundenen Gefechtes den rechten Flügel, verfolgte die Insurgenten und entriß denselben Altenburg und Wieselburg (18. December). Theilnehmer an den bedeutendsten Gefechten des Winterfeldzuges war der bereits (am 13. März) zum Feldzeugmeister beförderte Banus J. zum Befehlshaber der theils aus dem 1. Armeecorps, theils aus den an der untern Donau operirenden einzelnen Corps zu bildenden Südarmee ernannt worden. — Von Essegg, dem Stützpunkte für sein 30,000 Mann starkes Armeecorps, deckte er mit seinem rechten Flügel die serbische Woiwodschaft, mit dem linken die Donau. Am 25. Juni warf er in dem Treffen bei O'Becse die Rebellen auf das linke Theißufer, zer-

storte ihre Schiffbrücke und brachte in kurzer Zeit die ganze Bácska in die Hände der k. k. Truppen. Die Schlacht bei Hegyes (14. Juli) schließt die Reihe der Ereignisse, welche während der Dauer des Bestandes der Südarmee bei derselben vorfielen; in dieser Schlacht, welche von 3 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags währte, fochten 8000 Oesterreicher mit 73 Geschützen gegen eine Uebermacht von 15,000 Insurgenten mit 62 Geschützen. — Am 16. Juli zog sich J. gegen Titel und am 18. Juli bei Szlankamen über die Donau nach Ruma, von wo er die Cernirungstruppen von Peterwardein verstärkte. Feldzeugmeister Haynau's Vordringen bot endlich dem Ban die Gelegenheit zur Vereinigung mit der Hauptarmee. — Er ging bei Szlankamen mit 3 Colonnen über die Donau und vermochte, nachdem Perlasz und Pancsova besetzt worden, bei Uj-Becse die Verbindung mit Haynau herzustellen (16. April). Des Banus große Verdienste vom Beginn der Mairevolution bis zur Einnahme von Wien wurden noch im J. 1849 durch das Capitel mit dem Commandeurkreuze des Militär-Maria-Theresien-Ordens belohnt. — An das kaiserliche Hoflager nach Wien berufen, erließ er am 10. September, vor seiner Abreise dorthin, den folgenden Tagesbefehl an seine treue Südarmee: „Ein Jahr ist vorübergegangen, seit ich das Banner erhob, um an der Spitze der treuen Grenzvölker, der Empörung die Spitze zu bieten, einen Damm entgegenzustellen bei hereinbrechender Anarchie. Und es war ein Jahr, wie Oesterreichs Geschichte kein zweites gekannt und nimmer kennen möge, ein Jahr voll heißen blutigen Kampfes, reich an Mühe und Entbehrungen! In dürftiger Kleidung spärlich ausgerüstet, fochtet Ihr in der eisigen Kälte des Winters mit ebenso treuer Hingebung, wie in der Gluth des Sommers auf verheerten ausgedorrten Ebenen. — Kämpfend mit den mächtigen Einflüssen ungewohnter Klimate, habt Ihr nicht allein dem Schwerte des Feindes, Ihr habt weit mehr Opfer den Fiebern und ansteckenden Krankheiten erliegen sehen! Gar viele unserer Brüder ruhen in fremder Erde; sie Alle deckt ein ehrendes Grab, denn Alle starben für das große gemeinsame Vaterland. — Ihr aber, die Ihr nun heimkehrt vom langen mühevollen Zuge — nehmt meinen, nehmt des Vaterlandes Dank, als dessen treueste Söhne Ihr Euch bewährt. — Mit dem vollen Bewußtsein erfüllter Pflicht kehren Eure gelichteten Reihen zur Heimath zurück — Trauert um die Fehlenden, aber bedauert sie nicht, denn groß war das Ziel, nach dem wir strebten; es galt den sinkenden Thron zu stützen und aus den Gräueln wilden Bürgerkrieges das Vaterland zu erretten — ein schönes, ein herrliches Vaterland! Ihr habt mit schwerem Preis gezahlt; — doch nun blicket mit Stolz empor zu jenen Fahnen, die Euch vorangeleuchtet in der Nacht blutiger Kämpfe. — Ihre siegreichen Zeichen verkünden uns Allen das goldene Wort, daß es wieder ein großes, ein mächtiges Oesterreich gebe, weil Ihr auch in der Stunde banger Zweifel das waret, was Ihr von je gewesen, tapfer und treu". — Feldzeugmeister J. wirkte nach den Kriegsjahren wieder in seiner früheren Stellung als Banus zum Segen der seiner Fürsorge anvertrauten Länder, deren genaue Kenntniß bezüglich ihrer Geschichte, Sitten, Gebräuche, Eigenthümlichkeiten ihm, wie keinem Zweiten, eigen war. — Im J. 1854 in den Grafenstand erhoben, war dies fast der letzte Sonnenblick in seinem Leben. — Er begann in den folgenden Jahren zu kränkeln und das J. 1859 vollendete die Zerstörung dieses herrlichen Organismus. — Am 20. Mai verschied der Edle zu Agram. — Der Kaiser, um der Armee den Namen des Verewigten für immer zu bewahren, befahl, daß das 1. Banalgrenzregiment dessen Namen für immerwährende Zeiten zu tragen habe — und führt nach der im J. 1873 erfolgten Auflösung dieses Regiments, das aus dessen früherem Ergänzungsbezirke gebildete Ottočaner Infanterieregiment Nr. 79 diesen Namen. Was J. als Jüngling aus lebendig innerer Fülle des

Herzens seinen Freunden gesungen und gedichtet, war noch während seines Lebens in einer Sammlung vereinigt erschienen (Gedichte des Banus Josef Freiherr v. J., Wien 1851). K. A.

Jelpke: Johann Wilhelm J., geb. im J. 1717 zu Braunschweig, wo er im J. 1747 Conrector am Gymnasium und 1761 Professor am Collegium Carolinum ward. Er starb 1763. Von ihm giebt es einige Schäferspiele und ein ins braunschweiger Gesangbuch von J. 1779 aufgenommenes Morgenlied: „Es flieh'n die Schatten von der Erde".

Richter, Biogr. Lexikon alter und neuer Liederdichter, S. 154. Vgl. Goedeke S. 595, § 252, Nr. 9—11. l. u.

Jena: Friedrich v. J., wurde um das J. 1619 in Anhalt-Zerbst, wol in der Hauptstadt des Ländchens, Zerbst selbst geboren. Er entstammte einer alten Patrizierfamilie der Stadt, in der sein Vater eine hervorragende Stellung einnahm. Gleich seinem ein Jahr jüngeren Bruder Gottfried vom Vater für die wissenschaftliche Laufbahn bestimmt, wandte er sich der Jurisprudenz zu und in dieser wieder vornehmlich staatsrechtlichen Studien. Ueber seinen Studiengang fehlen nähere Nachrichten, desgleichen über die Anfänge seiner praktischen Thätigkeit. Daß sein Ruf als Lehrer der Rechte sich frühzeitig über den Kreis seiner engern Heimath hinaus verbreitete, geht daraus hervor, daß Friedrich Wilhelm von Brandenburg Verhandlungen mit ihm anknüpfen ließ betreffs Uebernahme einer ordentlichen juristischen Professur an der märkischen Landesuniversität zu Frankfurt a. O J. nahm das Anerbieten an und siedelte nach Brandenburg über, wo sich ihm bald ein weiterer Spielraum für seine ungewöhnlichen Talente darbieten sollte. Des Kurfürsten Verwicklungen mit Schweden im Herbst des J. 1654 betreffs der Stellung des Herzogthums Preußen in dem drohenden schwedisch-polnischen Kriege, setzten Jena's Feder speciell im brandenburgischen Interesse zum ersten Mal in Bewegung. Seine Gutachten über die vorliegenden verwickelten Fragen staatsrechtlicher Natur müssen auf den Kurfürsten besonderen Eindruck gemacht und ihm den Wunsch nahe gelegt haben, eine so gewandte und allezeit bereite Feder in seine unmittelbare Nähe, sein Cabinet zu ziehen. Nachdem die durch Jena's Abgang von der Universität zu gewärtigende Lücke Anfangs 1655 durch die Berufung seines jüngeren Bruders Gottfried von der Universität Heidelberg ausgefüllt war, siedelte Friedrich, Sommer 1655, von Frankfurt nach Berlin Cölln über, wo er die Würde eines Geheimen Raths erhielt (3. Juli 1655). Als solcher hatte er nicht nur Sitz und Stimme im Staatsrath, sondern wurde auch dem Kurfürsten, gleich Otto von Schwerin und Graf Waldeck, persönlich attachirt, etwa in der Stellung eines heutigen Cabinetsrathes. Im nordischen Krieg zeigte er sich, bei aller persönlichen Entschlossenheit, doch als ein äußerst vorsichtiger Politiker. Dem Drängen Waldeck's auf Conjunction und Abschluß eines Vertrags mit Karl Gustav von Schweden, Frühling 1656, stellte er sich, trotz der Hinneigung des Kurfürsten zu diesem Schritt, auf das Entschiedenste entgegen und ließ sich in seinem Verhalten auch durch Drohungen nicht einschüchtern. Als der Erfolg der kühneren Politik seines Herrn Recht gegeben, war er es, der durch den Abschluß des Vertrags von Labiau 10./20. Nov. 1656, neben Schwerin die Souveränität des Herzogthums Preußen den Schweden abrang, ein Gewinn, der, alle Wechselfälle des nordischen Kriegs hindurch, dem Hause Brandenburg erhalten blieb. Im Sommer des folgenden Jahres 1657 wurde J. nach Cleve gesandt, um von dort gemeinsam mit dem Statthalter Fürst Joh. Moritz von Nassau nach Frankfurt a. M. zum Wahltage abzugehen. Durch das langsame Eintreffen der Gesandten bis zum Frühling 1658 in Cleve zurückgehalten, langte er erst im März mit seinen Gefährten in Frank-

furt an und wußte dort die politische Richtung seines Gebieters, soviel es die isolirte Lage desselben gestattete, bei der Wahl Leopolds (18. Juli 1658) zur Geltung zu bringen. In den nächsten Jahren bleibt J. fast ununterbrochen im Gefolge seines Herrn. Mit ihm zieht er Herbst 1658 ins Feld, ist mit ihm bei den Friedensverhandlungen zu Oliva thätig, begleitet ihn Ende 1660 nach Cleve, wo er sich bei der Regelung des Verhältnisses zu den Ständen hülfreich erweist, um mit ihm dann wieder Herbst 1662 von Berlin nach Königsberg zu gehen. Ueber die Frage des Ausgleichs mit den preußischen Ständen, die die Erbhuldigung von der Erledigung ihrer Beschwerden auf dem langen Landtage von 1661/62 abhängig machten, kam es zu ernsten Differenzen zwischen J. und dem Oberpräsidenten Schwerin, der größere Nachgiebigkeit den Ständen gegenüber empfahl. Der Kurfürst folgte den Rathschlägen Jena's, die sich hier wie zu Cleve erprobten. Die Erbhuldigung (October 1663) machte den langen Zwistigkeiten zwischen Herrschaft und Ständen für immer ein Ende. J. vertrat hier den Ständen gegenüber, wie am Hof und in der Verwaltung, gleich seinem Geistesverwandten, dem clevischen Kanzler Daniel Weimann, das Princip des absoluten Dominats des Fürsten mit größter Entschiedenheit und Konsequenz. Es giebt keinen Staatsmann am Hofe des Großen Kurfürsten, der die Nothwendigkeit eines straffen, centralisirten Regiments, sowie die Schaffung eines stehenden Heeres klarer begriffen und mit unerbittlicherer Energie alle entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen gesucht hätte, als J. Schon während des nordischen Kriegs war er sich klar darüber, daß ein genügend starkes stehendes Heer nur auf Grund erhöhter Steuern und bei der Unmöglichkeit höhere direkte Abgaben von den Ständen zu erlangen, einer neuen Steuerverfassung aufzustellen sei. Im Einverständniß mit einigen wenigen anderen Räthen seines Herrn strebte er seit dieser Zeit die Erweiterung des Systems indirekter Steuern und die Uebertragung der bereits bestehenden aus ständischer Verwaltung auf die kurfürstliche an. Auch hier erwies der Erfolg die Richtigkeit seiner Ansichten. Es ist bekannt, welche Kämpfe die Einführung der Accise, erst in den Städten, dann auch auf dem platten Lande kostete und wie der Kampf darüber mit den Ständen sich weit über die Regierungszeit des großen Kurfürsten hinauszieht. Dies war ein vermehrter Anlaß, mit den den Ständen noch verbliebenen Rechten politischer Natur, besonders der Schulden- und Steuerverwaltung, aufzuräumen und Niemand ging dabei auf die Intentionen des Kurfürsten mit größerer Bereitwilligkeit ein, förderte sie seinerseits mehr, als J. Schon seit dem J. 1670, wo er zuerst mit der Untersuchung der ständischen Steuerverwaltung in den Marken betraut wurde, forderte er deren Ersatz durch eine kurfürstliche. Fast ein ganzes Jahrzehnt noch wußten die ständischen Ausschüsse sich einen Schein von Selbstverwaltung zu wahren. Erst als J. nach Schwerin's Tod, 1679, mit dem Amte eines Landschaftsdirectors betraut wurde, und die Ablösung der auf der Landschaft haftenden Schulden so gut wie vollendet wurde, eilte auch diese Scheinverwaltung ihrem Ende entgegen. Kaum giebt es ein Gebiet der Verwaltung, bei dem sich nicht die Thätigkeit dieses vielseitigen Staatsmannes nachweisen ließe. Neben äußerer und innerer Politik, Steuer-, Finanz- und Organisationsfragen widmete er sich mit nicht minderem Erfolg den kirchlichen Dingen, deren Leitung bei der Mischung dreier Confessionen in den Gebieten des Kurfürsten eben so viel Takt wie Entschiedenheit voraussetzte. J., dem die Inspicirung der geistlichen Sachen 1669 aufgetragen wurde, entledigte sich dieser Aufgabe zur besonderen Zufriedenheit seines Herrn. Jeder der drei Confessionen wurden genau die Rechte gewahrt, die ihr verfassungsmäßig zustanden, was nicht eine gewisse Bevorzugung der Reformirten in den Geschäften, am Hof und im Heer hinderte. Jedem Versuch der Eiferer dagegen, die alte

Bevorrechtigung der Landeskirche in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten, wehrte er, vom Kurfürsten nachdrücklich unterstützt, mit voller Entschiedenheit.

Besonders hervorzuheben ist die Lauterkeit seines Charakters. In einem Zeitalter, wo die Annahme von Präsenten, sog. Verehrungen, seitens der Staatsdiener als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet wurde, ist J. vielleicht der Einzige am kurbrandenburgischen Hof, der jeder Anmuthung dieser Art unerschütterlich den Rücken wies. Nur die Verleihung eines Gutes in Preußen, zum Danke für seine Dienste in den Jahren 1655/56, ließ er sich von seinem Kurfürsten gefallen. Dies seine Ehrgefühl zeigte sich gegen Ende seines Lebens in einer ganz verschiedenen Richtung, die für ihn persönlich die betrübendsten Folgen haben sollte. Im J. 1675 nahm Kurfürst Fr. Wilhelm den braunschweig-wolfenbüttelschen Geheimen Rath Bodo von Gladebeck in seine Dienste mit der Anciennetät eines Geh. Raths von 1655, d. h. vor J. Dieser und ein davon mitbetroffener College Christoph Caspar v. Blumenthal, weigerten sich seitdem im Geh. Rath zu erscheinen, um nicht nach Gladebeck Session zu nehmen und zu votiren. Trotz der dringenden Mahnungen ihres Herrn blieben sie fest bei ihrem Entschlusse, lieber ihr Amt aufzugeben, als etwas zu thun, was gegen ihre Ehre zu verstoßen schien. Der nicht minder feste Kurfürst, der irrthümlich seine Autorität den eigenen Dienern gegenüber gefährdet glaubte, wenn er von den einmal gegebenen Bestimmungen und Versprechen zurückträte, ließ es zum Aeußersten kommen, und so nahm denn J. seinen Abschied und zog sich schweren Herzens nach seiner anhaltinischen Heimath zu Zerbst zurück, sich damit begnügend, von den Vorgängern am Hof und im Rath einigermaßen durch seine Correspondenten im Laufenden erhalten zu werden. Mehr als drei Jahre verbrachte er zu Zerbst, gleichsam in der Verbannung; endlich fand sich ein Modus, ihn wieder an den Hof zu ziehen und ihm seine frühere Stellung zurückzugeben. Daß es indeß auch nach seiner Rückkehr nicht ganz an Reibungen gefehlt hat, darauf deutet ein erneutes Demissionsgesuch vom Ende 1680, worin der erst Sechzigjährige „wegen Leibesschwachheit" um die Enthebung von seinen freilich zahlreichen und schwierigen Beschäftigungen bat. Dieses Mal schenkte der Kurfürst indeß seiner Bitte nicht Gehör und so verblieb denn J. in seiner dienstlichen Stellung bis zu seinem im September 1682 erfolgenden Tode. Seit dem Ableben Schwerin's, Herbst 1679, kann man J. als den ersten Minister am Hof des Großen Kurfürsten bezeichnen, wenngleich er zum Fürsten persönlich nie in jenem traulichen Freundschaftsverhältniß gestanden zu haben scheint, dessen sich der Oberpräsident stets zu erfreuen hatte. Von der Tüchtigkeit Jena's legt der Umstand vielleicht das beste Zeugniß ab, daß bei seinem freiwilligen Ausscheiden aus dem Dienst, Ende 1675, seine Freunde wie seine Gegner die Lücke, die dadurch im Dienst ihres Herrn entstand, gleich sehr empfanden und gleichmäßig um seine Rückberufung bemüht waren. Aehnlich berührt es, wenn wir den jüngeren emporstrebenden Collegen Meinders ihn von Berlin aus mit der Bitte bestürmen sehen, doch schleunigst seiner freiwilligen Verbannung ein Ende zu machen, da die wenigen aus der alten Generation noch übrigen Räthe sonst unter der Last der Geschäfte erliegen würden. Wenn auch nicht immer der Gunst, so erfreute J. sich doch stets des uneingeschränkten Vertrauens seines Herrn, der, mindestens in der innern Politik, während der Jahre 1655—82 wenige Dinge von Bedeutung vorgenommen hat, über die er nicht vorher das Urtheil dieses Mannes eingeholt hätte. Paul v. Fuchs, der bei seinem Tod gewissermaßen an seine Stelle trat, war, so fein er sein mochte, doch entfernt nicht von jener innern Festigkeit und Klarheit, um ihn ganz zu ersetzen, und die Lücke, die damit im Dienst des Großen Kurfürsten eintrat, blieb unausgefüllt.

J. G. Droysen, Gesch. d. Preuß. Politik III. 2. 221 ff. v. Orlich, Gesch. des Gr. Kurfürsten I, 250 ff. Isaacsohn, Gesch. des Preuß. Beamtenthums II, 202—239, 254 ff. Cosmar u. Klaproth, Der Preuß. Geh. Staatsrath 359. Urkunden u. Aktenst., Bd. V. 902, 33, 69, 71. VII, 401 ff., 530, 574, 727 ff. Akten des Geh. Staats-Archivs zu Berlin.

Isaacsohn.

Jena: Gottfried von J., Bruder des obengenannten Friedrich, wurde Ende 1620 zu Zerbst geboren und erhielt dort seine erste Ausbildung. Auch er ward zur juristischen Laufbahn bestimmt und ließ sich nach Absolvirung seiner Studien auf den Universitäten Wittenberg, Gießen, Marburg und der Rückkehr von längeren Reisen, die ihn durch den ganzen Westen Europa's führten, in Heidelberg als Docent der Rechte nieder. Der Pfalzgraf Karl Ludwig machte ihn zu seinem Rath und ließ ihm mannigfache Förderung zu Theil werden. Dennoch entschloß er sich, dessen Dienst Anfang 1655 mit dem des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu vertauschen, der ihm eine ordentliche Professur zu Frankfurt a. O. anbot. Es war gerade zur Zeit, als der Kurfürst mit Gottfrieds älterem Bruder Friedrich wegen dessen Berufung an den Hof unterhandelte. Die Annahme liegt daher nahe, daß des Kurfürsten Blick durch diesen auf seinen Bruder gelenkt worden, wie daß dieser durch den älteren Bruder zur Annahme des Rufes bestimmt worden sei. Drei Jahre später, 1658, wurde J. durch die Verleihung des Charakters eines Geheimen Raths ausgezeichnet, wol als Belohnung für die Anfertigung von Rechtsdeductionen und Gutachten, eine Thätigkeit, die damals den Lehrern des öffentlichen Rechts an Universitäten bekanntlich stets mit zugewiesen wurde Im J. 1662 erhielt J. Gelegenheit, seine umfangreiche Kenntniß des Reichsrechts auch praktisch zu verwerthen. Der Kurfürst ernannte ihn zu seinem Vertreter auf dem Regensburger Reichstage für das Herzogthum Pommern und das Fürstenthum Halberstadt. J. hatte seine neue Stellung mindestens ein Vierteljahrhundert inne. Noch in den letzten Zeiten des Großen Kurfürsten sehen wir ihn auf seinem Posten, das beste Zeichen dafür, daß er denselben gut ausfüllte. Seine Reichstagsberichte zeichnen sich durch Klarheit und Genauigkeit aus; nichts entgeht seinem geübten Blick; von den geheimsten Intriguen bis zum öffentlichen Stadtklatsch und den neu auftauchenden Pasquillen herab wird alles an den Hof berichtet. J. erfreute sich unter seinen Genossen zu Regensburg allgemeiner Achtung und wußte seinen Gebieter würdevoll zu vertreten. Ein einziges Mal, gegen das Ende von dessen Regierung, kam es zu einem Fall, der seine Entfernung veranlaßt hätte (Febr. 1687), wenn nicht ein plötzlicher Wechsel in der Politik die Avancen die J. dem französischen Gesandten Verjus auf eigene Hand gemacht, als nicht gerade unvortheilhaft hätte erscheinen lassen. So wurde die schon geschehene Abberufung Jena's vom Kurfürsten suspendirt, und wir sehen denselben noch am Schlusse dieser Regierung zu Regensburg fungiren. Pensionen und Ehrenämter waren der Lohn seiner langjährigen treuen Dienste. Im J. 1663 zum Kanzler des Fürstenthums Minden gemacht, wurde er 11 Jahre später, 1674, zur höchsten Würde des Staats, der eines Wirklichen Geheimen Raths, erhoben. Im J. 1680 endlich, nach der Erwerbung Magdeburgs, erhielt er die Stelle eines Kanzlers des Herzogthums, ohne indeß darum seine Thätigkeit als Gesandter aufzugeben. Erst unter Friedrich III. siedelte der fast Siebenzigjährige nach Halle, der Hauptstadt des Landes, über, um dort den Abend seines Lebens in Ruhe zu verbringen. Im J. 1697 wurde ihm der Geh. Rath Nic. Barthol. v. Danckelmann als Stütze beigegeben, der bei seinem am 3. Januar 1703 erfolgenden Tode seine Stelle übernahm. J., der unverheirathet geblieben war, hat sich zu Halle ein gutes Andenken gestiftet durch die

Hinterlassung eines Kapitals von 60,000 Thlrn. zur Begründung eines weltlichen Fräuleinstifts, das seinen Namen bis auf die Jetztzeit gebracht hat.

Droysen, Gesch. der Preuß. Politik III, 3, 473 ff. 552. Isaacsohn, Gesch. des Preuß. Beamtenthums II. 203 ff., 256. Cosmar und Klaproth, Gesch. des Preuß. Geh. Staatsraths 365/366. Isaacsohn.

Jenatsch: Georg J., ward 1596 in dem graubündnerischen Dorfe Samaden geboren. Seine Abstammung ist nicht genau ermittelt. Der stürmisch bewegte Charakter der Zeiten, in die seine Geburt fällt, blieb nicht ohne Einfluß auf seinen persönlichen Charakter. Seine Mitbürger waren in eine reformirte und eine katholische Partei ausgeschieden, von denen erstere die Interessen der französischen Krone verfocht, während letztere die Nachtheile dieser politischen Stellung fürchtend, um so mehr zu Mailand hinneigte. Die Parteispaltung trug zugleich einen Gegensatz der herrschenden Familien in sich, der in jeder Thalschaft, ja in jeder Kirchgemeinde seine Vertreter hatte. Nicht am wenigsten im Oberengadin war der Gegensatz der Familien von Salis und von Planta ein alle Verhältnisse durchdringender, und hatte gerade dort zu den heftigsten Auftritten geführt, als es sich 1565 darum gehandelt hatte, mit Karl IX. von Frankreich das Bündniß wieder zu erneuern. In diesen Umgebungen wuchs J. auf. — In seinem heimathlichen Dorfe gehörte der überwiegende Einfluß der zu Frankreich hinneigenden Familie v. Salis. Seine Jugendjahre fielen in die Zeit, da Heinrich IV. die Machtstellung des Hauses Bourbon begründete. Den reformirten Predigern erwuchs aus diesen Verhältnissen ein nicht zu unterschätzender Einfluß, und auch J. wurde daher zu diesem Berufe bestimmt. Er vollendete seine Studien in Zürich, wo bündnerische Jünglinge damals häufig im Alumnat zum Frauenmünster Aufnahme fanden. Sein ersten Dienste im Predigtamte widmete er der Gemeinde Berbenno im Veltlin. Man glaubte damals die Reformation in dieser Landschaft durchführen zu können, und war daher bestrebt, junge feurige Kräfte in den dortigen Angriffsstellungen zu benutzen. Seit dem gewaltsamen Tode Heinrichs IV. war jedoch die Gegenpartei wieder einflußreicher geworden, da von Mailand her wieder mehr zu besorgen war, und die Nothwendigkeit gegeben schien, dasselbe mehr zu berücksichtigen.

So entwickelten sich hieraus die Stürme, die im Gefolge der Frage über die Erneuerung des Bündnisses mit Venedig auftraten. Mit furchtbarer Rücksichtslosigkeit hatten die Familie Planta und deren Anhänger die Erneuerung des seit Ende 1613 zu Ende gegangenen Bündnisses mit der Republik Venedig im im Jahre 1617 zu vereiteln gewußt, ein Strafgericht verhängte die härtesten Strafen an Leib, Gut und Ehre gegen die Beförderer jenes Bündnisses . .

Mit der politischen Reaction hingen die kirchlichen Verhältnisse auf das engste zusammen. An der Spitze der spanisch-mailändischen Partei stand Pompejus von Planta, Erbmarschall des Hochstifts von Chur und Rath des Erzherzogs Leopold. Er mit seinem Bruder Rudolf betrieben nun mit allem Eifer den Abschluß eines Bündnisses mit Mailand, und glaubten jeden Widerstand beseitigt zu haben. Gegen diese Bestrebungen aber erhob sich nun, in ihrer Existenz bedroht, die Körperschaft der reformirten Prediger des Landes, und dieses Auftreten war die Losung, die den jungen Prediger J. in eine an Abenteuern reiche politisch-militärische Laufbahn warf. Das Sendschreiben der Prediger hatte gezündet, ein Volksaufstand brach gegen die Planta's los, verlangte Bestrafung der spanischen Parteigänger, und in Folge dessen wurde 1618 das Strafgericht in Thusis niedergesetzt, neben dessen Richtern als geistliche Aufseher, wie sie officiell genannt wurden, neben mehreren anderen Predigern sich auch J. befand. Der Parteikampf kleidete sich in gerichtliche Formen, wie begreiflich suchte man die gewonnene Stellung auch durch politische Umgestaltungen zu befestigen.

Man glaubte in der Lossagung von allen fremden Bündnissen das befreiende Wort gefunden zu haben. Doch vergebens, die Verhältnisse beherrschten die Menschen. Ein Strafgericht löste das andere ab, je eins die Werke seines Vorgängers vernichtend, bis 1620 die Ermordung der Reformirten in Veltlin erfolgte und hierdurch bis zum Entsetzen die wahre Lage des Landes klar wurde. Nun folgten jene mit unzureichenden Mitteln unternommenen Versuche die aufständischen Landschaften der mailändischen Staatskunst wieder zu entreißen, was die Katholischen durch volle Versöhnung mit Mailand, die Reformirten durch ausgiebige Unterstützung Frankreichs zu erreichen hofften. Erstere verleiteten die Gemeinden des Oberen Bundes zu einem Separatvertrage mit Mailand, in der Meinung, hiemit das ganze Land nachzuziehen, und so in den Wiederbesitz des Veltlin zu gelangen. J., der sich während dieser Wirren nur unter dem Schutze des zürcherischen Regiments Steiner in Sicherheit fühlen konnte, faßte offenbar auf Betreiben des französischen Residenten Gueffier den Plan, das Haupt der katholisch-spanischen Partei Pompejus Planta aus dem Wege zu räumen. Da derselbe die in Thusis über ihn verhängte Verbannung durch seine Rückkehr ins Land und seine erneuerten Umtriebe gebrochen hatte, so konnte er als vogelfrei behandelt werden. Nach einem scharfen Nachtritte in zahlreicher Begleitschaft langte J. am Morgen des 25. Februar 1621 auf Schloß Rietberg an und Pompejus fiel unter den Axthieben seiner politischen und religiösen Gegner. Und jetzt wurde zur Beseitigung des spanischen Bündnisses und zur Vertreibung der zum Schutze jener Unternehmung im Oberen Bund anwesenden Hülfstruppen aus den Waldstätten geschritten. Ein im Unterengadin rasch organisirter Aufstand führte zur Bildung eines Streifzuges, der unter Führung von J. unerwartet vor Thusis erschien, die dort stehenden starken Posten überwältigte und zurückdrängte und nun von allen Seiten her verstärkt, die waldstättischen Truppen zum eiligsten Rückzug über die Landesgrenze nöthigte. Nach diesen Erfolgen war Jenatsch's Name ein gefeierter. Man nannte die Vollzieher der Vendetta gegen Pompejus Planta „die neuen Tellen“; sie hatten einen wahren Triumphzug durch die evangelischen Städte der Eidgenossenschaft. Aber nun bereitete Spanien-Oesterreich unter Führung des Bruders von Pompejus einen Rachezug gegen das Land vor, der im Spätherbst des J. 1621 zu einer förmlichen Invasion sich gestaltete und dem Lande ein Schicksal, wie dasjenige Böhmens und der Pfalz zu bereiten schien. Nur mit Mühe und auf gefahrvollen Umwegen, von katholischen Bauern verfolgt, konnte sich J. mit der Mehrzahl seiner Genossen über das Hochgebirg nach Glarus retten, um von dort nach kurzem Aufenthalt in Zürich in die Dienste des Grafen von Mansfeld zu treten. Von hier beginnt seine militärische Laufbahn. Er erlangte in diesem Dienste den Grad eines Hauptmanns. Von dort aus trat er zunächst in französische Dienste unter dem Marschall von Coeuvres zur Eroberung des Veltlins, wobei er bis zum Range eines Oberstlieutenants emporstieg. So glänzend indessen auch der Feldzug des J. 1624 war, seine Erfolge wurden durch die schwankende Politik Frankreichs vereitelt, das über Graubünden hinweg seinen Frieden von Barcelona mit Spanien schloß, und Veltlin neuerdings den Ansprüchen der bündnerischen Oberherrlichkeit vorenthielt. Theils der Mißmuth über den unerwarteten Umschlag in der französischen Politik, ganz besonders aber die Folgen eines unglücklichen Duells mit seinem Obersten Jacob von Ruinell legten es J. nahe sich außer Landes zu begeben. Er wandte sich nach Venedig, nahm dort Dienst als Oberst eines Regimentes, das er zu werben übernahm. Dort machte er die Bekanntschaft des Herzogs von Rohan und kehrte mit diesem nach Bünden zurück, als es 1631 galt, eine Wiederkehr der im mantuanischen Feldzuge von 1629 unter Collalto erfolgten Occupation Graubündens zu verhindern,

und Veltlin in französischem Interesse wieder zu besetzen. Auch in diesem Feldzuge, der mit vollständigem Erfolge unter Mitwirkung zahlreicher hugenottischer Offiziere das Ansehen Frankreichs neuerdings hob, glänzte J. durch hervorragende Tapferkeit und Umsicht, und gewann daher das vollständige Vertrauen des Herzogs von Rohan. Wie jedoch die erfolgreiche Thätigkeit im Felde Rohan und J. nahe zusammengeführt hatte, so waren es die nachfolgenden diplomatischen Verwickelungen, die die beiden Männer wieder gänzlich auseinander brachten. Von Frankreich hatte man in Bünden die rückhaltlose Erstattung des Veltlin erwartet. Statt dessen zeigte es sich, daß Cardinal Richelieu sich mehr oder weniger gegenüber Spanien an den Vertrag von Barcelona gebunden erachtete. Man war daher sehr enttäuscht über die Bedingungen, welche Rohan in Betreff der Wiedererstattung Veltlins vorzulegen hatte. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Da Rohan selbst von seinem Hofe wenig rücksichtsvoll behandelt wurde und häufig nicht einmal seine Offiziere gehörig bezahlen konnte, so steigerte sich in Bünden die Unzufriedenheit bis zur Erbitterung. Man begann zu empfinden, daß wenn Frankreich nicht ein mehreres zu bieten habe, als Mailand, eben so gut mit letzterem Staate, der das größte Interesse an der Entfernung der Franzosen hatte, ein erträgliches Abkommniß getroffen werden könne. So bildete sich auf Betreiben von J., der nichtsdestoweniger das Vertrauen des Herzogs von Rohan sich zu bewahren wußte, im tiefsten Geheimniß eine Vereinigung von Männern beider Parteien, der Kettenbund geheißen, welcher die Unterhandlungen mit Mailand einzuleiten unternahm, und hauptsächlich durch die Hand von J. erwünschtes Entgegenkommen fand. Zur Beförderung dieser Unterhandlungen schien es ihm dann unerläßlich, sein reformirtes Bekenntniß abzuschwören und sich, wenigstens äußerlich, der römisch-katholischen Kirche anzugliedern. Es ist leicht verständlich, daß seine Person nur so in Mailand Nachsicht für früheres Auftreten und offenes Ohr für derzeitige Anträge finden konnte. Die Früchte der Verschwörung zeitigten, während man sich scheinbar noch im Kriegszustand mit Spanien-Oesterreich befand, und als Rohan im J. 1637 neuerdings den dringendsten Aufforderungen um Auszahlung rückständiger Soldbeträge nicht zu entsprechen vermochte, organisirte J. einen Auflauf, suchte sich der Person Rohan's zu versichern, und gelangte wenigstens dazu, daß ein Vertrag über sofortigen Abzug der französischen Truppen abgeschlossen wurde. Das war nun Jenatsch's größter Triumph, das Veltlin von fremden Besatzungen freigemacht, und die Rückkehr der Landschaft zum Gehorsam vermittelt zu haben. Man übertrug ihm den Oberbefehl über Stadt und Landschaft Chiavenna, während König Philipp IV. ihn mit dem Adelsdiplom auszeichnete, und die spanisch-österreichischen Gelder durch seine Hände zur Vertheilung an die Vertrauten gelangten. Er selbst nannte sich Director des spanischen Bündnisses. Indessen, wiewohl er sich seiner Gegenpartei in politischen und kirchlichen Angelegenheiten so bedeutend genähert hatte, und nahezu in ihrem Dienste thätig war, ließ ihn die heranschleichende Rache doch nicht mehr lange im Genusse der von ihm erreichten so höchst bedeutenden Stellung. Die Unterhandlungen wegen Abschluß des Bündnisses zogen sich hauptsächlich wegen des Religionsartikels bedeutend in die Länge. Es mußte eine zahlreiche Gesandtschaft nach Madrid abgeordnet werden, ohne indessen mehr ausrichten zu können, als schon in Mailand zugestanden worden war. Die Stellung von J. wurde hierdurch schwierig, und seine Feinde, die Planta, Ruinelli und Stampa, die er alle tödtlich beleidigt hatte, benutzten diese Stimmung. Noch bevor das Capitulat mit Spanien vollständig zum Abschluß gelangt war, wurde J., während er in der Fastnacht des J. 1639 bei einem Gastmahle saß, von vermummten Personen angefallen und erschlagen. Es soll hierzu dieselbe Axt verwendet worden sein, durch die

18 Jahre zuvor Pompejus von Planta verblutete. So endete das Leben eines Mannes, dessen Charakter und Handlungsweise des Räthselhaften ungemein vieles enthält, dessen Leistungen in mehrfacher Beziehung an das Außerordentliche streifen und deshalb auch für dichterische Auffassung so großen Reiz darbieten, daß sowohl die geschmückte Biographie als die Novelle und das Drama sich der Aufgabe bemächtigten.

Fort. v. Juvalt, Commentarii vitae ed. Hold. Curiae Raet. 1823. Fort. v. Sprecher, Historia motuum etc. Genevae 1620. Beide auch deutsch im Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden von C. von Mohr. Bd. 1, 3 und 4, Chur 1848—1857. Ulysses v. Salis-Marschlins, Denkwürdigkeiten, herausg. von C. v. Mohr, Chur 1858. Mémoires et lettres de Henri duc de Rohan sur la guerre de la Valteline. 3 Vol. Genève 1758. Alphons Flugi, Georg Jenatsch in bünd. Monatsbl. 1852. Nr. 9. 10. B. Reber, Georg Jenatsch, in Basler Beiträge zur vaterländ. Geschichte, VII. Bd. 1860. Arnold v. Salis, Georg Jenatsch, Drama. Conrad Ferdinand Meyer, Georg Jenatsch, Leipzig 1876. Kind.

Jenichen: Balthasar J., Zeichner, Kupferstecher und Kupferdrucker zu Nürnberg um 1560—1590. Andresen glaubt, daß er aus der Schule des Virgil Solis, dessen Bildniß er gestochen, hervorgegangen sei. Im Jahr 1587 war er noch am Leben, da er damals dem Nürnberger Rathe eine Quittung für Druckerarbeiten ausstellte; vor 1621 jedoch muß er gestorben sein, da der Senator Paul Behaim von Jenichen's Wittwe kaufte „allerlei gestochene Kupfer (d. h. Kupferplatten), haben gewogen 1 Ctr. 20 Pfd. umb 50 Fl. kumbt das Pfundt umb 25 kr." Höchst wahrscheinlich war er schon geraume Zeit todt, da kein Datum auf seinen Blättern über 1580 hinausgeht, oder er müßte zuletzt dem Stechen so ziemlich entsagt und blos seine Kupferdruckerei noch gepflegt haben. Jenichen's Kupfer sind theils gestochen, theils radirt; es sind zumeist Copien oder doch mehr oder weniger freie Entlehnungen. Als Künstler war er überaus schwach, nur durch kulturhistorische Beziehungen kann er hie und da ein Interesse erwecken. Andresen beschreibt in seinem deutschen Peintre-Graveur, Bd. 2, 291 Nummern, worunter 77 Porträts, die jedoch nicht nach der Natur aufgenommen sind. W. Schmidt.

Jenichen: Albrecht Rudolf Wilhelm Ludwig von J., preußischer General-Lieutenant, geb. am 11. April 1783 zu Gotha, ein Sohn des herzogl. sachsen-gothaischen Hofrathes J., trat 1799 in die preußische Artillerie, machte als Lieutenant den Krieg von 1806 mit, ward bei Auerstädt verwundet und gefangen genommen, ranzionirte sich und ging nach Pommern, ohne indeß weitere Verwendung im Felde zu finden. In desto reicherem Maße ward ihm diese in den Befreiungskriegen zu Theil. Einer reitenden Batterie des Bülow'schen Corps angehörend, war er zwar noch immer Seconde-Lieutenant, hatte aber vielfach Gelegenheit sich auszuzeichnen und brachte aus dem Kriege außer dem eisernen Kreuze 1. Classe einen so vortheilhaften Ruf mit, daß er zur Gardeartillerie versetzt wurde und daß ihm bei Beginn des Feldzuges von 1815 das Commando derselben 6. reitenden Batterie übertragen wurde, in welcher er während der vorangegangenen Kriegsjahre gedient hatte. Dabei blieb er in der Garde und ward auch bald zum Hauptmann befördert. Sein Benehmen in den Schlachten von Ligny und von Belle-Alliance konnte nur dazu dienen, seinen Ruf zu befestigen; Kriegs- und Friedensleistungen vereinigten sich sein Fortkommen zu fördern und so ward er bald darauf Adjutant des General-Inspekteurs seiner Waffe, des Prinzen August. Nach längerem Frontdienste kam er 1836 von neuem in dessen Umgebung und zwar als Chef von dessen Generalstabe, eine Stellung, welche Veranlassung wurde, daß J. auf die wissenschaftlichen Bestrebungen der

Waffe einen noch größeren Einfluß übte, als ihm schon früher durch seine Theilnahme an zahlreichen Commissionen zu äußern gestattet war. Die Erhebung in den Adelsstand war eins der äußern Zeichen, durch welche in dieser Zeit (1841) seine Dienste gewürdigt wurden. Bald darauf zum Inspekteur der Artillerie-Werkstätten, später zum Inspekteur der Artillerie-Inspektion ernannt, war ihm vergönnt an allen wichtigeren Fragen, welche das artilleristische Interesse betrafen, fortgesetzt Theil zu nehmen. Der Straßenkampf vom März 1848 berief ihn nochmals zu kriegerischer Thätigkeit; die Uebernahme des Kriegsministeriums, welches im Herbst desselben Jahres ihm angetragen wurde, lehnte er mit Rücksicht auf seine Schwerhörigkeit ab und übernahm nur die Erledigung der laufenden Geschäfte desselben unter dem Ministerpräsidenten General von Pfuel. Nachdem er das funfzigjährige Dienstjubiläum gefeiert hatte, trat er in den Ruhestand und starb am 14. Octbr. 1855.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt für September 1855. Poten.

Jenichen: Gottlob August J., Rechtslehrer, geb. zu Leipzig am 9. Juli 1709, † zu Gießen am 1. April 1759. — Verlor seinen Vater, den Rechtsanwalt Dr. Gottlieb August J. schon einige Monate nach seiner Geburt, am 25. April 1710, bald darauf auch seine Mutter und wurde im Hause seines väterlichen Oheims, des Professors der Moral und Politik in Leipzig Gottlob Friedrich Jenichen erzogen. 1723 kam er nach Schulpforta; nach dreijährigem Aufenthalte dortselbst wurde er zu Anfang des J. 1726 unter dem Rectorate seines Oheims und Vormundes, des Professors Gottl. Fr. J. zu Leipzig unter die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen. Dort hörte er philosophische, geschichtliche und rechtswissenschaftliche Fächer, vertheidigte 1727 die Abhandlung „De feudo inofficiose quaesito“, und hielt am ersten Ostertage desselben Jahres in der akademischen Kirche eine geistliche Rede. — 1729 wurde er kaiserlicher geschworener Notarius, 1730 ertheilte ihm die philosophische Fakultät in Leipzig die Magisterwürde, und im gleichen Jahre die Juristenfacultät auf Grund seiner Inauguralschrift „De clerico nepote exule successionis in geradam aviae maternae“ (Lips. 1730) den Grad eines Doktors beider Rechte. 1735 erging an ihn ein Ruf aus Wittenberg, 1736 aus Greifswalde, 1737 aus Upsala. Er lehnte wegen schwächlicher Gesundheit diese Anerbieten ab, trat als Rechtsbeistand in Mündelsachen bei Gericht auf, hielt als Docent juristische Vorträge und widmete sich hauptsächlich schriftstellerischer Thätigkeit. 1747 bekam er abermals einen Ruf und zwar nach Gießen als ordentl. Professor des Codex und der Novellen. Diesem Rufe leistete er Folge und übersiedelte am 12. Decbr. mit seiner Familie nach Gießen. Seine am 28. Decbr. dort gehaltene Antrittsrede preist die hervorragenden Tugenden des erlauchten hessischen Fürstenhauses und führt den Titel „De eminentissimis Seren. Principum gentis Hasso-Darmstadt. virtutibus“. Später erhielt er zu genannten Fächern noch die Professur für canonisches Recht und juristische Praxis, 1755 den Titel eines Hofrathes; die kurmainzische Akademie nützlicher Wissenschaften, die Duisburgische Gelehrten-Gesellschaft und die Jenaische lateinische Gesellschaft erkoren ihn zu ihrem Mitglied. Rastlos thätig starb J. vor dem Eintritte in sein 50. Lebensjahr am 1. April 1759. — J. war ein sehr eifriger Schriftsteller, der sowol eigene Werke schrieb, als auch neue Ausgaben von Werken Anderer besorgte, die er mit Vorreden und Anmerkungen versah. Weidlich zählt im 2. Theil seiner zuverlässigen Nachrichten von jetzt lebenden Gelehrten (S. 312—345) fünfzig von J. veröffentlichte Schriften auf. Außerdem hat er die Zeitschrift „Juristischer Büchersaal ꝛc.“ von 1737 bis 1739 in 16 Theilen herausgegeben und von deren aus 80 Theilen oder 10 Bänden bestehenden Fortsetzung „Allerneuste Nachrichten von juristischen Büchern, academischen Abhandlungen, Deductionen ꝛc.“ (Jena 1739 u. ff.)

46 Theile gefertigt. Von seinen eigenen Werken bewegen sich mehrere auf dem Gebiete der juristischen Biographie und Bibliographie; außerdem veröffentlichte er ziemlich gleichzeitig mit Senkenberg und dem Hallenser Zopernik unter dem Titel „Thesaurus juris feudalis", Francof. ad M. 1750, 1751, 1754, 4°. 3 Bücher Lehnrechtsquellen, und erwarb sich hierdurch um die im Allgemeinen spärlich gepflegte Disciplin des Lehenrechtes immerhin einige Verdienste. Von fremden Schriftstellern sind es namentlich Nikol. Hieron. Gundling, Augustin Leyser, Gregor Majansius, Martin Lipen, Salomon Brunnquell, Joh. Heinr. Mylius, welche dem fleißigen J. die neue Auflage einzelner ihrer Schriften zu danken haben. Ferner besorgte J. zwei neue Ausgaben von Joh. Christ. Lünig's „neueröffnetem Staatstitularbuch" (Leipzig 1743 und 1750), eine „durchaus verbesserte und ansehnlich vermehrte" von dessen Deductionsbibliothek (Leipzig 1745), und verfaßte in einem 11. Bande zu Leyser's Meditationes ad pandectas mit vieler Genauigkeit ein vollständiges fünffaches Register, dem er einige Abhandlungen aus seiner Feder anreihte. Jenichen's Arbeiten verrathen eine gewisse Selbsteingenommenheit, und verfallen ab und zu bei Beurtheilung der Leistungen Anderer in einen scharfen und polemischen Ton. Diese Umstände mögen erklären, daß es ihm nach eigenem Geständnisse „an Feinden, Neidern und Widersachern nie gemangelt habe". Er sei jedoch, bemerkt er weiter, — nie in einen Zweikampf eingetreten, habe vielmehr die Zeit der Lesung eines guten Buches und der Fertigung eines brauchbaren Werkes gewidmet. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft sind seine meistentheils schwerfällig geschriebenen Arbeiten mit Ausnahme der biographischen veraltet.

Ueber sein Leben: 1) Vorrede zu D. G. A. Jenichen's Abhandlung von Wittwencassen, Leipzig 1740. — 2) Jenichen's Nachr. aus dem Leben der jetztlebenden RGel. S. 105—109 (in beiden Schriften ist Jenichen's Leben von ihm selbst erzählt). — 3) Gottl. Stollens Anmerk. über Heumann's Consp. Rep. liter. 1063—67. — 4) Weidlich, Geschichte der jetzt lebenden Rechtsgel. Thl. I. S. 417—427. — 5) Hirsching's Handb. Bd. 3. Abth. 2. S. 36. — 6) Strieder, Grundl. zu einer hess. Gel. Gesch. Bd. 6. S. 251—58 (woselbst gleichfalls ein Verzeichniß von Jenichen's Werken u. den hierüber erschienenen Recensionen). Eisenhart.

Jenisch: Bernhard Freiherr v. J., Orientalist, geb. am 10. November 1734 in Wien, † daselbst am 22. Februar 1807; trat nach zurückgelegten Universitätsstudien als erster Zögling in die von der Kaiserin Maria Theresia 1754 begründete orientalische Akademie ein, in welcher er aber nur ein Jahr verblieb. Nachdem er von 1756—69 bei verschiedenen diplomatischen Missionen Oesterreichs im Orient Verwendung fand, kam er 1770 als Hofsecretär in die geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei und wurde 1791 zum Hofrathe und Referenten der orientalischen Akademie und nach van Swieten's Tode (1803) zum Hofbibliothekspräfecten befördert. J. beschäftigte sich auch als Gelehrter mit der orientalischen Litteratur und Sprachforschung. Zuerst veröffentlichte er eine „Anthologia Persica" (Wien 1778) und hierauf eine „Historia priorum regum Persarum ex Mohamede Mirchond persice et latine cum notis geographico-literariis" (Viennae 1782). Sein bedeutendstes Werk ist die Bearbeitung der zweiten Auflage des arabisch-persisch-türkischen Wörterbuches von Meninski, welche 1780—1802 in vier Foliobänden in Wien erschien und heute zu den litterarischen Seltenheiten gehört. In Anerkennung seiner Verdienste wurde J. 1790 in den ungarischen Adelsstand und 1800 in den österreichischen Freiherrnstand erhoben.

Vgl. V. Weiß Edl. v. Starkenfels, Die orientalische Akademie in Wien, Wien 1839. K. Weiß.

Jenison: Franz Olivier Graf v. J. zu Walworth, baierischer Diplomat, wurde am 9. Juni 1787 zu Heidelberg als der Sohn des darmstädtischen Hofmarschalls Franz v. J. zu Walworth und seiner Gemahlin Charlotte geb. Freyin v. Cornet geboren. Sein Großvater Franz J. hatte mit seiner Familie England verlassen und um das Jahr 1775 sich in Heidelberg angesiedelt; er war als Kämmerer in den Dienst des Kurfürsten Karl Theodor getreten und wurde von demselben während des Reichsvicariats am 17. September 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben. Die Familie J. rechnete sich zu den altadeligen Geschlechtern Englands; sie führte ihren Ursprung über das Jahr 1066 zurück; sie war im Besitz der Herrschaft Walworth in der Provinz Durham und anderer Herrschaften gewesen. J. begann seine diplomatische Laufbahn mit 23 Jahren als baierischer Legationssecretär in Berlin; 1811 wurde er in gleicher Eigenschaft nach St. Petersburg, 1813 nach Paris, 1814 nach London versetzt. Im J. 1816, nach dem Abgang des bisherigen Gesandten Freiherrn v. Häffelin, Bischofs von Chersones i. p. i., wurde er baierischer Geschäftsträger in Neapel und bekleidete diesen Posten bis zum Jahre 1821. Von dort aus hat er der baierischen Regierung die ersten Nachrichten über den Eindruck zukommen lassen, welchen die Verkündigung der baierischen Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 auf die römische Curie machte, und über die Maßregeln, welche sie dagegen zu ergreifen beabsichtigte. (v. Sicherer, Staat und Kirche in Baiern, S. 279 ff.; Urkunden Nr. 21 und 22.) Im J. 1824 verehelichte er sich mit der Gräfin Amalie Batthiány, Tochter des Grafen Joseph B. aus der Ikérvarer Linie und der Gräfin Barbara geb. v. Skerlecz. Noch in demselben Jahre wurde er zum baierischen Gesandten am niederländischen Hofe ernannt, aber schon im Frühjahr 1826 abberufen und in zeitweiligen Ruhestand versetzt. Vom J. 1833 bis zum J. 1847 bekleidete er die baierischen Gesandtschaftsposten an den wichtigsten Höfen Europa's. Von 1833—35 war er Gesandter in London; 1835 wurde er in außerordentlicher Sendung nach Athen geschickt, als König Otto die Regierung aus der Hand der Regentschaft übernehmen sollte; noch in demselben Jahre wurde er Gesandter in Paris, 1839 in St. Petersburg, 1842 in Wien. Im J. 1847 trat er in den Ruhestand und erhielt im J. 1853 Titel und Rang eines Staatsraths im außerordentlichen Dienst. Die letzte Zeit seines Lebens brachte er in Italien zu. Er starb am 20. Mai 1867 in Florenz. Sein Porträt, gemalt von Franz Xaver Winterhalter, befindet sich in der neuen Pinakothek zu München. v. Sicherer.

Jenner: Ferdinand Beat Ludwig v. J. von Bern (1762—1837). Er wurde geboren im J. 1762, aus einer Familie, die mit dem Untengenannten nicht direct zusammenhing. Als Mitglied des Kleinen Rathes und Seckelmeister stand er 23 Jahre lang an der Spitze der bernischen Finanzverwaltung. Er übernahm dieselbe 1803 aus den Händen der helvetischen Republik in einem Zustande vollständiger Erschöpfung und sogar mit einer bedeutenden Schuldenlast, und übergab 1826 seinem Nachfolger im Amte ein Staatsvermögen von mehr als 13 Millionen Franken, ohne daß das Land je directe Steuern bezahlte, einzig vermöge der Beobachtung großer Ordnung, Sparsamkeit und Treue. Dieses Verdienst wurde bei seinem Rücktritte durch ausnahmsweise Aussetzung eines Ruhegehalts anerkannt, da sein eigenes Vermögen unbedeutend war. Nach der Staatsveränderung von 1831 wurde ihm jedoch derselbe wieder entzogen und er selbst mit einigen Gesinnungsgenossen des Hochverraths angeklagt und in der That in einen politischen Prozeß verwickelt; dieser war noch nicht zu Ende gekommen, als J. am 21. November 1837 starb. Im J. 1814 hatte er zu den wenigen Einsichtigen gehört, welche sowol die legitimistisch-reactionäre Wiederherstellung

der alten Zustände, als auch den Anschluß neuer, bisher fremder Landestheile eifrig bekämpften.

v. Jenner'sches Familienbuch, Manuscript. — Allg. Schweiz. Zeitg. 1837, Nr. 140, Nekrolog. — Schweiz. Geschichtsforscher, Jahrg. 1837, S. 340 ff. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 1837. — L. Lauterburg im Berner Taschenbuch, Jahrg. 1853. Blösch.

Jenner: Gottlieb Abraham v. J. (1765—1834), wurde den 19. Juli 1765 zu Bern aus patrizischer Familie geboren; sein Großvater mütterlicher Seits war der große Gelehrte und Dichter Albrecht v. Haller, sein Vater ein geachteter Magistrat, Mitglied des Kleinen Rathes und Venner der Republik. Seine Erziehung war indessen eine sehr gewöhnliche und ließ ihn fast ohne wissenschaftliche Bildung. Schon 1783 begründete er ein selbständiges Kaufmannsgeschäft und trat im folgenden Jahre in die Ehe. Geschick und Tüchtigkeit ersetzten, was ihm an Kenntnissen abging; er erwarb sich ungemein rasch ein unabhängiges Vermögen, und durch seinen Vater, den er bei amtlichen Missionen begleitete, wurde er auch in das Staatsleben eingeführt. 1795 kam er in den Großen Rath und lernte als Mitglied einer mit Untersuchung des Rechnungswesens beauftragten Specialcommission die Hülfsmittel des Staates aufs Gründlichste kennen. Schon 1797 wurde er an die Spitze des Kriegscommissariates gestellt. Bereits war die Lage der Schweiz neben dem revolutionären Frankreich mit jedem Tage mißlicher, noch gefährlicher war ihr innerer Zustand. Am 5. März 1798, als Bern zur Capitulation mit dem General Schauenburg genöthigt war, und in der herrschenden Verwirrung der Staatsorganismus sich auflöste, traf den obersten Kriegscommissär die traurige Pflicht, den Sieger empfangen und für die Aufnahme der einziehenden Armee sorgen zu müssen. Durch kluges und festes Auftreten — worüber mancherlei Anekdoten erzählt werden — wußte J. sich bei den französischen Commandirenden Achtung zu verschaffen und fand er Gelegenheit, seinem Vaterlande bedeutende Dienste zu leisten. Der reiche bernische Staatsschatz wurde von den Eroberern behändigt; aber diese waren mehr auf eigene Bereicherung als auf Vermehrung der Hülfsmittel für ihre Armee bedacht, und so gelang es J., mit ihrem Vorwissen einen freilich kleinen Theil der Plünderung zu entziehen und unter großen Schwierigkeiten zu retten. Das Vermögen der Stadt Bern war ein verhältnißmäßig sehr bedeutendes; es bestand nebst einer Anzahl von Schuldschriften auf Frankreich, England, Oesterreich und eine ganze Reihe deutscher Staaten und Städte (im Totalwerthe von ungefähr 18 Millionen französischer Livres) aus einem Baarschatze, dessen Betrag, der eigenthümlichen Art der Controle wegen, nie ganz genau angegeben werden konnte, aber nachträglicher Berechnung zufolge sich auf nahezu 8 Millionen belief. Am 7. März wurde das Gewölbe von den Franzosen versiegelt, aber schon zuvor, unmittelbar vor dem Einzug der Fremden, hatte J. etwa 2 Millionen bei Seite geschafft. Der Obergeneral Brüne erhielt zwar Kenntniß davon, ehe das Geld in Sicherheit war, allein durch ein rechtzeitiges Opfer wußte J. den Rest dem Lande zu erhalten. Drei Millionen wurden in den ersten Tagen schon an General Bonaparte abgesandt und dienten zur Bestreitung der Kosten des ägyptischen Feldzugs. Ungefähr 1 Million fiel in die Hände der französischen Offiziere, der Brüne, Reubel, Rapinat und Rouhière; das Uebrige wurde für die Verpflegung der Occupationstruppen verwendet. Durch unbedenkliche Anwendung des oben angedeuteten Mittels verstand es J., sogar die Schuldschriften zum Theil zurückzugewinnen, die bereits nach Paris gewandert waren. In Paris, wohin sich J. schon zu Ende März begab, war er in der Lage, auch in anderer Richtung dem Lande nützlich zu sein. Ohne Auftrag oder amtliche Stellung, einzig durch ein ungewöhnliches diplomatisches

Geschick, durch kluges Durchschauen der Verhältnisse und der Personen, und durch rasch entschlossenes Handeln erreichte er den Abschluß eines Vertrags mit den französischen Behörden, welcher die Last des Armeeunterhaltes erleichterte, die den Privatpersonen auferlegten Contributionen verminderte und überhaupt für Bern so günstig lautete, daß der französische Commissär sich anfangs sogar weigerte, ihn auszuführen. Kaum nach Bern zurückgekehrt, wurde J. von dem Directorium der helvetischen Republik von Neuem nach Paris gesendet, um dort gemeinsam mit dem Solothurner Zeltner über die Bedingungen des von Frankreich aufgedrungenen Allianzvertrags zu verhandeln. Der Sieger dictirte, die Besiegten mußten sich fügen; immerhin erreichten die Gesandten unter den denkbar ungünstigsten Umständen in dem Tractat vom 27. August 1798 unerwartet vortheilhafte Bestimmungen. Nach dem Tage des 18. Brumaire begab sich J. zum dritten Male nach Paris, um von der neuen Regierung eine Erleichterung der drückenden finanziellen Lasten und den Abschluß eines Handelsvertrags zu erwirken, von welchem die Schweiz eine Besserung ihrer ökonomischen Lage erhoffte; er kehrte indessen im December 1799 zurück, ohne daß seine Sendung Erfolg gehabt hätte. J. war ein politischer Gegner der Einheitsverfassung. Nicht für die helvetische Republik hatte er die erwähnten Summen gerettet, sondern einzig für seine Vaterstadt, die er als allein rechtmäßige Eigenthümerin des alten Schatzes betrachtete. Es galt daher, nicht ohne neue List, auch vor den eigenen Landesbehörden das Geld zu verbergen und zurückzubehalten. Erst als Napoleons Vermittlungsakte die Selbständigkeit der Kantone wiederhergestellt hatte, wurde durch J. und einen seiner Freunde in den Jahren 1809 und 1810 im Ganzen eine Summe von 461,243 alten Schweizerfranken (658,928 französische oder neue Schweizerfranken) an ein politisches Comité ausgeliefert; und erst als nach der fast vollständigen Wiederkehr der alten Verfassungszustände auch die Stadt Bern ihre frühere Machtstellung theilweise zurückerhalten hatte, fand die förmliche Uebergabe der geretteten Gelder an die nunmehrigen Behörden statt. Die Werthschriften waren längst zur Bezahlung der helvetischen Nationalschulden aufgebraucht worden. Eine Dankesurkunde sprach J. nebst der Entlastung von aller Verantwortlichkeit die vollste Anerkennung aus für die großen Verdienste, die er sich durch sein Verhalten wie auch als eidgenössischer Gesandter in Paris um seine Mitbürger und das gesammte Vaterland erworben habe. Zur Zeit der Mediationsverfassung (1803 bis 1813) wurde J. zum Mitglied des Kleinen Rathes gewählt, und 1815, als gemäß der Beschlüsse des Wiener Congresses das Gebiet des Fürstbischofs von Basel als Entschädigung für andere, nunmehr abgetrennte Landschaften mit dem Kanton Bern vereinigt wurde, da war es J., dem man den äußerst schwierigen Posten eines ersten Oberamtmanns zu Pruntrut anvertraute. Er trat von diesem Amte im J. 1823 zurück und starb den 31. Juli 1834 in Bern. Schon zur Zeit des Todes Jenner's wurde dasjenige, was man bis dahin als sein Hauptverdienst betrachtet hatte, ihm zum Vorwurfe gemacht. Nach der im J. 1831 eingetretenen Staatsveränderung erschienen nämlich die für die Hauptstadt geretteten Summen als dem Kanton entzogen und vorenthalten. Politische Agitation bemächtigte sich der Sache und ging so weit, daß man — doch niemals im Ernste — von Unterschlagung sprach. Es wurde ein Prozeß angehoben, der sich durch lange Jahre hindurchschleppte; den gewesenen Rathsherrn Zeerleder, der hauptsächlich mit J. thätig gewesen war, warf man nach des Letzteren Tode sogar ins Gefängniß. Erst im J. 1841 wurde der Streit durch einen Vertrag geschlichtet. Aber noch 1851 und 1852 wurden in einer Periode heftiger Parteikämpfe die Anschuldigungen erneuert und führten zu leidenschaftlichen Verhandlungen über die „gestohlenen Millionen“, aber auch in Folge dessen zu gründlichen und wiederholten Untersuchungen über die Geschichte der Schatzplünderung. Es ent-

stand über diese Angelegenheit eine ganze Litteratur, welche durch die Auffindung und Publikation der Correspondenzen des Generals Brüne ihren endlichen Abschluß erhielt und nur dazu diente, den Muth, den Patriotismus und die großartige Uneigennützigkeit Jenner's in das Licht zu stellen und in Erinnerung zu bringen. Ein sehr unscheinbares Aeußeres hatte die diplomatische Gewandtheit Jenner's nicht wenig unterstützt. Talleyrand, mit welchem er besonders viel verkehrte, soll sich einmal geäußert haben: „Er gäbe gerne eine Million für Jenner's Gesicht.“

v. Jenner'sches Familienbuch; Manuscript. — Archiv des hist. Vereins des Kantons Bern, Bd. V. — M. v. Stürler, Aktenstücke zur Geschichte der Invasion von 1798, im Archiv für schweiz. Geschichte, Bd. XIV u. XVI. — Ueber das Schicksal des bernischen Staatsschatzes, Bern 1851. — Geschichte des Stadt- und Staatsgutes der alten Republik Bern, 1851. — Eine ganze Reihe von Broschüren, Streitschriften, Berichten, Rechtsgutachten, worunter hervorzuheben: Bericht und Gutachten der Dotationscommission, Bern 1836. — Bericht und Anträge der Schatzgeldercommission, 1853. — Correspondenz des Generals Brüne. Originalmanuscripte in der Berner Stadtbibliothek.

Blösch.

Jenny: Fridolin J., Fabrikant und Kaufmann, geb. am 13. September 1784 in Ennenda, † am 28. November 1857 in Ziegelbrück, Kanton Glarus. J., der jüngste Sohn des Holzfällers, Vorsängers und Posthalters Kaspar J. in Ennenda bei Glarus, wuchs in den einfachsten Verhältnissen auf. Die nöthigste Kenntniß des Lesens, Schreibens und Rechnens erwarb er sich in der Dorfschule. Der Trieb und der eiserne Wille, sich in bessere Verhältnisse hinaufzuarbeiten, wurde dadurch in ihm geweckt, daß er die Briefe in die Häuser der wohlhabenden Fabrikanten und Kaufleute zu vertragen hatte. Warum sollte ihm unerreichbar sein, was Andere durch Fleiß und Verstand erreicht hatten? Dahin, wohin sie es gebracht, wollte es der Knabe auch bringen. Es gelang, aber der zu durchwandernde Wege war weit und mühsam. Zunächst führte er in eine Druckfabrik, in welcher J. als Streichknabe einige Schillinge in der Woche verdiente. Etwas besser lohnte nachher die Baumwollspinnerei von Hand, damals noch eine allgemeine Beschäftigung, auch der männlichen Bevölkerung, im Glarnerlande. Als dann im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts das englische Maschinengarn seinen Weg in die Schweiz fand und der Handspinnerei ein Ende machte, vereinigte sich J. mit seinen zwei Brüdern, um von den Garnhändlern solches Garn zu beziehen und es auf eigene Rechnung um Lohn verweben zu lassen. Die Tücher wurden zumeist auf den Märkten von Lichtensteig und St. Gallen verkauft. J. besorgte hauptsächlich den Absatz der Gewebe, die zwei Brüder überwachten die Fabrikation. Das war der Anfang der jetzt noch blühenden Firma Barth. Jenny & Co. in Ennenda (1808). Regelmäßige und solide Abnehmer der trefflichen Tücher waren bald gefunden; aber die wachsende Bedrängniß der schweizerischen Baumwolleninduſtrie durch das napoleonische Continentalsystem brachte Fabrikation und Handel nach wenigen Jahren gänzlich ins Stocken, und der Zusammensturz dieses unnatürlichen Zwangssystems nahm durch die plötzlichen und unerhörten Preisschwankungen, die er mit sich führte, die Frucht jahrelanger Arbeit mit einem Schlage wieder hinweg. Und den Kriegsjahren folgten die Hungerjahre. Das waren schlimme Zeiten. Doch die Gebrüder J. verloren den Muth nicht. Sie fingen eben wieder von vorne an und machten sich nun auch die raschen Fortschritte der glarnerischen Druckerei zu Nutze, indem sie ihre Baumwolltücher bedrucken ließen und für die so veredelte Waare den Absatz unmittelbar im Auslande suchten. J. besuchte die großen deutschen Messen, ganz besonders aber bereiste er mit dem besten Erfolge Italien, wo schon so mancher Glarner sein Glück gemacht hatte. Auf diesen wiederholten

italienischen Reisen schloß er eine enge Freundschaft mit Herrn D. Enderlin in Lugano und verband sich mit diesem im J. 1828 zur Gründung eines neuen Geschäfts, zuerst unter der Firma: Fridolin von Kaspar Jenny, später unter der Firma: Enderlin & Jenny. Dieses neue Geschäft, mit unermüdeter Energie und steter wachsender Einsicht und Erfahrung betrieben, wurde rasch eines der ersten glarnerischen Handelshäuser. Es verkehrte mit beinahe allen Druckfabriken des Landes und vertrieb die sogenannten Glarner Artikel — vorzüglich Indienne und Mouchoirs — nach aller Herren Länder. Allein nicht lange, so begannen die größeren glarnerischen Druckfabriken ihre Erzeugnisse selbst in den Handel zu bringen und sich von der Vermittlung eigener Exporthäuser zu emancipiren. J. sah sich vor die Nothwendigkeit gestellt, seinerseits die Fabrikation gedruckter Tücher auch selbst in die Hand zu nehmen, wenn er den Handel mit solchen im großen Maßstabe fortführen wollte. Statt dessen entschied er sich nach reiflicher Erwägung zur allmählichen Liquidation seiner bisherigen Geschäfte und zur Errichtung einer mustergültigen mechanischen Spinnerei von 20,000 Spindeln bei der sogenannten Ziegelbrücke am Linthkanal in der Gemeinde Niederurnen. Der Bau begann im J. 1833 und war in weniger als zwei Jahren vollendet; im J. 1851 kam eine mechanische Weberei von 300 Stühlen dazu. Bis zum Tode von J. im J. 1857 war die Zahl der Spindeln auf 30,000 erhöht. Bis heute hat sie der Sohn Kaspar (seit 1880 alleiniger Inhaber des Geschäfts), dessen specieller Leitung das Etablissement Ziegelbrück schon seit dem J. 1839 anvertraut war, auf 60,000 gebracht, und neben den 300 mechanischen Stühlen in Ziegelbrück fabriciren 476 weitere zu Triesen im Fürstenthum Liechtenstein rohe Baumwolltücher für die Firma Enderlin & Jenny. Mit der Spinnerei und Weberei in Ziegelbrück hat schon Fr. J. gesunde und freundliche Wohnungen für die verheiratheten, ein wohl eingerichtetes Kosthaus — mit Bad- und Wascheinrichtung — für die unverheiratheten Arbeiter und die Betreibung einer größeren Landwirthschaft verbunden, um die Arbeiterfamilien genügend mit guter und billiger Milch zu versorgen. Dem Heimathkanton diente er nach Schweizerart in verschiedenen amtlichen Stellungen, und als Privatmann hat er mit Rath und That geholfen, wo immer es Gelegenheit gab. Wartmann.

Jenny: Peter J., Kaufmann, geb. am 23. December 1824 in Sool, einem kleinen Weiler bei Schwanden im Kanton Glarus, † am 11. November 1879 in Schwanden. J. war das drittjüngste von 8 Kindern armer Eltern. Im 11. Jahre verlor er seine Mutter und wurde hierauf von einem kinderlosen, vermöglichen Vetter, seinem Pathen, angenommen, der ihn zuerst die Secundarschulen in Schwanden besuchen ließ und ihn nachher für zwei Jahre in dem damals berühmten Brunschwyler'schen Privatinstitute in Stäfa am Zürichersee unterbrachte. Hier erhielt J. eine tüchtige kaufmännische Bildung, ganz besonders die Grundlagen für seine spätere große Gewandtheit in Handhabung der neueren Sprachen. Die nöthigen praktischen Geschäftskenntnisse erwarb er sich in dem angesehenen Hause J. R. Raschle & Co. in Wattwil, dem Mittelpunkte der Fabrikation von sogenannten Toggenburger Artikeln, d. h. bunten, meist für den überseeischen Export bestimmten Baumwollgeweben, und in einer Filiale des Glarner Hauses P. Blumer & Jenny in Ancona. — Kaum 18jährig, wurde der junge Kaufmann, mit bescheidenen Mitteln ausgerüstet, in die weite Welt gesandt, um sich in Ostasien eine Zukunft zu gründen. Nach einer schlimmen Seereise von 42 Wochen traf er in Singapore ein, begab sich aber nach Prüfung der dortigen Verhältnisse weiter nach Manila, das damals noch die meisten europäischen Artikel von Singapore bezog. J. traf dort allerdings schon ein Schweizerhaus (Labhart und Eugster); aber neben diesem und ganz wenigen anderen europäischen Firmen bot der trefflich gelegene Handelsplatz dem neuen

Ankömmling noch freien Spielraum genug. Er gründete sofort auf gemeinschaftliche Rechnung mit dem Hause Blumer & Jenny in Schwanden ein eigenes Geschäft, und die ersten Vertreter der glarnerischen Druckerei, der toggenburgischen Buntweberei, der zürcherischen Seidenstoff- und der baslerischen Seidenbandweberei, der westschweizerischen Uhrenfabrikation beeilten sich, dem rasch aufblühenden Hause ihre Fabrikate in Consignation zur Verfügung zu stellen. Daneben knüpfte J. auf verschiedenen Geschäftsreisen durch England, Frankreich und Holland überall neue Geschäftsverbindungen an. Das Ansehen, dessen sich die Firma erfreute, geht auch daraus hervor, daß ihr Chef von vier Staaten zu ihrem Consul in Manila ernannt und von der spanischen Regierung für seine dem Lande geleisteten Dienste mit einem Orden bedacht wurde. Im J. 1856 kehrte J. für bleibend in seine Heimath zurück, verheirathete sich und übergab nach und nach das von ihm gegründete Geschäft einem Bruder. Ihn selbst nahmen von der Zeit an die öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde, des Kantons und der Eidgenossenschaft immer mehr in Anspruch, indem ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in alle möglichen Beamtungen berief, vom Schulrath in Schwanden bis zum Vertreter seines Heimathskantons an der Bundesversammlung, zuerst im Nationalrathe, dann im Ständerathe. Am meisten hat das ruhige, verständige Wort des Consuls Jenny in Bern gegolten bei Berathungen über Angelegenheiten des Handels und der Industrie, und auch in Glarus scheint die Stellung eines Präsidenten der kantonalen Handelscommission diejenige gewesen zu sein, in der er am meisten und liebsten gewirkt hat. In dieser Stellung hat er im J. 1869 vornehmlich den Anstoß gegeben zur Gründung des schweizerischen Handels- und Industrie-Vereins. Noch einmal trat J. in das geschäftliche Leben (1872) durch Betheiligung an dem großen Druckereigeschäft Blumer & Jenny in Schwanden als Associé und Chef. Doch begann er schon seit dem Jahre 1877 zu kränkeln, und am 11. November 1879 verschied er im Alter von kaum 55 Jahren. Seiner eifrigen gemeinnützigen Thätigkeit zumeist für Ersparniß- und Krankenkassen, sowie für die Errichtung eines Kantonshospitals entsprachen die reichen Vergabungen, die er selbst noch vor seinem Lebensende anordnete.

Wartmann.

Jensen: Adolf J., geb. am 12. Januar 1837 zu Königsberg in Preußen, zeigte schon frühzeitig musikalisches Talent, welches sich durch mancherlei Studien und in zwanglosem Umgang mit Louis Ehlert und F. Marpurg bald förderlich entwickelte. Im Alter von 19 Jahren ging er als Musiklehrer nach Bresz in Rußland zu einer adlichen Familie. Von dem Ertrage dieser Stellung hoffte er später einige Zeit in Schumann's Nähe leben zu können; der Tod des Meisters im J. 1856 vereitelte diesen Wunsch. Nach Deutschland zurückgekehrt, sah ihn das Jahr 1857 als Kapellmeister an den Theatern zu Posen und Glogau, zwei Jahre später nahm er die gleiche Stellung an der deutschen Oper in Kopenhagen ein, wo ihm der musikalische Rath Gade's sehr nützlich wurde. Von dort wandte er sich 1860 wieder nach seiner Vaterstadt, wo er eine Zeit lang der musikalischen Akademie als Musikdirector angehörte und im Herbste 1863 sich mit Friederike Bornträger vermählte, die ihm mit hingebender Liebe und Selbstverleugnung bis an sein Lebensende zur Seite stand. Im J. 1866 endlich wurde er nach Berlin an Karl Tausig's Conservatorium berufen. Nach zwei Jahren gab er diese Thätigkeit wieder auf, da sie ihm zu wenig Zeit zum Schaffen ließ. Leider hatte er sich vielleicht schon 1867 durch eine heftige Erkältung auf einer Schweizerreise, jedenfalls aber durch allzugroße Anstrengung in Ausübung der Musik den Keim der schrecklichen Krankheit geholt, die sein Leben allzu früh enden sollte. Von Berlin nach Dresden übergesiedelt, begann er nun mit den Seinen jenes ruhelose, unstete, unbehagliche Wanderleben, welches ihn je nach

den Rathschlägen der Aerzte an die verschiedensten Kurorte Oesterreichs, Italiens und Deutschlands führte, ohne daß er je die ersehnte Genesung finden konnte. Nach längerem Aufenthalte in Graz siedelte er im J. 1875 nach Baden-Baden über; aber auch dessen milde Luft brachte seiner kranken Brust keine Heilung mehr. Nach schwerem Kampfe hauchte er am 23. Januar 1879 in den Armen seiner treuen Gattin seinen Geist aus. Manche Anträge waren noch an ihn herangetreten, selbst schon zur Zeit seines Berliner Aufenthaltes: so wollte ihn Sondershausen als Kapellmeister, Basel als Director des neubegründeten Conservatoriums gewinnen, so rief ihn später auch Karl Tausig mit dringenden Worten wieder nach Berlin zurück; gesundheitliche Rücksichten aber, sowie vor Allem die Ueberzeugung, daß er solchen Stellungen den ungestörten, ihm immer mehr ans Herz gewachsenen Umgang mit seiner Muse mehr oder minder zum Opfer bringen müßte, hießen ihn alle Anerbieten — dasjenige Karl Tausig's unter schmerzlichem Bedauern — ablehnen. — Diese einfache biographische Erzählung ist in der Hauptsache dem Vorworte eines Büchleins entnommen, welches 1879 in Berlin erschien und den Titel führt „Aus Briefen Adolf Jensen's. Mit einem Vorworte des Empfängers“. Dasselbe gibt ein treffendes Bild des liebenswürdigen und feinfühligen Tondichters, der langsam unter schweren körperlichen Leiden dahin siechte. Außer einer Sonate für Klavier (op. 25), 25 Klavieretuden (op. 32), dem „Gang nach Emmaus“ (op. 27, ein geistliches Tonstück für großes Orchester) und dem Oratorium „Jephta's Tochter“ für Soli, Chor und großes Orchester hat J. meist nur kleinere Stücke für Pianoforte und eine große Anzahl Lieder (über 62 Werke) veröffentlicht. Alle diese Compositionen zeichnen sich durch lebhafte Erfindung und Phantasie, durch Anmuth, Grazie und einen immer wiederkehrenden Zug von Weichheit und Wehmuth aus. Aber auch auf einem anderen Gebiete der musikalischen Empfindung ist J. Meister, auf dem des lebensfrohen Humors. In dieser Beziehung sind insbesondere die Wanderbilder (op. 17) für Klavier und viele seiner Chor- und Einzellieder zu erwähnen, vor Allem die 12 Lieder aus Scheffel's Gaudeamus (op. 40) und „Alt Heidelberg, du feine“ aus desselben Dichters „Trompeter von Säckingen“. Jensen's Werke sind bereits tief in die gebildeten musikalischen Kreise Deutschlands eingedrungen und werden immer größere Verbreitung finden. Fürstenau.

Jensen: Hans Nicolai Andreas J., Prediger und Geschichtsforscher. Er war am 24. April 1802 in der Stadt Flensburg geboren, widmete sich dem theologischen Studium auf der Universität Kiel von 1822—26 und bestand das theologische Amtsexamen rühmlich. 1829 ward er Pfarrgehülfe in Steinberg in Angeln, 1831 Hauptpastor in Gelting, 1845 Pastor in Boren, wo er an einem Nervenfieber schon am 7. Mai 1850 starb. Von Jugend her hatte er besonderes Interesse an historischen und archäologischen Studien. Als Gymnasiast durchstreifte er in den Schulferien die Provinz und zeichnete sich die Kirchen ab. Zum theologischen Examen lieferte er als Abhandlung den Versuch einer geschichtlichen Darstellung der Kirchenverfassung im Herzogthum Schleswig mit einer von ihm entworfenen Karte. Diese Abhandlung wurde in Falk's staatsbürgerlichem Magazin 1827 Bd. VII gedruckt und machte ihn zuerst bekannt. Er war ein überaus fleißiger Sammler und Arbeiter auf dem Gebiet der engeren Heimathskunde. 1840—42 erschien sein „Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogthums Schleswig“, 4 Bde., ein in seiner Art ausgezeichnetes Werk, voll werthvoller historischer Notizen. Die philosophische Facultät der Kieler Universität creirte ihn in Anerkennung der dadurch erworbenen Verdienste 1840 zum Dr. phil. honoris causa. Er setzte diese historischen und topographischen Studien bis an sein Ende eifrigst fort. Es erschien ferner von ihm: „Angeln, zunächst für die Angler historisch beschrieben“, 1844, gleichfalls eine vortreffliche Monographie.

Zahlreiche, die specielle Vaterlandskunde betreffende Aufsätze und Abhandlungen von ihm enthalten die Zeitschriften: Neues staatsbürgerliches Magazin, Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein und deren Fortsetzung die Nordalbingischen Studien, H. Biernatzki's Landesberichte und Volksbuch. Wir nennen unter Anderem: „Die Geschichte des Kirchspiels Gelting", auch separat gedruckt; „Beiträge zur Adelsgeschichte: Die Familie Rumohr" ꝛc. Sein Hauptwerk sollte sein die schleswig-holsteinische Kirchengeschichte. Nicht unbedeutende Vorarbeiten hatte er dafür gemacht, als der Tod ihn unerwartet in der Blüthe der Jahre überraschte. Seine hinterlassenen Manuscripte wurden von der Kieler Universitätsbibliothek angekauft. Aus diesen oder mit Zugrundelegung dieser hat sein Freund, der Geheime Justizrath Dr. Michelsen († 11. Februar 1881), freilich nicht ohne starkes Zuthun von Eigenem die schleswig-holsteinische Kirchengeschichte bearbeitet, die in 4 Bänden 1873—1879 erschienen ist. Unter den anderen Manuscripten, die Ratjen, Handschriftenkunde, Bd. II und III verzeichnet, sind zu bemerken: Nachrichten über schleswig-holsteinische Prediger, historische Nachrichten von adlichen Gütern in Angeln; Schleswig-holsteinische Adelshistorie; Beschreibung des Herzogthums Schleswig; Antiquarische Collectaneen; Umschau auf dem Gebiet der Kirche zu einer dereinstigen erneuerten schleswig-holsteinischen Kirchenordnung; Anfänge eines Diplomatarium Angel. u. s. w. — J. verwaltete dabei zugleich mit Liebe und Interesse sein geistliches Amt. Er lieferte theologische Beiträge zum Flensburger Religionsblatt und zum schleswig-holsteinischen Kirchen- und Schulblatt.

Lübker-Schröder und Alberti, Schriftstellerlexikon s. v.

Carstens.

Jenssen-Tusch: Georg Friedrich v. J., war geboren am 28. October 1789 in Kotzenbüll in der Landschaft Eiderstedt, Provinz Schleswig-Holstein. Er war der Sohn des Notars, vormaligen Premier-Lieutenants Hans Peter v. J., der sich als Schriftsteller über Bienenzucht bekannt gemacht hat. Nachdem er die Cadettenschule durchgemacht, ward er 1807 Seconde-Lieutenant, 1810 Premier-Lieutenant, 1820 Capitän im schleswigschen Infanterieregiment, auch Vorsteher der Unteroffizierschule seit 1819, sowie Mitglied der Commission für die Garnisonschule in Schleswig 1828. Im J. 1833 ward er als Major pensionirt, 1843 Postmeister in Tönning, 1848 mit Wartegeld entlassen. Er lebte von der Zeit an den Wissenschaften und litterarischen Arbeiten, meist in Hamburg. Von ihm sind mehrere militärwissenschaftliche Schriften verfaßt, als: „Das Infanteriegewehr", 1820: „Grundlage bei dem praktischen Unterricht in Garnison- und Felddienst für Unteroffiziere und Gemeine", 1821, mehrmals neu aufgelegt; „Das neue Bepackungsregulativ der Infanterie", 1833 u. a. m. Er übersetzte sehr viel aus dem Dänischen, u. A. Kosmos und Momo's Sammlung von Satiren, 1812; Krag-Hoest, Leben Corfitz-Ulfeld, 1829; Thiele, A. Thorwaldsen, 1837; Claussen, Vorträge über die Reformation, 1837; J. Chr. Andersen, Nur ein Geiger, 1838; Dessen Märchen und Erzählungen, 1840, 3. Aufl. 1846; (v. Rumohr), Der dänische Admiral Niels Juuls und seine Zeit, 1848; Giessing, Zur Regierungsgeschichte Friedrich VI., Königs von Dänemark, 1852; Dessen Zur Lebens- und Regierungsgeschichte Christian VIII., Königs von Dänemark, 1852; Schouw, Naturschilderungen, 1854; H. Chr. Oersteds Gesammelte naturwissenschaftliche Schriften, 1856. Er bearbeitete nach Flamand die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde, 1863; nach der dänischen Uebersetzung Tscherning's Die Geometrie von Dupin. Ins Dänische übersetzte er Dahlmann, die sieben Göttinger Professoren, 1838 und dessen Geschichte von Dänemark mit Beilagen und Anmerkungen, 1840—47. Aus dem Schwedischen übersetzte er Lundblad, Leben Karls XII., 1837, und Fryxell's Lebensgeschichte Karls XII.,

1861. Auch verfaßte er Schriften über die Zollverhältnisse: „Der schleswig-holsteinische Zolltarif", 1839; „Der Sundzoll", 1859. Bis an sein Ende ist er in dieser Weise litterarisch thätig gewesen. Er starb in Hamburg in den sechziger Jahren.
Carstens.

Jentzkow: Kaspar J., verdienter Schulmann, wurde als natürlicher Sohn eines Mitgliedes des in Mecklenburg angesessenen Rittergeschlechts v. Gentzkow (Jentzkow) zwischen 1535 und 1540 in Friedland geboren und starb im Anfang des October 1611 zu Stralsund. Seine Vorbildung erhielt er in der Vaterstadt, studirte seit 1561 in Rostock und war sechs Jahre hindurch Lehrer an der Schule zu Neubrandenburg. Darauf begab er sich nach Greifswald, wo er die Erziehung Ulrichs von Schwerin leitete und folgte dann, vielleicht auf Veranlassung des ihm möglicherweise entfernt verwandten Bürgermeisters Nikolaus Gentzkow (s. d. Art.) einem Rufe nach Stralsund, wo er Ostern 1560 das Rectorat des Gymnasiums antrat. In Folge seiner Herkunft und seines Rufes, den er als tüchtiger Pädagog genoß, besuchten mehrere junge Mecklenburger das Stralsunder Gymnasium, unter ihnen Martin Brasch, der noch sein Amtsgenosse als Subrector wurde, und Andreas Helwig, welcher ihm späterhin im Rectorat nachfolgte. Von seiner umsichtigen und schöpferischen Wirksamkeit als Rector zeugt besonders die Schulordnung von 1591; noch mehr läßt seine Rechtfertigungs- und Beschwerdeschrift vom J. 1592 ihn als den geborenen Schulmann und Erzieher erkennen, welchen sein späterer Nachfolger Wolf mit folgenden Worten feiert: „Beatus Jentzkovius ab ipsa natura ad literas humaniores et ad vitam scholasticam videtur fuisse factus, adeo ex ipsius moderata disciplina totiusque collegii gubernatione singularis quaedam prudentia et e Latina phrasi, qua in exprimendo rerum suarum statu semel atque iterum usus est et puritas sermonis, et ipse simul ejus aevi candor et integritas elucet". Das ihm anvertraute Amt verwaltete er 30 Jahre lang mit Sorgfalt und Treue und gab auch der 1574 an ihn ergangenen Berufung als Prediger in seiner Vaterstadt Friedland keine Folge, dann aber, als seine abnehmenden Kräfte ein mehr ruhiges und sorgenfreies Leben verlangten, ward er auf Grund eines dahin geäußerten Wunsches im Spätherbst 1597 einmüthig zum Archidiaconus bei St. Nicolai erwählt, legte das Rectorat jedoch erst zu Ostern des folgenden Jahres nieder. Seine Anstellung oder Einführung verzögerte sich durch eine Streitigkeit, indem der Stralsunder Magistrat, auf Privilegien gestützt, dem damaligen berühmten Generalsuperintendenten Dr. Jac. Runge zu Greifswald die Institution und Einführung in die dortigen Kirchen als zuständiges und bleibendes Recht nicht anerkennen wollte; denn nur unter dieser Bedingung wollte Runge ordiniren. Da nun auch keiner der älteren Stralsunder Geistlichen die ihnen zugemuthete Ordination Jentzkow's übernehmen wollte, so wandte sich der Superintendent Schlüsselburg an seinen Freund Dr. G. Mylius in Jena, der sich dazu bereit erklärte; indeß zerschlug sich dies und J. begab sich nach Hamburg, woselbst er die Weihe empfing. Sein Predigtamt verwaltete er 13 Jahre hindurch, so daß er 42 Jahre ununterbrochen der Stadt Stralsund in Kirche und Schule mit Auszeichnung gedient hat. Von einer schriftstellerischen Thätigkeit ist nichts bekannt. Sein Brustbild mit einer lateinischen, seinem ehrenvollen Andenken gewidmeten Unterschrift hängt zu Stralsund in der Nicolaikirche, wo er am 8. October 1611 bestattet wurde. Sein gleichnamiger Sohn ward 1620 zum Pastor an der heil. Geistkirche ernannt, starb jedoch schon im folgenden Jahre.

Zober, Urkundliche Geschichte des Stralsunder Gymnasiums, II. S. 18—21, III. 90, Stralsund 1841. Lindemann's Memorialbuch in Zober's Stralsunder Chroniken, II. 144. Lisch, Mecklenburger Jahrbücher, XII. 158.
Häckermann.

Jerichow: Traugott Immanuel J., stammt aus Löbau in der Oberlausitz und wurde nach beendigten Studien Rector der evangelischen Fürstenthumsschule vor Teschen in Oberschlesien. Mit den drei Predigern Johann Adam Steinmetz, dem späteren Abt zu Klosterbergen, Johann Muthmann und Johann Ludwig Sassadius, sowie dem Conrector Georg Sargeneck wurde er im J. 1730 bei der Verfolgung der Evangelischen vertrieben und hielt sich dann eine Zeit lang in Leipzig auf. Nicht lange darauf ward er als Pagenhofmeister nach Kopenhagen berufen, wo er auch Prediger der Prinzessin Sophie Hedwig, der Schwester des Königs Friedrich IV. wurde; von hier kam er im J. 1733 als Prediger in die Vorstadt bei Oldenburg. Er starb am 1. September 1734 in Bremen, wohin er sich zu einer Cur begeben hatte. Er hat mehrere geistliche Lieder gedichtet; eines derselben, das Lied: „Laß dich, Ueberwinder, von mir überwinden", nahm Freylinghausen in den zweiten Theil seines Gesangbuches (1714) auf, hernach wurde es von dem genannten Steinmetz auch in das Klosterbergen'sche Gesangbuch (1738) aufgenommen. Ein anderes seiner Lieder, „Das edle Kreuz macht ja recht edle Christen", findet sich wol zuerst in der Cöthen'schen Liedersammlung (von Allendorf 1733 herausgegeben) und kam von hier aus dann auch in das Klosterbergen'sche und in andere Gesangbücher.

Wetzel, analecta hymnica, 2. Band, Gotha 1756, S. 38 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, Bd. I S. 90 und Bd. II S. 22. l. u.

Jeroen oder **Jeron** gehört zu den Missionären, welchen im 8. und 9. Jahrhunderte Friesland seine Bekehrung dankt. Wie die Meisten von ihnen, war auch er von hoher Geburt und erhielt eine fromme und sorgsame Erziehung. Schon frühe neigte sich das Herz dieses jungen angelsächsischen Edelmannes zur Liebe Gottes, so daß er sich dem Priesterstande zu widmen wünschte. Seine Eltern bemühten sich umsonst, ihr einziges Kind von diesem Vorsatze zurückzuhalten, versöhnten sich aber später mit seiner Wahl. Wo im Auslande er sich vorbereitete, sagt uns sein Biograph nicht, wol aber, daß er nach erhaltener Priesterweihe sich durch heiliges Leben und kräftige Predigt besonders hervorthat. Dennoch genügte ihm dies für sein nach Frieden suchendes Gemüth nicht; allen weltlichen Gütern entsagend wollte er zu höherer Heiligkeit emporsteigen. Daher zog er als Missionär nach Holland und Friesland und soll nicht ohne bedeutenden Erfolg an der Heidenbekehrung gearbeitet haben, bis um 856 oder 857 die Normannen und Dänen diese Länder überströmten und seinem Wirken und Leben ein Ziel setzten. Er wurde zu Noordwyk gefangen und, wie es scheint, nach kurzem Processe mit dem Schwerte gerichtet. Seine Freunde bestatteten seinen Leichnam insgeheim; um 960 aber ward er vom Bischofe Baldrich erhoben und nach der Egmunder Abtei geführt. Bischof Zweder von Kuilenburg setzte für Nordholland und Westfriesland am 15. November 1429 die Feier seines Martyrerthums auf die Octav des h. Laurentius (17. August) fest und verlieh der Kirche zu Noordwyk, deren Patron er war, einen Ablaß von vierzig Tagen. Dennoch ist seine Verehrung bei unsern Voreltern niemals allgemein geworden. Das Leben des h. Jeroen's, von Wilhelm Hermanß von Gouda besungen, kennen wir aber besonders aus einem niederländischen Heiligen-Passional, zum Theil abgedruckt im Volksalmanak voor Nederl. Katholicken für 1861, wo sich auch eine romantische Bearbeitung seines Lebens findet; die Bydragen voor de geschiedenis van t'Bisdom Haarlem geben Bd. II, Bl. 377—412 eine scharfsinnige Abhandlung über das Wiederfinden seiner Reliquien, welche vor der Reformation in der Egmonder Abteikirche aufbewahrt wurden.

Van Heussen en van Rhyn, Bat. Sacr. II, Bl. 426, v. v. Oudh. u. Rynl., Bl. 596, 617 v. v. Moll, Kerkgesch. v. Nederl. I, Bl. 247, 272, 392, II, 2. St. Bl. 414, 3. St. Bl. 252 und die von ihm genannten Quellen. van Slee.

Jeroschin: Nicolaus v. J., Priester des deutschen Ordens und hochmeisterlicher Kaplan von unbekannter Herkunft, Verfasser einer preußischen Reimchronik im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts. Auf Veranlassung des Hochmeisters Herzog Luther von Braunschweig, der nicht blos ein Gönner und Förderer der Dichtkunst, sondern selbst ausübender Dichter war, übernahm er die Uebertragung der in lateinischer Sprache abgefaßten „Chronik des Landes Preußen" seines Zeitgenossen und Ordensbruders Peter von Dusburg in deutsche Reime, um sie so den des Latein unkundigen Brüdern besser zugänglich zu machen. Nachdem ihm bei dem ersten Angriffe der Neid das kaum begonnene Werk zerstört hatte, nahm er auf den Wunsch des nachfolgenden Meisters, Burggraf Dietrich von Altenburg, die Arbeit noch einmal auf und schuf so eine Reimchronik in 27 738 Versen, die „Kronike von Pruzinlant". Stofflich ist die Chronik nur von geringem Werth, da der Verfasser sich ganz und gar seinem Originale anschließt und höchstens in den letzten Abschnitten aus mündlicher Ueberlieferung oder eigener Anschauung einige sachliche Zusätze gibt, ihr Hauptwerth liegt hauptsächlich auf der formalen Seite, in ihrer Bedeutung für deutsche Sprache und deutsche Metrik. Die Sprache ist der sogenannte mittelhochdeutsche Dialekt, der für die größeren historischen Dichtwerke des 14. Jahrhunderts in gewissem Sinne als die Schriftsprache bezeichnet werden könnte; als Versmaß hat N. die „kurzen Reimpaare" in Anwendung gebracht, in welchen der einzelne Vers nicht weniger als sechs und nicht mehr als neun Silben zählt. — In der letzteren Beziehung haben den Dichter und sein Werk eingehend behandelt: Pfeiffer in der Einleitung zu seiner Ausgabe der nach dieser Seite wichtigen Stellen daraus, welche unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der mittelhochdeutschen Sprache und Litteratur. Die Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin", Stuttgart 1854 erschien, ferner Bartsch im ersten Jahrgange von Pfeiffers Germania (1856) und F. Bech im siebenten Jahrgange (1862). Die einzige vollständige Ausgabe lieferte Strehlke im ersten Bande der Scriptores rerum Prussicarum (1861). Zu vergleichen ist auch Töppen in seiner Einleitung zu Peter von Dusburg (ebendaselbst). — Gleich nach dem Erscheinen des Hauptwerkes fand Johannes Voigt das den Anfang enthaltende Fragment einer ebenfalls von N. in derselben Sprache und Form verfertigten Uebersetzung der Lebensbeschreibung des h. Adalbert, des ersten Preußenapostels, welche dem römischen Mönche Canaparius zugeschrieben wird, und veröffentlichte sie in den Neuen Preußischen Provinzialblättern von 1861 und darnach Strehlke im zweiten Bande der Preußischen Geschichtsquellen (1863). Lohmeyer.

Jerung: Heinrich J., ein theologischer Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, war Syndicus der Stadt Nürnberg und Magister. Er verfaßte ein für jene Zeit verdienstliches, jetzt aber zu den typographischen Seltenheiten gehörendes biblisches Wörterbuch in lateinischer Sprache unter dem Titel: „Elucidarius scripturarum" (gedruckt zu Nürnberg 1476 in fol.). In der von einem Anderen geschriebenen Vorrede wird er als ein bereits Verstorbener erwähnt.

Vgl. Will's Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon, fortgesetzt von Nopitsch, VI, 170. Firmin Didot, Nouv. biogr. génér. XXVI, 702 f. Stanonik.

Jerusalem: Johann Friedrich Wilhelm J., protestantischer Theolog, Kirchen- und Schulmann des 18. Jahrhunderts, geb. den 22. November 1709 zu Osnabrück, † den 2. September 1789 in Braunschweig. Sein Vater, M. Theodor Wilhelm von Jerusalem (so nennt ihn der Sohn, der für seine Person von dem „von" niemals Gebrauch macht; die Familie soll aus den Niederlanden stammen, früher Wessel geheißen haben, nach anderen Angaben jüdischer Herkunft sein; vgl. Koldewey, S. 531), war Pastor prim. zu St. Marien, Superintendent

und Scholarch in Osnabrück, Verwandter von Justus Möser, ein Mann von achtungswerther Gelehrsamkeit und vielseitiger Bildung. Im Vaterhaus, auf den Schulen seiner Vaterstadt, eine Zeit lang auch in einer auswärtigen Pension, genoß er eine gründliche Vorbildung, besonders in den alten Sprachen. Nach des Vaters frühem Tode (7. Juni 1726) bezog er, wahrscheinlich im Herbst desselben Jahres, die Universität Leipzig zum Studium der Theologie. Mehr als die dogmatischen Vorlesungen eines Klausing (dessen „elenden, dürftigen Vortrag er ohne Verdruß und geheimen Spott kaum anhören konnte") und Anderer zog ihn die alttestamentliche Philologie J. Gottlob Carpzov's an (damals in Leipzig, seit 1730 in Lübeck), insbesondere aber das Studium der Wolfischen Philosophie, in die er durch Gottsched eingeführt wurde. Auch übte er sich in der Gottsched'schen Gesellschaft in deutschen Reden und der damals aufkeimenden deutschen Litteratur, hörte auch Staatengeschichte bei Gebauer, Reichsgeschichte bei Mascov und nahm zum Beschluß nach damaliger Sitte den Magistertitel an. Nach kurzem Aufenthalt in Osnabrück, wo er ein paar Mal predigte, ging er, da er mehr Neigung für ein akademisches Leben als für die Kanzel in sich fühlte, auf zwei Jahre nach Holland, erst nach Leyden, wo der Orientalist A. Schultens, der Historiker und Philolog Burmann, der Physiker Muschenbroek rc. seine Lehrer waren und wo er auch Gelegenheit hatte, mit Theologen der verschiedensten Denominationen, z. B. dem Socinianer Samuel Crell, bekannt zu werden, in deren Umgang er die entzückende Erfahrung machte, wie fruchtbar die wesentlichen Grundlehren des Christenthums in guten Seelen bei allem Unterschied der Lehrbegriffe sind. Eine Zeit lang versah er im Haag die Stelle eines lutherischen Predigers bei der deutschen Gemeinde, besuchte Amsterdam und die übrigen großen Städte, machte Bekanntschaft mit den vornehmsten Gelehrten rc. Mit Kenntnissen und praktischen Lebenserfahrungen bereichert kehrte er 1734 nach Deutschland zurück, in der Absicht, auf ein akademisches Lehramt sich vorzubereiten. Zu diesem Zwecke benutzte er die sich ihm bietende Gelegenheit, zwei junge westphälische Edelleute auf die soeben eröffnete Universität Göttingen zu begleiten, wo er, mit mehreren der neuen Lehrer schon von früher her befreundet, drei Jahre verweilte (1734—37). Auch mit dem Curator der Universität, Freiherrn von Münchhausen, wurde er bekannt und von ihm für eine Professur in Aussicht genommen, unter der Bedingung, daß er zuvor mindestens auf ein Jahr nach England gehe, um sich daselbst auf seinen neuen Beruf vorzubereiten. Hier hatte er Gelegenheit, nicht blos mit mehreren in England lebenden Deutschen, z. B. dem preußischen Gesandten, Baron von Andrié, sondern auch mit englischen Gelehrten und Theologen der verschiedensten Richtung und Lebensstellung bekannt zu werden, z. B. mit dem Erzbischof Potter von Canterbury, Bischof Sherlok von Salisbury, mit Waterland, Whiston, Foster, dem Franzosen Des Maiseaux u. A.; ja es gefiel ihm in England (wo „die Menschheit noch allein originell ist") so gut, daß er Lust hatte, ganz dort zu bleiben, zumal da der Göttinger Ruf seinen Erwartungen nicht ganz entsprach. Dennoch kehrte er nach dreijährigem Aufenthalt im Sommer 1740 auf den Rath seiner Freunde im Gefolge des Königs Georg II. nach Deutschland zurück, bekleidete 1740—42 eine Hauslehrerstelle zu Hannover im Hause des Obersten, späteren Feldmarschalls von Spörken, und folgte endlich nach langem Schwanken zwischen verschiedenen Lebensplänen im J. 1742 einem Rufe des Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel als Hofdiakonus und Erzieher des damals siebenjährigen Erbprinzen, des nachmals berühmt gewordenen Kriegshelden Karl Wilhelm Ferdinand (geb. 1735, † 1806). Hier am Hofe des thatenlustigen, aber auch prachtliebenden und verschwenderischen Herzogs, des Schwagers von Friedrich d. Gr., eröffnete sich ihm eine schöne, erfolgreiche und lohnende Wirksamkeit. Neben

seinem Amte als Prinzenerzieher und Religionslehrer von vier jüngeren Prinzen bekleidete er eine Zeit lang auch eine Hofpredigerstelle zu Wolfenbüttel, wo er abwechselnd mit zwei anderen, und zu Salzdahlum, wo er während des Sommeraufenthaltes allein die Predigten zu halten hatte; doch wurde er von dieser Function seit 1749 entbunden und hatte dann nur noch ausnahmsweise bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. der Confirmation der Prinzen, bei Eröffnung und Schluß des Landtages 1768 und 1769 zu predigen. An Würden und Einkünften fehlte es ihm nicht: 1744 wurde er Propst der braunschweigischen Klöster St. Crucis und St. Aegidii, 1748 Dr. theol. von Helmstedt, 1749 Abt von Marienthal, 1752 Abt von Riddagshausen, wo er besonders um die Neuorganisation und Leitung des dortigen, später nach Wolfenbüttel verlegten Predigerseminars sich verdient machte. Besondere Verdienste erwarb er sich ferner um die Organisation des braunschweigischen Armenwesens, wofür er 1745 eine eigene Denkschrift (Ueber die Wohlthätigkeit öffentlicher Armenanstalten s. Nachgel. Schriften II, 37 ff.) ausarbeitete, sowie um die Reorganisation des braunschweigischen Schulwesens, besonders durch die Gründung und vieljährige Leitung des Collegium Carolinum zu Braunschweig im J. 1745, eines Institutes, das eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen Gymnasium, Polytechnikum und Universität einnehmen, Unterricht und Erziehung in zweckmäßiger Weise verbinden und nicht blos für gelehrte Studien, sondern auch für die verschiedenen bürgerlichen Berufsarten die nöthige Vorbildung geben sollte. Ueber die Absicht und erste Einrichtung des Collegii Carolini hat er selbst sich ausgesprochen in einer ausführlichen, für die Geschichte der Pädagogik nicht uninteressanten Denkschrift vom J. 1765 (Nachgel. Schriften II, S. 71—120); das Curatorium desselben führte J. zuerst in Gemeinschaft mit Mosheim, dann seit 1747 allein und wußte, insbesondere durch Gewinnung tüchtiger Lehrkräfte in Gärtner, Ebert, Zachariä, Eschenburg ꝛc., die Anstalt bald zu erfreulicher Blüthe zu bringen. Einen nach Mosheim's Tode (1755) an ihn gelangten ehrenvollen Ruf nach Göttingen als Kanzler und Professor der Theologie lehnte er ab aus Anhänglichkeit an die ihm so nahe verbundene ältere Linie des braunschweigischen Hauses, ebenso eine von Preußen an ihn gelangte Berufung zum Abt von Kloster Bergen und Generalsuperintendenten von Magdeburg, aber auch dem wiederholt an ihn gestellten Antrage, in das herzogliche Kabinet einzutreten, widerstand er, wurde dagegen 1771 zum Vicepräsidenten des herzoglichen Consistoriums zu Wolfenbüttel ernannt, jedoch mit Beibehaltung seines Wohnsitzes in der Stadt Braunschweig. Hier verlebte er denn auch sein trotz seiner zarten Constitution doch im Ganzen gesundes und glückliches Alter, in ernster und vielseitiger Thätigkeit, in regem persönlichen und brieflichen Verkehr mit vielen hochstehenden Persönlichkeiten, Männern und Frauen, Theologen, Gelehrten und Staatsmännern des In- und Auslandes, allgemein geachtet und geliebt wegen seines edlen Charakters, seiner feinen und vielseitigen Bildung, seiner wohlwollenden Freundlichkeit, Milde, Geduld und Sanftmuth: „ein frei- und zartdenkender Gottesgelehrter", wie Goethe, ein „christlicher Philosoph und einsichtsvoller Lehrer vernünftiger Gottesverehrung", wie seine Grabschrift, ein „herrlicher Alter", wie F. H. Jacobi ihn nennt. Sein Familienleben war ein inniges und glückliches; seine Frau war die ihm gleichalterige Wittwe seines Freundes, des Göttinger Professors J. W. Albrecht († 1736), Tochter des Erfurter Seniors Joh. Lorenz Pfeiffer, die ihn mit fünf Kindern, vier Töchtern und einem Sohne beschenkte. Desto herber war dann aber auch der Schmerz, der ihn traf durch die Selbstentleibung dieses einzigen hoffnungsvollen Sohnes Karl Wilhelm († am 30. October 1772 in Wetzlar, s. u.), sowie einige Jahre später durch den Tod seiner Gattin († am 11. Mai 1778). Der doppelte Verlust erschütterte seine Seele auf's Tiefste

und machte die Freunde für sein Leben besorgt; bald aber ermannte sich sein Muth — die Religion tröstete ihn — sein Kummer wich der dauerhaftesten Beruhigung — kein Murren entfuhr je seinen Lippen (Eschenburg S. 132). Es blieben ihm drei Töchter, welche, sämmtlich unverheirathet, ihm den Lebensabend verschönerten — bis zu seinem am 2. September 1789 im achtzigsten Jahre erfolgten Tode. Seine letzten Lebenstage hat ein Freund und Verehrer, Professor J. F. Emperius, in einer eigenen Schrift geschildert (Leipzig 1790. 8) als „das Ende eines schönen, der Gottheit geweihten Lebens". In der Klosterkirche zu Riddagshausen wurde ihm von seiner „Freundin", der Herzogin Mutter, Philippine Charlotte von Braunschweig, der Schwester Friedrichs des Großen, ein Denkmal errichtet; ein zweites Monument setzte ihm im Schloßgarten zu Vechelde sein Schüler, der Herzog Ferdinand. Dauernder noch als beide ist das Denkmal, das seine reichbegabte und gebildete, auch durch einige poetische Versuche bekannte Tochter Friederike (geb. den 4. April 1759 in Braunschweig, † den 15. April 1836 in dem Stifte Wulfinghausen) ihm gesetzt hat durch die von ihr besorgte Herausgabe seiner nachgelassenen Schriften (Braunschweig 1792, 8°. 2 Bände). Sein bedeutendstes Werk, von den Zeitgenossen hochgeschätzt, vielgelesen und in mehrere fremde Sprachen (die französische, dänische, schwedische, holländische) übersetzt, sind seine „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion", verfaßt auf Anregung seines ehemaligen Zöglings, des Erbprinzen Ferdinand (1. Theil 1768; 2. Theil 1772—79; neue Auflagen 1785, 1795. 8°) — das vielgelesene Erbauungsbuch gebildeter Christen des 18. Jahrhunderts. Das Ganze war auf drei Theile berechnet: 1) Wahrheiten der natürlichen Religion, 2) Altes Testament, 3) Christenthum; das Werk bricht bei der Patriarchengeschichte (Th. II, 3, 3) ab; die vielfach begehrte Fortsetzung unterblieb, wie der Verfasser selbst sich entschuldigte, wegen Geschäftslast und schwacher Gesundheit; wie Böswillige behaupteten: weil er als versteckter Socinianer und Deist mit seinen neologischen Ansichten vom Christenthum und besonders von der Person Christi nicht offen mit der Sprache herauswollte. Doch ist seine eigene Tendenz keineswegs eine destructive, sondern eine conservative und apologetische, aber allerdings im Sinne jenes aus der Wolfischen Schule hervorgegangenen und zugleich den deutlichen Einfluß des englischen Latitudinarismus verrathenden praktischen Supranaturalismus oder der Aufklärungstheologie des 18. Jahrhunderts, zu deren hervorragendsten, gebildetsten und einflußreichsten Vertretern er gehört. Von inniger Ehrfurcht gegen „die Religion" durchdrungen, in der Religion aber vor Allem das sittliche Moment hervorhebend (Religion = das ernstliche Streben, Gott in seiner allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu werden und die beruhigende Versicherung von seiner Gnade und einer seligen Ewigkeit), sucht er theils die Wahrheit des Christenthums gegen die Angriffe des Unglaubens (besonders Voltaire's, der englischen Deisten, des Wolfenbütteler Fragmentisten) zu vertheidigen, theils aber auch Aberglauben und Schwärmerei zu bekämpfen, an die Stelle der alten Orthodoxie mit ihren unfruchtbaren dogmatischen Lehrsätzen und ihren fremden künstlichen Terminologien helle, der Vernunft einleuchtende Begriffe zu setzen und so das Christenthum dem Geschmack der Zeit und insbesondere der Gebildeten und Denkenden anzupassen, ihm seinen moralischen Einfluß auf das menschliche Herz und die menschliche Gesellschaft zu sichern. „Die Religion und das Christenthum ist ihm die kräftigste Anleitung zur Rechtschaffenheit, die sicherste Quelle aller wahren Beruhigung, das beste Mittel, die Menschen zur Aufklärung und Moralität zu führen"; „das Predigtamt die wahre allgemeine Schule der Menschheit". — Neben seinen Betrachtungen waren es insbesondere seine Predigten, die sich des größten Beifalls erfreuten, obwol er selbst sie später für unvollkommene Jugendproducte erklärte, mit denen er

gleich Anfangs nicht zufrieden gewesen; sein Bestreben war auch hier, die Lehre Jesu in einer einfacheren, allgemein faßlicheren Sprache darzustellen, als es bisher üblich gewesen. Er warnt vor dem auf der Kanzel vielfach herrschenden „Nachtwächter- und Marktschreierton", vor der trockenen Scholastik oder finsteren Mystik, will aber auch nicht die großen französischen Kanzelredner des siècle de Louis XIV zum Vorbild protestantischer Predigt erwählen, sondern ähnlich wie seine Zeitgenossen Mosheim, Sack, Spalding ꝛc. mehr den englischen Vorbildern eines Tillotson ꝛc. folgen in dem Streben nach einer „mit Licht und Wärme verbundenen, edlen und unaffectirten Simplicität". Doch machten seine Predigten mehr auf die Gebildeten Eindruck als auf die große Gemeinde, da es ihm an äußeren Rednergaben fehlte und er seine Kanzelreden nach englischem Vorbild nicht frei vortrug, sondern ablas. Verschiedene derselben sind einzeln gedruckt; andere in zwei Sammlungen vereinigt: Braunschweig 1745, 1753; neue Auflagen 1788, 1789; mehrere erschienen auch in holländischer, französischer und schwedischer Uebersetzung. — Von weiteren Schriften Jerusalem's sind noch bemerkenswerth: „Briefe über die mosaischen Schriften", 1771; 3. Aufl. 1783; „Von der Kirchenvereinigung", 1772; „Leben des Prinzen Albrecht Heinrich", 1774; „Glaubensbekenntniß des Prinzen Leopold", 1769, sowie verschiedene kleinere Reden, Abhandlungen und Aufsätze, gesammelt in den „Nachgelassenen Schriften", Braunschweig 1793, 2 Thle. Für die deutsche Litteraturgeschichte interessant ist besonders sein 1781 gedruckter, in den Nachgelassenen Schriften, II. S. 365 ff. abgedruckter Aufsatz: „Ueber die deutsche Sprache und Litteratur", gerichtet an die Herzogin Phil. Charlotte von Braunschweig, als Beantwortung der Schrift Friedrichs des Großen De la litérature allemande: sie zeigt ihn als feinen Kenner der Litteratur, als guten Patrioten, der sich des geistigen Aufschwungs seines Vaterlandes hoffnungsvoll freut, aber auch als gewandten Hofmann, der die Hoffnung ausspricht, daß unter Friedrichs Schutze die unbebauten Gegenden in der deutschen Litteratur bald in schöne belaubte Haine und fruchtbare Gefilde sich verwandeln werden. Von Jerusalem's ausgebreitetem Briefwechsel (mit Hagedorn, Möser, Abbt, Sack, Spalding, Münter, Michaelis ꝛc.) ist wenig erhalten, noch weniger gedruckt z. B. ein paar Briefe an Hagedorn (in dessen Werken Bd. V), eine Correspondenz mit einem Kaufmann Meyer in Neustadt bei Coburg, gedruckt 1789; einige sehr interessante Briefe, z. B. ein Brief über den „seligen Lessing" und seine „skandaleusen Fragmente" vom 27. August 1781, befinden sich handschriftlich auf der Göttinger Bibliothek in dem Briefwechsel von Michaelis, Heyne u. A.

Nachrichten über sein Leben gibt er selbst in seinen Nachgel. Schriften, Bd. II, S. 1—36; ferner Emperius, Jerusalem's letzte Lebenstage, 1790; Eschenburg in der deutschen Monatsschrift, 1791, VI; Strodtmann, Gesch. jetzt lebender Gelehrten, Th. II; Döring, Deutsche Kanzelredner, S. 153 ff. (nebst Verzeichniß der Schriften); Derselbe in der Allgem. Encyklop. S. II. Th. XV. S. 266 ff.; Hagenbach, K.G. des 18. u. 19. Jahrh., 3. A. I. 351; Vorlesungen über K.G., VI. S. 335 ff.; Derselbe in der theol. Realencykl., VI. S. 584 ff., 2. A.; Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 318 ff.; Sack, Geschichte der Predigt, S. 56—66; Frank, Geschichte der prot. Theol., III. S. 90 ff.; Baur, KG., Bd. IV. S. 601 ff.; besonders aber Koldewey, Jerusalem, ein Lebensbild aus der Aufklärungszeit in Zeitschr. für histor. Theol., 1869, S. 530 ff., wo auch noch weitere Litteratur angegeben ist.

Wagenmann.

Jerusalem: Karl Wilhelm J. ist mehr durch sein trauriges Ende und Goethe's „Leiden des jungen Werther", als durch seine philosophischen Schriften bekannt geworden. Als Sohn des berühmten Theologen Johann Friedrich

Wilhelm J. (s. o.) am 21. März 1747 zu Wolfenbüttel geboren, studirte er seit Ostern 1765 in Leipzig die Rechte, wo er mit Eschenburg Freundschaft schloß und im Vorbeigehen auch Goethe begegnete. Schon in Göttingen, wohin er im Herbst 1767 ging, finden wir ihn in der melancholischen, selbstquälerischen Stimmung, in welcher er in allen Vorfällen seines engen Lebens nichts als Sekkatur, in sich selbst und den Menschen nur „lustige Sekkatoren" findet. Aber während sich diese innere Unruhe und Unzufriedenheit in den Briefen an Eschenburg ausspricht, der J. deshalb seinen wunderlichen Freund zu nennen liebte, — zeigt sich derselbe im persönlichen Verkehre mit Lessing ganz von der entgegengesetzten Seite. Im Juni 1770 wurde er als Assessor bei der Justizkanzlei in Wolfenbüttel angestellt; und Lessing lernte an ihm „einen wahren, nachdenkenden, kalten Philosophen" schätzen. Ein Jahr später (Sept. 1771) wurde J. dem braunschw.-wolfenbüttelschen Subdelegatus bei der Kammergerichts-Visitation in Wetzlar, v. Höfler, als Secretär beigegeben und hier fanden sich alle die Motive zusammen, welche sein tragisches Ende veranlaßten. Goethe hat dieselben im zweiten Buche seines Werther nach authentischen mündlichen und schriftlichen Nachrichten geschildert. Eine gesellschaftliche Zurücksetzung, welche dem Subalternbeamten in der „noblen Gesellschaft" bei dem Grafen Bassenheim (vgl. Werther, 2. Buch, Brief vom 15. März) widerfuhr, nahm J. als erwünschten Anlaß, sich in seiner beliebten Abneigung gegen die Gesellschaft und die Menschen zu bestärken. J. war von dem Freundschaftsenthusiasmus der Zeit mehr als andere angesteckt; aber er fand seine empfindsamen Bedürfnisse nirgends befriedigt. Nicht einmal seinem besten Freunde, dem Freiherrn von Kielmannsegge, vertraute er sich ganz an; in Goethe, mit dem er manchmal bei Freunden zusammentraf, fand er nur einen Zeitungsschreiber; noch härter urtheilt er über Gotter, der ihm aufrichtige Freundschaft entgegengebracht zu haben scheint und durch seinen Tod zu der berühmten Epistel über „Starkgeisterei" (Merkur 1773, Julius 3—28) veranlaßt wurde. So fühlt er sich auf einsamen Spaziergängen im Walde und bei Mondenschein immer mehr verlassen; er lebt ganz ohne Geschöpfe, mit denen er auch nur eine einzige Empfindung theilen könnte. Wetzlar wird ihm immer mehr verhaßt; in vorahnendem Geiste nennt er den Schauplatz von „Werther's Leiden" eine Sekkopolis (Leidensstadt). Als Sohn eines wohlhabenden Mannes scheint J. niemals besondern Ernst und Ausdauer in seinen Geschäften gezeigt zu haben. Seine Thätigkeit bei der Gesandtschaft erschien ihm zu gering, er sah keine Nothwendigkeit in ihr und fand sie nur für die Nachwelt der Ratzen im herzogl. braunschweigischen Archive nützlich und gut genug. Das Mißverhältniß zu seinem Chef erregte vollends einen Ueberdruß und Ekel an jeder Arbeit in ihm (vgl. Werther, 2. Buch, Brief vom 17. Februar), sodaß der Gesandte nach vielen Zerwürfnissen mit J. endlich bei seinem Hof auf dessen Abberufung drang. Innere Unzufriedenheit mit sich selbst, ein allzu ängstliches Bestreben nach Wahrheit und Güte, endlich eine unglückliche Liebe zu der Frau des kurpfälzischen Geheimsecretärs Herd kamen hinzu und drängten ihn endlich zu dem Entschlusse, seinem Leben ein Ende zu machen. In der Nacht vom 29. auf den 30. Octbr. 1772 erschoß er sich unter Umständen, welche in Goethe's Roman getreu auf die Nachwelt gekommen sind. J. ist nicht an einem blos persönlichen Zwiespalte zu Grunde gegangen, es stritten sich zwei Zeitströmungen in seiner Brust: die Periode der Aufklärung und die des Sturmes und Dranges. Er ist das erste der vielen Opfer gewesen, welche der neue Geist des Sturmes und Dranges unter den schwächern Zeitgenossen erlangte. Durch Goethe's Roman, dessen thatsächlichen Beziehungen man sogleich bei seinem Erscheinen eifrig nachspürte, wurde der Tod Jerusalems in ganz Deutschland zu einem vielbeweinten Falle. Lessing, der J. nur von der einen Seite als Philosophen der Aufklärung kennen

gelernt hatte, gab in Opposition gegen Goethe's Roman die „Philosophischen Aufsätze“ von J. heraus (Braunschweig 1776). Er rühmt in der Vorrede an seinem Freunde die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, den Geist der kalten Betrachtung. Wie Mendelssohn's Phädon neben den Schriften Leibnitz' Jerusalems Lieblingslektüre war, so steht er hier ganz auf dem Boden der Aufklärungsphilosophie; überall anknüpfend an Mendelssohn oder die damals vielberührte Preisfrage der Berliner Akademie über den Ursprung der Sprache ꝛc., immer nach den Grundsätzen der Leibnitz'schen Philosophie entwickelnd und widerlegend. Aber besser als ihn Lessing in vertrautem Verkehre in einem Zeitraume von einem Jahre kennen gelernt hatte, trat die wahre Gestalt Jerusalems Goethen, der seit sieben Jahren neben ihm herging, ohne sich ihm zu nähern, aus den Berichten der Freunde hervor. Der Verfasser der „Philosophischen Aufsätze“, der Jünger der Aufklärungsphilosophie wird bei Goethe zum Kraftgenie, zum Helden eines Sturm- und Drangromanes. Damit hat Goethe die andere Seite Jerusalems, welche Lessing unverstanden geblieben war, dargestellt. In der That hatte J., der Goethe verächtlich als Frankfurter Zeitungsschreiber bezeichnet hatte, gegen das Ende seines Lebens noch Gefallen an dem emancipirten Tone der Frankfurter gelehrten Anzeigen gefunden. Er klagt in faustischer Ueberhebung über die engen Grenzen, welche dem menschlichen Verstande gesetzt sind und trägt den Schmerz über die Unzulänglichkeit seiner Erkenntniß mit sich herum. So konnte J. mit Recht den späteren Genies als ein Vorbild dienen, welches sie bis auf die Aeußerlichkeiten der Kleidung nachzuahmen suchten.

Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem, herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing, Braunschweig, in der Buchhandlung des fürstl. Waisenhauses, 1776. — Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Dokumenten. Herausgegeben von A. Kestner, königl. hannov. Legationsrath, Ministerresident bei dem päpstlichen Stuhle in Rom. Stuttgart u. Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1854. — J. W. Appell, Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Litteratur. Neue verbesserte und vermehrte Ausgabe, Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1865. — Elf Briefe von Jerusalem-Werther: Im neuen Reich, 1874, Nr. 25, 970 ff. — „Lessing u. Goethe“ von J. Minor in d. (Wiener) N. Fr. Presse v. 5. März 1881, Abendbl. Nr. 5938, S. 4. — W. Herbst, Goethe in Wetzlar, Gotha 1881, S. 59—76.

Jacob Minor.

Jessen: Joh. v. J. (Jessensky), Arzt, ist 1566 in Breslau geboren; er hatte zuerst in Leipzig, später an italienischen Universitäten Medicin studirt und 1596 in Wittenberg die Doctorwürde erlangt. Bald nach seiner Promotion wurde ihm die Venia docendi ertheilt, auch wurde er zum Leibarzte des Kurfürsten von Sachsen ernannt. Im J. 1601 folgte er einem ehrenvollen Rufe als Prof. ord. an die Universität zu Prag, wo er mit Auszeichnungen überhäuft, zum Rector und Kanzler der Universität befördert und mit der Würde eines Leibarztes des Königs Rudolf betraut wurde. Bei den Zerwürfnissen zwischen der böhmischen Krone und dem österreichischen Kaiserhause wurde er von den böhmischen Ständen, welchen er sich angeschlossen hatte, nach Ungarn deputirt, auf seiner Rückreise aber in Wien gefangen genommen und längere Zeit daselbst in Haft gehalten. Nach seiner Befreiung kehrte er nach Prag zurück, nahm bei dem Ausbruche der Streitigkeiten zwischen den böhmischen Ständen und dem Kaiser Ferdinand 1619 wieder sehr lebhaften Antheil, wurde nach Niederlage seiner Partei (nach der Schlacht am weißen Berge) verhaftet und endete mit 26 seiner Schicksalsgefährten im Juni 1621 auf dem Schaffote durch Henkershand. — J. hat das Verdienst, das Studium der Anatomie durch Leichenuntersuchung an der Universität in Prag wesentlich gefördert zu haben;

seine litterarischen Arbeiten (vergl. das Verzeichniß derselben in Haller, Bibl. anat. I. 274, Bibl. chirurg. I. 278, Bibl. pract. II. 311) sind ohne Bedeutung.

A. Hirsch.

Jessen: Peter Willers J., Irrenarzt, geb. am 13. September 1793 zu Flensburg, studirte an der Universität Berlin Medicin, wo besonders Horn und Heim eine nachhaltige Einwirkung auf ihn ausübten. Ehe er noch in Kiel zum Doctor promovirt worden war (Dissertatio: De Digitalis purpureae viribus usuque medico, 1820), war er schon zum Arzt der neu errichteten Irrenanstalt zu Schleswig, welche 1820 vollendet wurde, ernannt. 1832 erhielt er den Charakter als Professor. Nach 25jährigem Wirken legte er seine Stelle nieder. Um die Wirksamkeit Jessen's in der Anstalt richtig zu beurtheilen, muß man den damaligen Stand der Psychiatrie berücksichtigen; J. gebührt unter anderm der Ruhm, schon vor länger als 40 Jahren den unberechenbaren Schaden, welchen die damals fast allgemein angewandten Zwangsmaßregeln den Kranken zufügten, erkannt zu haben. Schon im J. 1828 beantragte er den Ankauf größerer Ländereien, um die Kranken im Freien mit landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigen zu können. Der Drehstuhl, Zwangslager und Stühle, welche als unbedingt erforderliche Requisiten gleich bei Errichtung der nach einem Plan des berühmten Esquirol erbauten Anstalt beschafft waren und noch heute als traurige Andenken auf der Anstalt bemerkt werden, sind von ihm kaum angewandt, da er bald erkannte, daß zweckmäßige Beschäftigung, gehörige Classificirung und möglichste Freiheit als Beruhigungsmittel weit vorzuziehen wären, welche er lange vor Griesinger's Reformvorschlägen anwendete und welche nach seinem Vorgange noch heute zum Wohle der unglücklichen Kranken und zur Beruhigung des Publikums, dessen Scheu vor der Irrenanstalt mehr und mehr schwindet, angewandt werden. Wenn J., dessen wissenschaftliche Ausbildung, persönliche Liebenswürdigkeit und angenehme gesellige Formen ihm viele Freunde erwarben und allgemeine Anerkennung fanden, nach 25jähriger Wirksamkeit seine Stellung aufgab, mögen theils Familienrücksichten, theils die, mit der starken Zunahme der Krankenzahl der Anstalt, welche in den 25 Jahren von Anfangs 90 bis auf 406 gestiegen war, wachsende Last der Geschäfte, welche ihm wenig Zeit zur wissenschaftlichen Beschäftigung ließ, ihn dazu vermocht haben. Als College beliebt, war er der hochverehrte Begründer und Leiter des seit 1832 bestehenden Vereins der Aerzte Schleswigs, den er durch geistreiche Vorträge belebte.

Am 1. October 1845 eröffnete J. eine von ihm gegründete Privatirrenheilanstalt bei Kiel, welche er in dankbarer Erinnerung an seine Lehrer Horn und Heim „Hornheim“ benannte, und wo er wissenschaftlich und praktisch thätig war, bis zu seinem am 29. September 1875 erfolgten Tode. Für seine erfolgreiche praktische Wirksamkeit spricht der blühende Stand dieser Anstalt und das ihr allseitig entgegengetragene Vertrauen, welches kaum vorübergehend erschüttert schien, als J. in den Jahren 1861 und 1862 die kränkendsten Angriffe erlitt. Auf die Aussagen zweier Wahnsinnigen hin beschuldigte man ihn, daß er sich hätte dazu erkaufen lassen, einen Genesenen unter dem Vorwande fortdauernder Geisteskrankheit in seiner Heilanstalt zurückzuhalten, ja daß er sogar versucht hätte, eine seiner Obhut anvertraute Kranke zu vergiften. In einer würdig gehaltenen Schrift „Das Asyl Hornheim, die Behörden und das Publikum“, 1862, legte er den Sachverhalt einfach dar und benutzte zugleich die naheliegende Gelegenheit, um die Ansichten des Publikums über Geisteskrankheiten und Irrenanstalten soweit thunlich zu berichtigen. An seine Collegen richtete er die Aufforderung, so viel als möglich dahin zu wirken, daß so schmählichen Verläumdungen von Irrenärzten und -anstalten endlich einmal eine Schranke gesetzt werde, indem sie beitragen sollen, richtigere Begriffe über Geisteskranke

und Anstalten allgemein zu verbreiten. Schon im J. 1846 hatte er in der allgemeinen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Kiel einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag gehalten, in welchem er die Versammelten dazu aufforderte, die Irrenärzte in dem Bestreben zur Vernichtung der Vorurtheile zu unterstützen, wodurch das Schicksal der Geisteskranken so sehr erschwert werde. Ueberhaupt entfaltete J. eine rege, auf das Allgemeine gerichtete Thätigkeit, er war Mitredacteur der Zeitschrift für krankhafte Seelenzustände und Mitarbeiter an verschiedenen Journalen, besonders auch der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie. An den Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte, sowie des Vereins der deutschen Irrenärzte, nahm er fleißig Antheil, wiederholt wurde er in die Vorstandschaft des Vereins berufen und öfters präsidirte er den Sitzungen. In verschiedenen wichtigen Fragen, zu denen der Verein Stellung nehmen mußte, wurde ihm das Referat übertragen, so bei den Vorschlägen zur Irrengesetzgebung, bei den Thesen zur gerichtlichen Psychiatrie und bei der Aufstellung der gesetzlichen Bestimmungen in Beziehung auf die Aufnahme von Geisteskranken in Irrenanstalten. Jessen's wissenschaftlicher Standpunkt in der Psychiatrie ist zunächst der seines Lehrers Horn, dabei wandte er sich aber mit Vorliebe dem Gebiete der Psychologie zu, welche er als ärztlichen Wissenschaftszweig zu begründen suchte. Sein erstes Werk sind die „Beiträge zur Erkenniß des psychischen Lebens im gesunden und kranken Zustande", 1831. Hier suchte er durch nähere Entwicklung und Fortbildung der von Charles Bell gemachten Entdeckungen über das Nervensystem nachzuweisen, daß nicht blos die Muskeln durch einen Nervenkreis mit dem Gehirn verbunden wären, sondern alle Nerventhätigkeit vermittelst eines Kreislaufes zu Stande komme; daß alle menschlich-psychische Thätigkeit an einen entsprechenden Kreislauf gebunden sei; daß die Duplicität des Nervenlebens sich im psychischen Leben wiederhole; daß endlich die psychische Thätigkeit, wie alles Leben, durch ein Entfalten des ursprünglich Einfachen zum Entgegengesetzten und durch das Bestreben des Entgegengesetzten nach Wiedervereinigung entstehe. Den Anschauungen vom Kreislauf der Nerventhätigkeit und der Ideen sowie von der Duplicität des Seelenlebens begegnen wir wieder in erweiterter Form in dem 1855 erschienenen „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie", in welchem das Seelenleben im Allgemeinen und speziell das menschliche und zwar im wachenden und träumenden Zustande behandelt wird. Auf empirischem Standpunkte fußend ist das Werk reich an treffenden Urtheilen und lehrreichen Erörterungen, besonders wenn das pathologische Seelenleben abgehandelt wird. Auf der Naturforscherversammlung zu Hannover (1865) hielt er einen sehr anregenden Vortrag über doppeltes Bewußtsein, sowie über Störung und Verlust der Sprache, ein dritter (Ueber das Verhältniß des Denkens zum Sprechen) wurde zurückgezogen und erschien im Druck in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. XXII, pag. 352. Ebend'a wurden (Bd. XXVI, pag. 1) „Gedanken über den Sitz des Gemüthes oder die Funktionen des kleinen Gehirns" veröffentlicht. Anläßlich des 50jährigen Doctorjubiläums seines Freundes Flemming (15. December 1871) widmete er diesem seine „Physiologie des menschlichen Denkens", in der er an der Grenze eines langen thätigen Lebens die Resultate seiner Forschungen auf diesem Gebiete niederlegte.

Callisen, medic. Schriftstellerlexikon, Bd. IX, pag. 442 und XXIX, pag. 152. J. Rüppell, Summar. Bericht über die Irrenanstalt bei Schleswig, den Zeitraum von 1820—1870 umfassend. Hamb. 1872. 4°. Vandorf.

Jessin: Adam J. war in Schönberg in der Landschaft Propstei, Provinz Schleswig-Holstein, am 4. Aug. 1793 geboren, der Sohn eines Kaufmanns. Er studirte Theologie seit 1812 in Kiel und Göttingen und beabsichtigte erst die akademische Carriere einzuschlagen, ward aber schon 1819 zum Diakonus an

seinem Geburtsorte gewählt. 1821 erschien von ihm eine sehr beachtenswerthe theologische Abhandlung: „De authentia epistolae Judae Comm. crit.“ 1829 ward er Pastor in Elmschenhagen bei Kiel. In späteren Zeiten beschäftigte er sich sehr mit Studien zur schleswig-holsteinischen Provinzialgeschichte, namentlich Kirchengeschichte. So hat er sich verdient gemacht durch Bearbeitung der, unter den Auspicien der schleswig-holstein.-lauenb. Gesellschaft für vaterländische Geschichte erschienenen Diplomatar. des Klosters Preetz 1839, des Klosters Ahrensböck 1852. Auch in der Zeitschrift dieser Gesellschaft finden sich von ihm werthvolle Abhandlungen. Doch vernachlässigte er dabei weder sein Amt noch theologische Studien. 1844 erschien von ihm: „Offener Protest gegen die Einführung einer bindenden Agenda“ und 1864 „Uebersetzung und Auslegung der Offenbarung Johannis“. Er starb 18. Juli 1874.

Alberti, Schriftstellerlexikon s. v. Carstens.

Jester: Friedrich Ernst J., ursprünglich Jurist, später Forstmann, geb. den 9. October 1743 zu Königsberg, † den 14. April 1822 daselbst. Frühzeitig verwaist — seine Mutter starb schon acht Tage nach der Geburt dieses einzigen Sohnes, sein Vater (Secretär beim Handelscollegium) folgte der Gattin drei Jahre später — wuchs er unter Anverwandten auf, lernte daher von Kindheit auf, sich in fremde Verhältnisse zu fügen. Durch einen guten Privatunterricht, zumal in der lateinischen Sprache, hinlänglich vorbereitet, durchlief er vom 12. bis 15. Lebensjahr die höheren Classen der altstädtischen Parochialschule und bezog hierauf die Universität seiner Vaterstadt. Dem Wunsche seines Pflegevaters, des Notars Bielefeld, entsprechend, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft. Mit Gewissenhaftigkeit, wenn auch ohne innere Neigung, warf er sich auf das römische Recht, vernachlässigte aber daneben auch andere, mehr allgemeine Wissenszweige nicht. Er hörte u. A. Philosophie bei Kant, Mathematik bei Buck, Naturkunde bei Teske, trieb die französische Sprache und begeisterte sich ganz besonders, einem idealen Zuge seines Herzens folgend, für die Dicht- und Schauspielkunst. Diese schlug ihn so in ihre Fesseln, daß er, angeregt durch seinen gleichdenkenden, begüterten Freund Tritt (aus Danzig), gemeinsam mit diesem ein Liebhabertheater stiftete, in welchem er wiederholt mit Beifall, sogar in weiblichen Rollen (z. B. als Lessing's Sara Sampson), debütirte. Diese Liebe zur lebenslustigen Thalia, welcher auch eine Reihe dramatischer Arbeiten ihre Entstehung verdanken, begleitete ihn bis an sein Lebensende. Von 1765 ab finden wir J. auf Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, wo er drei Monate in Paris zubrachte. Auf diesen Wanderungen kam er mit Künstlern und Gelehrten, besonders mit Dichtern, wie Lessing u. A., in häufige Berührung, wodurch sein Ideenkreis fruchtbare Erweiterung und sein Wissen schöne Bereicherung empfing. Aber auch dem Erwerb praktischer Kenntnisse und Fertigkeiten war seine Aufmerksamkeit zugewendet. So suchte er sich z. B. in dem waldreichen Thüringen und im Harzgebirge, woselbst er einen kurzen Aufenthalt in Clausthal und Goslar nahm, auch mit dem Berg-, Hütten- und Forstwesen bekannt zu machen. Der Jagd war er schon vom 14. Lebensjahre ab mit großer Vorliebe ergeben. Kaum in seine Vaterstadt zurückgekehrt (1767), ward er von seinem Verwandten und Pathen, dem Minister von Rhode, preußischem Gesandten am Wiener Hof, der sich gerade damals auf Urlaub in Königsberg befand, als Secretär bei der Gesandtschaft engagirt. In Wien fand J. neben seinem Berufe reichlich Muße und Gelegenheit, seinen Hang zu den schönen Wissenschaften zu befriedigen und seiner Passion für das edle Waidwerk nachzugehen. Er erlernte hier förmlich bei einem kaiserlichen Oberförster in der Nähe der Kaiserstadt drei Jahre lang die Forstwirthschaft und Jägerei praktisch, wozu ihm die Zeit verblieb, da er wöchentlich

nur zweimal in seinem Geschäftsbüreau zu erscheinen brauchte. Nachdem er noch Italien und Tirol dienstlich bereist hatte und hierbei mit den größten Fürsten der damaligen Zeit, Kaiser Joseph II. von Oesterreich und Friedrich dem Großen, in persönliche Berührung gekommen war, kehrte er 1772 mit dem Gesandten nach Königsberg zurück. Hier übernahm er vorläufig die Stelle eines zweiten Bibliothekars bei der königlichen Universitätsbibliothek und nebenbei die Secretärstelle bei dem Präsidenten von Domhardt. 1775 wurde er zum Kriegs-, Domänen- und Präsidialrath in Königsberg ernannt und aushülfsweise ein Jahr nach Marienwerder beordert. Nach seiner Zurückkunft warf er sich vorwiegend auf das Forstwesen, welches zu Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in Preußen aufzublühen begann. Häufige Dienstreisen mit dem Präsidenten von Domhardt und dessen Nachfolger von Golz verschafften ihm Einblick in den damals noch sehr der Verbesserung bedürftigen Zustand der preußischen Forste und bereicherten seine forstlichen Kenntnisse und Erfahrungen. Dies hatte seine Anstellung als Forstdepartementsrath bei der Kriegs- und Domänenkammer durch den Minister von Schulenburg im J. 1780 zur Folge. 1788 rückte er zum Oberforstrath auf, 1805 erhielt er den Charakter eines Oberforstmeisters, eine seltene Auszeichnung, welche bis dahin in Preußen einem Bürgerlichen noch kaum zu Theil geworden war. In allen diesen Stellungen wirkte er namentlich auf dem Gebiete des Forstculturwesens höchst erfolgreich. Er schuf in der Provinz Preußen neue Waldanlagen, beförderte die Einführung fremder Holzarten (z. B. der Lärche) und wendete zumal dem Anbau des Flugsandes und der Dünen besondere Aufmerksamkeit zu. Daneben organisirte er das Forstwesen, regelte auch den Jagdbetrieb. Ihm ist z. B. hauptsächlich die Schonung des bereits dem Untergange nahen Elenwildes in der dortigen Gegend zu danken. Seine jagdlichen Erfahrungen legte er in einem mehrbändigen Werke „Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauche angehender Jaeger und Jagdliebhaber“ (8 Bändchen, 1793—1808) nieder, welches 1817 in 2. Auflage (4 Bände) erschien und nach seinem Tode noch zweimal (1848 und 1859) vom Oberforstrath Dr. Edmund von Berg aufgelegt wurde. Diese wiederholten Auflagen sprechen, da es damals an Jagdschriften durchaus nicht fehlte, gewiß für den Werth des Buches, lange Zeit (bis zu Diezel) des besten im Gebiete der „niederen Jagd“. Der Verfasser hatte bereits bei dem Erscheinen des ersten Heftes eine über 30 Jahre im Dienste Diana's verbrachte Thätigkeit hinter sich! Man fühlt aus allen Heften heraus, wie sehr der Autor auf diesem Gebiete zu Hause ist, aus eigener Anschauung schöpft und aus eigener Erfahrung spricht. Auch die Beschreibungen der einzelnen Jagdthiere sind kurz und treffend. Von forstlichen schriftstellerischen Leistungen sind zu nennen „Anleitung zur Kenntniß und zweckmäßigen Zugutemachung der Nutzhölzer“ (3 Theile, 1815—1816) und „Erfahrungen über Borkenkäfer- und Raupenfraß“ (in Hartig's Forst- und Jagdarchiv von und für Preußen, Jahrg. 2, Heft 4, S. 45). Das erstgenannte Werk schrieb J. in dem hohen Alter von 72 Jahren, selbstverständlich hat dasselbe bei den inzwischen so wesentlich veränderten Verhältnissen der Holzausformung und des Holzmarktes nur noch einen historischen Werth. In den „Erfahrungen 2c.“ bewährt sich J. als scharf blickender Praktiker, indem er die schon damals brennende Frage: ob der Borkenkäfer nur krankes, oder auch gesundes Holz befalle? richtig dahin beantwortet: „auch gesundes“ und daher für den Hieb in frischer Wurmtrockniß eifert. Im Ganzen war übrigens J. doch weit mehr Jagd- als Forst-Schriftsteller. Die umfangreichste schriftstellerische Thätigkeit entfaltete aber J. im Gebiete der schönen Künste. Wir verdanken ihm, abgesehen von einer kleineren Schrift: „Der Freund der Schooßhündchen“, Neujahrsgeschenk für Damen (1797), 5 Schauspiele, 5 Lustspiele, 13 Ueber-

setzungen französischer Lustspiele, 9 Original-Operntexte (meist komische) und 4 Uebersetzungen von Opern. Man muß über eine solche außerordentliche Vielseitigkeit und beispiellose, sich auf die heterogensten Dinge erstreckende Arbeitskraft geradezu staunen! Sein Freund und Biograph, der blinde Professor von Baczko in Königsberg, erklärt dieselbe aus „Frühaufstehen und Zeitsparsamkeit“. J. trat 1820 auf sein Nachsuchen in den Ruhestand. Am 21. März 1822, also wenige Tage vor seinem Tode, hatte er noch das Glück, die 50jährige Jubelfeier der von ihm zu Königsberg gestifteten Freimaurerloge mitzubegehen. Offen und bieder in seinem ganzen Wesen, tüchtig im Amte, tactvoll in seinem Auftreten, wohlwollend gegen Untergebene, ein vollendeter Weltmann in seinen Manieren gegen Jedermann, verstand er es, überall Achtung und Liebe zu ernten. Er starb unverheirathet, zuletzt von der Wittwe Gerlach, einer langjährigen Freundin, gepflegt und schlummert, seinem Wunsche gemäß, im Logengarten „an den Ufern des Pregels unter selbst gepflanzten Bäumen, nachdem er im Leben wenig geruht hatte“.

Fischer und v. d. Borch, Sylvan, N. F., 2. Jhrg. 1824, S. 3—20 (enthält u. A. eine vollständige Aufzählung aller seiner Theaterschriften). Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie II. Sect. XV. S. 421. Ratzeburg, Forstwissenschaftl. Schriftstellerlexikon, S. 270. Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums 2c. II. S. 341. R. Heß.

Jester: Sigmund Christoph J., Rechtsgelehrter, geb. am 9. Januar 1715 zu Königsberg, † daselbst 1773, stammt aus einer ostpreußischen Pastorenfamilie. Sein Vater Erhard Christian war Pastor an der Sackheimer Kirche in Königsberg und starb 1767 im 91. Lebensjahre. — J. hat seine ganze Lebenszeit in Königsberg zugebracht. Nach dort vollendeten Gymnasial- und Universitätsstudien wurde er 1734 Hof-Hals-Gerichtsadvokat, am 7. September 1735 nach vertheidigter Inauguraldissertation: „de exiguo usu querelae inofficiosi testamenti in foro Prutenico“ (Regiomont. 1736, 4°) Doctor beider Rechte, 1739 außerordentlicher Professor; in demselben Jahre heirathete er Maria Charlotte, die Tochter des Professors der Rechte Dr. Reinh. Fr. Sahme, aus welchem Anlasse ihm seine Collegen 18, in der Universitätsbibliothek aufbewahrte Hochzeitscarmina widmeten. 1745 wurde er Hofrath, 1752 vierter ordentlicher Professor der Rechte und Criminalrath, 1771 trat er in den Ruhestand, in welchem er 1773 starb. — Er hinterließ eine Reihe von Dissertationen, deren Stoff großentheils dem Pandektenrechte entnommen ist. Die Dissertation De eo quod justum est etc. ist die Jubelschrift auf den greisen Vater Erhard Christian. — Außerdem lieferte J. in die „wöchentlichen Königsberger Frag- und Anzeigungsnachrichten, darinnen seit 1736 (nach dem Muster der Hallischen Intelligenz-Zettul) von den sämmtlichen Professoribus gelehrte Observationes und Anmerkungen inserirt werden sollen“, — mehrere Abhandlungen, so 1736 Nr. 46 über cessio bonorum und wie solche jetzt in Preußen geschehe, — 1737 Nr. 51 über Appellation eines Litisconsorten, — 1744 Nr. 8 u. 9 vom Schaltjahre und Tage, — 1753 Nr. 7—13 über Lehngut-Veräußerungen, — 1756 Nr. 5 u. folg. über Vormundschafts-Wesen u. A. m.

Wilhelm Bernhard J., Rechtsgelehrter (nach Weidlich irrig ein Sohn des Vorgenannten) ist ein jüngerer Verwandter desselben und (nach Adelung) ein Sohn des Advocaten Joh. Bernh. J. Am 14. Januar 1736 gleichfalls zu Königsberg geboren, bezog er 1754 die Hochschule seiner Vaterstadt und wurde später Mitglied der königl. deutschen Gesellschaft daselbst. Nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges ging er als Secretär des preußischen Ministers und Kanzlers von Trettau nach Magdeburg und blieb dort bis zum Abschluß des Hubertusburger Friedens, der ihn 1763 nach Königsberg zurückführte. Noch in

demselben Jahre Hofgerichtsadvocat erwarb er 1764 die juristische Doctorwürde (Dissertation: De transactionibus validae consectariis. Regiom. 1764) und die Erlaubniß, an der Hochschule rechtswissenschaftliche Vorträge zu halten. 1765 wurde er zum Criminalrath, 1773 zum ordentlichen Professor befördert und bekleidete nach L'Estoq's Abgang von 1779 bis zu seinem Tode (8. Febr. 1785) die Stelle eines Primarius, Kanzlers und Directors der Universität; zugleich wurde ihm die Aufsicht über die Wallenrodt'sche Bibliothek und das Stipendienwesen übertragen. Bei seinen vielen und mannigfachen Amtsgeschäften blieb ihm wenig Muße zu schriftstellerischen Arbeiten und hat er nur einige kleinere akademische Schriften veröffentlicht.

Schriftenverzeichniß der beiden Jester bei Meusel, Lexik. der verstorbenen teutschen Schriftsteller, Bd. 6, S. 263 u. 264. (Ueber Sigm. Christoph:) Meusel a. a. O. — Weidlich, Gel.-Lex., Th. I, S. 428. — Arnold, Hist. d. Universität Königsberg, Thl. II, 279 u. Zusätze. — Akten der Universität Königsberg. Goldbeck, liter. Nachr. von Preußen, I. S. 60—230. — (Ueber Wilhelm Bernhard:) Weidlich, biogr. Nachr. von jetzt lebenden Gelehrten, Bd. 3, S. 166, Bd. 4, S. 142, Bd. 5, S. 141. E—t.

Jesup: Nicolaus oder Klaus J., auch Jesop, Yezup, wahrscheinlich ein Wollenweber, nach Reimar Kock ein Pelzer, war Führer der Aufstände der Handwerkszünfte in Wismar 1410—16 und 1427—30. Schon 1399 wird er genannt, 1410 ist er nach Lübeck zu dem dortigen neuen Regimente als Abgeordneter gesandt, 1411 ist er Bürgermeister im neuen Rathe, 1416 entsetzt, schürt er nach den Niederlagen im dänischen Kriege 1427 den neuen Aufstand, eine Specialchronik bezeichnet ihn als den Anstifter der Hinrichtungen von Johann Bantscow und Hinrich von Haren (s. diese). Er war in dem revolutionären Rathe der dritte Bürgermeister und verschwindet mit dessen Beseitigung 1430 von der politischen Bühne, scheint aber erst zwischen 1448 und 1453 gestorben zu sein.

Crull, Wism. Rathlinie (und briefl. archivalische Nachrichten desselben). Krause.

Horstig *): Karl Gottlieb H., Begründer des nach ihm benannten zweitältesten deutschen Stenographiesystems, wurde am 3. Juni 1763 zu Reinswalde bei Sorau geboren. Er studirte zu Leipzig Theologie, ward 1787 Pfarrer zu Eulo bei Forst in der Niederlausitz und folgte 1792 einem Rufe nach Bückeburg, wo er später das Amt eines Oberpredigers, Superintendenten und Scholarchen inne hatte. Ein plötzlicher Anfall von Geistesstörung, der sich auf der Kanzel während der Predigt einstellte, nöthigte ihn sich pensioniren zu lassen; er siedelte 1803 nach Heidelberg über und kaufte sich später zu Miltenberg in Oberfranken an, wo er am 21. Januar 1835 verstarb. H. war ein gelehrter, vielseitig gebildeter Mann. Seine pädagogischen Schriften sind nicht ohne Bedeutung; am bekanntesten wurde das 1826 bei Becker in Gotha erschienene Werk „Die Religion der Bibel". Lebhaft interessirt durch die zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Frankreich und England sich verbreitende stenographische Bewegung faßte er den Plan einer deutschen Kunstschrift und veröffentlichte 1797, ein Jahr nach Mosengeil (s. d. Art.), bei Voß & Co. in Leipzig seine „Erleichterte deutsche Stenographie", die bereits im folgenden Jahre in zweiter verbesserter Auflage herauskam. Das System lehnt sich eng an seine französischen und englischen Vorbilder

*) Zu Bd. XIII S. 163.

an; die Vertheilung der Zeichen ist eine ziemlich vortheilhafte, ohne daß es jedoch gelungen ist, die Schrift leicht lesbar zu machen. Das Kapitel von den Abkürzungen ist als durchaus verfehlt zu bezeichnen und der Mangel an Deutlichkeit und Zuverlässigkeit macht sich oft fühlbar. Auch spätere Bearbeiter (Leichtlen, Pfarrer Heim 1820, Dr. Thon 1825, Professor Ineichen zu Luzern 1839 und 1850) vermochten der Horstig'schen Schrift die erwähnten Mängel nicht zu benehmen und sie mußte bald, wie manches andere ephemere System, der mächtigen Concurrenz der Schöpfungen Gabelsberger's und Stolze's weichen.

Krafft, Th., im „Panstenographicon“ (Leipzig, Wartig), S. 175 ff. Alge, Geschichte d. stenogr. Schweiz. Stenogr. Beobachter (Stolze), 1875, Nr. 15, 16. Stenogr. Courier (Stolze), 1872, Nr. 3. E. Bauer.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 79. Z. 22 v. u.: Jetzt ist zu vgl. Histor. Zeitschr. von Schwaben und Neuburg, 1880, I. S. 68: Lier, Der Augsburg. Humanistenkreis mit besonderer Berücksichtigung Bernhard Adelmanns v. Adelmannsfelden.

Band III.

S. 295. Z. 15 v. o.: Breitinger starb am 13. December 1776 (nicht 15. December 1774). v. Wyß.

S. 311. Z. 22 v. u. l.: Bußmann (st. Hausmann).

S. 485. Z. 2 v. u. l.: 1591 (st. 1159).

S. 673. Z. 18 v. o.: Vgl. ferner E. Kautzsch, Johannes Buxtorff d. ält., Basel 1879 (Rectoratsrede).

Band IV.

S. 652. Z. 22 v. u.: Curtius ist im Sommer 1512 in der Rostocker Matrikel vom Rector Gerhard Vrilde intitulirt als Valentinus Corte de Lubeca, was in der Zeit stets nur Lübeck bedeutet. Auch dieser Stammvater der Curtius war also schon ein Lübecker von Geburt. In Rostock muß er noch unter dem Einfluß des Nicolaus Ruß gestanden haben. Krause.

Band VI.

S. 446. Z. 26 ff. v. o.: Nach einer zur Zeit der Abfassung des obigen Artikels über Schack Hermann Ewald noch nicht gedruckten Quelle (s. u.) wurde derselbe den 6. Februar 1745 geboren und starb den 5. Mai 1822 (nicht 1824). Nach dem Besuche des gothaischen Gymnasiums und der Universität Erfurt widmete er sich 1769 der Advokatur in seiner Vaterstadt, übernahm aber dann noch die Stelle eines Hofmeisters bei einem wohlhabenden Rechtsstudirenden und begleitete diesen Anfangs Mai 1772 nach Göttingen, von wo er zu Anfang October des gleichen Jahres wieder nach Gotha zurückkehrte.

Hier wurde er 1780 Registrator und 1784 Secretär beim Hofmarschallamte. 1798 zum Hofsecretär befördert, erhielt er 1803 noch den Titel eines Rathes und 1812 den eines Hofrathes. Seine Beerdigung erfolgte unter feierlicher Theilnahme der „Loge Ernst zum Kompaß“, deren langjähriges Mitglied er gewesen war und deren Feste er öfters durch Gelegenheitsgedichte verherrlicht hatte. Der ihm gewidmete Denkstein auf dem zweitältesten Friedhofe Gotha's trägt außer den Personalien das Distichon:

„Harmlos, reinen Gemüths, durchforscht' er die Bahnen der Weisheit;
Heiter und dürstend nach Licht, stieg er zum Grabe hinab.“

Das oben erwähnte abfällige Urtheil seiner Göttinger Freunde über die „Oden“ schreckte ihn nicht von weiteren litterarischen Versuchen ab. Es sind theils dramatische, ohne seinen Namen erschienene („Der falsche Mord. Schauspiel.“ Frankf. 1778; „Die Heirath aus Liebe. Nachspiel mit Arien und Gesängen.“ Gotha 1788), theils philosophisch-ästhetische („Ueber das menschliche Herz. Beiträge zur Charakteristik der Menschheit.“ Erfurt 1784. Neue Auflage in 3 Bänden 1799; „Die Allgegenwart Gottes.“ 2 Thle. Gotha 1817—19), theils Zeitschriften und Beiträge zu solchen, theils Uebertragungen aus dem Lateinischen, Englischen und Französischen. Allein gab er heraus: „Gothaisches Magazin der Künste und Wissenschaften“ (2 Bde. Gotha 1776—79) und in Gemeinschaft mit H. A. O. Reichard, L. Chr. Lichtenberg und J. W. Dumpf: „Gothaische gelehrte Zeitung“ (Gotha 1774 ff.) Beiträge von ihm erschienen in Reichard's „Theater-Journal“ (Gotha 1777 ff.), in der „Litteratur- und Theater-Zeitung“ (Berlin 1778 ff.), in der von Reichard herausgegebenen Vierteljahrsschrift „Olla Potrida“ (Berlin 1778 ff.) und im „Gothaischen gemeinnützigen Wochenblatt“ (Juni 1779 bis Juni 1781). Von Uebersetzungen aus den obengenannten Sprachen veröffentlichte er u. a.: „Lieder des Markus Antonius Flaminius“ (Gotha 1775), A. D. Philidor's „Praktische Anweisung zum Schachspiel“ (Gotha 1779; 3. Aufl. 1810), Moheau's „Untersuchungen und Betrachtungen über die Bevölkerung von Frankreich“ (Gotha 1780), Adair's „Beschreibung der nordamerikanischen Indianer“ (Breslau 1782).

Vgl. außer den oben angeführten Quellen: Intelligenzblatt der Jen. Allgem. Litteratur-Zeitung vom J. 1822, Nr. 37 u. 38, Sp. 300. — A. Beck, Ernst der Zweite, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, als Pfleger und Beschützer der Wissenschaft und Kunst. Gotha 1854, S. 117. — Briefe von und an Gottfr. Aug. Bürger, hrsg. von Adolf Strodtmann. Berlin 1874, Bd. I S. 73—76; Bd. IV S. 302ª. — H. A. O. Reichard (1751 bis 1828). Seine Selbstbiographie überarb. u. hrsg. von Herm. Uhde. Stuttg. 1877, S. 39, 424 u. 471—72. Schumann.

Band X.

S. 89. Z. 15 v. u. l.: Kohlo (st. Lobau).

S. 167. Z. 9 v. o.: Vgl. P. Knoodt, Anton Günther, eine Biographie. 2 Bde. Wien 1881, Braumüller.

S. 358. Z. 11 v. u.: Von E. M. Hahn's Söhnen haben drei hervorragende Stellungen eingenommen: Ludwig H., Geh. Oberregierungsrath im preußischen Ministerium des Innern, ist bekannt als Chef des litte-

rarischen Preßbüreau's, Herausgeber der Provinzialcorrespondenz, als Geschichtschreiber durch seine größeren und kleineren preußischen Geschichten, die Geschichte Friedrichs des Großen, durch seine Actenstücke zur preußischen Politik 1866 und 1867, 1867—71, und zur Politik Bismarck's. Der zweite Sohn Karl H., Geh. Ober-Justizrath, Senatspräsident des Kammergerichts, Mitglied mehrerer Sondergerichte wie desjenigen für Competenzconflicte und der Reichscommission, hervorragend als Gesetzcommentator, besonders als Criminalist, Redacteur des Goltdammer'schen Archivs für preußisches Strafrecht, ist gestorben zu Berlin am 16. März 1880. Sein letztes Werk enthält: Die gesammten Materialien zu den Reichsjustizgesetzen. Der dritte Sohn Oscar H. ist nach Bekleidung von Landrathsämtern in Obornik in Posen und in Weilburg (Hessen-Nassau) Oberregierungsrath in Bromberg geworden und hat mehrere Schriften, besonders einen Commentar der Kreis- und Provinzialordnung verfaßt. Alle drei waren zeitweilig Mitglieder des Landtags. H. Hahn.

S. 489. Z. 4 v. o. l.: Keimann (st. Klimann).

Band XI.

S. 113. Z. 22 v. o. l: 1690 (st. 1691). Das. Z. 24 f. v. o. muß es heißen: „Seine Mutter — brachte ihn in Wesel als 14. Kind zur Welt."

S. 274. Z. 11 v. u.: Zu Hegendorf ist jetzt noch zu vgl. Stintzing, Gesch. d. deutschen Rechtswissensch. (Gesch. d. Wissensch. in Deutschl., Bd. XVIII), S. 100, 116, 243, 249—253.

S. 569. Z. 7 v. u. l.: plötzlich am 12. Juli (st. im November).

Band XII.

S. 203. Z. 5 v. o.: Herp ist, was leider übersehen ward, identisch mit dem schon in Bd. X S. 617 besprochenen Harphius. D. Red.

S. 471. Z. 1 v. u. l.: Domdecan (st. Domvicar).

S. 472. Z. 7 v. o.: Vgl. J. B. v. Hirscher's nachgelassene kleinere Schriften. Mit biographischen Notizen [und einem Verzeichniß von Hirscher's Werken] von H. Rolfus, 1868. Ein ausführlicherer Nekrolog von Mack in der Tübinger Theol. Quartalschr. 1866, S. 298.

S. 591. Z. 27 v. o.: Ueber Gottfr. Hoffmann vgl. Ad. Gelbke im Zittauer Schulprogramm Nr. 473, Ostern 1881.

S. 644. Z. 19 v. o. l.: Mentag vnn Z.).

S. 732. Z. 26 v. o. l.: in welchen (st. welcher).

S. 758. Z. 5 v. o. l.: Körbecke (st. Corvey) bei Soest. — Vgl. R. Cruel, Gesch. d. D. Predigt im M. A. (Detmold 1879), S. 505, wo auch die Predigtweise Hollen's ausführlicher besprochen wird. Stanonik.

Band XIII.

S. 18. Z. 5 v. u.: v. Prantl hat in den Sitzungsberichten der philos.-philol. und histor. Klasse der k. baier. Akad. d. Wissensch. 1873 S. 843—88 ein Fronleichnamsspiel Holtzmann's (d. h. eine Beschreibung und gereimte Erklärung der Figuren der Procession) vom J. 1574 veröffentlicht und es mit Nachrichten über den Dichter begleitet. H. nennt sich in dem seiner Abschrift beigefügten Schreiben an den damaligen Rector der Ingolstädter Universität, Cyriac Luz, d. d. München

4. Jan. 1575: „Daniel Holzmann deuttscher poet von Augspurg itziger zeitt f. gn. Hertzog Albrechten in Bayern Diener.“

S. 277. Z. 29 v. o.: Zu Eilard von der Hude vgl. noch Archiv des Stader Vereins für Gesch. d. Alterth., VI. S. 298—384.

S. 304. Z. 15 v. o. l.: Katten (st. Ratten) und Z. 16 l.: in den Waaken (st. in der Waakra).

Verzeichniß

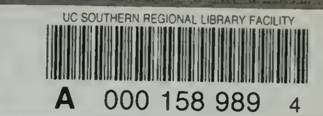
der in Band I—XIII als Nachträge gedruckten Artikel und der wichtigeren Zusätze.

Es ist darüber geklagt worden, daß Artikel, welche nicht an ihrem richtigen Ort, sondern als Nachträge gedruckt wurden, für den Nachschlagenden verloren seien, bis das für den Schlußband in Aussicht genommene Generalregister sie wieder aus ihrem Winkel hervorzieht. Das ist allerdings richtig, wenn nicht die Besitzer der Allg. Deutschen Biographie sich der kleinen Mühe unterziehen, beim Erscheinen eines Nachtrages jedesmal auf der betr. Seite des Werkes einstweilen eine handschriftliche Verweisung einzutragen. Um aber zur Habhaftwerdung der Flüchtlinge, die übrigens zum größten Theil ohne unser Verschulden entschlüpften, behülflich zu sein, geben wir hier eine Zusammenstellung der bisher als Nachträge gedruckten Artikel, denen wir gleich — mit einem Sternchen bezeichnet — die erheblicheren Zusätze beifügen.

R. v. Liliencron. Fr. X. v. Wegele.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.




UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 158 989 4

